Wien, 1848-1888

Vienna (Austria). Gemeinderat, Robert ...

WIEN

1848–1888.

WIEN

1848–1888.

DENKSCHRIFT ZUM 2. DECEMBER 1888

HERAUSGEGEBEN

VOM

GEMEINDERATHE DER STADT WIEN.

I. BAND

WIEN.

IM COMMISSIONS-VERLAG VON CARL KONEGEN.

1888.

VORWORT.

Am 2. December 1888 vollzieht sich ein denkwürdiges Ereigniss: Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph I. vollendet an diesem Tage das vierte Jahrzehnt seiner Regierung. — Nicht wie die ruhigen Gewässer eines in sicheren Ufern eingedämmten Stromes flossen diese Jahre dahin; vielmehr glichen sie dem unendlichen Weltmeere mit seinem Brausen und Schäumen, mit seinen Stürmen und Gefahren.

Kühnen Muthes und von tiefem Pflichtgefühle gestählt, übernahm Kaiser Franz Joseph als achtzehnjähriger Jüngling die Regierung und verzichtete voll Hingebung für Land und Volk auf die Sonnenzeit einer goldenen Jugend.

Als gereifter Mann erntet er nun die Früchte eines edlen, thatenreichen Lebens und sieht sein geliebtes Oesterreich-Ungarn, ausgesöhnt mit dem unabwendbaren Gange der Geschichte, zu erneutem Glanze, zu Macht und Ansehen erstarkt.

Wie sollten die Völkerschaften unseres Kaiserstaates nicht jenes Freuden- und Ehrentages gedenken — sie, die ihre Anhänglichkeit an Kaiser und Reich stets unerschütterlich bewahrt haben in den Tagen der Freude und der Trauer!

Allerwärts rüstete man sich, den patriotischen Gefühlen entsprechenden Ausdruck zu geben. Die Vertretungen der Länder und Städte, Gemeinden, Corporationen, Vereine aller Art und Private wollten nach Mass ihrer Kräfte ihre treue Ergebenheit beweisen. Auch die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, welche dem regierenden Kaiser ihre Selbstverwaltung und dadurch ihre geistige Bedeutung und ihre Entfaltung zu einer der schönsten und gesündesten Grossstädte Europas verdankt, wollte ihr Scherflein zur würdigen Feier dieses Jubeltages beitragen.

Am 16. November 1886 stellten der Bürgermeister und dessen beide Stellvertreter den Antrag, aus dem Plenum des Gemeinderathes eine Commission von 15 Mitgliedern zu wählen, welche unter dem Vorsitze des Bürgermeisters die Modalitäten der Jubiläumsfeier zu berathen und diesbezüglich an die Vollversammlung zu referiren hat.

Dieser Antrag wurde von dem Gemeinderathe einstimmig angenommen.

Am 3. December 1886 erfolgte die Wahl der Commission, in welche die beiden Bürgermeister-Stellvertreter Dr. Prix und Steudel, dann die Gemeinderäthe: Altenberg, Erndt, Dr. v. Geitler, Dr. Grübl, Kreuzig, Kropf, Loquay, Prätorius, Dr. Scholz, Starnbacher, Streit, Trubel und Vaugoin berufen wurden. An die Stelle der Gemeinderäthe Prätorius und Kropf traten später die Gemeinderäthe Dr. Loidold und Streitz.

Der Kaiser wollte nicht vorübergehende glanzvolle Feste, er wollte nicht demuthsvolle Adressen und Glückwünsche; seinem hochherzigen Sinne entsprechen nicht schwungvolle Worte der Unterwürfigkeit. Vertrauend auf die bewährte ehrliche Treue der Bürgerschaft, schätzt er das freie Manneswort und darum liess er auch offen und ungeschminkt verkünden, dass die Veranstaltung von Festen seinen Intentionen nicht entspricht und dass er es vorzieht, wenn an deren Stelle die Unterstützung der Armen und Hilfsbedürftigen tritt.

Diesem wiederholt kundgegebenen Wunsche des Kaisers entsprechend, hat die Gemeindevertretung der Stadt Wien beschlossen, den Erinnerungstag durch die Ausführung nützlicher, bleibender Werke zu feiern.

Von der Erfahrung belehrt, dass in den jetztigen schweren Zeiten Gewerbsleute mit ihren Familien von hereinbrechenden Unglücksfällen nicht selten in ihrer Existenz bedroht werden, durch eine entsprechende Beihilfe aus der unverschuldeten Nothlage, in welche sie geriethen, gerettet und wieder existenzfähig gemacht werden können, beschloss der Gemeinderath über Bericht des ersten Bürgermeister-Stellvertreters Dr. J. Prix, für unverschuldet in eine Nothlage gerathene Gewerbsleute eine Stiftung zu errichten und hiezu einen Betrag von 100.000 fl. zu widmen. Mit dem Segen, welchen diese Stiftung spendet, wird der Allerhöchste Name Sr. Majestät den spätesten Enkeln bewahrt werden.

Zum bleibenden Gedächtnisse an den Gedenktag wurde ferner die Prägung einer Medaille und die Herausgabe einer Denkschrift beschlossen.

Mit der Ausführung der in zwei Exemplaren in Silber anzufertigenden Gussmedaille, wovon das eine Exemplar für Se. Majestät den Kaiser, das andere für das städtische Archiv bestimmt ist, wurden die Künstler Anton Scharff und Josef Tautenhayn betraut.

Die Denkschrift sollte einen Rückblick auf die Zustände der Stadt Wien vor dem Jahre 1848 und daran anschliessend die Schilderung der culturellen und materiellen Verhältnisse enthalten, wie sich dieselben während der vierzigjährigen Regierungsepoche des Kaisers Franz Joseph I. entwickelt haben. Die Bearbeitung der einzelnen Gruppen wurde von bewährten Fachmännern in der bereitwilligsten Weise übernommen.

Zur Durchführung der für die Herstellung der Denkschrift nothwendigen Arbeiten wurde dem Herrn Bürgermeister ein Redactions-Comité, bestehend aus den Herren Dr. Prix, Dr. Grübl, Baurath Streit und dem städtischen Custos Dr. Glossy, beigegeben, welchem die Aufgabe oblag, Alles zu veranlassen, was die rechtzeitige Veröffentlichung des Werkes verbürgt. Hingegen hatte das Comité auf die literarische Bearbeitung des den einzelnen Schriftstellern zugewiesenen Stoffes keinerlei Einfluss zu nehmen. Denselben war in der Darlegung ihrer Anschauungen und Auffassungen die vollste Freiheit gewährt, daher sie auch allein die volle Verantwortung für ihre Darstellung gegenüber der Kritik zu tragen haben.

Der Gedanke, eine Sammlung einzelner, selbständiger Abhandlungen herauszugeben, welche zusammengenommen ein Gesammtbild der Entwickelung Wiens in den letzten 40 Jahren geben sollen, ist in den Erscheinungen der abgelaufenen Zeitperiode wohl begründet.

Der Regierungsantritt des Kaisers Franz Joseph I. bedeutet den Beginn der politischen, wirthschaftlichen und socialen Umformung des gesammten staatlichen Lebens, welche naturgemäss einen grossen Einfluss auch auf die Gestaltung der Stadt Wien nehmen musste. Für Wien wurde der Regierungsantritt des jetzigen Kaisers der Ausgangspunkt zu einer unter der autonomen Verwaltung der Bürgerschaft erfolgten grossartigen Ausdehnung und Verschönerung der Stadt, die Grundlage für die mächtige Hebung ihres Ansehens und ihrer Bedeutung. Grosse Ziele — Stadterweiterung, Verschönerung der Stadt, Besserung der Gesundheitsverhältnisse, Donauregulirung — sind heute erreicht und es ist daher wohl gerechtfertigt, einen Rückblick zu werfen, wie Alles das geworden ist und welchen Einfluss es auf die gesammten Lebensverhältnisse der Stadt

genommen hat. Aus einer solchen Beleuchtung ergeben sich aber auch mit logischer Nothwendigkeit die Bestrebungen der Stadt, welche den Fall der Linienwälle und die Aufhebung oder doch gründliche Reform der Verzehrungssteuer, die Einwölbung des Wienflusses, die gleichmässige Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Stadt und ihrer Vororte als in nicht allzu ferner Zeit erreichbare Ziele hinstellen.

So erscheint denn das Regierungs-Jubiläum des Kaisers Franz Joseph I. thatsächlich als ein für Wien geschichtlich bedeutsamer Abschnitt, der gleichsam den ersten Theil des grossen, unaufhaltsam fortschreitenden Werkes der Entwickelung, Ausdehnung und Verschönerung unserer Stadt, der Verbesserung und Vervollkommnung ihrer Einrichtungen, der Förderung der intellectuellen und materiellen Güter ihrer Bewohner in sich enthält.

Mit Gottes gnädiger Hilfe und unter dem mächtigen Schutze und dem oft bethätigten huldvollen Wohlwollen des Kaisers wird auch dem zweiten Theile jenes grossen Werkes die glückliche, segenbringende Vollendung nicht fehlen.

Möge dieses Buch seinen Weg nehmen als ein Denkmal der Fürsorge des Kaisers für die Hauptstadt seines Reiches — aber auch als ein ehrendes Zeugniss für eine einsichtsvolle, der Grösse ihrer Aufgabe würdige, zielbewusste Bürgerschaft.

DES

BABENBERGERS ERWACHEN

IN DER

VORNACHT DES 2. DECEMBER 1888.

VON

ROBERT HAMERLING.

Nacht ist's — sternklare Nacht — am Sarkophage
Des Babenbergers, der des Berges Grat
Entstieg und an verheissungsvollem Tage
Zum Herrschersitz erkor die Donaustadt,
Ein Weckruf leis' erklingt, der den Erlauchten
Zu festlich wundersamer Schau beruft.
Zu Zinnen, die in Aetherhöh'n sich tauchten,
Entführt ein Genius ihn aus der Gruft.

Hernieder blickt' er von dem Thurmaltane
Des hohen Doms, und seinem Blick erschien
Endlos gedehnt auf unabsehbar'm Plane
Das kaiserliche, stolze, gold'ne Wien.
Sein einst'ges Heim mit staunender Geberde
Sieht er, in eine neue Welt entrückt,
Erblüht zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
Mit einer Weltstadt Reizen ausgeschmückt.

»Mein Wien« ruft er, »einst in bescheid'nem Kleide
Mir werth, was ward aus Dir? ich ahnt' es nie!
Wie fügtest Du die tausend Prunkgeschmeide
Zur alten Zier, die schon Gott selbst Dir lieh?
Dein Spiegel war der Strom, der Wald Dein Fächer,
Dein Diadem der Berge stolzer Kranz:
Wann, sage, wob sich, wie, um Deine Dächer
So hehren Loses märchenhafter Glanz?«

Er spricht's. Aufrauscht es in der Donau Wellen,
Die Wolke scheint ein flatterndes Panier,
Hoch kreist ein Adlerpaar — die Mondeshelle
Webt um sein Doppelhaupt ihm gold'ne Zier.
Der Genius spricht: »Sie hat gekämpft, gerungen,
Die stolze Stadt, die Du vor Augen schau'st;
Aus mancher Noth hat sie sich aufgeschwungen,
Getrotzt so manchem Sturm, der sie umbraust.

Von Anbeginn war dem Germanenthume,
Der Christenwelt sie ein gewalt'ger Damm:
Und als zuletzt, bedeckt vom ew'gen Ruhme,
Zur Ruhe sich gelegt Dein edler Stamm,
Vererbt' er einem gleichen die Vollendung
Des Glanzgeschickes, der in kühnem Drang,
Ein Götterliebling, treu der hohen Sendung,
Des deutschen Reichs Goldreif um's Haupt sich schlang;

Und der, als er ein Kaiserreich errungen,
Ein zweites selbst sich schuf aus eig'ner Kraft:
Ein Donaureich, das Völker hält umschlungen,
Darin er waltend heut' noch wirkt und schafft.
Und so zur Kaiserstadt ist Wien geworden!
Doch es verblieb ihr höchster Stolz und Werth
Im Frieden wie im Ansturm wilder Horden:
Ein treues deutsches Herz an deutschem Herd!

Dem nord'schen Geiste lauschend zugewendet,
Vom Hauch des Südens wärmer angeglüht,
Hat sie zum deutschen Ruhmeskranz gespendet
Manch' edles Reis, das unverwelklich blüht.
Sie gab, als Mehrerin im Reich des Schönen,
Der Welt ein unvergleichlich Schönstes hin
In hoher Meister ernsten Himmelstönen
In heit'rer Klänge Zaubermelodie'n.

Der milde Fürst, geliebt in weiten Landen,
Der nun das Reich seit vier Jahrzehnten lenkt,
Er sah mit andern, morsch geword'nen Banden
Auch die granitnen seiner Stadt gesprengt.
Stolz schüttelte sie ab des Tags Beschwerde,
So mancher Wirrsal trotzend, die uns drückt,
Und ward zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
Im Wettstreit von Natur und Kunst geschmückt.«

»Gott segne Dich, mein Wien!« rief der erglühte,
Vieledle Fürst; »mag in der Zeiten Schoss
Dir sprossen immer neu des Glückes Blüthe;
Lichtvoll, wie jetzt, sei künftig auch Dein Los!«
Der Genius spricht: »Sie bleibt, was sie gewesen,
Schutzwehr vor äusser'm, inner'm Feind dem Reich,
Zu seinem Halt, zu seinem Hort erlesen,
Sein sinnend Haupt, sein warmes Herz zugleich!

Hochwarte wird sie sein verjüngten Lebens,
Heimstätte freien, echten Bürgersinns,
Ringschule jedes tüchtigen Bestrebens,
Und Füllhorn jedes bleibenden Gewinn's!
Zuströmen wird ihr stets von nah und ferne
Was keimt und sprosst an Segen, ungesucht,
Und wiedergeben aus gesundem Kerne
Wird sie zu Aller Heil die reife Frucht.

Wie soll das Glück nicht stets die Stätte segnen
Mit neuem Heil, wenn altes ihr entschwand,
Wo alle Völkerpfade sich begegnen,
Zwanglos das Band sich schlingt von Land zu Land!
Einladend winken, traun, und nicht vergebens,
Wird immerdar dem regen Völkerchor,
Umbrandet voll stets von der Fluth des Lebens,
Der Hochgebirgswelt off'nes gold'nes Thor!

Nie weichen wird, der webt um ihre Dächer,
Von Anbeginn, der Schönheit heit'rer Glanz.
Ihr Spiegel ist der Strom, der Wald ihr Fächer,
Ihr Diadem der Berge stolzer Kranz;
Und bleiben wird, so lang die Berge ragen,
Die blaue Donau rollt, ihr schönster Werth,
Ihr höchster Stolz, wie in vergang'nen Tagen,
Das treue deutsche Herz am deutschen Herd!«

Heim kehrt mit frommen Wunsch aus Herzensgrunde
Der Babenberger still in seine Gruft.
Kommt einstens noch im Zeitenlauf die Stunde,
Die winkend ihn zu neuer Schau beruft,
Erfüllt dann seh' er, was am heut'gen Tage
Dem Lauschenden der Genius verhiess,
Und was im friedlich stillen Sarkophage
Jahrhundertlange Nacht ihn träumen liess.

Wie heute schau' er Dich in Deiner Helle,
In Deiner Macht und Pracht, Du gold'nes Wien!
Wie heute rausche stolz die Donauwelle
Dir um den Fuss, geborne Herrscherin!
Des Ost-Reichs Banner wehe, Pfade weisend
Aus Fahr und Noth zu Bahnen, sonnigklar;
Mit ungebroch'nen Schwingen wiege kreisend
Sich in entwölktem Blau der Doppelaar.

I.

HISTORISCHE ÜBERSICHT

VON

HEINRICH VON ZEISSBERG

VIRIBUS UNITIS.

Als die Revolution im Jahre 1848 von Paris aus durch Europa ihre Runde machte und auch den alten Donaustaat den schwersten Krisen entgegentrieb, da war es in der grossen geschichtlichen Stellung, welche Wien als die Hauptstadt Oesterreichs, als das Herz der Monarchie seit Jahrhunderten einnahm, begründet, dass vor allem auch diese Stadt mit in die Wirbel der allgemeinen Bewegung hereingezogen wurde, in welcher mit Metternich's Sturze zugleich die von diesem be-

gründete alte Ordnung der Dinge unterging. Wenn sich aber daran etwa die Hoffnung knüpfen mochte, dass von Wien aus sofort auch der Neubau des Staates beginnen werde, so sah man sich hierin nur zu bald bitter enttäuscht. Wohl fühlte man allgemein, dass an den Iden des März Alt-Oesterreich seine Aufgabe vollendet habe und dass an dessen Stelle ein verjüngtes Oesterreich treten müsse, umgeben von neuen Garantien seines äusseren Bestandes und seines inneren Gedeihens; doch darüber, wie dieses hohe Ziel zu erreichen sei, gingen die Ansichten gar sehr auseinander. Für den Augenblick freilich übersah man in der Freude über die Errungenschaften der Märztage die Schwierigkeiten, welche jene Frage in sich barg. In dem politisch noch ungeschulten Wien blickte man mit sanguinischen Hoffnungen in die Zukunft. Man träumte von dem Anbruche einer goldenen Zeit, von einem Völkerfrühlinge, ebenso schön, wie jener Lenz, den die Natur gerade in diesem Jahre mit ihren verschwenderischesten Gaben überschüttet hatte und als gar am 15. März bei dem Empfange der Pressburger Deputation sich Wiener Studenten und Pester Juraten jubelnd in den Armen lagen, da schien es nicht mehr zweifelhaft, dass durch diesen Bruderkuss auch die Verbrüderung der Nationen für immer besiegelt sei.

Es waren dies die Flitterwochen der Wiener Revolution. Aber gar bald fiel es wie Mehlthau auf die hoffnungsreiche Saat des Lenzes und mit dem Sommer zugleich stiegen in beängstigend schwüler Luft auch die ersten Gewitterwolken auf, aus denen sich die Blitze zündend und vernichtend entladen sollten. Denn sobald es sich darum handelte, an Stelle dessen, was die Märzstürme zerstört hatten, eine neue Staatsordnung zu setzen, zeigte es sich, dass die Mehrzahl der österreichischen Volksstämme nicht nur dem früheren Regierungssysteme abgeneigt sei, sondern auch den Verband mit dem bisherigen Centrum des Reiches zu lockern suche. Zum ersten Male tauchte die Frage auf, welche von da an das ganze öffentliche Leben beherrschen sollte und welche auch für die künftige Stellung Wiens von tief einschneidender Bedeutung war, die Frage nämlich, ob der Neubau des Staates auf centralistischer, dualistischer oder föderalistischer Grundlage aufzuführen sei.

Während Ungarn der gänzlichen Lösung aus dem Verbande der Gesammtmonarchie in der Form der reinen Personalunion zutrieb und während durch das Inslebentreten besonderer Ministerien in Wien und Pest, sowie durch die Berufung zweier selbständiger Reichsversammlungen die Staatsform zu Gunsten des Dualismus entschieden schien, that sich in jeder der beiden Reichshälften ein

neuer Gegensatz auf, der die Zweitheilung des Reiches zu Gunsten des föderativen Principes aufzulösen drohte. Denn mit der politischen verknüpfte sich aufs engste die nationale Frage, die in allen Farben des Regenbogens schillerte und an jedem der verschiedenen Herde der Bewegung ein anderes Banner aufpflanzte. Der Anlehnung der Deutschen in Wien an das Frankfurter Parlament stellten die Czechen den Slavencongress zu Prag gegenüber; gegen den ungarischen Landtag zu Pressburg traten der Carlowitzer Congress und der Agramer Landtag mit der Forderung gleicher Berechtigung in die Schranken. Deutsche und Magyaren sahen sich gleichmässig durch das Anschwellen einer slavischen Hochfluth bedroht, welche dort die drei Länder der Wenzelskrone, hier das dreieinige Königreich (Kroatien, Slavonien und Dalmatien) aus dem dualistischen Staatsgefüge abzubröckeln begann. Und während sich anderseits die Mährer gegen die Vereinigung mit Böhmen verwahrten, während sich in Siebenbürgen über den Anschluss an Ungarn, die »Union« zwischen den drei Nationalitäten des Landes, zu denen sich die Rumänen mit dem Anspruche einer vierten gesellten, ein Hader entspann, in welchem sich auf engem Raume der chaotische Zustand des Gesammtreiches abspiegelte und während endlich in Ungarn selbst ein wilder Volkskrieg zwischen Magyaren und Serben entbrannte, fassten die Polen in Galizien die Wiederherstellung ihres alten Königreiches ins Auge und rissen sich die Veneto-Lombarden in offenem Aufruhr und im Vertrauen auf den hilfreichen Ehrgeiz Sardiniens aus dem Verbande des Staates völlig los.

Zu einer grossösterreichischen Revolution hatte es also nicht kommen können; es gab nur eine italienische, magyarische, polnische, slavische und nationaldeutsche, die sich alle gegen das Gesammtreich richteten. Was speciell Wien betrifft, so hatte dasselbe zwar dem Principe nach die Revolution für alle Provinzen des Reiches gemacht, aber derselben eine allgemein giltige Richtung zu geben, vermochte es nicht, da der Inhalt der erreichten Zugeständnisse erst festzustellen war und es hiefür an einem positiven Programme gebrach. Als solches konnte auch nicht etwa der Liberalismus gelten, der zwar in der Hauptstadt des Reiches sich eines ungemein zahlreichen Anhanges erfreute, aber an sich zu nebelhaft war und indem er nur eine Aufgabe zu lösen suchte, für die Bildung fest ausgeprägter Parteien in unserem völkerreichen Staate nicht massgebend sein konnte. Dazu kam, dass das frühere System nicht etwa einem wohlvorbereiteten Angriffe, sondern seiner eigenen Ohnmacht erlegen

war, dass man von der revolutionären Bewegung überrascht wurde und dass es daher an einer organisirten Partei fehlte, aus welcher eine kraftvolle und zielbewusste neue Regierung hätte gebildet werden können.

Nicht als hätte es an dem guten Willen zur guten Sache gefehlt; war es doch nicht etwa blos die ungezügelte Masse oder eine Anzahl verschrobener Köpfe und umsturzsüchtiger Störefriede, sondern der beste und edelste Theil des Volkes, der das verheissungsvolle Licht der Märzsonne mit freudigem Danke begrüsste. Was aber dem Wien der Märztage abging, war die politische Erfahrung und Bildung, war ferner das lebendige Bewusstsein, die Hauptstadt eines grossen Reiches zu sein und sich in dieser Stellung behaupten zu müssen. Gerade bei diesem Mangel politischer Bildung vermochte ein Schlagwort die Massen mit sich zu reissen. Die wahre Freiheit fand nur zu bald eine falsche Doppelgängerin in jener radicalen Strömung, welche allmälig die gemässigten Elemente zurückdrängte und die Initiative in politischen Dingen in den Schoss destructiver Ausschüsse und zuletzt eines verwilderten Proletariates gleiten liess.

Dieser verhängnissvolle Umschwung des öffentlichen Lebens trat bereits in den Maitagen hervor, als die am 15. März in Aussicht gestellte, am Geburtstage des Kaisers (25. April) erlassene Constitution des Vaterlandes zurückgenommen und statt dessen die Einberufung einer constituirenden Reichsversammlung zugestanden wurde; noch mehr aber, als dieser Reichstag am 22. Juli eröffnet wurde und sich der Versammlungsort, die kaiserliche Winterreitschule, zu einem Völkerhause gestaltete, in welchem die Ansichten über die Natur des österreichischen Staates und über die Aufgaben desselben heftig aufeinander platzten.

Wohl wäre gerade Wien als Centrum des Reiches berufen gewesen, den Indifferenzpunkt nationaler und provinzieller Gegensätze zu bilden. Aber die Erfüllung dieses Berufes vereitelte vor allem der heftige Meinungskampf über die Lösung der deutschen Frage, welcher die Aufmerksamkeit von dem grossen Probleme des Neubaues des eigenen Staates ablenkte, ohne doch dadurch etwa in Deutschland festen Boden zu gewinnen, so dass es zwar zur Bildung einer deutschnationalen und einer slavisch-föderativen Partei kam, dagegen eine österreichische Partei, eine Partei, welche die Einheit des Staates mit Schonung seines geschichtlichen Ursprungs ins Auge fasste, sich lange nicht zu bilden vermochte.

Seit sich der Kaiser dem beginnenden Sturme durch die Reise nach Innsbruck entzogen hatte, fehlte es in Wien an jeder massgebenden Autorität. Eine solche besass weder das liberale Ministerium, welches nach Doblhoff's bezeichnendem Ausspruche das Regieren »dem Weltgeiste« überliess und dem es bei dem besten Willen an der erforderlichen Macht gebrach, noch der »Sicherheitsausschuss«, der sich zwar manche unbestrittene Verdienste erwarb, aber eine revolutionäre Einrichtung war und als solche auch gewirkt hat, noch endlich der constituirende Reichstag, der, weder befähigt noch berechtigt, das der Regierung entfallene Heft in die Hand zu nehmen, über den in seinem Schosse entbrennenden nationalen und politischen Hader die sympathische Fühlung mit dem Wiener Volke verlor und im entscheidenden Momente nicht auf der Höhe seiner Aufgabe stand.

Wohl kehrte der Hof, durch die feierlichsten Versicherungen ungetrübter Ruhe und Ordnung bewogen, am 21. August aus seiner Tiroler Zufluchtsstätte wieder nach Wien zurück und auch die »schwarzgelbe« Ordnungspartei schöpfte von neuem Muth, indem sie zur Bildung eines constitutionell-monarchischen Vereines schritt, dessen Tendenz die Verdrängung der radicalen Gegenpartei war. Aber bald zogen sich, angeekelt durch das Haberfeldtreiben der demokratischen Clubs und durch die Barrikadensprache cynischer Giftblätter die besser Gesinnten von dem politischen Schauplatze zurück und überliessen denselben den Umsturzmännern, die sich durch den Zuzug fremder Emissäre täglich verstärkten. »Wien war,« wie sich Kaiserfeld ausdrückt, »zu einem Laboratorium geworden, in welchem politische Adepte jeder Sorte, italienische, ungarische, polnische und deutsche das Gold der Völkerbeglückung und ihrer eigenen zu fabriciren versuchten.« Steuerlos glitt auch ferner das Staatsschiff dahin. Die Wolken jagten sich und jeder Tag brachte eine neue Constellation, bis zu jenem 6. October, über dessen Orgien sich wie Banquo's Geist der Schatten des erschlagenen Kriegsministers Latour erhob und dessen Schrecken den Hof zu abermaliger Flucht, diesmal nach Olmütz, zwang.

Was von da an geschah, war nur noch ein Zerrbild der Freiheit. Zugleich schrumpfte aber auch die Bewegung, soweit es sich um die westliche Reichshälfte handelte, mehr und mehr auf das Weichbild von Wien zusammen; eine Thatsache, in der freilich für die radicale Partei dieser Stadt ein umso dringenderer Ansporn lag, mit dem ebenfalls in vollem Aufruhr befindlichen Ungarn Fühlung zu suchen.

Da war es zunächst die in Italien kämpfende Armee, in der das aus anderen Orten verbannte Oesterreich eine erste Heimstätte fand. Indem diese Armee unter Radetzky's Führung durch glänzende Siege das Ansehen und die Machtstellung des Staates nach aussen hin von neuem befestigte, bereitete sie dadurch auch das Ende der inneren Wirren vor. Nicht Zwietracht, nicht Hass und Zerstreuung herrschte in ihren Reihen. Der Gedanke an Kaiser und Vaterland beseelte die Glieder dieser grossen Familie, die das Schauspiel einer festgefügten Organisation darbot, in welcher die verschiedenen Nationalitäten des Reiches einträchtig nebeneinander lebten. Auch »Wiener Freiwillige« gehörten dieser Familie an. Der bedrückenden Atmosphäre der Hauptstadt entrückt, athmete die leichtblütige Schaar in vollen Zügen die frische Zugluft des Kriegs- und Lagerlebens ein und folgte jubelnd dem Rufe des allverehrten Vaters Radetzky.

Zugleich bot sich noch ein anderes Heilmittel der vorhandenen Wirren dar, das sich freilich nicht so sehr im Besitze der massgebenden Kreise, der schwachen Regierung in Wien und der damals so viel geschmähten »Camarilla« zu Innsbruck befand, die sich vielmehr durch die Verhältnisse in eine Politik der Widersprüche verwickelt sahen, sondern in dem Uebel selbst, in den vorhandenen Gegensätzen lag, die sich zuletzt wechselseitig abschwächen, wenn nicht sogar paralysiren mussten. In dem Gegensatze der Interessen lag der archimedische Punkt, von dem aus die Bewegung zuletzt bemeistert werden sollte.

In Folge einer eigenthümlichen Verkettung der Umstände erlitt das föderative System durch die Bewältigung des Prager Aufstandes, die Sprengung des Slavencongresses und die Beseitigung der Aprilverfassung für Böhmen in der westlichen Reichshälfte gerade zu jener Zeit die erste Niederlage, in welcher in der östlichen Hälfte das Auftreten des Bans Jellacic dies Princip zu sanctioniren schien, in Wirklichkeit sich letzterer vielmehr halb unbewusst in die Dienste des österreichischen Einheitsstaates stellte. Es begann hiermit jene Action, welche sich, wie ein Keil zwischen Wien und Pest eindrängend, die beiden Revolutionen im Augenblicke ihrer drohenden Verschmelzung so lange auseinander hielt, bis Fürst Windischgrätz, der sich gleich Jellacic zum Retter des Staates aufwarf, an der Spitze eines mächtigen Heeres von Norden herankam und durch die Einnahme Wiens die eine der beiden Bewegungen mit vernichtendem Schlage traf.

So hatten die politischen Stürme des Jahres 1848 sich über dem sonst so frohen und glücklichen Wien furchtbar entladen. Dem

blüthenreichen Lenz, dem gewitterschwangeren Sommer und einem Herbst, der blutige Früchte reifte, folgte nun der Winter mit seinen trüben Nebeln und blätterloser Oede. Der Sensenmann hatte sein Versprechen gelöst; er hatte die Menschen frei und gleich gemacht — im Tode. Der Wiener Walzer endete als Todtentanz.

Wer nunmehr durch die Gassen unserer Stadt wandelte, vermochte in ihr kaum das Wien des jüngst verflossenen Sommers mit seinen schwarz-roth-goldenen Fahnen und Fackelzügen, mit seinen Sturmpetitionen und Volksversammlungen oder gar das Wien der guten alten Zeit, diesen »Fallstaff der deutschen Städte« mit der spiegelglatten Oberfläche seines öffentlichen Lebens, mit seinem behäbigen Bürgerthum, seinem glänzenden Adel und dem feierlichen Prunk seiner Hofhaltung wieder zu erkennen. »Vae victis!« war das Losungswort der nächsten Zeit. Wien hatte Belagerungstoilette angelegt. Pyramiden von Gewehren und Lagerfeuer in den Gassen, wallende Federbüsche, Säbelgerassel und Sporengeklirr, das lebhafte Treiben bis an die Zähne bewaffneter Serezaner, stattlicher Grenadiere und schmucker Jäger — all dies vereinigte sich zu einem ebenso farbenreichen als kriegerischen und tiefernsten Bilde. Von den Basteien, diesem beliebten Spazierwege unserer Väter, gähnten Kanonenschlünde den Vorstädten entgegen, in denen sich hie und da als stumme Denkmäler der Verwüstung die Ruinen ausgebrannter Häuser und zerstörter Brücken zeigten, während das aufgerissene Strassenpflaster an die Barrikadenkämpfe der Octobertage und allabendlich das spärliche Licht der Oellampen an die Zerstörung des Gasometers, sowie deren Erlöschen an die »Weldenstunde« erinnerte.

Noch trüber freilich, als auf den nächtlichen Strassen sah es in den Herzen der Bewohner aus. Wohl gewann die Stadt durch die Rückkehr Derjenigen, welche die Schreckenstage der Revolution verscheucht hatten, allmälig ihr früheres Ansehen wieder. Gewölbe und Kaufläden, Theater und Vergnügungslocale öffneten sich und gegen Ende November begannen auch die Gasflammen wieder zu leuchten. Aber das, was vordem Wien eben zu Wien gemacht hatte, der heitere Lebensgenuss und der unbefangene, gutmüthige Frohsinn waren auf längere Zeit dahin. An die Stelle des alten Wien war eben ein neues getreten. Der frühere Leichtsinn war in der Allerseelentagsstimmung plötzlich einem Ernste gewichen, der zwar für die Folge seine Früchte tragen mochte, der aber doch das Dahinschwinden manch schönen Zuges der früheren Zeit befürchten

liess. Und zwar war es nicht so sehr die straffe Zügelung der Presse und die Vernichtung des Vereinswesens, durch welche Welden, der Civil- und Militärgouverneur, das noch immer unter der Asche fortglimmende Feuer auszutreten suchte, auch nicht die Militärdictatur, deren längere Dauer sogar in dem Wunsche eines grossen Theiles der besitzenden Classen lag, auch nicht das Walten der Kriegsgerichte, deren Thätigkeit seit dem 24. November im Allgemeinen an die Stelle des früheren Standrechtes trat, was selbst bei Denen, die sich frei von irgend welchem Verschulden wussten, eine harmlose Stimmung nicht aufkommen liess. Was das öffentliche Leben der nächstfolgenden Zeit vergiftete, das waren neben der herausfordernden Sprache der conservativen Journalistik, die sich für das in den früheren Monaten ihr aufgezwungene Schweigen nun reichlich zu entschädigen wusste, die Verdächtigungen jener »Gutgesinnten«, jener »Heuler«, wie sie der beissende Spott ihrer Gegner bezeichnete, die in den Octobertagen, uneingedenk ihrer Pflicht, die Flinte ins Korn geworfen hatten, nun aber unter dem Schutze des Martialgesetzes plötzlich wie die Pilze emporschiessend mit Adressen und Deputationen selbst den Organen der öffentlichen Sicherheit lästig fielen, insbesondere aber den gerade und offen fühlenden Officieren zum Ekel gereichten. Wie in den Octobertagen die »Spionriecherei«, so stand jetzt das »Denunciantenthum« in vollster Blüthe.

Während dieser Vorgänge in Wien reiften am kaiserlichen Hoflager zu Olmütz die Pläne zur Wiederaufrichtung des in seinen Grundvesten erschütterten Reiches. Naturgemäss fiel dabei der Armee, welche den Bestand des Staates gerettet und in Italien, wie in Ungarn noch ferner für denselben zu kämpfen hatte, die entscheidende Stimme zu. Aus ihren Reihen ging der »Armeediplomat« Fürst Felix Schwarzenberg als Präsident des neuen Ministeriums hervor, während zugleich der Eintritt des Reformers Grafen Franz Stadion in dasselbe andeuten zu sollen schien, dass es bei der Ausbeutung des gewonnenen Sieges nicht auf den Sturz der constitutionellen Monarchie, sondern auf den ruhigen Ausbau derselben abgesehen sei. Vor Allem aber kündigte sich das neue Cabinet im Gegensatze zu der Zerfahrenheit der vorausgegangenen Ministerien als eine »starke Regierung« an, nicht nur in Hinblick auf die bereits bewältigte Wiener, sondern auch auf die noch zu bewältigende ungarische Revolution. Denn es war ein gesammt-österreichisches Ministerium, welches unmittelbar vor der Wiedereröffnung des nach Kremsier verlegten Reichstages ins Leben trat.

So bedeutend aber auch an und für sich dieses Ereigniss war, so wurde es doch bald darnach durch ein anderes von unendlich grösserer Tragweite in den Hintergrund gedrängt. Am 2. December 1848 trat unser allergnädigster Kaiser und Herr Franz Joseph I. die Regierung an. Nicht der natürliche Gang der Dinge hatte ihn hiezu berufen; nicht vom Sarge eines geliebten Verwandten führte ihn der Weg auf den Thron. Das Scepter war den müden Händen jenes gütigen Monarchen entglitten, der die Regierungsgewalt freudig mit dem Volke getheilt und nichts für sich als das Recht der Gnade zurückbehalten hatte. Auch des Kaisers Vater übernahm die Regierung nicht; das Schicksal legte die Krone auf das Haupt eines achtzehnjährigen Jünglings, der selbst mit zu jener Generation gehörte, welche im März des Jahres 1848 ihre Auferstehung beging und von deren Hervortreten Oesterreich eine neue Periode der Umgestaltung und schmerzlicher Wiedergeburt datirt. In seiner jugendlichen That- und Willenskraft, die durch kein Ereigniss der Revolutionsperiode gebunden war, schien die Bürgschaft einer bedeutungsvollen Zukunft zu liegen. Die Thronentsagung sollte der Welt »den Abschluss der österreichischen politisch-nationalen Revolution und ihrer historischen Berechtigung«, der Antritt Franz Joseph's I. »die Removirung des Principes der Revolution unter gleichzeitiger Anerkennung ihrer Ideen« und »die Verpflanzung der politischen Freiheit in Oesterreich auf den förmlichsten Boden des Rechtes« bedeuten.

*

Die neuen Minister und ihr Programm machten in Wien den günstigsten Eindruck. Man erinnerte sich gerne daran, dass einst ein Stadion es gewesen war, der von seinem Kaiser an das Ruder des Staates berufen, das an den Rand des Abgrundes gebrachte Reich in überraschend kurzer Zeit zu neuen Kräften und Ansehen gebracht und man hoffte und wünschte, dass dessem Sohne das Gleiche gelingen möge. Auch wurden in der Ansprache des neuen Ministeriums die Wiener Verhältnisse im Geiste der Versöhnung berührt: »Tiefe Wunden sind geschlagen worden: sie zu heilen, so weit wie möglich, das Herz des Reiches seinem früheren Wohlstande zurückzugeben und dafür zu sorgen, dass dem durch das Gebot der Nothwendigkeit herbeigeführten Ausnahmszustande, sobald es die Verhältnisse gestatten, ein Ende gemacht werde, wird unser eifriges Bestreben sein.«

Darum wurde denn auch das Programm vom 27. November jenem ersten Oelblatte verglichen, das einst die Taube in die noch vor Kurzem von wilden Wogen umbrauste Arche trug und in einer mit 15.000 Unterschriften bedeckten Adresse an das Gesammtministerium als »das erste Morgenroth einer besseren Zukunft« begrüsst.

Die Kunde von dem weltgeschichtlichen Acte, der sich am 2. December in der erzbischöflichen Residenz zu Olmütz abgespielt hatte, gelangte am folgenden Tage nach Wien. Mit tiefer Wehmuth und nicht ohne einem stillen Selbstvorwurf las man die schlichten, rührenden Worte, mit denen der gütigste der Monarchen von seinen Völkern Abschied nahm. Allein so tief auch der Thronwechel bedauert wurde, bei ruhiger Ueberlegung musste man sich doch sagen, dass in den Geschicken Oesterreichs ein Wendepunkt eingetreten sei, an welchem Herzensgüte und Milde allein auf dem Throne nicht ausreichten und dass die Verjüngung des Staates einer jungen Kraft bedürfe. Darum folgte dem ersten betrübenden Eindrucke ein froher Blick in die Zukunft. Rühmten doch Alle, die dem neuen Herrscher näher standen, an dem Jüngling, dem der Ernst des Lebens bereits den Stempel der Weihe aufgedrückt, den Zauber ritterlicher Persönlichkeit, im Feuer der Schlacht bewährten Muth, männliche Festigkeit des Charakters und pflichtgetreue Gewissenhaftigkeit in der Vorbereitung auf seinen hohen Beruf. Es schien von guter Vorbedeutung, dass der neue Kaiser einen Namen trug, der an zwei seiner volksthümlichsten Vorgänger erinnerte. Auch die Worte des Antrittsmanifestes, in dem es hiess, dass der Kaiser fest entschlossen sei, den Glanz der Krone ungetrübt und die Gesammtmonarchie ungeschmälert zu erhalten, dass er aber auch bereit sei, seine Rechte mit den Vertretern seiner Völker zu theilen, mussten den lautesten Widerhall bei allen Denjenigen finden, denen, wie dem Monarchen selbst, die Grösse und das Gedeihen des Reiches am Herzen lag. Insbesondere waren die Wiener seit jeher dem schmucken »Kronprinzen«, wie sie ihn nannten, zugethan, der sich jetzt muthig von seiner Jugend losriss, um sich mit der Krone nicht einen eitlen Schmuck, sondern eine schwere Bürde von Mühen und Sorgen aufs Haupt zu setzen. Daher sprach die Deputation des Gemeinderathes und des Magistrates gewiss allen guten Wienern aus der Seele, wenn sie (8. December) der lebhaften Ueberzeugung Ausdruck gab, dass es dem Monarchen gelingen werde, das von seinem erhabenen Oheim so glorreich begonnene Werk der Neugestaltung des Vaterlandes vereint mit den Vertretern des Volkes zu vollenden, »auf dass

ein freies, einiges, starkes Oesterreich mit verjüngter Kraft aus den Stürmen der Jetztzeit hervorgehe, die Gewähr seines ungeschmälerten Bestandes für eine neue Reihe von Jahrhunderten in sich tragend.«

Von einer Aufhebung des Belagerungszustandes in Wien konnte freilich vorläufig noch nicht die Rede sein. Zwar gab sich in den Wahlen Kübeck's, Mühlfeld's und Schmerling's in den österreichischen Reichstag, wobei Letzterer über Pillersdorf, freilich auch über Fürst Schwarzenberg siegte, ein erfreulicher Umschwung in der politischen Stimmung der Reichshauptstadt kund. Aber obgleich der Gemeinderath und der »Club der Vertrauensmänner« ihre Bemühungen zur Herstellung geordneter Zustände mit jenen des Civil- und Militärgouverneurs vereinten, wurden doch immer wieder verborgene Waffen entdeckt, die kaiserlichen Placate gelegentlich abgerissen, nächtlicherweile Pasquille und Drohungen gegen das Militär affichirt, ja sogar Attentate auf einsame Wachtposten verübt. Vor Allem bangte man vor der Wiederkehr der verhängnissvollen Iden des März; denn es war ein weitverbreiteter Glaube, dass es im März »wieder losgehen« werde. In der That brachte der März des Jahres 1849 eine neue Ueberraschung, freilich ganz anderer Art, als man erwartet hatte.

Es war ein naheliegender Gedanke, die Wiederkehr des grossen Tages, der den Völkern Oesterreichs die Verheissung constitutioneller Zustände gebracht, durch die Erfüllung derselben zu begehen. Wirklich war denn auch schon der Entwurf der neuen Reichsverfassung im Schosse des Constitutionsausschusses durchberathen worden, als der anscheinend glückliche Ausgang des Winterfeldzuges in Ungarn auch über das Schicksal des Kremsierer Reichstages und sein Verfassungswerk entschied. Denn mit dem centralistischen, gesammtstaatlichen Programm der Regierung waren beide — der Reichstag und dessen Verfassungsentwurf — unvereinbar, da sich beide nur auf die eine Hälfte des Reiches bezogen. Daher wurde der Reichstag an demselben Tage aufgelöst, an welchem die octroyirte Gesammtstaatsverfassung vom 4. März 1849 verkündigt ward. Die Pflicht der Regierung, die Revolution endlich zu schliessen, der Wunsch, die Siege der kaiserlichen Waffen in Ungarn auch auf politischem Gebiete zu verfolgen, wurden als die Motive bezeichnet, welche den Entschluss der Auflösung des Reichstages und der Octroyirung einer Verfassung zur Reife brachten.

In Wien wurde auch diese Nachricht mit aufrichtiger Freude begrüsst. Hatte man an dem Reichstage und seinem Wirken, seitdem dessen Sitz »in die Provinz« verlegt worden war, keinen tieferen

Antheil mehr genommen, so fühlte man nun endlich wieder sicheren Boden unter den Füssen und ging, wie man hoffte, einer Aera verfassungsmässiger Freiheit entgegen. Dass endlich in der neuen Verfassung Wien als »Hauptstadt des Kaiserreiches« und als »Sitz der Reichsgewalt« ausdrücklich bezeichnet wurde, schmeichelte nicht nur dem Selbstbewusstsein der Bewohner, sondern war für dieselben in der That ein Angebinde von nicht zu unterschätzendem Werthe. Denn war auch Wien schon seit Jahrhunderten factisch die Hauptstadt des Reiches gewesen und hatte demnach auch die im Zusammenhange mit der Annahme des österreichischen Kaisertitels erfolgte Erhebung Wiens zur »römisch-österreichisch kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt« oder in der durch die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde bedingten Restriction (1806) zur »österreichischen kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt« nur einem schon lange eingeschlagenen Entwicklungsgange den formellen Abschluss gegeben und damit nicht blos einen leeren Titel geschaffen, sondern auch eine materielle Rangstellung zum Ausdrucke gebracht, so umgab doch der Paragraph 3 der Reichsverfassung vom 4. März 1849 jene Stellung mit neuen Garantien, die auch in der Folge durch die Beseitigung dieser Verfassung nicht hinfällig werden konnten, weil sie auf einem bereits früher erworbenen Rechtstitel beruhten.

Der dankbaren Stimmung Wiens gab der Gemeinderath in einer feierlichen Sitzung Ausdruck, in der nach einer warmen Ansprache des Präsidenten Dr. Seiller und nach einem begeisterten dreimaligen Hoch auf den Monarchen die aus diesem Anlasse gestellten Anträge einer Adresse und einer Deputation der Gemeindevertretung an den Kaiser, eines Aufrufes an die Bewohner der Hauptstadt und eines Dankamtes bei St. Stefan insgesammt ohne Debatte angenommen wurden. Abends war Wien illuminirt; und wenn diese improvisirte Beleuchtung auch an Glanz ähnlichen Kundgebungen früherer Zeit nicht gleichkam, so verlieh ihr doch der Umstand, dass sie aus dem Schosse der Bevölkerung selbst entsprungen, nicht von oben befohlen oder auch nur angedeutet war, eine umso erfreulichere Bedeutung. Am 9. März empfing der Kaiser zu Olmütz aus den Händen der Deputation des Gemeinderathes die Adresse, welche den Dank für die Verleihung der Verfassung und insbesondere für die Erklärung Wiens als Mittelpunkt des Gesammtstaates aussprach und mit dem Gelöbniss fester, unerschütterlicher Treue gegen das Herrscherhaus schloss. Mit der frohen Kunde an ihre Mitbürger, dass es des Kaisers Wunsch sei, sich sobald wie

möglich in ihre Mitte begeben zu können, kehrte die Deputation nach Wien zurück, wo am 11. März das feierliche Hochamt bei St. Stefan stattfand, bei welchem seit den Octobertagen zum ersten Male wieder von den Basteien Kanonendonner erdröhnte, diesmal aber nicht als das Signal unseligen Bürgerkrieges, sondern als friedliches Zeichen der Freude über den Anbruch einer besseren Zeit.

Einer solchen bedurfte vor Allem Wien, dessen Wohlstand namentlich auf dem Glanze des Hofes und Adels, auf der Lebhaftigkeit des Verkehrs und des Handels, auf der Anwesenheit zahlreicher Fremder und Reisender beruhte. Nun weilte der Hof aber in der Ferne, und der Adel, dessen Einkünfte die neuen Verhältnisse schmälerten, sah sich zu mancherlei Einschränkungen und zu mehr minder zurückgezogenem Leben auf seinen Gütern veranlasst. Handel und Verkehr aber hatten durch die Revolutionswirren, wie überall in Europa, so auch in Wien, Hemmung und Einbusse erlitten und für Fremde und Reisende hatte das durch den Ausnahmezustand verdüsterte Wien die alte Anziehungskraft eingebüsst. Darum sehnte man sich nach der Ankunft des neuen Kaisers, wenn nicht in Wien, so doch in Schönbrunn. Aber auch das dynastische Gefühl, das seit jeher der Kaiserstadt zur Zierde gereichte und das die letzten Ereignisse wohl zeitweilig zu verdunkeln, nie aber zu ersticken vermocht, regte sich immer mächtiger und heischte mit lauter Stimme die Rückkehr des Monarchen in die Burg seiner Väter, um auf dessen jugendliches Haupt den Inbegriff aller Hoffnungen niederzulegen.

Wohl fehlte es selbst jetzt in Wien nicht an einer radicalen Partei, die in unseliger Bethörung insgeheim auf die Erfolge der Ungarn in dem fortwogenden Kampfe wider den rechtmässigen König und auf den Wiederausbruch des italienischen Krieges ihre Hoffnungen setzte. Bei der bei weitem grösseren Mehrheit der Bevölkerung aber war dies sicherlich nicht der Fall. Die wahre Gesinnung der Wiener zeigte sich vielmehr in der Art, wie die mit raffinirter Berechnung in Scene gesetzte Julius Wünsche-Feier, dieser letzte Versuch der Bewegungspartei, dem Volke den Puls zu fühlen, verpuffte und in der Begeisterung, mit der man Radetzky als »Wiederhersteller des Vaterlandes« begrüsste, als derselbe in zwölf Tagen, deren jeder ein Sieg, einem jahrelang vorbereiteten tückischen Ueberfallskriege ein Ende machte. Die Gemeinde Wien, welche zugleich ihm zu Ehren eine Invalidenstiftung ins Leben rief, trug den Namen Radetzky als den ersten in ihr goldenes Ehrenbuch ein und so gross war die freudige Zuversicht auf den siegreichen Degen des Helden-

greises, dass sich die Deputation, welche ihm das von Grillparzer verfasste Diplom überreichen sollte, ihre Pässe zugleich für Turin visiren liess, um, wenn die Armee schon dort eingerückt wäre, ihr dahin folgen zu können.

Bei dieser vorwaltenden Stimmung der Wiener mochte zwar das Argument der militärischen Kreise, dem zu Folge vor glücklicher Beendigung des ungarischen Feldzuges von einer Aufhebung des Belagerungszustandes nicht die Rede sein könne, noch immer im Wesentlichen die Oberhand behalten. Aber zugleich gelangte doch wenigstens schon jetzt die Ansicht Schwarzenberg's zum Durchbruche, es sei der Zeitpunkt gekommen, »der Welt zu zeigen, dass der Kaiser Herr in seinem Hause sei.«

Wenige Tage, nachdem der Kaiser den Oberbefehl über sämmtliche Heere übernommen hatte, verliess er Olmütz und verlegte seine Residenz nach Schönbrunn (5. Mai). Ohne festliches Gepränge, still und unerwartet betrat Franz Josef I. zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung die Räume dieses Schlosses. Er erging sich in dem herrlichen, in vollem Lenzesschmucke prangenden Garten, nur von einigen, schon in dieser Frühstunde beschäftigten Arbeitern bemerkt, welche ihn für einen gewöhnlichen Spaziergänger hielten. Dennoch gelangte die frohe Kunde mit Blitzesschnelle in die Stádt. Nachmittags waren alle nach Schönbrunn führenden Strassen und Wege mit Wagen und Fusswanderern bedeckt; Alles eilte hinaus, um den jungen Kaiser zu sehen, dessen Ankunft man mit einer Freude begrüsste, in welcher der alte Geist des allezeit getreuen Wien wieder mit Allgewalt durchbrach. Abends strahlten Stadt und Vorstädte in Beleuchtung und Tausende durchwogten in fröhlicher Stimmung die Strassen. Der Jubel erreichte den Höhepunkt am folgenden Morgen — einem Sonntage — als bei der grossen Parade am Glacis der Kaiser, ein Bild kräftig blühender Jugend, hoch zu Rosse erschien und, mit unvergleichlicher Kühnheit das edle Thier meisternd, an der Spitze der Truppen dahinflog, während sich in die begeisterten Rufe der Zuschauer und Krieger die hehren Laute der Volkshymne mischten. Nachdem der Kaiser noch die Hofburg besucht hatte, kehrte er nach Schönbrunn zurück, wo ihn eine Deputation des Gemeinderathes und Magistrates erwartete und wo ihn Abends, als er, nur von einem Officier begleitet, auf dem Parterre erschien, die Menge jubelnd umdrängte.

Die Antwort aber, welche der Kaiser jener Deputation auf die erneute Versicherung der Treue und Opferwilligkeit ertheilte, lautete: »Der Ausdruck der loyalen und patriotischen Gesinnung, den Sie

Mir im Namen der Bürger Meiner Residenz überbringen, hat Meinem Herzen wohlgethan! Bei der Lage des Kampfes, welcher leider in Ungarn noch fortdauert, habe Ich beschlossen, Mich in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu begeben. Es ist Mir Bedürfniss, mit Meinen Völkern Gutes und Schlimmes zu theilen. Ich habe daher Meinen Sitz in der Hauptstadt Meines Reiches genommen, der Stadt, die Mir als Meine Vaterstadt doppelt nahe steht. Zwar ist die Lage der Dinge ernst; doch werden alle Kräfte aufgeboten, um die Grösse und Ehre des Vaterlandes fest zu begründen und den Bestrebungen jener Faction, die den Untergang desselben will, für immer ein Ziel zu setzen. Ich vertraue auf den Schutz des Himmels und den kräftigen Beistand aller Meiner getreuen und wohlgesinnten Bürger. Bringen Sie der Residenz Meinen freundlichen kaiserlichen Gruss.«

Die Gesammtstaatsverfassung vom 4. März 1849 setzte die Unterwerfung Ungarns voraus. Nun war aber nach den vermeintlichen Erfolgen Windischgrätz's ein Umschwung des Waffenglückes eingetreten, der seinen Nachfolger im Commando, Welden zwang, statt des von den kaiserlichen Truppen wieder geräumten Pest, die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien als Hauptpunkt der Vertheidigung ins Auge zu fassen. Doch wurde die Actionskraft der Insurgenten durch den Zwiespalt zwischen der Militärpartei und der revolutionären Regierung, zwischen Görgey und Kossuth, gelähmt und dadurch, dass Letzterer den Reichstag zum unwiderruflichen Bruche fortriss und statt der bisher mühsam festgehaltenen Fiction gesetzlichen Kampfes für den rechtmässigen König die Absetzung der Dynastie und die Unabhängigkeit Ungarns proclamirte, zwar die volle Gluth nationaler Leidenschaft zu verzehrendem Brande angefacht, aber zugleich auch mit der gewaltsamen Unterwühlung des Rechtsbodens jener Zauberborn verschüttet, aus welchem bis dahin die Kraft des Widerstandes geflossen war. Die Unabhängigkeit Ungarns im Sinne der Intransigenten hing überhaupt von der doppelten Voraussetzung ab, dass Oesterreich auf seine eigenen Hilfsmittel beschränkt und dass dessen beste Streitmacht auch fernerhin in Italien gebunden sein werde. Als aber Radetzky durch seinen jüngsten, unvergleichlichen Feldzug dem Kaiser die eiserne Krone der Lombarden zurückgewann und in Folge dessen mehrere seiner tüchtigsten Generale — darunter Haynau — für den Feldzug in Ungarn zu überlassen vermochte, als endlich Nicolaus, der russische Kaiser, statt des erbetenen Hilfscorps eine ganze Armee unter

Paskiewitsch in die ungarische Tiefebene hinabsteigen liess, um in der magyarischen zugleich auch die polnische Revolution tödtlich zu treffen, da war Ungarns Schicksal endgiltig entschieden; die Verfassung Ungarns galt für verwirkt.

In Wien traf fast gleichzeitig mit der Kunde von der Waffenstreckung zu Villagos die Nachricht von der Uebergabe Venedigs ein, womit auch der Krieg in Italien zu definitivem Abschlusse kam. Wenige Tage darnach sollte unsere Stadt den Mann, dem der letztgenannte Erfolg zu verdanken war, in seinen Mauern begrüssen. Am 13. September kam Radetzky nach Wien. Vom Bahnhofe bis zur Burg, woselbst auf Befehl des Kaisers die Wohnung für den Helden bereitet wurde, waren alle Fenster mit Blumen, Teppichen und schönen Frauen geschmückt. Unter fortwährendem Blumenregen sah sich der Sieger von Custozza und Novara von dem jubelnden Volke umwogt, das nicht satt werden konnte, ihm in das gute, treuherzige Antlitz zu schauen und sich nur mit Mühe abhalten liess, ihm die Pferde auszuspannen, um ihn in Triumph nach der kaiserlichen Herberge zu führen. Abends veranstaltete ihm zu Ehren der Gemeinderath einen grossartigen Fackelzug und am 22. September in den Redoutensälen ein Bankett, welches zu den mannigfachsten Manifestationen allgemeiner Verehrung für den Heldengreis Veranlassung gab.

Der revolutionäre Vulcan hatte nunmehr ausgetobt, aber unter seinen Lavaströmen die politische Freiheit begraben. Von einem constitutionellen Leben konnte für die nächste Zukunft nicht die Rede sein. Die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 wurde am Sylvesterabend des Jahres 1851 sistirt. Wie überall in Europa, senkten sich auch über das durch die vorausgegangenen Stürme müde Donaureich die Schatten der Reaction als natürlicher Rückschlag gegen die Ideen der Volkssouveränität in der Form des staatlichen Absolutismus herab, der zugleich im Gegensatze zu den centrifugalen Tendenzen der Revolution den Staat zu centralisiren versuchte. Es war in der ganzen Lage der Dinge begründet, dass sich dieser Absolutismus vor Allem auf die Armee zu stützen suchte und erst im Zusammenhange mit der fortschreitenden Beruhigung der Provinzen allmälig einen mehr bureaukratischen Charakter annahm, wozu sich weiterhin die Absicht gesellte, sich durch mächtige Zugeständnisse an die Kirche auch deren Unterstützung bei dem beginnenden Versuche der Nivellirung des national-politischen Lebens zu versichern.

Bei alledem war es nicht eine Zeit völligen Stillstandes des politischen Lebens, sondern vielmehr eine Epoche regen, vielseitigen Schaffens, die mit den Namen Bach und Thun, Schmerling und Bruck enge verknüpft ist. Es galt den vom Grunde aus erschütterten und von völligem Einsturz bedrohten Staat eben wieder vom Grund neu aufzubauen, »mit dem Schwerte in der einen, mit der Kelle in der anderen Hand.« Vieles von dem, was damals geschah, hat sich nicht auf die Dauer als lebensfähig und durchführbar erwiesen. Manches von dem, was sich auf die Neuordnung der Administration und der Justiz, wie solche durch das Aufhören der Patrimonialgerichtsbarkeit bedingt war, bezog, vermochte seinen provisorischen Charakter nicht zu verleugnen; manches dagegen, wie namentlich die Durchführung der Grundentlastung und die Reform des höheren und mittleren Unterrichtes hat sich als dauerndes, werthvolles Gut bewährt. Aber auch auf dem Gebiete der materiellen Cultur ist eine Reihe von Thatsachen, wie die Abschaffung der inneren Zwischenzölle, die Aufhebung des Prohibitivsystems, der Abschluss von Zoll- und Handelsverträgen, die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes (Semmeringbahn) und der Dampfschifffahrt, die Begründung von Handels- und Gewerbekammern u. dgl. zu verzeichnen, welche nicht nur der Industrie und dem Verkehr des Staates im Allgemeinen, sondern insbesonders dem Centrum des Reiches, Wien, zu statten kamen. Mehrfach hat man die Bestrebungen jener Zeit, namentlich die starke Betonung des deutschen Charakters der Monarchie und die stramme Centralisation, mit jenen des josefinischen Einheitsstaates verglichen, dem dieselben unter veränderten Verhältnissen und mit anderen Mitteln zum Siege verhelfen sollten. Indem aber dieses System gerade in einem der wichtigsten Punkte, auf dem Gebiete der Kirchenpolitik — durch den Abschluss des Concordates — sich von den josefinischen Traditionen entfernte, gerieth es mit sich selbst in einen Widerspruch, den zu überwinden es nicht im Stande war.

Mit der Herstellung der absolutistischen Regierungsform zog sich das politische Leben der Hauptstadt wieder auf engebegrenzte Kreise zurück. Diese Einkehr bei sich sich selbst hatte aber noch einen anderen Grund. Früher hatte man die politische Freiheit in der Aufstellung allgemeiner Grundsätze, der sogenannten Grundrechte, also da, wo vielmehr ihre Spitze auslaufen sollte, zu erfassen gewähnt. Man sah jetzt ein, dass man jene Grundlage, wie dies schon der Begriff mit sich bringt, nicht oben, sondern unten suchen

müsse. Hatte sich einst der Absolutismus auf dem Grabe der communalen Freiheit erhoben, so sollte nun die Gemeinde zur Grundveste des Staates werden. Gut geordnete Gemeinden, die sich organisch stets in höheren Verbänden zuletzt zur Einheit des Staates zusammenschlössen, mochten in der Wiederbelebung selbständigen Schaffens und in der Erweckung bürgerlichen Gemeinsinnes die beste Schule politischen Lebens und das sicherste Heilmittel des Separatismus werden. Durch die Heranziehung der autonomen Kreise zur administrativen Thätigkeit als Hilfsarbeiter des Staates, sollte schon in der Ortsgemeinde eine höhere, geistige Erfassung der Aufgaben, welche »die freie Gemeinde im freien Staate« zu lösen hat, zum Durchbruche kommen. Auf diesen Gesichtspunkten beruhte das Stadion'sche Gemeindegesetz und als Anwendung desselben das Wiener Gemeindestatut vom 6. März 1850, auf Grund dessen die Wahlen in den neuen Gemeinderath erfolgten und als erstes frei gewähltes Oberhaupt der Bürgermeister Dr. Johann Kaspar Ritter von Seiller an die Spitze der Gemeinde trat.

Während aber das Stadion'sche Gemeindegesetz bald nach dem Rücktritte seines genialen Urhebers verdorrte, erfreute sich der Schössling desselben, das Wiener Gemeindestatut, einer längeren Dauer. Wenn auch, gleich dem Gemeindegesetze, als »provisorisch« bezeichnet, besteht es, von geringen Abänderungen abgesehen, noch heute in Kraft. Nur insoferne ging die spätere Sistirung der Verfassung und des Gemeindegesetzes auch an der Verfassung Wiens nicht spurlos vorüber, als dem Statute zufolge alljährlich ein Drittel der Gemeinderäthe ausscheiden sollte, statt dessen aber der Minister des Innern verfügte, dass der dermalige Gemeinderath bis zum Erscheinen des definitiven Gemeindegesetzes im Amte zu verbleiben habe. Es war dies die Ursache, weshalb die aus der Wahl von 1850 hervorgegangenen Gemeinderäthe ein volles Jahrzehnt (bis 1860) functionirten.

Eine Politik, welche darauf ausging, die bis dahin minder enge mit einander verbundenen Theile des Staates dem Centrum näher zu bringen, musste natürlich der Hauptstadt des Reiches zu statten kommen, die darin einen momentanen Ersatz für die Einbusse an politischer Freiheit erblicken mochte. Dies und das tiefe Friedensbedürfniss nach den vorausgegangenen Stürmen begünstigte nicht weniger als die Fortdauer des Belagerungszustandes die in den nächsten Jahren vorwaltende conservative Strömung und jene Abkehr vom politischen Leben, wie sie sich unter Anderem in den

Ehrenbürgerrechtsverleihungen jener Zeit, in der geringen Betheiligung an den Wahlen für den Gemeinderath und in dem Ausfalle der letzteren aussprach. Auch war es ein natürlicher Umschwung in der Gedanken- und Empfindungswelt, dass das religiöse Gefühl in den Herzen der von harten Schicksalsschlägen heimgesuchten Menschen sich wieder mächtig zu regen begann, dass die Kirchen sich wieder mit andächtigen Zuhörern füllten, namentlich wenn die Stimme eines der Kämpen der streitbaren Kirche, wie die eines Veith, eines Sebastian Brunner oder eines Klinkowström (Jesuitenmissionen) von der Kanzel erscholl und dass auch das katholische Vereinsleben (Severinusverein, Katholikentag 1853) einen durch die Revolution nur geförderten Aufschwung nahm.

Der Belagerungszustand wurde noch durch längere Zeit aufrecht erhalten, aber allmälig — von Welden und dessen Nachfolger, dem Chef der neu errichteten Gendarmerie und Präsidenten der obersten Polizeibehörde, Freiherrn Kempen von Fiechtenstamm — milder gehandhabt. Der Kaiser weilte in Wien, ausser wenn er die Provinzen des Reiches bereiste. Kehrte er von solchen Touren zurück, wurde ihm stets ein froher Empfang bereitet. Dies war besonders am 14. August 1852 nach der Bereisung Ungarns der Fall. Hatte schon die Reise durch Ungarn einem Triumphzuge geglichen, an den sich, wie man meinte, der endliche Abschluss einer trüben Vergangenheit knüpfen werde, so galt dieser Hoffnung auch der begeisterte Jubel, mit welchem »das dankbare Wien« den zurückkehrenden Kaiser auf der vom Nordbahnhofe zur Burg führenden via triumphalis empfing. Wohl war selbst vor dem Glanze dieses Tages nicht der letzte Rest jenes Schattens gewichen, der noch immer das Verhältniss des Volkes zu seinem Herrscher trübte, als ein Ereigniss eintrat, das mit elementarer Gewalt die zurückgehaltenen Gefühle entfesselte und nicht nur den Wienern, sondern allen Nationen des Reiches die heiligen Bande, welche sie mit ihrem Monarchen verknüpften, wieder ganz und voll zum Bewusstsein brachte.

Es war am 18. Februar 1853, als die ruchlose Hand eines Bösewichtes sich an der geheiligten Person unseres Kaisers vergriff. Ein guter Genius hatte jedoch die Waffe des Mörders von dem theueren Haupte des Monarchen abgewandt, so dass sie wohl schwer verletzend, aber nicht tödtlich wirkte. Ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung entrang sich der Bevölkerung Wiens bei der Kunde der ungeheueren Frevelthat. Jetzt erst, angesichts

der Gefahr, in der man geschwebt, ihn zu verlieren, empfand man in voller Grösse den Werth des Besitzes, an dem das Heil eines ganzen Volkes hing. Alsbald strömten Tausende von Menschen nach der Burg, um in angstvollem Gedränge und pochenden Herzens die Erklärung der Aerzte zu erwarten. Als das erste Bulletin beruhigend lautete und als später der Kaiser sich selbst dem Volke zeigte, da brach ein Jubelruf aus, wie er in den inneren Räumen der Burg wohl nie herzlicher und reiner vernommen ward. Sodann strömte Alles nach dem Stefansdome, in dessen altehrwürdigen Räumen das heisse Dankgebet für die wunderbare Rettung des Kaisers in ein feierliches Tedeum ausklang. Bei eintretender Dämmerung wurden Stadt und Vorstädte glanzvoll beleuchtet und bis in die tiefe Nacht zogen durch die Strassen fröhliche Menschen, deren Herzen sich vor Allem auch an dem Gefühle erhoben, dass es ein Wiener Bürger (Ettenreich) war, dem im Verein mit dem Grafen O'Donell das beneidenswerthe Los zufiel, Schützer und Retter des Kaisers zu werden. Und diese Freude flammte von Neuem mächtig empor, als am 12. März die grosse Glocke bei St. Stephan weithin den Ruf: »Er ist genesen!« ertönen liess und als nun der Kaiser selbst, neben dessen blumenbestreuten Wagen der Bürgermeister einherschritt, durch ein Spalier, das von Wiener Bürgern gebildet war, inmitten einer vieltausendköpfigen, jubelnden Menge sich aus der Burg nach dem Dome begab, um getreu der frommen Sitte seines Hauses auf seinem ersten Gange sich vor jener höheren Macht zu beugen, welche die Anschläge des Lasters und des Hasses in ihr Gegentheil, in ein Werk des Segens und der Liebe verwandelt hatte. Bei einbrechender Dämmerung wetteiferte mit dem Sternenzelte und der Mondsichel des prachtvoll ausgeheiterten Himmels die Beleuchtung der Stadt als Sinnbild inniger Liebe, in der tausende von Herzen für ihren Herrscher erglühten. Es war ein grosser Versöhnungstag, unter dessen erwärmendem Sonnenstrahle die letzte Eisrinde beklommener Entfremdung barst und ein Strom lang zurückgehaltener Gefühle jauchzend und segenspendend über seine Ufer trat; ein Ahnengruss, der den Monarchen, wie am folgenden Morgen der Bürgermeister der beglückten Gemeinde mittheilen durfte, an den zahllosen Beweisen inniger Anhänglichkeit und aufrichtiger Theilnahme das frühere Wien wieder erkennen liess. Die Aufhebung des Belagerungszustandes war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Am 1. September desselben Jahres ist sie thatsächlich erfolgt.

Doch der Jubel jener Tage sollte auch sonst nicht spurlos verhallen, vielmehr die Erinnerung an diese schöne Zeit in einem bleibenden Denkmale Ausdruck finden, auf dass dasselbe noch der fernen Nachwelt von den Gesinnungen Zeugniss gebe, mit denen die Gefahr und die Rettung des angebeteten Kaisers einst alle Gaue des Reiches erfüllte. Was unzählige Gemüther auf das tiefste bewegte, dem gab der Genius des Jünglings, welcher dem Throne am nächsten stand, bestimmte Gestalt. »Im Hause Gottes,« so hiess es in dem Aufrufe, den des Kaisers Bruder Erzherzog Ferdinand Maximilian zur Erbauung einer Votivkirche erliess, »im Hause Gottes haben wir die Rettung Seiner Majestät gefeiert und ein Gotteshaus wird das schönste Denkmal sein, durch welches Oesterreichs Dankbarkeit und Freude sich der Welt verkündigen kann.« Der Aufruf fand freudigen Widerhall in ganz Oesterreich; aus allen Theilen der Monarchie liefen so reiche Spenden an Geld und Geldeswerthe ein, dass man am 24. April 1856 den Grund zu diesem österreichischen Nationalwerke in der vollsten Bedeutung des Wortes, zu diesem Reichsdome legen konnte.

Und wieder verkündeten die fünf Lerchen Oesterreichs den Anbruch eines neuen Frühlings, der unter tausenden von Blumen als schönste die »Rose vom Baierland« bringen sollte. Tannenreisig und Blumenzier umrankten jene Tage, an denen Wien und Oesterreich ihre Kaiserin empfingen. Es war am 22. April 1854, als die hohe Braut auf dem Dampfer, der den Namen ihres Bräutigams trug, zwischen Ufergeländen, welche begeisterte Liebe in Armidens Zaubergärten umgewandelt hatte, von Linz den blauen Strom hinab nach der Hauptstadt ihrer neuen Heimat fuhr. Mit ungeduldiger Freude harrte seit den ersten Morgenstunden zu Nussdorf eine ungezählte Menschenmenge der Ankunft der holden Frühlingsbotin, von deren Edelsinn und Güte man sich seit jenem Tage, an dem der Kaiser in lieblicher Alpenwelt durch freie Herzenswahl das Glück seines Lebens gefunden hatte, so viel zu erzählen wusste. Und als endlich das ersehnte Schiff mit seiner köstlichen Last sich zeigte und sie von ihrer Rosenlaube aus selbst eine Rose die herzlichen Zurufe der Menge mit ebenso herzlichem Grusse erwiderte und als der Kaiser blos dem Drange des Herzens folgend, rasch nach dem Verdecke eilte und der in lichter Jugendschöne prangenden Braut einen Kuss auf die Stirne drückte, da brach das Volk, das in diesem Augenblicke über den glücklichen Bräutigam den Monarchen vergass, in unbeschreiblichen Jubel aus. Am 23. April erfolgte in jener prunkvollen

Weise, die eine altehrwürdige Sitte gebot, der Einzug der erhabenen Braut von der Favorite aus über die Brücke, welche von da an ihren Namen trug, nach der Behausung des Kaisers, die fortan auch die ihrige werden sollte. Am 24. April legte sie vor dem Altar der Augustinerkirche ihre Hand in die des Kaisers, um fortan ihrem erhabenen Gemal für das Opfer des Jugendglückes Ersatz zu bieten und ihm zur Seite als die erste Frau des Reiches segenspendend zu walten. Am 25. April Abends kleidete sich die Stadt in ein Lichtgewand, welches von den Spitzen der Thürme bis zur letzten armen Stube ihre riesigen Glieder umfloss. Ein Volksfest im Prater und ein glanzvoller städtischer Ball schlossen die Jubelwoche ab, die durch eine Reihe von Gnadenacten des Kaisers eingeleitet worden war und durch zahlreiche wohlthätige Spenden des Kaiserpaares, des Gemeinderathes (Ausstattung mittelloser Brautpaare) und anderer Menschenfreunde sich auch zu einem Feste der Armen und Bedrückten gestaltete.

Wenn in jenen Tagen Wien einer weitläufigen Familie glich, in der man an Allem, was das geliebte Herrscherpaar betraf, gleich einem häuslichen Ereignisse herzlichen Antheil nahm, so kann man sich vorstellen, dass diese Theilnahme noch an Innigkeit gewann, als sich die Kunde verbreitete, dass die Kaiserin Mutter werden sollte. Seit länger als einem halben Jahrhundert hatte Wien die Geburt eines Kaiserkindes nicht mehr erlebt. Mit um so grösserer Spannung sah man der entscheidenden Stunde entgegen und hatte man sich auch in dem Glauben an das, was man hoffte, bereits mit dem Gedanken an einen männlichen Sprössling in der Kaiserwiege vertraut gemacht, so rief doch die Kunde, dass die Kaiserin (5. März 1855) eines Töchterchens genesen sei, das in der Taufe den Namen der erlauchten Grossmutter Sophie empfing, nicht geringere Freude hervor, die sich nur deshalb nicht in glänzenden Festlichkeiten kundgab, weil »bei der bestehenden Theuerung« der edle Monarch ausdrücklich gewünscht hatte, dass man vielmehr milde Gaben den Armen und Nothleidenden zuwenden möge, »da er in Werken der Wohlthätigkeit den schönsten Ausdruck der Liebe und der loyalen Gesinnungen seiner getreuen Unterthanen erkennen werde.« Nicht minder innig war die Theilnahme, welche Wien bei der Geburt einer zweiten Tochter, der Erzherzogin Gisela (12. Juli 1856) dem Kaiser entgegenbrachte, der auch diesmal der Armen seiner Hauptstadt nicht vergass und Liebe mit Gegenliebe vergalt, indem er dem Bürgermeister auf dessen ehrfurchtsvollen Glückwunsch erwiderte,

dass Wien in sein Herz eingeschrieben sei und dass er für dessen Wohl stets besorgt sein wolle. Um so aufrichtiger aber war auch die Trauer, welche der unerwartete Tod der erstgeborenen Prinzessin (29. Mai 1857) in Wien hervorrief.

Die Uebereinstimmung in den Hoffnungen und Wünschen des Monarchen und des Volkes trat indess wohl nie klarer zu Tage, als am Morgen nach jener Nacht (21. August 1858), in welcher die lange gehegte Sehnsucht nach der Geburt eines Thronerben in Erfüllung ging. Wie damals, als man der Geburt der Prinzessin Sophie entgegensah, drängten sich schon zu früher Stunde die Menschen in den Räumen der Burg und auf den Wegen nach dem Lustschlosse Laxenburg, wo die kaiserliche Familie damals weilte. Mit angehaltenem Athem horchte und zählte man die Kanonenschüsse und als die zweiundzwanzigste Salve zu Ehren von »Habsburg's jüngstem Sohne« erdröhnte, da gab sich die Freude des Volkes im lautesten Jubel kund. Und diese Begeisterung erhielt neue Nahrung, als der Kronprinz in der Taufe (23. August) den hoffnungsvollen Namen seines grossen Ahnherrn Rudolf empfing. Sowie Kaiser und Stadt nie einen Tag gemeinsamen Glückes begingen, ohne denselben zugleich durch Werke der Wohlthätigkeit zu bezeichnen, so war dies auch bei der Geburt des Kronprinzen der Fall. Der Kaiser gründete ein neues Krankenhaus in Wien, das den Namen »Rudolfsstiftung« erhielt. Der Gemeinderath der Stadt Wien bedachte die Armen reichlich und wendete den mittellosen Eltern jener ehelichen Kinder, welche am 21. August geboren worden waren, Geschenke zu. Auch dem von der niederösterreichischen Gewerbekammer unter dem Titel »Kronprinz Rudolf-Stiftung« gegründeten Fond zur Unterstützung der Gewerbeschulen und anderer gemeinnütziger commercieller und industrieller Zwecke flossen von Seite der Wiener Bürger ansehnliche Spenden zu und ebenso verdankte das von dem Industriellen A. M. Pollak gegründete Rudolfinum diesem Ereignisse Entstehung und Namen.

Das Präsidium des Gemeinderathes genoss die Auszeichnung, dem feierlichen Taufacte beiwohnen zu dürfen und als einige Tage darnach (25. August) der Bürgermeister die Glückwunschadresse der Reichshauptstadt überreichte, wurde demselben folgende huldreiche und rührende Antwort des Kaisers zutheil: »Der Himmel hat Mir ein Kind gegeben, das einst ein neues grösseres und eleganteres Wien finden wird; allein, wie auch die Stadt sich verändert, so wird der Prinz doch die alten treuen Herzen unverändert und daher auch

die alten Wiener finden, die, wenn es nothwendig sein sollte, auch für ihn ihre erprobte Opferwilligkeit unter allen Verhältnissen beweisen werden.«

Es lag in diesen Worten die Anspielung auf ein Ereigniss, das erst kürzlich stattgefunden hatte und zu den freudigsten Hoffnungen für die Entwickelung unserer Stadt den Anlass gab. Der leitende Gedanke der Regierung, Wien »das grosse Maschinenhaus im Räderwerke der Bureaukratie« zum wahren, auch in der äusseren Erscheinung alle Landeshauptstädte überragenden Centrum der Monarchie zu gestalten, reifte seiner Verwirklichung entgegen. »Die vereinigte Kraft, welche Macht verleiht,« bemerkt ein geistvoller Publicist jener Zeit, »bedarf, um aus dem Centrum bis an die äussersten Grenzen der Monarchie ihre wärmende und leuchtende, also belebende Sonnenwirkung zu üben, eines mannigfaltigen sichtbaren Ausdruckes; sie bedarf des Spiegels, in welchem sie sich selbst anschaut und symbolisch verkörpert findet.« Wohl hatte Wien alle Elemente in sich, um eine gewaltige Anziehungskraft auf die Peripherie auszuüben; seine Weltlage, seine Geschichte, seine Umgebung, der eigenthümliche Volkscharakter — Alles war darnach, um es zur mitteleuropäischen Lebenssonne zu machen. Aber es hatte bisher an der Zauberformel gefehlt, die man bedurfte, um diese schlummernden Kräfte zu wecken.

Der Plan des Ministers Bach, die Befestigungswerke niederzureissen und den dadurch gewonnenen Raum, sowie das die innere Stadt umgebende Glacis zu einer grossartigen Stadterweiterung zu benützen, stiess anfangs nicht nur auf die Bedenken tonangebender höherer Militärpersonen, welche vielmehr die Befestigung der inneren Stadt durch die Aufführung neuer Werke zu vervollständigen gedachten, sondern auch auf den Widerwillen jener älteren Wiener, welche die gewohnten Spaziergänge auf der Bastei und dem Glacis nicht missen wollten und die der drohende Verlust des Paradiesgärtchens in eine wahrhaft Milton'sche Stimmung versetzte. Und doch drängte das riesige Anwachsen des Verkehrs, die steigende Wohnungsnoth in der inneren Stadt und die unbequeme zeitraubende Communication derselben mit den Vorstädten gebieterisch zur Lösung der Frage, welche endlich der Kaiser selbst in wahrhaft hochherziger Weise durch das Allerhöchste Handschreiben vom 20. December 1857 gab, von welchem der Beginn des heutigen, in riesenhaftem Aufschwunge begriffenen Wien datirt.

Dankbar nahm die Bevölkerung die hoffnungsreiche Weihnachtsgabe entgegen; freudig erregt erblickte sie in dem Falle der

alten Basteien, ihrer Blockhäuser und Palissaden einen Act des Vertrauens und Wohlwollens des Monarchen und rasch schritt sie an das schöne und freundliche Werk der Neugestaltung Wiens, die für kommende Geschlechter zugleich ein Denkmal jenes Kaisers werden sollte, dem dies Alles zu danken war. Schon am 1. Mai 1858 konnte in Gegenwart desselben der »Franz Josephs-Quai« eröffnet werden. Fortan fehlte es nicht an Raum, um bewunderungswerthe Bauten hochbedeutender Künstler zu voller Geltung zu bringen und so wie nun auch der Stefansthurm durch den Dombauverein unter der lebhaftesten Förderung seitens des Kaisers einen Umbau, die Kirche selbst eine sachkundige Restauration erfuhr, so blickte gar bald das neue Wahrzeichen des neuen Wien nicht mehr auf die düstere Mauerkrone der alten Vindobona, sondern auf den schimmernden Gürtel der Ringstrasse herab, wo Palast an Palast zu einem Geschmeide sich fügte, wie es wohl keine zweite europäische Grossstadt wieder aufzuweisen vermag.

Indem sich das Verhältniss der Wiener zu ihrem Kaiser mit jedem neuen Jahre inniger und herzlicher gestaltete, machte auch die beklagenswerthe Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Hauptelementen der Bevölkerung, zwischen Heer und Bürgerthum, allmälig jener edleren Strömung Platz, die dem Wahlspruche des Monarchen entsprach. Die Zeit war vorüber, in der nur das Eisen herrschte, das zugleich verwundet und heilt. Ein prophetisches Wort Radetzky's hatte sich in dieser Hinsicht erfüllt. »Schon bricht die Morgenröthe einer besseren Zeit heran,« so hatte der greise Feldmarschall einst an den Bürgermeister von Wien geschrieben, »und aus finsterer Nacht tritt das alte treue Wien mit verjüngtem Glanze wieder hervor. Bald zieht unser junger und hoffnungsvoller Monarch wieder in die Thore seiner Hauptstadt, in die Hallen seiner Väter ein; dort will er sich die Krone des grossen und vereinten Oesterreichs auf's Haupt setzen; wir werden dann ein Fest der Versöhnung und Wiedervereinigung feiern, wie noch kein Volk ein ähnliches beging. Vergessen und vergeben soll die Vergangenheit sein, versöhnt sich die Hand reichen, was noch vor Kurzem in unglücklicher Verblendung feindlich einander gegenüberstand.«

Diese wiederhergestellte Harmonie der beiden Stände, des Heeres und des Bürgerthums, zeigte sich bereits bei der Säcularfeier des Maria Theresien-Ordens (18. Juni 1857), trat aber am leuchtendsten hervor, als der Mund, der jene schönen Worte gesprochen hatte, für immer verstummte und als Wien »umhängt mit Flor die Mauer-

krone« die Ankunft der »dunklen Bundeslade« erwartete, die den todten Feldmarschall auf seinem letzten ruhmvollen Rückzuge aus Mailand barg. Am 18. Januar 1858 fand das prunkvolle Leichenbegängniss Radetzky's statt. Kein Auge blieb trocken, als der Kaiser, der sich in Person an die Spitze der ausgerückten Truppen stellte, unter den Klängen des Radetzky-Trauermarsches den Säbel vor dem heimgegangenen Helden senkte, an dessen Seite er zum ersten Mal das Feld der Ehre betreten hatte. Ein Wiener Bürger, Josef Parkfrieder, war es, der dem Feldherrn zur Seite seines Waffenbruders Wimpffen die letzte Ruhestätte in jenem »Heldenberge« in Wetzdorf bettete, in dem er einst mit der Frage: »Ob Oesterreichs Lerchen noch fliegen«, erwachen wird.

Der schwere Verlust, den der Staat durch den Tod seines grössten Feldherrn erlitten, wurde um so tiefer empfunden, als das neue Jahr (1859) jenen bösen Gruss von der Seine brachte, hinter dem man bereits deutlich das Rollen des Schlachtendonners vernehmen konnte. Denn durch Radetzky's Siege war zwar die frühere Machtstellung Oesterreichs und dessen Besitzstand in Italien von neuem befestigt worden und auch in Deutschland kehrte man, nachdem sowohl das Werk der Paulskirche, die Errichtung einer erblichen Kaiserwürde und die Uebertragung derselben auf den König von Preussen an der Ablehnung des Letzteren, als auch der Unionsversuch an der Eifersucht der Mittelstaaten und an dem bewaffneten Widerstande Oesterreichs gescheitert war, noch einmal auf den Rechtsboden des alten Bundesstaates zurück. Aber durch die orientalische Frage sah sich Oesterreich mit einem Male vor die Alternative gestellt, entweder durch die Parteinahme gegen Russland den Bundesgenossen jüngstvergangener Zeit oder durch die Preisgebung der Pforte sein eigenes Interesse verleugnen zu müssen. Zwar war Oesterreich von jenem Undanke weit entfernt, von dem einst Schwarzenberg bemerkt haben soll, er werde die Welt in Staunen versetzen, vielmehr auf die Herbeiführung einer friedlichen Vermittelung redlich bedacht. Aber dadurch, dass diese misslang, trat ein Conflict zwischen der Pflicht der Dankbarkeit und jener der Staatsraison ein. Der Krimkrieg und die Stellung, welche in demselben Oesterreich in Folge jener Collision einander widersprechender Rücksichten einnahm, hat demselben nicht nur das grollende Russland, sondern auch die enttäuschten Westmächte entfremdet und zu einer Isolirung des Staates geführt, die vor Allem Sardinien in dem erneuten Versuche einer Hinausdrängung Oesterreichs aus Italien zu

statten kam, und dies umsomehr, als durch den Bruch zwischen Oesterreich und Russland die letzten Pfeiler, auf denen bis dahin noch die Grundsätze der heiligen Allianz geruht hatten, gerade in dem Augenblicke zusammenstürzten, in welchem der neue Machthaber an der Seine die gegen sein Haus gerichteten Verträge von 1815 zerriss und an deren Stelle das Princip der Nationalität als Parole der Zeit ausgab.

Ueber Oesterreich brachen nun neuerdings harte Tage herein, deren düstere Stimmung nur der Trost verklärte, dass sie der Probirstein wurden für die Treue unseres Volkes, die sich nie glänzender als im Unglücke bewährt hat. An Opferwilligkeit war namentlich die Hauptstadt des Reiches ein nachahmungswürdiges Vorbild. Als während des Krimkrieges (1854) die Regierung, um zur Aufstellung einer Armee an der Südostgrenze des Reiches die Geldmittel zur Verfügung zu haben, die Subscription auf eine Nationalanleihe eröffnete, wurde von Wien und Niederösterreich allein die Summe von mehr als 100 Millionen, d. i. ein Fünftel des ganzen Anlehens, gezeichnet. Und auch im Jahre 1859 war es Wien, das sich an die Spitze der patriotischen Kundgebungen des ganzen Reiches stellte. Ein Freiwilligencorps wurde gebildet. Der gehobenen Stimmung, mit welcher sich die Menge zu den Werbetischen drängte, entsprach die Bereitwilligkeit, mit der Personen aus allen Classen namhafte freiwillige Beiträge zur Ausrüstung dieses Corps spendeten. Zur Labung der durchmarschirenden Truppen, zur Pflege der Verwundeten bildeten sich wie allenthalben auch in Wien Comité's (der patriotische Hilfsverein) und der edle Wetteifer war so rege und allgemein, dass man fast hätte versucht sein können, den Krieg zu segnen, der so schöne Früchte der Vaterlandsliebe und Menschlichkeit zeitigte.

Der unglückliche Waffengang in Italien (1859) kostete Oesterreich den Besitz der Lombardie und seine Stellung als Vormacht auf der apenninischen Halbinsel ging an Sardinien, oder was bald damit gleichbedeutend sein sollte, an das Königreich Italien über. Aber zugleich lud das schwere Verhängniss, das die vor Kurzem noch so siegreichen österreichischen Waffen trotz einer selbst von dem Feinde bewunderten Tapferkeit bei Magenta und Solferino ereilte, die regierenden Kreise zur Einkehr bei sich selbst ein und schärfte den Blick für die vorhandenen Mängel des staatlichen Lebens, sowie für die Mittel, die erlittenen Wunden zu heilen. Denn die bedrängte äussere Lage des Reiches, sowie der Druck einer lawinenartig anschwellenden Schuldenlast heischte eine Zusammenfassung und

eine Ausnützung der vorhandenen Kräfte, wie sie nur die Opferwilligkeit der Völker selbst und ihre freudige Mitwirkung an den Aufgaben des Staates zu entfesseln vermochte. Das kaiserliche Manifest vom 15. Juli 1859 kündigte zugleich mit dem Friedensschlusse diese Wendung der inneren Politik an. Zwar kehrte man nicht sofort von dem Wege des Absolutismus auf constitutionelle Bahnen zurück. Zunächst bestand blos die Absicht, die einstigen Landtage wieder in Wirksamkeit treten zu lassen. Ueber ihre Vorlagen und einige andere wichtige, das ganze Reich betreffende Angelegenheiten blieb die Entscheidung dem Kaiser allein vorbehalten, welcher aber, statt blos den ständigen Reichsrath, diesen letzten Rest der octroyirten Verfassung, die Minister oder andere Männer seines Vertrauens nach Belieben einzuvernehmen, in dem verstärkten Reichsrathe (5. März 1860) einen grossen, wohlgeordneten Staatsrath sich zur Seite stellte. Dennoch gerieth mit dem Zusammentritte des letzteren und durch die grosse staatsrechtliche Debatte im Schosse desselben die Verfassungsfrage von neuem in Fluss. Zwei Ansichten standen sich gegenüber: die überwiegende Majorität sprach sich für eine obgleich beschränkte Sonderstellung Ungarns und für die Anerkennung der »historisch-politischen Individualitäten«, die Minorität für eine Gesammt-Staatsverfassung aus. Das Gutachten der Reichsrathsmajorität bildete das Substrat des sogenannten Octoberdiploms (20. October 1860), das für die Gesetzgebung über allgemeine Angelegenheiten die Berufung eines Reichsrathes in Aussicht stellte, das politische Schwergewicht aber in die Landtage verlegte.

Das Octoberdiplom bedeutete für Ungarn die theilweise Wiederherstellung seiner »avitischen« Verfassung, für die übrigen Länder lief es im Wesentlichen auf die Wiederbelebung der ständischen Landtage hinaus. Als geistiger Urheber desselben wird gewöhnlich aber mit Unrecht der damalige Staatsminister Goluchowski betrachtet; vielmehr waren die Lineamente desselben bereits in dem Memorandum des altconservativen Grafen Emil Dessewffy gegeben. Allein nicht nur die centralistisch gesinnte Partei der westlichen Reichshälfte nahm Anstoss an dem förderalistisch angehauchten Diplom, auch die Deákpartei in Ungarn sah dasselbe nur als die Operationsbasis an, von der aus sie die Verfassung von 1848 zurückzuerobern gedachte.

Innerhalb der leitenden Kreise gewann zunächst jene Partei die Oberhand, welche den seit 1848 herrschenden Ideen, wenigstens insofern es sich um die Centralisation des Reiches handelte, zugethan

war, während sie freilich die absolutistischen Formen, in denen dieselben gehandhabt wurden, verwarf. An die Stelle des Octoberdiploms das Februarpatent (26. Februar 1861), der Form nach blos die specielle Durchführung des ersteren, in Wirklichkeit der Ausgangspunkt des Versuches, den Staat, statt wie bisher auf absolutistischer Grundlage, nun vielmehr auf constitutionellem Wege zu centralisiren. Der ständige und der verstärkte Reichsrath wurden aufgelöst; an die Stelle des ersteren trat der Staatsrath, an die Stelle des letzteren der österreichische Reichsrath, nicht blos als ein consultatives Organ, sondern als eine mit parlamentarischen Befugnissen ausgestattete Körperschaft, in zwei Häuser, ein Ober- (Herren-) und ein Unter- (Abgeordneten-) Haus gesondert, von denen letzteres durch Wahl aus den einzelnen Landtagen hervorgehen und sich in einen »engeren« Reichsrath für die sogenannten Erblande und in einen »weiteren«, auch Ungarn umfassenden, gliedern sollte. Erst mit dem Februarpatente gelangte der hochherzige Entschluss des Monarchen, sich in seine Machtbefugnisse mit seinen Völkern zu theilen, zu voller Wirklichkeit. Erst durch das Februarpatent wurden jene Zugeständnisse, welche bereits früher Ungarn gemacht worden waren, auch auf die Erblande ausgedehnt. Erst jetzt trat Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Monarchien Europas, zugleich aber das Volk in seine parlamentarischen Lehrjahre ein.

Insbesondere galt letzteres auch von Wien, dessen öffentliche Meinung sich, seitdem einmal die Verfassungsfrage von neuem aufgeworfen worden war, und zwar, wie man dies von dem Centrum des Reiches und dessen grossstädtischer, vorwiegend bürgerlicher Bevölkerung nicht anders erwarten konnte, in liberal-centralistischem Sinne zu condensiren begann. Anfangs nur schüchtern, aber doch wie ein Wetterleuchten wagte sich diese Stimmung hervor; man musste sie gleichsam zwischen den Zeilen lesen oder im Theater bei jenen Tendenzapplausen belauschen, mit denen jede wirkliche oder vermeintliche Anspielung auf die Gegenwart begrüsst wurde. Allmälig aber begann sich das politische Wien zu recken und zu strecken und machte namentlich von der einzigen Waffe, die man ihm nicht hatte nehmen können, von der Waffe des Witzes den ausgiebigsten Gebrauch. Zu einem ersten grossen und verklärten Ausdrucke aber sollte diese Stimmung in der Schillerfeier gelangen.

Der Gedanke, den hundertsten Geburtstag des Genius festlich zu begehen, der mehr als irgend ein Anderer in seinem Volke den Glauben an alles Edle und Gute geweckt hatte, fand nirgends leb-

hafteren Anklang als in Wien, das sich noch immer als die wenn auch nur ideelle Hauptstadt Deutschlands betrachtete. Es bildete sich in Wien ein Zweigcomité der Schiller-Stiftung und Seine Majestät trat durch die Zeichnung eines hohen Betrages selbst an die Spitze der Förderer des jungen Vereines. Eingeläutet wurde die »Schillerwoche« durch eine Feier des Journalisten-Vereines »Concordia«, der sich ähnliche Ziele wie die Schiller-Stiftung, jedoch mit der Beschränkung auf das engere Vaterland, setzte. Auch bildete sich in Wien der Verein »Die Glocke« zur regelmässigen Feier des 10. Novembers. Das Burgtheater grub den schönen Torso »Demetrius« aus und die Akademie der Wissenschaften setzte auf die beste Arbeit über den Dichter einen Preis. Dagegen drohte das eigentliche Schillerfest im Entstehen zu versinken, da die Behörde bei der durch die Verfassungskrise erregten Stimmung den geplanten Zug durch die Stadt und die beabsichtigte Rede auf öffentlichem Platze nicht gestatten wollte. Da war es abermals der Kaiser, der das Fest in seinen unmittelbaren Schutz nahm. Hatte er schon zuvor (24. October) dem Comité der Schillerfeier den Redoutensaal für eine musikalisch-declamatorische Akademie zur Verfügung gestellt, eine entsprechende Festvorstellung im Hofburgtheater zu Gunsten der Schiller-Stiftung gestattet und zugleich angeordnet, dass der freie Raum, auf dem sich einst die Statue des Dichters erheben würde, für immerwährende Zeiten den Namen »Schillerplatz« führen sollte, so gewährte er jetzt die volle und unbeschränkte Ausdehnung des Festes. Und die Wiener rechtfertigten das von ihrem Kaiser in sie gesetzte Vertrauen. Wohl wurde der unabsehbare Fackelzug, der sich, wie eine riesige Feuerschlange, vom Praterstern durch die innere Stadt bis zum Paradeplatze wälzte und sich da um die improvisirte Statue des Dichters zusammenrollte, auf allen Strassen, von allen Fenstern, von allen Dächern mit stürmischen Jubelrufen begrüsst, nirgends aber störte der geringste Misston das schöne Fest, das seinen idealen Charakter bis zum Schlusse bewahrte; bis zu jener Rede Laube's, deren auf weiter freier Fläche wohl dreissigtausend Menschen mit einer Ruhe lauschten, die den Sprecher an das »Parterre des Burgtheaters« erinnerte und bis zur Ansprache des Bürgermeisters, welche die Menge mit einem Hoch auf den Kaiser erwiderte, um sodann unter den Klängen der Volkshymne ruhig auseinander zu gehen. Es war ein unvergesslicher Tag, der als Symbol der gefeierten Ideale die Hoffnung auf die Wiederauferstehung derselben weckte.

*

Am 1. Mai 1861 wurde der auf Grund des Februarpatentes einberufene Reichsrath in dem Ceremoniensaale der Hofburg von dem Kaiser persönlich eröffnet. Der warme, überzeugende Ton, mit welchem der Kaiser die Versammlung begrüsste, machte auf einen Augenzeugen der ewigdenkwürdigen Scene einen so tiefen, begeisternden Eindruck, dass er unmittelbar darnach zum Minister Schmerling bemerkte: »Die Art, wie der Monarch die Thronrede vorgetragen habe, gelte ihm nahezu so viel, als die Verfassung selbst; denn es habe darin eine Wärme und Aufrichtigkeit sich kundgegeben, welche hoffen lasse, dass man constitutionell nicht rückwärts, sondern vorwärts gehen wolle und diese Ueberzeugung sei bei dem lockeren und ungenügenden Ausbau der Verfassung von unberechenbarer Tragweite.« In der That stand das Ereigniss bisher ohne Beispiel in der Geschichte Oesterreichs da. Zwar hatten schon einmal die Abgeordneten des Volkes sich zu einem ähnlichen Acte in der Reichshauptstadt versammelt, aber die Ansprache, mit welcher vor 13 Jahren Erzherzog Johann im Namen des Kaisers Ferdinand den ersten österreichischen Reichsrath eröffnet hatte, liess sich an Bedeutung nicht mit jener Thronrede Franz Josef's I. vergleichen, der in edelster Selbstverleugnung der traditionellen Politik des Absolutismus für immer entsagte und sich rückhaltslos zu den Ideen constitutionellen Staatslebens bekannte.

Auch die Kaiserstadt an der Donau war an einem für ihre Zukunft entscheidenden Wendepunkte angelangt. Mit dem Verfassungsleben wurde auch die bisher gewissermassen sistirte Gemeindeverfassung Wiens wieder lebendig. Eine Verordnung des Ministeriums Goluchowski vom 29. November 1860 setzte das Gemeindestatut vom 6. März 1850 wieder in volle Kraft und verfügte nach zehnjähriger Unterbrechung die Vornahme neuer Wahlen für den Gemeinderath. Musste schon die Thatsache, dass nach vieljähriger Stagnation zum ersten Male wieder das Volk zur Ausübung des wichtigsten politischen Rechtes, des Wahlrechtes berufen wurde, die lebhafteste Antheilnahme erregen, so steigerte sich die beginnende Wahlbewegung fast zu einer politischen Demonstration, da die anfangs wohlbegründete Muthmassung, dass die Gemeinderäthe die Wahlkörper für die Landtage, aus denen der Reichsrath hervorgehen sollte, zu bilden bestimmt wären, den Gemeinderathswahlen eine unmittelbar politische Bedeutung verlieh. Ging nun auch seit der Berufung des Staatsministers Schmerling diese Voraussetzung verloren, da die Landtage nun vielmehr aus directen Wahlen hervor-

gehen sollten, so blieb nichtsdestoweniger den Wiener Gemeinderathswahlen ihr politischer Charakter gewahrt, da der Wahlact gerade mit der Verlautbarung der Februarverfassung zusammenfiel und es in diesem für das Reich entscheidenden Augenblicke nicht gleichgiltig sein konnte, wer für die Hauptstadt desselben vorkommenden Falles das Wort ergriff. Aber auch sonst verlangte die neue Zeit neue Männer, deren Freimuth und Unabhängigkeitssinn strenge Wahrung der Gemeinde-Autonomie verhiess und deren Einsicht und Thatkraft die Anbahnung gründlicher Reformen auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung in Aussicht stellte. Denn zur selben Zeit, wo durch die Huld des Kaisers die Bahn verfassungsmässigen Lebens geöffnet und der Gemeinde die Beseitigung jeder überflüssigen Hemmung ihrer Selbstbestimmung verbürgt wurde, regten sich tausende von Händen, um die physischen Schranken fallen zu machen, welche das Wachsthum und die Entwickelung der Hauptstadt beengten, und um letztere zum würdigen Empfang der neuen Aera zu schmücken. Die Augen von ganz Oesterreich waren auf diese Metamorphose der Capitale gerichtet, deren Vertretern sich die nie wiederkehrende Gelegenheit darbot, durch hochsinnige Auffassung und umsichtige Förderung der für das Gedeihen Wiens so wichtigen Stadterweiterung sich ein bleibendes Denkmal echten Bürgersinnes zu setzen.

In der That konnte man in der neuen Gemeindevertretung, die sich am 9. April 1861 unter ihrem Alterspräsidenten constituirte, eine Reihe durch Verdienst und Talent hervorragender Männer bemerken, an deren Spitze durch die am 16. Juni 1861 vollzogene Wahl Dr. Andreas Zelinka als Bürgermeister trat, während sein Vorgänger Freiherr v. Seiller, der jede Wiederwahl abgelehnt hatte, sich ins Privatleben zurückzog.

Kamen bei den Wahlen in den Gemeinderath vorzüglich die Bedürfnisse der Stadt in Betracht, so gestalteten sich die Wiener Wahlen in den niederösterreichischen Landtag, welche unmittelbar nach jenen stattfanden, zu einer Anknüpfung der »Palingenesis« constitutionellen Lebens an das Jahr 1848, von dem der erste Aufschwung desselben datirte. Waren doch der »constituirende Reichstag« zu Kremsier und die Paulskirche in Frankfurt der Schauplatz gewesen, auf dem sich gar manche Staatsmänner und parlamentarische Führer der folgenden Zeit ihre ersten Sporen verdienten, für manche derselben die allerdings harte Schule, in der sie den ersten Grund politischer Bildung legten. So trugen denn auch von den dreizehn Männern, welche Wien in den Landtag zu entsenden

hatte, die meisten symbolische Namen, Allen voran der Staatsminister v. Schmerling, dem durch fast einstimmige Wahl die Stadt einen glänzenden Beweis ihres Vertrauens gab.

Wenn sich übrigens in die Huldigungen, die man dem Staatsminister entgegenbrachte, die stolze Empfindung mischte, dass der Taufzeuge der jungen Verfassung eben ein Wienerkind sei, so gesellten sich dessen schon längst in dem goldenen Ehrenbuche der Stadt prangenden Namen bald auch die Namen der beiden ersten Präsidenten des Reichsrathes, des Fürsten Carlos Auersperg und des Dr. Hein zu. Vor Allem aber beschloss der Gemeinderath das Wiegenfest der Verfassung alljährlich mit einer entsprechenden Feier zu begehen. Anfangs ersah man dazu den Geburtstag der Verfassung selbst, den 26. Februar; später wurde die Feier auf den Geburtstag des Kaisers, dessen Geschenk die Verfassung war, auf den 18. August verlegt.

Ueberhaupt konnte das neue Verfassungsleben dem dynastischen Bewusstsein nur zu einem neuen mächtigen Impulse gereichen, da sich zu dem angestammten Gefühle der Treue nun auch das noch wirksamere der Dankbarkeit gesellte. Von Jahr zu Jahr schloss der Wiener seinen Kaiser tiefer in sein Herz. Mit freudigem Stolze blickte er nach dem Fenster der Burg, an dem allein noch Licht bis in die späte Nacht und vor Tagesanbruch bemerkt wurde; denn er wusste, dies Fenster gehöre zum Arbeitszimmer des Kaisers, der rastlos über dem Glücke und Wohlergehen seiner Unterthanen wache. Mit nicht minderem Stolze wusste er dem Fremden von seinem Herrscher zu erzählen, dem auch der Aermste und Geringste sein bedrängtes Herz ausschütten dürfe, der, spartanisch streng gegen sich selbst, seine persönlichen Einkünfte als ein Gut zu betrachten scheine, das ihm nur dazu anvertraut sei, um damit fremde Noth zu lindern und gemeinnützige Unternehmungen zu fördern, der unerschrocken selbst an das Lager des Typhuskranken trete und der bei Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen (1862) gar häufig einer der Ersten am Platze sei, um dem »braven Manne« gleich durch seine eigene Entschlossenheit in den Verzagenden Muth und Selbstvertrauen zu wecken.

Welche Theilnahme aber der Wiener seiner Kaiserin entgegenbrachte, das zeigte neuerdings die innige Wehmuth, mit der man die scheiden sah, als sie im fernen Süden, zuerst in Madeira, dann auf Korfu, leider vergebens Heilung von schwerem Leiden suchte, sowie der herzliche, hoffnungsreiche Gruss, der ihr entgegentönte, als sie

von einer dritten Reise in ihre Heimat und von dem Gesundbrunnen Kissingen genesen zurückkam. Abends (14. August 1862) ergoss sich ein Laurenziusstrom von Licht über die Strassen und Plätze der Hauptstadt, die, wie vor zehn Jahren zum Empfange des Kaisers, so diesmal zu dem der Kaiserin festlich beleuchtet war. Um gleichsam vor den Augen der damals zum dritten Juristentage versammelten, von der Stadt Wien, sowie vom Hofe (zu Schönbrunn) bewirtheten fremden Gäste das auf dem Frankfurter Bundesschiessen gefallene dreiste Wort von den österreichischen Schmerzenskindern Lügen zu strafen, veranstalteten auf Anregung des Gemeinderathes die Wiener zu Ehren der Kaiserin einen Fackelzug, an dem sich alle Vereine, Corporationen und Genossenschaften, alle wissenschaftlichen Institute, der Gemeinderath und der Magistrat, kurz mehr als zehntausend Personen betheiligten und der sich, die Turner, welche bei diesem Anlasse das erste Mal öffentlich auftraten, an der Spitze, von der Stiftskaserne aus nach Schönbrunn in Bewegung setzte. Dort begab sich der Bürgermeister an der Spitze einer Deputation auf den Balkon des Schlosses, wo Kaiser und Kaiserin zur Besichtigung des imposanten Schauspieles verweilten und überreichte der Letzteren im Namen aller Bewohner Wiens einen prächtigen Blumenstrauss, mit dem beigefügten Wunsche, dass jeder Tag ihres Lebens diesen Kindern des Frühlings gleichen möge. Bedeutsam war es auch, dass bei dem in der »Neuen Welt« zu Hietzing abgehaltenen Festmahle des deutschen Juristentages der Geheimrath v. Wächter das imposante Schauspiel, dessen Zeugen die fremden Herren dem Wunsche des Kaisers gemäss auf einer zu Schönbrunn eigens für sie errichteten Tribune gewesen waren, zum Anlasse nahm, um in einem mit stürmischem Beifall aufgenommenen Toaste auf das unauflösliche Band hinzuweisen, welches die Bewohner Oesterreichs mit dem Kaiserhause und seinem hochherzigen Monarchen verbinde, der erst neuerdings durch die kostbare Gabe der Verfassung sein Reich in die Bahnen einer glorreichen Zukunft geleitet habe.

Der Ruf von der Liebenswürdigkeit, mit welcher die Wiener die deutschen Juristen empfangen hatten, machte in ganz Deutschland Propaganda für unsere Stadt, die es fast zu Hochmuth verleiten konnte, dass nach einander der Gustav Adolf-Verein zu Nürnberg, der Künstlertag zu Salzburg und der Ingenieur- und Architekten-Verein zu Hannover mit jubelnder Einhelligkeit Wien zum nächsten Versammlungsort wählten. Allein diese Kundgebungen hatten doch auch einen scharfen politischen Beigeschmack, wie denn diese

Wanderversammlungen überhaupt dem Verlangen der deutschen Völker nach Einigung ihren Ursprung verdankten und insbesondere der Juristentag sich in der Anbahnung einheitlicher Entwickelung des deutschen Privatrechtes eine Aufgabe stellte, welche ihn zu einer Art Vorparlament der staatsrechtlichen Einigung Deutschlands erhob.

Seit der Wiederherstellung des Bundestages hatte die deutsche Frage so gut wie stille gestanden; seit dem Ende des italienischen Krieges wurde sie wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Das fortgesetzte Ringen Oesterreichs mit Preussen um die Hegemonie in Deutschland drängte zu einer Entscheidung, um so mehr als ersteres die Einbusse an Macht, die es im Süden der Alpen erlitten, durch erhöhten Einfluss im Norden derselben auszugleichen bemüht war, während zugleich das Vorbild Italiens, das den Traum nationaler Freiheit sich erfüllen sah, auch in Deutschland die Hoffnung nationaler Einigung wachrief. Freilich darüber, wie diese Einigung zu bewerkstelligen sei, waren die Ansichten der deutschen Völker und Fürsten gar sehr getheilt. Der von der »kleindeutschen« Partei im Jahre 1859 gegründete »Nationalverein« strebte ein freigewähltes Nationalparlament und wo möglich die »preussische Spitze« mit Ausschluss von Oesterreich an, während das Programm des »grossdeutschen« »Reformvereines« in die beabsichtigte Neugestaltung Deutschlands auch Oesterreich einbezog und sich mit einer Delegirtenversammlung aus den einzelnen Landständen zufrieden gab. Auch die Regierungen vermochten sich dem immer mächtiger hervortretenden Bedürfnisse einer Bundesreform nicht zu entziehen. Die Mittelstaaten traten mit Reformvorschlägen hervor, bei denen sie jedoch vor Allem darauf bedacht waren, ihre volle Souveränetät zwischen den beiden deutschen Grossmächten zu wahren. Von diesen beobachtete Preussen eine zuwartende Haltung; die wenigsten ahnten den eigentlichen Zweck der neuen Heeresorganisation, trotz des deutlichen Commentars, den Bismarck's geflügeltes Wort: »Blut und Eisen« dazu lieferte. Dagegen schien Oesterreich, statt, wie das bekannte Schlagwort lautete, seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen, entschlossen, die Initiative des ersehnten Reformwerkes ergreifen zu wollen. Gesichtspunkte der inneren wie der äusseren Politik wirkten zu diesem Ziele zusammen. Durch die Wahrung des österreichischen Einflusses in Deutschland sollte der deutsche Einfluss in Oesterreich erhöht, durch das in Oesterreich soeben zum Siege gelangte constitutionelle Princip auch Deutschland moralisch erobert werden.

Das Wort des Kaisers zu dem Geheimrathe v. Wächter: »Ich bin zwar vor Allem Oesterreichisch, aber dabei auch entschieden Deutsch und wünsche den innigsten Anschluss an Deutschland«, und die Aeusserungen, welche Schmerling bei verschiedenen Anlässen, so schon bei dem Schillerbankett im Sophiensaal (13. November 1859), bei dem Juristenbankett und auf dem deutschen Künstlertage in Salzburg (September 1862) abgab, liessen keinen Zweifel darüber bestehen, dass die Wiener Regierung entschlossen sei, sich in dieser Frage von keiner Seite überflügeln zu lassen.

Im August des Jahres 1863 reiste der Kaiser nach Frankfurt, um den von ihm einberufenen Fürstentag zu eröffnen und, wie man vielseitig hoffte und wünschte, nachdem er dem eigenen Reiche eine Verfassung gegeben, auch das deutsche Verfassungswerk in Angriff zu nehmen. Die Worte, mit denen der Kaiser das Parlament von Königen und Fürsten begrüsste, fand in Millionen Herzen das freudigste Echo. Namentlich in Süddeutschland und in den deutschen Gebieten Oesterreichs war dies der Fall. Am 23. August fand im Prater ein grosses Wohlthätigkeitsfest statt, mit welchem man in diesem Jahre zum ersten Male das Geburtsfest des Kaisers beging. »Hunderttausende,« so konnte Bürgermeister Zelinka dem in Frankfurt weilenden Kaiser telegraphiren, »Hunderttausende der bei dem heutigen Volksfeste versammelten Bewohner Wiens jubeln ihrem Allergnädigsten Kaiser ein Hoch entgegen. Geruhen Euere Majestät zu gestatten, dass der Bürgermeister Allerhöchst Ihrer Haupt- und Residenzstadt Wien im Namen der gesammten Bevölkerung den einstimmigen Wunsch derselben ausspreche, dass Gott der Allmächtige jeden Schritt unseres geliebten Kaisers beschützen und das in diesem Augenblicke begonnene grosse Werk mit einem glücklichen Erfolge segnen möge.« Dem rückkehrenden Kaiser wurde ein überaus festlicher Empfang bereitet. In der Halle des Westbahnhofes begrüsste ihn (4. September) der Bürgermeister mit den Worten: »Unsere Segenswünsche begleiteten Euere Majestät während Ihrer Reise, unser Jubel empfängt Sie bei der Rückkehr in Euerer Majestät getreue Stadt. Dieser allgemeine Jubel soll jedoch durch ganz Deutschland, ja durch ganz Europa die Botschaft tragen, dass die Völker Oesterreichs Euerer Majestät zu immerwährender Dankbarkeit verpflichtet sind. Denn Euere Majestät haben den grossherzigen Beschluss gefasst, den historisch-richtigen Grundsatz zur Geltung zu bringen, dass, sowie aller deutschen Stämme Einigung das Emporblühen Oesterreichs befördert, ebenso auch Oesterreichs Kraft nöthig ist, um

Deutschland vor jeder Gefahr zu schützen. Diese Kraft wurzelt jedoch in der von Euerer Majestät grossmüthig verliehenen freien Institution, in dem Heldenmuthe der österreichischen Armee, vor Allem aber in der Liebe und Treue aller Ihrer Völker, welche stolz auf ihren Kaiser blicken, der so wie sein Oesterreich reich an allen Ehren ist.« Der Kaiser dankte für den ihm bereiteten freundlichen Empfang und indem er sich auch über die patriotische Haltung der Wiener bei jenem Volksfeste anerkennend aussprach, setzte er hinzu: »Es war Mein Bestreben, die Interessen Oesterreichs in Frankfurt auf das wärmste zu vertreten und freut Mich, versichern zu können, dass Ich überall in Deutschland die wärmsten Sympathien für unser Vaterland getroffen habe.« Abends war die Stadt mit den Vorstädten auf's glänzendste beleuchtet; auch von den Höhen des Wienerwaldes flammten Freudenfeuer empor. Das Wiener Rathhaus war von mehr als sechstausend Lampen erhellt und zeigte zwei Inschriften: »In Einigkeit liegt Kraft« und »Seinem geliebten Kaiser, dem Förderer deutscher Einigkeit und Macht, das dankbare Wien.« Es war eine Huldigung, die einem grossen und edlen politischen Gedanken galt, dessen Werth in ihm selbst lag, und nicht von dem Erfolge, der ihn etwa begleiten mochte, abhing.

Denn es hatte einen trüben Schatten auf den Glanz der Frankfurter Tage geworfen, dass denselben der König von Preussen ferne und daher die Reformacte, dieser letzte Versuch, Deutschland unter Berücksichtigung Oesterreichs und der bestehenden Bundesverfassung zu reorganisiren, ein Torso blieb, dem der redlichste Wille kein Leben einzuhauchen vermochte. Vielmehr lehrte sein Ausgang, dass die Einigung Deutschlands nicht auf dem Boden des alten Bundes gedeihen könne, dass dies Ziel nur durch die friedliche Verständigung der beiden deutschen Vormächte oder durch den Sieg der einen derselben über die andere erreicht werden würde. Zunächst schien der erstere Fall eintreten zu sollen, wozu die schleswig-holsteinische Frage den Anlass gab. Mit dem Tode König Friedrich's VII. von Dänemark trat der von dem deutschen Volke längst erwartete Augenblick ein, in welchem das verschiedene Erbrecht, das für das Königreich Dänemark und die Elbherzogthümer bestand, für die Trennung der letzteren von dem Gesammtreich verwerthet werden konnte. Die öffentliche Meinung Deutschlands erhob allenthalben ihre Stimme zu Gunsten des »verlassenen Bruderstammes«; National- und Reformverein, Gross- und Kleindeutsche begegneten sich in dem laut ausgesprochenen Wunsche nach der Losreissung Schleswig-

Holsteins von Dänemark und nach der Anerkennung des augustenburgischen Erbrechts. Ueberall wurden in diesem Sinne Volksversammlungen einberufen, begeisterte Reden gehalten, Vereine gebildet, um Geld zu sammeln, wohl auch, um Freiwillige zum Kampfe auszurüsten. Es herrschte eine politische Aufregung, welche beinahe der des Frühjahres 1848 gleichkam.

In principiellem Gegensatze hiezu stand die Entscheidung, welche von den beiden deutschen Grossmächten in dieser Frage getroffen wurde. Uneinig über die Bundesreform, d. h. über die Art und Weise, Deutschland ausschliesslich den preussischen oder den österreichischen Interessen dienstbar zu machen, kamen sie darin überein, sich weder durch den Bund der deutschen Mittel- und Kleinstaaten majorisiren, noch durch die Agitationen des revolutionärer Tendenzen verdächtigten Sechsunddreissiger-Ausschusses bei Seite schieben zu lassen, sondern die schleswig-holsteinische Frage selbst in die Hand zu nehmen, um sie entweder auf Grund des Londoner Vertrages und unter Anerkennung der Rechte des neuen dänischen Königs (Christian IX.) auf die Herzogthümer oder nöthigen Falles mit Lossagung von jenem Vertrage als europäische Grossmächte zu lösen. In directem Gegensatze zu den Wünschen der Volksvertretungen beider Reiche, im Gegensatze zu den Anschauungen und theilweise auch zu den Beschlüssen des Frankfurter Bundestages wurde diese Politik inaugurirt, die man sich nur aus der Eifersucht und dem Misstrauen, mit welchem die beiden Grossmächte einander überwachten, zu erklären vermag, von denen die eine auf die Erwerbung der Herzogthümer und auf die Lockerung der Verbindung zwischen Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten ausging, die andere zwar an der Frage nur als Mitglied des deutschen Bundes interessirt, jedoch durch ihre Theilnahme am Kriege diesen zu localisiren und einseitige Erfolge des Nebenbuhlers hintanzuhalten bemüht war, im Grunde aber doch von ihren eigenen Traditionen abfiel.

So erklärt es sich, dass, als die in Deutschland herrschende Stimmung auch in Wien die weitesten Kreise ergriff und der Gemeinderath dem Wunsche nach Wahrung der verfassungsmässigen Rechte Schleswig-Holsteins in einer Adresse an den Kaiser (7. December 1863) Ausdruck gab, derselbe auf die Schranken seiner Competenz verwiesen, die nachgesuchte Volksversammlung für Schleswig-Holstein untersagt und Sammlung von Geldern, nur insoweit es sich dabei um wohlthätige Zwecke handelte, gestattet wurde.

Allerdings schien der Erfolg die Politik Rechberg's zu sanctioniren. Im besten Einvernehmen mit einander drangen die Verbündeten in Feindesland vor. Sieg folgte auf Sieg; bald wehten am Skagerak die schwarzgelbe und die schwarzweisse Fahne friedlich neben einander. Der Dänenkönig sah sich zuletzt auf die Inseln beschränkt und zum Abschlusse des Wiener Friedens (30. October 1864) gezwungen, durch den Schleswig und Holstein in das gemeinsame Eigenthum der beiden Grossmächte übergiengen. Ungetheilt war der Beifall, den man den Truppen spendete, die im fernen Norden neben den preussischen die österreichischen Waffen von Neuem zu Ehren gebracht und nicht minder lebhafte Theilnahme zollte man der jungen österreichischen Flotte, die bei Helgoland ihre glorreiche Feuertaufe empfing. Doch galt dies Lob nicht blos der Tapferkeit, sondern auch der humanen, bürgerfreundlichen Haltung, durch welche unsere Truppen in fremden Landen das weitverbreitete Vorurtheil, als stände das österreichische Heer an Civilisation tief unter den Heeren anderer deutscher Staaten, glänzend widerlegten. Dieser freudigen Anerkennung verdankte denn auch vor Allem die »eiserne Brigade« den festlichen Empfang, den ihr Wien bei ihrem Einzuge (30. November 1864) bereitete. Der Kaiser selbst eröffnete an diesem Tage die Aspernbrücke, deren Name gleichfalls an österreichische Heldenthaten erinnerte und an welcher der Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderathes und Magistrates den Commandanten der vom Volke umjubelten Truppen, Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Gablenz, den Sieger von Oberselk, Oeversee und Veile als Ehrenbürger begrüsste.

Doch in die Freude, die man über das Glück der österreichischen Waffen empfand und in die Genugthuung über die Erfüllung eines vieljährigen nationalen Wunsches mengte sich die bange Sorge um das endgiltige Schicksal der »meerumschlungenen« Lande, welches den Keim neuer Zerwürfnisse in sich barg. Vor Europa war der Process der Herzogthümer gewonnen, noch aber blieb er in Deutschland zu entscheiden. Der dänische Krieg hatte den Bundestag, auf welchem bisher die Interessen der mittleren und kleineren Staaten ihre natürliche Vertretung gefunden hatten, factisch bei Seite geschoben, so dass auch in dieser Hinsicht die Entscheidung in den Händen der beiden deutschen Grossstaaten lag. Aber auch diese standen sich nach kurzer Waffenbrüderschaft feindseliger als je gegenüber, bis endlich das hybride Condominat der gemeinsam eroberten Herzogthümer und der leoninische Vertrag von Gastein

(14. August 1865) in das Geflecht ererbter Gegensätze und unausgeglichener Ansprüche den gordischen Knoten schlang, den nur noch das Schwert zu durchhauen im Stande war.

Zu der nunmehr hereinbrechenden äusseren gesellte sich eine nicht minder schwere innere Krise. Wie der frühere Versuch Bach's, Oesterreich auf absolutistischer Grundlage zu centralisiren, so war auch das System Schmerling's, der das gleiche Ziel auf constitutionellem Wege zu erreichen gesucht hatte, gescheitert. Der Glaube, warten zu können, und die Hoffnung, durch liberale Zugeständnisse, die als werthvolle Gaben der vorsorgliche Pathe in die Wiege der jungen Verfassung gelegt, die nationalen Parteien in politische auflösen zu können, hatten sich als trügerisch erwiesen. Schmerling vermochte nicht den Eintritt der Ungarn in den weiteren Reichsrath zu erzwingen, nicht den Austritt der Czechen aus dem engeren hintanzuhalten. Namentlich war das Reich der Stefanskrone der mächtige Riff, an welchem der politische Einheitsgedanke sich brach. Immer deutlicher stellte sich heraus, dass die Verfassung ähnlich dem vor dem Schottenthore eilig errichteten hölzernen Parlamentshause so lange ein Nothbau sei, so lange sich an der Vollendung desselben nicht alle Völker des Reiches betheiligten. Selbst die eifrigsten Anhänger des Februarpatentes vermochten sich dieser Einsicht auf die Dauer nicht zu verschliessen. — Die Reise des Kaisers nach Ungarn (6.—9. Juni 1865) bildete den neuen, bedeutsamen Wendepunkt der inneren Politik. Das Ministerium Schmerling wurde von dem Ministerium Belcredi-Majlath abgelöst, als dessen grosse Aufgabe die Aussöhnung zweier Verfassungen — der österreichischen und der ungarischen — bezeichnet wurde. Der Reichsrath wurde geschlossen, das Gesetz über die Reichsvertretung durch das Patent vom 20. September 1865 sistirt; dagegen wurden ausser dem ungarischen, dem kroatischen und dem siebenbürgischen auch die erbländischen Landtage einberufen, die beiden ersten zu dem ausgesprochenen Zwecke, denselben das October-Diplom und das Februar-Patent zur Annahme vorzulegen, der siebenbürgische, um das Unionsgesetz von 1848, welches Siebenbürgen unter Aufhebung seines Sonderlandtages einfach Ungarn einverleibte, zu »revidiren«.

Durch das September-Patent wurde das Provisorium von der einen Seite der Leitha nach der anderen verlegt. Denn obgleich man die Sistirung der Februar-Verfassung durch den Satz motivirte, dass ein noch nicht perfectionirter Vertrag nicht für den einen Paciscenten in Wirksamkeit bleiben könne, während er für den anderen noch

ein Gegenstand der Verhandlung sei, so wurde doch die Parole: »Frei ist die Bahn!« vielfach nicht nur als eine Aufforderung zur Verständigung der beiden Reichshälften unter einander, sondern auch als ein Appell an alle politischen Parteien, mit ihren besonderen Forderungen hervorzutreten, gedeutet. Bei dem Zweifel, den der Wortlaut des Patentes darüber bestehen liess, wem die Regierung das Ergebniss der Verhandlungen mit den Landtagen von Pest und Agram vorzulegen gedenke, bildete sich die vielverbreitete Meinung aus, dass die Absicht bestehe, das grosse Versöhnungswerk in den Schoss der Landtage zu legen und die westliche Reichshälfte auf föderalistischer Basis zu reconstruiren. Während daher jene Landtage, auf denen die föderalistische Partei überwog, sich bereits anschickten, das Erbe des engeren Reichsrathes anzutreten, petitionirten die übrigen um die »Aufhebung der Sistirung«. Der alten Rechtscontinuität jenseits stellten sie eine junge Rechtscontinuität diesseits der Leitha, dem historischen Rechte Ungarns das lebendige Recht der Gegenwart gegenüber. Bezeichneten die Ungarn die 1848er Gesetze als den Rechtsboden, den sie nicht verlassen wollten, so verlangten die Landtage der westlichen Reichshälfte ihrer Mehrzahl nach die Wiederherstellung der Februar-Verfassung, welche sie als ihren Rechtsboden betrachteten. Aber auch in Ungarn nahmen die Dinge keineswegs den erwarteten glatten Verlauf. Zwar sprach sich der Klausenburger Landtag zu Gunsten der Union mit Ungarn aus und die Wahlen für den Pester Landtag erfolgten überall anstandslos. Aber schon die Kroaten erhoben gegen die zugemuthete Verständigung mit Ungarn mancherlei Bedenken, trotz des »weissen Blattes«, das ihnen Deák hinhielt, und in Ungarn selbst verwarf man October-Diplom und Februar-Patent und bezeichnete die Anerkennung der 1848er Artikel als Vorbedingung ihrer von der Regierung gewünschten Revision. Auch die gemeinsame Behandlung der Gesammtstaatsfragen machte man von der doppelten Bedingung abhängig, dass vorher sowohl die ungarische Verfassung in ihrem vollen Umfange restaurirt werde, als auch dass »der volle Constitutionalismus auch in den übrigen Ländern Sr. Majestät ins Leben trete«.

Die Regierung hatte die Lösung der staatsrechtlichen Fragen unter der Voraussetzung in Angriff genommen, dass das Reich ungestört die Segnungen des Friedens geniesse. Statt dessen zwang der Krieg, welcher 1866 entbrannte, die Friedensarbeiten zu vertagen, die erst nach dem traurigen Ausgange des Kampfes wieder aufgenommen wurden. Die Enttäuschung über den geringen Erfolg,

von welchem bis dahin das Streben nach der Anbahnung des häuslichen Friedens begleitet gewesen war, tönte auch in den Worten des kaiserlichen Kriegsmanifestes (17. Juni 1866) nach. Indess hätte es kaum dieses ergreifenden Appells des Monarchen an die Herzen der Völker bedurft, um angesichts der ernsten Lage des Reiches den nationalen Hader verstummen zu machen. Die Begeisterung und Opferwilligkeit, die dem Bewusstsein entsprang, dass es sich in dem bevorstehenden Kriege um die ganze Machtstellung, ja um die Existenz Oesterreichs handle, waren ebenso so gross als die Entrüstung über das herausfordernde Auftreten des Gegners, der ohne gegründete Ursache unter der Missbilligung des übrigen Deutschland, ja der Mehrheit seines eigenen Volkes einen Krieg auf Leben und Tod entfesseln zu wollen schien. So grosse Opfer auch der Krieg fordern mochte, so sah man demselben doch im Vertrauen auf die Stärke und Macht, sowie auf die früheren Erfolge des Heeres mit Zuversicht und mit der Hoffnung entgegen, dass der Ausgang desselben die deutsche Frage in Oesterreichs Sinne entscheiden werde. Zwar war es ein Doppelkrieg mit Preussen und dem ihm verbündeten Italien, dem man entgegenging. Aber auch Oesterreich stand nicht ohne Bundesgenossen da; mit ihm zugleich rüstete die Mehrzahl der deutschen Staaten.

Diese siegesgewisse Stimmung machte nur zu bald der tiefsten Niedergeschlagenheit Platz. Zwar lieferten gleich zu Beginn des Krieges der würdige Sohn des Helden von Aspern und dessen wackere Krieger bei Custozza (24. Juni) der Welt den Beweis, dass in der österreichischen Armee jener Geist noch nicht erstorben sei, der einst Radetzky und dessen Heer an derselben Stelle zu gleich glänzendem Siege geleitet hatte, und auch die österreichische Flotte erstritt sich bei Lissa unsterblichen Ruhm unter der Führung Tegetthoff's, jenes Seehelden, der sich gleich seinem beherzten Geschwader an Faragut's Wahlspruch: »Hölzerne Schiffe, eiserne Herzen« hielt. Aber diese glänzenden Siege mussten nutzlos bleiben gegenüber der niederschmetternden Wendung, welche der Kampf auf dem nördlichen Kriegsschauplatze nahm. Was hier geschah, war eigentlich der Abschluss eines hundertjährigen Kampfes. Nur war es nicht ein siebenjähriger Krieg, sondern ein siebentägiger Feldzug, der durch die furchtbare Entscheidungsschlacht von Königgrätz (3. Juli) den Untergang des deutschen Bundes besiegelte.

Wie in allen Theilen des Reiches, so hatte man auch in Wien das Vorspiel, sowie den Beginn des blutigen Dramas mit der leb-

haftesten Theilnahme begleitet. Schon zur Zeit, als noch in aprilartigem Wechsel Kriegsbefürchtungen und Friedenshoffnungen einander ablösten, sowie auch späterhin, als mit dem herannahenden Sommer die politische Temperatur immer heisser und schwüler wurde, war dies der Fall. Als im Mai unter den Klängen des Radetzky-Marsches die ersten Truppendurchzüge begannen und der sympathisch begrüsste Benedek seinen ersten Armeebefehl aus dem Hauptquartier Wien erliess, erschien auch (13. Mai) ein von dem Landmarschall von Niederösterreich und dem Bürgermeister von Wien unterzeichneter Aufruf zur Errichtung eines Freiwilligencorps. Freiwillige Spenden aller Art begannen zu fliessen und der »patriotische Hilfsverein« nahm mit dem Ausbruche des Krieges seine schon in den beiden vorangegangenen Kriegen bewährte Thätigkeit wieder auf. Am 14. Juni überreichte der Bürgermeister Zelinka eine Ergebenheitsadresse der »Hauptstadt des Reiches, der Residenz des Kaisers, der ersten Stadt Deutschlands«, die der Monarch mit den Worten erwiderte: »Ich habe Alles gethan, um den Frieden und die Freiheit Deutschlands zu erhalten; aber es ist Mir von allen Seiten unmöglich gemacht worden. Es ist das der schwerste Augenblick seit dem Antritte Meiner Regierung. Ich greife nun zum Schwerte im Vertrauen auf Gott, Mein gutes Recht, Meine tapfere Armee und die Mitwirkung Meiner treuen Völker. Insbesondere muss Ich aber Meine vollste Befriedigung über die Einmüthigkeit und die Haltung Wiens aussprechen. Ungeachtet durch die Stockung des Verkehrs und die Arbeitlosigkeit der Bevölkerung schon bedeutende Opfer auferlegt werden, herrscht hier im Vergleich mit dem Auslande die musterhafteste Ruhe und Ordnung und Ich kann dies nicht genug anerkennen.«

Drei Tage darnach las man in allen Zeitungen und an allen Strassenecken das kaiserliche Kriegsmanifest. Die ehernen Würfel waren gefallen und mit fieberhafter Spannung sah man dem Ausgange des furchtbaren Kriegsspieles entgegen. Wie gross auch die Freude war, die man bei den Nachrichten von der Südarmee empfand, so fühlte man doch ganz richtig, dass die Entscheidung im Norden erfolgen müsse. Die lakonischen Depeschen aus dem Hauptquartier Benedek's steigerten von Tag zu Tag die herrschende Erregung, bis endlich jene Nachricht aus Königgrätz eintraf, die, um auf dieselbe ein Wort Gentzens anzuwenden, die Seele vernichtete und das Denken aufhob.

Ein ganzes Heer, der Stolz und die Hoffnung Oesterreichs, war vernichtet. Die nördlichen Provinzen des Reiches fielen dem

Sieger in die Hände, während man vergebens durch die mittelbare Abtretung einer schönen Provinz im Süden von dem anderen Feinde Frieden zu erkaufen suchte. Das war die verzweifelte Lage des Reiches, die man sich gegenwärtig halten muss, wenn man der düsteren Stimmung Wiens in jenen Tagen gerecht werden will, in denen die Preussen in vollem Anmarsch gegen die eiligst befestigte Hauptstadt begriffen waren, um, wie man meinte, durch diesen Stoss ins Herz das edle Hochwild Oesterreich zum Falle zu bringen.

Das patriotische Herz sträubt sich dagegen, die Vorgänge zu schildern, deren Schauplatz Wien in der folgenden Passionswoche war — die erschütternden Scenen auf dem Nordbahnhofe, wo jeder neue Zug neue Verwundete und neue Hiobsposten brachte, die Verzagtheit und Indolenz in einer Zeit, die grosser Menschen bedurfte und den Pessimismus der Menge, welcher mit Wollust in den eigenen klaffenden Wunden wühlte und der durch Erwerblosigkeit und verheerende Seuchen noch gesteigert wurde. Wenn indess irgend etwas diese trüben und betrübenden Eindrücke zu verwischen vermochte, so waren es die Thränen, mit denen die Wiener allabendlich auf der Ringstrasse die langen Wagenreihen der Schwerverwundeten umdrängten und der angeborene Wohlthätigkeitssinn der Bewohner, der mit vollen Händen fremde Thränen zu trocknen suchte. Nicht minder durfte es den Wienern zum Troste gereichen, dass der Kaiser mit ungebrochener Berufstreue in ihrer Mitte weilte und dem bekümmerten Bürgermeister die beruhigende Versicherung gab, dass Wien kein Gegenstand der Vertheidigung sein und vorkommenden Falles als offene Stadt werde behandelt werden, sowie dass er selbst als Letzter mit der Armee abziehen werde. Lag in der hinzugefügten Bemerkung, dass man nicht in Feigheit verfallen und muthlos plötzlich alle Hoffnungen aufgeben dürfe, zugleich eine ernste Mahnung an die Stadt, an deren Loyalität er übrigens, wie er in einer zweiten Audienz dem Bürgermeister versicherte, niemals gezweifelt habe, Muth und Ausdauer nicht zu verlieren, so war dies ein Kaiserwort, an dem nur die Erregung des Augenblickes zu deuteln vermochte und das in der ruhigeren Stimmung der folgenden Zeit auch eine ruhigere Würdigung fand.

Am 27. Juli wurden zu Nikolsburg die Friedenspräliminarien mit Preussen, am 12. August zu Cormons jene mit Italien unterzeichnet. Die Friedenstractate selbst wurden am 19. August zu Prag mit Preussen, am 3. October in Wien mit Italien abgeschlossen. Die Wendung, welche der Kampf auf dem nördlichen Kriegsschau-

platze genommen hatte, brachte die eigenthümliche Folge mit sich, dass, obgleich der italienische Krieg mit einem Siege der Oesterreicher begonnen und mit einem Siege derselben geendigt hatte, zuletzt der Preis des Kampfes, Venetien durch Napoleon's Vermittelung an das Königreich Italien überging. Schwerer noch als diesen Verlust, mit welchem Oesterreich seine bisherige Stellung in Italien aufgab, wurde der Ausschluss unseres Staates aus dem Verbande Deutschlands empfunden: die Lösung der Bande, welche seit undenklichen Zeiten einen grossen Theil der Bevölkerung Oesterreichs mit stammverwandten Völkern zu gemeinsamem Fortschritte auf dem Gebiete der Cultur und zu gemeinsamer Abwehr gemeinsamer Feinde verknüpfte. Nicht leichten Herzens fand sich der Deutsche Oesterreichs in die neue Lage der Dinge. Namentlich fühlte sich Wien, bis dahin die erste Stadt Deutschlands, durch den jähen Umschwung auf das Tiefste bedrückt. Schien es doch selbst fraglich, ob es unter den veränderten Verhältnissen seine alte Stellung innerhalb Oesterreichs ungeschmälert werde behaupten können. Erst allmälig trat an die Stelle banger Zweifel zugleich mit der Ueberzeugung, dass auch unter den veränderten Verhältnissen gerade das deutsche Element eine grosse staatserhaltende Aufgabe in Oesterreich zu lösen habe, eine ruhigere Stimmung und eine grössere Zuversicht.

Vor Allem aber schwebte die Nothwendigkeit, die Kräfte des erschütterten Reiches von Neuem zu sammeln, die volkswirthschaftliche Arbeit zu ermuntern und den Glauben an eine wahrhaft constitutionelle Gestaltung des Staates und damit das Vertrauen auf seine Zukunft wieder zu beleben, allen treuen Unterthanen vor Augen. Namentlich galt es, die Quelle des häuslichen Haders durch ein festes Abkommen mit Ungarn für immer zu schliessen.

Nachdem sich das Ministerium mit den ungarischen Parteiführern über die Frage der gemeinsamen Angelegenheiten wenigstens in den Grundzügen geeinigt hatte, nahm es auch in der westlichen Hälfte die grosse staatsrechtliche Action wieder auf. Allein die in dem Januar-Patente 1867 ausgesprochene Absicht, das ungarische Ausgleichswerk einer »ausserordentlichen Reichsversammlung« zur Durchberathung vorzulegen, stiess in ganz Deutschösterreich auf den entschiedensten Widerspruch. Ueberall hielt man an der Rechtscontinuität fest; allenthalben war man entschlossen, die Wahl in jene Versammlung abzulehnen und nur in den ordentlichen Reichsrath Abgeordnete zu entsenden. Schon zuvor — zur Zeit der feindlichen Invasion — hatte der Bürgermeister von Wien in einer zu diesem

Zwecke erbetenen Audienz dem Wunsche der überwiegenden Mehrheit der Bürgerschaft nach einem Wechsel der Regierung Ausdruck zu geben gewagt. Daher nahm auch jetzt die Wahlbewegung in Wien einen sehr lebhaften, hie und da sogar stürmischen Verlauf. Da nicht nur in Wien und Niederösterreich, sondern auch in den meisten anderen Kronländern die Wahlen in dem Sinne der Verfassungspartei ausfielen, so sann die Regierung bereits darauf, den ausserordentlichen Reichsrath in einer die Ansprüche der Deutschösterreicher berücksichtigenden Weise umzugestalten, als plötzlich — noch vor der Eröffnung der Landtage — ein Ereigniss eintrat, das eigentlich erst die Bahn freier Verständigung erschloss.

Nicht so sehr über das Organ, durch das, als vielmehr über die Form, in welcher der österreichisch-ungarische Ausgleich für die westliche Hälfte erfolgen sollte, gingen die Ansichten des Ministers des Aeusseren, Beust, der an Mensdorf's Stelle getreten war und des Staatsministers Belcredi auseinander. Belcredi war der Ansicht, dass die Vereinbarung mit Ungarn, bevor dieselbe sanctionirt werde, der Vertretung der deutsch-slavischen Länder vorzulegen sei; Beust dagegen vertrat die Meinung, dass der Pact mit Ungarn erst nach erfolgter kaiserlicher Sanctionirung den Vertretern der diesseitigen Reichshälfte, und zwar dem engeren Reichsrathe als eine vollendete Thatsache vorgelegt werden sollte, um darnach die Februar-Verfassung zu revidiren und zu modificiren. Belcredi's Ansicht unterlag; er selbst trat zurück und Beust an seine Stelle, indem er als Ministerpräsident mit dem Portefeuille des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses, jedoch nur auf kurze Zeit, auch die provisorische Leitung des Staats- und Polizeiministeriums übernahm. (7. Februar 1867.)

Wie die griechischen Colonien der alten Welt zuweilen ihre Gesetzgeber im Vertrauen auf unparteiische Rechtsprechung aus anderen Städten beriefen, so hatte Oesterreich seinen leitenden Staatsmann aus der Fremde geholt, der in Verein mit Deak, diesem treuen Eckhart seines Volkes, den staatsrechtlichen Ausgleich glücklich zu Ende führte. Die ungarische Verfassung wurde wieder hergestellt, aber auch der verfassungsmässige Reichsrath für die westliche Reichshälfte einberufen. An die Stelle des aufgehobenen Staatsministeriums trat für die westliche Reichshälfte ein Uebergangsministerium und innerhalb desselben das Ministerium des Innern, dessen interimistische Leitung — bis zur Bildung eines cisleithanischen parlamentarischen Ministeriums — Graf Taaffe über-

nahm, in Ungarn ein besonderes verantwortliches Ministerium, zu dessen Präsidenten Graf Julius Andrássy ausersehen wurde.

Mit dem Beschlusse des ungarischen Landtages, welcher das Elaborat der Siebenundsechziger-Commission über die gemeinsamen Angelegenheiten unter jenen Modificationen annahm, die das Wiener Ministerium als unerlässlich für die Machtstellung des Reiches bezeichnet hatte, war der Ausgleich in der östlichen Reichshälfte zur Thatsache geworden. Nachdem endlich der ungarische Landtag die 1848er Gesetze einer Revision unterzogen hatte, die es dem apostolischen Könige möglich machte, seinem Eide gemäss die bestehenden Gesetze in Ehren zu halten, fand am 8. Juni 1867 die feierliche Krönung Franz Joseph's I. zum Könige von Ungarn statt, in Gegenwart von Deputationen der beiden Häuser des österreichischen Reichsrathes und einer Deputation des Wiener Gemeinderathes, an den hiezu die Einladung des Pester Festcomités ergangen war.

Dagegen hing die Krönung des grossen Verfassungswerkes noch von der Anerkennung desselben durch die westliche Reichshälfte ab. Schon vor der ungarischen Krönung — am 20. Mai — war der Reichsrath in Wien zusammengetreten. Die Eröffnungsreden der Präsidenten der beiden Häuser, des Fürsten Carlos Auersperg und Dr. Giskra's, sowie die ersten vertraulichen Besprechungen der Abgeordneten der ehemaligen Verfassungspartei lieferten den Beweis, dass die überwiegende Mehrheit derselben mit dem Wunsche, »die Freiheit wie in Ungarn« auch den diesseitigen Völkern zu sichern, den patriotischen Entschluss verband, mit dem Aufgebote der grössten Selbstverleugnung den Ausgleich mit Ungarn zu vollziehen. Auch die Adressen der beiden Häuser lauteten in diesem Sinne. War so die politische Seite des Ausgleiches gesichert, so traten zur Lösung der weitaus schwierigeren finanziellen Fragen die Ausgleichs-Deputationen der beiden Reichshälften zusammen, deren Ergebniss — das Quotenverhältniss bezüglich der gemeinsamen Ausgaben und der Verzinsung der Staatsschuld, sowie die Zoll- und Handelsverträge und die Grundsätze der indirecten Besteuerung — wesentlich der Opferwilligkeit der cisleithanischen Vertreter zu danken war. Wenn übrigens die Deputation des Reichsrathes sich in der finanziellen Frage so nachgiebig erwies und der österreichische Reichsrath selbst gleich dem ungarischen Reichstag das Ergebniss jener Verhandlungen ratificirte, so geschah dies vor Allem in der Hoffnung, dass das constitutionelle Staatsleben umso festere Wurzeln auch in der westlichen Hälfte des Reiches fassen und dass es ge-

lingen werde, auch die verfassungsmässigen Rechte diesseits der Leitha mit Bürgschaften gleichen Werthes zu umgeben, wie jene, deren sich die ungarische Verfassung erfreute. Diesem Wunsche kam auch die Regierung bereitwillig entgegen: das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, die Abänderung des Paragraphen 13 (Octroyirungsparagraphen) des Grundgesetzes über die Reichsvertretung und späterhin die vier Staatsgrundgesetze bezeichneten einen wesentlichen Fortschritt in dem Ausbau der cisleithanischen Verfassung. Die Amnestie vom 30. Juni, welche ausnahmslos alle politischen Verbrechen und Vergehen seit 1848 mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckte, drückte, sowie die ähnliche für Ungarn, das letzte Siegel auf den grossen Act der Versöhnung. Und als endlich die Revision der Februar-Verfassung und die beiderseitige Annahme der Ausgleichsgesetze erfolgt war, da trat der lange schon in Aussicht genommene Zeitpunkt ein, in welchem auch für die westliche Reichshälfte an die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums geschritten werden konnte. Während der bereits früher zum Reichskanzler ernannte Freiherr von Beust an die Spitze des gemeinsamen Reichsministeriums (für das Aeussere, Krieg und Reichsfinanzen) trat, wurde dem besonderen ungarischen ein besonderes österreichisches Ministerium unter der Präsidentschaft des Fürsten Carlos Auersperg (das sogenannte Bürger- oder Doctorenministerium) gegenübergestellt (2. Januar 1868). Damit trat an die Stelle der Februar- die December-Verfassung, an die Stelle des Einheitsstaates der Dualismus, an die Stelle Oesterreichs die österreichisch-ungarische Monarchie.

*

Obgleich die neue Staatsform nur die Wiederherstellung eines historisch begründeten Verhältnisses war und an die Stelle staatsrechtlicher Zerwürfnisse zwischen den beiden Theilen der Monarchie die Beziehungen gegenseitiger Achtung und Freundschaft setzte, so lebte sich doch die westliche Reichshälfte nur allmälig und nur mit innerem Widerstreben in diese veränderte Stellung ein, welche zu den grössten materiellen Opfern eine politische Entsagung gesellte, die man nicht minder schwer als das kürzlich erfolgte Ausscheiden aus Deutschland empfand.

Vor Allem galt dies von Wien. Seine Grösse und sein Aufschwung hatten mit der Durchführung der Idee des Einheitsstaates im engsten Zusammenhange gestanden. So wie es nun aber fortan zwei Reichshälften gab, so musste es naturgemäss auch zwei Reichs-

hauptstädte geben, Wien und Budapest, wo der Kaiser und König abwechselnd seinen Sitz aufschlug und wo auch die »Delegationen« fortan abwechselnd tagten. Wohl nahm man den Ausgleich mit Ungarn als eine politische Nothwendigkeit hin; man hoffte, dass der Dualismus, wenn nicht der Einheit, so doch der Einigkeit dienen werde und war entschlossen, aus den Trümmern des Einheitsstaates wenigstens das zu retten, was noch zu retten war. Aber zugleich beschäftigten sich doch auch ernste, weitblickende Männer im Schosse der Wiener Gemeindevertretung lebhafter als je mit dem Gedanken, die Zukunft der Stadt gegen die Ungunst der politischen Verhältnisse, soweit dies in der Macht der Gemeinde lag, sicherzustellen. Durch energische Förderung alles dessen, was die Bildung und den Volksunterricht zu heben, Handel und Industrie zu fördern, die Schönheit und die Gesundheit der Stadt und damit zugleich auch ihre Anziehungskraft nach aussen hin zu erhöhen vermöchte, gedachte man das Ziel zu erreichen. Aber gerade in dieser Hinsicht drohte der Stadt manche Gefahr.

Wenige Monate nach den Friedensschlüssen von Prag und Wien tauchte die Absicht auf, die Stadt nach den bereits im Jahre 1850 zu diesem Zwecke entworfenen, 1866 wieder aufgenommenen Plänen nicht nur im Norden, sondern nach allen Richtungen zu befestigen. Die Ueberzeugung, dass eine solche Massregel Wien allen Schrecknissen einer Belagerung preisgeben, die ruhige Entwickelung der Stadt gefährden, die Baulust mindern, den Werth des Immobiliarbesitzes herabdrücken und unschätzbare Kunstdenkmäler und Sammlungen der Gefahr der Vernichtung preisgeben würde, dass ferner die grossen Kosten des Werkes die Leistungsfähigkeit des ohnedies finanziell tief geschwächten Staates weit überstiegen, sowie der Umstand, dass selbst in den fachmännischen Kreisen das Urtheil über den Nutzen der Befestigung grosser Städte getheilt war, einigten Gemeinderath und Landtag zu gemeinsamen Schritten, um die Sistirung der bereits begonnenen Arbeiten oder mindestens die Einvernehmung von Stadt, Land und Reich in einer so wichtigen Frage zu erzielen. Die letzte Hoffnung in dieser Hinsicht knüpfte sich an den Reichsrath, welcher in der That der an ihn gerichteten Petition sich mit allem Nachdrucke anzunehmen entschlossen war, als in der Sitzung vom 17. Juni 1867 der Ministerpräsident unter dem lebhaften Beifalle des Abgeordnetenhauses die Erklärung abgab, dass, da die Bewilligung der Mittel zur Sicherstellung der Reichshauptstadt unter die gemeinsamen Angelegenheiten und daher vor den

für diese bestimmten Vertretungskörper gehöre, Se. Majestät der Kaiser die Einstellung der Befestigungsarbeiten befohlen habe. War auch damit der Plan zur Befestigung Wiens nicht gerade fallen gelassen, so beruhigten sich doch die Gemüther, weil man daraus ersah, dass die Regierung auch auf militärischem Gebiete zu Concessionen an die öffentliche Meinung geneigt sei und bei verfassungsmässiger Behandlung der Frage geringe Aussicht auf deren Durchführung vorhanden war. Vor Allem aber lag in der erwähnten Verfügung ein Zeichen streng constitutioneller Gesinnung, das umsomehr ins Gewicht fiel, als der Kaiser diesen Sieg seiner eigenen Ueberzeugung abgewann.

Auch in der Schulfrage verzeichnete der Gemeinderath nicht lange darnach einen bedeutsamen Erfolg. Er hatte am 30. August 1867 an das Abgeordnetenhaus eine Petition um die Aufhebung des Concordates gerichtet — eine Manifestation, zu der er vorzüglich durch die Hindernisse veranlasst wurde, auf welche der Plan der Errichtung einer städtischen Lehrerbildungsanstalt (des Pädagogiums) stiess. Da trat auch in dieser Angelegenheit eine ebenso unerwartete als günstige Wendung ein. Der heftige Angriff, den die Bestrebungen der Stadtvertretung auf dem Gebiete des Unterrichtes in der bischöflichen Adresse (2. October) an den Kaiser erfuhren, veranlasste jene zur Abfassung einer Gegenadresse, welche der Monarch in Abwesenheit des beurlaubten Bürgermeisters aus den Händen der beiden Stellvertreter Dr. Felder und Dr. Mayerhofer unter huldvoller Anerkennung der Thätigkeit des Gemeinderathes für die Hebung des Volksschulwesens und mit dem Ausdrucke zuversichtlicher Ueberzeugung, dass gleich ihm die Gemeindevertretung den hohen Werth der Religion als Unterlage sittlicher Volkserziehung nicht verkenne, entgegennahm. Diese Antwort des Kaisers, in der zugleich eine Ehrenrettung für die Bestrebungen der Gemeinde lag, rief gleich dem an den Cardinal Fürsterzbischof Rauscher gerichteten a. h. Handschreiben vom 15. October, welches die Adresse des Episcopates dem Ministerium zur verfassungsmässigen Behandlung überwies, als ein neuer Beweis der streng constitutionellen Gesinnung des Monarchen in der Bevölkerung Wiens, ja des ganzen Reiches, die lebhafteste Freude hervor. Sie kam zum Ausdrucke, als wenige Tage darnach — 20. October — der Kaiser zur feierlichen Enthüllung des Schwarzenberg-Denkmales über die Ringstrasse fuhr und neuerdings am 17. November, als er nach den glänzenden Huldigungen, deren Gegenstand er auf der Pariser Weltausstellung gewesen war

und nach dem zündenden Worte: »Ich bin stolz auf Oesterreich!«, das er auf dem Marsfeld gesprochen, seine Hauptstadt wieder betrat, und in der Antwort auf die Ansprache des Bürgermeisters erklärte, dass die in der Fremde gemachten Wahrnehmungen ihn nur darin bestärkten, auf den eingeschlagenen Bahnen muthig vorwärts zu schreiten. Auch der Pädagogiumstreit fand unter diesen Verhältnissen einen gedeihlichen Abschluss; das Statut der Lehrerbildungsanstalt wurde am 1. November 1867 in einer den Wünschen der Gemeinde entsprechenden Fassung genehmigt.

Durch zwei Jahre wirkte das Bürgerministerium, zuerst unter Auersperg's, dann unter Taaffe's Führung an der Verjüngung Oesterreichs. Nachdem einmal die staatsrechtliche Frage gelöst war, handelte es sich um die innere Umgestaltung der westlichen Reichshälfte durch zeitgemässe Reformen. Eine Aera reicher legislativer Thätigkeit begann, die fast kein Gebiet der Verwaltung unberührt liess.

Der zerrüttete Staatshaushalt wurde nach den Grundsätzen bürgerlicher Sparsamkeit geregelt, durch das auf dem Principe der allgemeinen Dienstpflicht fussende Wehrgesetz die erschütterte militärische Widerstandskraft des Staates von Neuem befestigt. Die Staatsschulden-Controlcommission wurde in dualistischem Sinne umgestaltet, der Staatsrath als letzter Rest der centralistischen Epoche aufgehoben. Zu dem schon früher erlassenen Vereins- und Versammlungsgesetze gesellten sich die Gesetze über das Volksschulwesen, über die Ehen zwischen Angehörigen verschiedener christlicher Confessionen, über die Organisation der politischen Behörden und das Reichsgericht, über die Einführung der Schwurgerichte für Pressvergehen, die Freigebung der Advocatur u. s. f. als ebenso viele mächtige Quadersteine, aus denen sich der Neubau unserer Verfassung zusammenfügen sollte.

Viele dieser Gesetze berührten in so unmittelbarer Weise auch die Interessen Wiens, dass sich daraus die gespannte Aufmerksamkeit, ja zum Theile leidenschaftliche Aufregung erklärt, mit der man jene legislatorische Thätigkeit in allen ihren Stadien verfolgte. Nie aber seit 1848 hatte Wien eine ähnliche populäre Bewegung erlebt, als an jenem denkwürdigen Tage, an welchem im Herrenhause die Entscheidung über das Ehegesetz — eigentlich über das Concordat — erfolgte. Drei Tage — vom 19. bis zum 21. März 1868 — wogte die grosse Geistesschlacht, bei der die Manen Josef's II. durch die Reihen der Kämpfer zu schreiten schienen; unbeschreiblich war die Aufregung, mit der man in und ausserhalb des Hauses dem Aus-

gange des Kampfes entgegensah. Als endlich die Abstimmung erfolgte und sowohl der Vertagungs- als auch der Minoritätsantrag mit überwiegender Majorität abgelehnt wurde, pflanzte sich aus dem übervollen Ständesaal des Landhauses wie ein elektrischer Funke die Siegesbotschaft über die Treppe und durch den Hof bis auf die Strasse fort und verbreitete sich alsbald durch die ganze freudig erregte Stadt. Doch inmitten des freudetrunkenen Jubels verleugnete sich der Sinn der Wiener für gesetzliche Ordnung nicht. Wohl wurden die aus dem Landhause tretenden Lieblinge des Volkes mit begeisterten Zurufen begrüsst, dagegen vereinzelte Versuche, den Anhängern der unterlegenen Sache ausserhalb des Hauses eine neue, unedle Niederlage zu bereiten, mit dem Rufe: Ruhe! zum Schweigen gebracht. Auch durchwogte zwar die Menge in gehobener Stimmung bis in die späte Nacht die hellerleuchteten Strassen der Stadt und brachte unter den Fenstern der Minister, sowie einiger populärer Reichsräthe lebhafte Ovationen dar; aber jeder Versuch von Excessen wurde im Keime erstickt, so dass Graf Taaffe auf eine Anfrage des in Ofen weilenden Kaisers, dem man gemeldet hatte, dass die Hauptstadt sich in vollem Aufruhr befinde, die beruhigende Mittheilung telegraphiren konnte, dass die Bewohner Wiens sich an jenem Tage und in jener Nacht musterhaft benommen hätten. Am 25. Mai 1868 erfolgte die kaiserliche Sanction der drei confessionellen Gesetze, einen Tag nach dem Tode des unermüdlichsten Vorkämpfers derselben, des Reichsrathsabgeordneten Dr. v. Mühlfeld, dessen Leichenfeier sich daher zu einer neuen grossartigen Kundgebung gestaltete.

Leicht und glücklich kam der Parlamentarismus in den Ländern jenseits der Leitha über die ersten Anfänge hinaus; das Verhältniss zu Kroatien, das der allgemeine Ausgleich offen gelassen hatte, wurde durch ein besonderes Abkommen geregelt. Anders diesseits der Leitha. Hier, wo die Gegensätze von zwölf Landtagen im Parlamente viel schroffer und mächtiger zu Tage traten, konnte die Verfassung nur allmälig und nach Beseitigung mannigfacher Hindernisse erstarken. Statt die December-Verfassung als formellen Boden anzuerkennen, auf dem allein eine materielle Abänderung der Verfassung erzielt werden könne, stellten sich die Czechen auf den Standpunkt der »Declaration« und erklärten sich nur auf Grundlage derselben zu einem Ausgleiche mit der Krone bereit. Wie früher dem Reichstage, blieben sie nun auch dem Landtage ferne. Und wenn auch die Polen ihre Forderungen zunächst an den Reichsrath brachten, so kehrten doch bald auch sie demselben den Rücken,

als der Verfassungsausschuss dem Abgeordnetenhause die Vertagung des Beschlusses über die galizische »Resolution« empfahl. Und diesem parlamentarischen Strike schlossen sich sofort auch die Slovenen, ein Theil der Abgeordneten von Dalmatien und der Bukowina, sowie die ultramontanen Tiroler an. Wenn auch trotz dieses Exodus das Abgeordnetenhaus noch immer beschlussfähig blieb, so fühlte man doch, dass es zu einem Rumpfparlamente herabgesunken sei und eine ernste Krise bevorstehe.

Diese Vorgänge beschleunigten den Abbröckelungsprocess, dem das Bürgerministerium seit dem Sommer 1868 anheimfiel. Der misslungene Versuch Beust's, wie den ungarischen, so nun auch einen böhmischen Ausgleich zu stiften, hatte den Austritt des Ministerpräsidenten Carlos Auersperg zur Folge, statt dessen nun Taaffe den Vorsitz übernahm. Recht eigentlich aber wurde die Wahlreform der Keil, welcher das Ministerium in eine verfassungsstrenge Majorität und in eine ausgleichsfreundliche Minorität zerfällte.

In seiner bisherigen Zusammensetzung wurde nämlich die Physiognomie des Reichsrathes durch die Landtage, aus deren Wahlen er hervorging, bestimmt. Da diese der Hauptsitz föderalistischer Bestrebungen waren und aus denselben die gleichen Tendenzen auch in den Reichsrath sickerten, so lag der Gedanke nahe, den letzteren von jenen unabhängig zu machen und auf diese Art den Widerspruch des Föderalismus und der Centralisation zu lösen, den October-Diplom und Februar-Patent der Verfassung eingeimpft hatten. Das Mittel zu diesem Zwecke schien in der Einführung der directen Wahlen zu liegen. Hatte man früher aus Rücksicht auf Ungarn, das seinen Schwerpunkt in seinem rechtscontinuirlichen Landtage erblickte, an dem landtägig durchsiebten Reichsrathe festgehalten, so lag seit dem Ausgleiche mit Ungarn kein triftiger Grund mehr vor, um nicht statt des durch die Landtagsprismen gebrochenen vielmehr das reine Licht ursprünglicher Interessenvertretung in die Räume des Abgeordnetenhauses eindringen zu lassen. Auch die Parität mit Ungarn schien den gleichen staatlichen Untergrund für beide Reichshälften zu heischen.

Dass die Einführung directer Wahlen den Wünschen aller Derjenigen entsprach, welche die Verfassung selbst vor immer wiederkehrenden Krisen bewahren wollten, bewiesen die betreffenden Kundgebungen verschiedener Vertretungskörper, unter denen sich auch der Gemeinderath der Stadt Wien (2. März 1869) befand. Aber darüber, ob jene Reform mit oder ohne Verfassungsrevision, mit oder

ohne Beibehaltung des bisherigen Gruppensystems, innerhalb dessen sich der Grossgrundbesitz als eine Hauptstütze des Staatsgedankens bewährt hatte, zu bewerkstelligen sei, gingen im Lager der Verfassungspartei selbst die Ansichten gar sehr auseinander. Und auch im Schosse der Regierung trat nicht so sehr über die Wahlreform selbst, als über Zeit und Art ihrer Durchführung Zwiespalt der Meinungen hervor. Die beiden grossen Memoranden, welche die Majorität (Giskra, Herbst, Hasner, Brestel, Plener) und die Minorität der Minister (Taaffe, Potocki, Berger) dem Monarchen unterbreiteten, warfen bereits die Schatten der kommenden Ereignisse vor sich her. Sie deuteten jene mehrjährige »latente Verfassungskrisis« an, für deren Ausgang zuletzt die äussere Politik des Staates entscheidend wurde.

Das Majoritätsministerium Hasner (1. Februar bis 1. April 1870) wurde, nachdem bereits zuvor Giskra seine Entlassung genommen hatte, von dem Minoritätsministerium Potocki (1. April 1870 bis 7. Februar 1871) und dieses vom Ministerium Hohenwart (7. Februar bis 30. October 1871) abgelöst. Das Ministerium Hasner, ohnedies nur noch ein Wrack, scheiterte an dem Nothwahlgesetze, das Ministerium Potocki an dem Widerstande der Czechen, welche die Verfassung, das Ministerium Hohenwart an dem Widerstande der Deutschen, welche das sogenannte böhmische Staatsrecht der Fundamentalartikel nicht anerkennen wollten.

Welche Stellung Wien, von wo aus am 22. Mai 1870 der Schlachtruf der deutschen Verfassungspartei erscholl, in diesen Parteikämpfen einnehmen werde, konnte nicht zweifelhaft sein. Mit ungeheueren Opfern, mit fast fieberhafter Anstrengung hatte sich Wien trotz zum Theile ungünstiger Verhältnisse zur Weltstadt emporgehoben und glaubte in diesem Streben des Dankes aller Derjenigen sicher zu sein, die in dem Aufschwunge der Reichshauptstadt ein wichtiges Moment des Wohlstandes und der Machtentfaltung des Reiches erblickten. Auch die Geschichte wies Wien immer von Neuem auf jenen Pfad, auf dem sich Oesterreich von einer kleinen Markgrafschaft zur europäischen Grossmacht entwickelt hatte. Wenn irgend ein Ort im Reiche, so fühlte gerade die alte Reichshauptstadt in sich den Beruf, an der Fahne des Gesammtstaates mit aller Zähigkeit festzuhalten und den Versuch, Oesterreich in eine »monarchische Schweiz« zu verwandeln, zum Falle zu bringen. Darum gestaltete sich denn auch der achtzigste Geburtstag (15. Januar 1871) des österreichischesten unter den österreichischen Dichtern zu einer Huldigung für jene Idee Oesterreichs, welcher der Poet sein bestes Herz-

blut gewidmet hatte. Darum widerstand auch Wien der Versuchung, die an dasselbe in der Gestalt reichsunmittelbarer Stellung herantrat, so verlockend sie auch in finanzieller Beziehung war, angesichts der immanenten Gefahr, vom Flachlande aus politisch blockirt zu werden. Mochte immerhin bei den Landtagswahlen des Jahres 1870 der Gegensatz der »Alten« und der »Jungen« zu Tage treten, so sahen doch die Tage der Gefahr bei der Wahl in den neuen Landtag, der 1871 an die Stelle des aufgelösten treten sollte, die Bürger Wiens in hellen Haufen zur Urne strömen, um ihrer verfassungstreuen Gesinnung imponirenden Ausdruck zu geben.

Die Allerhöchste Botschaft an den böhmischen Landtag machte, indem sie auf das October-Diplom, das Februar-Patent und die December-Verfassung als auf den unverrückbaren Rechtsboden jeder Verständigung hinwies, der Krise ein Ende. Das Ministerium Hohenwart trat zurück; mit der Bildung eines neuen cisleithanischen Ministeriums wurde der jüngere Bruder des Fürsten Carlos, jener Fürst Adolf Auersperg betraut, welcher erst kürzlich als Landeschef bei der Eröffnung des Salzburger Landtages »deutsche Treue für den Kaiser und Festhalten an Reich und Verfassung« als des Salzburgers »historisch-politische Individualität« bezeichnet hatte.

So wie in politischer, so war auch in confessioneller Beziehung der innere Friede durch einige Zeit ernstlich gefährdet. So wie nach jener Hunnenschlacht, nach der die Geister der Erschlagenen noch drei Nächte hindurch in den Lüften einander bekämpften, so dauerte auch, nachdem die confessionellen Gesetze im Parlamente bereits entschieden waren und die Sanction des Kaisers erhalten hatten, der ausserparlamentarische Hader der Parteien fort, bis endlich die Infallibilitätserklärung des Papstes auf dem vaticanischen Concil die Aufhebung des Concordates zur Folge hatte (30. Juli 1870). Der Conflict der Staatsgewalt mit der römischen Kirche gab auch der durch das neue Dogma hervorgerufenen altkatholischen Bewegung, die in Wien zahlreiche Anhänger fand, eine grössere Bedeutung, doch blieb Oesterreich der drohende Culturkampf erspart, da die durch die Kündigung des Concordates entstandene Lücke in der Gesetzgebung durch eine weitere Reihe confessioneller Gesetze ausgefüllt wurde und da die altkatholische Kirche zuletzt aus der katholischen ausschied und sich als besondere Religionsgesellschaft constituirte.

Der Verfassungsconflict, welcher mit der Bildung des Ministeriums Adolf Auersperg endete, hatte sich zuletzt zu einem Kampfe zwischen Hohenwart-Clam und Beust-Andrássy, zu einem Kampfe zwischen

der cis- und der transleithanischen, zwischen der inneren und der äusseren Politik zugespitzt. Durch die Fundamentalartikel war der Ausgleich mit Ungarn ernstlich bedroht. Drangen dieselben durch, so konnte sich sowie bei der Aufhebung des Concordates die Frage erheben, ob sich nicht einer der beiden Paciscenten geändert habe. In dem Augenblicke, wo die europäischen Machtverhältnisse sich vollständig änderten, wo hart an der Grenze das geeinigte deutsche Reich und das geeinigte Italien sich erhoben, war ein förderalistisch aufgelockertes Oesterreich undenkbar. Auch mit der aufkeimenden österreichisch-deutschen Freundschaft mochte eine innere Politik auf die Dauer nicht vereinbar erscheinen, welche die Gegnerschaft der deutsch-österreichischen Bevölkerung wachrief.

Es war ein Lichtblick inmitten der trüben inneren Lage des Reiches gewesen, dass sich dasselbe trotz mancher Gefährdung das Glück des äusseren Friedens bewahrte. Wohl dauerte es längere Zeit, bis die Wunden des Jahres 1866 völlig vernarbten; bei dem dritten deutschen Bundesschiessen (1868) brachen sie noch einmal auf. Die Abhaltung dieses Festes in Wien war 1866, noch vor dem Kriege verabredet worden, weshalb man demselben nicht ohne politische Besorgnisse entgegensah. War schon auf den früheren Schützenfesten zu Frankfurt und Bremen die politisch-nationale Idee in Reden und Sprüchen gefeiert worden, so musste man jetzt umsomehr dergleichen erwarten, da das Fest auf einem Boden stattfinden sollte, den der letzte Krieg von Deutschland abgetrennt hatte.

Hatte sich früher der Drang nach nationaler Einigung auf blosse Hoffnungen und Wünsche beschränkt, so war seither Deutschland durch die Mainlinie thatsächlich in zwei Theile gespalten, von denen den einen der Norddeutsche Bund zu einem straffen Ganzen zusammenfasste, während der andere, Süddeutschland umfassende zwar durch Schutzbündnisse an Preussen gekettet war, im Uebrigen aber einer definitiven Gestaltung seiner Verhältnisse noch entgegensah. Wie leicht konnte bei dieser Lage der Dinge das Wiener Bundesschiessen zu politischen Demonstrationen von unberechenbarer Tragweite den Anlass geben, wie leicht das geplante Verbrüderungsfest das Signal neuer Entzweiung zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands werden. Nicht nur die Regierung befand sich in grosser Verlegenheit, wie sie denn auch ihre Zustimmung nur deshalb ertheilte, weil die Verhinderung nicht minder bedenklich als die Zulassung schien; auch das Centralcomité in Wien erkannte die Gefahr und suchte derselben durch die Erklärung vom 22. Juni bei Zeiten zu begegnen.

Aber andererseits machte man doch auch wieder vieles zu Gunsten des Festes geltend. Wohl hatten die jüngsten Ereignisse eindringlich gelehrt, dass die deutsche Einheit und Freiheit nicht ersungen, ersprungen oder auf dem Schützenstande erschossen werde. Oesterreich war aus Deutschland politisch hinausgedrängt und was Schlachten entschieden hatten, konnte kein schaumperlender Toast, kein Meisterschuss ins Schwarze anders fügen. Das Fest durfte also nur ein nationales, nicht ein politisches sein, wenn es seinem idealen Zwecke entsprechen sollte. Aber man wollte doch der Welt zeigen, dass die politisch Getrennten sich nach wie vor als Glieder einer grossen Völkerfamilie betrachteten, dass es für sie keine innere Scheidewand gebe, dass sie vielmehr, welches Verdict auch das Weltgericht der Geschichte gefällt haben mochte, in Sprache und Sitten, in Literatur und Kunst eins seien und eins bleiben wollten. Darum rüstete man doch auch wieder mit frohen Hoffnungen zu dem bevorstehenden Feste und diese Hoffnungen wurden nicht getäuscht.

Nicht zu einem »Rendezvous der Besiegten von 1866«, wie dies böse Neider erwartet hatten, sondern zu einer glänzenden Rehabilitation nach all der Schmach, zu welcher ein unglücklicher Krieg die Deutsch-Oesterreicher verurtheilt hatte, gestaltete sich das unvergleichliche Fest. Aus allen deutschen Gauen kamen in hellen Haufen die Schützen herbei, um in festlichem Zuge über die Ringstrasse, jauchzend und umjauchzt, nach dem olympischen Festplatze im Prater zu ziehen, wo die schmucke Festhalle hundertundzwanzig Banner unter dem gastlichen Schutze des österreichischen Aars barg und im Gabentempel neben den Besten vom Main und Rhein, von der Marosch und dem Hudson auch die Spenden von der Nord- und Ostsee nicht fehlten. Friedliche Waffenspiele wechselten mit fröhlichen Gelagen ab, bei denen Gerstensaft und Schützenwein die Herzen öffneten und die Zungen lösten. Tag für Tag hallten Toaste in die grünen Auen hinaus und weckten dort ein deutsch-österreichisches Echo, sei es, dass Dr. Kopp, der Schützenpräsident, das getheilte Deutschland den nahen Armen der Donau verglich, sei es, dass Giskra auf die Zukunft des verjüngten Oesterreich trank oder dass Zelinka in launiger Rede die Gäste aus Nah und Fern willkommen hiess. Vor Allem aber erhob sich stürmischer Jubel, als ein Mainzer (Wallau) den kaiserlichen Hausherrn hochleben liess, der auf seiner Hofburg das Banner der Freiheit aufgepflanzt habe, und als eines Tages der Monarch selbst auf dem Festplane erschien,

aus goldenem Pokale den Schützen Bescheid that und sodann in der Schiesshalle den glücklichen Kaiserschuss abgab.

Wie am Eröffnungstage des Festes der Minister des Innern, so ergriff am Schlusstage der Minister des Aeussern das Wort, um zu Versöhnung und Frieden zu mahnen. Denn wie sehr auch die Regierung jede Verantwortung für den täglichen Meinungsaustausch in der Schützenhalle ablehnen mochte, in Berlin riefen doch die politischen Kundgebungen süddeutscher Redner eine gereizte Stimmung hervor, zumal es auch sonst an Stoff zu wechselseitiger Reibung nicht fehlte. Erst allmälig erkannte man an der Spree, dass es Oesterreich Ernst mit der Erfüllung der im Prager Frieden übernommenen Verpflichtungen und dass sein Streben nicht auf Wiedervergeltung, sondern auf die Erhaltung des Weltfriedens gerichtet sei. Wohl schien bei dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges (1870) auch in Wien die kriegerische Strömung, der Beust nicht ferne stand, Oberwasser gewinnen zu sollen. Aber die Bevölkerung war in ihrer ungeheueren Mehrheit gegen jedes Wagniss dieser Art. Gleich zu Beginn des Krieges erhoben, da die gesetzmässig dazu berufenen Vertretungskörper — Reichsrath und Landtage — nicht versammelt waren, die Gemeinderäthe verschiedener Städte — vor Allem jener von Wien — ihre Stimme zu Gunsten vollständiger Neutralität, deren Festhaltung auch die inneren Gegensätze, so beklagenswerth dieselben an und für sich waren, wesentlich begünstigten. Die Sympathie der Deutsch-Oesterreicher für Deutschland und die Unlust der Slaven und Magyaren, zur Wiederherstellung der alten Suprematie Oesterreichs in Deutschland die Hand zu bieten, arbeiteten im Hochsommer der »Revanche für Königgrätz« ebenso erfolgreich entgegen, als die Abneigung der Slaven gegen die Pläne ungarischer Chauvinisten im Spätherbst dem durch die Pontusfrage angeregten Rufe nach »Revanche für Villagos«. Vor Allem aber war es der Monarch selbst, der durch sein Beispiel der Versöhnlichkeit die betrübenden Ereignisse früherer Jahre für immer begrub. »Nicht der geheime Gedanke der Wiedervergeltung,« hatte er nach dem Kriege von 1866 vom Throne herab verkündigt, »sei es, der unsere Schritte leitet; eine edlere Genugthuung sei uns beschieden, wenn es uns gelingt, durch das, was wir leisten, Ungunst und Feindschaft in Achtung und Zuneigung zu verwandeln.« Als dann aus Anlass der Aufrichtung des deutschen Reiches die berühmte Versailler Depesche Bismarck's das Verlangen Preussens nach einer dauernden Freundschaft mit Oesterreich zum Ausdrucke brachte, da konnte der Reichs-

kanzler Graf Beust dies Anerbieten in Worten erwidern, deren rückhaltlose Offenheit der edelsten Selbstverleugnung unseres Kaisers entsprang. Von da an und namentlich seit dem Rücktritte Beust's nahmen die Beziehungen Oesterreichs und des deutschen Reiches einen immer herzlicheren Charakter an.

Als die Abgeordneten der Wiener Schützengilde das bis dahin von ihnen verwahrte Bundesbanner nach Hannover trugen, wo 1872 das vierte deutsche Bundesschiessen stattfand, da hatten sich die politischen Verhältnisse derartig geändert, dass sie an dem Strande der Leine, entsprechend den Gesinnungen der Monarchen, mit den dortigen Schützen herzliche Glückwünsche für das Gedeihen beider Nachbarreiche austauschen konnten. Und wie die loyalen Absichten Oesterreichs auch im Verkehr mit den anderen Grossstaaten Europas — namentlich mit Italien — zu Tage traten, wendete sich auch das Vertrauen des Auslandes von neuem dem Donaustaate zu, der rascher, als man erwarten durfte, eine achtunggebietende Stellung wieder gewann und aus früherer Isolirung als vielumworbene Macht hervorging.

Die Rede, welche Beust im Ministerrathe gegen die Fundamentalartikel gehalten hatte, war sein politisches Schwanenlied. Bald darnach wurde er als Minister des Auswärtigen von Andrássy abgelöst. Bewegten Herzens nahm er, als er auf den Botschafterposten in London abging, Abschied von dem ihm liebgewordenen Wien. »Wenn ich auch unbefangen genug bin,« sagte er zu dem Bürgermeister Felder, der den Ehrenbürger der Stadt noch einmal begrüsste, »um einzusehen, dass Wien nicht Oesterreich sei, so bietet doch die Stadt Wien in ihrer sich entwickelnden Blüthe ein Bild des Reiches und ich kann mir die Blüthe dieses Reiches nicht ohne das Gedeihen, den Aufschwung Wiens denken. Wer Oesterreich sucht und zu finden weiss, wird auch in Wien, in dessen ganzem Wesen ein gut Stück Oesterreich finden.«

Die friedliche äussere Politik begünstigte in nicht geringem Masse den materiellen Aufschwung unseres Staates. Hatte man sich nach den Verheerungen des letzten Krieges darauf gefasst gemacht, dass es längerer Zeit bedürfen werde, ehe sich die Finanzlage des Staates bessere, so ging jetzt nicht nur die Unificirung der Staatsschuld trotz der Opfer, welche sie den österreichischen Staatsgläubigern auferlegte, glücklich von statten, sondern es strömten sogar von allen Seiten neue Capitalien dem österreichischen Geldmarkte zu, um in den regen Wettbewerb jener industriellen Unternehmungen

und Institute zu treten, deren Gründung die Signatur dieses »wirthschaftlichen Aufschwunges«, dieses Ueberganges von der Geld- zur Creditwirthschaft war. Die Aecker wogten wie ein goldenes Meer und mit dem zunehmenden Wohlstande der Bevölkerung ging das Aufblühen des Handels und der Gewerbe Hand in Hand.

Wien, der Spiegel des Reiches, strahlte den Umschwung des öffentlichen Geistes am kräftigsten wieder. Militärische und politische Momente brachten die Projecte mehrerer auf den Güterverkehr nach Wien sehr einflussreicher Eisenbahnen zur Reife, während die Pferdebahn den Personenverkehr in der Stadt selbst erleichterte und hob. Neue Stadttheile entstanden, die alten gingen einer Neugestaltung entgegen. Immer mehr bewahrheitete sich der vor dem Forum sämmtlicher Nationalökonomen Deutschlands zu Eisenach gesprochene Satz: »Der Anspruch, die schönste und zugleich die zweckmässigst angelegte aller Grossstädte zu sein, wird dem neuen Wien von keiner anderen auch nur entfernt streitig gemacht werden.« Den mit wärmster Vorliebe gepflegten Institutionen der Volksbildung, der Kunst und Wissenschaft wurden neue Stätten, dem Gewerbefleisse, dem Handel und Verkehr neue Absatzgebiete — namentlich nach Osten hin — eröffnet. Die Bevölkerungszahl wuchs in ungewöhnlichem Masse und ebenso steigerte sich mit jedem Jahre der Fremdenverkehr. Namentlich wurde immer häufiger Wien von Männern der verschiedensten Lebensberufe zur Abhaltung von Wanderversammlungen ausersehen, denen die Gemeindevertretung stets einen gastlichen Empfang zu Theil werden liess.

Freilich entbehrte das taghelle Bild der Entwickelung Wiens der entsprechenden Nachtseite nicht. Auch Wien blieb von den Entwicklungskrankheiten werdender Grossstädte nicht verschont. In dem Masse, als die Getreideausfuhr stieg, wuchs auch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse und da mit der Zunahme der Bevölkerung der Ausbau der Vorstädte nicht gleichen Schritt hielt, da die Neubauten meist nur grosse Wohnungen und weitläufige Geschäftslocale entstehen liessen, so stellte sich allmälig eine Wohnungsnoth und ein Steigen der Miethpreise ein, das den arbeitenden und den auf fixen Lohn angewiesenen Classen der Bevölkerung ihre Existenz verkümmerte.

Zur Zeit, da die in Ehren ergraute erste österreichische Sparcasse ihre goldene Hochzeit beging, verleiteten die neuen Banken, die, wie nach einem Danaeregen, pilzartig emporschossen, die Menge zu jener »höchsten Fructificirung«, die allmälig fast alle Ge-

biete des wirthschaftlichen Lebens vom Banquier bis zum »Actiengreissler« herab vergiftete und ein furchtbares Erwachen aus diesem Börsentaumel vorahnen liess. Dem Talmigolde rasch erworbenen und rasch wieder zerrinnenden Reichthums diente zur Folie die Arbeiterbewegung, die, begünstigt durch das neue Vereins- und Versammlungsrecht, trotz der enorm gestiegenen Löhne zum ersten Male in Wien ihr drohendes Haupt erhob, während das Kleingewerbe zwischen Grossindustrie und Socialdemokratie immer mehr ins Gedränge kam.

Bürgermeister Zelinka hatte nur noch die ersten Anfänge des neuen, durch ihn mitgeförderten Aufschwunges der Reichshaupt- und Residenzstadt erlebt; es war ihm nicht vergönnt, Zeuge der Früchte seiner vieljährigen Bestrebungen zu sein. Am 31. October 1868 erkrankte er an einem Leiden, das bereits 1864 sein Leben schwer bedroht hatte und von dem er diesmal nicht wieder genesen sollte. Inmitten vielseitig beanspruchter Thätigkeit im Gemeinderathe, im Landtage und im Reichsrathe ereilte ihn am 21. November der Tod. Er hatte erworben, wonach er gegeizt: das Vertrauen des Monarchen, die Achtung und das Wohlwollen der Bürger Wiens. Dass dies aber der Fall war, verdankte er nicht so sehr hervorragender geistiger Begabung, als vielmehr einer untadelhaft edlen, von jedem Parteigeist unberührt gebliebenen Lebensführung, einem in kritischen Augenblicken bewährten Freimuthe, und einem unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn, der ihn selbst im Augenblicke des Sterbens der in der beginnenden Winterkälte frierenden Armen nicht vergessen liess. Darum hat ihm denn auch das dankbare Wien ein Denkmal im Stadtpark, seiner Schöpfung, errichtet, das nicht nur von ihm, sondern auch von der durch ihn zuerst inaugurirten Aera des Aufschwunges unserer Stadt bleibendes Zeugniss gibt. Zu seinem Nachfolger ersah der Gemeinderath den bisherigen ersten Stellvertreter Dr. Cajetan Felder, der das in seine bewährte Thatkraft und seine seltene Bildung gesetzte Vertrauen in grosser Zeit glänzend bewähren sollte.

Namentlich gehört der Aera Felder die Ausführung zweier grossartiger Werke an, von denen das eine für die Gesundheit Wiens von unberechenbarer Tragweite war, das andere einem seit mehr als einem halben Jahrhundert erkannten Bedürfnisse Wiens, des Landes Niederösterreich und des Reiches entsprach. Das eine dieser Werke war die Wasserversorgung der Stadt mittelst der Hochquellenwasserleitung, das andere die Donauregulirung bei Wien.

Dass beide Werke trotz mancher Schwierigkeiten, die deren Gelingen wiederholt und ernstlich in Frage stellten, dennoch in einer der Metropole würdigen Weise zu Stande kamen, verdankte Wien neben der ausdauernden Energie seiner Gemeindevertretung vor Allem dem Wohlwollen, das der Kaiser wie jedem so auch diesem gemeinnützigen Unternehmen zu Theil werden liess. So wie bereits früher Graf Hoyos-Sprinzenstein die ihm gehörige Quelle in Stixenstein, so schenkte der Kaiser bei feierlichem Anlasse — der Eröffnung der Ringstrasse, am 1. Mai 1865 — den Wienern den Kaiserbrunnen bei Reichenau für die Quellwasserversorgung der Stadt. Und wie den Beginn, so förderte der Kaiser auch den glücklichen Abschluss des Werkes, indem er, als die Regierung später ganz unmögliche Bedingungen an die Uebergabe des Kaiserbrunnens knüpfen wollte, neue Verhandlungen anordnete, die rasch zu günstiger Entscheidung führten. Am 21. April 1870 fand die feierliche Inauguration der Hochquellenwasserleitung durch den Kaiser an jenem Rosenhügel bei Speising statt, wo das aus den Alpen strömende kostbare Nass zusammengefasst werden sollte, um zu dem Häusermeere Wiens hinabzugleiten und in tausend Adern vertheilt die Wohnung der Armen wie den Palast des Reichen zu speisen.

Nicht minder lebhafte Theilnahme schenkte der Kaiser dem Werke, welches bestimmt war, die Donau in ihr natürliches Bett zurückzuverlegen, die Ueberschwemmungsgefahr zu beheben und den Strom in einer den Bedürfnissen des Handelsverkehrs entsprechenden Weise der Stadt näher zu rücken. Am 14. Mai 1870 nahm der Kaiser bei dem Freibade im Prater den ersten Spatenstich vor und inaugurirte so in feierlichen Formen ein Werk, das die Hoffnung belebte, dass Wien, der bisherige Knotenpunkt der mitteleuropäischen Eisenbahnen, auch zum Stapelplatze für den Handel zwischen Orient und Occident emporblühen werde.

Das grösste Ereigniss aber, welches in diese Friedensära fiel, das der Welt den volkswirthschaftlichen Aufschwung Oesterreichs vor Augen führen und demselben zugleich neue Impulse geben sollte, war die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873. Seit der Eröffnung des Krystallpalastes im Hydeparke (1851) hatten Weltausstellungen wiederholt in mehreren Centren des Weltverkehrs stattgefunden. Bei der Tragweite für den geistigen Fortschritt der theilnehmenden Völker, die man derartigen Unternehmungen beimass, und bei den grossen Folgen für die Hebung aller Zweige der Volkswirthschaft, die man von denselben erwartete, war der Plan, auch in Wien eine

internationale Ausstellung abzuhalten, schon im Jahre 1863 aufgetaucht, jedoch, da, noch ehe der Zeitpunkt derselben (1865) feststand, Napoleon die Eröffnung der zweiten Pariser Ausstellung für den 1. Mai 1867 ankündigte, sowie mit Rücksicht auf die noch wenig entwickelte Industrie des Staates, auf die politischen Verhältnisse und auf die eben erst im Werden begriffene örtliche Umgestaltung Wiens wieder fallen gelassen worden. Als aber nach den Stürmen, die über das Reich dahingebraust, politische Windstille eintrat, als das wirthschaftliche Leben Oesterreichs einen bis dahin nie gesehenen Aufschwung nahm, als das Kunstgewerbe sich unter dem Einflusse der wahrhaft kaiserlichen Schöpfung des Museums für Kunst und Industrie in einer Weise veredelte, die bereits auf der zweiten Pariser Ausstellung Aufsehen erregte, als endlich auch die Stadterweiterung Wien zu einem würdigen Rendezvous für die Gäste aus allen Zonen gestaltet hatte, da tauchte jener Gedanke um so mächtiger wieder auf, da man der heimischen Production im Wechselverkehr mit den fremden Ausstellern neue Absatzgebiete zu erschliessen wünschte und hoffte, namentlich im Orient, zu welchem man schon durch die Gründung des österreichischen Lloyd, durch die Weltumsegelung der Novara und noch mehr durch die ostasiatische Expedition in mancherlei Beziehungen getreten war und der seit der Eröffnung des Suezcanals für Triest und Wien eine erhöhte Bedeutung gewann. Der Kaiser hatte der Inauguration der neuen Welthandelsstrasse (1869) persönlich beigewohnt; er war es auch, der die Idee des friedlichen Wettkampfes der Völker, die sich in den Weltausstellungen verkörperte, in seinen mächtigen Schutz nahm. Wohl gehörte einiger Muth dazu, die damals bereits zu den Todten gelegte Idee neu zu beleben. Aber man glaubte in Wien das verjüngende Lebensprincip gefunden zu haben, indem man den Schwerpunkt zu gleichen Theilen auf die reale wie auf die ideale Seite der Weltausstellung verlegte, die demnach nicht blos ein Weltbazar, sondern auch eine industrielle Weltschule werden sollte.

Am 1. Mai 1873 wurde die fünfte Weltausstellung von dem Kaiser, in Gegenwart der Kronprinzen von Deutschland, England, Belgien und Dänemark mit einer Rede eröffnet, die weit über die Auen des Praters, über das Weichbild Wiens, ja über die Grenzen des Reiches wie die feierliche Kunde eines Gottesfriedens hinausklang. Soeben war nahezu ein Vierteljahrhundert seit der Thronbesteigung unseres Kaisers verflossen. In sinniger Weise knüpfte an diese Thatsache die Ansprache des Bürgermeisters von Wien an

den Monarchen an, die sich zu einer grossartigen Huldigung vor den Augen von ganz Europa gestaltete.

Zum Protector der Ausstellung hatte der Kaiser den Erzherzog Karl Ludwig, zum Präsidenten derselben den Erzherzog Rainer, zum Leiter den Freiherrn von Schwarz-Senborn ernannt. Die Ausstellung selbst liess an Grossartigkeit der Anlage und Ausführung alle früheren hinter sich. Das liebevoll gepflegte Schosskind war zu einer Riesin emporgewachsen, die stolz ihr gekröntes Haupt erhob und ihre gewaltigen Glieder weithin dehnte. An der grossen, regulirten Donau mit dem Rücken lehnend, war die Ausstellung mitten in den grossartigen Naturpark des Praters hineingezaubert, ein unermesslicher Bienenstock, in welchem der Arbeitsertrag von Millionen fleissiger Hände aufgespeichert lag. Aber auch abgesehen von der prächtigen Scenerie und von all den cyklopischen Bauten, die, wie der Industriepalast, die Maschinenhalle und der Kunsthof als ein Triumph der Technik unserer Tage gelten konnten und über die sich als »achtes Weltwunder« die Rotunde erhob, konnte das Unternehmen als geradezu einzig in seiner Art bezeichnet werden, da die Ausstellung in einem zuvor noch nie erreichtem Masse der Sammelplatz Alles dessen war, was Kunst und Wissenschaft, was Natur und Gewerbefleiss beider Hemisphären bisher zu schaffen vermochten. Was der Industriepalast in prunkender Weise zur Anschauung brachte, wurde in der additionellen Ausstellung in seinem allmäligen Werden vor Augen geführt. Namentlich war der Orient noch nie so vollständig auf einem europäischen Markt vertreten gewesen. Die Abtheilungen für China, Japan und Indien boten so farbenreiche Bilder dar, dass man sich nach dem himmlischen Reiche oder an die heiligen Ufer des Ganges und des Indus versetzt glauben konnte. Der diamantenbesäete Schah von Persien war nicht blos ein Fürst aus Tausend und Einer Nacht, sondern wandelte leibhaftig unter den Wienern einher.

In jenen Monaten war Wien gleichsam der Mittelpunkt der Welt, der neutrale Boden, auf dem die Völker aller Erdtheile das Verbrüderungsfest des menschlichen Fortschrittes feierten, der temporäre Krystallisationspunkt der gesammten Civilisation. Die Weltausstellung drückte Wien den Stempel der Grossstadt auf. Ueber fünfzigtausend Aussteller hatten die Weltausstellung beschickt und die Zahl der Besucher betrug mehr als sieben Millionen Personen.

Die Weltausstellung brachte wie die Völker so auch die Herrscher einander näher; sie war nicht nur ein Völker-, sondern auch

ein Fürsten-Congress, der an Glanz nicht hinter dem des Jahres 1814 zurückstand. Durch diese Fürstenbesuche wurde die Weltausstellung auch zu einem politischen Factor ersten Ranges erhoben. Die Allianz mit Deutschland knüpfte sich fester durch die Besuche des Kronprinzen und der Kronprinzessin des deutschen Reiches zu Beginn und des Kaisers Wilhelm zu Ende derselben. Die Ausstellung bahnte auch ein freundlicheres Verhältniss zu Russland an, indem die Visite des Zaren den Gegenbesuch Franz Joseph's in Petersburg veranlasste. Sie zog Italien von Frankreich ab und zu den Ostmächten herüber, indem sie die Reise Victor Emanuel's nach Wien und Berlin zu Stande brachte. Sie inaugurirte endlich auch eine neue Politik Oesterreichs im Orient, da die Aufnahme, welche die europäischen Vasallenfürsten des Sultans in Wien fanden, Abdul Aziz von dem Besuche der Exposition abhielt.

Aus Anlass der Weltausstellung veranstaltete der Gemeinderath der Stadt Wien eine historische Ausstellung, welche den Zweck hatte, den Fremden wie den Einheimischen ein Bild der Entwickelung Wiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu bieten. Zwar konnte diese Ausstellung ebenso wenig als das von der Stadt Wien am 16. August zu Ehren der anwesenden Mitglieder der Weltausstellungs-Commission und der internationalen Jury abgehaltene Fest im eigenen Hause veranstaltet werden, da das alte Rathhausgebäude sich zu solchen Zwecken nicht eignete; wohl aber wurde gerade damals — am 14. Juli 1873 — der Grund zu dem neuen Rathhause gelegt. Es war dies ein Fest, dem die Anwesenheit von Ehrengästen aus allen Theilen der Welt, sowie die dabei gesprochenen Worte eine höhere Weihe verliehen.

Der Bürgermeister dankte für das Wohlwollen des Kaisers, durch das es allein möglich geworden sei, das Wahrzeichen des Bürgerthums inmitten einer weiten, der öffentlichen Benützung gewidmeten Anlage, auf dem Platze, den die Zukunft den grössten und schönsten der Reichshauptstadt nennen werde, entstehen zu lassen. »Was dem Krieger die Veste,« so fuhr er fort, »war und ist dem Bürger das Stadthaus. Dorthin führt ihn sein Beruf, dort sieht er die schaffende Macht des Zusammenwirkens, das Band der gesetzlichen Ordnung, dort übt er seinen Gemeinsinn, sein Recht, seine Pflicht. Der erste Stein, den Euere Majestät dem beginnenden Baue einzufügen geruhen, hat deshalb hohe Bedeutung. Er bedeutet die erhabene Würdigung und Werthschätzung des Bürgerthums; er ist ein neuer Beweis des kaiserlichen Schutzes und Schirmes, den Euere Majestät diesem kräftigen Kerne

des Staatswesens, den Euere Majestät der segenbringenden Institution der freien Gemeinde in hochherziger Weise angedeihen zu lassen niemals versagen. Möge das gewaltige Werk deutscher Baukunst nunmehr rüstig vorschreiten, zum Frommen, zur Ehre, zum Horte der Bürgerschaft, die zu allen Zeiten treu ergeben festhielt und festhalten wird an Dynastie und Reich.«

Die Antwort des Kaisers lautete: »Gerne bin ich selbst hieher gekommen, um den Beginn eines Werkes zu feiern, welches bald den Mittelpunkt eines segensreich wirkenden Gemeindelebens bilden soll. Als ich die Beseitigung der Stadtmauern bewilligte, war es Meine feste Ueberzeugung, dass die sicherste Schutzwehr des Thrones, sowie des Landes die Liebe und Treue seiner Bürger sei und mit Stolz können die Bürger Wiens eben den Ort dieser Anlagen betrachten, in deren Nähe sich einst ihre Vorfahren durch ihre muthvolle Aufopferung um die Stadt und das Reich so grosse Verdienste erworben haben. Möge der jetzt eingefügte Grundstein dem darauf entstehenden Gebäude eine Stütze bieten, so fest und so unerschütterlich, als die Treue und der echte Bürgersinn, welche in den Herzen der Wiener Bürgerschaft schon seit undenklichen Zeiten als feste Grundlagen wurzeln. Bald wird sich in der Nähe dieser, den Trägern des Gemeindewohles gewidmeten Stätte noch ein anderer Prachtbau für die Vertreter weitergreifender Interessen erheben. Möge dann jedes innerhalb der Grenzen seines Kreises nutzbringend wirken und insbesondere diese Stätte hier auch die alten Tugenden des Bürgerthums stets erneuert und verjüngt fortleben sehen, zum Segen der Stadt und dadurch zu Meiner dauernden Freude, welche mit dem Gemeindewohle so innig verbunden ist. Empfehlen wir sonach das gedeihliche Fortschreiten des Baues der Vorsehung, deren Schutz und Segen die gesammte Bevölkerung Meiner geliebten Residenzstadt Wien stets begleiten wolle.« Es war dies ein Kaiserwort, das vom Herzen kommend auch in die Herzen der Wiener drang, ein Ausspruch, ähnlich dem der jungfräulichen Königin von England im Lager zu Tilbury, ähnlich den Worten, die einst der habsburgische Ahnherr Radbot zu seinem Verwandten, dem Bischof von Strassburg, gesprochen.

Der zweite November war der Allerseelentag der Weltausstellung, der Ton des Nebelhorns, der am Abende dieses Tages erscholl, ihr letzter Seufzer. Der Vorhang fiel; das grandiose Schauspiel war zu Ende. Der Beifall, den es fand, war freilich getheilt, je nach dem Standpunkte, von dem aus man der Entwickelung des Dramas gefolgt

war. Nicht alle Erwartungen hatten sich erfüllt, welche eine überschwengliche Phantasie an die Weltausstellung knüpfte. Die Wehmuth, mit der sich der Wiener von seinem Liebling trennte, galt zum Theile auch der Enttäuschung, die ihm derselbe bereitet hatte. Zuerst hatte Wien durch übertriebene Miethpreise gegen sich selbst und der unwirsche Mai mit seinem Regenschauer gegen Wien conspirirt. Als sodann die Preise sich mässigten, war es die unheimliche Seuche, welche die Besucher von Wien ferne hielt. Aber auch gegen den unmittelbaren Einfluss, den das gewerbliche Monstre-Tournier auf die industrielle Entwickelung ausüben sollte, wurden von competenter Seite so manche nicht unbegründete Bedenken laut. Andererseits war aber der indirecte Nutzen, den die Ausstellung durch die persönliche Annäherung der verschiedensten Völker und durch die aus vergleichender Selbstprüfung gewonnenen Erfahrungen abwarf, über jeden Zweifel erhaben. Auch durfte man den Werth der Ausstellung nicht lediglich nach dem ungünstigen finanziellen Erfolge bemessen, den sie mit den meisten ihrer Vorgängerinnen theilte, da es sich ja um ein industrielles und künstlerisches Bildungsmittel im grossartigsten Stile handelte, das gleich allen Schöpfungen dieser Art nicht dem unmittelbaren Nutzen diente, wohl aber reiche Zinsen für die Zukunft verhiess. Unbestritten war endlich der moralische Erfolg, der in der rückhaltslosen Anerkennung lag, welchen die Fremden den Fortschritten der habsburgischen Länder zollten. Was dagegen dem äusseren Erfolge der Weltausstellung mehr als alles Andere Eintrag that, das war jene entsetzliche Geldkrise, welche sowie der Monat, in den sie fiel, ertödtenden Reif auf die fröhliche Hoffnungssaat senkte, der böse »Krach«, wie der unverwüstliche Wiener Humor nicht etwa den Zusammenbruch der Rotunde, sondern den Einsturz jenes Börsentempels bezeichnete, in welchem Tag für Tag die sinnbethörte Menge um das goldene Kalb des Mammon tanzte und die Lorelei der höchsten Course ihr verderbliches Lied sang. Der 9. Mai war jener dies nefastus, der »schwarze Freitag«, an welchem das Zügenglöckchen des Credits gar nicht verstummen wollte und der mitten in die Festesfreude der Bevölkerung die bange Sorge um die nächste Zukunft trug, da sich die eingetretene Katastrophe nicht blos auf die Börse beschränkte, sondern auch den Volkswohlstand empfindlich ins Mitleid zog. Auch diesmal war es ein Trost für Wien, dass auf dem Throne ein Herrscher sass, dessen Auge in trüber wie in froher Zeit gleich sorgsam wacht und dessen Herz ebenso warm für das Wohl des Einzelnen wie der Gesammtheit schlägt.

Wie tief gerade ihn der jähe Umschwung des Volksglückes berührte, wie sehr er auch in diesem Falle bereit war, unverschuldetes Elend zu lindern, das trat in glänzender Weise bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum zu Ende des Ausstellungsjahres hervor.

Schon früher hatten die Wiener jeden Anlass benützt, um ihrem herzlichen Antheil an Allem, was die Person des Monarchen betraf, von neuem den lebhaftesten Ausdruck zu geben. Wie die Geburt des jüngsten Kindes des Kaisers, der Erzherzogin Valerie (22. April 1868), so wurde auch die Verlobung der Kaiserstochter Gisela mit dem wackeren Helden von Orleans, dem Prinzen Leopold von Baiern (1872) mit aufrichtiger Freude begrüsst. Als ein Jahr darnach (20. April 1873) die Hochzeit stattfand, schien es fast, als ob man der hohen Braut den Abschied von der Heimat schwer machen wolle. Der Bürgermeister überreichte ihr als sinniges Erinnerungszeichen ein prachtvolles Album, welches aus Aquarellen mit Ansichten von Wien bestand und der Gemeinderath veranstaltete einen glänzenden Festball, welcher der Wiener Bürgerschaft zu frohen Ovationen Gelegenheit bot. Auch errichtete letzterer dem Wunsche der Gefeierten gemäss eine auf ihren Namen lautende ansehnliche Stiftung zur Heiratsausstattung mittelloser, namentlich aber mutterloser Waisen Wiens. Und so wie in diesen beiden Fällen Wien an den Vaterfreuden des Kaisers innigen Antheil nahm, so ehrte es durch sein Mitgefühl auch den Schmerz des am Sarge seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie (gest. 28. April 1872) trauernden kaiserlichen Sohnes. Und nicht minder tief empfand man in allen Kreisen des Volkes den Verlust der greisen Kaiserin Karoline Auguste, der Mutter der Armen und Waisen, die am 4. Februar 1873 aus dem Leben schied.

Bei solchen Gesinnungen und bei den festen Banden, welche Herrscher und Volk nun schon seit so vielen Jahren umschlossen, musste sich das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers (2. December 1873), welches zugleich die Erinnerung an den Gründer der Dynastie erweckte, zu einem an gemüth- und herzbewegenden Scenen überaus reichen Feste gestalten. Nicht von oben befohlen, nicht erzwungen oder erkünstelt, sondern spontan gestaltete sich dieser Tag zu einem Familienfeste, das man im Palast wie in der niedersten Hütte gleich herzlich beging. Namentlich war es die Bevölkerung Wiens, die inmitten der vom ganzen Reiche dargebrachten Huldigungen mit Begeisterung den Anlass ergriff, um den Gefühlen unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit von neuem Ausdruck zu geben. Der Bürgermeister Felder brachte am 1. December

dem Monarchen die dankbewegten Glückwünsche Neuwiens dar, das mit dem Kaiser zugleich sein erstes Jubiläum beging. Mit gerechtem Stolze durfte der Kaiser auf »die«, wie er bei diesem Anlasse sagte »auch von der Gemeindevertretung mit so viel Patriotismus, Umsicht und Schönheitssinn geförderte Stadterweiterung« blicken, da sie eines der schönsten Denkmäler seiner Regierung, ja in vielen Beziehungen sein eigenstes Werk war. Auch nahm er die Medaille, welche die Stadt Wien zum Andenken an die seltene Feier ausprägen liess, huldvoll entgegen und gestattete, dass die beendete Wasserleitung fortan den Namen: Kaiser Franz Joseph's Hochquellenleitung führen dürfe. Am Vorabende des 2. December fand in Wien eine Illumination statt, bei welcher die Ringstrassenpaläste zum ersten Male ihre Feuerprobe bestanden. Ihren höchsten Glanz aber verlieh dieser Beleuchtung die Rundfahrt, die der kaiserliche Jubilar, begleitet von der Kaiserin und dem Kronprinzen, durch die taghell erleuchteten Strassen und durch die Kopf an Kopf gedrängte jubelnde Volksmenge unternahm. Am 2. December fand nach dem Festgottesdienste der Empfang der Festdeputationen im Thronsaale der Burg statt. Von unbeschreiblichem Eindrucke war dabei namentlich der Augenblick, als der Kaiser den in Uniform erschienenen Kronprinzen mit einer Stimme, welche in heftiger Bewegung zitterte, der Armee empfahl.

Was indess diesem Feste ein dauerndes Andenken sicherte, das war ein Act, welcher tief eingriff in das öffentliche Leben und für Unzählige eine Quelle des grössten Segens wurde. Die Börse hatte unter ihren Trümmern das Glück und den Wohlstand unendlich vieler Familien begraben. Namentlich war es das Kleingewerbe, das unter dem plötzlichen Wechsel der Dinge am meisten litt. Darum begrüsste der Kaiser den Gedanken, zur bleibenden Erinnerung an sein Jubelfest einen Wohlthätigkeitsfond zu gründen, mit besonderer Freude. »Es ist dies,« sagte der Kaiser (4. November) zu einer von dem Bürgermeister geführten Deputation, »die Art, den Tag zu feiern, welche mir wenigstens die erwünschteste ist. Ich möchte der Bestimmung der Herren nicht vorgreifen, meine aber, dass angesichts der schwierigen Verhältnisse, mit welchen jetzt der Stand des Kleingewerbes in Wien zu kämpfen hat, diesem Stande die Widmung zugewendet werden solle.« Auf diese Art entstand der »Franz Josephsfond« zur Unterstützung der Wiener Gewerbsleute, an dessen Spitze sich der Gemeinderath mit einem namhaften Geldbeitrage stellte und der sich um so erspriesslicher erwies, als das Nothstandsanlehen

und die Staats-Vorschusscassen den kleinen Leuten nur zugänglich waren, wenn sie zu Vereinen zusammentraten und irgend eine Collectivgarantie fanden.

Wie unablässig der Kaiser auch in der Folge bemüht war, in Ausübung eines der schönsten Vorrechte der Krone, inmitten allgemeiner Entmuthigung Trost und Beruhigung zu gewähren, beweist das Allerhöchste Handschreiben, welches am 8. Februar 1874 an den Ministerpräsidenten erging, dem zufolge, um den bedrängten Classen der Bevölkerung jede thunliche Erleichterung zu Theil werden zu lassen, die Bauthätigkeit zur Herstellung von Werken, die im öffentlichen Interesse nothwendig oder in volkswirthschaftlicher Beziehung wichtig seien, angeregt und gefördert und dadurch Arbeit für fleissige Hände und Verdienst für zahlreiche Gewerbe geschaffen werden sollte.

Da in Folge der erschütternden Krisis ein Stillstand in allen Zweigen der Production eintrat, der die Hoffnung auf eine Steigerung der Einkünfte der Stadt gerade in dem Augenblicke zunichte machte, in welchem ihr Stammvermögen erschöpft, die 25 Millionen-Anleihe verausgabt und der leidende Geldmarkt für ein grösseres neues Anlehen nicht zugänglich war, so trat an den Gemeinderath nunmehr die schwierige Aufgabe heran, das Gebot der Sparsamkeit mit den Pflichten, die ihm das allgemeine Wohl auferlegte, in Einklang zu bringen. Man ging dabei von der Ansicht aus, dass über die Gegenwart nicht die Zukunft vergessen werden und die Hilfsaction sich nicht etwa blos auf reichlich fliessende Spenden für Nothleidende beschränken dürfe, sondern dass es vielmehr die Aufgabe der städtischen Verwaltung sei, die zum allgemeinen Besten in Angriff genommenen Werke zu Ende zu führen, neue Anstalten für die Zukunft in Aussicht zu nehmen und durch dies ermunternde Beispiel dem wirthschaftlichen Leben neue Impulse zu geben.

Zunächst reifte das Werk, welches, mit alten Römerbauten wetteifernd, die Hochquellen der Alpen durch unterirdische Stollen und über mächtige Aquäducte nach der Hauptstadt trug, der Vollendung entgegen. Am 24. October 1873 fand die Eröffnung der Hochquellenwasserleitung durch den Kaiser in der Gartenanlage vor dem fürstlich Schwarzenberg'schen Palais am Rennwege statt, da wo der auf Kosten des Bauunternehmers Gabrielli errichtete Hochstrahlbrunnen steht. So wie einst, als Kaiser Ferdinand die nach ihm benannte Wasserleitung schuf, das dankbewegte Volk die öffentlichen Brunnen bekränzte, so hatte sich auch diesmal Wien zum

festlichen Empfange der beiden Najaden Stixenstein und Kaiserbrunnen festlich geschmückt, die aus ländlicher Abgeschiedenheit mitten in das lärmende Gewoge der Hauptstadt treten sollten. Die Feier, bei welcher der Kaiser allen Denen, die an der Begründung, Förderung und Durchführung des segensreichen Unternehmens betheiligt gewesen waren, seinen Dank und seine Anerkennung aussprach, übte auf alle Anwesenden einen mächtigen Eindruck. Als die Fontaine zu spielen begann und das warme Sonnenlicht sich in den aufsteigenden Wasserstrahlen brach, begrüsste die Menge mit lautem Jubel das prächtige Schauspiel, welches den definitiven Einzug des erquickenden Gebirgswassers weithin verkündete. Den Tag schloss ein Banket, das sich zugleich zu einer Ovation für den geistigen Schöpfer des glücklich vollbrachten Werkes, Eduard Suess, gestaltete.

Auch das Werk der Donauregulirung wurde so energisch gefördert, dass, nachdem bereits in der Nacht vom 15. auf den 16. April 1875 der ungestüme und ungeduldige Strom über die zerstörten Dämme hinweg von seinem neuen Bette Besitz genommen hatte, die Schiffahrt in demselben am 30. Mai 1875 eröffnet werden konnte. Auf dem Festplatze zunächst der Stadlauerbrücke stand das Zelt für den Kaiser; vor demselben lagen mit aufgehissten Fahnen die Dampfbote zur Aufnahme der geladenen Gäste bereit, darunter die »Ariadne«, welche der Monarch, nachdem er die Ansprache des Ministers Lasser als Präsidenten der Donauregulirungs-Commission huldvoll erwidert hatte, bestieg, um, auf dem Vorderdecke stehend und mit Aufmerksamkeit die vollendeten Arbeiten, sowie die bunte Scenerie der beiden Ufer betrachtend, von den übrigen Schiffen begleitet, unter Kanonendonner und endlosen Hochrufen das neue Bett stromaufwärts bis Nussdorf zu befahren. Es war ein schöner Frühlingstag, an dem der ewig junge Flussgott seine gewaltigen Arme um die zu wunderbarer Pracht und berückendem Liebreiz erblühte Vindobona schlang.

Das Werk der Donauregulirung bedingte zugleich auch die Herstellung neuer Stromübergänge, von denen schon am 18. August 1874 — am Namensfeste des Kaisers — die nach ihm benannte Franz Josephsbrücke eröffnet worden war und die grossartige Reichsstrassenbrücke am 21. August 1876 unter dem Namen Kronprinz Rudolfsbrücke dem Verkehre übergeben wurde.

Seine erste Probe hatte das grosse Werk schon bei dem nächsten Eisgange — im Februar 1876 — zu bestehen. Bei einer Wasser-

höhe, wie solche seit einem Menschenalter hier nicht erlebt worden war und einem Eisstande, der die schwersten Katastrophen befürchten liess, blieb dennoch Wien von Ueberfluthung verschont. Doch war man auch in der Folge darauf bedacht, durch neue Einrichtungen, wie das bei Nussdorf eingelegte Sperrschiff (Schwimmthor) das Eindringen des Eisstosses in den Donaucanal zu verhindern.

Bei der Durchführung der Donauregulirung schwebte indess neben der Sicherung der tiefer gelegenen Vorstädte gegen die Ueberschwemmungsgefahr auch die Absicht vor, die Lage Wiens an einem grossen, schiffbaren Strom zum Vortheile des Handels und der Approvisionirung auszunützen und unsere Stadt zu einem Hafenplatze zunächst für den inländischen Productenverkehr zu machen. Auf dieses Ziel, das der Verlauf der in Wien abgehaltenen internationalen Saaten- und Getreidemärkte als erreichbar bezeichnete, nahm auch die Anlage der Donau-Uferbahn Rücksicht. Vor Allem aber wurde es durch den Schutz und die Unterstützung, welche der Kaiser und seine Regierung dem als gemeinnützig erkannten Werke angedeihen liessen, möglich, die nahe dem Strome gelegene Maschinenhalle der Weltausstellung in ein städtisches Lagerhaus umzugestalten und so der Zufuhr und dem Umsatz der Waaren eine sichere und billige Stätte zu schaffen (1876). Wenn trotzdem die Donaustadt, an die sich so viele Hoffnungen knüpfen, bisher ein Embryo blieb, so kann dies doch das Verdienst nicht schmälern, welches Wien gebührt, die grosse Frage der Donauregulirung zuerst in Angriff genommen und mit Hilfe von Kaiser und Reich energisch gefördert zu haben. Der volle Segen des riesigen Unternehmens dürfte freilich erst der Zukunft beschieden sein. Wohl liegt Wien an dem schönsten Strome, der Abend- und Morgenland verbindet und der zugleich die Lebensader unseres Reiches ist. Aber erst wenn einst die Missverhältnisse des Stromes in seinem unteren Laufe behoben sein werden, wird sich auch die im Jahre 1856 mit so grossen Hoffnungen ausgesprochene Freiheit der Donau als Wahrheit erweisen.

Auch in der baulichen Entwickelung Wiens traten fortan neben den künstlerischen die wirthschaftlichen Gesichtspunkte mehr und mehr in den Vordergrund. Wie um die innere Stadt die prächtige Ringstrasse, so legte sich allmälig um die durch die Linienwälle eingeengten Vorstädte in ähnlicher Weise die Gürtelstrasse als ein überaus wichtiges Verkehrsmittel, welches in Verbindung mit der immer akuter werdenden Wohnungsfrage das riesige Emporwachsen der Vororte hervorrief, deren bereits von Stadion geplante, bisher

durch finanzielle Momente verzögerte Vereinigung mit Wien wohl nur noch eine Frage der Zeit ist.

Dass indess gerade in Wien über der Sorge für das tägliche Dasein nicht der Sinn für die idealen Güter des Lebens abhanden gekommen war, deren Verlust auch ein ökonomisches Unheil bedeuten würde, bewies der Empfang, den man den heimkehrenden Nordpolfahrern bereitete, der zugleich den Charakter einer patriotischen Kundgebung an sich trug. Im Sommer des Jahres 1872 hatte sich die kleine aber beherzte Schaar, von wissenschaftlichem Drange beseelt, an Bord des Dampfers »Tegetthoff« eingeschifft, um in jenes nördliche Polarmeer einzudringen, wo alles Menschenleben erstirbt. Die einsame Fahrt ging an Nowaja-Semlja vorüber in nordöstlicher Richtung. Bald musste die Besatzung das von Packeis umschlossene Schiff verlassen und trieb nun — fast zwei Jahre lang — auf ihrer Eisscholle, wohin die Wellen sie führten. Aber diese Herzen von Eichenholz boten allen Schrecknissen des arktischen Himmels Trotz. Dabei war die kleine Colonie in Zusammensetzung und Verfassung ein Abbild der Heimat. Fast alle österreichischen Nationen waren vertreten und die Zweitheilung der Führung zwischen dem Schiffslieutenant Weyprecht und dem Oberlieutenant Payer entsprach dem Dualismus zu Hause. Nur der Pessimismus fand hier keine Stätte; über Allen prangte auch in diesen kalten, lichtlosen Einöden das alte glorreiche Reichsbanner, Alle blickten zu demselben mit gleicher Liebe, mit gleichem Vertrauen muthvoll empor. Am 30. August 1873 entdeckten sie am 80. Parallelkreise Land. Aber die hereinbrechende dreimonatliche Polarnacht gestattete die Ausbeute der gemachten Entdeckung nicht eher, als bis die aufgehende Wintersonne des Jahres 1874 das »Franz Josephsland« beleuchtete, in dessen Inneres Payer auf Schlittenfahrten bis zum Cap Fligely vordrang. Ueber dasselbe hinaus erblickte man noch unter dem 83. Breitegrad ein hohes Gletscherplateau. »Cap Wien« tauften sie die äusserste Spitze dieser Ultima Thule und brachten so der Stadt eine sinnige Huldigung dar, in deren Mauern das kühne Unternehmen ursprünglich geplant und, was die finanzielle Bedeckung anlangt, auch grösstentheils durchgeführt worden war. Mit regster Theilnahme war man mittlerweile daheim dem Unternehmen gefolgt. Man gab sich bereits den bangsten Sorgen um das Schicksal der verschollenen Landsleute hin, als man plötzlich vernahm, dass sich dieselben auf vier Booten nach Nowaja-Semlja gerettet hätten, von wo sie ein russischer Schooner an die norwegische Küste brachte. In ganz Oesterreich, besonders aber in

Wien, rief diese Nachricht die freudigste Aufregung hervor. Sofort beglückwünschte Felder, zu dessen Ehren ein dominirendes Vorgebirge im Canal Mac Clintock bezeichnet wurde, die sich zur Heimkehr rüstenden Argonauten und der Gemeinderath von Wien regte die Sammlung einer Nationalspende für dieselben an. Die Reise der Geretteten über das europäische Festland glich einem Triumphzuge; in Wien aber wurden die Ankommenden mit einem Jubel begrüsst, wie derselbe sonst nur von dem Schlachtfelde heimkehrenden Siegern entgegentönt. Doch nicht mit Unrecht; denn auch sie waren Sieger in vollstem Sinne des Wortes: Sieger im Dienste der Wissenschaft, die den Heldennamen des Schiffes, das sie in die höchsten Breiten der Erde getragen, zum zweiten Male unsterblich machten.

In der Thätigkeit des Ministeriums Adolf Auersperg lassen sich, um mit einem Mitgliede desselben, dem Unterrichtsminister Stremayr zu sprechen, drei Perioden unterscheiden. Die erste gehörte der endlichen Durchführung der Wahlreform an, die — jedoch unter Beibehaltung des Principes der Interessenvertretung und unter gleichzeitiger Vermehrung der Abgeordnetenzahl im Jahre 1873 zu Stande kam. Die Sanctionirung des Gesetzes (3. April) wurde in allen Theilen des Reiches festlich begangen und gab dem Wiener Gemeinderathe den Anlass zur Absendung einer Dankesdeputation an den Kaiser. Am 5. November wurde der erste aus directen Wahlen hervorgegangene Reichsrath als eine das ganze Reich repräsentirende Versammlung eröffnet, von der nur die Czechen in Böhmen sich ferne hielten. Aus ihren Berathungen ging namentlich die neue Strafprocessordnung hervor, welche die bis dahin nur für Pressdelicte eingeführten Schwurgerichte auf alle übrigen Verbrechen ausdehnte. Später trat auch der lange erwartete Verwaltungsgerichtshof ins Leben (1876).

Die zweite Periode des Ministeriums Adolf Auersperg bezeichnete die Einbringung jener confessionellen Vorlagen, welche die durch die Aufhebung des Concordates entstandenen Lücken ausfüllen sollten: die Gesetze zur Regelung der äusseren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, über die Besteuerung des Pfründnervermögens und betreffend die gesetzliche Anerkennung der Religionsgesellschaften, während die vierte Vorlage, das Klostergesetz, blosser Entwurf blieb.

Die dritte Periode endlich sollte der wirthschaftlichen Lage des Reiches gewidmet sein, deren ganzen Ernst soeben erst der Process Ofenheim in unheimlich greller Weise beleuchtet hatte.

Denn »Sündenbabel« Wien stand mit seinem »Krache« nicht vereinzelt da. Warfen bereits zuvor die Zaloznas in Böhmen und der Bankerott des Borsod-Miskolczer Ausstattungsvereines die Schatten der kommenden Ereignisse vor sich her, so durchzog die hereingebrochene Finanz- und Handelskrise, gleich der Phylloxera vastatrix, mit ihren verheerenden Wirkungen bald auch den übrigen Erdkreis und zeigte in ihrem Verlaufe, dass sie nicht durch locale Ursachen allein herbeigeführt worden sei. Immerhin trug die nächste Zeit die Signatur einer wirthschaftlichen Reaction an sich, deren Stichwörter: der »autonome« Tarif und die Schutzzölle ebenso im Fabrikanten- wie im Arbeiterstande, ja auch in den Kreisen des Kleingewerbes einen compacten Rückhalt besassen und die auf dem Gebiete der Eisenbahnpolitik an die Stelle der planlos ertheilten Concessionen und Staatssubventionen der jüngstvergangenen Zeit das Princip des Staatsbahnbetriebes aussprach.

Hatte übrigens auch die Verfassungspartei in letzter Zeit keine entscheidenden Schlachten geschlagen, keine durchgreifenden Erfolge errungen, so functionirten doch die öffentlichen Gewalten in regelmässiger Weise und die Anerkennung der Verfassung selbst brach sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Namentlich bezüglich der Landtage hatte das Ministerium Adolf Auersperg, innerhalb dessen Lasser das Portefeuille des Inneren führte, in jedem Jahre seines Bestandes neue Fortschritte zu verzeichnen. Schon das Jahr 1873 hatte Böhmen einen verfassungstreuen Landtag zurückgegeben; die Wälschtiroler fanden sich wieder in Innsbruck ein. In Mähren erfolgte der Eintritt der czechischen Deputirten, in Böhmen kam es zu einer vollständigen Spaltung der feudal-clericalen Alt- und der nationalliberalen Jungczechen, von denen sich die letzteren von der Theilnahme an den Verhandlungen des Landtages nicht länger mehr zurückhalten liessen, während der galizische Landtag die »Resolution« indirect zurücknahm und auch Krain (1877) für die Verfassungspartei wieder gewonnen wurde. Der Eintritt der Altczechen in die Landtagsstube am Fünfkirchenplatze (1878) war der letzte grosse Erfolg des Ministeriums Auersperg.

Immer mehr also und in immer weiteren Kreisen lebte sich innerhalb beider Reichshälften die bestehende Verfassung ein und zugleich bewährte sich in mehr als einem Falle die Cohäsionskraft der Theile des Reiches. Bei der Katastrophe von Szegedin kam dieses Bewusstsein der Zusammengehörigkeit zu ebenso erschütterndem, als bei der Säcularfeier der Bukowina und des Innviertels

(1877) zu erhebendem Ausdrucke. Wie dort über dem Gefühle der Humanität jeder Bruderzwist verstummte, so reichten sich hier am Abschlusse eines Jahrhunderts gemeinsamer Freuden und Leiden die Angehörigen aller Parteien als Oesterreicher die Hände. Vor Allem aber einigte alle Stämme jenes dynastische Gefühl zu harmonischem Einklange, in dem sich jede Dissonanz des vielstimmigen Völkerconcertes auflöste.

Zur Bekundung dieses Gefühles bot sich namentlich auch Wien immer wieder Gelegenheit dar. So als am 29. Juni 1875 jener gütige Fürst in der Königsburg auf dem Hradschin verschied, dessen Herz Wien erst jetzt, wo es nicht mehr schlug, wieder besitzen sollte, und ebenso, als am 5. März 1878 des Kaisers Vater, der Protector so vieler wohlthätiger Vereine, hinüberging. Mit ihm, dessen Wiege in Wien gestanden und der sich selbst mit Vorliebe einen »alten Wiener« nannte, ging wirklich ein Stück Alt-Wien zu Grabe. Und wenn damals in einem Wiener Blatte unter dem Titel: »Die letzte Fahrt von Erzherzog Franz Carl« eine Zeichnung erschien, die den Verstorbenen zeigte, wie er in seinem, von reitenden Engeln gelenkten Sechserzuge in vollem Galopp gen Himmel fuhr, während seitwärts am Wege die trauernde Vindobona stand, welcher der Erzherzog aus dem Wagenfenster mit der Hand den Abschiedsgruss zuwinkte, so war dies ein Bild, welches in der That der Stimmung Wiens bei dem Tode des Vielgeliebten entsprach.

Nie aber wurde der den Staatsgedanken individualisirenden Dynastie eine grossartigere und zugleich sinnigere Huldigung dargebracht, als in jenen Apriltagen des Jahres 1879, in denen das Kaiserpaar seine silberne Hochzeit beging. Was sich vor fünfundzwanzig Jahren unter jubelnden Zurufen auf die Lippen Aller als gläubiger Wunsch gedrängt, es war in Erfüllung gegangen. In Gesundheit und ungebrochener Manneskraft, in einer Thätigkeit, die ganz und voll dem Vaterlande gehörte, waltete der geliebte Fürst seines Regentenamtes; ihm zur Seite die theuere Lebensgefährtin, die Mutter seiner Kinder, darunter ein hochbegabter Prinz, auf dessen Vorzügen die Augen des Reiches liebevoll ruhten, so dass Gegenwart und ferne Zukunft wie zu einem lichten Kranze vereinigt erschienen.

Wohl hatte das Herrscherpaar den Wunsch geäussert, dass in Anbetracht der von der Bevölkerung des Reiches aus Anlass der jüngst erfolgten Mobilisirung gebrachten Opfer jedes kostspielige Gepränge vermieden und dass auch keinerlei Aufruf zu Beiträgen

für irgend welche wohlthätige Zwecke erlassen werden möge. Dennoch liessen es sich die meisten Gemeindevertretungen und Genossenschaften nicht nehmen, die zur Veranstaltung von Festlichkeiten bereits gesammelten Beträge auf den Altar der Humanität und ihre Glückwünsche zu Füssen des Thrones niederzulegen. An den Tagen, die dem 24. April vorangingen und folgten, fanden sich in Wien zahlreiche Deputationen aus allen Theilen des Reiches — darunter auch Abgeordnete aus Bosnien, diesem jüngsten Pflegekinde Oesterreichs — ein, und auch sonst herrschte in der Stadt, inmitten derer sich eine neue Tribünenstadt erhob, ein erwartungsvolles, heiteres Treiben. Denn der Kaiser hatte für Wien eine Ausnahme gemacht und sich bereit erklärt, den beabsichtigten glänzenden Huldigungsact entgegen zu nehmen, um, wie er sagte, seine warme Theilnahme für die Entwickelung des Gewerbefleisses und der schönen Künste von Neuem zu bekunden.

Eingeleitet wurde das Jubiläum durch eine Festvorstellung im Palais des Erzherzogs Carl Ludwig, bei welchem ein meisterhaft entworfener Cyclus historischer Erinnerungsscenen, in lebenden Bildern von Mitgliedern des Kaiserhauses selbst dargestellt, an den Augen des Jubelpaares vorüberzog. Es war dies derselbe Tag (22. April), an welchem die Vertreter der Stadt die Beglückwünschungsadresse und die silberne Jubiläumsmedaille Ihren Majestäten überreichten.

Am folgenden Tage (23. April) fand die feierliche Uebergabe und am 24. April die Einweihung der Votivkirche statt, zu der dreiundzwanzig Jahre zuvor — am zweiten Vermälungstage des Kaisers — der Grundstein gelegt worden war. Die geweihte Stätte, dies steinerne Wahrzeichen treuer Liebe der Völker zu ihrem Monarchen, war auch der würdigste Platz, den vor fünfundzwanzig Jahren geschlossenen Herzensbund zu erneuern. An derselben Stelle, wo es vor dreiundzwanzig Jahren gekniet, liess sich, von tiefer Rührung ergriffen, das edle Herrscherpaar nieder, um dem Himmel für den Segen zu danken, der ein Vierteljahrhundert hindurch so sichtbar auf demselben geruht und um den zweiten Ehesegen, den der silbernen Hochzeit, zu empfangen.

Den Glanzpunkt der Festwoche aber bildete der am 28. April abgehaltene Huldigungs-Festzug der Stadt Wien. »Das schönste und beste, was die Reichshauptstadt bieten konnte, brachte sie als Festgabe dar: sich selbst.« Von Hans Makart entworfen, unter der Leitung bedeutender Künstler von den Mitgliedern der Gewerbe-

genossenschaften vorgeführt, boten die Gruppen und Bilder des Festzuges in berückender Farbenpracht ein Schauspiel dar, das im Stile der deutschen Renaissance die Wiedergeburt Wiens, welche von der Stadterweiterung ausging, zu poetisch-künstlerisch verklärtem Ausdrucke bringen sollte. Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe und Industrie, kurz Alles, was den Stolz und den Reichthum unserer Vaterstadt ausmacht, wirkte zu diesem wandelnden Gedichte zusammen, das nicht ein eitler Mummenschanz, nicht eine byzantinische Festvorstellung, sondern der künstlerisch durchgebildete Ausdruck des modernen Staates mit den aus dem alten überkommenen Gefühlen dynastischer Begeisterung war.

Als nach schlimmen Wetternöthen sich endlich, umflossen von Licht und Glanz der Frühlingssonne, der Zug in Bewegung setzte, das wallende Banner der allzeit getreuen Stadt Wien voran, von Studenten eröffnet, von Künstlern geschlossen, aus deren Mitte die dunkle Gestalt Mackart's, des geistigen Urhebers des Werkes, auf weissem Zelter reitend, hervorstach, als schimmernd von Purpur und Seide, die wackeren Bürger, jeder in seiner Zunft Gewand und Farbe, daherkamen und neben anderen St. Hubertusjüngern die Söhne der ersten Adelsgeschlechter in den beiden malerischen Jagdzügen erschienen und als endlich auf dem Festplatze vor dem Kaiser und dessen Familie unter brausendem Jubel Fahnen und Standarten sich senkten, da schlugen die Herzen der Wiener höher in stolzer Freude über die Pracht und Schönheit ihrer Stadt und in begeisterter Liebe zu dem Monarchen, der seiner bewegten Stimmung in schlichten Worten einen Ausdruck voll Wahrheit und Innigkeit in dem Handschreiben an den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe gab.

Die Feier klang ein Jahr später — am 25. April 1880 — in dem österreichischen Sängerfeste aus, zu dem sich an dreitausend Mitglieder von mehr als hundert Gesangvereinen zusammenfanden und bei welchem man dem Kaiser das Erinnerungsbild von Karger überreichte, das den Moment aus dem Festzuge darstellt, da der Monarch in den von den jubelnden Sängern gebildeten Kreis zu dem Chormeister Mair trat und ihm dankend die Hand drückte. Auch der Gemeinderath von Wien suchte die Erinnerung an das herrliche Fest in einem von ihm herausgegebenen künstlerisch ausgestatteten Gedenkbuche festzuhalten. Und ebenso reissen auch wir uns nur ungern von dieser hehren Erinnerung los, um den Blick wieder auf die politischen Vorgänge zu werfen, in deren Gewebe Clio nur in weihevollen Stunden ihre Rosen flicht.

Während die Abstinenzpolitik in entschiedenem Niedergange begriffen war, trat das Ministerium Adolf Auersperg, im Grossen und Ganzen in Einklang mit sich selbst und mit der Verfassungspartei, in das fünfte Jahr seines Bestandes ein, welches für die Ausgleichsfrage im Inneren und für die orientalische Frage nach Aussen, damit aber auch für die Existenz der Regierung entscheidend wurde. Denn der im Jahre 1867 bewerkstelligte Ausgleich mit Ungarn war in finanzieller Beziehung nicht eine organische Einrichtung, sondern ein blosses Decennat. Er glich einem Uhrwerke, das alle zehn Jahre abläuft. Wiewohl nun dieser Zeitpunkt erst im December 1877 eintrat, so begannen doch, da das ungarische Ministerium (Tisza) bereits am 28. November 1875 das Zoll- und Handelsbündniss mit Oesterreich gekündigt hatte, schon mit dem Neujahr 1876 die Verhandlungen über den neuen Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, da die Ungarn ausser einem Antheile an dem Ertrag der cisleithanischen Verzehrungssteuer eine Aenderung in den Bestimmungen der Zollrestitutionen zu Gunsten der transleithanischen Hälfte begehrten und in der Bankfrage das Princip der politischen Parität auf ein wirthschaftliches Institut auszudehnen versuchten. Die Spannung zwischen den beiden Polen des Staates war aufs Höchste gestiegen; die Differenzen schienen unlösbar zu sein. Da sich bei den Ausgleichsverhandlungen die Bankfrage und die Finanzzölle in gewissem Sinne wechselseitig bedingten, war es bei dem Widerstande, den dort die Ungarn, hier die Erblande den Vereinbarungen ihrer Regierungen leisteten, zu einer vorübergehenden Demission der letzteren — zuerst des Ministeriums Tisza, dann des Ministeriums Auersperg — gekommen. Während indess in diesen beiden Fällen die Krise mit einem Compromiss zwischen den Regierungen und den Parteien, auf die sie sich stützten, sowie mit dem Abschlusse des neuen Ausgleiches (Mai 1878) endete, der nicht gerade die Parität, wohl aber den Dualismus in der Organisation der beiden Reichshälften gemeinsamen »österreichisch-ungarischen Bank« anerkannte und den Ungarn gegen das Zugeständniss der Schutzzölle eine Entschädigung in der beträchtlichen Steigerung der auch ihnen zu Gute kommenden Finanzzölle gewährte, führte bald darnach die orientalische Frage eine neue Krise herbei, deren Ausgang in Oesterreich und in Ungarn ein verschiedener war.

»Oesterreich hat den Beruf, deutsche Cultur nach Osten zu tragen!« So hatte einst der Präsident des Frankfurter Parlaments,

Freiherr von Gagern, die Stellung unserer Monarchie definirt. Mochte immerhin dieses Wort, wie das spätere Bismarck's von der Verlegung des Schwerpunktes nach Osten, der Tendenz, Oesterreich von Deutschland auszuschliessen, entsprungen sein, gewiss ist doch, dass unser Staat eine grosse Mission im Orient zu erfüllen hat. Daher hatte bereits Beust, in der richtigen Erkenntniss, dass Oesterreich dem beginnenden Auflösungsprocesse der Türkei nicht mit fatalistisch verschränkten Armen zusehen dürfe, der orientalischen Politik Oesterreichs eine neue Richtung gegeben, indem er die Vasallenstaaten der Türkei in ihrer Consolidirung begünstigte, ohne doch ihren Grossmachtsgelüsten Vorschub zu leisten. Auch Andrássy betrat zunächst diesen Weg, suchte aber zugleich in Voraussicht der Veränderungen, die im Orient bevorstanden und bei denen er Oesterreich eine active Führerrolle zu vindiciren gedachte, die Beziehungen zu Russland und namentlich zu Deutschland immer fester zu gestalten.

So bildete denn das »Dreikaiserbündniss« in den nächsten Jahren den ruhenden Pol, um welchen sich anscheinend die gesammten internationalen Beziehungen drehten. Sein nächster Zweck sollte die Erhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel sein. Oesterreich und Deutschland hofften den russischen Kaiser moralisch zu binden und ihn von den panslavistischen Tendenzen, welche auf die Einfügung der verwandten Volksstämme an der unteren Donau in das russische Weltreich gerichtet waren, fernezuhalten, während man in Petersburg und Moskau annahm, dass die Connivenz der beiden verbündeten Grossmächte der russischen Expansionspolitik Nachdruck verleihen und Vorschub leisten werde.

So lagen die Dinge, als der kleine Funke in dem »Bischen Herzegowina« sich zu einer Feuersbrunst entzündete, welche bald die ganze europäische Türkei in Flammen setzte. Zunächst übernahm Andrássy die diplomatische Führung durch die Reformnote vom 30. December 1875, welche den Aufstand in Bosnien und der Herzegowina zu localisiren und das Uebel symptomatisch zu behandeln versuchte, es dagegen der Zukunft anheim gab, ob die Heilung der offenen Wunde die Heilung des erkrankten Staatskörpers herbeiführen werde. Doch durch das Scheitern aller Vermittelungsvorschläge und durch das Aufflackern des von Russland und der Omladina heimlich genährten slavischen Nationalgefühles wurde Oesterreich in die zweite Linie gedrängt, während nunmehr das den Balkanslaven glaubens- und stammverwandte Russland in den Vordergrund trat und, nachdem es sich mit alleiniger Ausnahme

Englands der Neutralität der Garanten des Pariser Friedens versichert hatte, zugleich begünstigt durch die in Constantinopel herrschenden Wirren, von versteckten Drohungen bald zum offenen Kriege überging. Am 24. April 1877 überschritten die Russen den Pruth, im Juni standen sie an den Pforten des Balkan. Wohl bot die Pforte die äussersten Kräfte auf, um der hereinbrechenden Gefahr zu begegnen. Als aber nach dem Falle von Plewna die Russen den von Eis und Schnee starrenden Etropolpass überstiegen, als Philippopel und Adrianopel in ihre Hände fiel und sie ihre flinken Rosse in der Maritza tränkten, da schien die Stunde gekommen, in welcher wieder das griechische Kreuz über der Kuppel der Hagja Sofja leuchten würde.

Doch der einmüthige Protest aller Cabinete gegen diese einseitige und eigenmächtige Lösung der orientalischen Frage liess Russland erkennen, dass sich das einst von Beust vermisste Europa wiedergefunden habe. Unter dem Vorsitze des »ehrlichen Maklers« gelang es, auf dem Berliner Congress und durch den Berliner Vertrag, den russisch-türkischen Frieden von San Stefano in europäischem Sinne zu modificiren.

Schon früher hatte Oesterreich für den Fall, dass in Folge des Krieges im Orient eine Veränderung der Besitzverhältnisse eintreten würde, zu seiner eigenen Sicherung die Occupation Bosniens und der Herzegowina ins Auge gefasst und durch ein Abkommen mit Russland (15. Januar 1877) sich der Zustimmung dieser Macht versichert. Jetzt wurde durch den Congress Oesterreich jenes europäische Mandat ertheilt, auf Grund dessen in einem neunundsiebzigtägigen Feldzuge die Occupation Bosniens und der Herzegowina erfolgte, welche am 21. April 1879 durch ein separates Abkommen mit der Pforte unter theilweiser Einbeziehung des Sandschaks Novibazar in das Occupationsgebiet näher geregelt wurde.

Die unparteiische Haltung Bismarck's auf dem Berliner Congresse hatte nicht nur (11. October 1878) den Verzicht Oesterreichs auf den Artikel 4 des Prager Friedens — betreffend die eventuelle Zurückerstattung der nördlichen Districte Schleswigs an Dänemark — zur Folge, sondern führte, bei der andauernden Verstimmung Russlands gegen Preussen und Oesterreich, einen noch innigeren Zusammenschluss dieser beiden Staaten herbei. An die Stelle der ungeschriebenen trat 1879 jene schriftliche Allianz, deren Veröffentlichung das Ereigniss jüngst verflossener Tage war. Die grosse Friedensliga, der sich in der Folge auch Italien anschloss, war

übrigens Andrássy's letzte That, da er bald darnach aus dem öffentlichen Dienste ausschied.

Auch diesmal wurde Oesterreichs innere Politik auf das Tiefste von dem Gange der äusseren berührt. Die Occupation Bosniens und der Herzegowina ging unter dem lauten Widerspruche der beiden Legislativen vor sich. Nicht als ob man für die ersten Erfolge der aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Armee unempfänglich gewesen wäre; man folgte vielmehr mit patriotischem Stolze den Fahnen Oesterreich-Ungarns, wo immer dieselben entfaltet wurden und auch sonst nahm man an Freud und Leid der Armee innigen Antheil. Namentlich erwies sich auch diesmal Wien als die grosse barmherzige Schwester, welche die Verwundeten labte und pflegte. Und als sodann die ersten siegreichen Regimenter (Mollinary und Franz Carl) am 17. und 19. November 1878 mit Eichenlaub geschmückt in unsere Stadt ihren Einzug hielten, da wurden die Commandanten derselben vom Bürgermeister feierlich begrüsst, die Fahnen mit Lorbeer bekränzt und die jubelnde und umjubelte Mannschaft gastlich bewirthet. Aber zugleich nahm man doch nicht ohne Beklemmung den Frontwechsel wahr, den die orientalische Politik unseres Staates vollzog, indem sie die bis dahin festgehaltene Donaulinie gegen die Linie Serajewo-Mitrowitza vertauschte, den Schutz der unteren Donau aber dem »Belgien des Ostens«, Rumänien, überliess. Man missbilligte diesen Rösselsprung auf dem Schachbrette der orientalischen Politik. So hoch gingen in beiden Reichshälften die Wogen der öffentlichen Meinung, dass hier wie dort die Minister um ihre Entlassung baten. Wohl machte die frühere Aufregung allmälig einer ruhigeren Auffassung Platz; man vermochte sich nicht völlig der Einsicht zu verschliessen, dass Oesterreich, welches an der Adria thront und sich auf der zerklüfteten Küsten- und Inselwelt Dalmatiens festgesetzt hat, zur dauernden Sicherung dieses Besitzes der occupirten »Hinterländer« bedürfe und auch zu Gunsten des veränderten Curses, den das österreichische Staatsschiff einschlug, konnte man sich auf die mercantile Bedeutung berufen, welche seit der Eröffnung des Suezcanals der Hafen von Saloniki und der Weg zu diesem Hafen besass. Auch nahmen die Delegationen die Occupation als eine »vollzogene Thatsache« hin und wurde der Berliner Vertrag von den beiden Parlamenten genehmigt. Während sich aber das Cabinet Tisza und die liberale Reichstagsmajorität jenseits der Leitha gerade an der Durcharbeitung der Occupationsfrage von Neuem consolidirte und reconstruirte, kam es

in der westlichen Hälfte des Reiches zum völligen Bruche zwischen der Linken und der Regierung, aber auch zu einer so vollständigen Zersetzung der Verfassungspartei, dass der Versuch, aus derselben ein neues parlamentarisches Ministerium zu bilden, misslang. Wohl fungirte daher das Cabinet, in welchem nach dem Ausscheiden Lasser's Taaffe das Portefeuille des Innern übernahm und nach dem Rücktritte Auersperg's und Unger's Stremayr den Vorsitz führte, fort; doch konnte es nur mehr als ein Verwaltungs-, nicht mehr als ein Verfassungsministerium gelten. Erst nach den Neuwahlen wurde das Cabinet entlassen und Graf Taaffe mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, das sich als Coalitionsministerium in dem ersten cisleithanischen Vollparlamente einführte (Juli 1879). Denn die so lange befehdete Idee der Verfassung feierte diesmal insoferne einen Triumph, als die letzten Wahlen ein vollständiges, von allen Volksstämmen beschicktes Abgeordnetenhaus ergaben. Damit wurde aber zugleich der Kampf der Parteien in den Reichsrath selbst verlegt.

Fast zur selben Zeit (1878) ging auch die städtische Leitung Wiens in andere Hände über, da Dr. Felder das Amt eines Bürgermeisters niederlegte und sich in das Privatleben zurückzog, in das ihn als Ehrenbürger der Stadt die dankbare Erinnerung seiner Mitbürger und die Achtung aller Parteien begleitete. Sein Nachfolger als Bürgermeister von Wien war der bisherige erste Bürgermeister-Stellvertreter Dr. Julius Ritter von Newald.

*

Die Occupation Bosniens und der Herzegowina bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der inneren und äusseren Geschichte unseres Staates. Sie hat ein »Neu-Oesterreich«, aber auch in mancher Hinsicht ein neues Oesterreich geschaffen; sie hat dem Staate neue Aufgaben gestellt, neue Gegensätze hervorgerufen, neue Parteien gebildet. Sie hat eine neue Entwickelung angebahnt, die sich heute noch nicht überblicken, nicht beurtheilen lässt und deren geschichtliche Darstellung hier nicht gegeben werden kann, da sie selbst noch nicht der Geschichte angehört. Darin aber ist unser Staat das alte ruhmvolle Oesterreich geblieben, dass über allen Gegensätzen und allen Aufgaben nach wie vor das versöhnende und siegverheissende schwarzgelbe Banner sich erhebt. Daher mögen denn die folgenden Blätter ausschliesslich jenen öffentlichen Kundgebungen gewidmet sein, deren Schauplatz Wien in den letzten acht Jahren

gewesen ist und deren mehr als locale Bedeutung selbst die Parteimeinung des Tages zu ihren verklärten Höhen emporhob.

Wie das Jahr 1879, so war auch das Jahr 1880 durch schöne und denkwürdige Feste bezeichnet. Die Rotunde, dieses Denkzeichen so vieler Triumphe, welche sich im November 1873 schloss und nur zuweilen, wenn der Genius der Wohlthätigkeit an ihre Pforten klopfte, sich aufthat, wurde im Juli 1880 auf einige Zeit ihrer Bestimmung zurückgegeben, indem sie in ihre gewaltigen Räume jene Ausstellung aufnahm, welche der niederösterreichische Gewerbeverein als Markstein für den Abschluss eines vierzigjährigen gemeinnützigen Wirkens veranstaltete und die in ihrer prächtigen Erscheinung bewies, dass die Tüchtigkeit der heimischen Arbeit unter der Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse in den letzten Jahren nicht Schaden gelitten hatte. Es war eine Reminiscenz an die Weltausstellung, als sie der Kaiser, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, eröffnete, während als Glockenspiel die Volkshymne ertönte. Unter den ausgestellten Objecten sah man auch das von dem Alpenclub »Oesterreich« gestiftete eiserne Riesenkreuz, welches am folgenden — dem fünfzigsten — Geburtstage des Kaisers auf dem Grossglockner erhöht wurde, um bis in diese Bergeinsamkeit und bis in die ferne Zukunft die Kunde von der silbernen Hochzeit unseres Herrscherpaares zu tragen.

Unfern dem Schauplatze friedlicher Wettkämpfe des Bürgerthums that sich am folgenden Tage eine andere, nicht minder geräumige Halle auf, um die zahlreichen Gäste aus Nah und Fern zu empfangen, welche herbeigeeilt waren, um sich in bürgerlichem Kriegsspiele zu üben. Es war dies die Schützenhalle jenseits der Reichsbrücke, der Schauplatz des ersten österreichischen Bundesschiessens. Der oberste Schütze des Reiches, der Kaiser, stand im Mittelpunkte des patriotischen Unternehmens, welches nicht blos dem Vergnügen dienen, sondern auch die allgemeine Wehrkraft des Reiches fördern sollte. Der Kaiser übernahm das Protectorat des Bundes, die Kaiserin die Pathenstelle bei der Weihe der Bundesfahne.

Am 18. Juli erfolgte der festliche Einzug der Schützen. Von dem Sammelplatze, der Rudolfskaserne, setzte sich der Zug, an der Spitze der künstlerische Schöpfer desselben, Josef M. Aigner, über die Ringstrasse nach der Franz Josefskaserne in Bewegung, wo das Kaiserzelt und der Hochaltar, an welchem das Bundesbanner geweiht werden sollte, standen. Den Zug eröffneten in der alphabetischen

Reihenfolge ihrer Heimatlande die fremden Schützen, dann folgte das transleithanische »Ausland«, die Ungarn und Siebenbürger, hierauf die Polen mit dem grossen silbernen Hahn, einer Spende Königs Sigmund August an die Krakauer Schützengilde und endlich, wieder in alphabetischer Ordnung, die österreichischen Bundesschützen, in mannigfaltiger Tracht, mit ihren bunten Bannern und Fahnen, ihren Zielern und Weisern. Es wehte wie erfrischende Alpenluft durch die Schwüle des heissen Sommertages, als die Jäger aus den österreichischen Berglanden aufzogen, die Kärntner und Krainer, die Steirer und Salzburger und vor Allem die Tiroler mit ihren ruhmvollen Trophäen, der Sandwirthfahne und der Aufgebotsfahne von Spinges, die hoch oben auf dem Festwagen Dr. Sterzinger, an Gestalt und Ansehen ein leibhaftiger Andreas Hofer, in Händen hielt. Den Schluss bildeten die Wiener mit reichvergoldetem Festwagen, auf dem ein Schütze das Bundesbanner trug, während liebliche Frauengestalten, in die österreichischen Nationalfarben gekleidet, der in einer Nische thronenden, in der Rechten das Scepter, in der Linken einen Lorbeerkranz haltenden Austria huldigten. Am Festplatze wurde das Bundesbanner von dem Cardinalerzbischofe von Wien, Kutschker, geweiht und hierauf mit dem von der Kaiserin als Landes- und Fahnenmutter gespendeten herrlichen Bande geschmückt. Der Bundesobmann Dr. Eduard Kopp dankte im Namen der Schützen dem Kaiser in einer trefflichen Rede, die wiederholt von Beifall unterbrochen wurde und während welcher die Banner wiederholt sich senkten. Sodann commandirte Kopp: »Zum Gebet!« Wieder senkten sich die Fahnen, alle Schützen fielen ins Knie, nur das Bundesbanner wurde emporgehalten. Endlich defilirten die Schützen vor dem Kaiser und zogen hierauf über die Aspernbrücke nach dem Endziele der Fahrt — der Schützenhalle. Ein fröhliches Banket mit passenden Trinksprüchen auf den Kaiser, auf Oesterreich, auf Wien, auf die Armee und den Schützenbund bildete den schönen Abschluss des schönen Tages. Am 21. Juli erschien der Kaiser auf dem Festplatze, wo er unter brausendem Jubel drei Schüsse auf die Scheiben: »Vaterland«, »Heimat« und »Wien« abgab und auf das Wohl der österreichischen Schützen trank. Vielfach rief die Feier die Erinnerung an ihre um zwölf Jahre ältere Schwester und Vorgängerin wach, namentlich in der Kundgebung jener deutsch-österreichischen Gesinnung, deren Inbegriff Kaiser und Reich sind.

Kaiser und Reich waren auch die Parole des Tages (18. August 1880), an welchem unser Monarch den fünfzigsten Geburtstag beging.

Nach den jüngstverflossenen rauschenden Festen nahm dieser Tag einen verhältnissmässig stilleren, aber umso intimeren Verlauf. Der Gemeinderath der Stadt Wien veranstaltete am 22. August ein glänzendes Volksfest im Prater, bei welchem den Praterstern eine Abends elektrisch erleuchtete Jubelsäule — das Vorbild des später errichteten Tegetthoffmonumentes — zierte. Auch beschloss derselbe zum Andenken an die Jubelfeier ein Asyl für hundert sieche Waisenkinder zu errichten. Am 25. August überreichte der Bürgermeister dem Kaiser eine künstlerisch ausgestattete Adresse, die in Lapidarstil all der Beweise fortdauernder Fürsorge dankbar gedachte, mit welcher der Monarch »einem liebenden Vater gleich« die Stadt Wien überschüttet habe. Am Tage des Wiegenfestes selbst prangte Wien in Flaggenschmuck und Nachts im Glanze einer improvisirten Beleuchtung. Aber noch heller als an den Fenstern, strahlten die Lichter vor dem in alle Herzen geschlossenen Bilde des Kaisers, der mit berechtigtem Hochgefühle auf ein halbes Jahrhundert seines vielbewegten Lebens zurückblicken durfte.

»Tu felix Austria nube!« war der Wahlspruch des Jahres 1879 gewesen; »tu felix Austria nube!« tönte es verheissungsvoll in das Jahr 1880 hinüber. Im März dieses Jahres war der Kronprinz Rudolf, ein zweiter Theuerdank, ausgezogen, um sich in Brabant, auf diesem altclassischen Boden habsburgischer Grösse, die holde Braut zu erkiesen. Schon seit langen Jahren waren die Augen Oesterreichs theilnehmend auf den hoffnungsvollen Thronerben gerichtet. Auch Wien hatte demselben erst kürzlich — bei dem historischen Festzuge — eine sinnige Huldigung dargebracht. Als der von vier prächtigen Isabellen gezogene Wagen der Buchdrucker am Festplatze anlangte, hatte der Hofbuchhändler Manz als »Gutenberg« ein mächtiges Buch emporgehoben, das in weithin lesbarer Schrift den Titel des kurz vorher erschienenen Werkes des Kronprinzen: »Fünfzehn Tage auf der Donau« an der Stirne trug. Nun übertrug man all diese Theilnahme für ihn auch auf seine Verlobte. Dass die Wahl des Kronprinzen auf Stephanie, die Tochter Leopold's II. von Belgien, des liberalsten Monarchen des Continentes, die Enkelin Leopold's I., des weisesten Fürsten seiner Zeit und des einst in Ungarn vergötterten Palatins Josef fiel und dass diese Wahl zugleich eine Herzenswahl war, bei der sich Geist und Anmuth in edelster Wahlverwandtschaft begegneten, erregte, wie überall in Oesterreich, so auch in Wien unbeschreibliche Freude. Während der hohe Bräutigam die ersten Tage seines neuen Glückes an der Seite der

Braut und im Kreise der belgischen Königsfamilie zubrachte, nahm sein kaiserlicher Vater die Glückwünsche des ganzen Reiches entgegen und sprach selbst manch denkwürdiges Wort, welches das Glück erkennen liess, mit dem diese Wahl nicht nur seinen erlauchten Sohn, sondern ihn selbst erfüllte. So erwiderte Seine Majestät die Ansprache des Bürgermeisters von Wien mit folgenden Worten: »Es war mir eine aufrichtige Genugthuung, dass es sich bei dieser Gelegenheit neuerdings gezeigt hat, wie die Bevölkerung Wiens jedes Ereigniss, welches Mich und Meine Familie betrifft, als eine uns Alle berührende Angelegenheit empfindet und dass wir Alle zusammen in der That nur eine Familie bilden. Ich kann die Herren versichern, dass auch Ich die Verlobung Meines Sohnes als ein für jetzt und die Zukunft ungemein glückverheissendes Ereigniss betrachte und nicht minder erfreut war Ich über die allgemeine herzliche Theilnahme und die freudige Zustimmung, welche sich allerorts hiebei manifestirt hat.« Und als der Bürgermeister des huldvollen Telegrammes erwähnte, mit welchem der Kronprinz die ihm von Seite des Wiener Gemeinderathes dargebrachten Glückwünsche erwidert hatte, sagte der Kaiser: »Ich weiss ja, wie sehr er Wien liebt, er ist eben auch ein wahrer, echter Wiener.«

In dem erwähnten Telegramme hatten der Kronprinz und seine hohe Braut dem Bürgermeister und dem »lieben, schönen und treuen Wien« ihre Grüsse gesendet. Als nun der 21. Mai, der Geburtstag der Prinzessin, nahte und sich der Kronprinz aus diesem Anlasse abermals nach Brüssel begab, da eilten gleich dem Bürgermeister von Wien auch die munteren Zugvögel unter den Wiener Sängern, der Wiener Männergesangverein, in ungeduldiger Freude dahin, um schon jetzt das holde Königskind von Antlitz zu sehen und ihm in dem Schlosse Laeken, wo einst seine Wiege gestanden, als ersten Gruss von der blauen Donau ein Ständchen zu bringen.

Im Frühlinge des folgenden Jahres (1881) fand die Vermälung des Kronprinzen statt. Der Wiener Gemeinderath hatte ursprünglich als Glanzpunkt aller aus diesem Anlasse zu veranstaltenden Festlichkeiten ein Ballfest im Opernhause in Aussicht genommen, bei dem ein Huldigungszug junger Mädchen und Bürger dem Brautpaar Blumen und Kränze überreichen und nationale Gruppen, sowie Vertreter des Handels, der Gewerbe und Künste, im Costüme des XVII. Jahrhunderts, unter entsprechenden poetischen Worten Geschenke allerlei Art darbringen sollten. Schon waren die Einleitungen zur Ausführung dieses Programmes getroffen, als Seine Majestät

dem Bürgermeister den Wunsch bekannt gab, dass jenes Ballfest unterbleiben und die dazu bestimmte Summe unter die Nothleidenden vertheilt werden möge. Zur ergiebigeren Förderung dieses Zweckes spendeten Ihre Majestäten und Seine kaiserliche Hoheit der Kronprinz noch den gleichen Betrag.

Wenn aber auch der Kaiser der bevorstehenden Feier den Charakter eines Familienfestes gewahrt wissen wollte, so rüstete sich doch, als die Festwoche herannahte, wetteifernd mit dem Monate Mai, in welchen sie fiel, unsere Stadt, um Strassen und Häuser mit grünem Reisig und Blumen zu schmücken. So fuhr denn die spannungsvoll Erwartete am 5. Mai, von ihren Eltern begleitet und von dem Kaiser und dem Kronprinzen herzlich begrüsst, unter den Klängen der Brabançonne in die zu einem Zauberhain umgestaltete Halle des Westbahnhofes ein, wo ihr der Bürgermeister im Namen der Stadt Wien einen Blumenstrauss überreichte, worauf sie sich, von stürmischen Liebesgrüssen umbrandet, durch einen Triumphbogen und einen Mastenwald von belgischen, österreichischen und städtischen Fahnen nach Schönbrunn, dieser erinnerungsreichen Stätte unseres Kaiserhauses, begab. Nicht als Fremde, sondern durch ihre Mutter bereits dem österreichischen Herrschergeschlecht verwandt, trat sie unter die Wiener, deren Herzen sie schon bei ihrem ersten Erscheinen, gleichsam im Sturm, eroberte, und deren begeisterten Gefühlen die von dem Bürgermeister am 8. Mai überreichte Adresse der Stadt ungeheuchelten Ausdruck gab. Als am 9. Mai die Prinzessin von der Favorite aus in altüberlieferter Pracht ihren feierlichen Einzug in die Hofburg hielt, da prangte auch Wien, gleich der umjubelten Braut in hochzeitlichem Gewande und schüttete ein ganzes Füllhorn von duftigen und farbenprächtigen Blüthen zu ihren Füssen aus. An der von einer grünen Laube überwölbten Elisabethbrücke, diesem Wahrzeichen der Hochzeit unseres Kaisers, wurde die Prinzessin-Braut von dem Bürgermeister im Namen der Bevölkerung Wiens und in Gegenwart der Vertreter aller Nationen des Reiches willkommen geheissen. Am Abende folgte der Flammengruss der Stadt Wien, die in einem Lichtmeere von nie gesehenem Glanze schwamm. An dem myrthenbekränzten 10. Mai erhielt der neue Liebesbund den Segen der Kirche. Schon zwei Tage zuvor (8. Mai) fand jenes Praterfest statt, bei welchem die freudige Stimmung des ganzen Volkes zu geradezu stürmischem Ausdrucke kam. »Ich will unter Meinen Wienern sein,« hatte kürzlich der Kaiser zu den in der Abwehr der neugierigen Menge allzu beflissenen Hofleuten

gesagt. Als nun der Kaiser, die Kaiserin, das kronprinzliche Paar, die belgische Königsfamilie und der übrige Hof von Schönbrunn aus die Fahrt nach dem Prater unternahmen, sahen sie sich auf dem ganzen weiten Wege von einer unzähligen Volksmenge umwogt und umjauchzt, auf die ein Abglanz jenes Glückes fiel, das von dem Antlitz des Kronprinzen und seiner holden Gefährtin strahlte. Ja vom Praterstern an war bei dem fast zärtlichen Ungestüm des die Wagen umdrängenden Volkes an ein Vorwärtskommen nicht mehr zu denken, so dass die Fahrt unterbrochen werden und der Hof zurückkehren musste.

Gegenüber diesem elementaren Ergusse volksthümlicher Freude und Liebe konnte der Kronprinz mit vollstem Rechte in seinem und seiner Braut Namen den schönen Ausspruch thun: »Wir werden niemals diese Tage vergessen und die Erinnerung an dieselben wird in unseren Herzen eingeprägt sein mit goldenen Lettern.« Und nicht minder bewegt äusserte sich das Vaterherz des Monarchen in jenem herrlichen Handschreiben, welches am 12. Mai an den Grafen Taaffe erging: »Der Schatz von Liebe und Treue,« so hiess es in demselben, »der Unseren Kindern in diesen Tagen entgegengebracht wurde und den dieselben Sich für alle Zukunft zu bewahren bemüht sein werden, ist Mir und Meinem Hause ein glückverheissendes Zeichen für den eben geschlossenen Ehebund, für welchen Ich mit Meinen geliebten Völkern den Segen des Himmels erflehe. Indem Ich Sie beauftrage, dies zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, wünsche Ich, dass Mein kaiserlicher Dank bis in die ärmste Hütte und an die äussersten Grenzmarken Meines Reiches dringe, da Mir von allen Seiten in den verschiedensten Sprachen und Formen das gleiche Gefühl der Liebe kundgegeben wurde, welches in der herrlichen Haltung der Bevölkerung Wiens in so unvergesslich schöner Weise zutage getreten ist.«

Die Freudentage guter Fürsten sind die Festtage treuer Völker; dass aber auch der Schmerz eines treuen Volkes der Kummer guter Fürsten ist, dass, wie in den Tagen des Jubels, so auch in den Stunden tiefer Trauer Kaiser und Volk nur eine grosse Familie bilden, das zeigte sich bald darnach an jenem düsteren Decemberabend (8. December 1881), an welchem die Brandröthe des nächtlichen Himmels den Untergang des Ringtheaters verkündete. Mitten in die Stätte des Frohsinns und der Freude, mitten in die festtägliche Stimmung jener Hunderte von Menschen, die nicht ahnten, dass nur ein dünner Vorhang Leben und Tod von einander trenne, trat

das Verhängniss in jener furchtbaren Grösse, wie sie nur die antike Tragödie kennt. In den züngelnden Flammen des riesigen Brandopfers, welches Hekatomben von Menschenleben verschlang, trieben die »Erzählungen Hoffmann's« ihren unheimlichen Geisterspuk, während der Chor der Verröchelnden ein Klagelied anstimmte, wie es keine dichterische Phantasie so grausig zu ersinnen vermöchte. Ganz Wien war mit einem Male ein Trauerhaus. So mächtig war die Nachwirkung des Ereignisses, dass am folgenden Tage Abgeordnetenhaus und Gemeinderath ihre Sitzungen aufhoben, nachdem dort der Präsident, hier der Bürgermeister in bewegten Worten der herrschenden Stimmung Ausdruck gegeben hatten.

Doch in all den Jammer, mit welchem weinende Gestalten die Reihen der aus dem Brande geborgenen Todten durcheilten, Kinder nach ihren Eltern, Eltern nach ihren Kindern forschten, fiel wie ein Lichtstrahl von oben auch diesmal jene theilnehmende Liebe, welche stärker ist als der Tod und jene Mildthätigkeit, die dem beispiellosen Unglücke den Sieg streitig zu machen suchte. Vor Allem aber durften auch in dieser Unglücksstunde die Wiener ihre Blicke vertrauensvoll auf den Monarchen richten, der gleich seinem ganzen Hause durch die eingetretene Katastrophe auf das tiefste erschüttert ward. Der greise Erzherzog Albrecht und sein Bruder Erzherzog Wilhelm waren sofort nach dem Ausbruche des Brandes auf die Unglücksstätte geeilt, wo sie lange verweilten und den innigsten Antheil an allen Vorgängen bekundeten. Der Kaiser und die Kaiserin, sowie das Kronprinzenpaar bezeugten die tiefste Trauer über das namenlose Unglück und suchten mit vollen Händen die augenblickliche Noth, welche in Folge der Katastrophe über so manche Hinterbliebene hereinbrach, zu lindern. Dem Requiem in der Stefanskirche (12. December) wohnten der Kronprinz und alle Erzherzoge bei. Das Kronprinzenpaar schmückte in den folgenden Jahren an dem düsteren Gedächtnisstage den Grabhügel des Centralfriedhofes, der die Opfer der Decembergefallenen birgt, mit einem herrlichen Kranze, Erzherzogin Valerie erbat sich als nächstes Weihnachtsgeschenk die Erlaubniss, eines der in Folge der Katastrophe verwaisten Kinder erziehen lassen zu dürfen, und die Königin von Spanien, eine österreichische Prinzessin, veranstaltete eine Wohlthätigkeits-Akademie zu Gunsten der, wie sie bemerkte, ihrem Herzen stets so theuer gebliebenen Kaiserstadt. Vor Allem aber stiftete der Kaiser, um seiner Theilnahme an dem Ereignisse dauernden Ausdruck zu geben, aus Privatmitteln das Sühnhaus, in dessen Capelle

alljährlich am 8. December ein Trauergottesdienst abgehalten werden und dessen Erträgniss für immerwährende Zeiten Wiens Wohlthätigkeits-Vereinen und Anstalten zufliessen sollte. Um der Wiederkehr eines ähnlichen Unglückes für die Zukunft möglichst zu begegnen, besuchte der Kaiser persönlich die Theater Wiens und ordnete selbst die entsprechenden Sicherheits-Vorkehrungen an und so wie auch sonst zuweilen augenblickliches Unheil zum Quell späteren Segens wird, so gab auch in diesem Falle bittere Erfahrung edlen Menschenfreunden den Anlass, durch die Gründung der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft den unglücklichen Opfern des Ringtheater-Brandes noch ein zweites Denkmal der Sühne zu setzen.

Die furchtbare Katastrophe hatte ein nicht minder furchtbares Aufschäumen der öffentlichen Meinung zur Folge, die wie der rasende See nach einem Opfer verlangte. Ein solches wurde ihr durch den Wechsel im Polizei-Präsidium und durch jene Gerichtsverhandlung zu Theil, welche auch den Bürgermeister auf der Anklagebank sah. Zwar zog der Staatsanwalt die Anklage gegen ihn zurück und Newald kehrte mit ungekränkter Ehre ins Leben zurück. Doch nicht mehr ins öffentliche; er hatte bereits zuvor seine Würde niedergelegt. Zu seinem Nachfolger wurde Eduard Uhl gewählt (9. Februar 1882), der noch heute die Ehre, aber auch die Last dieses Amtes auf seinen greisen Schultern trägt, da ihn erst kürzlich das Vertrauen seiner Mitbürger zum dritten Male auf den ersten Schöppenstuhl unserer Stadt berief.

Mit der Vollendung der letzten grossen Werke trat in der Entwickelung Wiens zunächst, wenn nicht ein Stillstand, so doch ein Ruhepunkt ein, der unwillkürlich zu retrospectiven Betrachtungen einlud und den Anlass zu jenen historischen Festen gab, welche die Jahre 1880—1883 charakterisiren. Denn wie im Leben des Einzelnen, so gibt es auch Augenblicke im Leben der Völker, in denen sich der Blick auf die Vergangenheit richtet, um sich über den bereits zurückgelegten Weg zu orientiren und aus der Betrachtung siegreich überwundener Hindernisse und glücklich bestandener Gefahren Muth und Kraft zu neuem Vordringen zu schöpfen. Ein solcher Augenblick des Völkerlebens war das Jahr 1880, in welchem sich mit unwiderstehlicher Macht neben der Erinnerung an die vor einem Jahrhundert verstorbene unvergessliche Kaiserin auch das Andenken an ihren volksthümlichen Sohn Joseph II. von neuem belebte.

Frühzeitig schon, gleich seinem Reiterstandbilde, von der edlen Patina reicher Legendenbildung umwoben, hat Joseph II. mit

all den Lieblingen der Volkssage den Zug gemein, dass er inmitten alles Wechsels der Zeiten und Ziele stets als das Symbol des Fortschrittes auf dem Gebiete des staatlichen, materiellen und geistigen Lebens, als stiller Mitstreiter der deutsch-österreichischen Bestrebungen galt. Daher feierte man, wie in allen deutschen Städten des Reiches, in der Reichshauptstadt die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem einst Joseph II. die Alleinherrschaft antrat, in überschwenglicher Weise. Dem Fackelzuge gleich, den am 28. November die akademische Jugend Wiens veranstaltete und der sich wie ein feuriger Strom über die Ringstrasse nach dem Josephsplatze ergoss, loderte die Begeisterung des Volkes empor. Eine freiwillige Illumination feierte den lichtfreundlichen Kaiser; hunderte von Kränzen wurden zu Füssen des »Schätzers der Menschheit« niedergelegt, der seine Hand segnend über Oesterreich breitet, und die Vertreter der Reichshauptstadt stiegen (30. November) in das Gruftgewölbe der Kapuzinerkirche hinab, um den Sarg des Prometheus im Kaisergewande mit Blumen zu schmücken. Unter den zahlreichen Festreden aber, die an jenem Tage gehalten wurden, ragte vor Allem die Ansprache des Bürgermeisters von Wien hervor, der in ausserordentlicher Sitzung des Gemeinderathes die Regententugenden des willensstarken Kaisers pries, welcher die Gestaltung eines in Recht und Gesetz geeinigten, durch das gemeinsame Band deutscher Cultur und Sprache umschlungenen mächtigen Oesterreich und durch eine erleuchtete Gesetzgebung und Verwaltung die Begründung des Glückes seiner Völker angestrebt habe.

Von Joseph II. schweifte ein Jahr darnach der Blick über die lange Reihe ruhmreicher Vorfahren bis zu dem Ahnherrn des Hauses Habsburg zurück. Waren doch im December 1882 gerade sechshundert Jahre verflossen, seitdem der römische König Rudolf seine Söhne mit den österreichischen Ländern belehnte und dadurch den Grund legte zur heutigen habsburgischen Monarchie. Dynastische Erinnerungen sind auch Erinnerungen des Volkes; nirgends mehr als in Oesterreich, dessen historische Entwickelung mit dem Bestande und dem Gedeihen des Herrscherhauses innig verknüpft ist. Darum wurde auch in Wien die Erinnerung an jenen Augsburger Fürstentag, »der zuerst ein heilig Band um Fürst und Volk« gewoben hatte, wenn auch nicht mit äusserem Prunk, so doch in weihevoller Stimmung begangen. Nach dem feierlichen Hochamte im Stefansdome, dessen Pforte sich schon über Rudolf von Habsburg wie heute über dessen späten Enkel gewölbt, fand in der altehrwürdigen Hofburg, deren

epheuumsponnene Mauern gleichfalls bereits den Ahnherrn des Kaiserhauses beherbergt hatten, der Empfang der Festdeputationen statt, darunter jener des Gemeinderathes, der zur Erinnerung an diesen Tag eine Medaille prägen liess. Mittags fand eine feierliche Sitzung des Gemeinderathes statt, in der Bürgermeister Eduard Uhl in beredten Worten die Bedeutung der Feier erörterte. Auch die historischen Vereine Wiens stifteten eine Medaille und veröffentlichten eine Festschrift, welche in würdiger Ausstattung die älteste Geschichte des Regentenhauses behandelte. Vor Allem aber flossen auch an diesem Tage den Armen Wiens reichliche Spenden zu, unter denen hier besonders die Rothschild-Stiftung zur Gründung des Asyls für verwahrloste und verlassene Kinder zu nennen ist.

Das folgende Jahr (1883) brachte ein Fest, welches zwar von einer localen Erinnerung ausging aber zugleich ein Ereigniss von dynastischer Bedeutung und weltgeschichtlicher Grösse betraf. Vor zweihundert Jahren hatten sich an den Mauern Wiens die Wogen des Islams zum zweiten und letzten Male gebrochen. Ein zweiter Karl Martell hatte Karl von Lothringen durch die grosse Befreiungsschlacht gegen die Ungläubigen die künftige Grösse seines Hauses begründet; wie das gesammte Abendland, so hatte er insbesondere Oesterreich — dies neue Austrasien — vor dem Untergange bewahrt, da sich mit der geretteten Stadt auch der gerettete Staat von neuem erhob. Neben den hehren Erinnerungen aber an die Gründung der Dynastie und des Staates waren auch die Eintracht und die Todesverachtung, mit der einst die Bürger Wiens als Vorkämpfer höherer Cultur gegen die Barbarei des Ostens gestritten, des Andenkens der Nachwelt werth und konnten dieser als nachahmungswürdiges Beispiel dienen.

Die Pietät Wiens brachte diesen grossen Erinnerungen mancherlei Huldigungen dar. Zwei Denkmäler sollten denselben errichtet werden, das eine im Stefansdom unter dem Thurm, von dem aus einst Rüdiger von Starhemberg sorgenvoll in die Ferne gespäht, das andere zu Ehren des Stadtoberhauptes von 1683 auf der Löwelbastei, der damals der Hauptangriff der Türken gegolten hatte. Ein »Liebenberg«-Verein wurde gegründet, der sich die Pflege der Erinnerung an alle jene Momente zur Aufgabe setzte, welche seit jeher als vorleuchtende Beispiele österreichischen Bürgersinns gegolten hatten. Auch wurde die Errichtung eines Parkes auf jener Türkenschanze angeregt, auf der sich jetzt als eine weithin sichtbare, doch nicht dem Kampfe, sondern dem Dienste der Wissenschaft gewidmete Warte, die neue Sternwarte, erhebt.

Vor Allem aber sollte die Eröffnung des neuen Rathhauses die Bedeutung jenes Ereignisses für das Emporblühen und die Entwickelung Wiens zum Ausdrucke bringen. Schon am 21. October 1882 hatte als eine Art Vorfeier das Fest der Thurmgleiche stattgefunden. Durch den genialen Erbauer des Rathhauses wurde an diesem Tage der eiserne Bannerträger auf der Spitze des Thurmes befestigt. Dabei brachte er drei Toaste, den ersten auf den Kaiser, den zweiten auf Oesterreich, den dritten auf Wien aus und warf jedesmal das geleerte Glas in weitem Bogen in den grossen Hof des Gebäudes, während von unten herauf zuerst die Volkshymne, dann die Melodie: »O du mein Oesterreich« und endlich der Strauss'sche Donauwalzer erklang. Zuletzt wendete sich Altmeister Schmidt zu dem Standartenträger und ermahnte diesen »Mann von Erz und Eisen«, als treuer Wächter der Stadt über ihr die Augen offen und alles Uebel von ihr ferne zu halten. »Durch deinen ehernen Leib,« sagte er, »werden die Blitze zucken, Stürme werden dich umtosen, aber sie werden deine Gestalt nicht wankend machen. Denn du bist an die Erde gefesselt. So möge auch die Treue der Bürger unwandelbar festhalten an der Scholle, auf der sie stehen und aus der sie ihre Kraft schöpfen. Neid und Bosheit werden von dir ferngehalten sein und wenn die Gegenwart würdig ist der Vergangenheit, so wird die Zukunft würdig sein der Gegenwart.«

Die Schlusssteinlegung des Rathhauses fand im folgenden Jahre (1883) statt; sie bildete zugleich den Abschluss der aus Anlass der Säcularfeier veranstalteten Festlichkeiten.

Der erste Tag der Feier (10. September) wurde mit einem in der Schottenkirche abgehaltenen Gottesdienste für die Kämpfer des Jahres 1683 begangen, nach welchem der Bürgermeister von Wien einen Lorbeerkranz auf den Sarg des in der Gruft unter dem Hochaltar ruhenden Grafen Rüdiger Starhemberg niederlegte. Der zweite Tag galt dem Besuche des Kahlenberges, auf dem einst Marco Aviano die Waffen der Befreier gesegnet hatte und von wo das Zeichen zum Angriff auf die Türken gegeben worden war. Nach der Festmesse in der Josefskirche fand die Enthüllung einer Gedenktafel in Gegenwart des Urenkels Starhemberg's und der beiden Urenkel Liebenberg's statt. Bei dem Volksfeste im Prater, das den Festtag beschloss, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, das vom Kahlenberge aus durch das Aufsteigen von Raketen erwidert wurde, wie ein solcher Wechsel von Feuersignalen in der Nacht vor dem Entsatze der Stadt einst erfolgt war.

Den dritten Tag (12. September) eröffnete ein solennes Dankamt für den einst an diesem Tage erfolgten Entsatz Wiens. Der Kaiser, alle Erzherzoge, alle Hof- und Staatswürdenträger wohnten der Festmesse im alten Stefansdome, diesem ehrwürdigen Zeugen der Befreiungsschlacht, bei. Der Bürgermeister und dessen beide Stellvertreter trugen zum ersten Male jene goldenen Ehrenketten, welche zum Andenken an die Feier eine Anzahl von Wiener Patriciern hatte anfertigen lassen. Sodann ging es nach dem neuen Rathhause, das sich wie ein Gedicht von Stein inmitten anderer Stätten des Friedens auf jenem Zauberhaufen erhebt, auf welchem einst die Bürger Wiens wetteifernd an Tapferkeit mit der Besatzung für Kaiser und Reich ausgeharrt hatten. Es war eine überaus glänzende Gesellschaft, die sich in den weiten Räumen des grossen Festsaales versammelte, wo der letzte Stein dem gewaltigen Bau eingefügt werden sollte. Die Träger der stolzesten Namen, die Männer des Staates und der Kirche, der Armee und der Wissenschaft, die Zierden des Bürgerstandes hatten sich eingefunden, um den Kaiser zu empfangen, der, umgeben von einer Schaar von Erzherzogen, erschien. Der Bürgermeister begrüsste den Monarchen mit einer Ansprache, welche Gegenwart und Vergangenheit berührte. Er sprach von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der Völker, die seit jenem entscheidenden Wendepunkte der Geschichte unter der weisen Fürsorge der Fürsten des Hauses Habsburg-Lothringen zu einem mächtigen Oesterreich erwachsen seien und von Wien, das seiner Mission getreu die Vormauer deutschen Geistes und deutscher Cultur, der Mittelpunkt des staatlichen Lebens geworden sei. Er deutete auf das neue Rathhaus hin, das sich durch die Opferwilligkeit der Bürger und die gewaltige Schaffenskraft vaterländischer Kunst in mächtigen Formen und in reicher Pracht als bleibendes Denkmal jenes Gemeinwesens erhebe, das unter dem mächtigen Schutz des Monarchen den freiheitlichen Institutionen seine Entwickelung und seine Blüthe danke und schloss mit dem Gelübde angestammter Treue zu dem Allerhöchsten Herrscherhause und zu dem gesammten Vaterlande, in dem, unerschütterlich wie die Grundfesten des vollendeten Baues, Wiens Bürger immerdar verharren würden.

»Als vor zehn Jahren,« so lautete die Antwort des Kaisers, »die Grundsteinlegung dieses Baues vollzogen wurde, habe Ich vertrauensvoll die Hoffnung ausgesprochen, dass die göttliche Vorsehung dem Baue einen gedeihlichen Fortschritt und der gesammten Bevölkerung Meiner Residenzstadt Wien ihren Schutz und Segen

gewähren möge. Heute sehen wir dankerfüllten Herzens diesen Bau vollendet und ein prächtiges Denkmal vaterländischer Kunst, ein bleibendes beredtes Zeugniss der Opferwilligkeit und des Gemeinsinnes der Wiener Bürgerschaft, das bis in die spätesten Zeiten ihr zur Ehre und dem Vaterlande zum Ruhme gereichen wird. Die Erinnerung an die Tage schwerer Bedrängniss, welche vor zwei Jahrhunderten über die Stadt gekommen war und an den glänzenden Sieg, der die Trübsal beendete, erhöht die Feier des heutigen Tages. Möge der Friede, den damals die Beharrlichkeit und der Heldenmuth der Wiener Bürger im Vereine mit thatkräftigen und treuen Bundesgenossen mit Gottes Hilfe errungen hat, auch fortan über dieser Stätte walten und in dem Gebiete dieser Stadt nur der friedliche Wettkampf aller wahren Bürgertugenden, der Kunst, Wissenschaften und Gewerbe ihren Schauplatz finden. Mit innigem Wohlgefallen nehme Ich Ihre erneuerte Versicherung der angestammten Treue zu Meinem Hause und zu dem gesammten Vaterlande entgegen; denn so tief gewurzelt und unerschütterlich wie diese ist auch Mein Vertrauen auf dieselbe und Meine Liebe zu Meiner und Meiner Väter Residenzstadt. Pflegen Sie fortan im neuen, nun vollendeten Gebäude mit wahrer Sorgfalt und echtem Bürgersinn die Ihnen anvertrauten Interessen dieser Stadt und aller ihrer Bewohner, pflegen Sie dieselben in dem regen Bewusstsein, dass die freie und glückliche Entwickelung jedes Gemeinwesens dem Wohle und der Macht des ganzen Vaterlandes zugute kommt und ebenso alle Regungen des Gesammtstaates den lautesten Widerhall in der grossen städtischen Verwaltung finden, für welche hier eine so glänzende Stätte errichtet ist und in deren Gebiete jeder Bürger Oesterreichs eine heimatliche Aufnahme zu finden gewohnt ist. Seien Sie überzeugt, dass dem Emporblühen und Gedeihen der Stadt Wien Meine wärmste väterliche Fürsorge gewidmet bleibt und Ich mit freudig bewegtem Herzen die Schlusssteinlegung an diesem Gebäude vollziehe, als ein Zeichen der Gewähr und Bürgschaft der sicheren und dauernden Wohlfahrt Meiner treuen und geliebten Wiener Bürgerschaft.«

So überwältigend war der Eindruck dieser Worte, dass aller Etikette zum Trotz die Versammlung den Kaiser in seiner Rede wiederholt durch stürmische Hochrufe unterbrach. Und dieser Jubel erhob sich von neuem, als der Kaiser hinaus auf die grosse Loggia trat und die Huldigung der vor dem Rathhause aufgestellten Vereine und Genossenschaften entgegennahm.

Abends fand ein Bankett statt, dem die Anwesenheit der Deputationen österreichischer und ausländischer Städte den Charakter eines Bürgerfestes verlieh und bei welchem der Sindaco von Rom, Herzog von Torlonia, mit einem Trinkspruche auf Wien zündende Wirkung hervorbrachte, indem er die Helden der grossen Befreiungsschlacht Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen als Namensträger jener beiden Geschlechter bezeichnete, die ihre steinernen Grundvesten in der Liebe ihrer Völker besässen.

Mit der Doppelfeier, die durch die Herausgabe prachtvoll ausgestatteter Festschriften und durch die Ausprägung zweier Medaillen verewigt wurde, war eine historische Ausstellung verbunden, die alle noch vorhandenen, auf die Belagerung, Vertheidigung und Befreiung Wiens bezüglichen Denkmale in um so grösserer Vollständigkeit umfasste, als das Unternehmen in den weitesten Kreisen Anklang und fast von allen Seiten thatkräftige Unterstützung fand. Den übrigen Ausstellungen dieses Jahres — der internationalen Kunstausstellung, die man als eine »kunstpolitische Begebenheit ersten Ranges« bezeichnete und der internationalen Ausstellung der graphischen Künste — trat sie als nicht unebenbürtige Rivalin zur Seite.

Eine gefährliche Nebenbuhlerin wurde dieser historischen nur jene naturwissenschaftliche Ausstellung der Rotunde, die dem elektrischen Funken galt. In der französischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung war von H. Fontaine vor dem Kaiser zuerst jenes Experiment der elektrischen Kraftübertragung vorgeführt worden, welches seither die Runde durch die Welt gemacht und überall — namentlich auf den Ausstellungen zu Paris und München — das grösste Aufsehen erregt hatte. Diese Idee weiter zu verfolgen, war einer der Hauptzwecke der elektrischen Ausstellung in Wien, auf der zugleich die jüngsten Entdeckungen der Telegraphie und Telephonie, der Elektro-Metallurgie und der Beleuchtung zu mächtiger Entfaltung gelangten. Den höchsten Glanz aber verlieh dieser Ausstellung der Umstand, dass der Kronprinz das Protectorat derselben übernahm und bei dieser Gelegenheit zum ersten Male als Förderer eines grossen Werkes der Naturforschung hervortrat, nachdem er bereits zuvor durch geistvolle Reiseskizzen als feinfühliger Freund und Beobachter der Natur die Augen der Welt auf sich gelenkt hatte.

Und fürwahr! Unter günstigeren Auspicien hätte die Wiener elektrische Ausstellung nicht eröffnet werden können, als dies durch die Rede geschah, mit welcher der Erzherzog-Protector die Begrüssungsansprache des Präsidenten der Ausstellungs-Commission

erwiderte: »Nicht dem Momente blüht der Erfolg; die Zukunft ist eine grosse!« sagte der Kronprinz. Und als er sodann leuchtenden Auges und mit begeisterten Worten den Ruhm Wiens, »unserer« Vaterstadt pries, als er darauf hinwies, dass Preschel's Zündhölzchen, welches das alte, der Steinzeit würdige Feuerzeug für immer verdrängte, eine Wiener Erfindung gewesen sei, dass die Stearinkerze von Wien aus ihren Weg durch die ganze Welt gemacht habe, ja dass selbst die Gasbeleuchtung der Strassen, diese grosse Umwälzung im städtischen Leben, von dem Mährer Zimmer in Wien ausgedacht und erst dann in England durchgeführt worden sei, und als er mit den geflügelten Worten schloss: »Ein Meer von Licht strahle aus dieser Stadt und neuer Fortschritt gehe aus ihr hervor!« da lief ein elektrischer Strom der Begeisterung durch die Menge und laute Hochrufe tönten von allen Seiten dem erlauchten Sprecher entgegen.

Die Ausstellung selbst übertraf in ihrem Erfolge alle Erwartungen. Die imposante Kundgebung der neuen Kraft, diese Vorbotin des bevorstehenden Umschwunges auf dem Gebiete der industriellen Technik, übte eine magnetische Anziehungskraft auf die Menge aus und als zuletzt die tausend und tausend Lichter und Lampen wieder erloschen, da konnte der Kronprinz den Epilog, in welchem er (3. November) als erlauchter Ritter vom Geiste den geistigen Adel priess, mit den Worten: »Wir haben ein gutes Werk gethan!« schliessen.

Wenn übrigens irgend etwas geeignet war, die Popularität des allverehrten Kaisersohnes zu erhöhen, so war es der Umstand, dass ihm gerade in den Ausstellungstagen — am 2. September — die Kronprinzessin, seine hohe Gemalin, zum ersten Male Vaterfreuden beschied. Nicht schöner meinte man die Geburt der Erzherzogin Elisabeth begehen zu können, als dadurch, dass man der verlassenen Jugend gedachte. Dem durch die früher erwähnte Rothschild'sche Spende erst sichergestellten, unter dem Protectorate der Stadt Wien stehenden »Kaiser Franz Joseph-Kinderasyl« widmete der Kaiser durch die Schenkung des an der Erlaf gelegenen Schlosses Weinzierl — des einstigen Sommeraufenthaltes Kaiser Franz I. — ein ebenso prächtiges als zweckmässiges Heim und als Beitrag zu den Erhaltungskosten einen Antheil an dem Erträgnisse des Stiftungshauses auf dem Schottenringe. Der Gemeinderath der Stadt Wien votirte eine namhafte Summe als Gründungsfond für ein den Namen der Kronprinzessin tragendes Asyl zur Erhaltung und Pflege schwachsinniger Kinder.

Am 14. October überbrachte der Bürgermeister zu Laxenburg dem Kronprinzenpaar die Segenswünsche unserer Stadt und überreichte zugleich der Kronprinzessin zum Andenken an das beglückende Ereigniss im Namen Wiens ein kostbares Armband. Der Kronprinz dankte für die vielen Beweise der Anhänglichkeit, welche Wien dem Kaiserhause bei jedem Anlasse bethätige und fügte zum Schlusse hinzu: »Ich schätze und liebe Wien; denn Wien ist meine Vaterstadt; mein Herz und mein Sinn ist mit ihr verbunden und so wird es immer sein.« Der erste öffentliche Besuch der Kronprinzessin nach ihrer Genesung galt der Stadt Wien. Am 17. October fand sich der Kronprinz mit seiner hohen Gemalin in der historischen Ausstellung ein. Abends war die Rotunde der Schauplatz herzlicher Huldigungen, welche das nach Tausenden zählende Publicum der Kronprinzessin darbrachte, als dieselbe am Arme ihres Gemals auf der Plattform des österreichischen Pavillons erschien und sichtlich überrascht die irdische Sternenpracht anstaunte, die sich vor ihren Augen entfaltete.

So wie die elektrische, so erfreuten sich auch die im folgenden Jahre abgehaltene ornithologische und die im Jahre 1887 veranstaltete hygienische Ausstellung des Schutzes des Kronprinzen, der das Protectorat des ornithologischen und jenes des hygienischen Congresses übernahm. Auf beiden Congressen sah sich der Kronprinz von einem Kreise berühmter Forscher und Fachmänner umgeben; beiden brachte er selbst die regste Theilnahme entgegen. Hatte er bei der Eröffnung der einen dieser Versammlungen, welche der Ornithologie, seinem Lieblingsfache, galt, den unter dem Zeichen wahrer, weil wissenschaftlich begründeter Aufklärung siegreich vordringenden Naturwissenschaften eine begeisterte und begeisternde Huldigung dargebracht, so war auch der Ausspruch des erlauchten Protectors auf dem der Gesundheitspflege gewidmeten Congresse: »Das kostbarste Capital der Staaten und der Gesellschaft ist der Mensch«, eine befreiende That.

Am 20. Juni 1885 fand die Schlusssitzung des Gemeinderathes im alten Rathhause statt, das durch sechs Jahrhunderte die Kleinodien des Bürgerthums, seine Rechte und Freiheiten, die Grundlagen seiner Kraft und seines Wohlstandes behütet hatte. Nicht ohne einen halb stolzen, halb wehmüthigen Rückblick auf die Vergangenheit Wiens verliess man das Haus, dessen Räume einen Schatz historischer Erinnerungen in sich bergen. Mit einem Hoch auf den Kaiser schloss die letzte Sitzung im alten, mit einem Hoch auf den-

selben begann die erste Sitzung im neuen Rathhause. Am 23. Juni wurden die Laren Wiens aus der alten in ihre neue Heimstätte übertragen. Mit Segenswünschen für die gedeihliche Zukunft des ihrer Leitung anvertrauten Gemeinwesens betraten die Väter der Stadt das neue Haus, fest entschlossen, auch in diesen herrlichen Räumen, deren Eingang die Allegorien der Gerechtigkeit und Stärke bewachen, jenen schlichten Bürgersinn, jene selbstverleugnende Thatkraft und Hingebung zu üben und jenen Hort deutscher Bildung, deutscher Kunst und deutschen Fleisses treu zu behüten, dessen Sitz bisher das schmucklose Haus in der Wipplingerstrasse gewesen war. Der Tag schloss mit einem heiteren Frühmahle, bei dem Meister Schmidt nach altdeutschem Brauche den Bausegen über diese Versteinerung seiner genialen Gedankenwelt sprach. Zwei Jahre darnach fand in den ausgedehnten Räumen des herrlichen Wunderbaues das sogenannte Liebenbergfest statt (25. Mai 1887), das die Wiener Bürgerschaft zum Andenken eines seiner verdienstvollsten Häupter veranstaltete und bei dem sie die Ehre genoss, den Kronprinzen in ihrer Mitte begrüssen zu können, der erst kürzlich den Wienern einen neuen Beweis herzlichen Wohlwollens geliefert hatte.

Der erlauchte Ehrendoctor der Wiener Universität hatte aus eigener Initiative den Plan eines wissenschaftlichen und künstlerischen Werkes entworfen, welches das Land und die Völker Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild, ihre Eigenart, ihr Schaffen und Können, ihre Zusammengehörigkeit und die einigenden Bande der Monarchie zum Inhalte haben sollte. Jedes Volk sollte in diesem Werke sich selbst, durch seine Schriftsteller und seine Künstler schildern, das geistige Leben jeder Nation das Beste aus sich selbst zu diesem Volksbuche im wahrsten Sinne des Wortes liefern. Was aber dieses an und für sich grossartige Unternehmen zur Bedeutung einer politischen Thatsache erhob, war der Umstand, dass der Kronprinz selbst das von seinem kaiserlichen Vater genehmigte Programm entwarf, sich selbst an die Spitze einer geistigen Truppe stellte, die sich aus allen Ländern und allen Waffengattungen der Literatur und Kunst recrutirte, und indem er zugleich selbst zur Feder griff, nicht nur Anderen das rühmlichste Beispiel gab, sondern auch mit der Entstehung des Werkes eine Fülle von Einblicken in den Staat und die Bevölkerung desselben gewann. Es war daher ein stiller Festtag für Wien, als das zweite Heft des genannten Werkes (15. December 1885) erschien, in welchem der Kaisersohn sich mit der schwärmerischen Liebe des geborenen Wiener Kindes zu einer

begeisterten Schilderung »des gottgesegneten Stückes Erde« erhob, das er als »unser Wien«, als »unsere herrliche Vaterstadt« und dessen Entwicklung er als ein »Stück Weltgeschichte« bezeichnete.

So spiegelt sich in dem hohen Sohne der hohe Vater ab, dessen vierzigjähriges thaten- und erfolgreiches Herrscherleben Vergangenheit und Zukunft in einem ebenso erinnerungsreichen als verheissungsvollen Bilde umrahmt. Was einst die Sehnsucht unserer Väter, die Hoffnung unserer eigenen Jugend gewesen ist, das hat sich in diesem, ausschliesslich dem Wohle der Völker gewidmeten Herrscherleben erfüllt. »Das Bedürfniss und den hohen Werth freier und zeitgemässer Institutionen aus eigener Ueberzeugung kennend,« so hatte einst der Monarch vom Throne herab gesprochen, »betreten wir mit Zuversicht die Bahn, welche uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Monarchie führen soll; auf der Grundlage wahrer Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker, Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen in alter Grösse, aber mit verjüngter Kraft, ein unerschütterlicher Bau in den Stürmen der Zeit, ein geräumiges Wohnhaus für die Stämme verschiedener Zunge, welche unter dem Scepter der Väter ein brüderliches Band für Jahrhunderte umfangen hält.« Dies Kaiserwort, bei dem Antritte der Regierung gesprochen, wir sehen es an der Schwelle des vierzigsten Regierungsjahres getreulich eingelöst.

Denn am 2. December 1888 werden vierzig Jahre verflossen sein, seitdem Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und Herr den Thron seiner Väter bestieg. Indem man in allen Theilen des Reiches dies Jubeljahr nicht mit rauschenden Ovationen, sondern mit wohlthätigen Widmungen, Stiftungen und Spenden beging, ehrte man die Intentionen des edlen Monarchen, dessem Wunsche gemäss sich, so wie einst der fünfundzwanzigste, so auch der vierzigste Gedenktag seines Regierungsantrittes zu einem an jedem wiederkehrenden Jahrestage sich erneuernden, bis in die fernste Zukunft fortwirkenden Quell des Segens gestalten sollte. Wohl aber legten Kunst, Industrie und Gewerbe, indem sie die während jenes denkwürdigen Zeitabschnittes errungenen Fortschritte zur Anschauung brachten, einen strahlenden Kranz von Huldigungen auf das Haupt des geliebten Kaisers nieder.

Künstlerhaus und Rotunde öffneten sich: das Künstlerhaus (3. März), um inmitten der internationalen Ausstellung, dieser Ver-

einigung auserlesener Kunstwerke aus allen Theilen Europas die Schöpfungen jener österreichischen Kunst, welche die Regierung unseres Kaisers zu neuem Leben erweckt hat, erst recht und voll zur Geltung zu bringen; die Rotunde (14. Mai), um in der von dem niederösterreichischen Gewerbeverein veranstalteten Ausstellung von dem ungeahnten Fortschritte Zeugniss zu geben, welcher sich auf dem Gebiete gewerblicher Thätigkeit unter dem kräftigen Schutze des bürgerfreundlichen Kaisers und unter dem fördernden Einflusse des Fachschulwesens durch das harmonische Zusammenwirken von Kunstgewerbe, Grossindustrie und Kleingewerbe innerhalb der letzten vierzig Jahre vollzogen hat. Wohl war dies »Fest der Arbeit«, welches der Kaiser persönlich eröffnete und durch wiederholte Besuche seiner herzlichen Theilnahme würdigte, blos eine Ausstellung Niederösterreichs und der Stadt Wien, deren bauliche Entwickelung während der letzten vierzig Jahre in dem wirksamen Contraste von Einst und Jetzt die beiden Pavillons der Commune und der Stadterweiterung vor Augen führten. Aber der Umstand, dass gerade Wien, diese »Sammellinse so vieler Cultur- und Geistesfactoren«, die Ausstellerin war, bewirkte zugleich, dass von diesem leuchtenden Brennpunkte gewerblicher Thätigkeit aus neuerdings, wie schon so oft zuvor, erwärmendes und erhellendes Licht ausstrahlte nach allen Theilen des Reiches und dass diese glänzende, unseres geliebten Kaisers würdige Ovation des gewerbefleissigen Bürgerthums sich weit über die Bedeutung eines localen Ereignisses erhob.

Brachte auf diese Art die Freude an der Gegenwart und deren Erfolgen reichliche Huldigungen zu Füssen des Thrones dar, so galt den stolzesten Erinnerungen Oesterreichs jenes Fest, durch welches der Kaiser selbst in tiefsinniger Weise während seines vierzigsten Regierungsjahres das Andenken an die vierzigjährige Regierung seiner glorreichen Ahnfrau Maria Theresia wachrief. An ihrem Geburtstage, am 13. Mai, wurde das von Zumbusch's Meisterhand geschaffene Standbild der unvergesslichen Kaiserin enthüllt. Als die das Denkmal bergenden Hüllen zwischen den hochragenden Masten sanken und von dem goldenen Lichte der Frühlingssonne umwoben die Gestalt der Kaiserin sichtbar wurde, das Scepter mit der Linken auf die pragmatische Sanction gestützt, die Rechte wie zum Grusse erhoben, während zu Füssen des Thrones, auf dem sie ruht, die Feldherren und Staatsmänner, die Gelehrten und Künstler sich zeigten, deren Zeitalter die unvergleichliche Frau den Namen gab, da ging durch die Versammlung der Festgäste eine tiefe Be-

wegung und die Blicke, die soeben noch auf dem schöngeformten, von Glück und Hoheit strahlenden Antlitze der grossen Fürstin geruht, wandten sich alsbald dem würdigsten Enkel derselben zu, dem sie an Weisheit, Beharrlichkeit, Gerechtigkeit und Milde ein leuchtendes Vorbild ist und der heute, umgeben von den Mitgliedern seines erlauchten Hauses, von den Ersten des Reiches und von den Nachkommen jener Männer, die einst seiner herrlichen Ahnfrau mit Rath und That zur Seite gestanden, die Ehrenschuld Oesterreichs und seines Geschlechtes abtrug. Wohl war der Maria Theresiatag vor Allem ein Fest der Armee, zumal jener Regimenter, welche dem durch die Feier veranlassten Armeebefehle gemäss fortan und auf immerwährende Zeiten die Namen der hervorragendsten Heerführer Oesterreichs führen sollten und auch das den Tag beschliessende Théâtre paré im Opernhause klang in ein farbenprächtiges militärisches Festspiel aus. Aber dass die grosse Kaiserin auch bei dem Volke noch unvergessen ist, dem dieselbe mit Recht als Sinnbild österreichischen Staatsbewusstseins gilt, zeigte sich in der gehobenen Stimmung, mit der an diesem Tage Tausende und aber Tausende das enthüllte Denkmal umwogten, sowie in dem feinen Verständnisse, mit dem die zahlreichen Besucher der Maria Theresia-Ausstellung (im österreichischen Museum) und der Affiliirten derselben, der numismatischen Ausstellung (im Ständehause) die Wiedererweckung eines dahingegangenen edlen Herrscherlebens genossen.

Lockte der Frühling die schönsten Blüthen der Kunst und des Gewerbefleisses ans Licht, um den Lebenspfad des allverehrten Kaisers zu schmücken, so nahmen die niederösterreichischen Schützen den Herbst auf's Korn. Am 2. September setzte sich vom Rathhause aus der Festzug derselben über die Ringstrasse nach der Hofburg in Bewegung, wo für den durch ernste Pflicht von Wien ferne gehaltenen Kaiser der Kronprinz die dem obersten Schützen des Reiches zugedachte Huldigung freundlich entgegennahm.

Im Frühling, bei der Eröffnung der Maria Theresia-Ausstellung, tönte dem Kaiser aus dem Munde des Grafen Edmund Zichy der historische Zuruf: »Moriamur pro rege nostro« entgegen; im Herbste — bei dem Schützenbankett — war es der Bürgermeister von Wien, der den Wahlspruch der Schützen: »Mit Herz und Hand für Kaiser und Vaterland!« als Parole des schönen patriotischen Festes ausgab. Und mit Recht! Denn in unserem Herrscherhause vererbt sich ein Nibelungenschatz treuer Völkerliebe von Geschlecht zu Geschlecht. Nicht blutige Schlachten haben den Schatz erstritten, nicht eitle

Prunksucht hat ihn gesammelt, nicht schnöde Habsucht hat ihn gehoben; gar manche seiner Perlen hat zuerst in dem Auge eines Fürsten geglänzt, gar mancher Edelstein hat sich aus der Thräne des Dankes geformt und manch goldenes Herrscherwort ist zu einem Reife von unschätzbarem Werthe geworden. Ueber diesen unermesslichen Hort verfügt unser geliebter Monarch, auf den sein Oesterreich stolz ist, in dankbarer Vergeltung des Kaiserwortes: »Ich bin stolz auf Oesterreich!«

II.

VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE

ENTWICKELUNG

VON

MAX WIRTH.

EINLEITUNG.

Unter allen deutschen Städten am Rhein und an der Donau, welche ihren Ursprung bis auf die Römer zurückführen, hat Wien, wo einst Marc Aurel residirte, den höchsten Aufschwung genommen. In keiner Periode des anderthalbtausendjährigen Zeitalters ihrer Geschichte aber hat die Kaiserstadt an der Donau zu rascherer Blüthe sich entfaltet, als während der nunmehr 40jährigen Regierungszeit des gegenwärtigen Monarchen. Fällt diese Regierungszeit ja auch zusammen mit einer grossartigen universellen Reformarbeit auf allen Gebieten des Staats- und Ge-

sellschaftslebens, welcher an Intensität und Mannigfaltigkeit in materiellem und geistigem Fortschritt kein anderer ähnlicher Zeitabschnitt der Geschichte an die Seite gestellt werden kann.

Erinnern wir nur daran, dass diese Periode in Oesterreich zwischen die Aufhebung der Ueberbleibsel der Leibeigenschaft — Robott — und der Einführung des Arbeiter-Versicherungs-Gesetzes fällt, so lässt sich daraus allein Umfang und Charakter des Fortschrittes ermessen, welchen mit dem ganzen Abendland auch unsere Monarchie gemacht hat, und der in concentrirtem Grade auf die Entwickelung der Metropole zurückwirken musste.

In diese Periode fällt zwar nicht die Einführung, aber die ungeheure Ausbreitung der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt über die ganze Erde, die Verbindung aller Welttheile und Meere durch den elektrischen Telegraphen, die Herstellung des Suezcanals, die Ausbildung des Telephons, eine Menge anderer wichtiger Erfindungen auf allen Gebieten der Industrie und der Wissenschaft, wovon wir nur die Spectralanalyse und die Fortschritte der Elektrotechnik, das Liebig'sche Gesetz von der Nothwendigkeit des Ersatzes der durch die Früchte dem Boden entzogenen Stoffe und die Vereinfachung der Stahlbereitung durch Bessemer und Thomas hervorheben wollen.

In dieser Zeit hat Wien nicht blos seinen Rang unter den Grossstädten behauptet, sondern sich sogar in hervorragender Weise entfaltet, so dass es in unserem Staate ein tonangebender Factor geblieben ist, trotz der Hindernisse, welche in Folge der Handelskrisis von 1873 und der seit 1867 mit dem Dualismus des Reiches begonnenen Decentralisation in den Weg traten.

Fassen wir zunächst den Hauptfactor — die Bevölkerung der Grossstadt Wien — ins Auge, so ist in dem Zeitabschnitt, mit welchem wir uns zu beschäftigen haben, in Folge allgemeiner wirthschaftlicher und politischer Ereignisse eine auf- und eine absteigende Periode, oder richtiger gesagt — eine Zeit stärkeren und eine Zeit schwächeren Wachsthums wahrzunehmen. In den Jahrzehnten vor dem deutsch-französischen Kriege bestand eine gewisse Rivalität in Hinsicht auf das Wachsthum der Volkszahl zwischen Wien und Berlin. Wien, welches den Vorsprung hatte, wurde von Berlin eingeholt und es entspann sich während eine Reihe von Zählungen ein interessanter Wetteifer zwischen den beiden deutschen Grossstädten, in welchem Berlin seit 1873 endlich einen raschen Anlauf nahm, dass es nun bei den veränderten politischen Verhältnissen wohl nicht mehr ein-

geholt werden kann. In Folge der Errichtung des neuen deutschen Reiches entstanden viele Centralbehörden in Berlin und zahlreiche Gewerbetreibende aus allen Theilen des Reiches suchten die leichtere, durch die französischen Milliarden gesteigerte Erwerbsfähigkeit und die höheren Preise der neuen Reichshauptstadt auf. Fabriken, Kunstindustrie und Handel nahmen trotz der vorübergehenden Verluste durch die Handelskrisis von 1873 grossen Aufschwung. Während um 1875 beide Grossstädte ungefähr gleichmässig die Million überschritten hatten, zählt Berlin heute schon 1,321.000 Einwohner, wogegen Wien in seinem Polizeirayon mit 32 Vororten 1,258.000 erreicht haben wird. Wien hatte eben unter der entgegengesetzten politischen Bewegung zu leiden. Während es früher in der Monarchie eine viel tonangebendere Rolle spielte, als Berlin im deutschen Reiche, dem man am Mangel an Kirchthürmen den Emporkömmling unter den Grossstädten ansieht, hat es seit dem Verluste der Lombardei und Venetiens einen Schaden erlitten, welcher durch den Gewinn Bosniens heute noch nicht aufgewogen ist, und seit der Zweitheilung der Monarchie einen Theil seines Einflusses an Budapest abgeben müssen. Letzteres hat seit 1867 von 150.000 Einwohnern auf 450.000 sich vermehrt, also wohl den grössten Aufschwung unter allen Hauptstädten des Continents genommen, auch die Nachwehen der Handelskrisis von 1873 viel schneller, als Wien überwunden, da die Errichtung des ungarischen Staatsbahnnetzes und die centralisirte Organisation desselben nach der Hauptstadt Budapest, wo auch der erste Getreideelevator des Continents errichtet wurde, reichlichere Erwerbsquellen zugeführt hat. Wien, wo die Katastrophe mit den erschütterndsten Schlägen ausgebrochen war, und welches am ärgsten und längsten unter allen im Weltverkehr stehenden Plätzen zu leiden gehabt, hat auch noch manche Erwerbsquelle durch einige nach Decentralisation strebende Kronländer eingebüsst. Wir müssen an dieser Stelle bemerken, dass auch die amtliche Statistik etwas zur scheinbaren Verkleinerung Wiens beiträgt, oder richtiger in Folge der amtlichen Anordnungen beitragen muss.

In den officiellen Volkszählungen und Berechnungen wird nämlich nur die Hauptstadt in ihrer politischen Eintheilung aufgeführt. In dieser politischen Eintheilung hatte Wien nach der Zählung von 1846 407.980 Einwohner, nach der Volkszählung von 1857 476.222, nach der Zählung von 1860 607.514, nach dem Census von 1880 704.756, nach der amtlichen Berechnung von 1886 764.206. Jene angebliche Bevölkerungszahl der Stadt Wien von 704.756 Ein-

wohnern, welche mit einem gewissen Wohlgefallen in Berliner und Budapester statistischen Berichten und Abhandlungen citirt wird, ist aber in Wirklichkeit eine Fiction. Man könnte mit demselben Rechte für die Stadt London nur die City rechnen, weil die Vorstädte unter anderen Bürgermeistern stehen. Die Stadt Wien muss, will man sie heute mit 700.000 Einwohnern haben, verstümmelt werden, Strassen mit fortlaufenden Häusern müssten durchschnitten werden, während in Berlin auch Häusergruppen zur Stadt gerechnet werden, welche nicht mittelst einer ununterbrochenen Häuserreihe mit dem Massiv der Stadt in Verbindung stehen. Wendet man aber auf Wien dasselbe Verfahren an, welches in Berlin gilt, so muss das Weichbild der Haupt- und Residenzstadt mit dem Polizeirayon zusammenfallen. Alle 32 Vororte, welche entweder in ununterbrochenen Häuserreihen oder durch, mit Fabriken, Kellereien, Magazinen und Landhäusern besetzte Strassen mit dem Massiv der Hauptstadt zusammenhängen, müssen dann zur Stadt gerechnet werden. Dann erhalten wir nach der Volkszählung von 1880 eine Gesammtbevölkerung von 704.756 + 373.888 = 1,078.644 und nach der Analogie der mittleren Volksvermehrung für das Jahr 1887 eine Einwohnerzahl von 1,258.482 Personen, welche allerdings gegen die rasche Vermehrung der Volkszahl Berlins, das gegenwärtig 1,321.000 Einwohner zählt, nunmehr definitiv zurücksteht, während der dritte Rivale, New-York, mit seinen 1,500.000 Einwohnern die beiden europäischen Hauptstädte deutscher Zunge überflügelt hat und nach der Zahl seiner deutschredenden Bewohner den dritten Rang einnimmt.

Auf der anderen Seite hat Wien von einer Reihe wirthschaftlicher, legislativer und technischer Vervollkommnungen Vortheile gezogen, aus denen bereits wohlthätige Wirkungen entsprossen sind und in Zukunft noch erspriessen werden. Wir heben darunter hervor die Aufhebung der Zollgrenze gegen Ungarn (1851), welche der Gewerbethätigkeit Wiens einen mächtigen Impuls gab, welche die Schläge reichlich aufwog, die einige Jahre später die Seidenindustrie durch die vielleicht etwas zu unvorbereitet in Scene gesetzte Zollpolitik des Herrn von Bruck traf, das Gewerbegesetz von 1859, durch welches Oesterreich Mitteleuropa namentlich auch das Beispiel der Emancipation der Frauenarbeit gab, mittelst deren seither eine epochemachende Besserstellung einer grossen Zahl von Töchtern verarmter Familien des gebildeten Mittelstandes bewirkt worden ist. Die Schleifung der Festungswerke rief mittelst des reich dotirten Stadterweiterungsfonds eine Anzahl von Monumentalbauten ins Leben,

deren Errichtung eminenten Architekten und Künstlern die Gelegenheit zur Entfaltung ihres Genies gab, so dass von Wien eine neue Aera der Baukunst inaugurirt worden ist, welche den Prachtstädten Europas und Amerikas zum Vorbild dient.

Der mit einem Aufwand von 24½ Millionen Gulden gemachte Donaudurchstich, welcher den Strom auf eine Länge von zwei Meilen der Stadt um eine halbe Stunde näher brachte, hat nicht blos die Schiffahrt erleichtert, sondern wird auch der baulichen Entwickelung der Grossstadt eine neue, die Erwerbsfähigkeit erweiternde Richtung geben. Die Einsetzung des Sperrschiffes am Eingang des Donaucanals hat die Stadt seitdem vor Ueberschwemmung während des Eisganges bewahrt. Die Erbauung der Hochquellenleitung auf eine Entfernung von zehn Meilen hat die ausgelegten Kosten von zwanzig Millionen durch die Besserung des Gesundheitsstandes der Bevölkerung reichlich gelohnt! Man braucht nur an die Thatsache zu erinnern, dass in den drei Jahren nach der Eröffnung der Hochquellen gegen 2700 Menschen weniger am Typhus gestorben sind, als an den drei Jahren vorher und dass die Sterblichkeit in dem Decennium, in welches diese Verbesserung fällt, überhaupt von 41 per Mille auf 21 gesunken ist.

Die Erhaltung des Wienerwaldes, dem in einem Augenblick verkehrter Finanzpolitik die Vernichtung drohte, hat auch die Bevölkerung Wiens vor mehrfachem Schaden an Klima und Gesundheit bewahrt!

Durch die Aera der Handelsverträge wurde die gewerbliche Production Wiens in neue Bahnen gelenkt und naturwüchsige Exportindustrien geschaffen, in welchen auch das in der Hauptstadt zahlreich vertretene technische Genie, sowie der gute Geschmack und die reiche Erfindergabe bessere Verwendung finden.

Die Weltindustrie-Ausstellung von 1873 hat einen hohen Impuls auf die Industrie, insbesondere das Kunstgewerbe ausgeübt und in Gestalt der Rotunde sowie der in ein riesiges Getreide-Lagerhaus verwandelten Maschinenhalle sind der Stadt Gebäude hinterlassen worden, welche in ihrer Art zu den grössten der Erde gehören. Die Rotunde namentlich hat sich als ein so nützliches Riesendach für alle möglichen Ausstellungen, Märkte und Lustbarkeiten entfaltet, dass man sich Wien ohne dieselbe gar nicht mehr denken kann.

Wichtigen Einfluss auf das Wachsthum Wiens zur Millionenstadt hat das Eisenbahngesetz geübt, dessen Zustandekommen mit ein Verdienst der Handels- und Gewerbekammer ist. Denn durch

die Einmündung von sieben Eisenbahnen in die Hauptstadt wurde der Verkehr in der Art centralisirt, dass sowohl die Metropole, wie die mit ihr verbundenen Kronländer grosse Erleichterungen und Vortheile erlangten.

Einen bahnbrechenden Einfluss auf die gewerbliche Entwickelung Wiens hat die vom früheren Handelsminister, Freiherrn von Banhans, durchgeführte Errichtung von Fachschulen geübt. In dieser Richtung scheint Wien durch den feinen Geschmack seiner Bewohner und den reichen Erfindungsgeist hervorragender Techniker und Arbeiter berufen, mit Paris in Wettbewerb zu treten und durch steigenden Absatz am Weltmarkt die Verluste in Zukunft reichlich zu decken, welche ihm durch die decentralistische Richtung verursacht worden ist. Wir können diesen Hinblick nicht besser schliessen, als mit den Worten, mit welchen der Kaiser selbst die diesjährige Jubiläums-Gewerbeausstellung eröffnet hat:

»Es gereicht Mir zu wahrer Befriedigung, bei dem heutigen Anlasse hervorheben zu können, dass die gewerbliche Leistungsfähigkeit in stetigem Fortschritt als bereits auf eine hohe Stufe der Entwickelung gehoben anerkannt erscheint.

Die Erreichung dieses erfreulichen Ergebnisses ist zunächst der fürsorglichen und erfolgreichen Pflege und Förderung des fachlichen Bildungswesens zu danken, wobei dem niederösterreichischen Gewerbevereine durch seine thätige Mitwirkung ein wesentliches Verdienst zufällt. Zu nicht geringem Theile haben hiezu die Ausstellungen beigetragen, wahre Feste der Arbeit, welchen eine erhöhte Bedeutung dann zukommt, wenn, wie hier, Kunstgewerbe, Grossindustrie und Kleingewerbe sich in harmonischem Wirken zur Erreichung des gleichen schönen Zieles zusammenfinden.«

ÖFFENTLICHER VERKEHR.

Transportwesen.

Flussschiffahrt. Europas grösster Strom — wenn man von der halbasiatischen Wolga absieht — hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Die Isther war den Alten früher bekannt, als der Rhein und auch in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters noch stärker von den hohen Wogen der Welthändel berührt, als jener westliche Strom. Die Römer, welche den grössten Theil des Donaugebietes 400 Jahre lang beherrschten und ihre Cultur über Pannonien er-

streckten, von denen auch noch ein Theil der Bevölkerung des Donaugebietes und der Karpathen abstammt, deren Voreltern sich einst vor den Hunnen und Gothen in die Gebirge geflüchtet, haben zu ihren Militärtransporten reichlichen Gebrauch von der Donau gemacht. Die Trajanstafel am Engpass des eisernen Thores und die regelmässigen Löcher in jenen Felswänden, welche den einstigen Bau einer Heerstrasse am unteren Donau-Ufer künden, legen Zeugniss davon ab. Jene Strasse des Trajan diente wohl in der Hauptsache als Saumpfad für die Pferde, welche die Schiffe der Römer zu Berg schleppten. Sechs Jahrhunderte später finden wir Karl den Grossen einen ausgiebigen Gebrauch von dem Strome machen, indem er auf seinem Heerzug gegen die vereinigten Hunnen und Avaren, der mit der Eroberung ihrer dreifach umgürteten Festung, des Avarenring, und der Zurückgewinnung aller der Schätze endigte, welche die Hunnen in Europa zusammengeraubt hatten, so dass der Werth des Goldes einige Zeit lang im Frankenreiche um ein Drittheil sank — sein Heer im Umfange von 30.000 Mann bei Passau einschiffte und bis in die Gegend des heutigen Budapest führte.

Wieder einige Jahrhunderte später sehen wir die Schaaren der Kreuzfahrer grösstentheils ihren Weg donauabwärts über Constantinopel wählen, weil sie dadurch den Gefahren der Seefahrt enthoben wurden. Kaiser Rothbart führte zum Kreuzzug, der ihm das Leben kostete, Lebensmittel auf der Donau für sein Heer bis zur Morawa mit. Erst mit der Erscheinung der Türken, welche activ und passiv der europäischen Civilisation den grössten Schaden zugefügt haben, fängt der Verkehr auf der Donau an zu stocken und hat sich kaum bis heute unter der Wohlthat der Dampfschiffahrt auf die Höhe vor der Türkenzeit emporgerafft. Zeugniss der einstigen Blüthe legen die noch heute erhaltenen zahlreichen grossartigen Schlösser und riesenhaften Klöster ab, welche als einstige Culturstätten in grosser Zahl die Ufer der Donau krönen. Um der Donau den alten Glanz zurückzurufen, ist die Entfernung der Stromhindernisse nothwendig, zu der jetzt Hand angelegt wird und deren zeitigen Beseitigung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der Rhein seinen rascheren Aufschwung theilweise zu verdanken hat.

Was die Stadt Wien selbst betrifft, so ward die Schiffahrt dadurch begünstigt, dass der aus der Zeit Maria Theresia's herrührende Donaucanal, mit welchem die neue Stromregulirung parallel läuft, seinen Weg durch einen Theil der Stadt nimmt und genug Wassertiefe besitzt, um Dampf- und Lastschiffen von grossem Tiefgange

den Durchgang zu gestatten. Es ist dabei die grosse und die Localschiffahrt zu unterscheiden, für welche Wien den Mittelpunkt bildet. Die grosse Stromschiffahrt besteht theils aus den Dampfern der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche ihre Fahrten bis nach Passau zu Berg und bis nach Galatz in Rumänien zu Thal ausdehnt und für welche auf der Strecke von Wien nach Pressburg und von Wien bis in die Nähe von Linz die Kette zur Ausführung der Tauschiffahrt gelegt ist. Dieselbe war bis Linz erstreckt worden, allein die Kette riss vor einigen Jahren am Strudel an einer Stelle, wo in der unergründlichen Tiefe eine Unzahl von Fahrzeugen gestrandet und untergegangen ist. Diese grosse Schiffahrtstrasse bietet oberhalb ausser dem Hemmnisse des Strudels noch manche andere Schwierigkeiten, welche der Entwickelung der Schiffahrt entgegenstehen und die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft unterhält fortwährend Bagger und starke Schlepper, um an gewissen Stellen, wo das Geschiebe sich anhäuft, mittels starker Kettenapparate das Fahrwasser wieder praktikabel zu machen. Unterhalb Wien sind namentlich an der Insel Schütt unterhalb Pressburg von Seiten der ungarischen Regierung umfassende Regulirungsarbeiten begonnen worden.

Zur Hebung der Schiffahrt auf dem ganzen Donaustrome hat die Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche bis jetzt ein natürliches Monopol besitzt, am Donau-Ufer nächst Wien eine Art von Hafen errichtet, an welchen sich ausgiebige Docks anschliessen. Die Stadtverwaltung hat ihrerseits nicht ermangelt, die Hand zu bieten und die von der Industrie-Ausstellung von 1873 herrührende Maschinenhalle zum Zwecke der Errichtung eines grossen Lagerhauses unter Beihilfe der Regierung zu erwerben.

Auf der anderen Seite besteht noch von Alters her eine Lastenschiffahrt, welche früher bis hinauf nach Ulm reichte und nach Wien und dessen Nachbarschaft von oben herab in Booten oder Zillen Steine, Holz, Obst, Stroh und Heu zu verladen pflegt. Specielle Zahlen liegen nur vom Localverkehr der Dampfschiffe vom Weichbilde Wien bis nach der nächsten Stadt — Klosterneuburg — vor. In diesem Verkehr wurden von Wien befördert:

	Nach abwärts	Nach aufwärts	
1882:	47.009	103.706	Passagiere
1883:	161.423	113.359	»
1884:	92.102	108.908	»
1885:	75.033	89.383	»
1886:	155.421	83.998	»

Angekommen sind Passagiere:

	Von oberhalb	Von unterhalb
1882:	94.824	28.352
1883:	111.138	29.510
1884:	103.604	31.794
1885:	91.022	32.476
1886:	83.199	30.657

Im Frachtenverkehr sind

	Abgegangen	Angekommen	Durchpassirt
	Doppelcentner		
1882:	1,076.193	3,433.029	1,785.353
1883:	1,100.268	3,420.802	1,559.281
1884:	1,087.242	3.373.753	1,325.504
1885:	972.957	4,083.117	1,458.312
1886:	1,103.037	3,393.455	1,413.425

Im Jahre 1886 sind im Ganzen 3470 Flötze und Boote aller Art in Wien zu Thal angekommen und 1668 zu Berg abgegangen.

Eisenbahnverkehr. Beim Regierungsantritte des Kaisers bestand nur eine einzige Eisenbahn, welche in Wien einmündete, überhaupt die erste Linie der Monarchie — die Ferdinands-Nordbahn, von deren Errichtung hochgestellte Personen Unheil befürchteten — heute sind sieben grosse Stahlbahnen, vier Localbahnen und das Netz der Tramways, zum grossen Theil mit doppelten Geleisen, in der Hauptstadt concentrirt, welche nach allen Himmelsrichtungen die Kronländer durchmessend, durch ihren Anschluss an die Linien der Nachbarstaaten unseren Continent bis an die Meere durchschneiden, welche Europa einfassen. Obgleich für die Hauptstadt des Bruderstaates — Budapest — die gleiche staatliche Fürsorge getroffen worden ist, wie für Wien, und seit mehr als einem Jahrzehent das ungarische Netz in Budapest concentrirt und nach dem Seehafen Fiume gelenkt wird, so ist der Verkehr Wiens dennoch in fast ununterbrochener Vermehrung begriffen. Werfen wir nur einen Blick auf die letzten fünf Jahre, welche von einer ausserordentlichen Geschäftslähmung heimgesucht waren, so finden wir folgende sprechende Ziffern:

	Züge sind im Ganzen			
	abgegangen		angekommen	
	in den Jahren			
	1882	1886	1882	1886
Nordwestbahn	3956	4938	3956	5354
Nordbahn	4848	5654	5662	6041
Wien-Aspangbahn	5317	6252	5317	6425
Staats-Eisenbahn-Gesellschaft	5283	7644	5671	8081
Westbahn	6676	9016	7131	8729
Franz Josephbahn	5395	6437	5400	6571
Südbahn	?	30234	?	30242

Das statistische Jahrbuch der Stadt Wien, welchem wir diese Ziffern entnehmen, bemerkt, dass die Südbahnverwaltung nicht in der Lage ist, die Daten über den Zugsverkehr in den Jahren 1882 bis 1884 anzugeben. Es fehlt uns daher ein Hauptposten zu einem Vergleiche des Gesammtzugsverkehres innerhalb der genannten fünf Jahre. Derselbe ist während der beiden letzten statistisch berücksichtigten Jahre folgender:

Abgegaugen		Angekommen		
1885	1886	1885	1886	
71.519	70.175	73.706	71.443	Züge.

Es ist sonach ein Rückgang in der Zahl der abgegangenen und angekommenen Züge zu bemerken, welcher hauptsächlich von der Westbahn herrührt, deren Züge von 1885 auf 1886 von 10.865 auf 8729 gesunken sind, und woran nur noch die Südbahn und die Franz Josephbahn betheiligt sind. Alle übrigen Bahnen zeigen ein regelmässiges, von Jahr zu Jahr steigendes Wachsthum.

Der Personenverkehr entwickelte sich entsprechend. Im Jahre 1882 verliessen 4,948.162 Personen Wien mit den Eisenbahnen und 1886: 6,088.791. Im Jahre 1885 kamen 5,999.778 und 1886: 6,213.749 Personen mit der Eisenbahn in Wien an. Im Jahre 1882 wurden 15.743 Tonnen Reisegepäck versendet, 1886: 16.987 Tonnen. An Eilgut wurden 30.496 Tonnen 1882 versendet und 36.210 Tonnen in 1886. An Frachtgütern wurden im Jahre 1885: 912.174, in 1886: 868.756 Tonnen Güter versendet; im Jahre 1885: 2,754.420 und 1886: 2,867.678 Tonnen empfangen. Der grosse Unterschied zwischen dem Umfange der empfangenen und abgesendeten Güter erklärt sich leicht, da unter den letzteren die Lebensmittel für über eine Million Menschen sich befinden, während die abgesendeten Waaren in der Regel aus Erzeugnissen der Industrie bestehen, welche die em-

pfangenen Rohstoffe veredelt hat. So wurden im Jahre 1886 von sämmtlichen Eisenbahnen mehr als 82.766 Tonnen Textilstoffe und Waaren verschickt, von denen 47.215 Tonnen allein an Webe- und Wirkwaaren, 19.638 Tonnen an Lederwaaren, 1300 Tonnen an Büchern und Drucksachen, 14.251 Tonnen an Wagen, Equipagen und Eisenbahnfahrmitteln, 18,972 an Maschinen und Maschinentheilen, 18.410 Tonnen Eisen-, Stahl- und Metallwaaren, 101,612 Tonnen Eisen, Stahl und Metalle gegen 129.841 Tonnen davon, welche eingeführt wurden; 2624 Tonnen Kerzen und Seife, 44.894 Tonnen Bau- und Werkholz, 5610 Tonnen Holzwaaren, 12.968 Tonnen Hausgeräthe, Möbel und Musikinstrumente; verschiedene nicht benannte Gegenstände 55.737 Tonnen.

Was die localen Bahnen betrifft, so hat die Frequenz der Zahnradbahn auf den Kahlenberg, welche nur während sieben Sommermonaten eröffnet ist, sich von 75.937 Personen an Sonntagen und 49.708 Personen an Wochentagen im Jahre 1882 auf 101.006 Passagiere an Sonntagen und 87.760 an Wochentagen in 1886 gehoben. Die Zahl der Züge war in den gleichen fünf Jahren von 5070 auf 8246 gestiegen.

Die Dampf-Tramwaylinie von Kraus & Co. aus Hietzing nach Perchtoldsdorf hatte 1886 eine Frequenz von 6316 und die von Wien nach Stammersdorf—Gross-Enzersdorf von 6667 Zügen. Auf beiden Bahnen gingen 1886: 225.147 Personen ab und kamen 213.440 an. Der gesammte Gütertransport erhob sich auf 4975 Tonnen.

Tramway-Verkehr. Die Wiener Tramwaygesellschaft hatte 1882 ein Capital von fl. 7,756.335 investirt, welches 1886 auf fl. 7,544.690 durch Tilgung herabgemindert war. Die Länge der concentrisch nach der inneren Stadt gerichteten Geleise betrug 1882 48.285 Meter, im Jahre 1886 60.344 Meter. Die Zahl der Fahrkilometer erhob sich 1882 auf 8,032.903, im Jahre 1886 auf 11,044.583, eine bedeutende Vermehrung, welche zum Theil auf die Ermässigung der Fahrpreise zurückzuführen ist. Die Betriebseinnahmen betrugen 1882 fl. 2,825.533, in 1886 fl. 3,424.916, also eine Vermehrung trotz der Verminderung der Fahrpreise um 33% und um 20% für Abonnenten. Die Ausgaben erreichten 1882 fl. 2,138.279, in 1886 fl. 3,097.623. Die Personenfrequenz erhob sich 1882 auf 26,919.066 und in 1886 auf 40,195.267 Passagiere, innerhalb dieser kurzen Frist von fünf Jahren eine erstaunlich rasche Vermehrung. Die Zahl der Wagen war 1882 560, in 1886 657 und die der Pferde in 1882 durchschnittlich 1815 und in 1886 2379. Es ergibt sich aus diesen Ziffern, dass die Zahl der

Wagen und Pferde nicht im Verhältniss zum Steigen der Frequenz vermehrt wurde. Darum sind die Klagen wegen Ueberfüllung der Wagen ebenso natürlich, wie das Mittel zur Abhilfe, über das sich Manche den Kopf zerbrechen oder nach polizeilicher Hilfe rufen, auf der Hand liegt. Sie besteht in einer Vermehrung des Wagenparkes. Allerdings findet sich die Gesellschaft in Folge der bedeutenden Ermässigung der Fahrtaxe in neuerer Zeit sehr zum Sparen veranlasst, da die Dividende gesunken ist; allein eine so sichere, privilegirte Investition, wie die Tramway, braucht bei dem heutigen Stand des Capitalmarktes nicht mehr als 5% Gewinn abzuwerfen. Nach Monaten beobachtet, ist die Frequenz der Tramway am stärksten in den Monaten Mai bis October.

Die Neue Wiener Tramwaygesellschaft, welche die Gürtelbahn ausserhalb der Linienwälle, die Schienengeleise nach den Arbeitshäusern in Meidling, nach Baumgarten, Nussdorf im Anschlusse an Dampfwagen und einige andere Linien nebst der Strecke Gaudenzdorf—Wiener-Neudorf umfasst, hatte Ende 1886 eine Gesammtlänge von 35.907 Meter und eine Verkehrslänge von 60.223 Meter. Die Zahl der, auf dieser theils mit Dampfwagen betriebenen, rasch fahrenden Tramway beförderten Personen betrug 1882 1,883.320 und in 1886 7,164.092 Passagiere. Von diesen kommen in 1886 1,470.124 Personen allein auf die Strecke vom Schottenring, beziehungsweise Sternwartstrasse nach Nussdorf, welche im Juli 1885 eröffnet wurde und damit eine grosse Verkehrserleichterung im Anschlusse an die Zahnradbahn herstellte, welche vorher nur mittelst Wagen und Omnibus oder auf der Franz Josephbahn und Dampfschiff in längeren Pausen zu erreichen war. Das Actiencapital der Neuen Wiener Tramway, ausschliesslich der Localbahn Gaudenzdorf—Wiener-Neudorf, erhob sich 1882 auf fl. 1,694.420, in 1886 auf acht Millionen Gulden. Die Länge der Strecken betrug 23 Kilometer; die Fahrkilometer erhoben sich 1882 auf 604, in 1886 auf 2360. Die Betriebseinnahmen waren 1882 fl. 165.195·11, im Jahre 1886 fl. 636.842·34; die Betriebsausgaben 1882 fl. 133.838 und in 1886 fl. 432.412·88. Die gesammte Personenfrequenz erhob sich 1882 auf 1,883.320 und 1886 auf 7,164.092 Passagiere, die Zahl der Personenwagen 1882 auf 65 und 1886 auf 163, ausschliesslich 10 Dampfwagen für die Neudorfer Localbahn; die Zahl der Locomotiven 1883 eine, in 1886 22 Maschinen; die Zahl der Pferde höchstens 200 in 1882 und 485 in 1886, die der geborgten Pferde 304 in 1882 und 52 in 1886.

Strassenverkehr. Was den Strassenverkehr anbelangt, so lässt sich eine Controle über die Frequenz nur aus dem Verkehr der Vororte mit den innerhalb der Verzehrungssteuerlinie liegenden Strassen mittelst der an letzterer erhobenen Weggelder entnehmen. Es passirten die Verzehrungssteuerlinie die folgenden Fuhrwerke in 1882 und 1886, wobei wir die Zahl für das letztgenannte Jahr in Klammern setzen: 2,788.110 (2,874.910) einspännige Wagen, 27.290 (182.136) einspännige Tramwaywagen, 357.374 (594.947) zweispännige Tramwaywagen, 3.479.820 (3,310.620) sonstige zweispännige Wagen; im Ganzen 6,652.594 (6,962.613). Dies ist doch ein gewaltiger Verkehrsaufschwung, besonders wenn man bedenkt, dass die Einführung der Tramways erst in die neuere Zeit (1864) fällt und dass die Tramwaywagen durchschnittlich 12 Mal mehr Personen bewegen, als die anderen Wagen.

Das Lohnfuhrwerk umfasste im Jahre 1882 954 (in 1886 954) zweispännige Fiaker, von welchen der grösste Theil die Londoner Handsome-cabs und die Petersburger offenen Droschken an Raschheit übertreffen, folglich das schnellste Fuhrwerk der Welt sind, bei grosser Bequemlichkeit ihrer gedeckten Glaswagen; ferner 1220 (1221) Einspänner, 226 (215) Stadtlohnwagen und 9 (9) Landkutscher, welche beide der Fahrtaxe nicht unterworfen sind; 6 (4) Hôtel-Omnibusse und endlich 787 (692) Stellwagen.

Es darf wohl hervorgehoben werden, dass bei dem üblichen schnellen Fahren der Lohnfuhrwerke und der Herrschaftsequipagen, welche von den Fiakern hierin meist übertroffen zu werden pflegen, eine Wahrnehmung, die in anderen Städten nur auf die oben erwähnten Londoner Handsome-cabs und die Petersburger Droschken passt (der Verfasser hat das Fuhrwerk aller Grossstädte Europas persönlich erprobt), im Durchschnitte doch mehr Unglücksfälle durch schwere als leichte Fuhrwerke sich ereignen. In den fünf Jahren von 1882 bis 1886 waren 3885 Unfälle von leichtem und 3992 Unfälle von schwerem Fuhrwerk veranlasst. Die Thatsache deutet zugleich an, dass solche Unfälle doch weniger der Unvorsichtigkeit der Kutscher beizumessen sind. Getödtet wurden in diesen fünf Jahren 88 Personen.

Platzdiener. Zur Ausrichtung von persönlichen Botschaften und Besorgungen gibt es eine normirte Zahl von 1600 Dienstmännern (Eckenstehern), welche sich in vier Kategorien abtheilen: in 700 Stadtträger, 500 Commissionäre, 200 Expresse und 200 Stadt-Couriere.

Postverkehr. Im Jahre 1886 wurden in Wien nach dem In- und Auslande 113,862.470 Briefe, Correspondenzkarten, Drucksachen und Waarenproben aufgegeben; davon 98,922.120 nach Oesterreich-Ungarn und 14,940.350 nach dem Auslande. Unter den Sendungen nach Oesterreich-Ungarn befanden sich 72,023.210 Briefe, wovon 2,199.750 recommandirte Schreiben, 13,601.770 Correspondenzkarten, 10,926.080 Drucksachen und 2,371.060 Waarenproben. Angekommen sind in Wien 1886 aus dem In- und Auslande im Ganzen 68,590.640 Briefe, Correspondenzkarten, Drucksachen und Waarenproben, wovon 58,215.320 aus Oesterreich-Ungarn und nur 10,375.320 aus dem Auslande. Unter den 44,728.710 Briefen befanden sich 2,567.630 recommandirte, also um 368.120 mehr, als deren aus Wien weggeschickt wurden, woraus der Schluss zu ziehen ist, dass Wien mehr Werthsendungen empfängt, als abschickt, was auch in der Natur der Verhältnisse begründet ist, weil viele von auswärts bezogene Rohstoffe in Wien veredelt werden und weil viele Grundbesitzer und Fremde Werthsendungen nach Wien erhalten. Dies geht noch mehr aus dem Geldbriefverkehr hervor. Es wurden nämlich 1886 im Ganzen 1,100.990 Stück Geldbriefe im Gesammtwerthe von fl. 559,478.160 nach dem In- und Auslande verschickt, dagegen aber 1,117.520 Geldbriefe im Gesammtwerthe von fl. 793,893.010 empfangen; demnach fl. 234,414.850 mehr erhalten, als versendet. Von den abgegangenen Geldbriefen waren 952.760 Stück im Werthe von fl. 506,339.730 nach Oesterreich-Ungarn und nur 148.230 Geldbriefe im Werthe von fl. 53,138.430 nach dem Auslande bestimmt. Von den in Wien empfangenen Geldbriefen kamen 1,000.920 im Gesammtwerthe von fl. 756,784.170 aus Oesterreich-Ungarn und nur 107.600 Stück im Werthe von fl. 37,108.840 vom Auslande. Aus diesen Ziffern ergeben sich sehr wichtige wirthschaftliche Aufschlüsse. Einestheils lässt sich die hohe Bedeutung von Wien in seinen Beziehungen zur Monarchie und dem Auslande erkennen; sodann haben wir wieder ein Beispiel, wie sehr der Inlandverkehr den mit dem Auslande zu überwiegen pflegt, wenn auch der Handel mit dem Auslande sich des Wechsels stärker bedient, als der Verkehr innerhalb der Zollgrenzen der Monarchie und dadurch der schroffe Contrast etwas gemildert werden mag.

Ein Correlat zu den Werth- und Geldsendungen bildet der Frachtenverkehr der Post, dessen Ergebnisse die Beobachtungen bei dem ersteren einigermassen zu ergänzen geeignet ist. Es wurden 1886 im Ganzen 6,527.020 Stück Güter im Gewichte von 29,012.070 Kgr.

und im Werthe von fl. 419,255.250 verschickt und 2,293.770 im Gewichte von 13.592.740 Kilogramm und im Werthe von fl. 328,476.040 empfangen. Von den ersteren gingen 6,044.920 Stück im Gewichte von 25.748.270 Kilogramm und im Werthe von 372,007.980 nach Oesterreich-Ungarn und 482.100 Stücke im Gewichte von 3,262.800 Kilogramm und im Werthe von fl. 47,247.270 nach dem Auslande. Von den empfangenen Gütern kamen 1,688.730 Stück im Gewichte von 9,109.540 Kilogramm und im Werthe von fl. 282,609.080 aus Oesterreich-Ungarn und 605.040 Stück im Gewichte von 4,483.200 Kilogramm und im Werthe von fl. 45,866.960 aus dem Auslande. Dass Wien an Gütern mehr Werthe verschickt als empfängt, erklärt sich aus seiner Kunstindustrie allein, welche die empfangenen Stoffe zu höherem Werthe verarbeitet, beziehungsweise veredelt. Das bedeutend höhere Gewicht der mit der Post versendeten, als der angelangten Frachten hängt mit dem Umstand zusammen, dass die Rohstoffe, welche von den Wiener Industrien verarbeitet werden, grösstentheils mit den Eisenbahnen und zu Wasser anlangen, bei welchen, wie wir oben gesehen haben, die Empfangsziffer eine weit höhere als die Versandtzahl ist.

In den Jahren von 1882 bis 1886 ist eine so erhebliche Zunahme des gesammten Postverkehrs wahrnehmbar, dass wir einen Vergleich hier folgen lassen.

	Ende 1882:	Ende 1886:
Zahl der Briefsammelkasten	456	527
» » Briefmarkenverschleisse . .	558	671
» » Postämter	30	37
» » Briefe, Correspondenzkarten, Drucksachen und Waarenproben:		
Frankirte und unfrankirte . . .	123,778.081	169,187.350
Portofreie	6,754.866	13,265.760
Zusammen	130,522.947	182,453.110
Paket-, Geld- und Werthsendungen .	9,603.757	11,039.300
Davon portofreie	348.511	405.700
Zahl der Exemplare aufgegebener Zeitungen	39.413.377	46.867.946

Telegraphenverkehr. Während der Jahre 1882 bis 1886 hat sich der interne Verkehr der Staatstelegraphen vermehrt und der internationale vermindert. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, dass die Taxe für den internen Verkehr ermässigt, die für den mit dem Auslande, insbesondere nach England, erhöht

worden ist, indem die Weltpost- und Telegraphen-Verträge in der letzteren Hinsicht keine Besserung gebracht haben. Der Rückgang der im Ganzen aufgegebenen Telegramme von 1,360.608 im Jahre 1882 auf 1,308.724 in 1886 kommt lediglich vom internationalen Verkehre her, welche in derselben Zeit von 435.231 auf 365.234 Depeschen herabgesunken ist. Die Zahl der angekommenen Telegramme ist von 1,346.344 auf 1,235.716 gesunken, wovon die der internationalen allein von 456.192 auf 383.605.

Pneumatische Post. Die Zahl der mit der pneumatischen Post beförderten Karten ist von 261.074 in 1882 auf 631.784 und die der pneumatischen Briefe von 27.167 auf 43.842 gestiegen.

Telephonverkehr. Im Jahre 1882 war die Drahtlänge sämmtlicher Telephonleitungen 1,670.300, in 1886 3,678.600 Meter. Im Betriebe standen 1882 452 Abonnentenlinien des Centralnetzes und 76 directe Leitungen, im Jahre 1886 730 Abonnenten-Linien des Centralnetzes und 140 directe Leitungen mit 280 Stationen. Im Sommer 1888 ist der interurbane Telephonverkehr mit den Nachbarstädten Brünn, Baden, Reichenau, Vöslau etc. eröffnet worden.

Fremdenverkehr in den Gasthöfen. Der Fremdenverkehr in den Jahren 1882 bis 1886 war in den Gasthöfen folgender:

1882 . . .	181.088	Personen
1883 . . .	199.433	»
1884 . . .	182.887	»
1885 . . .	191.773	»
1886 . . .	194.501	»
1887 . . .	242.658	»

Der Fremdenverkehr war in den Sommermonaten um zwei Drittheile stärker, als in den Wintermonaten. Dieser Umstand verdient im Hinblick auf die Bestrebungen zur Vermehrung des Fremdenverkehrs besondere Beachtung.

Wegen eingehenderen Details müssen wir auf unsere beiden Hauptquellen des berührten Gebietes verweisen, die schätzenswerthen Aufzeichnungen und Publicationen der statistischen Centralcommission und ihres Präsidenten Hofrath v. Inama-Sternegg und insbesondere auf das Jahrbuch des statistischen Departements des Wiener Magistrates, welches uns seit 1884 ein reiches Material in so übersichtlicher Ordnung liefert, dass wir nur bedauern können, dass diese treffliche Publication nicht schon früher bestand, und den Bearbeitern, den Herren Preyer, Rey, Dr. Sedlaczek und Dr. Löwy, aufrichtige Anerkennung zu zollen uns verpflichtet fühlen.

Geldmarkt.

Effectenbörse. Die Wiener Börse wurde durch ein von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1771 erlassenes Gesetz, welches bis 1854 in Wirksamkeit blieb, organisirt. Mit dem 1. Jänner 1855 trat ein Patent des Kaisers Franz Joseph in Wirksamkeit, durch welches die Börse eine eigene Vertretung, die »k. k. Börsekammer« erhielt, welche aus achtzehn zu gleichen Theilen von der niederösterreichischen Handelskammer, dem Wiener Grosshandlungs-Gremium und dem Gremium der Wiener Kaufmannschaft aus ihrer Mitte in Vorschlag gebrachten, von der Landesbehörde ernannten Mitgliedern bestand. Diese Corporation fungirte in gewissen Fällen, nämlich wenn das dem Anspruche zu Grunde liegende Geschäft an der Börse und unter Vermittelung beeideter Sensale abgeschlossen war, als ordentliches (Causal-) Gericht, bei welchem das summarische Verfahren beobachtet werden musste. Seit 1. November 1860 werden zufolge kaiserlicher Entschliessung alle Auslagen von dem »Wiener Börsenfonds« bestritten, der, als juristische Person constituirt, die Börsengebühr (Karten) und Gelder aus anderen Einnahmequellen einzieht. Seit 1. April 1860 ist ein eigenes Gesetz über Waarenbörsen und Waarensensale in Wirksamkeit getreten.

Die Liquidation der an der Waarenbörse gemachten Geschäfte war anfänglich die denkbar einfachste, indem die Börsebesucher selbst einander täglich nach Schluss der Börse die Lieferungsadressen ertheilten und die Differenzen unter einander ordneten. Später, als der Umfang der Geschäfte zunahm, wurde dieses Geschäft Privatbediensteten (Arrangement-Cassirern) übertragen, ohne dass die Börsenkammer eine andere Einmischung ausgeübt hätte, als die blosse Zulassung zum Aufenthalte im Börsengebäude. Der fortdauernd sich steigernde Umfang der Geschäfte machte in der Folge die tägliche Abwickelung unmöglich, so dass man im Jahre 1868 sich dazu entschliessen musste, die Liquidation jeden zweiten Tag vornehmen zu lassen, später (1882) nur mehr zweimal wöchentlich. Nach dem Ausbruch der Handelskrisis von 1873 wurde die Liquidation (das Arrangement und die Auszahlung der Differenzen) dem vom Wiener Giro- und Cassenverein gegründeten Arrangement-Bureau übertragen. Diese Massregel erwies sich als eine segensreiche, weil sofort Ordnung in die bis dahin oft chaotischen Zustände kam. Von diesem Momente an datirt auch die innere Festigung des ganzen Börsenorganismus.

Mit dem 1. Jänner 1876 trat ein auf Grund einer 1875 über die Organisirung der Börsen erlassenen Gesetzes entworfenes neues Statut in Kraft, welches der Wiener Börse eine freigewählte Vertretung, sowie weitgehende Autonomie verlieh. Von besonderer Wichtigkeit aber war die Einsetzung eines eigenen Forums für Streitigkeiten aus Börsengeschäften, bestehend aus einem von und aus den Börsenmitgliedern gewählten Schiedsrichter-Collegium, aus welchem der rechtsprechende Senat für den einzelnen Fall durch Wahl der Processparteien entnommen wird. Das Gesetz von 1875 beseitigte die Einwendung, dass einem Börsengeschäfte ein als Spiel oder Wette zu beurtheilendes Differenzgeschäft zu Grunde liege und stempelte hierdurch, sowie durch die weitere Bestimmung, dass Börsengeschäfte als Handelsgeschäfte zu betrachten sind, das verfehmte Börsengeschäft zu einem legitimen, unanfechtbaren Handelsgeschäfte wie alle anderen und befreite dasselbe von den Folgen eines unverdienten, dem Geweinwohl schädlichen Vorurtheiles. Diesem principiellen Fortschritte folgte die Feststellung von Usancen für den Börsenverkehr, welche von Jahr zu Jahr erweitert und verbessert wurden. Auf diese Weise wurde ein Gewohnheitsrecht an der Börse codificirt, so dass auf diesem Gebiete, wo früher Rechtsunsicherheit und Willkür waltete, nun durchsichtige Klarheit herrscht. In ähnlicher Weise wurde die Abwickelung der Börse stabilisirend geregelt.

Die Börse ist im Jahre 1877 in den neuen, mittelst eines fünfpercentigen, bis 1926 durch Verlosung zurückzahlbaren Anlehens von fünf Millionen Gulden hergestellten Prachtbau verlegt worden und man hat an diese äussere Verbesserung, sowie an den vor der Handelskrisis von 1873 stattgehabten phänomenalen Aufschwung des Unternehmungsgeistes die Hoffnung auf eine bleibende Stärkung der Wiener Börse geknüpft. Diese Hoffnungen erlitten einen harten Schlag eben durch den Ausbruch der genannten Katastrophe, in welcher Wien gewissermassen die industrielle Feuertaufe erhielt. Seitdem sind über die Thätigkeit der Effectenbörse schon viele Klagen laut geworden. Namentlich werden die kurzen Fristen für das Zeit- und Differenzgeschäft getadelt, welche im Allgemeinen beobachtet zu werden pflegen und oftmals der Wunsch auf durchgängige praktische Einführung der monatlichen Liquidation wie in Berlin, oder doch der halbmonatlichen wie in Frankfurt, Paris und London ausgesprochen. Diesem Begehren ist aber durch die neue Börsen-Ordnung bereits Rechnung getragen worden, so weit es überhaupt durch organische

und gesetzliche Massnahmen befriedigt werden kann. Die neue Börsen-Ordnung, welche die Bedingungen für den Handel in Effecten, Devisen und Valuten, eine Arrangement-Ordnung, sowie Verordnungen über Mäklergebühren und Schiedsgerichtsgebühren enthält, gewährt den Besuchern der Wiener Börse die volle Freiheit, ihre Differenzgeschäfte halbmonatlich oder monatlich zu liquidiren und es hängt also nur vom Börsenpublicum selbst ab, zu dieser Reform des Geschäfts überzugehen. Wenn dies noch nicht geschehen ist oder nicht so bald ins Leben geführt werden wird, so sind reale Hindernisse daran Schuld. Denn unsere neue Arrangement-Ordnung an und für sich ist so gut, dass sie sogar bereits in Berlin nachgemacht worden ist. Allein sie kann noch nicht ganz getreu durchgeführt werden, weil es dem grössten Theil der Börsenbesucher in Wien an dem ausreichenden Capital und dem erforderlichen Credit fehlt. Jedermann ist einverstanden, dass es am Besten wäre, die monatliche Liquidation, wie in Berlin, einzuführen; auch besteht in manchen Geschäften bereits die halbmonatliche Liquidirung; allein die Mittel der meisten Börsenbesucher sind zu gering, um zwangsweise von der jetzigen kürzeren Liquidationsfrist abgehen zu können. Eine solche Reform gesetzlich zu erzwingen, geht nicht an (Zwang besteht auch im Auslande nicht), weil die meisten Börsenbesucher aus Mangel an Mitteln die Vorschrift umgehen und durch das Cassegeschäft sich helfen würden, was auch an anderen Börsen nicht ganz zu vermeiden ist. Die genannte Reform kann daher nur allmälig Platz greifen, im Verhältnisse, wie die allgemeine Wohlhabenheit steigt, wozu vor allen Dingen die Erhaltung des Friedens nothwendig ist.

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass die Einnahmen des Börsenfonds aus den Börsengebühren u. a. bei Weitem nicht hinreichten, um die Verzinsung und Amortisation der zur Herstellung des neuen Börsengebäudes contrahirten Schuld zu decken, so genehmigte die Regierung auf Ansuchen ein Gesetz, wodurch diejenigen Actiengesellschaften und Creditvereine, deren Titel an der Wiener Börse officiell notirt werden, verpflichtet werden, an den Wiener Börsenfonds jährliche Beiträge abzuführen, welche jährlich circa fl. 180.000—190.000 erreichen, während früher der Organismus der Börse im Interesse derselben ohne Gegenleistung arbeitete.

Die Wiener Börse sollte nach ihrer Neuorganisirung bereits 1876 sowohl die Stätte des Geld- und Effectenmarktes als auch des börsenmässigen Waarenverkehrs, d. h. den Centralpunkt des Handels-

verkehrs bilden; allein nur in Einer Richtung, nämlich was den Effectenverkehr betrifft, wurden die Erwartungen erfüllt, während der börsenmässige Waarenverkehr nicht zu der erwünschten Entwickelung gelangen konnte und nur in der von Jahr zu Jahr gesteigerten Thätigkeit des Waaren-Schiedsgerichtes in Erscheinung trat, welches auch ausserhalb der Börse abgeschlossene Geschäfte statutengemäss im Compromisswege in den Bereich seiner Judicatur einbezog. Der börsenmässige Waarenverkehr wurde deshalb später (1887) auf eine neue Basis gestellt, indem die räumliche Vereinigung der beiden Verkehrszweige aufgehoben und dem Waarenverkehr ein besonderes, neben der Effectenbörse gelegenes Local zugewiesen wurde. Hierdurch wurde, nach der Ueberzeugung des Präsidenten der Börsenkammer, Herrn V. Ritter von Dutschka, dessen Liebenswürdigkeit wir die vorliegenden Daten verdanken, eine regere Betheiligung der Wiener Handelswelt auch an der Institution der Waarenbörse erzielt.

Positionen des amtlichen Coursblattes.

I. Am 2. December 1848 im Ganzen		64
Darunter: Oeffentliche Schuldverschreibungen	35	
Actien von Banken	1	
» » Transport-Unternehm.	7	
Pfandbriefe	1	
Devisen	20	
II. Am 2. Jänner 1855 im Ganzen		74
Darunter: Oeffentliche Schuldverschreibungen	42	
Actien von Banken	2	
» » Transport-Unternehm.	9	
Pfandbriefe	1	
Devisen	20	
III. Am 9. Mai 1873 im Ganzen		610
Darunter: Oeffentliche Schuldverschreibungen	45	
Actien von Banken	124	
» » Transport-Unternehm.	66	
» » Industrie-Unternehm.	205	
Pfandbriefe	46	
Prioritäts-Obligationen	82	
Privat-Lose	16	
Devisen	17	
Valuten	9	

IV. Am 26. April 1888 im Ganzen 473

Darunter:	Oeffentliche Schuldverschreibungen	103
	Actien von Banken	33
	» » Transport-Unternehm. .	49
	» » Industrie-Unternehm. .	59
	Pfandbriefe	75
	Prioritäts-Obligationen	103
	Privat-Lose	23
	Devisen	11
	Valuten	17

Seit der Activirung des obligatorischen Schiedsgerichtes der Wiener Börse — d. i. seit dem 1. Jänner 1876 — wurden bei demselben in nachstehender Zahl Processe anhängig gemacht, und zwar:

I. Beim Schiedsgerichte der Effectenbranche		II. Beim Schiedsgerichte der Waarenbranche	
Im Jahre 1876 . .	187	Im Jahre 1876 . .	2
» » 1877 . .	183	» » 1877 . .	5
» » 1878 . .	172	» » 1878 . .	21
» » 1879 . .	155	» » 1879 . .	55
» » 1880 . .	257	» » 1880 . .	36
» » 1881 . .	247	» » 1881 . .	43
» » 1882 . .	346	» » 1882 . .	72
» » 1883 . .	181	» » 1883 . .	61
» » 1884 . .	193	» » 1884 . .	83
» » 1885 . .	117	» » 1885 . .	112
» » 1886 . .	108	» » 1886 . .	198
» » 1887 . .	74	» » 1887 . .	178

Die Zahl der ausgegebenen Jahreskarten war 1855 870; sie stieg 1856 auf 1377 und sank nach der Handelskrisis von 1857 wieder auf 928 in 1860 herab, um im Kriegsjahre 1866 den tiefsten Stand von 776 zu erreichen. Mit den 1870er Jahren kam wieder ein grosser Aufschwung, der 1873 die Ziffer von 2941 erreichte, aber darauf bis 1877 wieder auf 1142 sank. Das Jahr 1882 brachte wieder eine Zunahme auf 2309, worauf abermals ein Rückgang auf 1254 in 1887 eintrat. An der Waarenbörse wurden 1887 139 Jahreskarten zu fl. 75 und 445 zu fl. 25 gelöst.

Clearing- oder Compensationsverkehr. Es ist früher viel darüber geklagt worden, dass die Wiener Geschäftsleute zu wenig Gebrauch von der Giro-Abtheilung der ehemaligen Oesterreichischen National-

bank machten. Noch im Jahre 1873 hatten von 6100 protokollirten Firmen in Wien nur 1474 ein Folio bei den Giro-Abtheilungen der verschiedenen Wiener Banken. Im Jahre 1864, demselben, in welchem die Bank von England dem Londoner Clearinghause beigetreten war, ist in Wien, auf Anregung der Oesterreichischen Creditanstalt, eine ähnliche Einrichtung unter dem Namen des »Wiener Saldirungsvereines« gegründet worden. Derselbe begann seine Thätigkeit am 1. December 1864 im sogenannten »Saldosaale«, nachdem die vier grössten Banken Wiens, die Oesterreichische Nationalbank — nunmehr Oesterreichisch-ungarische Bank — die Creditanstalt, die Niederösterreichische Escomptegesellschaft und die Anglobank den Wiener Geschäftsleuten angezeigt, dass sie darin ihre Forderungen täglich durch Austausch der Wechsel, Anweisungen etc. compensiren würden und sie eingeladen hatten, sich an der neuen Institution durch zahlreiche Eröffnung von Girofolien an den Wiener Banken zu betheiligen.

Die Baarbegleichung erhob sich noch auf $40^1/_2$%. Am Wiener Saldirungsverein nehmen gegenwärtig 10 Mitglieder Theil, nämlich ausser den oben genannten vier Banken die Unionbank, die Allgemeine Verkehrsbank, der Wiener Giro- und Cassenverein, die Allgemeine Depositenbank, die Länderbank und der Wiener Bankverein. Sämmtliche Banken, mit Ausnahme der Allgemeinen Verkehrsbank, hatten im Jahre 1887 Giro-Abtheilungen.

In den Jahren 1865 bis 1873 schwankten die Umsätze des Saldirungsvereines zwischen 300 und 700 Millionen jährlich, wovon ungefähr $^2/_3$ compensirt und $^1/_3$ baar beglichen worden. Die Vortheile der Compensation treten an diesem Beispiel allerdings noch nicht so vor Augen als bei den Londoner und New-Yorker Clearinghäusern, bei welchen die Baarausgleiche 4—5% betragen. Im Jahre 1887 betrug der Umsatz fl. 551,472.661, woran die Oesterreichisch-ungarische Bank mit 135 Millionen betheiligt war.

Einen neuen, bedeutenderen Anlauf nahm das Compensationswesen in Wien durch die Gründung des Giro- und Cassenvereins, der, wie eben erwähnt, auch am Saldirungsvereine sich bethätigt und 1887 an dessen Umsatz mit einem Gesammt-Revirement von fl. 143,324.082 betheiligt war.

London ist uns zwar in der Errichtung einer Compensations-Anstalt der gegenseitigen Forderungen der Bankhäuser um ein Jahrhundert voraus, und in den anderen grossen Städten Grossbritanniens, sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika bestanden seit vielen Jahren Clearinghäuser, ehe wir an die Errichtung eines ähnlichen

Institutes dachten, auch werden wir niemals die colossalen Summen erreichen, welche in London und in New-York compensirt werden — allein was die Organisation selbst betrifft, so besitzt Wien im Giro- und Cassenverein ein intensiver wirksames und vollkommener eingerichtetes Institut, als selbst die Londoner und die New-Yorker Clearinghäuser. Während in den beiden letztgenannten Compensirungs-Anstalten die Commis der an denselben theilnehmenden Häuser an bestimmten Tagen und Stunden in besonders eingerichteten Sälen zusammenkommen, um Cheques, Wechsel, Effecten auszutauschen und andere Forderungen zu compensiren, wird dieses ganze Geschäft und noch anderes dazu vom Giro- und Cassenverein allein besorgt. Der höchste Jahresumsatz, welchen der Giro- und Cassenverein machte, war im Jahre 1881 mit fl. 7.668,904.167 und in 1882 mit fl. 5.571,638.178·74. Dies ist allerdings eine selbst verhältnissmässig zum Umfang der beiden Städte geringe Summe gegen die 6 Milliarden Pfund Sterling des Londoner Clearinghauses, allein sie ist doch enorm, wenn man bedenkt, dass der Chequeverkehr hier noch nicht eingebürgert ist, während in London alle Zahlungen von den Mittelclassen an nur in Cheques gemacht werden. Die Ursache dieser Erscheinung liegt im Charakter der Umlaufsmittel und in den Gewohnheiten der Bevölkerung. Trotz der Verschlechterung der Valuta sind unsere Umlaufsmittel, was den Verkehr im Inlande, beziehungsweise in Wien betrifft, weit bequemer, als die in England und in London. Der kleinste Noten-Abschnitt beträgt dort 5 Pfund Sterling. Der Umstand überdies, dass die Bank von England keine anderen Vorsichtsmassregeln für die Sicherheit der Noten trifft, als dass sie dieselben selbst auf ihr in eigener Papierfabrik verfertigtes und mit Wasserzeichen versehenes Papier druckt, macht sowohl die Bankdirection als das Publicum misstrauischer, als bei uns. Die Bank behält alle an sie zurückkehrenden Noten, durchlöchert sie und zerstört sie nach einiger Zeit, wobei die Statistik der Umlaufszeit der Noten genau geführt wird. Die Londoner Banken, Hôtels und Publicum sind ebenfalls so misstrauisch gegen Fälschungen, dass man schon Noten von 10 Pfund Sterling nur gewechselt bekommt, wenn man von einem bekannten Manne vorgestellt wird. Der Schreiber dieses musste selbst den Commis eines ihm befreundeten Kaufmannes in der City mitnehmen, um bei der London und Westminsterbank eine 10 Pfund-Note gewechselt zu erhalten und musste wegen einer 5 Pfund-Note aus dem Victoria-Hôtel den zwei Stunden weiten Weg zur Bank von England machen,

weil die Note von der Filiale in Southhampton ausgestellt war und dem Hôtel-Cassier daher verdächtig erschien. Kein Wunder also, dass in London jeder wohlstehende Mann seinen Conto-current bei einer Bank oder bei einem Bankier hat und sein Cheque-Buch stets bei sich trägt und ausserdem nur Taschengeld führt. Dieses Schreiben von Cheques ist aber doch stets umständlicher, als unsere Art des Führens von Banknoten, wobei die Beschwerlichkeit des Silbers durch die kleinen 10, 5 und 1 Gulden-Noten abgewendet wird. Diese Bequemlichkeit unserer Zahlmittel im Vergleich zur Unbehilflichkeit des englischen Notenumlaufs ist daher der Hauptgrund, warum der Chequeverkehr bei uns nicht Platz greifen will, während jene Unbehilflichkeit der Hauptgrund der riesigen Ausdehnung des Chequeverkehrs in London ist.

Der Geschäftsverkehr des Giro- und Cassenvereins bietet seinen Kunden weit grössere Vortheile als die englischen und amerikanischen Clearinghäuser. Das Institut übernimmt nämlich nicht blos Gelder in Conto-current oder Giro von den Firmen, mit welchen es in Geschäftsverbindung steht, sondern nimmt auch Effecten in Dépôt und Wechsel, welche letztere er eincassirt. Die Firmen, welche mit dem Giro- und Cassen-Verein in Verbindung stehen, brauchen beim Kauf und Verkauf von Effecten nicht die Stücke selbst zu empfangen und auszuliefern, sondern, indem sie bei der genannten Bank deponirt sind, nur von einem Folio auf das andere umschreiben zu lassen. In der Art besorgt der Giro- und Cassenverein nicht nur alle Käufe und Verkäufe der Effecten, welche bei ihm deponirt sind, sowie die Einziehung fälliger Coupons, sondern auch das Arrangement im Zeitgeschäft.

Am 31. December 1887 wiesen daher die Giro-Conti:

Im Credit:	Gulden
1. Für Vortrag des Saldo pro 1. Jänner 1887 . .	7,803.567·92
2. » Effecten-Ablieferung	1.099,302.455·71
3. » Baarerläge	487,183.940·79
4. » eincassirte Wechsel, Anweisungen, Coupons etc.	729.347.757·37
	2.323,637.721·79

Im Debet:	Gulden
a) Für Effecten-Uebernahme	1.154,619.425·01
b) Gezahlte Cheques	1.041,592.858·35
c) Gezahlte Wechsel, Anweisungen, Coupons etc.	120.381.181·42
	2.316,593.464·78

Es ergibt sich sonach am Jahresschlusse bei einem Guthaben der Conti-Inhaber von fl. 7,044.251·01 ein Revirement oder ein Gesammtumsatz von fl. 4.640,231.464·78. Das durchschnittliche Giro-Guthaben eines Tages belief sich auf fl. 6,927.621·22. Die Gesammtzahl der vom Giro- und Cassenverein eingelösten Geldcheques hat 34.652 Stücke erreicht, mit einem Durchschnittsbetrage von fl. 30.059, woraus sich ergibt, dass der Verkehr nur unter grossen Häusern stattfindet und auch nicht auf die mittleren Schichten der Geschäftswelt sich erstreckt. Der Betrag der vom Giro- und Cassenverein zahlbar gemachten Accepte und Anweisungen belief sich mit 10.718 Stücken auf rund 72 Millionen Gulden. Von denselben wurden nur 1509 Stücke mit fl. 13,970.298 baar ausgezahlt, während 9209 Stücke, also 86% der Gesammtstückzahl im Betrage von fl. 58,577.947, durch die eigene Compensation und durch Clarirung im Wiener Saldirungsverein beglichen wurden.

An Incasso wurden vom Giro- und Cassenverein im Jahre 1887 für fl. 723,448.286 besorgt, wovon 368 Millionen an Wechseln und Anweisungen, 342 an Devisen und circa 13 Millionen an Coupons und Rechnungen.

Im Effectenverkehr und Arrangement für seine Folio-Inhaber machte das Wiener Clearinghaus einen Gesammtumsatz von fl. 2.253,921.880·72.

Im Depositengeschäft (Giro-Dépôt) erhob sich das Gesammt-Revirement an Staatspapieren, Pfandbriefen etc. auf fl. 442,864.600.

Escompte- und Vorschussgeschäfte. Der durchschnittliche Stand des Wechsel-Portefeuilles hat fl. 7,565.534·29, jener der Vorschüsse auf Effecten fl. 1,354.410·07 betragen.

Die durchschnittliche Verfallzeit der discontirten Wechsel war 49 Tage, der Durchschnittsbetrag fl. 6598; der durchschnittliche Discontosatz 3·63%, der durchschnittliche Zinsfuss im Vorschussgeschäfte 4·30%. Wie in den vorausgegangenen Jahren seit der Gründung des Instituts, wurde auch im Jahre 1887 kein Wechsel der Portefeuilles nothleidend.

Der Gesammtverkehr des Jahres 1887 beziffert sich auf fl. 4.806,128.521·61 (gegen fl. 4.858,778.963·79 im Jahre 1886). Das grösste Revirement eines Tages des Jahres 1887 war am 8. Februar mit fl. 53,682.875, das kleinste Revirement eines Tages war am 8. April mit fl. 3,660.673·15. Der durchschnittliche Cassasaldo eines Tages belief sich auf fl. 2,443.507·34 (gegen fl. 2,273.711·06 in 1886). Im Jahre 1887 wurde ein Gewinn von fl. 176.309·86 erzielt, welche

Summe nach Dotirung des Reservefonds etc. für das Actiencapital von 3 Millionen Gulden zu einer Dividende von 5% ausreicht.

Während die Creditanstalt und die Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft für Depositen 2% Zinsen zahlen, bewilligen die Oesterreichisch-ungarische Bank und der Giro- und Cassenverein keine Zinsen für Depositen, hingegen betheiligt der letztere seine Folio-Inhaber an dem Reingewinne in der Art, dass der 6% übersteigende Reinertrag unter die Folio-Inhaber im Verhältniss zu ihrem Umsatz repartirt wird. Auch wenn der Reingewinn unter 6% bleibt und daher nichts zu vertheilen ist, haben die Folio-Inhaber des Giro- und Cassenvereines doch den Vortheil, dass der Giro- und Cassenverein das ganze Compensations- und Umschreibegeschäft der mit ihm in Verbindung stehenden Kunden umsonst besorgt. Ueberhaupt werden die meisten Geschäfte der Banken und Bankhäuser durch Umschreibung vom Giro- und Cassenverein besorgt, indem erstere nicht blos ein Giro-Cassen-Dépôt bei letzterem halten und ihre Zahlungen unter einander nur einfach umschreiben lassen, sondern auch ihre Effecten grösstentheils beim Giro- und Cassenverein deponiren, welcher auch durch vorsorgliche bauliche Einrichtungen volle Sicherheit für die Effecten bietet. So werden gleich den Geldforderungen auch Effectenlieferungen einfach durch Umschreibung bewerkstelligt. Dadurch ersparen die Bankhäuser mehr als die Hälfte des Personals, welches sie vor der Gründung des Giro- und Cassenvereins halten mussten und erzielen demnach eine namhafte Ersparniss, welche jenem Zinsengenuss wenigstens gleichkommt. Uebrigens haben viele Häuser auch noch Giro-Depositen bei der Oesterreichisch-ungarischen Bank als Reserve.

Eine sehr zeitsparende Einrichtung besteht beim Coupons-Verkehr. Das Institut besitzt nämlich eine sinnreich construirte Maschine, welche die Coupons, in Partien eingelegt, automatisch numerirt und perforirt, so dass eine Abstempelung oder Chiffrirung der Coupons nicht erforderlich ist. Die Coupons sind unter Schleifen, grössere Partien in Packeten zu je 100 Stück einzureichen. Den Einreichern der Coupons wird ein Begleitschein ausgefertigt, welcher mit derselben Nummer wie die Coupons versehen ist und den Gesammtbetrag der eingereichten Coupons anerkennt.

Die baulichen Einrichtungen des dem Giro- und Cassenvereine dienenden Palastes sind musterhaft und bieten den Depositen- oder Giro-Gläubigern absolute Sicherheit. Die Werthpapiere befinden sich in zwei unterirdischen hohen Gewölben, welche vollkommen feuer-

fest abgeschlossen und Tag und Nacht durch mit Glas geschützte Gasflammen erleuchtet sind, welche sich hoch oben über dem Bereich der Hand nächst der hohen Decke befinden und aus einem entfernten Winkel durch einen Druck stark vergrössert oder verkleinert werden können. Vor den Sicherheitsgewölben befindet sich ein Manipulirungssaal, dem das Licht durch einen unterirdischen Lichthof zugeführt wird, der zwischen hohen Mauern innerhalb des Hauses angebracht ist. Die Fenster sind mit starken Eisengittern versehen, und ausserdem kann das ganze Hortgeschoss in wenigen Minuten unter Wasser gesetzt werden. Die Sicherheitsgewölbe sind längs der Wände mit grossen feuerfesten Schränken versehen, welche in die Mauer eingelassen sind. Das Sicherheitsgewölbe, bei welchem Eisenschienen verwendet sind, ist ringsum, ausser einem Manipulationssaal, von einem Gange umgeben, welcher während der Nacht durch Wächter beobachtet wird. An zwei Seiten befinden sich stark vergitterte Gucklöcher, durch welche die Wächter jede halbe Stunde hindurch in das Gewölbe sehen müssen, um sich zu vergewissern, dass nichts Verdächtiges vorhanden ist. Sie haben ihre Anwesenheit, beziehungsweise die erfüllte Pflicht des Nachsehens durch Druck auf einen elektrischen Apparat zu constatiren. Dieser Stoss wird durch den Leitungsdraht in den höchsten Stock des Hauses in eine Uhr befördert, welche diese Meldungen auf einem grossen Bogen durch Punkte registrirt. An jedem Morgen wird sodann der registrirte Bogen von dem dazu aufgestellten Aufsichtsbeamten controlirt. Ausserdem hat der Telegraphen-Apparat noch eine Function. Feine Fäden ziehen sich hinter den Gittern her, und sobald der Versuch gemacht würde, ein Gitter oder eine Thüre zu durchbrechen, so würde der Faden reissen und dadurch sofort der telegraphische Glockenapparat in den Gemächern der im Hause wohnenden Beamten in Bewegung gesetzt werden, welche wieder durch Druck auf einen Knopf das Gewölbe unter Wasser setzen können.

Angesichts des ungewöhnlich nützlichen Wirkungskreises des Instituts, welches, wie gesagt, ausgiebiger als der der englischen und amerikanischen Clearinghäuser ist, darf es nicht Wunder nehmen, dass die Betheiligung gleich von der Gründung an eine sehr bedeutende war. Die Geschäftsthätigkeit des Giro- und Cassenvereins begann erst mit dem 1. Juli 1872 und bereits in diesem Gründungsjahre erhoben sich die durchschnittlichen Girobestände auf fl. 4,022.198, die Cassabestände auf fl. 2,681.520 und der Gesammt-Giro-Umsatz dieses ersten halben Jahres auf fl. 2.296,598.351. In

den darauffolgenden Jahren entfaltete sich das Giro-Revirement wie folgt:

	Girobestände Gulden	Giro-Revirement Gulden
1873 . . .	6,220.424	2.364,318.630
1874 . . .	2,951.617	1.264,909.523
1875 . . .	4,585.640	1.419,742.953
1876 . . .	5,234.282	1.490,702.854
1877 . . .	5,714.678	2.372,207.887
1878 . . .	5,676.955	2.759,452.877
1879 . . .	7,591.895	4.247,977.521
1880 . . .	9,242.513	5.576,036.411
1881 . . .	11,589.513	7.668,904.167
1882 . . .	11,372.030	5.571,638.178
1883 . . .	8,336.358	4.681,401.392
1884 . . .	9,231.966	5.103,381.051
1885 . . .	7,541.277	4.330,910.890
1886 . . .	6,925.082	4.684,573.387
1887 . . .	6,927.621	4.640,231.186

Für das kleine Actiencapital von 3 Millionen Gulden ist dies eine ganz ausserordentlich ergiebige Wirksamkeit. Uebrigens gilt es als ein Grundsatz im Bankwesen, dass ein richtig eingelebtes Institut ihre Hauptbetriebsmittel aus den Depositen bezieht und dass das Stammcapital nur als Garantie-Fonds dient.

Bankwesen. Unter den eigentlichen Banken nimmt die aus der Oesterreichischen Nationalbank hervorgegangene, 1878 reorganisirte und umgetaufte Oesterreichisch-ungarische Bank den ersten Rang ein. Sie ist die einzige Bank in der Monarchie, welcher das Recht der Notenemission zusteht. Ihre 1867 und dann wieder 1871 und 1887 revidirte Verfassung ist dem Principe der Statuten der Bank von England mit der Contingentirung des Banknoten-Umlaufes nachgeahmt. Die Notenbank ist schon im Jahre 1818 nach den westlichen Vorbildern ins Leben getreten und hat sich in dieser ganzen Zeit kraft ihrer soliden, umsichtigen und besonnenen Geschäftsführung als der Hauptpfeiler des Credits in der österreichisch-ungarischen Monarchie bewährt. Selbst in der grössten Handelskrisis, welche die Geschichte kennt, im grossen Krach von 1873, hat sie wie ein Rocher de Bronce fest gestanden in der Sturmfluth, welche Alles rund um sie zu verschlingen drohte. Wenn sie je ins Gedränge kam, so war ihre eigene Geschäftsgebarung nicht daran Schuld, sondern die Ver-

legenheiten des Staates, welchem sie zu verschiedenen Malen mit grossen Darlehen aushelfen musste. Die Schuld des Staates betrug in Folge dessen 1861 fast 250 Millionen Gulden, wurde von da an aber allmälig vermindert und zuletzt beim Ausgleich mit Ungarn 1867 auf 80 Millionen vinculirt, welche nach der Statuten-Revision von 1877 allmälig aus dem dem Staate zustehenden Dividenden-Antheil zurückgezahlt werden wird und daher 1885 bereits auf fl. 79.403.386 gesunken war. Trotz der mehrfachen centrifugalen Revisionen der Statuten erfreut sich die Bank dennoch einer anhaltenden Zunahme der Geschäfte. Der Wechselbestand, welcher im Durchschnitt des Jahres 1819 auf fl. C.-M. 1,922.907 sich erhob, erreichte 1847, von wo die Thätigkeit der Filialen begann, fl. 43,636.515, im Jahre 1858 fl. 76,795.898, in 1865 fl. 106,837.074, in 1866 fl. 38,884.710 im Jahre 1870 fl. 109,694.405, im Jahre 1873 fl. 181,775.058, im Jahre 1874 fl. 142,195.922, im Durchschnitte des Jahres 1887 fl. 129,069.000.

Grosse Umsicht zeigte die Verwaltung angesichts des grossen Falles des Silberpreises, indem sie vom ersten Beginn im Jahre 1872 an, obgleich in Oesterreich-Ungarn noch die Silberwährung herrscht, ihren vorher gesammelten Goldschatz zu erhalten und vermehren suchte. Sie besass am 31. December 1887 neben fl. 145,148.144 in Silber fl. 70,981.748 Gold und wird daher bei dem früher oder später nothwendig werdenden Uebergang zur alleinigen Goldwährung nur geringe Opfer zu bringen haben. Die Bank hat in der neuesten Zeit grosse Anstrengungen gemacht, ihre Filialen und auswärtigen Bankstellen zu vermehren. Im Jahre 1887 allein wurden nicht weniger als 7 Filialen und 32 Nebenstellen errichtet, so dass die Anstalt gegenwärtig ihre Thätigkeit auf 181 Bankplätze erstreckt, von welchen namentlich die ungarischen, welche mit der Hauptanstalt in Budapest, ihren 17 Filialen und 59 Nebenstellen 77 Bankplätze umfasst, seit der letzten Statutenrevision reicher dotirt worden sind.

Die gesammten Operationen der Bank betrugen im Jahre 1887 fl. 1.311,640.814 (gegen 1.276,133.393 in 1886), was eine Vermehrung um 35½ Millionen ausmacht. Der Banknotenumlauf stand am 31. December 1886 auf fl. 391,138.520 (gegen 371,687.410 in 1886); die Baarschaft auf fl. 216,129.892 (gegen 25,558.876 in 1886). Die Bank ist also vollständig solvent, sobald der Staat eine Einlösungscasse für die Staatsnoten creirt.

Der Umsatz im Giroverkehr in Wien betrug im Jahre 1887 fl. 817,391.439, während in Budapest, wo die Giro-Einrichtungen

der Bank seit dem Jahre 1880 dem Publicum zugänglich sind, der Giroverkehr noch nicht benützt wird. Daher darf man sich nicht wundern, dass die Summe der Operationen der Hauptbankstelle zu Wien nebst drei benachbarten Orten mehr als drei Mal so hoch ist, als diejenige der Hauptbankstelle zu Budapest nebst zehn anderen Plätzen, nämlich fl. 632,935.402 gegen fl. 183,208.589. Die Summe der Operationen der österreichischen Bankanstalten zu sämmtlichen ungarischen verhält sich ähnlich, nämlich fl. 968,881.545 zu fl. 336,431.769.

Am 31. December befanden sich in Verwaltung und Verwahrung der Wiener Hauptbankstelle fl. 290.501.221.

In der Hypothekar-Abtheilung waren nur 3254 Darlehen begeben mit fl. 96,702.899 und für fl. 90,036.700 Pfandbriefe in Umlauf. Von den Darlehen vertheilten sich 825 im Betrage von fl. 20,224.159 auf Häuser, 1663 mit fl. 71,204.456 auf Güter und 766 im Betrage von fl. 5,274.283 auf kleinen Grundbesitz. Der Reservefonds des Actiencapitals von 90 Millionen Gulden ist mit Ende 1887 auf fl. 18,484.970 angewachsen, und da er sonach 20% überschreitet, so braucht nichts aus dem Reinertrag zugelegt zu werden. Der letztere erhob sich 1887 auf fl. 5,959.685 und da somit 7% nicht erreicht wurden, so entfällt für das genannte Jahr der Gewinnantheil an den Staat, beziehungsweise die Tilgungsquote an der gemeinsamen Schuld Oesterreichs und Ungarns an die Bank.

Die Oesterreichisch-ungarische Bank ist mit einem Notenumlauf von circa 390 und einer Barschaft von circa 210 Millionen Gulden vollkommen zahlungsfähig. Sie kann aber den Zwangscours noch nicht abschütteln, so lange die im Betrage von circa 312 Millionen umlaufenden Staatsnoten noch nicht gegen Münze umgewechselt werden.

Eine interessante Episode in der Geschichte der Bank war die Hilfe, welche sie während der Handelskrisis von 1857 der Hamburger Kaufmannschaft leistete. Hamburger Grosshändler waren in Folge der Aufspeicherung von Waaren nach dem Ausbruch der Krisis in Amerika und England in die Gefahr der Zahlungseinstellung gekommen. Die Preussische Bank weigerte sich zu helfen, da ihre Leitung die Verlegenheit als eine selbstverschuldete ansah und ihre Mittel für das eigene Bedürfniss zusammenhalten wollte. Da schickte die damalige Oesterreichische Nationalbank, welche während der Herrschaft des Zwangscourses ihre Noten nicht einzulösen brauchte, zehn Millionen Silber in einem Extrazuge nach Hamburg, nach

dessen Ankunft die Krisis sehr bald beschworen wurde. Auch konnte das Darlehen bald wieder zurückerstattet werden.

Die Oesterreichisch-ungarische Bank lässt ihre Noten selbst drucken. Die Regierung hingegen hat für die Anfertigung der Staatsnoten eine besondere Centralstelle unter der Leitung des Hofrathes Storck errichtet. Angesichts der sich verbreitenden Kenntniss der Chemie, der Farbenlehre und der Photographie wird es geschickten Handwerkern und Technikern immer leichter, Banknoten mit gewöhnlichen, Jedem zugänglichen Mitteln nachzuahmen. Die Regierung hat jene technische Centralstelle gegründet, welche die Aufgabe hat, Fälschungen zu ermitteln und Mittel und Wege aufzufinden, mit deren Hilfe Banknoten so künstlich hergestellt werden, dass deren Nachahmung mit gewöhnlichen zugänglichen Mitteln bis auf Weiteres nicht möglich ist. Die deutsche Reichsregierung, welche für ihre Reichscassenscheine das gleiche Ziel verfolgt, hatte vor einiger Zeit an die österreichisch-ungarische Regierung einen ihrer neuen 50 Mark-Reichscassenscheine geschickt, mit der Bitte, denselben von ihrer technischen Stelle prüfen und versuchen zu lassen, ob die Note täuschend nachgemacht werden könne. Nach vier Wochen schickte letztere drei solcher Reichscassenscheine zurück, mit der Bemerkung, dass die deutsche Regierung selbst die echte Note heraussuchen möge, da man sie hier nicht mehr unterscheiden könne. Zugleich schickte unsere Regierung mit diesem Bescheid eine neue 50 Gulden-Staatsnote mit der gleichen Bitte. Darauf kam aber die Antwort, dass es in Berlin nicht gelungen, diese neue Note täuschend nachzuahmen. Das dabei angewendete Verfahren, welches hauptsächlich auf einer derartigen Herrichtung des Papiers beruht, dass es der Photographie widerstrebt, wollte der Erfinder in Petersburg patentiren lassen. Das Gesuch aber wurde dort abgeschlagen, weil die russische Regierung, deren Finanzen durch zahlreiche Fälschungen der Rubelnoten sehr geschädigt werden, ein ähnliches Verfahren adoptiren will. Uebrigens ist der Leiter unserer Notencentralstelle der Ansicht, dass mit der Zeit jede Note gefälscht werden kann und dass daher die notenausgebenden Institute ununterbrochen die Sache im Auge behalten und technische Mittel zur Abwehr studiren und auffinden müssen, um von Zeit zu Zeit neuere widerstandsfähigere Noten auszugeben.

Den zweiten Rang unter den Creditinstituten Wiens und der Monarchie nimmt die Creditanstalt für Handel und Gewerbe ein. Dieselbe verdankte ihren Ursprung dem grossen volkswirth-

schaftlichen Aufschwung, welcher im Abendlande sich verbreitet, als der Krimkrieg noch nicht beendigt war. Die Oesterreichische Creditanstalt wurde 1855 nach dem Vorbild der französischen »Crédit mobilier« gegründet, welcher seinerseits der bereits unter Friedrich II. errichteten Preussischen Seehandlung nachgebildet war. Die nach jenem Muster in vielen europäischen Staaten errichteten Speculations-Banken waren ursprünglich in der Absicht geschaffen, das Monopol der grossen Bankhäuser, welche die Emission der Staatsanlehen lange Zeit in Beschlag genommen hatten, zu brechen und die Capitalsmacht zu demokratisiren, insofern als viele unter der Firma der Creditanstalten vereinigte kleine Capitalien eine grosse Geldmacht bildeten, welcher die Aufgabe gestellt wurde, Anlehens-Operationen zu bewerkstelligen sowohl für Staaten, wie für Actiengesellschaften, Unternehmungen für Transportdienst, Industrie- und Bergwerke zu gründen, Börsengeschäfte im weiten Sinn des Wortes zu betreiben, Darlehen auf Effecten und Waaren zu geben und nebenbei das gewöhnliche Bankgeschäft zu pflegen. Während der Pariser »Crédit mobilier« sich in einen gewissen Gegensatz zu den grossen Bankhäusern stellte und dadurch auf die Bahn sehr gewagter Unternehmungen gelenkt wurde, welche mehrmals sein Actiencapital und seine ganze Existenz gefährdeten, wurde die Oesterreichische Creditanstalt mit solcher Umsicht geleitet, dass sie trotz mehrfacher Verluste durch grosse Diebstähle eine überaus feste Position sich errang, dass ihre Actien zum leitenden Speculationspapier der Wiener, ja der Frankfurter und zeitweise der Berliner Börse wurde und dass sie zuletzt solches Ansehen gewann, dass Bankhäuser ersten Ranges ihre Mitwirkung zu grossen Finanzoperationen suchten, wie dies erst kürzlich bei der grossen Conversion der ungarischen Goldrente der Fall war. In der ersten Generalversammlung der Actionäre im Jahre 1857, welche über die Geschäftsgebarung des ersten Jahres (1856) nach der Gründung zu urtheilen hatte, drückte sich die Verwaltung im Geschäftsbericht über den Zweck des Institutes u. a. wie folgt aus: »Die Institution ist bestimmt, um durch die Kraft des vereinigten Capitals den Credit und das Gedeihen von Handel und Industrie zu befördern. Die Association selbst ist eine Grundlage, ein Princip des Credits, und auf dieses Princip im weitesten Sinne, auf die Vereinigung privativer Kräfte aus allen Ständen und Berufskreisen sich stützend, sollen die Mobiliar-Creditinstitute alle jene Bankfunctionen, welche bisher blos der individuellen Thätigkeit oblagen, in erhöhtem Masse vollziehen, und dabei sich wesentlich

durch die allgemeinen volkswirthschaftlichen und nationalen Interessen leiten lassen. Letzteres gilt von keinem solchen Creditinstitute mehr und entschiedener, als gerade von dem österreichischen, dessen Wirkungskreis durch die Statuten zwar auf die eigene Monarchie beschränkt ist, dem aber innerhalb dieser nationalen Grenzen der weiteste Spielraum geboten, ein sicheres, unermessliches Feld lohnender und segensreicher Entfaltung sich eröffnet hat. So fühlbar, als in Oesterreich, war vielleicht nirgends sonst das Bedürfniss, Handel und Gewerben die Beschaffung jener Capitalien zu erleichtern, deren sie bedürfen, sollen sie nach ihrer vollen Entwickelungsfähigkeit, die von Natur jeder anderen ebenbürtig ist, sich herausbilden.« Eine Vergleichung der ersten und der letzten Bilanz der Anstalt ergibt folgendes Resultat: Die Passiva stellten sich in der ersten (1856) und letzten Jahresrechnung (1888) wie folgt: Capital 1856 fl. 30,491.420, 1877 fl. 40,000.000; Depositen in laufender Rechnung in 1856 fl. 40,685.064, in 1887 fl. 96,862.160; Reingewinn fl. 5,884.650 in 1856, in 1887 fl. 4,002.604; Totale in 1856 fl. 80,213.688, 1867 fl. 154,223.837. Die Activen enthielten anfangs: 1856 fl. 21,482.847 Effecten, im Jahre 1887 nur fl. 4,654.100; an Wechselbestand 1856 fl. 22,768.052, 1887 fl. 29,776.067; an Darlehen auf Staats- und Industriepapiere fl. 19,836.238, 1887 um fl. 91,967.574; Debitoren in laufender Rechnung fl. 12,234.922 im Jahre 1856, im Jahre 1887 fl. 102,178.665; Barschaft 1856 Gulden 2,886.854 und fl. 4,227.697 in 1887; Gewinn 1856 fl. 4,510.278 und 1887 fl. 4,002.604.

Die Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft, nach der Oesterreichisch-ungarischen Bank die älteste Discontobank Oesterreichs, wurde 1853 gegründet und hat sich in den 35 Jahren ihres Bestandes durch solide Geschäftsführung solches Ansehen erworben, dass selbst eine grosse Veruntreuung eines ihrer höheren Beamten im Betrage von gegen zwei Millionen Gulden, welche sich in den letzten Jahren ereignete, ihren Credit nicht zu untergraben vermochte. Ein Vergleich der ersten Bilanz vom 28. März 1854 mit der letzten vom 1. Jänner 1888 zeigt am besten den Aufschwung, welchen die Anstalt genommen hat. Im ersten Geschäftsjahre wurden von der Anstalt 3454 Stück bankmässige Wechsel im Betrage von fl. 5,460.233 und 8879 Wechsel von Creditinhabern im Gesammtbetrage von fl. 6,189.543 discontirt. Dieser Gesammtsumme von fl. 11,649.777 standen Ende 1887 gegenüber fast 44 Millionen Guthaben, wovon fl. 22,776.039 discontirte Wechsel, fl. 14,474.176 Debitoren, fl. 2,952.561 Report- und Vorschussgeschäft.

Die Allgemeine österreichische Boden-Creditanstalt erhielt zwar schon 1863 die kaiserliche Genehmigung, sie trat aber erst am 1. April 1864 ins Leben. In der ersten am 24. April 1866 abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde constatirt, dass 30.400 Actien (zu fl. 200) mit 40% bis auf einen kleinen Rest eingezahlt waren, und dass die Anstalt von vorneherein um Kundschaft nicht verlegen war. Denn so sehr machte sich das Creditbedürfniss geltend, dass bis zum Schlusse des Jahres 1875, also in einem Zeitraum von 19 Monaten seit dem Inslebentreten der Bank, 11.498 Anforderungen um Darlehen im Gesammtbetrage von fl. 58,405.800 einliefen, wovon 9277 Creditbegehren mit fl. 35,626.700 wegen statutenmässig nicht zulässiger Beleihbarkeit zurückgewiesen, 1912 mit fl. 18,906.000 bewilligt, aber nur 1648 mit einem Betrage von fl. 16,388.600 wirklich realisirt wurden.

Die grösste Theil der Darlehen wurde gegen Rückzahlung mittelst Annuitäten bedungen, wovon die längste Tilgungsdauer sich auf 52 Jahre erstreckte. Der Zinsfuss wurde je nach der Länge der Tilgungszeit von $5\frac{7}{10}$ bei $6\frac{1}{2}\%$ festgesetzt. Da ein grosser Theil des Actiencapitals in Paris aufgebracht worden war, so führte die Anstalt dem Lande eine sehr erspriessliche Finanzkraft zu Verbesserungen der Bodenproduction zu. Die Bank nimmt für ihre Darlehen dreifache Deckung in Immobilien und daher konnte die Ausgabe von Pfandbriefen schon in jener ersten Verwaltungsperiode bis Ende 1865 die Summe von fl. 15,646.600 erreichen. Ausser dem eigentlichen Hypothekengeschäfte konnte die Anstalt ihre flüssigen Mittel reichlich im gewöhnlichen Bankgeschäft umsetzen und es betrug der Verkehr in Devisen fl. 53,852.803, der Umsatz im Reportgeschäfte fl. 29,746.585 und das gesammte Cassevirement fl. 120,578.117.

Ausserdem konnte die Bank sich kraft ihrer Statuten sehr bald auch an grösseren Finanz-Consortien und Anlehens-Operationen betheiligen. Am Ende des Jahres 1887 war der gesammte Darlehensstand auf fl. 142,885.321, die Summe der ausstehenden Pfandbriefe auf fl. 138,109.120 gestiegen. Der Reingewinn der Anstalt betrug im Jahre 1887 17·9%, so dass eine Gesammtdividende von $12\frac{1}{2}\%$ vertheilt werden konnte. Unter solchen Umständen wäre eine Herabsetzung des Zinsfusses und Ermässigung der bei Bewilligung von Darlehen üblichen Gebühren angezeigt.

Die Oesterreichische Hypothekenbank und die Oesterreichische Central-Bodencreditbank bewegen sich in bescheidenen Grenzen, indem erstere, welche anfangs 1868 gegründet wurde,

bei einem Actiencapital von fl. 500.000 nach den ersten 23 Monaten ihres Bestehens um fl. 3,026.689 Hypothekardarlehen bewilligt hatte, welche bis Ende 1887 auf fl. 6,429.181 gestiegen waren. Die Summe der Pfandbriefe erhob sich in derselben Periode von fl. 3,194.900 auf fl. 6,429.181.

Die Oesterreichische Central-Bodencreditbank wies in ihrem ersten Geschäftsbericht vom 31. December 1872 für fl. 4,716.962 Hypothekardarlehen und fl. 4,208.383 Pfandbriefe im Umlauf, welche bis Ende 1887 bei einem eingezahlten Actiencapital von vier Millionen Gulden auf fl. 9.677.755 Darlehen und fl. 10,795.937 Pfandbriefe gestiegen waren, wobei letztere mit 34—45jähriger Tilgungsfrist umlaufen.

Wir kommen nun zu drei Banken, welche den Charakter der Mobiliar-Creditanstalten tragen und sowohl dadurch wie durch die Heranziehung ausländischen Capitals die Unternehmungskraft unseres Landes gesteigert haben.

Die Anglo-Oesterreichische Bank, welche mit dem Jahre 1864 ins Leben trat, begann ihre Geschäfte mit einem eingezahlten Actiencapital von sechs Millionen Gulden. Den anschaulichsten Begriff über die Entwickelung gewährt ein Blick über die gesammten Umsätze der Jahre 1864 und 1887, in welchem letzteren das eingezahlte Actiencapital auf 18 Millionen Gulden angewachsen war.

Gesammtumsätze:	1864 fl.	1887 fl.
in Vorschüssen auf Staats- und Industrie-Papiere	91,171.769	96,432.508
in Wechseln auf Wien und die Provinzen	70,755.762	225,974.903
in Wechseln auf das Ausland	103,809.524	240,388.583
in Cassescheinen	88,817.600	4,405.742
im Girogeschäft	19,830.586	14,292.547
im Commissionsgeschäft	224,401.394	603,531.346
in Gesammtsumme der auf die Bank ausgestellten Tratten und Anweisungen	24,470.123	59,154.165
Cassebewegung	435,356.461	646,922.030

Die Unionbank hatte 1870 ihr erstes Geschäftsjahr, gegen welches bei einem Actiencapital von zwölf Millionen Gulden die Bilanz von 1887 folgende Erhöhung der Gesammtumsätze aufweist:

	1870 fl.	1887 fl.
Commissionsgeschäft	300,671.149	631,344.743
Wechsel ö. W.	65,129.847	141,525.340
Wechsel auf auswärtige Plätze	58,807.518	116,882.527
Reportgeschäft		21,207.421
Umsatz in Effecten		445.497.041
Vorschüsse auf Staats- und Industriepapiere	32,484.000	
Umsatz in Valuten und Coupons		126,241.633
Umsatz in Cassescheinen	2,103.100	1,592.600
Acceptirte Tratten	16,883.055	44,079.456
Cassereviréments	338,377.055	741,246.805

An dem Gesammtumsatze des Saldirungsvereines nahm die Unionbank 1887 mit fl. 18,600.000 theil. Die Unionbank hat das Verdienst, einem starken Bedürfniss des Geschäftsverkehrs durch Eröffnung einer Waarenabtheilung abgeholfen zu haben. Während des Jahres 1887 wurden für fl. 12,114.575 Vorschüsse auf Warrants und Waaren (gegen fl. 9,431.000 in 1886) ertheilt. Dabei besitzt die Bank ihr eigenes Lagerhaus in Wien, woselbst Ende 1887 167.968 Doppelcentner im Versicherungswerthe von fl. 3,036.417 lagerten. Auch besitzt die Bank eine Filiale in Triest und in Serajewo.

Die Oesterreichische Länderbank, hauptsächlich durch französisches Capital begründet, hat aus diesem Grunde sowohl, als durch die Heranziehung französischen Capitals zur Fusion der steierischen Eisenhütten u. a. G. unserem Lande gute Dienste geleistet. Die Bank hat mit dem grossen Capital von vierzig Millionen Gulden Gold oder fl. 46,825.000 ö. W. ihre Geschäfte 1881 begonnen. Um diese grossen Mittel sofort fruchtbringend zu machen, hat sie anfangs die sich ihr darbietenden Geschäfte nicht sorgfältig genug gesichtet und dadurch manchen Verlust erlitten. Sie hat sich aber gleichwohl seit der kurzen Zeit ihres Bestandes so rasch entwickelt, dass ihr Bilanzconto von Ende 1887 fl. 110,726.285 Activen und unter der gleichen Ziffer der Passiva fl. 3,702.526 Gewinn aufweist.

Die Wiener Lombard- und Escomptebank trat mit 1. April 1873 ins Leben mit einem Actiencapital von zwei Millionen Gulden. Am 31. December 1873 enthielt ihr Portefeuille Wechsel, Cassescheine und Coupons etc. im Gesammtbetrage von fl. 88.656; der Cassebestand betrug fl. 185.657, der Effectenvorrath fl. 555.629,

der Vorrath an Valuten fl. 153.222, der Werth des Hauses fl. 450.000, diverse Debitoren fl. 758.695, Actienstempel fl. 58.666, das (Gewinn- und) Verlust-Conto fl. 614.504. Im Jahre 1887 war das Actiencapital auf fl. 1,200.000 reducirt; das Portefeuille enthielt am 31. December 1887 fl. 193.084, die Casse fl. 285.215, der Effectenbesitz fl. 192.494, der Valuten-Vorrath fl. 311.532, diverse Debitoren schuldeten fl. 3.366.866. Die Guthaben der Creditoren stellten sich auf fl. 3,025.159 und der Gewinn auf fl. 92.829.

Der Wiener Bankverein wurde am Anfang 1869 gegründet und erstattete seinen ersten Bericht über den Gang der Geschäfte während der ersten zwanzig Monate am 28. Februar 1871 ab. Danach war der Stand der Bank am 31. December 1870 folgender: Eingezahltes Actiencapital fl. 3,200.000, Besitz an Werthpapieren fl. 386.166, Vorschüsse fl. 602.421, Einzahlungen auf Consortialgeschäfte fl. 805.371, Bauunternehmungen fl. 780.798, Guthaben im Conto-Current der Bodencredit-Anstalt fl. 3,727.680. Man sieht daraus, dass das Bedürfniss der Begründung dieser Bank kein sehr dringendes war. Gleichwohl wurden fl. 1,894.384 an Dividenden vertheilt und blieben noch fl. 82.073 auf diesem Conto. Gleichwohl ward das Actiencapital 1875 auf zwölf Millionen und 1887 auf 25 Millionen Gulden erhöht. Die Barschaft betrug am Ende des letzteren Jahres fl. 1,462.316, das Portefeuille fl. 7,154.376, die Reportdarlehen fl. 2,713.062, die Guthaben bei diversen Debitoren fl. 17,386.597, wovon 5·6 Millionen bei Banken und 7·5 durch Effecten bedeckt; der Besitz an Werthpapieren fl. 5,908.086, Einzahlungen auf Consortialgeschäfte Gulden 6,625.327, Depositen fl. 10,240.397, Reservefonds fl. 1,094.763, Specialreserve fl. 2,877.091, Gewinn fl. 1,272.420.

Die Allgemeine Depositenbank trat 1871 ins Leben und erstattete am 8. Mai 1873 ihren ersten Geschäftsbericht über die Gebarung vom 1. Mai 1871 bis 31. December 1872. Der Anfang fiel demnach in eine günstige Zeit. Am 31. December 1872 waren bei einem Actiencapital von zwei Millionen Gulden fl. 4,135.192 Depositen vorhanden, wovon fl. 1,218.092 Spareinlagen und Gulden 2,917.100 gegen Cassascheine in Umlauf. Die Cassa- und Girobestände betrugen fl. 853.611, Wechsel fl. 1,907.203, Darlehen fl. 4,357.809, Reingewinn fl. 257.804. — Am 31. December 1887 betrug das Actiencapital fl. 8,000.000, der Reservefonds fl. 305.000, der Cassebestand fl. 572.491, der Wechselbestand fl. 6,846.005, eigene Effecten fl. 490.865, Debitoren im Bank-Commissionsgeschäfte fl. 2,513.051, Consortialbetheiligungen fl. 495.000, Depositen Gulden

6,895.036, Accepte fl. 315,512, diverse Creditoren fl. 1,503.631, Gewinn fl. 438.020.

Die vor 25 Jahren gegründete Allgemeine Verkehrsbank dient auch als Pfandleihanstalt und hat 1887 an 917.345 Parteien fl. 16,822.501 Darlehen verabfolgt und von 927.734 Parteien Gulden 16,701.201 Darlehen zurückerhalten. Bei einem Actiencapital von fl. 5,600.000 hatte sie im Laufe des Jahres einen Wechselverkehr von fl. 20,106.904. An Depositen wurden im Laufe des Jahres Gulden 11,913.657 eingenommen und befanden sich Ende 1887 noch in Händen der Bank fl. 3,597.150, sowie fl. 454.300 gegen Cassascheine im Umlauf, an Accepten waren fl. 1,384.500 in Circulation, die aushaftenden Darlehen betrugen fl. 5,784.839, der Cassebestand fl. 182,603, Wechselbestand fl. 1,779.416, diverse Debitoren Gulden 1,989.019.

Genossenschaften. Ein Theil des Creditbedürfnisses kleiner Erwerbspersonen wird auch auf genossenschaftlichem Wege befriedigt. Das österreichische Gesetz war von vorneherein billiger und angemessener, als das deutsche, weil darin unter Berücksichtigung der älteren in England gemachten Erfahrungen die beschränkte Haftpflicht neben der unbeschränkten zugelassen worden ist. Warum sollen den Armen gesetzlich härtere Creditbedingungen auferlegt werden, als den Reichen? Nach 16jährigem Bestand des deutschen Reichs-Gesetzes, welches die beschränkte Haftpflicht ausgeschlossen und auch aus Sachsen und Bayern verbannt hatte, ist man zur Einsicht gekommen, dass diese Einseitigkeit von Uebel und hat man im deutschen Reich einen Revisions-Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die beschränkte Haftpflicht zulässt. In Wien sind in dieser Hinsicht wichtige Erfahrungen gemacht worden. Die gesetzlich zu gleichem Recht bestehenden Genossenschaften mit beschränkter und unbeschränkter Haftpflicht haben sich ziemlich das Gleichgewicht gehalten, da anfangs die ganze Propaganda zu Gunsten der letzteren in Thätigkeit war. Mit der Zeit erhielten aber die ersteren in Oesterreich und speciell in Wien das Uebergewicht. Merkwürdig ist, dass in dieser Entwickelung in Oesterreich, gerade wie früher in England und Deutschland, die unerwartete Beobachtung gemacht wurde, dass unter den Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht mehr Bankerotte vorkamen, als bei denjenigen mit beschränkter Haftbarkeit. In Wien bestanden 1882 44 Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht, im Jahre 1886 nur mehr 40; im erstgenannten Jahre waren unter 44 Vereinen neun in Liquidation und vier im Concurs.

Von den 40 in 1886 waren acht in Liquidation und zwei im Concurs. Im Jahre 1882 bestanden in Wien 51 Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht, wovon sieben in Liquidation und keine im Concurs. Im Jahre 1886 war die Zahl auf 61 gestiegen und nur fünf in Liquidation, keine im Concurs. Diese Zahlen sprechen für sich selbst. Im Jahre 1881 bestanden im Ganzen 61 Vorschuss- und Sparvereine in Wien, im Jahre 1886 68. Das Stammcapital ist in diesen sechs Jahren von fl. 3,073.944 auf fl. 4,512.948 gestiegen, die Darlehen gegen Wechsel und Schuldscheine von fl. 5,809.634 auf fl. 7,940.571, die Spareinlagen von fl. 3,125.660 auf fl. 3,567.169.

An Consumvereinen bestehen in Wien sieben, welche sich einer grossen Prosperität erfreuen und 1882 16.551, 1886 21.160 Mitglieder zählten. Diese geringe Zahl erklärt sich durch den Umstand, dass Arbeiter nicht zu bewegen sind, den Consumvereinen beizutreten, weil diese Baarzahlung verlangen, während die Kleinhändler (Greissler) auf eine Woche oder länger creditiren. Der erste Wiener Consumverein, welcher regelmässig, bei etwas niedrigeren Preisen und mittlerer Qualität, seinen Mitgliedern 5% des Betrages der jährlich gemachten Käufe an Dividende vertheilt, bedingt nur eine Einzahlung von fl. 5.—. Obgleich die Verwaltung gegenüber der Zurückhaltung der Arbeiter sich entschloss, diese auch von solcher Leistung zu entbinden und den Mitgliederbeitrag (die einmalige Actie von fl. 5.—) aus der zu erwartenden Dividende zu decken, so ist diese Bemühung dennoch vergeblich geblieben. Die Arbeiter betheiligen sich nicht, weil sie nicht baar zahlen wollen, obgleich in jeder Woche der Beweis vorliegt, dass sie alle ihre Bedürfnisse theurer einkaufen. Dieser Umstand, sowie der blaue Montag sind ein Hauptelement der »socialen Frage«.

Sparcassen. Die früheste unter dem Titel der »Ersten Oesterreichischen Sparcasse« ins Leben getretene Sparanstalt wurde im Jahre 1819 gegründet. Ihr folgte 1872 die »Neue Wiener Sparcasse« und von 1882 an die Postsparcassen, welche letztere eines ganz ausserordentlichen Erfolges sich erfreuen. Die Wiener Sparcassen boten das seltene Schauspiel, dass sie die höchste Summe der Einlagen gerade zur Zeit der grössten geschäftlichen Niederlage, welche Wien seit einem Menschenalter erlebt hat, aufwiesen. In den Jahren nach dem Ausbruch der Handelskrisis von 1873 waren die Wiener Sparcassen, während fast Alles zusammenstürzte, neben der Oesterreichisch-ungarischen Bank, der Creditanstalt und der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft die einzigen Institute, welche

10*

einer Erhöhung ihres Geschäftsbetriebes sich erfreuten. Dieses momentane rasche Aufblühen ist indessen nicht einzig auf Conto der Sparsamkeit der Bevölkerungsschichte zu setzen, für welche die Einrichtung der Sparcassen überall berechnet ist. Dasselbe entsprang vielmehr dem Umstande, dass die vom Krach von 1873 erschreckten Capitalisten zum ersten Mal ebenfalls ihre Zuflucht zu den Sparcassen nahmen, und zwar allmälig in solchen Dimensionen, dass die Sparcassen genöthigt wurden, den von ihnen für Einlagen bewilligten Zinsfuss herabzusetzen und ein Maximum für die einmaligen Einlagen zu bestimmen. Auf Grund jenes Umstandes weisen die Jahresberichte der österreichischen Sparcassen von 1870 bis 1878 enormen Zuwachs auf. Der Stand zu Ende des Jahres:

1870	war	in 193	Sparcassen	fl.	285,706.689
1871	»	» 212	»	»	341,073.649
1872	»	» 235	»	»	403,046.806
1873	»	» 261	»	»	482,782.202
1874	»	» 277	»	»	539,313.459
1875	»	» 292	»	»	589,400.210
1876	»	» 305	»	»	610,007.947
1877	»	» 311	»	»	625,024.359
1878	»	» 319	»	»	648,617.547
1887	»	» 100	»	»	453,684.000

Heben wir unter dieser Gesammtzahl den Stand der Ersten Wiener Sparcasse allein heraus, so finden wir bei derselben die folgende Vermehrung der Einlagen am 31. December:

1868	fl.	45,115.737
1882	»	137,407.816
1883	»	140,699.299
1884	»	147,557.934
1885	»	158,135.670
1886	»	166,078.142
1887	»	168,146.100

Der Stand der Einlagen bei der Neuen Wiener Sparcasse war Ende:

1882	fl.	6,596.830
1883	»	7,867.932
1884	»	9,611.061
1885	»	12,226.998
1886	»	14,261.627
1887	»	15,407.304

Pfandleihanstalten. In numerisch ähnlichem, meritorisch daher umgekehrten Verhältniss steht der Verkehr im k. k. Versatzamt. In den Jahren von 1882—1886 bewegte sich die Zahl der eingegangenen und ausgelösten Pfänder (Effecten und Werthpapiere), sowie deren Werth wie folgt:

	Eingegangene Pfänder	Gegebene Darlehen	Ausgelöste Pfänder	Zurückgezahlte Darlehen
1882	485.578 . .	fl. 3,111.316	457.902 . .	fl. 2,991.418
1883	495.701 . .	» 3,124.515	469.652 . .	» 2,993.791
1884	518.770 . .	» 3,166.915	494.211 . .	» 2,984.542
1885	738.447 . .	» 3,943.024	598.046 . .	» 3,376.913
1886	864.949 . .	» 4,425.123	806.506 . .	» 4,138.520

In der Allgemeinen Verkehrsbank entwickelte sich das Geschäft in den Jahren 1882—1886 wie folgt:

	Eingegangene Pfänder	Gegebene Darlehen	Ausgelöste Pfänder	Zurückgezahlte Darlehen
1882	1,047.813 . .	fl. 16,447.727	977.660 . .	fl. 15,324.747
1883	1,073.960 . .	» 17,851.484	1,008.337 . .	» 17,097.748
1884	1,042.834 . .	» 17,673.508	966.961 . .	» 16,774.186
1885	1,018.295 . .	» 17,399.658	967.920 . .	» 16,373.905
1886	961.780 . .	» 16,584.541	931.168 . .	» 16,373.893

In den Privat-Leihanstalten wurden im Jahre 1886 fl. 1,319.270 Darlehen gegen Pfänder gegeben und fl. 838.899 zurückgezahlt, während für fl. 480.371 Darlehen zurückblieben.

Waarenmarkt.

Oeffentliche Einrichtungen und Anstalten.

Die Wiener Handels- und Gewerbekammer. Durch eine vorbereitende Versammlung hervorragender Männer im Frühjahre 1848 angeregt, trat die Wiener Handelskammer mit Anfang 1849 ins Leben. Ihre reiche Wirksamkeit und die fruchtbringende Initiative, welche sie auf allen Gebieten der Volkswirthschaft und der wirthschaftlichen Gesetzgebung entwickelte, gibt das beste Zeugniss für die segensreiche Regierung des Monarchen, an dessen Jubiläum auch das ihrige sich anreiht. Als Zweck der Corporation wurde festgesetzt, dass die Handelskammer als berathende Institution, im Allgemeinen die Bestimmung hat, Wünsche und Vorschläge über alle Gewerbs- und Handelszustände in Verhandlung zu nehmen und auf-

gefordert oder unaufgefordert ihre Ansichten und Gutachten für die Erhaltung und Förderung des Gewerbefleisses und des Verkehrs zur Kenntniss der Behörden zu bringen, eine Statistik über den Stand der Gesammtindustrie zu führen, bei der Regelung des Zolltarifes mitzuwirken, bei Ernennungen von Consuln, Handelsagenten und Sensalen, sowie auch bei der Errichtung von Consulaten, Börsen und öffentlichen commerciellen und gewerblichen Anstalten Vorschläge zu erstatten, ebenso auch Gutachten über neue Gesetze und Verordnungen in Gewerbs- und Handels-Angelegenheiten zu erstatten.

Die Kammer begann schon im Februar 1849 ihre Thätigkeit mit der Erörterung der Frage des Ueberganges vom Prohibitiv- zum gemässigten Schutzzollsystem und schlug schon bei dieser ersten Gelegenheit einsichtsvoll Zollfreiheit für englische Maschinen und für Rohstoffe, welche das Land nicht erzeugen kann, ferner Zollermässigung für Hilfsfabrikate, Farbstoffe und chemische Producte vor, da, solange »das hohe Schutzzollsystem bestehe, die Industrie nie in die Lage kommen werde, die Concurrenz mit Deutschland auszuhalten«. Bei solchen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Gelegenheiten wurde auch über den Schmuggel geklagt, welcher durch die hohen Zollschranken hervorgerufen werde, und namentlich in Seidenwaaren aus Italien grosse Dimensionen angenommen habe.

Auch die Errichtung einer Korn- und Mehlbörse wurde schon damals angeregt, ferner die Errichtung von Handelsgerichten, die Reform des Concursgesetzes und der zeitraubenden Gerichtsordnung. Schon am 20. Februar 1849, kaum zwei Monate nach dem Inslebentreten der Kammer, wurde ein Project über die Regulirung der Donau von Wien bis ins Schwarze Meer vorgelegt. In den berühmten Märztagen aber drängte ein wichtiger Vorschlag den anderen: Mittel zur Hebung der Volksbildung, zur Ausbildung eines Exporthandels, Entsendung von Vertrauenspersonen nach Industrie-Ausstellungen in Petersburg und Paris, mit dem Auftrage, Mustersammlungen gewerblicher Erzeugnisse anzukaufen, Vorschläge über die Rehabilitirung der Oesterreichischen Nationalbank durch ein ausländisches Anlehen, über Aufhebung der Freihäfen, Vorschläge über die Revision des Zolltarifs mit Spanien, der Wunsch auf Ernennung einer grösseren Anzahl von Consuln und diplomatischen Agenten in den Ländern der Balkanhalbinsel, wo die Interessen der englischen und französischen Geschäftshäuser besser gewahrt seien, als die österreichischen; Petition um gesetzlichen Schutz des industriellen Eigenthums. — Noch im ersten Jahre des Bestandes der

Handelskammer wurden auf deren Anregung namhafte Gebrechen im Betriebe der Eisenbahnen beseitigt. Die Handelskammer ergriff schon im ersten Jahre ihrer Wirksamkeit die Gelegenheit, um auf die Missstände der Ausgabe einer übertriebenen Menge von Papiergeld aufmerksam zu machen. Die Waarenmuster aus den Petersburger, Pariser und Londoner Ausstellungen wurden den Gewerbevereinen in Brünn, Prag und Reichenberg zur Ansicht überlassen.

Schon im März 1850 erschien ein provisorisches Gesetz, worin die Einrichtung der Handelskammer auf alle Kronländer ausgedehnt und auch die Gewerbe einverleibt wurden.

War es der Wiener Handelskammer schon im ersten Jahre gelungen, das Vertrauen der Regierung und der Bevölkerung durch ihre rege Umsicht für die Förderung der wirthschaftlichen Interessen zu gewinnen, so befestigte sich dasselbe in den nachfolgenden Jahren. Namentlich war es die lebhafte Betheiligung an dem Zustandekommen der neuen Gewerbegesetzgebung, durch welche die Gewerbefreiheit und namentlich die wirthschaftliche Emancipation der Frauen durchgeführt wurde, welche das Ansehen der Handelskammer steigerte.

Man kann die Vertrauensstellung, welche die Wiener Handels- und Gewerbekammer und mit ihr die gleichen Corporationen in den anderen Kronländern im Laufe der Jahre eroberten, nicht besser kennzeichnen, als indem man darauf hinweist, dass den Handelskammern die Wahl von Abgeordneten in den Reichsrath zugestanden und die Ausführung der Organisation der Unfallversicherung der Arbeiter anvertraut worden ist.

Die Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern bieten reiches wirthschaftliches Material, aus welchem wir der Gefälligkeit des Herrn Kammerpräsidenten Isbary und dem Fleisse des Herrn Kammersecretärs Dr. J. Zapf eine Uebersicht verdanken, die uns wesentliche Dienste in vielen Abtheilungen unserer Arbeit geleistet haben.

Eine erspriessliche Thätigkeit hat das 1886 von der Wiener Handelskammer errichtete Informationsbureau entfaltet. Dasselbe erstreckt seine Wirksamkeit auf Ertheilung von Auskunft über Firmen, Einbringung von Forderungen, Vertretung in Rechtsstreitigkeiten bei Fallimenten in Russland, der Türkei, den Donau- und Balkanländern, Italien, Spanien, Portugal, Südamerika, Asien, Afrika und Australien und ist darin von den österreichisch-ungarischen Consulaten unterstützt worden. Das Ministerium des Aeussern hat neuerdings der Handelskammer anheimgegeben, die gleiche Thätigkeit auf die Weststaaten Europas und auf Nordamerika auszudehnen.

Waarenbörse. Im Laufe der letzten vierzig Jahre war es zuerst 1858, wo die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer die Initiative zur Gründung einer Waarenbörse in Wien ergriff. Nach mehrfachen Untersuchungen im Schosse derselben wurde an die grösseren Handels- und Industriefirmen des Platzes seitens der Kammer ein Rundschreiben mit der Einladung zum Beitritte gerichtet, welches insofern Erfolg hatte, als eine Vereinigung zu Stande kam, die ungefähr ein Jahr lang in einem Nebenlocale des Zeughauses (Renngasse) zweimal wöchentlich unter Assistenz der von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer ernannten beeideten Waarensensale ihre Versammlungen abhielt.

Die Ereignisse des Jahres 1859 brachten diese Vereinigung zur Auflösung. Als 1860 das Gesetz über die Organisation von Waarenbörsen erschien, wurden die Versuche, eine solche ins Leben zu rufen, wieder aufgenommen. Sie führten vorläufig nur zu den Berathungen über die Schaffung von Usancen für die wichtigsten Verkehrsmittel, welche von der Handelskammer eingeleitet wurden und deren Entwürfe im Jahre 1862 veröffentlicht wurden, weiterhin aber bis zum Jahre 1872 reichende Ergänzungen nach Bedarf erfuhren. Diese Usancen dienten zur Grundlage von Entscheidungen über Streitigkeiten beim Schiedsgerichte der Handelskammer. Zu Beginn des Jahres 1873 wurde endlich die Etablirung einer Waarenbörse auf breitester Basis ernstlich in Angriff genommen, wozu die Anregung von dem damals bestandenen Reformverein Wiener Kaufleute ausging. Nachdem die Vorarbeiten von einem zu dem Ende eingesetzten Actions-Comité mit thatkräftiger Unterstützung der Handelskammer vollendet und die Genehmigung der Regierung erwirkt worden, fand die constituirende Versammlung der zahlreichen Theilnehmer — es hatten 632 Firmen und Personen ihren Beitritt erklärt — statt und wurde Ende August 1873 die »Wiener Waarenbörse« auf Grund ihres Statuts, welches ein Schiedsgericht mit ausgedehnter Competenz normirte, in den von der k. k. Börsenkammer im provisorischen Börsengebäude am Schottenring gemietheten Localitäten thatsächlich eröffnet. Als Vorstand fungirten 24 Personen, die gleichzeitig auch das Schiedsrichter-Collegium bildeten, und an deren Spitze ein Präsident (Vincenz Ritter von Miller zu Aichholz) und zwei Vicepräsidenten (die Herren Wilhelm Naschauer und Gustav Ritter von Pacher-Theinburg) standen. Besuch und Verkehr waren in den ersten Jahren des Bestandes der Wiener Waarenbörse befriedigend. Die wichtigsten Verkehrsartikel bildeten Oele,

Petroleum, Fettwaaren, Spiritus und Zucker. Im Jahre 1874—1875 nahm sowohl die Mitgliederzahl wie der Verkehr wesentlich ab, und wurde der Fortbestand in veränderter Form, nur durch das Aufgehen der Wiener Waarenbörse in die Wiener Börse, welcher mit dem 1. Jänner 1876 stattfand, gesichert. Im Rahmen der Wiener Börse bildet fortan die Section für das Waarengeschäft die Stätte des sehr beschränkten börsenmässigen Waarenverkehres. Im Interesse dieses letzteren wurden auf Grund vielfacher kaufmännischer Enquêten während des Jahres 1881—1882 die Usancen für den allgemeinen Verkehr und für 57 Hauptartikel ausgearbeitet und im November 1882 durch die Wiener Börsenkammer publicirt. Im Jahre 1879 ernannte die Wiener Börsenkammer fünf Sensale für den Waarenverkehr. Die amtliche Notirung einer Anzahl von Waarenpreisen fand täglich durch die Börsenkammer statt und wurde dieselbe in der »Wiener Zeitung« publicirt. Der Initiative des Kammerpräsidiums ist die völlige Reform der Waarensection der Wiener Börse zu verdanken. Am 17. Jänner 1887 wurde ein eigenes, für den Waarenverkehr bestimmtes, mit allen Erfordernissen ausgestattetes Local für den Verkehr eröffnet. Die Vervollständigung der Usancen, die Schaffung von Einrichtungen für die Liquidation der Termingeschäfte, Reglements für die Deponirung von Typen, Marken und Mustern, ein neues Regulativ für amtliche Ermittelung der Waarenpreise u. s. f. waren vorangegangen. Einräumung einer auf fl. 25 ermässigten Eintrittsgebühr für die Waarenbörse vermehrte die Mitglieder auf 586. Der Verkehr in allen wichtigen Waarengattungen entwickelte sich lebhaft und umfasst insbesondere: Zucker, Petroleum, Oele, Spiritus, Fettwaaren, Gerbstoffe, Leder, Häute, Baumwolle, Garne und Gewebe. Im ersten Semester 1887 wurden Umsätze im Werthe von 16·7 Millionen Gulden, im zweiten Semester im Werthe von 14·8 Millionen Gulden zur amtlichen Notiz gebracht. Im Mai 1887 wurden drei neue Sensale für den Waarenverkehr ernannt. Die Herausgabe eines täglichen amtlichen Waaren-Coursblattes wurde veranlasst. Mit Beginn des Jahres 1888 ergab sich eine Verminderung der Mitgliedschaft auf 398 und auch Besuch und Verkehr sind minder lebhaft. Vom 1. Jänner 1888 ab veröffentlicht die Wiener Börsenkammer den früher von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer herausgegebenen Wochen-Preisbericht in erweiterter Form.

Frucht- und Mehlbörse. Bis zu den zwanziger Jahren bestand in Wien lediglich ein Marktverkehr in Getreide. Daselbst

durfte nur solche Waare verkauft werden, welche auf Schiffen und Fuhrwerken in natura beigebracht worden war. Gegen Ende der 1820er Jahre jedoch reichte diese Art des Verkehrs für die Versorgung der angewachsenen Bevölkerung nicht aus und die Producenten aus entfernteren Gegenden begannen den Verkauf nach Mustern. Sie versammelten sich in der Regel am Samstage in einem Kaffeehause am Mehlmarkt, woselbst sie sich mit den Müllern, Brauern, Bäckern und Fruchthändlern zusammenfanden. Als diese Versammlungen eine gewisse Regelmässigkeit erlangten, fungirte bei denselben ein Polizeicommissär zur Aufrechthaltung der Ordnung und ein sogenannter Marktbeschauer zur Constatirung der Preise. Als die Eisenbahnen eröffnet wurden, nahm das Befahren des Körnermarktes fortgesetzt ab, der Besuch der wilden Börse im Kaffeehause immer mehr zu. Letzteres wurde allmälig für die grosse Zahl der Besucher zu klein und die Interessenten mietheten in der Grünangergasse im Jahre 1842 ein grosses Local, nannten es, ohne ein Statut zu besitzen, »Mehlbörse«, und besorgten dort ihre Geschäfte in der Regel zweimal in der Woche, am Mittwoch und am Samstage, ohne eine andere behördliche Intervention, als diejenige war, welche seitens der Polizei und des Magistrates im Kaffeehause stattgefunden hatte. Ein Versuch, im Jahre 1848 auch auf das Marktwesen reformatorisch einzuwirken, war ohne nennenswerthen Erfolg geblieben, da man die Aenderung des Titels der städtischen Aufsichtsorgane von Mehlbeschauer in Marktinspicienten und später in Marktcommissäre bei gleichbleibendem Wirkungskreise wohl nicht als einen Erfolg bezeichnen kann. Erst im Jahre 1853 fand die niederösterreichische Statthalterei, dass eine solche wilde, nicht autorisirte Börse in Wien nicht statthaft sei, und ordnete die Umwandlung derselben in ein Communalinstitut an. So wurde die städtische Wiener Frucht- und Mehlbörse am 15. September 1853 im Bürgerspitalsgebäude eröffnet. Dieselbe functionirt als solche unter der Leitung des Marktdirectors. Da kam das Kriegsjahr 1866 mit dem hohen Agio, das Jahr 1867 mit seinem reichen Erntesegen, dem kolossalen Exporte und deren Einflusse auf die Bewältigung des Agios. Letztere Umstände lenkten die Aufmerksamkeit der massgebenden politischen Kreise auf den Werth einer Getreidebörse in Wien und diejenige der Interessenten auf die Mängel bestandener Organisation, insbesondere im Vergleiche zu jener der Budapester Productenbörse, die schon früher eine autonome Gestaltung erhalten hatte. Die Erkenntniss, dass das Institut der Fruchtbörse einer Fortentwickelung werth und dass ihre da-

malige Organisation einer solchen hinderlich sei, erfüllte auch bald den Gemeinderath der Stadt Wien und Ende des Jahres 1867 wurde ein Comité gewählt, welches sich nicht blos die Aufgabe stellte, die Uebelstände an der Börse zu prüfen und zu kennzeichnen, sondern die vollständige Autonomie der Börse verlangte. Da damals ein allgemeines Börsengesetz noch nicht bestand, so entwarf das Comité auf Grund des Vereinsgesetzes ein Statut, in welchem jede Ingerenz des Gemeinderathes und des Magistrates auf die Börsenangelegenheiten grundsätzlich ausgeschlossen war. Dieses Statut fand, obschon gegen die Autonomie nicht nur von Seiten vieler Regierungs- und Marktorgane, sondern auch vieler Börsenbesucher Einwendungen erhoben wurden, welche die Kosten der Erhaltung der Börse, die Preisbildung, die für nöthig erachtete marktpolizeiliche Ueberwachung, die Qualität der Brodfrucht und des Mehles, den Einfluss der nicht in Wien ansässigen Mitglieder auf die Gebarung der Börse, die Rechtspflege an derselben u. a. m. betrafen, die Genehmigung der Regierung und des Gemeinderathes. So wurde die autonome Wiener Frucht- und Mehlbörse am 15. September 1869 eröffnet. Der Vorstand bestand aus 24 Personen, welche aus Getreidehändlern, Müllern, Bäckern und Bauern bestanden. Zum Präsidenten wurde Roman Uhl, zum Secretär des Bureaus Herr Moriz Leinkauf gewählt. Börsenvorstand und Secretariat bemühten sich durch Schaffung von Usancen für die wichtigsten Verkehrsgegenstände, durch Bildung eines inappellablen, wenn auch noch nicht obligatorischen Schiedsgerichtes, durch Herausgabe eines täglichen Coursblattes mit richtigen, amtlich erhobenen Preisen, Ankämpfung gegen die bestandenen Verkehrshindernisse, als Pflastermauth, Tarifdisparitäten der Bahnen, ferner durch Errichtung von Lagerhäusern, Schaffung des Saatenmarktes und Veröffentlichung verlässlicher, für den europäischen Getreidehandel massgebend gewordener Ernteberichte an demselben — Wiens Getreidehandel demjenigen Budapests gleichzustellen. Diese Bemühungen waren von so grossem Erfolge begleitet, dass die Wiener Frucht- und Mehlbörse heute nicht nur der Getreidebörse Budapests ebenbürtig geworden ist, sondern überhaupt zu den tonangebenden des europäischen Continents gehört.

Der Verkehr an sich wurde zumeist durch die Errichtung der Lagerhäuser befördert, welche von der Commune Wien mit Zuwendung von nahezu einer Million Gulden Anlagecapital im Jahre 1876 aus der einstigen Maschinenhalle der Weltausstellung von 1873

errichtet wurden. Obgleich dabei auf Gewinn nicht Anspruch erhoben worden war, so brachten diese Docks durch die Steigerung des Verkehrs in Folge der Entwickelung der Frucht- und Mehlbörse dennoch der Gemeinde in den letzten Jahren eine Verzinsung von 9% ein. Dieses hohe Erträgniss war freilich nur dadurch ermöglicht, dass das Handelsministerium die ehemalige Maschinenhalle im Prater der Commune zu sehr mässigem Miethpreise zur Verfügung gestellt hatte. Neben den Lagerhäusern waren es die Usancen und das Schiedsgericht, welche der Wiener Frucht- und Mehlbörse zu ihrer heutigen Bedeutung verhalfen. Die Usancen wurden für die wichtigsten Verkehrsgegenstände in einer Gediegenheit erstellt, dass nicht nur alle im Inlande seither entstandenen Productenbörsen, sondern auch ausländische, wie die Stuttgarter, Züricher, Baseler u. a. gleich derjenigen in Budapest (anlässlich der Umarbeitung der dort früher bestandenen Usancen) diese Bestimmungen für den Verkehr an der Wiener Frucht- und Mehlbörse zur Grundlage ihrer Geschäfte machten. Das Schiedsgericht, aus den Mitgliedern des Börsenvorstandes gebildet, hat sich ein solches Vertrauen im In- und Auslande zu verschaffen gewusst, dass dasselbe eine grössere Thätigkeit entfaltete, als die Schiedsgerichte aller anderen österreichischen Börsen zusammengenommen. Usancen und Schiedsgericht haben das Rechtsgefühl der betreffenden Kreise ausserdem derart gehoben, dass der Wiener Getreidehandel, was die pünktliche Einhaltung der eingegangenen Verbindlichkeiten betrifft, als einer der solidesten auf dem europäischen Continente gilt, so dass die ausländischen Reflectanten für österreichisch-ungarisches Getreide sich mit Vorliebe des hiesigen Platzes bedienen. Das Interesse des Auslandes wird ununterbrochen durch zwei Momente an den Wiener Getreidemarkt gefesselt, erstens durch das täglich erscheinende, überaus sorgfältig redigirte Coursblatt, das die Engros-Preise der Verkehrsgegenstände vollständig richtig verzeichnet und eine Uebervortheilung nahezu zur Unmöglichkeit macht, ein Umstand, welcher nicht nur dem ausländischen Käufer, sondern auch dem inländischen Producenten zugute kommt, und zweitens durch die Einrichtung des internationalen Getreide- und Saatenmarktes, der seit 1873 alljährlich in Wien abgehalten wird, bei welcher Gelegenheit Ernteschätzungen aus allen Ländern in einem Gesammtbericht von solcher Zuverlässigkeit mitgetheilt werden, dass dieselben europäische Autorität erlangt haben, welche den beharrlichen umsichtigen Bemühungen und dem scharfen Blick des Generalsecretärs Herrn Leinkauf zu verdanken ist.

Als im Jahre 1875, in welchem das neue Börsengesetz in Kraft trat, mit demselben das Schiedsgericht für an der Börse geschlossene Geschäfte obligatorisch wurde, und demselben weitgehende Rechte hinsichtlich der Wirksamkeit über nicht an der Börse geschlossene Geschäfte, falls die Parteien sich der Entscheidung freiwillig unterworfen hatten, und hinsichtlich der Execution der Urtheile zu Theil wurden, entwickelte sich die Börse zu grosser Blüthe. Die Umsätze in effectiver Waare — Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Mehl, Hülsenfrüchte, Reps, Kleesaat, Rüböl, Spiritus etc. — bezifferten sich in der zweiften Hälfte der siebenziger Jahre auf Werthe in der beiläufigen Höhe von 100 Millionen Gulden jährlich. Die sodann eingetretene Zollpolitik der Staaten des europäischen Continents und die mächtig emporwachsende Concurrenz Nordamerikas und Indiens beschränkte jedoch bald die Exportthätigkeit wie in ganz Oesterreich-Ungarn, so auch an der Wiener Frucht- und Mehlbörse. Das Verhältniss Oesterreich-Ungarns zu Rumänien und die Zollerhöhungen des eigenen Staates schmälerten auch die Importthätigkeit; und dem Beispiele aller bedeutenden europäischen und amerikanischen Börsen folgend, wurde als Ersatz für den entgangenen Auslandsverkehr auch in Wien das Termingeschäft eingeführt, welches dem europäischen Getreidemarkt trotz der bestehenden Zollschranken gestattet, durch gegenseitiges Angebot und gegenseitige Nachfrage die Preise von Getreide auf das durch die allgemeinen Verhältnisse des Weltmarktes berechtigte Niveau zu reguliren.

Trotz der Einführung des Termingeschäftes überwiegt aber heute an der Wiener Frucht- und Mehlbörse noch immer das effective Geschäft und beträgt der Werth des Umsatzes desselben, nach den Mittheilungen, welche wir der Gefälligkeit des Herrn Generalsecretärs Leinkauf verdanken, immer noch ungefähr 70 Millionen Gulden, während jener des Termingeschäftes sich auf beiläufig 30 Millionen Gulden im Jahre beziffert.

Die Wiener Frucht- und Mehlbörse zählt heute 1350 Mitglieder und ausserdem werden im Jahre 4 bis 5000 Tageskarten an fremde Besucher, Landwirthe, Reisende etc. ausgegeben. Die Börse wird täglich abgehalten und ist am Mittwoch und Samstag, an welchen Tagen sich zumeist die Producenten und fremden Kaufleute in Wien einfinden, von 10—3 Uhr, an den anderen Werktagen von 10 bis 1 Uhr und von 3—4½ Uhr offen.

Schon im Jahre 1887 hat der Gemeinderath der Stadt Wien eine Eingabe an das Handelsministerium gerichtet, in welcher im

Hinblick auf die, trotz der Ungunst der Verhältnisse zutage getretene hohe Entwickelung der Wiener Frucht- und Mehlbörse und den wohlthätigen Einfluss, den dieselbe auf die materiellen Interessen der Stadt genommen, die Regierung gebeten wurde, den Verkehr an der Wiener Frucht- und Mehlbörse auf sämmtliche Approvisionirungs-Artikel und eine Anzahl anderer Producte auszudehnen. Bisher hat die Regierung dieses Ersuchen insofern als zeitgemäss anerkannt, als der Artikel Hopfen unter die Verkehrsgegenstände der Börse aufgenommen worden ist. Da nun bereits mehrere Waaren in den Bereich der Frucht- und Mehlbörse aufgenommen sind, welche nicht mehr in den Rahmen dieses Titels passen und diese Börse überhaupt längst aufgehört hat, eine Specialbörse für Getreide und Mehl zu sein, da aber das innere gedeihliche Wachsthum der Anstalt nach der äusseren passenden Form ringt, so kann deren Umwandlung in eine allgemeine Productenbörse nur eine Frage der Zeit sein. Dem Handel Wiens und ganz Oesterreichs wird aber dadurch ein neuer Impuls verliehen werden.

Lagerhäuser. Im Anfang unserer Periode fehlte es in Wien gänzlich an jenen vielgerühmten Docks oder Lagerhäusern, denen London angeblich zum Theil den Aufschwung seines Welthandels verdankt. Diese Lücke war besonders empfindlich für den Getreidehandel, für welchen Wien durch seine Lage an der Donau und als Mittelpunkt von sieben Eisenbahnlinien, welche das Reich nach allen Richtungen durchschneiden, besonders geeignet ist. Schon im Jahre 1871, als kaum dürftig für Magazine gesorgt war, hatte Wien einen Umschlag von 87 Millionen Gulden in Getreide und Mehl. Das dringendste Bedürfniss wurde von der Donau-Dampfschiffahrt und einigen Eisenbahn-Gesellschaften nothdürftig gedeckt, welche einige Entrepots errichteten. Die Bahn wurde erst im Sommer 1866 durch eine Verordnung des Handelsministeriums gebrochen, durch welche die Ertheilung von Concessionen für öffentliche Lagerhäuser zugesagt wurde, »um dem Handelsverkehr diejenigen Erleichterungen im weitesten Umfang zu verschaffen, welche durch die allgemeinen Zollvorschriften ins Auge gefasst sind, und um auch dem Waarengeschäft, sowie der Entwickelung des kaufmännischen Credits den möglichen Vorschub zu leisten.« Diese Verordnung besteht heute noch unverändert; aber 22 Jahre vergingen, bis die letzte angedeutete Consequenz gezogen und ein Gesetzentwurf über die Einführung der Warrants dem Reichsrath vorgelegt wurde, der hoffentlich die Genehmigung sämmtlicher Factoren der Gesetzgebung

erlangen wird. Nach dieser Verordnung zerfallen die concessionirten öffentlichen Lagerhäuser in 1. Freilager für unverzollte ausländische Waaren im Zollgebiete, für die Aufbewahrung von Waaren im Zollanschluss und für alle steuerpflichtigen Waaren in, hinsichtlich der Verzehrungssteuer als geschlossen erklärten Städten; 2. in Waarenhäuser zur Aufbewahrung zoll- und steuerfreier Waaren. Diese gesetzliche Regelung litt an zwei Fehlern, einer allzupeinlichen Finanzcontrole und an beschränkenden Bestimmungen über das Belehnungsgeschäft bezüglich des Lagerscheines. Die geringe Beweglichkeit dieses Papiers für die Verpfändung und Uebertragung des Eigenthums liess die beabsichtigte Wirkung nicht erreichen, welche nur von einer getreuen Annahme der englischen Erfahrungen zu erwarten ist. — Erst anfangs 1869 ging die ehemalige Wiener Handelsbank ans Werk, indem sie die Localitäten der einstigen Mack'schen Zuckerfabrik am Schüttel miethete und zu einem Lagerhause umgestaltete. Zugleich wurde eine Zollamtsexpositur errichtet und ein dichter Behälter zur Aufbewahrung von 15.000 Hektoliter Spiritus beigestellt.

Die Räumlichkeiten erwiesen sich aber sehr bald als zu klein und wurden noch in demselben Jahre vermehrt. Nach der Fusion der Handelsbank mit der Unionbank 1876 übernahm die letztere auch die Lagerhäuser. Letztere genügten aber so wenig den Bedürfnissen des Verkehrs, dass der Wiener Gemeinderath sich noch 1876 entschloss, die von der Welt-Industrie-Ausstellung von 1873 noch vorhandene, mit Zink gedeckte Maschinenhalle von der Regierung anzukaufen und in ein öffentliches Lagerhaus zu verwandeln, welches mit seinen riesigen Dimensionen dem Bedürfniss auf lange Zeit genügen wird. Die Adaptirungskosten betrugen fl. 757.845. Am 23. October 1876 dem öffentlichen Verkehre übergeben, erhob sich der Gesammtverkehr in den zwei letzten Monaten des Jahres noch auf 196.516 Doppelcentner im Werthe von fl. 2,134.720; im Jahre 1877 dagegen auf 1,117.428 Doppelcentner im Werthe von fl. 13,647.025. Zuerst wurde über die geringe Benützung der Lagerhäuser geklagt und dieselbe u. a. auch dem Umstand zugeschrieben, dass Wien keinen Getreideelevator besitzt, während Budapest einen solchen, den ersten in Europa, errichtet hat, dem erst Frankfurt a. M. nachgefolgt ist. Trotzdem erreichte der Gesammtumsatz 1887 bereits 3,120.108 Doppelcentner im Werthe von fl. 22,100.740 eine Ziffer, welche 1888 so stark übertroffen wurde, dass zeitweilig Getreide zurückgewiesen werden musste.

Obgleich das städtische Lagerhaus fast am Ufer der grossen Donau liegt, so spielt der Schiffsverkehr nicht die überwiegende Rolle. Die im Jahre 1877 im Lagerhaus aufgenommenen Güter, wovon der grösste Theil Getreide, zu 100 angenommen, waren davon 38% mit der Eisenbahn, 48·42% zu Schiff und 12·08% mit Fuhre angekommen. Zehn Jahre später, das heisst 1887 war der Eingang mit der Eisenbahn auf 55·30% gestiegen, der Eingang per Fuhre auf 5%, mit Schiff auf 39·70% gesunken. Der Ausgang ist insofern bemerkenswerth, als der Transport zu Schiff fast aufhört, einestheils weil Wien selbst eine bedeutende Quantität der im Lagerhause angekommenen Waaren, welche zum grössten Theil aus Getreide und Mehl bestehen, verbraucht, und weil die Schiffahrt von Wien zu Berg noch mit mehrfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ausserdem der Lagerhäuser der Donau-Dampfschiffahrt sich bedient, welche noch durch neue Docks mit einem Fassungsraum von 100.000 Centner am Donauufer vermehrt werden sollen. Der Ausgang aus dem städtischen Lagerhause mit der Eisenbahn war daher 1877 23·51% und 1887 53·25% des Abganges, mit Fuhre (meistens nach Wien und Umgegend) 76·17 in 1877 und 38·01 in 1887, und zu Schiff 1877 0·32 und 1887 5·30% des Gesammtausganges.

Im Jahre 1880 übernahm die Unionbank nebst der Verwaltung ihrer eigenen Lagerhäuser jene der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft und der Nordbahn, während die Westbahn auf ihrem Rangirbahnhofe in Penzing für in Wien per Bahn anlangende, nach dem Westen Europas bestimmte Getreide- und Mehltransporte ein Lagerhaus errichtete. Das städtische Lagerhaus führte 1881 die Waaren-Versicherung in eigener Regie ein und nachdem daselbst 1882 noch weitere Verkehrserleichterungen Platz gegriffen, benützten von da an auch ausländische Handelshäuser das Entrepôt.

Die öffentlichen Lagerhäuser werden dem Handel noch einen grösseren Dienst erweisen, wenn das im Entwurf vorliegende neue Gesetz über Einführung der Warrants oder umsetzbaren Waaren-Lagerscheine ins Leben geführt sein wird, eine Einrichtung, welche dem englischen Handel durch die leichtere Mobilisirung des Betriebscapitals so grosse Dienste geleistet hat, dass man sich nur darüber wundern kann, dass der Continent so schwer an deren Nachahmung geht, während er z. B. die preussischen Militärfortschritte mit fieberhafter Eile adoptirte.

Niederösterreichischer Gewerbeverein. Dieser Verein, welcher bereits im Jahre 1840 gegründet wurde, zeigt in seiner segens-

reichen und vielseitigen Wirksamkeit so recht ein Bild des ungeheuren Fortschrittes, den Wien innerhalb weniger als eines halben Jahrhunderts gemacht hat. Mit 270 Mitgliedern und einem Stammcapital von fl. 25.824 C.-M. beginnend, zählt dieser hochansehnliche Verein heute über 1600 Mitglieder und ein Vermögen von gegen fl. 300.000, obgleich derselbe während der ersten vierzig Jahre seines Bestehens bis 1880 bereits fl. 889.699 ö. W. für gemeinnützige Zwecke ausgegeben hatte. Beim Jubiläum des 40jährigen Bestandes des Vereins wurde constatirt, dass derselbe innerhalb dieser Zeit 7808 Versammlungen und Sitzungen abgehalten hatte. Dieser äusseren Mühewaltung entsprach aber auch die intensive Arbeit und der moralische wie der praktische Erfolg. Dafür zeugt der europäische — ja der Weltruf, welchen der Verein geniesst. Es ist erstaunlich, was derselbe mit einem Jahresbudget von 30 bis 50.000 Gulden geleistet hat. Mehr als den materiellen Leistungen seiner Mitglieder und grossmüthigen Stiftungen, hat er der opferwilligen geistigen Anregung hervorragender patriotischer Männer zu verdanken, deren gemeinsamem Streben es gelungen ist, Wien auf gleiche Stufe mit den Culturcentren des Westens zu stellen. Die vom Niederösterreichischen Gewerbeverein unter der Leitung des ehemaligen Handelsministers, Freiherrn von Banhans, und des Präsidenten Matscheko, und unter Mitwirkung vieler erfahrener Männer veranstaltete Niederösterreichische Jubiläums-Gewerbeausstellung lieferte den Beweis, welche überraschende Fortschritte der Gewerbefleiss Wiens gemacht hat, das heute seinen Rivalen unter den Millionenstädten in wenigen Zweigen mehr nachsteht und sie in manchen, namentlich was Geschmack und Erfindungsgeist anlangt, übertrifft.

Der Verein besitzt ein eigenes geräumiges Haus mit einem grossen Saal, der gleichzeitig auch einer Menge anderer Vereine als Versammlungsort dient. Derselbe veranstaltet während jeden Winters wissenschaftliche und technische Vorträge gewiegter Gelehrter und Ingenieure. Er veröffentlicht eine Wochenschrift, in welcher die verschiedenen Bestrebungen des Vereins niedergelegt werden. Der Niederösterreichische Gewerbeverein hält eine Bibliothek und ein Lesezimmer, in welchem letzteren die reichste Auswahl technischer Zeitschriften aus allen Ländern ausgelegt ist, welche in der Monarchie sich vorfindet. Der Niederösterreichische Gewerbeverein enthält ein Musterlager, in welchem interessante Gegenstände aus 15 verschiedenen Zweigen der Industrie in grosser Zahl ausgestellt sind:

Werkzeuge und Instrumente, Producte der Stahl- und Eisenindustrie, Einrichtungen der Heizung und Beleuchtung, Haushaltungs-Gegenstände, Schlösser und Verschlussvorrichtungen, Galvanoplastik und Graphotypie, der chemischen Industrie, der Lederindustrie und Lederwaaren, der Bürsten- und Flechtindustrie, der Papier-, Schreib- und Zeichnen-Requisitenindustrie, Terracotten und Porzellan, der Holzindustrie, Metallmischungen, Fabrikate aus Holz und Stein gemischt und der Textilindustrie.

Der Niederösterreichische Gewerbeverein vertheilt auch Auszeichnungen, welche er als ein mächtiges Anregungsmittel zum Forschen und Schaffen auf gewerblichem Gebiete betrachtet. Dieselben bestehen in Gold-, Silber- und Bronzemedaillen, welche verliehen werden: für Verdienste um die Entwickelung des heimischen Gewerbes und der Industrie durch Schaffung neuer Erwerbs- und Industriezweige, oder durch Einführung solcher in Oesterreich, sowie durch wesentliche Erfindungen und Verbesserungen und für Verdienste der in den Werkstätten oder Fabriken angestellten Werkführer, Altgesellen und Arbeiter. Die Goldmedaillen werden im Werthe von 10 und 20 Ducaten ausgeprägt. In den ersten 40 Jahren des Vereins wurden 22 goldene, 107 silberne und 43 bronzene Medaillen vertheilt. Auch Prämien für verdiente Werkführer und Altgesellen werden vertheilt, wobei besonderes Gewicht auf die Länge der Zeit gelegt wird, in welcher jene in Dienst standen. Für verdiente Arbeiter und Arbeiterinnen ist eine ständige bronzene Vereinsmedaille ausgesetzt. Ausser populären Vorträgen, welche, neben den wissenschaftlichen und technischen, während jeden Winters 20—40 an der Zahl gehalten werden, finden auch Curse für Dampfkesselwärter und kaufmännische Curse für Gewerbetreibende, Werkführer und Arbeiter statt. Während der 27 Jahre von 1851 bis 1878 hat der Verein nicht weniger als fl. 47.905 aufgewendet, um Sendlinge im Dienste des Unterrichtes und der Gewerbe zu den verschiedenen Weltausstellungen nach London, Paris und Wien zu schicken. Auch gewerbliche Excursionen werden veranstaltet sowohl in industrielle Etablissements, als um die in Klöstern und Schlössern befindlichen Kunstschätze zu studiren, wie überhaupt diese Art der Belehrung eine zweckmässige und anregende Wiener Sitte bildet. Auch eine Zeichnen- und Webeschule hatte der Verein gegründet, welche nach 16jährigem, mit grossen Geldopfern verbundenem Bestande in die staatliche Schule für Manufactur-Zeichnen und Weben in Gumpendorf überging. Ausser dem eigenen Vermögen ist der

Verein im Besitze von zwölf Stiftungen zu Vereinszwecken, welche ein Capital von fl. 57.735 repräsentiren.

Die bedeutendste Schöpfung des Vereins ist das Technologische Gewerbemuseum, dessen Organisation wir eine besondere Betrachtung widmen.

Auch der *Ingenieur- und Architektenverein*, welcher ein wichtiger Centralpunkt des technischen Fortschrittes geworden ist, sowie der Donauverein, welcher sich die Befreiung des Donaustromes von seinen Terrainhindernissen zum Ziel gestellt hat, hat seine Anregung im Niederösterreichischen Gewerbeverein gefunden. Derselbe hat nicht blos durch die Veranstaltung von kleinen Ausstellungen in seinem eigenen Local, als durch grössere Expositionen im Prater den Gewerben die Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen und die Aufmerksamkeit der Kunden aus weiten Kreisen auf die Erzeugnisse des Wiener Gewerbefleisses gelenkt. Die meiste Anregung ist aber wohl durch die Aufmerksamkeit gegeben worden, welche der Verein den neuesten Erfindungen des In- wie des Auslandes zugewendet hat.

Oesterreichisches Museum. Da der Entwickelung der Kunstindustrie eine besondere Abhandlung von bewährter Feder gewidmet ist, so erwähnen wir hier, unter Verweisung auf dieselbe, nur, dass die Mustersammlungen des 1864 gegründeten Museums, dadurch, dass Copien an die Fachschulen abgegeben werden, wesentlich zur Förderung der Exportfähigkeit des Gewerbefleisses beigetragen hat.

Kunstgewerbeschule. Diese später entstandene Anstalt, durch Männer von hervorragender Kunstkenntniss und künstlerischer Begabung geleitet, hat Hand in Hand mit dem Museum den Ruf der Wiener Kunstindustrie weit über die Grenzen des Reiches, ja über die Meere getragen. Näheres Eingehen verbietet uns der oben erwähnte Umstand.

Technologisches Gewerbemuseum. Dieses Institut wurde 1879 durch den Niederösterreichischen Gewerbeverein ins Leben gerufen. Obwohl den Begründern das Mecanics Institut in London und das Conservatoire des Arts et Métiers in Paris als Vorbild dienen musste, so konnte dieses Ziel bei den gebotenen bescheidenen Mitteln doch nur allmälig angestrebt werden. Heute nach neun Jahren hat die Anstalt aber bereits einen Umfang erreicht, dass an ihrer segensreichen Wirkung für die Hebung der österreichischen Industrie und namentlich für die Vermehrung des Ausfuhrhandels

nicht gezweifelt werden kann. Das Gewerbemuseum befindet sich bereits im eigenen Hause — der früheren Sigl'schen Maschinenfabrik — sein Vermögen betrug Ende 1887 fl. 112.935 und die Jahreseinnahmen waren auf fl. 72.122 gestiegen, wovon der Staat fl. 41.950 leistete, fl. 2220 als Zinsen dem Widmungscapital des Niederösterreichischen Gewerbevereines von fl. 55,500 entstammen, fl. 4827 von Gutachten, Proben und Analysen, fl. 12.359 von Schulgeldern herrühren, während der Rest aus Beiträgen der Stifter u. A. fliesst. Im Jahre 1887 waren in der Anstalt zwölf technische Beamte, vierzig Lehrer, drei administrative Beamte und sieben Diener in Verwendung, welche unter der Direction des Hofrathes Professor W. F. Exner stehen. An den Speciallehrcursen mit Tagesunterricht in den drei Cursen für Holzindustrie, chemische Gewerbe und Metallindustrie nahmen 136 Schüler, an denjenigen mit Abend- und Sonntagsunterricht 197 Schüler Theil. Von diesen 333 Schülern bezogen 51 Stipendien und Unterstützungen.

Die Aufgabe der Anstalt ist die Förderung der technischen Seite der Gewerbe. Zu diesem Zwecke werden 1. Sammlungen von *a)* Roh- und Hilfsstoffen der einzelnen Gewerbe, *b)* von Werkzeugen und Werkzeugmaschinen, chemischen und physikalischen Apparaten, Modellen und Zeichnungen, sowie von Halbfabrikaten und Producten angelegt. Bereits die heute vorliegende Sammlung von Werkzeugen zur Bearbeitung des Holzes und von Apparaten zur Blechbearbeitung vergegenwärtigen den Nutzen, welchen die Handwerker aus den Erwerbsbehelfen ziehen können. Auch Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung des Holzes und Eisens sind in zahlreichen Exemplaren vorhanden. Der Zweck der Anstalt wird ferner angestrebt 2. durch Aufstellung von Specialbibliotheken aus der Literatur der einzelnen Gewerbszweige; 3. durch Laboratorien für chemische und physikalische Untersuchungen der Rohstoffe und zur Erprobung von Verfahrungsarten, von Werkzeugen, Apparaten und Werkzeugmaschinen; 4. durch Speciallehrcurse über Rohstoffe, Werkzeuge und Werkzeugmaschinen, über chemische und mechanische Verfahrungsweisen und über technische Vollendungsarbeiten; 5. durch Förderung des fachgewerblichen Unterrichtes, wobei die Schüler des Gewerbemuseums den Vortheil geniessen, dass sie eines durch das Gesetz von 1885 bestimmten Befähigungs-Nachweises bei ihrer Etablirung nicht bedürfen.

Nach diesen Normen sind die drei Hauptsectionen des Technologischen Gewerbemuseums eingerichtet, nämlich die Abtheilung

für Holzindustrie, die Section für chemische Gewerbe und diejenige für Metallindustrie und Elektrotechnik. Gleichzeitig gibt das Technologische Gewerbemuseum eine Zeitschrift heraus, in welcher es über die Erfolge der Anstalt, sowie über technische Fortschritte und verbesserte Einrichtungen in allen Ländern Bericht erstattet.

Unter der Section für Holzindustrie befindet sich die Korbflechterei. Dieser Hausindustriezweig verdankt dem Technologischen Gewerbemuseum grosse Förderung, sowohl durch die Errichtung eines Curses für Korbflechterei in der Anstalt, als durch Aussendung eines Wanderlehrers. Heute bestehen in Oesterreich 37 Lehrwerkstätten für Korbflechterei, welche über 250 Hectar Weidenculturen, gegen 11 Hectar Zuchtparcellen und 511 Are Pflanzschulen verfügen. Von den an diesen Lehrwerkstätten angestellten Lehrern haben 19 ihre Ausbildung am Technologischen Gewerbemuseum erhalten. Die landwirthschaftlichen und Gewerbe-Ausstellungen legen Zeugniss von dem steigenden Geschmack und der zunehmenden Verwendbarkeit der Producte der Korbflechterei ab, wovon ein Theil des Verdienstes der Anregung des Technologischen Gewerbemuseums zu danken ist. Die Specialcurse für Möbel- und Bautischlerei, sowie für hausindustrielle Schnitzerei und Drechslerei sind im Verein mit den Bemühungen der Kunstgewerbeschule nicht ohne Einfluss auf den phänomenalen Aufschwung der Wiener Kunsttischlerei während der letzten zehn Jahre geblieben.

In der zweiten Section wurden die Abtheilungen für Färberei, Druckerei, Bleicherei und Appretur im Herbst 1881 eröffnet. Mit ihr wurden im Laufe des Jahres 1887 eine Untersuchungsstation und Versuchsanstalt für Färberei, sowie eine Versuchsstation für Brauerei und Mälzerei beigefügt. In der dritten Section wurde eine Lehrwerkstätte und Fachschule für Bau- und Maschinenschlosserei errichtet und im Jahre 1887 noch eine Versuchsanstalt für Elektrotechnik beigefügt; Versuchsanstalten für Prüfung der Festigkeit von Papier und für Bau- und Maschinenmaterial sind ebenfalls eingerichtet und mit den bewährtesten neuen Maschinen ausgerüstet worden. Sämmtliche Lehrstühle und Versuchsanstalten sind mit tüchtigen Männern besetzt, so dass die Gewerbetreibenden Vertrauen gewinnen und die Gutachten der letzteren bereits so häufig in Anspruch nehmen, dass der eingangs erwähnte Theil des Ausgabebudgets mit den Gebühren bestritten werden kann. Wir sehen, dass hier die Grundlagen eines segensreichen Instituts gelegt sind, welches Jahr

für Jahr an Kräften und Bedeutung wächst und dazu beitragen wird, die österreichische Industrie auf die Höhe der fortgeschrittensten Länder zu erheben.

Gewerbliche Fachschulen. Neben der grossen Kunstgewerbeschule und den Cursen des Technologischen Gewerbemuseums bestehen in Wien noch viele Special-Fachschulen in den meisten Gewerben. Dieselben zerfallen in zwei Abtheilungen, in die vorbereitende, in welcher Rechnen, Zeichnen, Geometrie und eventuell Buchhaltung gelehrt wird, und in eine praktische, in welcher Unterricht über die in einem Gewerbe erforderlichen Werkzeuge, Apparate und Werkzeugmaschinen, über Muster und Materialbeschaffenheit ertheilt wird. Diese Schulen bereiten, dadurch, dass sie allmälig Ersatz für das alte Lehrlingswesen mit seinen Missbräuchen schaffen, einen höheren Zustand des Gewerbes vor, welcher gewiss von praktischen Erfolgen begleitet sein wird. An diese Schulen schliessen sich verwandte Institute an, wie die Lehranstalt für Textilindustrie, die höhere Fachschule für Kunststickerei, die Fachschulen des Wiener Frauen-Erwerbvereines für Mädchen, die Lehranstalt für Spitzenklöppelei, die Schulwerkstätten des Vereines zur Gründung und Erhaltung unentgeltlicher Knaben-Beschäftigungsanstalten in Wien, die Bürstenwaaren-, Korb- und Flechtwaarenschule des Israelitischen Blindeninstituts, welches letztere sehr gelungene Erzeugnisse auf der Jubiläums-Ausstellung zur Schau gestellt hatte.

Ingenieur- und Architektenverein. Wie die kais. Akademie der Wissenschaften sich zur Universität, so verhält sich zu den Gewerbeschulen und polytechnischen Instituten der Ingenieur- und Architektenverein. Alle wichtigen neuen technischen Erfindungen finden in diesem die hervorragendsten Techniker und Ingenieure umfassenden Verein ihre Prüfung in regelmässigen Vorträgen, während die reiche Sammlung aus technischen Zeitschriften und Werken eine unerschöpfliche Hilfsquelle des Studiums und des Fortschrittes sind. Die Studienreisen der Mitglieder des Vereins bis in Nachbarländer, diese Specialität der gebildeten Classen Wiens, tragen nicht wenig dazu bei, den Gesichtskreis zu erweitern und den Ruf der österreichischen Ingenieure in die Ferne zu tragen.

Oenologische und pomologische Anstalt. Die Wein- und Obstbauschule in unserem benachbarten Klosterneuburg hat nicht wenig dazu beigetragen, den Weinbau auf den Wien umgebenden Geländen zu veredeln, die Kellerwirthschaft in der Stadt zu verbessern und eine gesunde Basis für den Weinhandel zu schaffen,

welcher von weit grösserem Umfang ist, als man auswärts weiss, und eine namhafte Erwerbsquelle bietet.

K. k. Oesterreichisches Handelsmuseum. Hand in Hand mit der fruchtbringenden Thätigkeit des technischen, gewerblichen und kunstgewerblichen Unterrichtswesens, welchem der Gewerbefleiss Wiens eine so ausserordentliche Förderung verdankt, und mit dem Exportverein gehen die Bemühungen, den Erzeugnissen der Wiener Industrie Absatz im Auslande, namentlich in überseeischen Plätzen zu verschaffen. Allgemein wurde in gewerblichen wie in Handelskreisen das Bedürfniss gefühlt, dass der österreichische Volksfleiss in nähere Beziehungen zu den anderen Ländern der Erde treten sollte, um sich unabhängiger von den Conjuncturen der Ernten, der Mode, des Krieges und des Handels zu machen. Der österreichische Kaufmann und Fabrikant sollte einerseits mehr als bisher die Bedürfnisse, den Geschmack und die Zahlungs- oder Tauschfähigkeit der überseeischen Länder kennen lernen und andererseits überseeische Kunden gewinnen, indem er 1. die demselben geläufigen Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse entweder besser, oder wenn möglich billiger, als der Einheimische herbeischafft, oder 2. den überseeischen Kunden mit neuen Bedürfnissen und wünschenswerthen Befriedigungsmitteln, in deren Erzeugung Oesterreich excellirt, bekannt macht. Dieser Gedanke, welcher zuerst während der Weltausstellung von 1873 kräftiger betont ward, erhielt in der durch Herrn A. van Scala angeregten Organisation des Orientalischen Museums Gestalt.

Sowohl die Sammlung orientalischer Industrie-Erzeugnisse und Rohstoffe, wie zahlreiche Vorträge und die seit dem 15. Jänner 1875 herausgegebene Monatsschrift haben die Beziehungen Oesterreichs zum östlichen Weltverkehr namhaft gestärkt. Es war daher ein glücklicher Gedanke, als die Anstalt im Jahre 1887, mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers, in das Oesterreichische Handelsmuseum umgewandelt wurde. Die Anstalt hat seitdem die praktische Thätigkeit für die Hebung der Ausfuhr österreichischer Erzeugnisse fester ins Auge gefasst. Als ein Hauptmittel wird die Errichtung von Export-Musterlagern angesehen. Zu dieser Kategorie würden auch die zuerst von norddeutschen Kaufleuten versuchten schwimmenden Musterlager gehören, d. h. die Ausstattung eines grossen Dampfschiffes mit Industrie-Erzeugnissen, welche Seehäfen verschiedener Länder anzulaufen und entweder Verkäufe an Ort und Stelle auszuführen oder Bestellungen nach Mustern entgegenzunehmen hätten. Ferner wurde der Vorschlag gemacht, junge Leute von industrieller

und commercieller Vorbildung ihrer Militärpflicht zu entbinden, wenn sie sich anheischig machen, auf eine Reihe von Jahren bei österreichisch-ungarischen Consulaten im Interesse des österreichischen Exporthandels thätig zu sein, um mit ihrer Hilfe eine rührigere Thätigkeit der Consulate zu Gunsten des Exportes der Erzeugnisse des Kunstfleisses Oesterreich-Ungarns ins Leben zu führen. In Folge der Erweiterung des Unternehmens hat das Oesterreichische Handelsmuseum in Erwartung der Vollendung der Eisenbahnen bis ans ägäische Meer einen Abgesandten nach Salonichi geschickt, um die Handelsverhältnisse zu studiren. Die vom Orientalischen Museum übernommene umfassende Mustersammlung wurde im Laufe des Jahres 1887 erweitert durch eine Collection von Exportartikeln für Buenos-Ayres, durch eine für Penang, für Serbien, Syra, Calcutta, Tanger, Djeddah, Teheran, und durch eine Collection von Importmustern, vorwiegend aus der Textilbranche für Sophia, sowie durch eine Collection von chinesischen Schneidewerkzeugen vervollständigt. Es wurde mit Erlaubniss der Regierung der Commandant des Kriegsdampfers »Fasana« ermächtigt, Mustercollectionen für den persischen Golf, Singapore und Batavia zu beschaffen, sowie den Consulaten in Rio di Janeiro, Sydney, Melbourne und Adelaide Geldbeträge zur Erweiterung von Mustercollectionen absatzfähiger Artikel überwiesen. Auch haben die kunstgewerblichen Sammlungen einen werthvollen Zuwachs erhalten durch Collectionen des modernen japanischen Kunstgewerbes, von chinesischen und japanischen Textilerzeugnissen und Metallwaaren, durch Objecte des indischen Kunstgewerbes, sowie durch indische Textilerzeugnisse, Korbflechtereien und türkischen und arabischen Volksschmuck. Der Nutzen dieser Sammlungen wurde durch eine Reihe von Ausstellungen erhöht, welche das Handelsmuseum in Brünn, Prag, Reichenberg, Aussig, Innsbruck und Salzburg u. a. veranstaltete. Auch Vorlesungen über Land und Leute wurden vom Handelsmuseum in verschiedenen Kronländern gehalten. In die internationalen Ausstellungen in Barcelona und Brüssel wurden Delegirte entsendet. Insbesondere hat das Handelsmuseum den gewerblichen Fachschulen mustergiltige Vorlagen für Objecte geliefert, denen ein grosser Absatz gesichert ist, andererseits sich bemüht, guten Erzeugnissen von absolvirten Schülern der Fachschulen Absatzgebiete zu erschliessen. Eine gemeinnützige Anstalt ist das Informations-Bureau für Zollwesen, welches den Geschäftsleuten werthvolle Aufklärungen zu geben und dadurch Zeit und Mühe zu sparen in der Lage ist, zumal das Auswärtige Amt

und das Handelsministerium mit grosser Bereitwilligkeit das erforderliche Material zur Orientirung beistellen. Durch dieses Bureau ist daher unseren Exportkreisen die Möglichkeit geboten, sich jederzeit und auf schnellste Weise Information über die Zollbehandlung ihrer Handelsartikel im Lande der Destination zu holen, welche überdies unentgeltlich ertheilt wird. Auch über Lieferungsausschreiben im Auslande war das Bureau bereits in der Lage Auskunft zu ertheilen. Schon im Laufe des ersten Geschäftsjahres, welches kein ganzes Kalenderjahr umfasst, wurden 547 Auskünfte, wovon auf 293 Anfragen aus Wien, an 191 aus den Kronländern und 63 aus dem Auslande ertheilt, und zwar 140 über Absatzgebiete und Absatzverhältnisse, 91 über Bezugsquellen, 93 über Creditwesen, 150 über Zolltarife, 4 über Frachttarife und 63 über Lieferungsausschreibungen etc. Ueber Anordnung des Handelsministeriums wird das Handelsmuseum auch Zolltarife veröffentlichen. Ausserdem publicirt dasselbe neben der Monatsschrift für den Orient eine volkswirthschaftliche Wochenschrift unter dem Titel »Das Handelsmuseum«, in welcher u. a. sehr werthvolle Berichte der Consuln- und Handelsnachrichten aus den überseeischen Ländern erscheinen, sowie alle Handels- und Exportverhältnisse aufmerksame Würdigung finden. Auch Specialschriften über auswärtige Handelsverhältnisse werden vom Oesterreichischen Handelsmuseum herausgegeben, eine Bibliothek und ein Lesezimmer mit überseeischen Journalen gehalten, sowie commercielle Curse und Vorlesungen veranstaltet. Diese rührige Thätigkeit kann nicht fehlen, ihre Früchte zu tragen und dem im Aufschwung begriffenen Gewerbefleiss Wiens die gebührenden Absatzgebiete zu erschliessen.

Exportverein. Der Oesterreichische Exportverein entfaltet eine gemeinnützige Thätigkeit, indem er einerseits ein Musterlager in Wien hält, als auch Reisende aussendet, um sich über die Bedürfnisse und die Geschmacksrichtung ausländischer Kunden zu unterrichten, sowie solche auch mit den hervorragenden und preiswürdigen Originalerzeugnissen der österreichischen und speciell der Wiener Industrie bekannt zu machen.

PATENTWESEN.

Ein freigebiges Patentgesetz, bei welchem der fiskalische Gesichtspunkt nicht vorherrschend ist, kann als ein Hauptförderungsmittel technischer Gedanken und Erfindungen betrachtet werden. Es kann daher, wie das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt, sehr

zur Hebung der arbeitenden Classen und zur Beförderung eines Theiles derselben in eine höhere Rangstufe des Lebens beitragen. Auch in Europa, obgleich die Patentgebühren in den meisten Staaten noch zu hoch sind, gibt es viele Männer, welche aus einfachen Arbeitern zu Industriefürsten sich emporgeschwungen haben. Wir brauchen nur an Liebieg in Reichenberg und an Richard Hartmann in Chemnitz zu erinnern, der mir zur Zeit, wo er seine Maschinenfabrik mit drei Millionen Mark versichert hatte, erzählte, er sei einst als Schlossergeselle aus dem Elsass mit einem Thaler in der Tasche in der Stätte seines Erfolges eingewandert. Die Erfinder zählen zu den grössten Wohlthätern der Menschheit und gleichwohl ist ihr Loos im Durchschnitt ein sehr sorgenvolles. Unter hundert Erfindungen wird kaum eine mit praktischem und finanziellem Erfolg durchgeführt. Wir wollen dabei gar nicht von den eingebildeten Erfindungen und Erfindern sprechen, welche ohne genügende Vorbildung zum zweiten Mal erfinden, was schon Jahrzehnte besteht, oder überhaupt nur Hirngespinnsten nachjagen. Der Weg von dem ersten Gedanken bis zur praktischen Ausführung ist ein langer, dornenvoller. Manche erlahmen vor dem Erfolg, Manche müssen den Löwenantheil desselben einem Capitalisten oder Unternehmer abtreten, Manche aber gehen vielleicht ganz leer aus, während ihre Nachfolger, auf deren Schultern stehend, mit einer kleinen Verbesserung die Früchte des Gedankens ernten. Aus diesen Gründen sollten die Patentgesetze so eingerichtet sein, dass die Gebühr nicht höher kommt, als die Selbstkosten der Unterhaltung des Patentamtes mit einer ausreichenden Bibliothek, in welcher frühere Erfindungen nachgeschlagen werden können, und die dem Pablicum offen steht. Ferner sollten Zusatzpatente für Verbesserungen schon privilegirter Erfindungen in irgend einer Form zulässig sein und endlich sollten die Beschreibungen nicht zu früh veröffentlicht werden müssen.

Seit dem dualistischen Ausgleich der Monarchie hat auch das Patentwesen in Oesterreich-Ungarn eine Zweitheilung erfahren. Eine wesentliche Beeinträchtigung ist dadurch aber nicht entstanden, weil die Gesuchsteller sich doch nur an eine Regierung zu wenden brauchen, um die Patente für beide Staaten ausgefertigt zu erhalten. Auch die Gebühr ist nicht übertrieben. Hingegen sollte die Frist, welche für die praktische Ausführung einer Erfindung ausgeschrieben ist, von einem auf zwei Jahre verlängert werden, da es in vielen Fällen nicht möglich ist, alle Vorbereitungen in einem Jahre zu treffen und doch der Erfinder so rasch als möglich geschützt zu

sein wünschen muss. Der Umstand, dass das Patentwesen in Oesterreich-Ungarn früher geordnet war, als in Deutschland, wo es erst viel später nach der Wiedererrichtung des Reiches centralisirt wurde, hat viel zur Hebung der Exportindustrie der Stadt Wien beigetragen. Unter deren Gewerbetreibenden und Technikern herrscht viel Erfindungsgeist, welcher dem Exporthandel sehr zu Statten kommen würde, wenn ausreichend Capital oder rührigere Unternehmer zu Gebote stehen würden. Uebrigens werden durch Vermittlung Wiener Häuser auch zuweilen patentirte Erzeugnisse exportirt, welche nicht in Wien selbst hergestellt werden. Wir können als Beispiel die in Budapest erfundenen Hartguss-Walzenstühle erwähnen, durch welche die Dampfmühlen reformirt und die Budapester Anstalten auf den ersten Rang gebracht worden sind. Davon sind schon gegen 20.000 Stühle in alle Welt und bis nach Indien verkauft worden.

Ein einziges Wiener Haus versieht, als Commissionär der Fabrik Ganz & Co. in Budapest, ganz Spanien. Nebenbei mag erwähnt werden, dass die Erfinder in den Vereinigten Staaten in Folge Vertragsbruch um ihr Recht gekommen sind und dass die grossen Dampfmühlen in Minneapolis nach dem gleichen Principe arbeiten, ohne den Erfinder entschädigt zu haben, weil dieselben nicht Zeit hatten, ihr Recht durch den verwickelten amerikanischen Processgang zu verfolgen.

FINANZ- UND STEUERVERHÄLTNISSE.

Ein weniger erfreuliches Bild als die Entwickelung des Verkehrswesens, der intensive Fortschritt der Industrie und der technischen Ausbildung der Bevölkerung gewähren die Steuerverhältnisse. Die Gesammtleistung der Stadt Wien an directen landesfürstlichen Steuern sammt Zuschlägen, dann an Gemeindeumlagen auf den Miethzins und an der Liniensteuer sammt dem Gemeindezuschlag zu derselben erhob sich im Jahre 1861 bei einer Bevölkerungszahl der inneren Stadt von 517.205 Personen auf fl. 19,099.523·89 oder auf fl. 36·93 per Kopf und im Jahre 1884, nach den Mittheilungen des statistischen Departements, auf fl. 42,532.767·56 bei einer Bevölkerung von 743.852 Personen oder fl. 57·18 per Kopf, während die Bewohner von Berlin 1885 nur fl. 23·83 per Kopf zahlten. Freilich kommen von jenen Abgaben fl. 11,134.379 für 1861 und fl. 27,497.312 für 1884 auf landesfürstliche oder Staatssteuern, welche in Preussen bedeutend geringer sind, weil dessen Staatshaushalt, nach Zahlung der Zinsen der Staatsschuld aus dem Einkommen vom

Staatsvermögen, noch 80 Millionen Mark Ueberschuss hat, während Oesterreich seine Staatsschuld, bei einem Einkommen aus dem Staatsvermögen von nur 12 Millionen Gulden mit 150 verzinsen muss, so dass es um etwa 180 Millionen Gulden gegen Preussen im Nachtheile steht. Abgesehen davon, sind die Steuerverhältnisse in Wien eigenthümliche, welche besonders auf dem Mittelstande lasten. Denn dass bei der Erwerbsteuer und Einkommensteuer die Reichen verhältnissmässig leichter wegkommen, ist bekannt, und gegenüber den weniger Bemittelten herrscht in der österreichischen Gesetzgebung grössere Milde als in den meisten Staaten, da ein Minimum des Einkommens von fl. 600 steuerfrei ist. Das Ausmass der directen Steuern und der Zuschläge zu denselben, dann der Gemeindeumlagen auf den Miethzins in den Verwaltungsjahren 1861 bis 1884 war folgendes: Im Jahre 1861 war bei der Grundsteuer 16% des Reinertrages als ordentliche landesfürstliche Steuer festgesetzt mit einem ordentlichen Zuschusse von 5⅓% und 2⅓% des Reinertrages als ausserordentlicher Zuschuss. Der Landeszuschlag betrug 17½% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer sammt dem ordentlichen Zuschusse und der Gemeindezuschlag in gleicher Weise 17%. Im Jahre 1884 war die Grundsteuer auf 22·7% des Reinertrages als ordentliche Steuer, 5⅓% ordentlicher Zuschuss und 5⅓% des Reinertrages als ausserordentlicher Zuschuss, nebst 20% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer sammt dem ordentlichen Zuschusse als Landeszuschlag und 25% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer als Gemeindezuschlag angewachsen.

Das Ausmass der Gebäude- (Hauszins-) Steuer vom Zinsertrage war bei steuerbaren Gebäuden 1861 16% des reinen Zinsertrages als ordentliche landesfürstliche Steuer, 5⅓% ordentlicher Zuschuss, 5⅓% als ausserordentlicher Zuschuss, 17½% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer sammt dem ordentlichen Zuschusse als Landeszuschlag und 24% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer sammt dem ordentlichen Zuschusse als Gemeindezuschlag. Bei steuerfreien Gebäuden, unter welche alle neuen Häuser in einem gewissen Rayon gehören, denen diese Rechtswohlthat auf 26 bis 27 Jahre zugesprochen ist, war vom Jahre 1869 an eine landesfürstliche Steuer von 5% des reinen Zinsertrages mit 18% der landesfürstlichen Steuer an Landeszuschlag und 17% der landesfürstlichen Steuer an Gemeindezuschlag zu entrichten. Diese Abgabe war 1884 nur bezüglich des Landeszuschlages und Gemeindezuschlages geändert worden, welche auf 25, beziehungsweise 30%

der landesfürstlichen Steuer von 5% vom Reinertrage gestiegen sind. Bei der Erwerbsteuer ist für den landesfürstlichen Antheil ein tarifmässiges, nach vier Hauptgruppen und innerhalb derselben nach Classen gegliedertes Ordinarium und ein Extraordinarium angesetzt, welches 1861 20%, 1884 aber 70 bis 100% betrug, an Landeszuschlag 1861 $17^1/_2$% und 1882 25% und 1884 55% der landesfürstlichen ordentlichen Steuer, sowie 17% Gemeindezuschlag im Jahre 1861 und 30% im Jahre 1884, an Handels- und Gewerbekammerzuschlag 1861 $2^1/_2$%, 1884 1%, an Gewerbeschulzuschlag 1889 2%, 1884 $6^1/_2$%. In ähnlicher Weise ist die Einkommensteuer umgelegt. An Gemeindeumlagen auf den Miethzins (Zinskreuzer) waren 1861 4 Kreuzer und 1884 6 Kreuzer vom Gulden des Miethzinses für allgemeine Zwecke und von 1871 an 1 Kreuzer und 1884 $3^1/_4$ Kreuzer vom Gulden des Miethzinses auferlegt.

Die Stadt Wien hat von 1867 an ein Anlehen von 25 und von 1874 an ein Anlehen von 40 Millionen Gulden abgeschlossen, deren Ertrag in der Hauptsache für die Herstellung der Hochquellenleitung, für den Beitrag zum Donaudurchstich und zum Bau des neuen Rathhauses im Gesammtbetrage von rund 54 Millionen, sowie zu Canal- und Gartenanlagen, Strassenverbesserungen und Häuserankäufen verwendet worden sind. Die Hauptsumme des Passivstandes betrug 1884 fl. 58,121.878, die Hauptsumme des Activstandes fl. 54,394.433, wovon aber nur fl. 3,266.200 aus zinstragenden Realitäten, fl. 3,188.964 aus Werthpapieren, fl. 1,619.129 Forderungen, im Ganzen fl. 13,709.223 aus beweglichem Vermögen bestehen, während der grösste Theil durch öffentliche, insbesondere Schul- und Amtsgebäude, repräsentirt wird.

POLITISCHE UND WIRTHSCHAFTLICHE CONJUNCTUR.

Der hohe Aufschwung, welchen die Geschäfte und die wirthschaftlichen Verhältnisse des Abendlandes während der letzten vierzig Jahre in Folge der technischen Verbesserungen der Gütererzeugung und der Vervollkommnung des Transportwesens genommen haben, ist häufig durch politische Katastrophen zurückgehalten und gestört worden. Während in der dem Jahre 1848 vorhergegangenen Generation der Friede Europas kaum unterbrochen wurde, haben nachher bürgerliche Unruhen und Kriege zu wiederholten Malen Menschen und Capital decimirt und die Geschäfte in Stockung gebracht. Die Periode begann mit den Aufständen und Revolutionskriegen, welche sich in Oberitalien und Ungarn, sowie in der Hauptstadt bis in den

Herbst 1849 hinauszogen. Gleich nach den Märztagen hatte sich, wie in den westlichen Ländern des Continents, auch in Oesterreich der besitzenden Classen eine Panik bemächtigt, so dass Jeder einen Sparpfennig in Gold zurücklegte, um für alle Fälle gesichert zu sein, und dass, als gar ein unüberlegtes Verbot der Ausfuhr von Edelmetall erlassen wurde, das letztere sich ganz verkroch, die Umsätze mittelst Papiergeld bewerkstelligt werden mussten, und dass das Silber- und Goldagio erschien. Dasselbe wuchs so rasch an, dass es noch 1848 auf 17 über Pari, 1849 bis auf 22 und 1850 bis 33 über Pari stieg. Bis heute ist die Valuta noch nicht wiederhergestellt. Kaum begann die Gesellschaft von diesen Schlägen sich zu erholen, als der Krimkrieg ausbrach, in welchem Oesterreich-Ungarn insoweit verwickelt wurde, als es die damaligen Donaufürstenthümer besetzte. Das Unglück, dass mit dieser Occupation der Ausbruch der Cholera zusammentraf, kostete dem Reiche Tausende junger Männer und über 1000 Millionen Gulden. Während Oesterreich von den internationalen Handelskrisen in den Jahren 1847 und 1857 verschont blieb, wurde es 1859 bereits wieder vom Kriege mit Frankreich und Italien überrascht, während mit dem auf den deutschen Krieg gefolgten Friedensschlusse die politische Trennung Oesterreichs von dem aus dem alten deutschen Reiche hervorgegangenen deutschen Bunde ausgesprochen wurde. Seit 1866 ist der Janustempel, mit Ausnahme der 1878 erfolgten Occupation Bosniens, geschlossen und bis gegen das Ende dieser zweiundzwanzigjährigen Friedensperiode währte nach vorübergehendem, nur wenige Jahre anhaltendem Aufschwunge trotzdem eine Geschäftsstockung, welche sich empfindlicher fühlbar machte als die Kriegsjahre und die Verheerungen der mehrmals wiederkehrenden Epidemie. Während des deutsch-französischen Krieges, wo mehr als eine Million deutscher Soldaten in Frankreich stand und ebenso viele Arbeiter in der Heimat anderweit als in ihren Werkstätten beschäftigt gewesen waren, sind die Vorräthe vollkommen geräumt, die Verkehrswerkzeuge vollständig verbraucht worden. Nach dem Friedensschlusse machte sich daher eine aussergewöhnliche Thätigkeit geltend. Die Fabriken und Werkstätten wurden wieder in vollen Betrieb gesetzt, um die eingerissenen Lücken in den Vorräthen und Anstalten auszufüllen. Der Arbeitslohn und die Preise der Rohproducte, sowie der Werth der Immobilien stiegen und diese Erhöhung wurde noch vermehrt durch das Angebot an Capital und die vermehrte Nachfrage nach Arbeiten und Rohstoffen, welche die Ueber-

führung der französischen Kriegsentschädigung im Betrage von 5200 Millionen nach Deutschland mit sich gebracht hatte. In Folge der Rückzahlung von Staatsschulden wurden Hunderte von Millionen frei und suchten ausländische Anlage. So kam es, dass innerhalb kurzer Zeit 600 Millionen Gulden deutscher Capitalien in Oesterreich-Ungarn angelegt wurden, welche vornehmlich auf den Bau neuer Eisenbahnen verwendet wurden. Die plötzliche Einwanderung eines so grossen Capitals und das Beispiel, welches in Folge des Friedensschlusses auch in England und Deutschland von gründungslustigen Unternehmern gegeben wurde, rief eine Gründungsmanie und Agiotage ins Leben, wie sie Oesterreich noch nicht erlebt hatte und die in solcher Höhe auch in den Westländern nur ein paar Male vorgekommen war. Während der Zeit von zwei Jahren wurden Gründungen im Betrage von 2556 Millionen Gulden unternommen, wovon ein grosser Theil auf kein Bedürfniss sich berufen konnte und wovon der grössere Theil sehr bald zu Grunde ging. Wie bei allen Handelskrisen, kam die Katastrophe im Momente der höchsten Steigerung des Unternehmungsgeistes und der Speculation, wo die Mittel für die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr ausreichten, brach natürlich am Mittelpunkte des Geschäftes in der Hauptstadt aus. Je höher die Ueberspeculation, um so tiefer der Sturz! Vom Falle der neuen Unternehmungen wurden auch die alten Geschäfte mit ins Verderben gerissen, einestheils weil ihre Inhaber sich ebenfalls an der Gründerspeculation betheiligt hatten, wie z. B. Tuchfabrikanten an der Errichtung neuer Zuckerfabriken oder weil die Consumenten, welche einen Theil ihres Vermögens an den Gründungen eingebüsst hatten und deren Einkommen geschmälert worden war, sich in ihrem Verbrauche einschränken mussten. Von solcher Einschränkung litten namentlich die Luxusindustrien, welche in Wien eine grosse und auch zukunftsreiche Rolle spielen. Die Erscheinungen des Niederganges, die Verluste der Capitalisten, Unternehmer, Fabrikanten, der Witwen und Waisen waren bis dahin keine anderen als sie bei jeder Krisis vorgekommen waren.

Verschärft wurde die Lage aber auch noch dadurch, dass die Industriellen und der Staat, grosse Hoffnungen auf den Erfolg der ersten in Wien veranstalteten Welt-Industrie-Ausstellung setzend, sich in ausserordentliche Kosten gestürzt hatten, welche unbelohnt blieben, weil die Ausstellung wegen des Ausbruches der Cholera so schwach besucht wurde, dass der Staat allein später den grössten Theil der Kosten mit ungefähr 23 Millionen Gulden aus öffentlichen Mitteln decken musste.

Jahre verflossen, ohne dass eine Besserung wahrzunehmen war, dass Arbeiter und weniger bemittelte Familien grosse Noth litten und der Niedergang Wiens augenfällig war. Nach allen früheren Krisen konnte man nach Ablauf weniger Jahre eine Erholung, ja die Heilung constatiren. Obgleich auf die Handelskrisis von 1847 die Revolutionsjahre und sodann der Krimkrieg mit seinen ungeheuren Verlusten gefolgt war, so nahmen die Geschäfte doch schon 1855/56 solchen Aufschwung, dass die Speculation sich abermals übernahm und die Handelskrisis von 1857 ausbrach. Auch nach dieser sehr schweren Katastrophe wagte sich die Speculation so bald wieder hervor, dass 1866 in London und 1868 in New-York locale Krisen sich einstellten. Nach der grossen Handelskrisis von 1873, der in England, welches anfangs nur mässig heimgesucht war, ein Rückfall im Jahre 1878 folgte, war aber nur von 1879 bis 1882 eine kleine Erholung wahrzunehmen, auf die in Folge des Pariser Börsenkrachs von 1882 eine weitere Lahmlegung folgte, welche die stärksten in der Handelsgeschichte bekannten Dimensionen annahm. Früher war es ein Erfahrungssatz, dass billige Preise und niedriger Zinssatz den Anstoss zur Besserung der Geschäfte, zur Belebung des Unternehmungsgeistes geben. In der Periode von 1882 bis 1887 aber war der Zinsfuss fast permanent auf eine Tiefe gesunken, von welcher in der Handelsgeschichte kein Beispiel zu finden ist. In gleicher Weise waren die Preise vieler Waaren gefallen. Je grösser der Vorrath an flüssigem Capital, je tiefer der Zinssatz, je billiger die Preise, umsoweniger wagten sich Capitalisten und Unternehmer in neue Speculationen. Es schien, als ob die Principien der Wirthschaft, die bisherigen Regeln des menschlichen Handels und Wandels umgekehrt worden wären! Die Erscheinung war so ausserordentlich, dass von verschiedenen Seiten nach Erklärungsgründen gesucht wurde und dass Ursachen vermuthet wurden, welche den Irrthum an der Stirne trugen. Die am weitesten verbreitete Vermuthung war die, dass der Preisfall der Waaren von einer Verringerung des Goldvorrathes, d. h. einer Wertherhöhung der Goldmünzen herrühre. Wäre dies auch wahr, so könnte doch das Sinken des Zinsfusses nicht damit erklärt werden, denn dieser müsste angesichts einer Wertherhöhung des Hauptumlaufmittels verhältnissmässig steigen. Abgesehen davon, sind aber nicht die Preise aller Waaren gefallen, sondern manche sind auch, und zwar davon einige enorm gestiegen. Ausserdem sind wenige Preise gleichmässig gefallen, sondern $^{99}/_{100}$ in ganz verschiedenem

Massstabe. Würde aber der Mangel an Gold allein die Ursache des Preisfalles sein, so müssten alle Waaren gleichmässig im Preise gefallen sein. Diese Vermuthung ist daher ein Irrthum. Wäre sie zutreffend, dann würde sie allerdings auch auf Oesterreich-Ungarn Anwendung finden, weil seit sechzehn Jahren das Gold im Abendlande das den Preis messende Edelmetall geworden ist.

Die wahren Ursachen der erst seit einem Jahre schwindenden Lähmung der Geschäfte sind andere und mannigfaltige. Der erste Schlag ging von der Krisis von 1873 aus, welche eine grössere extensive und intensive Ausdehnung genommen hatte als irgend eine frühere und von der Wien überhaupt zum ersten Male, und zwar von allen Plätzen am stärksten heimgesucht wurde, gleichsam eine Prüfung, eine Feuertaufe, von welcher es abhing, ob die Donaustadt bereits reif sei, in den Wettbewerb im Welthandel mit den anderen Millionenstädten in die Schranken zu treten. Durch die Ueberspeculation und die von der Agiotage auf Irrwege geleitete Unternehmungslust und Spielwuth waren viele grosse und kleine Vermögen verloren gegangen, welche zahlreiche Schichten der Bevölkerung nöthigte, in ihren Ausgaben sich einzuschränken. Durch das Ausblasen vieler Hochöfen, den zeitweisen Schluss mancher Fabriken und die Arbeitsreduction vieler Werkstätten wurden Myriaden von Arbeitern beschäftigungslos und genöthigt, beim Landbau vorübergehende Unterkunft zu finden. Die zuerst nothleidenden Anstalten waren die Eisenwerke. Ihnen folgten sehr bald die Luxusindustrien nach, deren Absatz in Folge der verminderten Kaufkraft zahlreicher Consumenten zu stocken begann. Dieser Rückgang der Kaufkraft der Bevölkerung Europas und Amerikas wurde durch mehrere Umstände noch beschleunigt und vermehrt. Unmittelbar an den Ausbruch der Handelskrisis knüpfte der Bankerott von vielen Eisenbahnen an, wovon allein in den Vereinigten Staaten 83, von denen viele erst begonnen waren, zum Einstellen ihrer Arbeiten gezwungen wurden und wodurch wieder die Stahlwerke und Schienenwalzmühlen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Darauf kam der halbe Bankerott der Türkei, Egyptens und mehrerer südamerikanischer Staaten. Nach einem ungefähren Ueberschlag hatten die Capitalisten des westlichen Europas durch diese Finanzkatastrophen auf ein Jahrzehent und mehr hinaus gegen 250 Millionen an ihren jährlichen Einkünften eingebüsst, wovon nur ein Theil zurückkehren wird. Dieser Einkommenverlust hat die Kaufkraft der Bevölkerung abermals entsprechend vermindert, was zuerst an den Luxusindustrien fühlbar werden

musste. Da der Gewerbefleiss der Stadt Wien aber wegen des feinen Geschmackes seiner Bevölkerung und der zeitweise daselbst wohnenden Aristokratie sich in den Luxusgewerben besonders hervorthut, so musste Wien, welches bereits durch den Krach am schärfsten getroffen war, auch durch die verminderte Kaufkraft der Kundschaft am meisten leiden, gleich anderen Grossstädten, welche, wie Lyon und Paris, Träger der Luxusindustrien sind. Der Verminderung der Kaufkraft war damit aber noch kein Halt geboten. In Nordamerika waren durch die Krisis Hunderttausende von Arbeitern aus den Fabriken entlassen worden und mussten mit den neuangekommenen Einwanderern neue Nahrung im Ackerbau im fernen Nordwesten suchen, wo innerhalb von ein paar Jahren (bis 1876) eine Million neuer Ansiedler sich niedergelassen hatte.

Dieser Zuwachs an Getreideproducenten, sowie der gleichzeitige Beginn des Getreide-Exports Indiens durch den Suezcanal brachte für eine Reihe von Jahren eine solche vermehrte Concurrenz auf dem europäischen Getreidemarkte hervor, dass unter Hinzutritt guter Ernten in Europa der Getreidepreis fast bis auf die Productionskosten sank, so dass die grosse Masse der Landwirthe der gewohnten Mittel beraubt wurde und den Ausfall an ihrem regelmässigen Einkommen durch Ersparnisse an ihren gewohnten Anschaffungen von Kleidern, Geräthschaften, Werkzeugen und Maschinen decken musste. An Kauf von Luxuserzeugnissen war bei Millionen Concurrenten auf Jahre hinaus nicht zu denken. Dass hierdurch die Gewerbe in den Städten am empfindlichsten betroffen wurden, bedarf keiner Erörterung. In dem abnormalen, zum Theile beispiellosen Sinken der Preise der Brodfrüchte, des Eisens, der Industrie-Erzeugnisse gesellte sich die der anderen Metalle und Rohstoffe. Der schwindende Absatz entmuthigte den Unternehmungsgeist, so dass ein ungewöhnlicher Ueberfluss von Capital sich am Geldmarkte sammelte, an die Effectenbörse sich flüchtete, und dass der Zinsfuss, während die soliden Staatspapiere und andere sichere Anlagen enorm im Preise stiegen, auf eine Tiefe sank, von welcher die Finanzgeschichte kein Beispiel kennt und mit welcher eine neue Aera der Wirthschaft zu beginnen scheint. Während man früher die Notenemission der Zettelbanken nicht mit genug Cautelen umgeben zu können glaubte, um die Inflation des Umlaufes mit Papiergeld zu verhüten, hatte die Bank von Frankreich im Juni 1888 fast 100 Millionen Francs mehr Metallgeld im Vorrathe als Noten im Umlaufe und die deutsche Reichsbank sogar um 150 Millionen

Mark mehr Deckung in Gold, Silber, Reichscassescheinen und Noten anderer Banken und in Gold und Silber allein 109 Millionen Mark mehr in Vorrath besessen als der Betrag des Notenumlaufes. Diese Ueppigkeit des Geldmarktes bei fortgesetzter Geschäftslosigkeit, bei anhaltendem Mangel an Nachfrage nach Umlaufscapital führte einen förmlichen Umschwung der bis dahin beobachteten Vorgänge herbei. Bis dahin war man gewöhnt, wahrzunehmen, dass niedriger Preis der Rohstoffe und billiges Capital den Unternehmungsgeist entfesselte. Jetzt aber musste man die Erfahrung machen, dass die Preise der Waaren desto mehr sanken, je mehr der Capitalreichthum stieg und der Zinssatz fiel. Natürlich besteht zwischen dieser neuen Erscheinung kein Causalnexus, sondern sie existiren zum Theile auch in Folge der politischen Unsicherheit neben einander. Der Capitalüberfluss aber veranlasste Regierungen und Actiengesellschaften, zu Convertirungen ihrer Anlehen und zu Zinsreductionen zu schreiten, wie sie in solcher Menge und Ausdehnung noch niemals vorgekommen sind. Die letzte dieser Conversionen war die der englischen Staatsschuld von über 500 Millionen Pfund Sterling, mit welcher die Reihe geschlossen zu werden scheint. Durch alle diese Reductionen, welche gegen 10.000 Millionen Gulden erreichen und den Gläubigern einen Verlust an ihren Jahreseinkommen von gegen 50 Millionen verursachen mögen, wird die Kaufkraft der betreffenden Gläubiger ebenfalls in demselben Verhältnisse vermindert. Es pflegt zwar eingewendet zu werden, dass in diesem Falle nur die Personen gewechselt werden und dass ebenso viele Käufe, wie vorher durch Private, durch den Staat gemacht werden würden, der einen Bruchtheil Zinsen erspart. Allein der Staat hat andere Bedürfnisse als der Private und bis zur völligen Umwandlung des Betriebes würden den Producenten doch eine Anzahl von Kunden entgehen. Es unterliegt also keinem Zweifel, dass die Kaufkraft des Publicums durch eine Reihe von Ereignissen in ungewöhnlichem Masse geschwächt worden ist. Fassen wir alle Einflüsse zusammen: den plötzlich verminderten Absatz von Luxusartikeln, an Eisen und anderen Metallen, das Sinken der Preise der Manufacturwaaren und der Brodfrüchte, das gesunkene Einkommen der Rentner in Folge der Zinsreductionen der Staatspapiere, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, dass wir nicht vor einer Werthänderung der Umlaufsmittel stehen und dass die Geschäftsstockung der neuesten Zeit lediglich der gesunkenen Kaufkraft und der politischen Unsicherheit, aber keineswegs einer Vertheuerung des Goldes beizumessen ist.

In erster Linie war es also eine über das ganze Abendland erstreckte Geschäftslähmung, welche sich auch auf Wien erstreckte.

In zweiter Linie war Wien mehr als jede andere Stadt von der allgemeinen Handelskrisis heimgesucht worden.

Drittens stockte der Absatz der Erzeugnisse des Gewerbefleisses besonders stark in Wien, weil die Production von Luxuswaaren vorherrschend ist.

Viertens wurde Wien noch durch die einreissende Verwaltungs-Decentralisation beeinträchtigt, durch welche manche Aemter, welche bislang ihren Sitz in Wien hatten, in Kronländer verlegt oder wenigstens getheilt worden sind.

Die drei ersten Ursachen werden von selbst entschwinden, die vierte Ursache der Geschäftslähmung in Wien wird, so weit die Dinge heute zu übersehen sind, mehr oder weniger bleiben. Deren Folgen sind blos durch vermehrte und verbesserte industrielle Thätigkeit in extensiver und intensiver Richtung abzuwenden. Sowie Turin, als es decapitalisirt wurde, durch die Anlegung eines grossen Industriecanals mit 5000 Pferdekräften zu Motoren und durch andere Erleichterungen der gewerblichen Production sich zu helfen wusste, so dass es jetzt eine höhere Erwerbskraft besitzt als vorher — also muss auch Wien seinen Ersatz in dem productiven Geiste seiner Künstler und Techniker, im Geschmacke und der fertigen Hand seiner Arbeiter suchen!

Wir freuen uns, sofort hinzufügen zu können, dass Wien bereits auf bestem Wege ist, dieses Ziel zu erreichen. Dank den öffentlichen Anstalten, welche der Hebung des Gewerbefleisses gewidmet worden sind — der Handelskammer, dem Niederösterreichischen Gewerbeverein, dem Oesterreichischen Museum, dem Technologischen Museum, den Fachschulen, der Kunstgewerbeschule und dem Handelsmuseum, fängt Wien an, wie die Jubiläums-Ausstellung von 1888 bewiesen hat, sowohl in Artikeln der Kunstindustrie, wie der grossen internationalen Bedürfnisse mit Paris und London in die Schranken zu treten. Wer diese Ausstellung aufmerksam geprüft und deren Ergebnisse mit denen von 1873 und 1880 verglichen hat, der muss bekennen, dass die Industrie Wiens nicht blos seit vierzig, sondern seit zehn Jahren solche Fortschritte in Geschmack, Neuheit, Schönheit und Preiswürdigkeit der Producte gemacht hat, dass Reuleux' geflügeltes Wort: »Billig, aber schlecht« dem Spruche: »Schön und preiswürdig« bezüglich Wiens weichen muss und dass mit Sicherheit vorausgesehen werden kann, dass Wien auch in der Mode Paris allmälig den Rang streitig machen wird.

ENTWICKELUNG DER GEWERBE.

Bei der Beurtheilung der Entwickelung der Gewerbe der Stadt Wien sind zweierlei Erscheinungen zu beobachten — erstens diejenigen, welche mehr oder weniger allen Städten des Abendlandes gemeinsam sind, und sodann die speciell Wienerischen Verhältnisse. Allen Städten Europas und Amerikas gemeinsam sind die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik, der Kunst und des Verkehrswesens, durch deren Aneignung die Industrie einen unerwarteten Anstoss erhalten hat. Auf Grund dieser Entwickelung haben die grossen gewerblichen Geschäfte, die Fabriken und die Kunstindustrie grösseren Aufschwung genommen.

Unter der Grossindustrie sind die umfangreichen, mit Fabricationsmaschinen und Motoren betriebenen Anstalten und die mit Collectivbetrieb eingerichteten Fabrikanten zu unterscheiden. In den ersteren zählen z. B. die Spinnereien, Webereien, Dampfmühlen, Maschinenbau-Anstalten, Chemische Fabriken, Holzsägen, Hochöfen, Walzwerke und andere Hütten, Ketten- und Röhrenfabriken, Schiffbau-Anstalten, Wagenbau-Anstalten, Bronze- und Schraubenfabriken etc. Zu letzteren sind zu rechnen die Uhrenfabriken im Jura und Schwarzwald, wo die einzelnen Stücke in Hausindustrie von den Bauern auf dem Lande angefertigt und sodann vom Arbeitgeber in einer Centralanstalt zusammengestellt, montirt und in den Handel gebracht werden. Dazu gehören auch die Weltindustrien in einem Theile Westphalens, wo bei Solingen in den Dörfern Messer-, Säbel- und Rappierklingen etc., bei Remscheid Scheeren und Schlittschuhe etc. für die ganze Welt nach vorgeschriebenen Mustern von selbständig arbeitenden Schmieden auf dem Lande verfertigt und von den Auftraggebern in den genannten Städten in den Handel gegeben werden. Dazu gehört die Seidenindustrie der Schweiz, wo die Jaquardstühle bis in die Bauernhäuser gedrungen sind, die Spielwaaren-Industrie in Thüringen und Paris, die Fabrication vieler Pariser Artikel, die Strohwaaren-Industrie in der Schweiz und in Toscana, die Zahnbürsten-Industrie in Frankreich, Holzschnitzerei und Marmorschleiferei in der Schweiz und in Tirol, Maschinenstickerei in St. Gallen und in Sachsen, Spitzenklöppeln und Stickerei im Berner Oberland und im Erzgebirge.

Diese beiden Arten der Grossindustrie haben Vortheile vor dem gewöhnlichen Handwerk, gegen welche dieses nicht aufkommen

kann, wenn es mit seinen alten Methoden concurriren wollte. Der Kampf würde nur ein langsamer Todeskampf sein. Die Vortheile, welche die Theilung der Arbeit und die neuere Technik bieten, können nicht aufgegeben werden. Man kann nicht freiwillig darauf verzichten, dass die Arbeiter grössere Handfertigkeit und Geschicklichkeit sich aneignen, wenn sie nur einen Gegenstand verfertigen. Man kann anderseits nicht auf mechanische Motoren und chemische Processe verzichten, in welchen unentgeltliche Kräfte der Natur mitarbeiten. Die Turbine, die Dampfmaschine, die Gas-, Petroleum- und heisse Luftmotoren, die neuen Hüttenprocesse zur Bereitung des Stahles und des Aluminiums, tausend Fabrications- und Werkzeugmaschinen und andere Vortheile, welche Wissenschaft und Technik dem Volksfleisse zugeführt, bewirken eine solche erstaunliche Vermehrung der Productions- und Erwerbskraft, dass das Abendland nicht mehr auf diese Hilfsmittel des Erwerbes verzichten kann. Nachdem das Gas, das Stearinlicht, das Petroleum aufgekommen, braucht man eben keine Lichtscheeren mehr.

Das Handwerk muss sich auf die neue Zeit einrichten. Es stehen ihm mit wenig Mühe und Capital noch viele Wege zu reichlichem Verdienste offen. Erstens ist es gar nicht einmal unabwendbar, dass das Kleingewerbe im Kampfe mit der Grossindustrie in der gleichen Branche unterliege. Die meisten Vortheile der Fabrik stehen auch ihm offen. Die mechanische Triebkraft ist durch die zahlreichen Constructionen kleiner Motoren oder der Kraftübertragung und Vertheilung aus grossen Behältern auf kleinere Werkstätten den Handwerkern in weitem Umfang zugänglich. In Schaffhausen ist zu diesem Zwecke die Kraft des Rheinfalles mittelst eines sinnreichen Transmissionsräderwerkes auf eine Stunde weit allen Handwerkern zugänglich gemacht. In Nürnberg besteht in gleicher Weise die Schwabenmühle, in Berlin geben grosse Fabriken Dampfkraft an kleinere Handwerker, z. B. Tischler, ab. In New-York bestehen elektrische und Dampf-Transmissionen. In Wien könnte man leicht kleine hydraulische Motoren mit der Hochquellenleitung verbinden. In Paris wird eine Vertheilung von Triebkraft mittelst gepresster Luft eingerichtet. In Gastein könnte eine solche Transmission leicht mit dem elektrischen Beleuchtungswerke verknüpft werden. Motoren bis zu $\frac{1}{2}$ Pferdekraft sind heute billig zu haben. Welche Hilfe aber hat nicht das Handwerk durch die kleinen, nur mit Menschenkraft in Betrieb gesetzten Werkzeugmaschinen erlangt, nachdem der Nagelschmied, der seinen Hund zum Treiben seines Rades einge-

lernt, schon seit Jahrhunderten ein gutes Beispiel gegeben hatte. Welche Wohlthat haben Schuster, Schneider, Sattler, Tapezierer der Nähmaschine, viele Gewerbe der Strickmaschine, die Spengler dem sinnreichen Satz von Werkzeugmaschinen zu verdanken, welche ein amerikanischer Erfinder für die Gewerbe allein construirt hat und die, blos mit der Hand betrieben, dem Blecharbeiter unendlich Zeit und Mühe sparen? Und steht ausserdem dem Handwerker nicht offen, durch Association in der Productiv-Genossenschaft sich auf gleichen Fuss mit der Fabrik zu stellen?

Vielleicht fühlt er aber das Zeug zu etwas Besserem in sich, vielleicht hat er die Begabung, das Auge, den Geschmack und Erfindungsgeist, um sich in der Kunstindustrie hervorzuthun? Da stehen ihm dann hunderte von neuen Wegen offen.

Mit allen diesen neuen Formen der industriellen Production, welche dem Gewerbetreibenden eine reiche Perspective gewähren, ist aber der Handwerker im alten Stile noch lange nicht beseitigt. Er ist unserer heutigen Gesellschaft noch so nothwendig wie das tägliche Brod. Das Kleingewerbe muss sich eben dem Wechsel der Zeit anpassen. Da es die Erzeugnisse, welche früher von ihm gemacht wurden, nicht mehr so billig herstellen kann als die Fabrik, so muss es sie eben von der Fabrik übernehmen und im Detail weiter verkaufen. Der Handwerker muss einen Laden halten und die Reparatur besorgen. So haben es die Uhrmacher schon seit mehr als einem Jahrhundert gemacht. So machen es die Messerschmiede, die Hutmacher längst. So müssen es auch die kleinen Bierbrauer machen. Ich kannte Einen, der als Bierbrauer zu Grunde gegangen war, weil ihm nicht jeder Sud gerieth. Nach dem Bankerott hat er einen Schank mit gutem, theurem bayrischen Bier aufgethan und nach zehn Jahren hatte er sich wieder ein Vermögen von fl. 30.000 erspart. Warum sollen es die Schuhmacher, Schneider und hundert andere Handwerker nicht ebenso machen? Ausserdem bleiben die Nahrungsgewerbe intact. Die Fleischhauer und die Bäcker haben sich sicher nicht zu beklagen.

So wie aus einem Samenkorn im Laufe der Jahre ein hochragender Baum entsteht, so beginnen die Samenkörner, welche von den organischen geistigen Lehr- und Musterstätten gestreut worden sind, Jahre lang noch wenig beachtet, heute schon Früchte zu tragen. Die Anregungen und Lehren, welche die Wiener Handels- und Gewerbekammer, der Niederösterreichische Gewerbeverein, das Oesterreichische Museum, das technologische Museum, das Orien-

talische, jetzt Oesterreichische Handelsmuseum, die Kunstgewerbeschule und die Fachschulen unter der gewerbetreibenden Bevölkerung verbreitet, haben einen fruchtbaren Boden bereiten helfen, dessen Saat in den allgemeinen Klagen der unter der Geschäftsstockung leidenden Arbeiter und Handwerker dem öffentlichen Bewusstsein verborgen blieb, die aber jetzt bereits in die Halme zu schiessen beginnt. So wie man in Paris erst nach gewonnenem Erfolge der Pariser Industrie dessen bewusst wurde, was die »École des Arts et Métiers« geleistet, so fängt man seit der Jubiläums-Ausstellung an zu erkennen, welche Fülle von geistigen Schätzen, welche Fundgrube von Anregungen und Vorbildern den obengenannten Instituten der Gewerbefleiss der geschmackvollen, sinnigen, für die Freuden des Lebens in hohem Masse erkenntlichen Bevölkerung Wiens zu verdanken hat.

Bevor wir diese Fortschritte im Einzelnen hervorheben, wollen wir auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher den Widerspruch erklären hilft, der zwischen jenem heute offenkundigen Fortschritt der Fabriksindustrie Wiens und dem Kleingewerbe besteht, dessen Klagen zu einer ständigen Litanei geworden sind und zur Revision des Gewerbegesetzes von 1885 geführt haben, durch welche der Fähigkeits-Nachweis eingeführt worden ist. Wir können zwar von dieser Einschränkung der früheren Gewerbefreiheit nicht die grossen Befürchtungen hegen, welche von capitalistischer Seite darüber ausgesprochen worden sind, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass auf Grund der vollen Gewerbefreiheit sehr viele Unbefähigte sich selbständig etablirt haben, welche rasch wieder zu Grunde gingen, aus falschem Stolze es meist verschmähten, wieder Gehilfen zu werden und dem Proletariat anheimfielen. Kann der Fähigkeitsnachweis nichts schaden, so wird er aber auch nicht viel nützen, denn wenn man glauben wollte, damit das Heilmittel des Uebels gefunden zu haben, so würde man sehr irren. Nach unserer Ueberzeugung kann von einer Besserung nur die Rede sein, wenn der Handwerker von dem oben charakterisirten unaufhaltsamen Entwickelungsgange überzeugt wird. Ausser diesem letzteren besteht die Hauptursache in einer Ueberfüllung gewisser Handwerke durch Zuzügler aus anderen Kronländern, namentlich aus Böhmen und Mähren, aus denen namentlich Schuster und Schneider zu Tausenden nach Wien wandern, daselbst in Dienst stehende Landsmänninnen heiraten und sich ständig niederlassen.

Ueber diesen Zuzug wurde schon in der allgemeinen öffentlichen Enquête über die Lage des Kleingewerbes geklagt, welche

1873 und 1874 von der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer in Wien abgehalten worden ist. Ein dabei gefallenes Gutachten ist so charakteristisch für die seitdem andauernde Zuzugbewegung, dass wir eine Stelle anführen. Der Experte Franz Rössler sagte u. a.: »Der Lehrling, welcher heute deutsch spricht, muss mit der Zeit böhmisch lernen, denn wenn er in die Werkstätte kommt, hört er keine andere Sprache. Selbst der Meister muss böhmisch lernen, um sich mit seinen Arbeitern zu verständigen.«

Gegen diese Invasion gibt es in einem Verfassungsstaate kein Mittel, denn die Freizügigkeit kann nicht abgeschafft werden und das Abschieben nach der Heimat kann nicht angewendet werden, so lange Jemand sich ehrlich durchbringt. Die Hilfe ist in dieser Beziehung homöopathisch zu suchen: Similia similibus curantur! Die unaufhaltsame Erweiterung der Grossstädte führt zur Vervielfältigung der Beschäftigungsarten und zur steigenden Theilung der Arbeit. Darin liegt das Geheimniss der grösseren Erwerbsgelegenheit in der Grossstadt. Verschiedene Umstände wirken zusammen, welche den Grossstädten eine magnetische Anziehungskraft verleihen. Der Handwerksgeselle, welcher auf der Wanderung zureist und zufällig Arbeit findet, kann sich nur schwer mehr von den vielfältigen Genüssen und Schaustellungen der Millionenstadt trennen. Er findet da mancherlei interessante Schaustücke, die sogar umsonst zu haben sind. Schon die Stadt selbst mit ihren monumentalen Bauwerken, mit ihren Läden voll der kunstreichsten Erzeugnisse, voll von Bildern und allen möglichen Curiositäten, ist ein Schaustück ersten Ranges. Es ist also kein Wunder, dass er den Sammelpunkt so vieler Zerstreuung nicht wieder verlässt und überdies seine Verwandten zum Nachfolgen überredet. Dazu kommt aber ein wesentlicheres wirthschaftliches Element. Werkstätten werden vortheilhafter da errichtet, wo alle Hilfsstoffe am schnellsten in der besten Auswahl vorhanden sind, wo die erforderlichen Arbeiter am leichtesten zu haben sind und wo der Centralmarkt sich befindet, an den die Masse der Kaufleute und Consumenten zu strömen pflegt. Nimmt man dazu die häufigere Arbeitsgelegenheit und den höheren Lohn, welcher aus der oben erwähnten Specialisirung der Beschäftigungsarten entspringt, so gewahrt man einen unaufhaltsamen Process des Wachsthumes der Grossstädte, in welchem uns London, die Viermillionenstadt, mit ihrem Beispiele vorangeht. Wir sehen in der Zukunft das Bild einer riesenhaften Werkstätte und Waarenhalle, deren Arbeiter allmälig mittelst Stadtbahnen ihre Wohnungen und

Schlafstellen immer über den Brennpunkt des Geschäftsniveaus hinaus verlegen. In dieser Beziehung ist Wien bereits vollkommen Grossstadt geworden. Und gerade in diesem Jahre tritt plötzlich ein Sprung in seiner industriellen Entwickelung zu Tage, welche es mit einem Schlage an die Seite der anderen Millionenstädte versetzt, in denen die Klage des Kleingewerbes längst verklungen ist unter dem Getöse der Motoren, Fabrications- und Werkzeugmaschinen, sowie in der sinnigen Werkstätte des Kunstgewerbes.

In Wien sind bereits alle die Zweige der grossen und kleinen Industrie vertreten, welche London und Paris zu Stätten des Reichthumes gemacht haben, in denen das Handwerk nur noch als historische Reminiscenz bei den Gastmählern der Gilden in Erinnerung kommt.

Wien besitzt innerhalb und ausserhalb seines Weichbildes zahlreiche Fabriken, welche die Stadt wie ein Wald von Schornsteinen umgeben. Es birgt in seinem Schosse aber auch zahlreiche collective Fabricationsgeschäfte, welche Tausende geschickter Handwerker in deren eigenen Wohnungen beschäftigen und nach dem Vorbilde der sogenannten Pariser Artikel die reizenden Wiener Specialitäten aus dem Bronzefache und der Lederbranche u. a. herstellen und überall hin am Weltmarkt in grosser Menge absetzen. Hier hilft am meisten der der Wiener Bevölkerung innewohnende, durch lange Zeit hindurch fortgebildete Geschmack, der Jahrhunderte hindurch von einer reichen Grundaristokratie genährt wurde. Getragen ist diese kunstgewerbliche Richtung und Kraft durch die früher erwähnten Institute und Schulen, sowie durch eine urwüchsige Künstlerschaft, welche heute sowohl in der Malerei wie in der Bildhauerei Werke ersten Ranges zur Darstellung gebracht hat. Die heuer von den Wiener Industriellen veranstalteten und beschickten Gewerbe-Ausstellungen in der Rotunde, in München, Barcelona und Brüssel zeigen schon seit der Weltausstellung solche riesige Fortschritte, dass die Superiorität Wiener Erzeugnisse in vielen Stücken von Autoritäten des Auslandes anerkannt wird. Es ist, als ob der allgemeine Fortschritt der Elektrotechnik, welcher mit dem Vorzeigen der ersten elektrischen Transmission von Triebkraft auf eine Entfernung von 1000 Meter durch Gramme in Paris auf der Wiener Weltausstellung begonnen hat, in seinem Siegesmarsch auch das Wiener Kunstgewerbe mit sich gerissen hätte. Auf jener Weltausstellung von 1873 wurde auch mittelst einer alten, in der Burg seit Maria Theresia's Zeit versteckt gebliebenen Dampfmaschine die historische merkwürdige Richtigstellung

vollführt, dass nicht Watt der Erfinder (nur Verbesserer) der Dampfmaschine und nicht Foulton der Erfinder des Dampfschiffes war, sondern der bis dahin nur durch seinen Topf bekannte Papin. Derselbe war 1725 in einem von ihm selbst gebauten Dampfschiffe von Cassel nach Hannoverisch-Münden gefahren, wo das Fahrzeug aus Brodneid von Schiffern zerstört wurde. Papin, ohne Mittel, ein neues zu bauen und von den Akademien in Paris und London zurückgewiesen, zog sich verzweifelnd in schottische Bergwerke zurück, wo seine Erfindungen als Geschäftsgeheimniss zur Anwendung gelangten. Einem kaiserlichen Agenten, der von der Begebenheit Kunde erlangt hatte, war der Auftrag ertheilt worden, eine Nachbildung der Dampfmaschine nach Wien zu schicken, wo sie seit mehr als 100 Jahren in einer Kammer der Burg versteckt, 1873 zur Ausstellung kam. Auf der Wiener Jubiläums-Ausstellung sowohl, als auf der Exposition der Kunstgewerbe in München ist die Vorzüglichkeit der Wiener Industrie zur allgemeinen Anerkennung gelangt, in Brüssel wird ihr sogar die Superiorität zugesprochen. In der Weltausstellung zu Barcelona aber beglückwünschte der Minister Sagasta die österreichische Ausstellungscommission und bemerkte: »Oesterreich verdanke den enormen Erfolg seiner Ausstellung der glücklichen Verbindung von Kunst und Industrie. Der edle Geschmack des österreichischen Kunstgewerbes feiere neue Triumphe.«

Allein nicht blos auf den Weltausstellungen ist die österreichische und an ihrer Spitze die Wiener Industrie gross geworden. Auch auf dem Weltmarkt hat sie begonnen, an der Seite der grossen Industrie-Nationen einherzuschreiten. Ein Blick auf einige der Hauptgewerbszweige wird dies beweisen.

Beginnen wir, eine rationelle Reihenfolge einhaltend, mit dem Baugewerbe, so können wir den Satz an die Spitze stellen, der nirgends bestritten werden wird, dass seit kaum zwanzig Jahren eine neue Aera der Baukunst von Wien ausgegangen ist, deren edler Stil von den anderen Nationen aufgenommen und nachgeahmt wird. Die neuere Wiener Architektur zeigt sowohl in den Monumentalbauten als an Privathäusern eine Art Wiedergeburt der griechischen und gothischen Baukunst, sowie die Formen einer veredelten Renaissance, welche im Vergleiche mit dem prosaischen Kasernenbau des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts den Geist der Menschen emporzuheben geeignet ist. Kein Wunder, dass auch die Kunstwerke der Malerei und Bildhauerei, welche darin eine bleibende Stätte finden, in demselben hohen Geiste ausgeführt sind

und dass auf der Basis der neuen Monumentalbauten eine eigene Kunstschule sich entwickelt, welche zu hohen Erwartungen berechtigt.

Anschliessend an diese Werke durchhaucht auch die Baugewerbe ein neuer Geist. Beginnen wir mit dem Material, so hat zunächst die Backstein- und Ziegelfabrication eine enorme Ausdehnung gewonnen. Von 21 Millionen Ziegeln am Anfange der 1850er Jahre ist dieselbe auf 300 Millionen 1887 gestiegen. Die Production einer einzigen Ziegelei, die vor zehn Jahren gegründet wurde, ist 1887 auf 27 Millionen angewachsen und wird schon in diesem Jahre auf 30 Millionen kommen. Dabei sind die Ziegeln jener feinsten, festesten Qualität, wie sie an der neuen Kirche zu Wiesbaden in Anwendung gekommen ist, wo eine Belastungsprobe zeigte, dass der rothe Backstein fünfundzwanzigmal mehr Zähigkeit und Tragkraft besass, als guter Sandstein.

Die Monumentalbauten der Votivkirche, des Rathhauses, der Oper, des neuen Burgtheaters, der Museen, des Reichsraths- und Justizpalastes, sowie der neuen Burg gaben vielfache Gelegenheit, die schönen Sandsteine des Donaugebietes, sowie des Küstenlandes zur Geltung zu bringen. Im decorativen Theile der neuen Bauwerke wurde ein wichtiger Fortschritt bewerkstelligt, dass viele Stücke, welche früher vom Meissel des Bildhauers gemacht werden mussten, dass Karyatiden, Säulen und sonstiger Aufputz der Gebäude aus Cement, Majolika und Zinkguss angefertigt werden, deren billige Herstellung den formschönen Umschwung der Architektur nicht wenig erleichtert.

Eine ausgedehnte Anwendung findet namentlich der Cement, welcher in einheimischen Mischungen den berühmten Portland-Cement bereits überflügelt hat. Ein beliebtes Haus verfertigt bereits Porphyr-Säulen aus Cement, welche dem naturgewachsenen Mineral durchaus ähnlich sind, aber nur die Hälfte kosten. Ausgetretene Steintreppen werden nicht mehr ausgewechselt, sondern mit Cement geebnet. Insbesondere sind seit 1882 die Ornamente und Büsten an zahlreichen Neubauten, sowie an restaurirten Palästen Wiens, Budapests und an Schlössern auf dem Lande mittelst solchen Cementes hergestellt worden.

Ein grosser Umschwung bereitet sich in der inneren Einrichtung der neuen Gebäude vor, welcher den Handwerkern bessere Bahnen erschliesst. Zunächst nimmt die Dauerhaftigkeit der Gebäude zu, indem nur noch Steintreppen angelegt werden und indem von Eisen-

und Stahlschienen zu Tragbalken und Fensterträgern der ausgedehnteste Gebrauch gemacht wird. In den Museen sind die neueren Schränke zur Aufbewahrung von Gegenständen, welche dem Mottenfrass ausgesetzt sind, aus Eisen oder Stahl verfertigt, welche jede geringste Spalte ausschliessen und zugleich die Feuergefährlichkeit auf ein Geringstes herabmindern.

Diesem Streben nach Solidität des Baues und anderen Sicherheitseinrichtungen, namentlich bei den neuen Häusern, wo auch die Böden mit Eisenthüren abgesperrt werden, ist neben der tadellosen Einrichtung der Feuerwehr der geringe Feuerschaden beizumessen, welcher in Wien vorkommt und worin es sich vor den meisten Städten auszeichnet, indem eigentlich nur noch Fabriken mit feuergefährlichen Stoffen abbrennen, in Wohnhäusern entstehende Brände in der Regel gelöscht werden, ehe sie grösseren Schaden angerichtet haben.

Für die Täfelung der Räume ist eine bahnbrechende Erfindung gemacht worden, indem durch Brandtechnik mittelst durch Gas geheizte Metallwalzen erhobene Gebilde in Fournier-Holztafeln gedrückt werden, welche Schnitzereien täuschend ähnlich sind, aber weitaus billiger zu stehen kommen. Solche Täfelungen können beim Umzug mitgenommen werden. Grosse Fortschritte sind auch in der Herstellung des Fournierholzes mittelst verbesserter Maschinensägen gemacht worden. Eine wahre Renaissance hat in der Ofenbranche begonnen, wo sich moderne Brauchbarkeit, Comfort, Billigkeit der Heizung mit edlen Formen der besten Zeit des Mittelalters vereinigen. Ueberall werden Kachelöfen in alten Schlössern, Klöstern und Stiftspalästen aufgestöbert, copirt und mit neuen Motiven und modernen Heizeinrichtungen versehen, zum Schmuck und zur Behaglichkeit der Bewohner in Sälen und Zimmern aufgestellt, während der billige Regulirofen mit Chamotte-Einsatz, eine bedeutende Verbesserung des Meidingerofens, die Wärmequelle des armen Mannes wird.

Neben den technischen Fortschritten in der Einrichtung der neuen Häuser geht bei den Monumentalbauten die Heranziehung der Künste Hand in Hand. Namentlich werden das neue Burgtheater und die Museen interessante Werke der Malerei und Bildhauerei von hohem Kunstwerthe bergen, welche den Künstlern Wiens reiche Gelegenheit zur Bethätigung gewährt haben. Um nur ein Beispiel anzuführen, so werden allein die Gemälde der merkwürdigsten Landschaften und Baudenkmäler der Erde im naturhistorischen Museum Schaubegierige aus allen Ländern herbeilocken.

Ein reiches Feld der Verwirklichung industriellen Fortschrittes haben die modernen Bauwerke Wiens, sowie die Fachschulen der Industrie für Wohnungseinrichtungen und Decoration eröffnet. Dieser Fortschritt ist namentlich während des letzten Jahrzehents an verschiedenen Special-Ausstellungen in die Augen springend gewesen. Die heurige Jubiläums-Ausstellung aber hat alle Erwartungen übertroffen. Das Tischlergewerbe findet dabei eine neue Zukunft eröffnet.

In ähnlicher Weise hat sich die Kunstschlosserei entwickelt, welche den besten Zeiten der Blüthe des Mittelalters nichts nachgibt. Von ihren Werken ist namentlich am neuen Burgtheater reichlicher Gebrauch gemacht.

Zu dieser Kategorie gehört auch die Keramische und Stein-Industrie, welche auf der Jubiläums-Ausstellung Erzeugnisse von grossem Geschmacke und pikanter Neuheit vorgeführt hat, welche zeigen, dass diese Industrie bereits der englischen an die Seite tritt, welche unter der Anregung des Prinzen Albert so Grosses geleistet und eine Art Renaissance inaugurirt hat.

Hier mag erwähnt werden, dass in neuester Zeit gelungene Versuche gemacht werden, die seit der Auflassung der Porzellan-Staatsfabrik im Jahre 1864, welche heute noch in Grossbritannien einen so grossen Ruf geniesst, dass englische Liebhaber in der Jagd auf Theresianisches gemaltes Porzellan begriffen sind, wieder in neuer Gestalt ins Leben zu rufen. Die Jubiläums-Ausstellung barg kostbare Porzellanmalereien von geläutertem Geschmacke, welche sich bereits den Weg in den Weltmarkt gebahnt haben.

In der Bekleidungs-Industrie sind innerhalb einiger Jahrzehnte solche Anstrengungen gemacht worden, dass daraus Exportgeschäfte entstanden sind, welche einen grossen Theil des Weltmarktes beherrschen. Die Hauptfactoren dieses Erfolges sind guter Geschmack und sehr gutes oder sehr billiges Material. Um zunächst von der Schuhwaaren-Fabrication zu reden, so steht unser Leder an Schönheit, namentlich aber Dauerhaftigkeit an der Seite der russischen und der besten englischen und französischen Leder. Manche Oberleder sind gar nicht umzubringen. Es muss zwar von vorneherein bekannt werden, dass die Form noch von London und Paris gegeben wird, von welchen das erstere die Männer-, das letztere noch die Frauenmode vorschreibt, allein die Wiener Schuhwaaren-Erzeuger wissen die gegebenen Formen mit gutem Geschmacke auszubilden. Dabei richten sich die grösseren Fabriken auch nach dem Geschmack und Bedarf der Kunden in verschiedenen

Theilen der Erde, welche auf den Weltausstellungen oder durch Correspondenten in überseeischen Ländern studirt worden sind. So kam es, dass, während noch im Jahre 1860 die Ausfuhr von Schuhwaaren aus Wien auf den Betrag von fl. 30.000 geschätzt wurde, heute ein einziges Fabriksgeschäft jährlich für drei Millionen Gulden Schuhe verkauft. Weit entfernt, dem Kleingewerbe Concurrenz zu machen, hat diese Fabrik demselben auf dem Weltmarkt Bahn gebrochen und bis im Frühjahre 1888, wo auf vieles Verlangen die erste Niederlage in Wien und in der Monarchie eröffnet wurde, ihre Erzeugnisse nur ins Ausland abgesetzt. Die Fabrik beschäftigt in ihrer Wiener Centrale und in einigen Provinz-Filialen 3000 Personen mit sechs Directoren und fünfzig Beamten, welche jährlich 700.000 Paar Schuhe hervorbringen. In Wien findet die sogenannte Herrichtung, d. h. die Zusammenstellung der Obertheile und Vorbearbeitung der Sohlen und der Zubehör statt. Die eigentliche Besohlung wird grösstentheils in der Provinz bewerkstelligt. Ungefähr 80% der Production werden ganz auf mechanischem Wege unter Zuhilfenahme sinnreicher Maschinen, die eine Leistung von sechzig Pferdekräften erfordern, hergestellt. Ungefähr 20% ist reine Handwaare, welche wegen ihrer grösseren Geschmeidigkeit und vollendeten Façon bei der feineren Kundschaft noch den Vorzug geniesst. Die Erzeugnisse der Fabrik finden, bis auf einen kaum nennenswerthen Bruchtheil ihren Absatz im Auslande, und zwar vertheilt sich der Export auf die nachfolgenden Länder:

	Percent
Australien	30
Ostasien	5
Egypten	10
Rumänien	15
Frankreich	5
Grossbritannien	5
Centralamerika	15
Südamerika	12
Afrika u. versch.	3
	100

Diesen ausserordentlichen Erfolg hat das Etablissement seinem guten Leder, schöner Façon und dauerhafter Arbeit, der umsichtigen Leitung und dem Beschicken der Weltausstellungen zu verdanken. Möge sie auch für andere Zweige unserer Industrie als Vorbild dienen! Mögen namentlich die Schuhmacher sich einprägen, dass

bis jetzt keinem Einzigen durch diese Fabrik Concurrenz gemacht wurde und dass vielmehr viele Schuster, welche als Meister zu Grunde gegangen sind, bei der Exportfirma Beschäftigung gefunden haben. Die Concurrenz einer anderen Fabrik in der Nachbarschaft, welche unsere Handwerker in Aufregung versetzt hat, wird am Ende trotz der marktschreierischen Placate nicht als so gefahrdrohend sich erweisen.

Annähernd, wenn auch in nicht gleichem Masse ungefährlich für das Kleingewerbe hat sich die Erzeugung der Männerkleidung bewegt. Der weitverbreitete gute Geschmack, welcher in Wien herrscht, kommt auch diesem Gewerbszweige zu Gute. Zwar geht auch hier die Direction der Herrenmode noch von London aus; allein die besseren Schneider Wiens haben sich doch so beliebt zu machen verstanden, dass viele Mitglieder des diplomatischen Corps, welche einige Jahre hier zugebracht haben, ja sogar Pariser, sich noch Jahre lang nach ihrer Abreise Kleider von hier kommen lassen. Neben solchen Meistern des Handwerkes macht sich freilich auch eine Zahl von Confectionären breit, welche einen Theil der Schneider sich unterwarfen, während manche, namentlich ältere Leute, sich auf die Reparatur verlegen müssen. Allein es ist auf der anderen Seite nicht zu übersehen, dass durch die Ermässigung der Productionskosten, welche durch den Einkauf des Tuches im Grossen, durch den Gebrauch der Nähmaschine, sowie durch die seit einiger Zeit bewilligte Rückvergütung des Eingangszolles für englische und schottische Tuche bei der Ausfuhr eine sehr bedeutende Exportindustrie entstanden ist, welche rückwirkend auch die Verhältnisse der Schneider bessert, so dass die für Confectionäre im eigenen Hause arbeitenden kleineren Meister so wie die Gehilfen steigenden Lohn beziehen und zuweilen besseren Verdienst haben wie viele selbständige Meister. Wohlhabende Leute werden nach wie vor sich der Confectionäre nicht bedienen. Die grosse Menge der Bevölkerung aber erhält billigere Waare und fängt an, sich besser zu kleiden. Den Exporteuren Wiens ist es namentlich gelungen, die Franzosen aus der Balkanhalbinsel, Kleinasien und Egypten grossentheils zu verdrängen. Uebrigens haben sich auch die kleinen Gewerbetreibenden selbständig zu helfen gewusst, indem Genossenschaften errichtet wurden, wovon eine kürzlich sogar bei der Vergebung von Militär-Uniformen zum Mitbieten gekommen ist.

Als mustergiltig ist die Hervorbringung der Damenkleider zu betrachten. Das Kleid einer Wiener Dame aus der »Gesellschaft« ist

wie aus einem Guss und kann überhaupt nicht übertroffen werden. »Dazu,« sagte mir eine Dame vom Rhein, »sind aber auch Wiener Mieder nothwendig, welche das Auge an keiner Spur wahrnehmen kann.« In diesem Punkte steht Wien vollkommen ebenbürtig mit Paris da und es ist nur ein hergebrachtes Vorurtheil, wenn noch manche vornehme Damen Kleider aus Paris beziehen. Hat doch sogar Sarah Bernhardt nach ihrem hiesigen Gastspiel noch Kleider aus Wien kommen lassen. Das Gleiche kann von der ganzen Putzwaaren-Industrie und insbesondere von künstlichen Blumen gesagt werden, in deren Anfertigung Wien heute unerreicht dasteht.

Auch in Männer- und Frauenwäsche, sowie in Ausstattungen wird von Wien aus ein bedeutendes Geschäft gemacht, das durch die Billigkeit der Waare dominirt.

In Pelzwaaren geniesst Wien eines hohen Rufes und ist sein Export in den Südosten an dieser Waare nicht unbeträchtlich.

Auch in der Anfertigung des türkischen Fez, sowie in der Erzeugung der feinsten lichtesten Filzarten nimmt die Wiener Industrie den ersten Rang ein. Paris ist, was Feinheit und Leichtigkeit des Materials, wie Gefälligkeit der Form betrifft, und vor allen Dingen durch Preiswürdigkeit weit überflügelt. Seit einigen Jahren werden hier Filzhüte zu fl. 4 verkauft, die nur 25 Gramm wiegen und als Sommer-Kopfbedeckung angenehmer sind als die feinsten Florentiner und Panamahüte. Der Export an Filzhüten soll auch bereits drei Millionen Gulden erreichen.

Auch der Damenkopfputz steht gegen die Pariser Arbeit nicht mehr zurück, wenn auch die Seinestadt mit ihren betreffenden Erzeugnissen und exportirten Putzmacherinnen die Lehrmeisterin gewesen ist.

Die Handschuhe Wiens sind wegen ihres soliden Leders und ihrer Billigkeit ein sehr gangbarer Artikel, mit dem nicht blos der inländische Bedarf gedeckt, sondern ausländische Kunden versorgt werden. Ihre Ausfuhr ist stark im Wachsen begriffen, seitdem 1861 die Nähmaschinen eingeführt worden sind. Dieselbe betrug 1867 zwei Millionen Gulden und hob sich allein von 1867 bis 1872 von 776 auf 1505 Centner.

Die Schmuckindustrie ist in Wien stark vertreten und haben nicht blos die Juweliere und Goldarbeiter, sondern auch die Bronzewaaren-Erzeuger wegen der Originalität ihrer Formen, wie wegen ihres Geschmackes grossen Zuspruch aus den Provinzen, sowie von zureisenden Fremden. Wer hat sich nicht an dem kleinen vergol-

deten Globus erfreut, welcher von acht Engeln oder drei Wichtlmännchen getragen wird und als Tintenfass dient. In solchen kleinen mehr oder weniger nützlichen Nippsachen für den Toilettentisch, den Schreibtisch, den Glasschrank ist die Phantasie der Wiener Gewerbetreibenden ununterbrochen thätig. Diese Industrie, deren Spielraum unbeschränkt ist und welche nun auch kunstvolle Gehäuse von Pendeluhren und Statuetten hervorbringt, in welchen Artikeln Paris so lange tonangebend war, beruht vornehmlich auf jener Collectivform der Industrie, welcher die Uhrenfabrication ihre Erfolge verdankt. Tausende von Handwerkern und Arbeitern sind damit beschäftigt, sei es nach Modellen, sei es nach gegebenen Mustern, Bronze-Nippsachen zu verfertigen, welche zuweilen auch mit Porzellan, Glas oder anderen Stoffen verbunden sind. Grosse, begabte Unternehmer sammeln diese Erzeugnisse in Läden und permanenten Ausstellungen, schicken ihre Reisenden mit Mustern in alle Länder Europas und organisiren den Export, der in den letzten Jahren unter dem Titel der »Wiener Specialitäten« einen grossen Umfang errungen hat. Dazu gehören auch noch viele Gattungen von Albums, welche sich im Vergleiche zur Berliner und Münchener Waare durch soliden Geschmack und Dauerhaftigkeit auszeichnen, wenn sie auch bedeutend höher im Preise stehen. Dazu gehört auch eine interessante Neuigkeit: Leder-Etuis als Brieftasche, Geldtasche oder Nähzeugbehälter mit Gemälden von Makart oder anderen grossen Malern in Relief in Leder gepresst, was sich reizend ausnimmt.

An diese und ähnliche Productionen schliessen sich die Etuimacher, welche Gehäuse für alle möglichen tragbaren Erzeugnisse liefern und den oben genannten Werkstätten benachbart wohnen. Manche Unternehmer verfertigen die feinen Sachen auch in ihren eigenen geschlossenen Werken und geben nur die gröberen Sachen hinaus. Ueberall kommt der gute Wiener Geschmack zur Geltung, so dass diese Erzeugnisse nur bekannt zu werden brauchen, um überall Freunde zu finden.

Auch die Kautschuk-Industrie ist von wachsender Bedeutung im Verhältnis wie ihre Erzeugnisse neue Formen annehmen, um sich geltend machenden Bedürfnissen entgegenzukommen. Die Buchbinderei macht stetige Fortschritte in geschmackvollen Formen und ist davon auch seit neuerer Zeit besonders die Ausstattung der Bücher auf mit Arabesken gepresstem Papier und Leder hervorzuheben.

Die Buchdruckerkunst ist durch Anstalten ersten Ranges vertreten, deren Erzeugnisse an Schönheit nirgends übertroffen werden.

Neben dem Kunstgewerbe haben der Maschinenbau und die Erzeugung von Transport-Werkzeugen sich in einer Weise gehoben, dass Wien am Continente keiner Stadt zurücksteht, wo nicht gerade, wie in Chemnitz, Specialitäten fabricirt werden. Diese günstige Entwickelung ist theils dem erfinderischen Geist und der reichen Ausbildung seiner Ingenieure, theils was den noblen Theil des Fuhrwesens betrifft, dem Bedürfnisse der reichen Grundeigenthümer zu verdanken. Der Wagenbau ist daher schon alten Ursprunges und die Equipagen aller Art waren schon vor langer Zeit den englischen an Dauerhaftigkeit, Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form ebenbürtig. Wenn auch zuweilen eine Form für Sportzwecke dem englischen Geschmacke angepasst wurde, so zeichnete sich das Wiener Product doch bei gleicher Solidität durch billigeren Preis aus. Man erzählt sich in dieser Beziehung sogar die Anekdote, dass ein Aristokrat einen Wagen aus London bezogen hatte, an welchem etwas brach. Als der herbeigerufene Wiener Wagenbauer gefragt wurde, ob er den betreffenden Theil erneuern könne, gab er unbedenklich zur Antwort: »Natürlich, denn der Wagen stammt ja aus meiner Werkstätte.« Als man ihm nicht glauben wollte, offenbarte er sein Fabrikszeichen, nachdem er einen Eisentheil abgeschraubt. Ausser der Geschicklichkeit der Meister und Gehilfen ist die Vorzüglichkeit der Erzeugnisse des Wagenbaues der Güte des Materials, namentlich des Leders, beizumessen. Dasselbe lässt sich vom Geschirr und von den Sätteln sagen, welche den englischen vollkommen gleichstehen, aber an Billigkeit sie weit aus dem Felde schlagen. Neuerdings wird zur Construction von Renn- und Jagdwagen auch das unersetzliche amerikanische Hikoryholz verwendet, welches nicht bricht, sondern nur wie Fischbein zerfasert, wenn man die höchste Gewalt anwendet. Es besteht in Wien ein besonderes Geschäft, welches nur Hikoryräder verkauft. Der Maschinenbau neueren Datums hat noch grössere Fortschritte gemacht, ohne dass viel Wesens gemacht wurde. So steht der Wiener überhaupt durch seine seltene Bescheidenheit der Verbreitung seiner Gewerbserzeugnisse vielfach im Wege. Der Fabrikant meint, die Kunde müsse von selbst zu ihm kommen. Wie wurde in England in die Posaune gestossen, als die seiner Zeit grösste Fabrik die tausendste Locomotive vollendet hatte, wie waren alle Zeitungen voll, als Borsig in Berlin und Richard Hartmann das tausendste Dampfross gefertigt hatte. In der

heurigen niederösterreichischen Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung sind zwei Eilzugmaschinen zweier Maschinenbau-Anstalten von Eisenbahngesellschaften von bewundernswerther Construction und Solidität ausgestellt, von welchen die eine die zweitausendste die andere die 3194ste Locomotive der Anstalt darstellt. Die erste ist zum Export, d. h. für Sicilien bestimmt und man hört in den Zeitungen kaum ein Wort davon.

Wir wären begierig, zu sehen, wie ein solcher stiller Erfolg in einer französischen Stadt an die grosse Glocke gehängt worden wäre. Jene Maschinenbau-Anstalt, welche u. a. eine hydraulische Presse von 30.000 Centner Druckkraft in ihrer Werkstätte zu Wien besitzt, hat bis jetzt 1640 Locomotiven für das Inland und 360 für das Ausland gebaut, während im Publicum oft die Behauptung aufgestellt wird, dass Oesterreich unfähig sei, Maschinen auszuführen. Ausserdem zeichnen sich diese Maschinen durch tadelloses Material und exacte, geschmackvolle Arbeit aus.

Einer der erfindungsreichsten Wiener Ingenieure, der jede ihm gestellte Aufgabe bisher gelöst und dadurch auch einen Hauptkunden in der deutschen Kriegsverwaltung für elektrische Apparate gefunden, hat schon vor Jahren einen Petroleum-Motor construirt und einem engeren Kreis von Freunden im Betrieb gezeigt. Heute aber erfährt man erst, dass ein solcher Motor mit 450 Pferdekräften im Deutschen Reiche in Gebrauch ist. Mit einem solchen Motor in Verbindung mit dem neuesten Fortschritt in der billigeren Herstellung des Aluminiums ist die Lösung der Luftschiffahrtsfrage einen Schritt näher gerückt.

Auch in Gas- und heisse Luft-Motoren werden namentlich für das Kleingewerbe zweckmässige Constructionen von geringer Triebkraft und billigen Betriebskosten in Wien erzeugt. Dampflocomobile in verschiedenen Grössen werden in grosser Zahl gebaut und in die Provinz verkauft. Die Elektrotechnik hat sich rasch Bahn gebrochen und es werden sowohl Beleuchtungsapparate als elektrische Transmissionen hergestellt. Auch eine Anstalt zur Fabrication von Accumulatoren ist bereits im Gange.

Sehr sinnreiche Waschmaschinen sind ebenfalls in neuerer Zeit construirt worden, welche die früheren Versuche amerikanischer und englischer Fabrikanten übertreffen.

Unter den Motoren scheint die neueste Wiener Construction einer Stromturbine bestimmt zu sein, einen ebenso grossen Nutzen zu vollbringen als die erste Erfindung der Turbine, da der Apparat ohne Vorbauten an jeder Uferstelle der Flüsse angebracht werden kann.

Auch in hohem Grade arbeitsparende Werkzeugmaschinen waren auf der Jubiläums-Ausstellung zn sehen. Unter vielen ist es uns bei zugemessenem Raume nur gestattet, einige Arten hervorzuheben: eine Cigarettenhülsen-Maschine, welche die Befestigung ohne Klebestoff nur durch ein gerifftes Rad bewirkt in einer Stärke, dass eher das Papier als die zwei Millimeter breite Naht zerreisst, und mit Hand betriebene Kettenmaschinen, welche kleine Ketten in dreierlei Form zu persönlichem Schmuck aus Messing, Silber oder Gold mit grosser Schnelligkeit verfertigen. Der von einer Rolle mittels einer Kurbel abgewickelte Draht fliesst auf der anderen Seite als Kette heraus.

Als Triumph der Mechanik ist die neueste in Wien construirte Rotations-Druckmaschine zu betrachten. Schon auf der Weltausstellung von 1873 hatte die »Neue Freie Presse« die Fortschritts-Medaille und das Ehrendiplom für ihre Druckmaschinen erhalten. Die neue, seit 1887 in Gebrauch genommene Rotationspresse übertrifft aber alle bisherigen Constructionen an ingeniösem und compendiösem Bau und erstaunlicher Leistung, durch welche das leere endlose Papier auf der einen Seite ablauft und auf der anderen Seite die bedruckten, gefalzten Zeitungen auf einen geschichteten Haufen fliegen.

Besondere Erwähnung verdienen die feuerfesten Cassaschränke, in welchen Wien den ersten Rang einnimmt und einen Weltruf geniesst, dem entsprechend auch der Export dieses Artikels nach allen Theilen der Erde geht.

Eine andere sinnreiche Erfindung, deren Ursprung man Wien verdankt, ist die perpetuale Taschenuhr, welche nur durch das Gehen des Trägers aufgezogen wird. Eine Stunde Gehen zieht die Uhr für 48 Stunden auf. Die erste Uhr dieser Art wurde für Napoleon I. construirt, der sie für's Feld mitnahm. Dieselbe war so empfindlich, dass leicht Theile brachen. Napoleon musste daher eine Anzahl von Exemplaren vorräthig haben, um stets nach seiner Neigung bedient zu sein. Deshalb gerieth die Erfindung wieder in Vergessenheit. Ein Ingenieur der Nordbahn griff sie wieder auf und brachte so bedeutende Verbesserungen an, dass die Uhr jetzt der bequemste Zeitmesser ist und die anderen Constructionen nach und nach verdrängen sollte, wie die Remontoirform den alten Schlüssel verdrängt hat.

Unter den Constructionen, die wir England und Amerika verdanken, sind namentlich die Dampffeuerspritzen und die landwirthschaftlichen Maschinen und Werkzeuge hervorzuheben, die Dampf-

dreschmaschinen, Gras- und Getreidemaschinen mit und ohne Ablegevorrichtung. Diese Productions-Geräthschaften, welche seit langer Zeit zuerst aus England in Oesterreich-Ungarn eingeführt sind, wurden später von eingewanderten renommirten britischen Firmen in Wien fabricirt; neuerdings haben sich aber auch inländische Häuser dieser Production gewidmet und zeichnen sich durch schöne und exacte Arbeit aus.

Eine neue Industrie sind die Eisenconstructionen, in welchen ein Haus besonders excellirt, welches Eisendachstühle, eiserne Treppen, Glashäuser in eleganten und praktischen Formen herstellt und nicht blos für Wien, sondern auch für auswärts Bestellungen ausführt, nachdem dasselbe den Dachstuhl des neuen Burgtheaters, sowie das neue Palmenhaus in Schönbrunn errichtet hatte.

Hier mag noch einer neuen Erfindung, des Pulsometers, gedacht werden, eines einfachen gusseisernen Apparates, mittelst dessen Wasser, welches aus geringer Höhe fliesst, auf bedeutende Höhen mit geringerem Wasserverlust gebracht werden kann, als durch den in Amerika erfundenen hydraulischen Widder, der einen enormen Wasserverlust bedingt.

Hier muss auch erwähnt werden, dass der Schiffbau durch moderne Luxusconstructionen, wie sie uns von England überkommen sind und für Yachten, Schooner mit vier Segeln, Segelboote mit verstellbarem Kiel, sowie für die Regatta-Ruderer gebaut werden, seit Kurzem trefflich repräsentirt ist, wovon ebenfalls wieder auf der Jubiläums-Ausstellung Zeugniss abgelegt wurde.

Tonangebend steht Wien da in dem Bau wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente, sowie von Präcisions-Instrumenten, da es einst auch tonangebend in der Krankheitslehre war und heute als die Metropole und Hochschule der Musik anerkannt ist. Ihre Sternwarte, ihre meteorologische Anstalt und die vielen physikalischen und chemischen Laboratorien, sowie der hohe Stand der Chirurgie haben Anlass zum Bau verbesserter Instrumente und Geräthschaften gegeben, welche auch in anderen Ländern gesucht werden. Die in Wien erzeugten Uhren und Waagen aller Art, seine mathematischen, physikalischen, astronomischen und optischen Instrumente, seine chemischen Apparate, seine Instrumente und Apparate für chirurgische und medicinische Zwecke sind in allen Stätten der Civilisation hochgeschätzt. Die in Wien erzeugten Claviere, Orgeln und Harmoniums, die Streichinstrumente, Geigen, Harfen, Guitarren, Zithern, die Blas-, Lärmschlag-Instrumente,

sowie die Spielwerke erfreuen sich bis nach Asien und Amerika eines wohlbegründeten Rufes.

Auch die chemische Industrie erfreut sich eines regelmässigen Gedeihens. Die Producte der chemischen Grossindustrie, pharmaceutische Präparate, Droguen und anderen Materialien für die Pharmacie, Mineralwasser, Fettwaaren gehen in die ganze Monarchie, sowie nach den unteren Donau- und Balkanländern. Parfümeriewaaren, worunter Seifen auch die besten Londoner an Feinheit übertreffen, werden in grossen Quantitäten sogar nach Paris abgesetzt, wobei freilich der billige Preis der Exportwaaren eine Rolle spielt, wie ja auch in England und Frankreich der Eingeborene die im Inland erzeugten Waaren theurer bezahlen muss, als der Auswärtige. Ferner sind zu erwähnen Zündwaaren, in welchen Wien seinen Rang im Exporthandel erst durch die Schwedischen Steichhölzer einbüsste jetzt durch neuere chemische Mischungen zurückzuerobern beginnt; ferner Fettwaaren, Producte der trockenen Destillation, Farbwaaren und Firnisse.

In der Textilindustrie ist in erster Linie der Verfall der einst hochstehenden Seidenindustrie zu erwähnen, welcher mehrfachen Ursachen beizumessen ist. Zuerst brachten die Revolutions- und Kriegsjahre seit 1848 eine bedeutende Abnahme des Verbrauches; dann verursachte die plötzliche starke Ermässigung der Eingangszölle unter Bruck eine plötzliche starke Concurrenz Italiens und Frankreichs, dann kam die Krankheit des Seidenwurmes und endlich mit der Eröffnung des Suezcanals die erhöhte Concurrenz Chinas und Japans. Die eingerissene Lücke in der Beschäftigung der betreffenden Arbeiter wurde einigermassen durch die Einführung einer neuen Textilindustrie, derjenigen der Jute, wieder ausgefüllt, welche nach gezahltem Lehrgeld und überstandenen Nachwehen der Handelskrisis in den letzten Jahren gut gedeiht. Einer unveränderten Blüthe erfreut sich dagegen die Erzeugung von wollenen Gespinnsten und Geweben, insbesondere von Shawls, welche grossen Ruf geniessen und in bedeutendem Umfang bis nach Amerika ausgeführt werden. Es sind darunter besonders die Long- und Kaschmir-Shawls, sowie die gelungene Nachahmung Persischer Teppiche hervorzuheben. Es besteht hierin eine erhebliche Ausfuhr sogar nach dem Orient, nach Italien und über Leipzig nach Amerika. Auch die Anfertigung von Kotzen und Loden ist ansehnlich.

Einer obwohl mässigen, doch immerhin geordneten Entwickelung erfreuen sich die Baumwoll-, Flachs- und Hanfgespinnste und

Gewebe, die Leistungen der Färberei, Druckerei, Bleicherei und Appretur, die Strickerei- und Wirkerei-Erzeugnisse, sowie Posamentierwaaren. Einer wahren Wiedergeburt aber werden die Spitzen-Fabrication und Stickerei unterzogen. Schweizerische (St. Galler), Sächsische (Chemnitzer) Stickstühle haben ihren Eingang auch in der Wiener Maschinen- und Gewebe-Industrie gefunden; in der Stickerei aber bereitet sich unter Leitung geschmackvoller, verständiger Künstler eine Renaissance der edelsten Epoche dieses Schmuckes, der alten Venetianischen Schule vor, der nur baldiges Bekanntwerden in weiteren Kreisen noch fehlt, um sich überall Bahn zu brechen, wo solider, edler Geschmack herrscht. Dies wäre auch um der Förderung der Frauenarbeit willen wünschenswerth.

In der Kurzwaaren-Industrie haben die berühmten Erzeugnisse Wiens aus Meerschaum und Bernstein, welche einst den ersten Rang auf dem Weltmarkt einnahmen, in neuerer Zeit durch das Ueberhandnehmen des Cigarettenrauchens an ihrem Absatze eingebüsst. Dagegen sind wieder andere neue Artikel aus Schildplatt, Elfenbein, Perlmutter, Horn, Papiermaché und Compositionen aufgekommen. Galanteriewaaren aus Holz, Leder und Metall, sowie Lackwaaren, wovon Imitationen japanischer Waaren, sodann Spielwaaren, bei welchen die Erzeugung ebenfalls auf collectivische Weise vor sich geht und eine Art Hausindustrie bildet, haben in Neuheit der Erfindung und Gefälligkeit der Form schöne Fortschritte gemacht. Die Fabrication von Regen- und Sonnenschirmen ist sehr bedeutend. Dabei ist aber zu rügen, dass um der erstaunlichen Billigkeit halber die Regenschirme immer kleiner werden, so dass sie von Sonnenschirmen bald nicht zu unterscheiden sind. Respectable Schirme, die vor Regen wirklich schützen, müssen besonders bestellt werden. Die Fabrication von Peitschen und Stöcken ist sehr bedeutend. Namentlich zeichnen sich unter den letzteren die Weichselstöcke aus, zu denen das Material in der Nähe gezogen wird. Dieselben werden, da Wien gar keinen Concurrenten darin hat, in bedeutender Menge exportirt und von allen Fremden, welche hieher kommen, mit Vorliebe gekauft, so dass die Erzeugung noch einer grossen Vermehrung fähig ist. Dies ist um so mehr zu wünschen, da der Gebrauch von Weichselrohren zum Rauchen, mit Ausnahme der Türkei, allenthalben sehr abgenommen hat.

In den Graphischen Künsten nimmt Wien einen hohen Rang ein, einestheils Dank seinen Künstlern und dem Kunstgeschmack eines grossen Theiles seiner Bevölkerung, anderntheils Dank den

technischen und mechanischen Verbesserungen. Wir brauchen nur der Erfindung der Zinkographie zu gedenken, welche Wien mit Stolz einem ihrer Söhne verdankt, um die Bedeutung Wiens für den Fortschritt in der gegenwärtigen Epoche zu ermessen. Auch die Wohlthat der Hektographie ist von Wien ausgegangen. Der Buch-, Stein-, Kupferdruck, die Heliographie, die Photographie und andere Reproductionsarten erfreuen sich einer hohen Vollendung und finden neben den Graveur-, Guillochir-, Emaillir-Arbeiten, der Stein- und Metallschneiderei, der Xylographie und Schriftgiesserei etc. in einer anderen Abtheilung ihre Würdigung. Unter den Stampiglien-Erzeugnissen ist abermals eine Wiener Erfindung mittelst Verwendung des Kautschuks zu erwähnen. Mit jenem Vorbehalte mag hier des Galvanoplastischen Verfahrens gedacht werden. Das Nickelbad hat in Wien eine hohe Vollendung erreicht.

In der Gruppe der Nahrungs- und Genussmittel ist in erster Linie die Bäckerei zu rechnen. Wien steht im Rufe, das beste Weissbrod der Erde in Gestalt der Kaisersemmeln zu backen. Eignet sich dieses Product auch nicht zum Export, so werden dafür die Producenten ausgeführt und Wiener Bäcker befinden sich in allen grösseren Städten Europas. Das Gebäck ist so vorzüglich dass den Bäckern alle Sünden verziehen werden und dass das Publicum auch durch die Finger sieht, wenn die Zwei Kreuzer-Semmel gerade zur Zeit am kleinsten wurde, wo der Preis des Weizens fast den niedrigsten Stand des Jahrhunderts erreicht hatte. Auch die Erzeugung von Zwieback hat Dank der Vorzüglichkeit des Rohmaterials und des Mehles eine grosse Ausdehnung gewonnen. Die Anfertigung von Zuckerwaaren ist nicht unbedeutend, indessen noch des Fortschrittes in Form und Geschmack bedürftig.

Die Fleischhauer befinden sich wohl und haben dieselben so wenig wie die Bäcker ein Recht, sich über schlechten Verdienst zu beklagen. Der Uebergang von der Fleischtaxe zum stufenweisen Verkauf des Fleisches je nach der Qualität scheint dem Gewerbe eher genützt als geschadet zu haben.

Die Bierbrauerei florirt und es war eine Zeit, welche den Zenith zur Pariser Weltausstellung von 1867 erreichte, wo die Wiener Biere die bayrischen am internationalen Markt zu verdrängen begannen, als Anton Dreher der König der Bierbrauer des Continents war. Seitdem aber die Malzsurrogate aus Kartoffeln, Reis und Mais aufgekommen und so reichlich verwendet werden, hat das Wiener Bier seinen hohen Rang eingebüsst und muss die Palme dem Pilsener

Bier zuerkannt werden, welches auch das bevorzugte Getränk der Mittelclassen Wiens geworden ist. Diese Wandlung hindert indessen nicht, dass das Wiener Bier sich einer starken überseeischen Nachfrage erfreut.

Der Consum des Weines ist in Abnahme begriffen, einestheils wegen der Ueberhandnahme der Reblaus in den Weingärten, von welchen Wien umgeben ist, anderntheils wegen der Veränderung des Geschmackes, welcher die Bevorzugung des jungen Weines und die Mischung mit Soda- und Mineral-Sauerwasser mit sich gebracht hat. Es werden wohl Jahrzehnte vergehen, bis diese Krisis überstanden ist.

Eine wichtige Rolle spielt Wien in der Glasindustrie. Zwar besitzt es selbst nur wenige selbst kunstvolle Glasformen erzeugende Anstalten, sondern es dient mehr als der Mittelpunkt, wo die schönsten Erzeugnisse zur Ausstellung und zur Verbreitung gelangen. Darum kann dieser Industriezweig an dieser Stelle nicht umgangen werden, um so weniger, als das Glas, um sich im Welthandel zu behaupten, in seinen Formen nicht stille stehen darf. Man muss sich dabei erinnern, dass die Glasindustrie Oesterreichs, hauptsächlich durch böhmische Hütten repräsentirt, einst tonangebend in der Welt war, bis sie durch den Steinkohlenprocess in England und Belgien überholt worden war. Sie musste sich diesen Process ebenfalls aneignen, um sich zu rehabilitiren. Heute finden erfolgreiche Anstrengungen statt in der Nachahmung der alten venetianischen Gläser in gelber Farbenmischung und mit Goldverzierung.

Wir möchten aber fast glauben, dass dieser Fortschritt zu einseitig ist. Wir fanden z. B. unter den Trinkgläsern der Hütten, deren Producten München als Sammelpunkt dient, mehr neue und gefällige Formen namentlich bei den in Gestalt der »Römer« gemodelten Gläser. In dieser Richtung steht den Künstlern eine nützliche Einwirkung zu Gebote unter welchen die Glasindustrie insbesondere dem genialen Hofrath Storck herrliche Zierden zu verdanken hat. In der Technik selbst ist unsere Glasindustrie den höchsten Anforderungen gewachsen.

Noch verdient die Anfertigung von Emailarbeiten erwähnt zu werden, welche sich mehr und mehr Bahn nach dem Auslande brechen.

Grosse Fortschritte machen die Kammmacher, insbesondere mit künstlichem Schildpatt, Bernstein und anderen nachgeahmten Stoffen.

Erwähnenswerth sind auch die kunstvollen Drechslerarbeiten, in welchen 900 Gewerbe thätig sind, die einen Export von dreieinhalb Millionen Gulden haben.

Unerreicht steht Wien im Präpariren und Ausstopfen seltener Thiere und Wild da. Ein Präparator, der alle österreichisch-ungarischen Jagdherren zu Kunden hat, besitzt eine eigene Yacht, auf welcher er in vier Sommermonaten mit seinen Söhnen und geschickten Arbeitern die Donau und ihre Nebenflüsse befährt, seltene Sumpfvögel erlegt und dieselben an Ort und Stelle ausstopft, indem er mit seinem Gefolge in Zelten übernachtet.

Bei den wiederholten Besuchen des Kaisers in der Jubiläums-Ausstellung, welche derselbe sehr eingehend besichtigte, kamen interessante Einzelheiten, namentlich über den Export, zu Tage. Eine grosse Metallwaarenfabrik ist veranlasst, ein Zweig-Etablissement in England zu errichten, weil sie eine besondere Art von Messingmischung macht, welche für die grossen Geschützpatronen besonders geeignet, aber in Grossbritannien nicht aufzutreiben ist. Eine Fabrik von Petroleumlampen exportirt vorzugsweise nach Indien. — Trotz des Niederganges der Seidenindustrie führt ein Etablissement doch gewisse Stoffe ins Ausland. Die Vorzüglichkeit der Maschinenindustrie kam vielfach zur Geltung, namentlich ward die Exportfähigkeit der Hartgusswalzen verschiedener Anstalten hervorgehoben; ebenso die Leistungen der Goldketten-Fabriken, die Dauerhaftigkeit der Militärtuche, welche mit Vorliebe für die türkische Armee gesucht werden; die grosse Absatzfähigkeit von Porzellan- und Glaswaaren am amerikanischen, indischen, egyptischen und türkischen Markt; die Installation elektrischer Beleuchtung in ausländischen Hôtels und Schlössern, z. B. in den Königs-Palästen in Bukarest und auf Sinaja; ferner die Terracotta-Erzeugnisse, welche an Neuheit der Erfindung und Schönheit der Form alle früheren Epochen übertreffen; die Einführung der Solinger Klingen-Industrie in der österreichischen Messerfabrication; und endlich die Bestrebungen zur Herstellung einer selbständigen Wiener Mode. Doch der Mangel an Raum gebietet uns Halt!

Beim Anblick aller dieser Fortschritte, die wir nur theilweise aufführen konnten, drängt sich uns die Ueberzeugung auf, dass Wien ebenbürtig in die Reihe der tonangebenden Industriestätten eingetreten ist und in den wichtigsten Erzeugnissen hinter London und Paris nicht mehr zurücksteht. Specialitäten, in welchen die eine Stadt excellirt stehen wieder welche der anderen Stadt gegenüber.

Und dieses beruhigende, herrliche Resultat wurde gewonnen durch die stille Arbeit gerade während der grössten und längsten Heimsuchung, welche das ganze Abendland und vorzugsweise Wien seit der Handelskrisis von 1873 zu ertragen gehabt hat. Diese Heimsuchung war um so fühlbarer, als der Hauptcharakter des Gewerbefleisses der Stadt Wien den Luxusindustrien hinneigt. Die Luxusindustrie wird aber ihrer Natur nach zuerst und am stärksten von politischen wie von wirthschaftlichen Krisen heimgesucht. Einerseits hatte sich Wien zum ersten Male im Speculationsrausche übernommen, zum ersten Male durch das Uebermass der Unternehmungen und durch rücksichtslose Ausbeutung der Agiotage die grösste aller Handelskrisen herbeiführen helfen; anderseits musste aber von dem darauf eingetretenen Stillstande und Rückgange der Geschäfte Wien am stärksten mitgenommen werden, weil die Consumenten, durch Erwerbsschwächung zum Sparen genöthigt, ihren Verbrauch zuerst an Luxusartikeln einzuschränken pflegen. Es war daher eine Zeit schwerer Prüfung, welche sowohl die Unternehmer wie die Arbeiter während der verflossenen fünfzehn Jahre durchzumachen hatten. Die Thatsache, dass sie aus dieser Periode unerhörten Niederganges nicht blos ungebrochen, sondern mit frischen Erwerbskräften hervorgegangen sind, ist ein Beweis, dass die Donaustadt einer schönen Zukunft entgegengeht. Dazu wirken auch seine socialen Verhältnisse mit, von denen im Schlusscapitel die Rede ist.

LAGE DES HANDELS.

Hand in Hand mit den Gewerben geht der Handel. In demselben Verhältniss, in welchem die Wiener Industrie Fortschritte machte, entweder mit den ausländischen Sammelpunkten des Gewerbefleisses concurrirend oder mit selbständigen Erzeugnissen bahnbrechend auf den Weltmarkt tretend, in demselben Verhältniss dehnte sich auch der inländische Verkehr zum Export- und zum überseeischen Handel aus. In dieser Hinsicht hob sich Wien als Stapelplatz und Sitz vieler Productionen, welche um billigen Arbeitslohnes oder Triebkraft willen ihre Werkstätten in der Provinz aufgeschlagen haben. In der Metropole stehen die Chefs der Fabriken in nächster Berührung mit den Grosshändlern, welche mit allen Welttheilen in Verbindung stehen.

Da in Oesterreich-Ungarn die landwirthschaftliche Production noch überwiegt, so hat demgemäss auch der Productenhandel

Wien mit der Ausdehnung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen, sowie gemäss der starken Vermehrung der Bevölkerung des westlichen Europas, wo seit Jahrzehnten das im Inland erzeugte Getreide nicht mehr zur Ernährung der Bevölkerung ausreicht, einen gewaltigen Aufschwung genommen. Schon Ende der 1860er Jahre wurde der Geschäftsumsatz eines Jahres an Getreide in Wien auf 70 Millionen, heute wird er auf 100 Millionen Gulden veranschlagt. Seitdem ist der internationale Saatenmarkt daselbst eingerichtet worden und hat durch die zuverlässigen Berichte seiner Leiter über das Ergebniss der jeweiligen Ernte so grosses Ansehen erworben, dass er von vielen Tausenden von Händlern aus allen Ländern Europas besucht wird. Da nunmehr die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse in der unteren und oberen Donau ernsthaft in Angriff genommen ist, so ist in Zukunft noch ein weiterer Zuwachs des Getreidehandels zu erwarten. Nicht unbeachtet darf dabei bleiben, dass auch die politisch gebesserten Verhältnisse, die Macht des mitteleuropäischen Dreibundes im Verein mit Grossbritannien, die Mündung des Stromes und den freien Verkehr durch die Meerenge des Bosporus für immer sicher stellen und dadurch der Donau und dem Gebiete, welches sie durchzieht, ihre alte Bedeutung wieder verleihen wird, welche sie im frühen Mittelalter vor dem Rhein vorausgehabt hat. Neben dem Getreidegeschäft hat auch der Weinhandel Wiens, welcher vor vierzig Jahren ziemlich gering war, eine viel grössere Bedeutung, als man in weiteren Kreisen ahnt; denn auch ein grosser Theil des Ungarweines geht auf diesem Wege in die Welt. Für Häute ist Wien ein grosser Stapelplatz und seine Gerbereien zeichnen sich durch solide, schöne Waare aus. Das von den Schuhfabriken verwendete Leder steht dem besten russischen und englischen zur Seite und nimmt hinsichtlich der Dauerhaftigkeit den ersten Rang ein.

Ein grosser Theil des Wiener Grosshandels besteht auch in der Vermittelung des Absatzes von inländischen und ausländischen Fabriken. Wien ist der Haupthandels- und Niederlageplatz für die meisten der in den Kronländern betriebenen Industrien, deren Producte sie wieder über die Provinzen vertheilt. Das Gleiche geschieht mit den Erzeugnissen des Auslandes, welche von der Metropole aus im Reich repartirt werden. Steigenden Gewinn zieht der Handel aber gerade aus der Wiener Kunst- und Mode-Industrie, welche wegen ihres feinen Geschmackes, ihrer Formvollendung und Originalität namentlich seit der Ausstellung von 1873 begonnen hat,

mit Paris und London in die Schranken zu treten, und sie in manchen Zweigen in anderen Ländern zu überflügeln beginnt, so dass der überseeische Export sichtbar im Wachsen begriffen ist.

Ueberdies muss die Herstellung des Suezcanals und die Ausdehnung der regelmässigen Fahrten des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd nach Ostasien und Südamerika dem Handel der Wiener Luxusindustrie, sowie den Bekleidungsgewerben zu einem steigenden Wachsthum verhelfen.

Unstreitig hat die mit 1867 begonnene Decentralisationsbewegung der Stadt Wien grossen Schaden gebracht. Viele Centralstellen sind, wie bereits erwähnt — der Leser wird uns wohl hier einige Wiederholungen verzeihen — gespalten oder ganz weggezogen worden. Der hohe ungarische Adel, welcher früher den Winter in Wien zuzubringen pflegte, wovon noch manche Paläste Zeugniss ablegen, hat sich nach Budapest gezogen, welchem nun seine gewohnte Freigebigkeit zugute kommt. Auch an andere Kronländer hat Wien Central-Verwaltungsämter abtreten müssen. Allein trotz der plötzlichen Lücke, welche dadurch der Absatz mancher Waaren, manche gewerbliche Arbeit, sowie die Miethen durch den Wegzug solider Consumenten erlitten, ist doch Wien auf dem besten Wege, das entgangene Einkommen durch die intensive Verbesserung seiner Gewerbsthätigkeit, namentlich seiner Luxusindustrie zu ersetzen und zwar auf einer Basis, welche auf selbständigem Fundament steht und nur durch wirthschaftliche oder politische Krisen zuweilen auf kurze Zeit gestört, aber nicht mehr vernichtet werden kann. Die Frucht dieser stillen Arbeit kommt jetzt auf allen Ausstellungen, auf denen Oesterreich erscheint, zu Tage. Ueberall wird constatirt, dass die Wiener Industrie seit der Weltausstellung von 1873 riesenhafte Fortschritte gemacht hat, dass sie gerade in der auf jene Katastrophe gefolgten Zeit anhaltender Geschäftsstockung ihre Fähigkeiten intensiver entwickelt und eine Stellung errungen hat, welche sie zur allgemeinen Verwunderung auf einen Schlag an die Seite der grossen Industriestätten des Westens stellt.

Der Grosshandel und der Zwischenhandel mit Rohstoffen zur Fabrication und mit Manufacturerzeugnissen entzieht sich seiner Natur nach zum grossen Theil einer sicheren Schätzung, weil der Hauptabsatz im Inlande stattfindet. Nur die Zolllisten geben Aufschluss über die Beziehung zum Auslande und die in neuester Zeit eingeführte statistische Gebühr in Ungarn gibt mit ihren bedeutenden Summen eine Andeutung über den Umfang des inneren Verkehrs.

Der Handel hat, trotz der allgemeinen Geschäftslähmung, welche seit 1873 auf dem ganzen Abendlande lastet, durch die an der Weltausstellung 1873 gemachten Anknüpfungen, und die seitdem von der Gewerbeausstellung von 1880, der Elektrischen Ausstellung von 1883 erneuerten Anregungen, sowie in Folge der gesunkenen Preise, dennoch neue Kundschaftskreise namentlich in überseeischen Ländern erschlossen. Anregend auf den Handel wirken auch die jährlich regelmässig wiederkehrenden Ausstellungen von Pferden, Hunden, Geflügel, Mastvieh, Blumen und Obst. Was den Handel mit Lebensmitteln betrifft, so ist ausser dem sehr bedeutenden Weinhandel, welcher vor vierzig Jahren noch geringfügig war, der Verschleiss von Bier zu erwähnen, welcher in Folge einer allgemeinen Geschmacksänderung trotz der Verschlechterung des Bieres durch die stärkere Anwendung von Surrogaten, dem Weingenuss allmälig Abbruch zu machen beginnt. Wiener Biere werden zum Export besonders eingesotten und in besserer Qualität bereitet, bis nach Italien, der Türkei, Egypten, Indien und in das tropische und südliche Afrika versendet. Die Erzeugnisse der Wiener Luxus- und Kunstindustrie aber gehen in alle Welt.

Besondere Beachtung verdienen die Märkte. Wien ist besonders gut mit Fischen und Schalthieren versorgt, da nicht blos die Nordsee und das adriatische Meer ihre Bewohner liefern, sondern die Donau selbst mit ihren Zuflüssen eine Anzahl von edlen Fischen birgt, welche dem Stromgebiete des Rheines entgehen; z. B. der Hughen, der Wels, der Dyck, der Hausen, der Sterlet, welchen letzteren Russen als ein Monopol der Wolga auszugeben lieben.

Ersten Ranges ist auch der Wildmarkt, welcher ausser der Schonzeit, also ein halbes Jahr lang mit allen Sorten Feder-, Klein-, Mittel- und Hochwild ausgestattet ist, welche in Europa vorkommen Namentlich ist der Wildmarkt reichlich mit Hochwild, Gemsen, Reh- und Schwarzwild, Auerhahn-, Birk- und Haselhühnern, Schnepfen, Fasanen, Wildenten, zuweilen auch mit Rohrdommeln, Wasserhühnern, Trappen ausgerüstet.

Auch der Geflügelmarkt ist gut bestellt. Insbesondere sind die steirischen Kapaunen und die in Ungarn gemästeten Indians von besonderem Wohlgeschmack. Der Fleischmarkt ist mit seiner Ausschlachtung der Mastochsen nach Abstufung der Qualität zufriedenstellend und das Fleisch, weil es nicht so mit Fett oder Unschlitt durchwachsen, als das des englischen Durham-Mastviehes, sogar dem in London verkauften häufig vorzuziehen. Wir müssen bei dieser

Gelegenheit erwähnen, dass wir nicht vom Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung sprechen, da wir nicht blos England öfters Monate lang, sondern ganz Europa bereist und dessen Grossstädte kennen gelernt haben.

Unbefriedigend ist merkwürdigerweise der Obstmarkt Wiens, welcher meist geringe Qualität bietet. Feine reife Obstsorten finden sich nur bei den Delicatessenhändlern und auch da nicht so vollkommen wie in den grösseren Städten des Westens. Der Budapester und der Münchener Obstmarkt pflegen Obst von viel besserer Qualität zu enthalten als der Wiener, und zwar weil die bayrische Hauptstadt halbwegs von dem deutschen Theile Südtirols liegt, wo das edelste Obst gedeiht. Der feinste Apfel der Erde, welcher auch den französischen Calville überragt — der Köstliche von Zallinger — (aus einem alten Apfelbaume im Nonnsthale in Südtirol durch Veredlung vom Grossvater des jetzigen Reichsrathsabgeordneten dieses Namens erzogen) wird auch in den Wiener Delicatessenhandlungen nicht ausgeboten, obwohl er sogar in Berlin zu haben ist. Privatfamilien lassen ihn direct kommen.

VEREINSWESEN.

Die Entwickelung des Vereinswesens in Wien ist in der Hauptsache, mit wenigen Ausnahmen, so recht ein Erzeugniss der Jubiläumsperiode und obwohl uns die Zahlen nur aus einem beschränkteren Zeitabschnitte zu Gebote stehen, so ist doch auch aus diesem zu erkennen, dass das Vereinswesen sich einer regen Theilnahme erfreut, und dass demselben reiche Anregungen sowohl zum Verdienst, zum Schutz als zur Hebung des Leibes und zur Stärkung der Gesundheit, sowie zur Pflege wohlanständiger Vergnügungen und Erheiterungen zu verdanken ist. Sogar in dem kurzen Zeitraume der letzten fünf Jahre bis ausschliesslich 1887 ist ein Fortschritt in der Zahl der Vereine wahrzunehmen. Es bestanden im Polizeirayon von Wien im Jahre 1882 2015 Vereine, im Jahre 1886 2696 Vereine.

	1882	1886
Pensions- und Altersversorgungs-Vereine	44	46
Politische Vereine	59	84
Productivgenossenschaften und Magazinvereine	18	27
Schützenvereine	15	35
Sparcassen	2	2
Spar- und Losankaufvereine	416	736
Stenographenvereine	6	8

	1882	1886
Turn- und Sportvereine	28	80
Verschönerungsvereine	3	7
Vorschussvereine	75	78
Wechselseitige Versicherungsvereine	13	14
Wohlthätigkeitsvereine	216	280
Wissenschaftliche Vereine	67	73
Sonstige Vereine	53	66

Diese Gesammtzahlen vertheilen sich wie folgt:

	1882	1886
Actiengesellschaften	131	136
Bildungsvereine	20	26
Casinovereine	12	12
Consumvereine	10	9
Gewerbliche Fachvereine	65	87
Feuerwehrvereine	33	38
Gesangvereine	75	92
Geselligkeitsvereine	193	265
Vereine zur Förderung von Handel und Gewerben im Allgemeinen	40	44
Veteranenvereine	14	16
Kranken- und Leichen-Bestattungsvereine	329	329
Kunstvereine	5	7
Vereine zur Förderung der Landwirthschaft	20	25
Lehrervereine	17	22
Lesevereine	14	15
Musikvereine	22	37

Legen diese Zahlen schon an und für sich ein imposantes Zeugniss von dem freiwilligen Vergesellschaftungsdrang der Bevölkerung und deren Trieb nach geselliger Bethätigung, Uebung und Vervollkommnung leiblicher und geistiger Anlagen ab, so enthüllt sich uns ein noch erfreulicheres und ermuthigenderes Bild, wenn wir die innere Entfaltung des Vereinswesens ins Auge fassen. Freilich ist der Zweck und die Thätigkeit der Vereine so mannigfaltig und reich, dass wir nur einzelne Beispiele herausheben können, in welchen Wien als tonangebendes Vorbild neuer Formen socialer Bethätigung oder bedeutender individueller Leistungen emporragt, indem wir diejenigen Vereine übergehen, deren Zwecke schon im Titel angezeigt ist.

Eine eigenartige Wiener Sitte sind die gemeinsamen Informationsreisen von Mitgliedern wirthschaftlicher und wissenschaftlicher Gesellschaften. Die bemerkenswerthesten Fahrten waren in dieser Hinsicht die Ausflüge des Donauvereins auf dem oberen und unteren Gebiete des Stromes, um die Hindernisse kennen zu lernen, welche der Schiffahrt daselbst entgegenstehen. Zu diesem Zwecke wurde sowohl die untere Donau von Wien bis Turn-Severin, als der obere Theil des Stromes von Passau bis Wien befahren. In Special-Eildampfern hatten sich gegen 150 Mitglieder des Donauvereins, bestehend hauptsächlich aus Technikern, Unternehmern, Gelehrten, Journalisten, höheren Staatsbeamten und Parlamentsmitgliedern von Oesterreich und Ungarn zuerst (1879) an die untere Donau begeben, um nach einer Besichtigung Belgrads das Eiserne Thor zu befahren und von den dortigen im Strom gelegenen Felsbänken Kenntniss zu nehmen, durch welche während des niedrigen Wasserstandes in der zweiten Hälfte des Sommers die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft gezwungen ist, die Schiffe auf leichtere Fahrzeuge umzuladen. Nachdem der Berliner Congress ein Jahr vorher die Regulirung dieser Stromhindernisse Oesterreich-Ungarn anvertraut, erwarb sich der Donauverein das Verdienst, eine so grosse Schaar von Fachmännern mit der Lage bekannt zu machen und dadurch die Inangriffnahme des Werkes zu beschleunigen, welches endlich jetzt zur Ausführung gelangt. In gleicher Weise befuhr der Donauverein die Strecke von Passau bis Wien, um die Verhältnisse des Strudels und des Wirbels unterhalb Linz kennen zu lernen, und die Mittel zur Abhilfe zu studiren. Gewiss haben diese Studienreisen nicht blos zur rascheren Regulirung der Donau Anstoss gegeben, sondern auch durch das Bekanntwerden hervorragender Techniker, Volkswirthe, Unternehmer und Verwaltungsbeamten den Keim zu manchem wichtigen Fortschritt gelegt. So wird das Sprengungswerk des Eisernen Thores wahrscheinlich nach einem System vorgenommen werden, welches der Erfinder bei einer dieser Instructionsfahrten demonstrirt hatte.

Noch häufigere Instructionsfahrten werden in jedem Sommer vom Club der Land- und Forstwirthe in Wien veranstaltet. Einmal wurden die Weingärten und Obstculturen der Hochschule für Wein- und Obstcultur in Klosterneuburg besichtigt und dabei die köstlichen Weine des Stiftes unter der Führung des Prälaten erprobt; ein anderes Mal die Bewässerungsanstalten des Baron Pirquet in der March eingesehen, oder der Rennstall und die Zuckerfabrik und die Wässerungswiesen bei Felsberg und Lundenburg besucht. Ein anderes Mal galt

der Besuch der Erprobung von Dampfdresch-, Mäh- und anderen Maschinen. Ein Mal führte das Dampfross sogar eine Schaar von wissbegierigen Landwirthen in das Inundationsgebiet der lombardischen Ebene.

Auch der Ingenieur- und Architektenverein, welcher sich einer so zahlreichen Betheiligung erfreut, dass er neben dem einflussreichen Niederösterreichischen Gewerbeverein ein eigenes geräumiges Haus besitzt, welches auch anderen wissenschaftlichen und technischen Vereinen ein Asyl bietet, veranstaltet Informationsreisen, welche von bleibendem Nutzen sind. Die letzte war nach Bosnien und der Herzegowina im Interesse des technischen Aufschlusses dieser Länder gerichtet.

Der Wissenschaftliche Club in Wien, der Mittelpunkt gelehrter Hagestolzen oder junggeselliger Gelehrten hat bereits drei Frühjahrsreisen an den Küsten des Mittelmeeres gemacht und dessen classische Wogen von den griechischen Inseln bis nach Algier, von Tunis bis nach Spanien durchforscht.

Auch der Touristen-Club veranstaltet in jedem Jahre mehrfache grössere und kleinere gemeinschaftliche Ausflüge, wovon der Besuch des bisher mit Unrecht vernachlässigten Archipels der Ostküste der Adria, sowie die neuerdings in jedem Hochsommer wiederholte Fahrt nach der Mitternachtssonne am Nordcap Erwähnung verdienen.

Zu den hinreissendsten Vergnügungen gehören die gemeinsamen Ausflüge, welche Mitglieder des Wiener Eislaufvereines im Winter auf den Spiegelflächen des benachbarten, dem Bodensee an Ausdehnung wenig nachstehenden Neusiedler Sees, sowie der Seen des Salzkammergutes und Kärntens zu unternehmen pflegen, welche der Mehrzahl nach fast in jedem Winter fest zugefrieren.

Neuerdings ist Wien durch die Metamorphose des Congresses österreichischer Volkswirthe auch mit einem volkswirthschaftlichen Club bereichert worden, welcher nach dem Pariser Vorbild während des Winters in monatlichen Sitzungen actuelle wirthschaftliche Fragen zu discutiren pflegt, um dadurch vorbereitend auf die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung zu wirken.

Von hervorragender Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Vorträge und Discussionen, welche vom Niederösterreichischen Gewerbeverein, vom Ingenieur- und Architektenverein, vom Club der Eisenbahnbeamten, vom Club der Land- und Forstwirthe, vom Landwirthschaftlichen Verein, vom Wissenschaftlichen Club und anderen einflussreichen Gesellschaften regelmässig veranstaltet zu werden

pflegen. Man kann, ohne ruhmredig zu werden, mit vollem Rechte behaupten, dass Wien in dieser Art der Belehrung keiner anderen Millionenstadt nachsteht, selbst wenn man den Verhältniss-Massstab der Bevölkerungszahl nicht streng anlegen will.

Das Gleiche gilt von den Vereinen, welche Specialzwecke verfolgen, wie die Hebung der Pferdezucht, die Veredlung der Hausthiere und die Pflege der Blumen u. s. w., sowie endlich von denjenigen, welche dem Sport huldigen. Hinsichtlich der verschiedenen Zweige des letzteren steht Wien sowohl in Bezug auf Betheiligung wie auf die Leistungen mit obenan und nimmt auf manchem Gebiete selbst mit London den Wettkampf auf.

Bevor wir dies näher nachweisen, müssen wir indessen von einer Gesellschaft sprechen, mit welcher Wien die Initiative ergriffen hat und einzig dasteht. Dies ist die »Freiwillige Rettungsgesellschaft«, die dem furchtbaren Unglücke des Brandes des Ringtheaters, bei welchem gegen 400 Personen umkamen, ihren Ursprung verdankt. Auf diese Gesellschaft, welche Tag und Nacht ohne Entgelt auf telephonischen oder telegraphischen Ruf bei jedem persönlichen Unglücksfall innerhalb zehn bis vierzig Minuten je nach der Entfernung in ihren stets bereit gehaltenen Wagen zu Hilfe eilt, alle Requisiten der momentanen Hilfeleistung mit sich führend, darf Wien stolz sein, umsomehr, als die Hilfe unentgeltlich geleistet wird. Die Freiwillige Rettungsgesellschaft schöpft ihre Betriebsmittel nur aus öffentlichen Gaben, sei es dass ein Fest veranstaltet wird, um ihr den Reinertrag zuzuwenden, sei es dass einzelne Menschenfreunde sie dotiren, sei es dass wohlhabende Verunglückte, denen die Hilfe der Gesellschaft zu Theil geworden ist, ihre Schuld der Dankbarkeit in freiwilligen Beiträgen entrichten, beziehungsweise Lose der Gesellschaft kaufen. Dabei darf indessen die bedauernswerthe Wahrnehmung nicht verschwiegen werden, dass zwar häufig Arme jene Schuld der Dankbarkeit entrichten, viele Reiche aber, welche die Hilfe der Rettungsgesellschaft in Anspruch genommen haben, ihrer moralischen Verpflichtung uneingedenk sind. Die Freiwillige Rettungsgesellschaft hat ausser ihren Hilfsleistungen noch das Nebenverdienst, dass alle ihre Einrichtungen auf dem Stil der neuesten Erfindungen und Vervollkommnungen getroffen sind, so dass sie sogar der Gesellschaft des Rothen Kreuzes und den Orden, welche die Verpflegung der Verwundeten im Kriege sich zur Aufgabe gemacht haben, zum Vorbilde dienen kann. Den aufopfernden Männern, von den Professoren und Aerzten bis zu den Studenten der

Medicin, welche sich die Bedienung der Gesellschaft zur Aufgabe gemacht haben, gebührt daher die höchste Anerkennung, die allgemeine Hochachtung und Dankbarkeit des Publicums.

Die Freiwillige Rettungsgesellschaft ist sehr häufig von Vereinen in Anspruch genommen, welche dem Sport huldigen und gerade in Wien eine so hervorragende Rolle spielen, wie die ähnlichen Gesellschaften in England. Der grösste Verein in dieser Hinsicht ist der Jockeyclub, welcher im April, Mai, Juni, September und October jeden Jahres vier Serien von Wettrennen mit Vollblutpferden englischer Abstammung in der Gesammtzahl von gegen fünfzig abhält. Einer seiner Sieger, Kisber, hat 1876 innerhalb 14 Tagen das Derbyrennen bei London und den grossen Pariser Preis davon getragen, und ein anderer Renner, die Kinksém, welche zu spät erkannt wurde, um am Derby bei London und in Paris zu concurriren, hat 54 Siege davongetragen und musste unbesiegt vom Turf wegen der unverhältnissmässigen Steigerung des Gewichtes zurückgezogen werden. Sie wurde noch höher als Kisber geschätzt. Neben den gewöhnlichen Rennen der zweijährigen, dreijährigen und älteren Vollblutpferde finden auch Armeewettrennen, Springrennen und Trabrennen statt.

Von weitreichendem Nutzen für die Pferdezucht sind die jährlichen Pferdeausstellungen in der Rotunde, bei welchen Reit-, Wagen- und schwere Zugpferde zur Schau gestellt und grösstentheils auch zum Verkauf ausgeboten werden. Darunter werden Voll- und Halbblutpferde vorgeführt und es ist bei der grossen Auswahl an Material sowohl ein Ueberblick über die verschiedenen Arten, als über die Resultate, welche die verschiedenen Gestüte mit ihren Beschälern und Edelstuten erzielt haben, zu gewinnen, so dass mit der Zeit eine Rückwirkung auf die Pferdezucht nicht ausbleiben kann. Auch bei diesen Ausstellungen werden die Pferde in ihren Gangarten vorgeführt sowie Springproben angestellt.

Als besonders erspriesslich müssen die Bemühungen des Trabrennvereins anerkannt werden, welcher jährlich acht bis zwölf Rennen nächst der Rotunde veranstaltet. Zwar sind vorläufig noch amerikanische und russische Traber die bevorzugten Renner und laufen dieselben den concurrirenden ungarischen und oberösterreichischen Trabern den Rang ab, allein es ist unausbleiblich, dass diese Rennen die einheimische Zucht von Schnelltrabern begünstigen muss. Ein drolliges Rennen wurde vor einigen Jahren bei der Anwesenheit einer Truppe von Singhalesen abgehalten. Es liefen zwei

Eil-Dromedare, mehrere Trabrennpferde und eine Anzahl von Radfahrern und Trabrennwagen. Beim Beginn des Rennens wollte sich auch ein Hase betheiligen, welcher ein Fünftel der Bahn zwischen den Zuschauern durchlief, bis er durch das allgemeine Gelächter verscheucht wurde. Die Meisten hätten den Lauf-Kameelen nach ihrer Gestalt den Sieg versprochen. Dieselben blieben aber, in Folge von Widerspenstigkeit, die letzten, während die Trabrenner den Sieg davontrugen. Auf eine längere Distanz würden aber ohne Zweifel die Radfahrer triumphirt haben.

Die bedeutendste Gesellschaft nach dem Jockeyclub ist der Wiener Eislaufverein. Derselbe zählt jetzt 3400 Mitglieder und, wenn man die auf Familienkarten am Eisplatz theilnehmenden Söhne und Töchter rechnet, gegen 5000 Personen. Dieser Verein zeichnet sich durch die gute Pflege seiner Eisplätze, welche einen Durchschnitt von fünfzig Schleiftagen jährlich in zwanzig Jahren ergibt, durch seine herrlichen costümirten Feste bei elektrischer Beleuchtung, welche die erste in Wien (1876) und am ganzen Continent ausser Paris war, seine Wettfahrten im Schnell- und Kunstlauf, sowie durch die grosse Geschicklichkeit vieler seiner Mitglieder aus. Bei einem Wettspringen im Winter 1886—87 ist ein Weitsprung von vier Meter sechzig Centimeter gemacht worden, die höchste Leistung dieser Art, welche je irgendwo auf dem Eise erreicht worden war. Im Schnelllauf sind die Wiener zwar von Russen, Norwegern und Friesen übertroffen — im Kunstlauf aber haben sie sogar die Amerikaner überholt, welche es darin zuerst am Weitesten gebracht hatten, nachdem sie auch die ersten verbesserten Constructionen zur Befestigung des Schlittschuhs erfunden. Der Wiener Eislaufverein brachte auch das erste amerikanische Eissegelboot auf den Neusiedler See. Merkwürdigerweise gab dieser Umstand erst Veranlassung zur Einführung des Segelsports durch Wiener auf diesem bis dahin gänzlich vernachlässigten Binnenmeere, welches nur von elenden Fischerkähnen befahren war. Ausser der Pflege des Segelsports, welcher durch die Errichtung einer Schiffbauanstalt an der Donau erleichtert wird, und die nach den besten englischen Modellen baut, bestehen auch zahlreiche Ruderclubs, welche jährlich Regatten auf dem alten Donauarm abhalten und dabei hohe Erfolge erlangt haben, so dass sogar amerikanische Concurrenten unterlagen, welche die weite Reise nach Wien gewiss nicht unternommen, wenn sie nicht Proben grosser Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer vorher abgelegt gehabt hätten. An dieser Stelle verdient auch erwähnt

zu werden, dass die Schwimmkunst in Wien besonders gepflegt wird, und dass in dieser Hinsicht auf Leistungen gewiesen werden kann, welche den besten englischen und italienischen zur Seite stehen. Allerdings steht der im Niagarafall verunglückte Capitän Webb mit seiner Durchkreuzung des Canals de la Manche einzig da — allein Wiener der Gegenwart und Vergangenheit haben doch annähernde Leistungen aufzuweisen. So schamm einst ein hiesiger Tischlermeister die acht Meilen lange Strecke der Donau von Wien bis Pressburg, ohne sich unterwegs einmal anzuhalten. Auch Capitän Boyton mit seinem Apparate wurde eine Strecke von vier Meilen von einem Schwimmer donauabwärts begleitet. Seltene Leistungen weisen namentlich Wiener Damen auf, die in den Sommerfrischen an den Seen reichlich Gelegenheit zur Uebung zu haben pflegen. Wir kennen Damen, welche ununterbrochen zwei Stunden Zeit schwimmen, ohne Zeichen der Ermüdung. Auch im Rudern, Fechten und Bergsteigen sind viele Wiener Damen tüchtig.

Was den letzteren Sport betrifft, so besteht in Wien eine Section des Oesterreichisch-deutschen Alpenvereins und die Leitung des Oesterreichischen Alpenclubs. Den Matadoren dieser Sectionen in Wien gebührt die unbestrittene Anerkennung, den Hünen des englischen Alpenclubs, welchem der Ruhm gebührt, Initiative und gutes Beispiel gegeben zu haben, die Siegespalme entrissen zu haben. Wien hat die kühnsten Bergsteiger geliefert, welche für unersteiglich gehaltene Spitzen ohne Führer nahmen.

Auch der Radfahrsport ist durch zahlreiche Vereine vertreten, bei welchen von vielen Mitgliedern namentlich das künstliche Fahren geübt wird. Bei den grossen Wettrennen haben bisher meistens Auswärtige die ersten Preise für Schnell- und Dauerfahren davongetragen, weil das Radfahren bis vor Kurzem in Wien polizeilich verboten war und es mit zu vielen Umständlichkeiten verknüpft ist, sich zu einer weiten Fahrt über das Weichbild der Stadt hinaus zu begeben. Am Trabrennplatze sahen wir von Prager und Münchener Concurrenten zehn englische Meilen (16.090 Meter) in 36 Minuten zurücklegen.

Eine ganz besondere Pflege wird in Wien dem Fechtsport gewidmet. Derselbe wird von zahlreichen Vereinen geübt, in welchen namentlich auch Männer in reiferen Jahren an den Uebungen Theil nehmen. Den ersten Platz nimmt der Wiener Fechtclub ein, welcher auch mit den an der Wiener-Neustädter Akademie zu Armee-Fechtlehrern ausgebildeten Officieren in kameradschaftlichen Beziehungen

steht und mehrmals Assauts mit demselben ausgefochten hat. In Folge der praktischen Bedeutung und der mustergiltigen Form des österreichischen Säbels wird das Schlagen mit Vorliebe geübt und es kann ohne Ruhmredigkeit gesagt werden, dass, wenn man auch den Italienern und den Parisern den Vorrang im Stossgefecht zuerkennen muss, die besten Säbelfechter der Welt doch in Wien und unter der österreichisch-ungarischen Armee zu finden sind. Welche Wichtigkeit man der Sache, angesichts der allgemeinen Wehrpflicht und deren Ausdehnung in Landwehr und Landsturm beilegt, mag am Besten aus dem Programm des Wiener Fechtclubs entnommen werden, welcher in der Hauptsache folgende Ueberzeugung ausspricht: »Ueberall wo der Grundsatz der alten Römer — Mens sana in corpore sano — im Leben bethätigt und Leibesübungen als ein nothwendiger Theil der nationalen Erziehung angesehen wurden, haben die massgebenden Stände ihre Rüstigkeit wie die Harmonie des Leibes und Geistes bis ins hohe Alter bewahrt! Unter jenen haben stets die Waffenübungen die erste Rolle gespielt, weil sie die Ausübung der Wehrhaftigkeit, der wichtigsten Pflicht des Staatsbürgers, im Dienste des Vaterlandes im Auge haben und ausserdem der geistigen Thätigkeit mehr Spielraum bieten als die mehr mechanischen körperlichen Uebungen und Spiele. Erst als die Sitte, Waffen zu tragen, auf die militärischen Kreise beschränkt ward, wurden die ritterlichen Uebungen vernachlässigt und es entstand während einer langen Periode eine Erschlaffung namentlich unter den mittleren Ständen, welche zur Folge hatte, dass die meisten Männer frühzeitig steif und unbehilflich wurden und die Gebrechen des Alters vor der Zeit verspürten. Mit Unrecht! Denn abgesehen von jenen Uebungen, welche an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind und von Männern in jedem Lebensalter betrieben werden können, eignet sich das Fechten besonders für den gereiften Mann, welchem mit der wachsenden Fülle der Erfahrungen und Gedanken die rein mechanischen Leibesübungen nachgerade langweilig werden, während das Fechten stets die volle Thätigkeit der Glieder und die angespannte Aufmerksamkeit des Geistes in Anspruch nimmt. Auch in den Zeiten des Rückganges hat derjenige Stand, welcher in Ermangelung anderer Uebungen wenigstens das Reiten und Jagen pflegte, sich bis ins hohe Alter leibliche und geistige Rüstigkeit bewahrt. In Paris, wo die Fechtkunst in höchster Blüthe steht und wo die gebildeten Stände den Degen stets in Ehren gehalten und einen Mittelpunkt in ihrem blühenden Fechtclub finden, pflegen die Männer ihre Gewandtheit bis ins

höchste Alter zu bewahren. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht haben die Fechtübungen zumal durch die ausserordentliche Vermehrung der Officiere in Reserve, Landwehr und wohl auch im Landsturme eine noch grössere Bedeutung gewonnen«.

Aus den Statuten ist zu entnehmen, dass der Club sowohl das Hieb- wie das Stossfechten pflegt, und dass der Unterricht unter Mitwirkung eines Fechtmeisters ersten Ranges für die Mitglieder unentgeltlich ertheilt wird. Um die Kunst dem Zwecke der Gesellschaft gemäss nicht blos auf ihrer Höhe zu erhalten, sondern im Wetteifer mit den besten Waffenplätzen Europas stets höher zu steigern, ist der Club bestrebt, zunächst für das Hiebfechten ein selbständiges System auszubilden, wozu Wien nicht blos durch den hohen Grad von Meisterschaft berechtigt ist, mit welcher der Säbel von Vielen gehandhabt wird, sondern auch, weil durch die gegenseitige Ergänzung der bereits bestehenden eigenen Systeme die weitere Fortbildung grössere Bürgschaft bietet. In zweiter Linie wird die Fortbildung des Stossfechtens zu einer selbständigen Methode mit Einführung einer deutschen Nomenclatur angestrebt.

Turnvereine. Die Turnvereine sind zahlreich und beschränken sich nicht blos auf die Jugend. Es bestehen auch solche für Männer im reifen Alter, unter denen noch tüchtige Leistungen vorkommen. So springt z. B. noch ein Hofrath, dessen Name oft bei dem Geleite hoher Gäste auf den Staatsbahnen genannt wird, seine eigene Leibeshöhe, d. h. $5^1/_2$ Fuss.

Schützenverein. Der Wiener Schützenverein, welcher das Verdienst hat, den österreichischen Schützenbund nach dem Vorbilde des allgemeinen deutschen Schützenbundes ins Leben gerufen zu haben, weist unter seinen Mitgliedern bedeutende Leistungen auf. Der Schiessstand jenseits der Rudolphsbrücke ist leider zu weit entfernt, um die Uebungen allgemeiner zu machen. Trotzdem haben Wiener Schützen die berühmten Schweizer Scharfschützen, welche einst am ersten deutschen Bundesschiessen (1862) unerreicht dastanden, bereits überholt, wie die letzten Schiessen in Innsbruck und Frankfurt am Main (1887) bewiesen haben.

Rollschuhclub. Der Rollschuhclub benützt ein von einem amerikanischen Unternehmer erbautes Gebäude, bei welchem jener seine Rechnung nicht gefunden hatte, und räumt diese nächst der Rotunde grösste gedeckte Halle auch zeitweise Radfahrern, sowie einem englischen Ballspielclub — dem Lawn-Tennis-Club — ein, welcher im Sommer auch den Platz des Eislaufvereines benützt.

SOCIALE VERHÄLTNISSE.

Der Grundstein, der Ausgangs- und Endpunkt aller socialen Verhältnisse der Menschen ist das Mass der Sterblichkeit. Dasselbe ist ein weit sicherer Factor zur Messung des Wohlbefindens eines Volkes, als die rasche Vermehrung der Bevölkerung. Allerdings ist auch die letztere ein Zeichen des Gedeihens eines Landes, allein dasselbe hängt hauptsächlich vom Ueberschusse der Geburten über die Sterbefälle ab, und sehr viele Geburten bedingen auch mehr Sterbefälle, folglich erhöhte Leiden, Sorgen und Trauer, während dagegen eine Vermehrung der Bevölkerung, welche hauptsächlich von einer Verminderung der Sterblichkeit herrührt, unbedingt auch Verringerung jener Schmerzen mit sich bringt. Eine Verminderung der Sterblichkeit geht Hand in Hand mit einer längeren Durchschnittsdauer des Lebens und mit längerem nutzbringenden Leben der von der Natur normal ausgestatteten Individuen. Bei einem solchen Zustande sich vermindernder Sterblichkeit wird eine Menge Erziehungscapital auf eine längere Reihe von Jahren hinaus erhalten; der Schatz von Erfahrungen, welchen die ältere Generation gesammelt, bleibt länger zum Frommen der jüngeren Geschlechter verfügbar; die Geschäfte erhalten eine grössere Beständigkeit, und Wissenschaft und Kunst, Politik und Militärwesen, Volkserziehung und Wirthschaft gedeihen in höherem Masse.

In dieser Hinsicht hat Wien seit der Periode, welche uns beschäftigt, ja seit nur fünfzehn Jahren, einen Fortschritt gemacht, welcher fast einzig in der Welt dasteht, und zwar in Folge der Herstellung, beziehungsweise Eröffnung der Hochquellenleitung.

Wir haben bereits erwähnt, dass in den drei Jahren nach Eröffnung dieser Wasserleitung gegen 2700 Personen weniger an Typhus gestorben sind, als während der drei diesem beglückenden Ereignisse vorhergegangenen Jahre. Die Verbesserung des Gesammt-Gesundheitsstandes zeigt uns aber eine noch staunenswerthere Ziffer. *Die Sterblichkeit ist in Wien seit zwölf Jahren von 41 auf 21 vom Tausend gesunken.* Es fehlt nur noch eine Verbesserung des Canalwesens, und Wien, welches heute schon zu den gesündesten Städten Europas gehört, wird vielleicht die Führung übernehmen.

Die zweite Ursache dieser Verminderung der Sterblichkeit war der Neubau der Stadt und die mit ihm verknüpfte Beseitigung vieler alter, ungesunder Häuser. Während $58^{0}/_{0}$ aller Häuser seit den letzten vierzig Jahren gebaut wurden, sind nicht blos viele ungesunde Winkel

aufgeräumt, als auch viele zweckmässigere Einrichtungen für die Canalisation und Lüftung der Häuser, sowie der Beheizung der Zimmer und Herde eingeführt worden. Die Einführung der schwedischen und Meidinger'schen Oefen allein mit der Entfernung der Klappen und Rohre hat eine Quelle von Ungesundheit und Sterblichkeit verstopft.

Eine dritte Ursache der Verminderung der Sterblichkeit besteht in der Verbesserung der Approvisionirung und der Sanitätsvorschriften. Vom Jahre 1850 an wurde eine Reihe von Massnahmen zur Centralisirung des Marktwesens getroffen. Wir wollen davon nur die Errichtung der zwei grossen Schlachthäuser mit einem Aufwande von fast zwei Millionen Gulden, den Bau der Markthallen in verschiedenen Theilen der Stadt, die Gründung des Oesterreichischen Approvisionirungsvereines und seiner verschiedenen Fleischverkaufstellen, sowie die Aufhebung der Fleischsatzung hervorheben. Am meisten zur Verbesserung der Verpflegung trug die Ausbildung des Eisenbahnnetzes bei, welche es ermöglichte, dass heute Milch aus einem Umkreise täglich nach Wien gebracht wird, dessen weiteste Entfernung bis zu 30 Kilometer beträgt. Noch grösser war der Einfluss des verbesserten Eisenbahntransportes auf die Zufuhr von Schlachtvieh, welches im Verhältnisse mit dem wachsenden Eisenbahnbau aus allen Theilen der Monarchie bewerkstelligt werden kann. Unter solchen Verhältnissen hätte der Fleischconsum, der sich nach den neuesten Ermittelungen im Verhältnisse zur Vermehrung der Bevölkerung behauptet hat und nicht zurückgegangen ist, wie vielfach versichert wurde (was in einem anderen Abschnitte nachgewiesen wird), sich noch vermehren müssen. Allein die langen Nachwehen der Handelskrisis von 1873, während deren viele Leute zeitweise um ihre Beschäftigung kamen, hatten diese genöthigt, am Munde abzusparen, bis sie neuen Erwerb erlangt. Diese Periode ist seit 1887 endlich überwunden und es kann der natürlichen Besserung des Verdienstes entgegengesehen werden. Allerdings waren in jener Periode ungewöhnlich zahlreiche Selbstmorde aus Vermögensverlust und Erwerbslosigkeit vorgekommen, allein auch die anderen Länder waren nicht verschont geblieben. Andererseits ist die von Schiller sardonisch besungene Sage von den Phäaken an der Donau, bei denen den ganzen Tag sich der Bratspiess drehe, nur im Vergleiche zu den frugalen Sachsen und Thüringern zu nehmen, deren Land, seit drei Jahrhunderten europäischer Kriegsschauplatz, seine Bewohner nur durch die äusserste Sparsamkeit sich emporrichten sah.

In Wirklichkeit sind die Wiener ein solides Völklein, das den von Fürst Bismarck verherrlichten Frühschoppen der deutschen Brüder nicht kennt, das sich ins Bett begibt zu einer Stunde, wo in Berlin und Paris das Nachtleben erst beginnt, das zwar rechtzeitig das Huhn Heinrichs IV. im Topfe hat, sein gutes Bier und seinen selbstgebauten Wein trinkt, aber in diesen Genüssen so weises Mass hält, dass man, wie in allen Weingegenden, selten einem Betrunkenen begegnet. Namentlich der Consum von Luxusweinen, wie am Rhein, in Norddeutschland und Paris, ist fast unbekannt. Das Wohlbefinden einer Bevölkerung ist übrigens auch noch von anderen Factoren abhängig als von der statistischen Ziffer des Consums. Vom englischen Arbeiter wird fortwährend der hohe Lohn und der höhere Fleischconsum gerühmt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man ihn deshalb als den glücklichsten unter seinen europäischen Brüdern betrachten würde. Er ist eher das Gegentheil — nichts als ein Arbeitsthier, weil er z. B. wegen der strengen Sonntagsfeier an den freien Tagen keiner Erholung an öffentlichen Vergnügungsorten sich erfreuen darf, so dass Viele in die Schnapskneipe sich flüchten — weil die Küche in England sehr schlecht ist, so dass ich Familien des Mittelstandes sah, welche das am Sonntag gebratene Roastbeaf bis zum Samstag allmälig kalt aufassen ohne eine andere Beilage als gekochte Kartoffeln und ohne Suppe und Nachtisch. Als Trank begnügte man sich mit einem schalen Bier, das im Sommer warm ist, weil es in England, ausser in den Schlössern der Grundherren, die allerdings wie die Götter Griechenlands leben, keine Keller gibt und sogar die grosse Brauerei Barkley und Perkins ihre Riesenfässer in Schuppen ebener Erde aufbewahrt. Ein Wiener Arbeiter, der nicht so viel verdient wie der Londoner, aber am Sonntag seinen Prater oder seine Waldkneipen, sein gutes, frisches Bier, seine geräucherte Wurst, seine unvergleichliche Kaisersemmel und den besten Kaffee der Welt hat, würde sich in London in hohem Grade unglücklich fühlen, wo das Brod von der Qualität des italienischen Maisbrodes ist und von den wohlhabenden Engländern selbst deshalb nur geröstet genossen wird. Nehmen wir dazu noch die vielen musikalischen Vergnügungen und unentgeltlichen Schaustellungen, zahlreichen Wettrennen, Rudern, Radfahrten, Eisfeste und schliesslich den Wiener Wald, so ist der Wiener arme Mann gegen den englischen Arbeiter an Lebensgenuss ein Krösus.

Man könnte in dieser Hinsicht sogar der Meinung sein, dass er des Guten, beziehungsweise der Feierzeit zu viel geniesst wegen

der vielen alten Feiertage, welche in England und Frankreich seit hundert Jahren abgeschafft sind. Forscht man nach der Ursache der Thatsache, dass Frankreich, welches an Umfang und Fruchtbarkeit des Bodens, sowie der Zahl der Bevölkerung mit unserer Monarchie ungefähr gleich ist, trotz vieler Kriege und Revolutionen viel reicher als Oesterreich-Ungarn ist, so wird man nicht sehr fehl gehen, wenn man vermuthet, dass die vielen Feiertage die Hauptursache sind. Nimmt man an, dass Oesterreich nur 15 Feiertage mehr hat als England, Frankreich und das Deutsche Reich, so lässt sich — die Mindereinnahme und Mehrausgabe eines Tages für 7 Millionen Familien auf 14 Millionen Gulden angenommen — für 15 Tage ein jährlicher Verlust am Nationalvermögen von 210 Millionen Gulden herausrechnen. In hundert Jahren steigt dieser jährliche Verlust auf 21.000 Millionen Gulden. Zinsenzinsen wagen wir wegen der ungeheueren Summe, die herauskommt, gar nicht zu berechnen. Frankreich würde heute kaum um mehr reicher sein, auch wenn es die grossen Verluste des deutschen Krieges sich erspart hätte.

Trotz jener, dem Wachsthum des Wohlstandes nachtheiligen Thatsache nimmt die Capitalansammlung ihren regelmässigen Fortgang, was an dem Wachsthum der Einlagen der Sparcassen und Postsparcassen, an den zahlreichen Neubauten wahrzunehmen ist, sowie an dem grösseren Aufwande für die Pracht, welche übrigens in ganz Europa seit vierzig Jahren eine Zunahme des Luxus, namentlich unter den arbeitenden Classen, nachweist, die dem Wirthshaus und dem Putzkram grösseren Beitrag liefern als der Sorge für die Zukunft in der Sparcasse, aus welchem Grunde allein die Arbeiterversicherung gerechtfertigt ist.

Der Verlust, welchen Wien während der letzten beiden Jahrzehnte durch politische und administrative Decentralisation erfahren hat, wird in der Zukunft durch die unabwendbare Vermehrung der Fremdenfrequenz ersetzt werden. Zwar steht heute der Fremdenzufluss noch in keinem Verhältnisse zur landschaftlichen und architektonischen Schönheit der Stadt, zum Reichthum seiner Sammlungen, seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze und Schauspiele, seiner hervorragenden Sportthätigkeit und seinem heiteren Volksleben. Ausserdem ist auch der Wanderzug der, Erholung, Belehrung oder Zerstreuung suchenden bemittelten Bewohner Europas und Amerikas mehr nach dem Westen als nach dem Osten unseres Continentes gerichtet, allein es ist unausbleiblich, dass Wien in

seiner herrlichen Wiedergeburt von Jahr zu Jahr mehr von Gebildeten aller Theile der Erde besucht werden wird im Verhältnisse, wie die Transportmittel sich vermehren und verwohlfeilern, der Ruf Wiens in die Ferne getragen wird und bei Erhaltung des Friedens die allgemeine Wohlhabenheit steigt. Ist doch schon jetzt, trotz der bisherigen Geschäftslähmung, welche Vergnügungsreisen erschwert, der Fremdenverkehr gestiegen und hat, mit Ausnahme des Ausstellungsjahres, im Jahre 1887 die bisher höchste Ziffer von 242.658 Fremden erreicht. Etwas zur Hebung könnten auch die Gasthöfe durch preiswürdigere Behandlung beitragen. Mir haben Engländer und Amerikaner, welche Wien für die schönste Stadt der Erde erklärten, über die hohen Zechen vieler Wiener Hôtels geklagt. Im Ausstellungsjahre 1873 war diese Klage allgemein. Die Wiener Wirthe wollen zu rasch reich werden!

Ein schöner Zug der Wiener Bevölkerung ist der ausgeprägte Wohlthätigkeitssinn, der sich nicht blos auf die Wohlhabenden beschränkt. Neben den zahlreichen regelmässigen Anstalten und Acten der Armenpflege ergeht sich ein unaufhörlicher Regen milder Stiftungen, und so oft die Noth einer durch ungewöhnliche Unglücksfälle betroffenen Familie durch die Presse bekannt wird, pflegt derselben sicher geholfen zu werden.

Unter den vielen schönen Gaben, welche Mutter Natur dem Wiener eingepflanzt und welche durch eine anderthalbtausendjährige Ueberlieferung ausgebildet worden sind, wie der Sinn für das Schöne, der feine Geschmack, die gesittete Haltung bei grossen Anstauungen von Volksmassen, die Erfindungsgabe, gehört auch der heitere Sinn, welcher den Wiener vor den Bewohner aller übrigen Grossstädte auszeichnet. Mag dieser heitere, leichte Sinn bei einzelnen Individuen und Familien auch in Leichtsinn ausarten — der Kern der Bevölkerung ist dennoch arbeitsam und sparsam, wenn der Wiener auch nicht so ängstlich spart, wie der Sachse, der Franzose und Italiener. Er hat in dieser Hinsicht etwas vom Cavalier angenommen. Das Beispiel wird ihm ja auch vom Staate gegeben, der heute noch das Lotto nicht aufgehoben hat, obgleich die Mittel, welche es verschaffen soll, doch jetzt durch die Erhöhung der Branntweinsteuer mehr als gewonnen sind. Vielleicht ist es dieser heitere Sinn, welcher in weiteren Kreisen tonangebend wird und der die Geschäftsleute veranlasst, wie in Frankreich, sich früher vom Geschäfte zurückzuziehen, als ihre Gesundheit es erfordert, während dieselben in Amerika, England und Deutschland die Zügel bis

ins hohe Alter in der Hand zu behalten lieben — eine Uebung, welche auch im Staate Geltung gefunden hat, wo, wie mir scheint, viele Beamte etwas zu früh pensionirt werden; denn diese Gewohnheit nagt am Volkswohlstande. Jener heitere Sinn der Wiener findet eine Stütze in der Artigkeit der Polizei, welche wohl nur vom Londoner Constabler übertroffen wird. Deshalb besteht auch in Wien zwischen dem Publicum und der Polizei jene Eintracht, welche die Erfolge der letzteren in der neueren Zeit erklärt, indem nämlich das erstere einen freiwilligen Detectivedienst leistet und häufig zur Entdeckung von Verbrechern mitwirkt.

Noch müssen wir einiger Eigenschaften der Wiener gedenken, das ist die Urbanität, die Artigkeit gegen Fremde, welche oft so weit geht, dass sie auf die Dauer nicht durchgeführt werden kann, weil man den Gegenstand seiner Höflichkeit oder sein eigenes Vermögen überschätzt hat. In manchen Kreisen hat diese Eigenschaft dem Wiener den Ruf der Unzuverlässigkeit eingetragen; allein wenn man z. B. dem Westphalen nachsagt, dass seine Freundschaft schwer zu erlangen sei, aber dann bis zum Grabe dauere, so muss man sagen, dass jene flüchtige Höflichkeit angenehmer und ausgiebiger ist, weil man beim Westphalen über dem Bemühen um seine Freundschaft sterben kann.

Einigermassen beeinträchtigt wird diese Höflichkeit gegen Fremde durch die Spottlust gegen stammfremde Staatsgenossen und Waffenbrüder, welche nicht gerechtfertigt werden kann. Es ist weder witzig noch klug, den Accent des der deutschen Sprache sich bedienenden Ungarn zu verspotten. Diess ist zwar eine fast allen Deutschen anhaftende Unart, von welcher z. B. die Franzosen vollständig frei sind. Im deutschen Reiche verspotten sogar die Norddeutschen die Süddeutschen wegen ihres Dialektes und die Hannoveraner alle übrigen Deutschen. In Oesterreich-Ungarn aber sollte man froh sein, dass alle gebildeten Ungarn und alle Geschäftsleute deutsch sprechen, und zwar so gut wie die Deutsch-Oesterreicher und meist sogar deutlicher. Gerade die gegenwärtig herrschende decentralisirende, föderalistische Politik und die Anfechtung der Staatssprache sollten zu einer Abgewöhnung dieser Unart anregen.

Schliesslich müssen wir noch eines sehr schönen Zuges des Wieners gedenken, seiner Bescheidenheit. Jene Ueberhebung, mit welcher der Pariser, der Londoner und der Berliner die übrige Welt betrachtet, so dass der junge deutsche Kaiser Berlin sogar

für die erste Stadt der Welt erklärt, ist dem Wiener völlig fremd. Der Wiener, welcher von Berlin zurückkehrt, erkennt neidlos das raschere Aufblühen der Hauptstadt des Deutschen Reiches in politischer und wirthschaftlicher Beziehung an und übersieht in seiner Bescheidenheit sogar einen Augenblick, dass die Entwickelung Wiens seit vierzig Jahren, namentlich dessen geistiger Aufschwung — Dank zum Theile auch seinen trefflichen Unterrichtsanstalten und seiner gediegenen Presse — trotz der aufgekommenen centrifugalen Richtung, nicht viel weniger eine grossartige zu nennen ist! Indessen »wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden!«

Als ein Zeichen der Expansionsfähigkeit Wien's kann der Makart-Festzug zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares angeführt werden, der seines Gleichen noch nicht auf Erden gehabt hat, — sowie die von Wienern ausgerüstete Nordpolfahrt des Tegetthoff unter Peyer und Weyprecht, welche mit der Entdeckung von Franz Josephs-Land und der Heimkehr der Seehelden unter ausserordentlichen Umständen endigte, wobei sie von Hunderttausenden in Wien jubelnd empfangen wurden.

III.

DIE BAULICHE NEUGESTALTUNG DER STADT

VON

KARL WEISS.

I.

Das erlösende Wort des Kaisers sprengte vor dreissig Jahren die düsteren, beengenden Festungswälle, welche durch dreihundert Jahre das alte Wien von den neu angewachsenen Vorstädten getrennt hatten. Auf dem Boden dieser Wälle, der Stadtgräben, der Wiesen und der Alleen erheben sich heute öffentliche Gebäude, Paläste und Wohnhäuser in den reichsten künstlerischen Formen; Plätze, Gärten schmücken Denkmale berühmter Männer, aus Erz und Marmor;

Gärten mit schattenspendenden Gesträuchen und kostbarem Pflanzenwuchs dienen Jung und Alt zur Erholung. Bis an die äusserste Peripherie des Gemeindegebietes verbreitet sich durch die nach Hunderttausenden zählende Vermehrung der Bevölkerung die bauliche Neugestaltung und selbst darüber hinaus verdichtet sich gegen Süden und Westen immer mehr die Häuserzahl, bis auch jener Gürtel fallen wird und fallen muss, der Wien von seinen Vororten trennt.

Oft wurde uns die Gunst der natürlichen Lage Wiens, zum Emporkommen eines grossen Gemeinwesens, geschildert; wie die hier concentrisch sich vereinigenden Tiefenlinien von fünf Gebirgszügen grosse Verkehrswege von der Nord- und der Ostsee zur Adria, vom Rhein und von Böhmen zum pontischen Meere öffnen — wie das gegen die Donau vorspringende Plateau, worauf der älteste Theil Wiens steht, vorzugsweise zur Anlage eines starken Bollwerkes sich eignet und der fruchtbare Boden den Waarenaustausch fördert. Man darf aber dabei nicht vergessen, dass diese Lage und diese Stellung den Bewohnern seit dem Eintritte ihrer Stadt in die Geschichte schwere Opfer an Gut und Blut auferlegt, dass die vorwiegenden militärischen Gesichtspunkte die räumliche Entwickelung gehemmt hatten. Erinnern wir uns, dass Wien stets das Operationsziel aller Feinde des Reiches von Suleiman bis Napoleon I. war, wenn es galt, Oesterreich tödtlich zu verwunden. Und noch in unseren Tagen, nach längst erfolgter Niederwerfung der Festungswälle, beschäftigte die militärischen Kreise, in der Sorge um die Sicherheit des Reiches, neuerdings der Gedanke, grosse fortificatorische Werke in der unmittelbaren Umgebung Wiens anzulegen. —

Bis um die Mitte des XV. Jahrhunderts waren die Befestigungswerke kein fühlbares Hinderniss für die räumliche Entwickelung unserer Stadt. Die Epoche der Blüthe und des Aufschwunges ihres Gemeinwesens, mit Herzog Rudolph IV. beginnend, wurde durch Kriege nicht gestört. Innerhalb der Mauern gab es noch Flächenräume zur Verbauung. Die fünf offenen Vorstädte lagen hart vor den Stadtthoren und längs der Stadtgräben. Weiter entfernt breiteten sich auf den westlichen Anhöhen innerhalb des Burgfriedens nur die Gehöfte, die Aecker, die Wiesen und Weingärten der Bürger, des Landesherrn, des Adels und einzelner Klöster aus. Erst als Briefe von Kaufleuten aus Hermannstadt im Jahre 1454 den Bürgermeister und den Stadtrath davon in Kenntniss gesetzt hatten, dass die Osmanen mit furchtbarer Macht nach Europa vorgedrungen seien, Kapistran von der Kanzel am St. Stephans-Freit-

hofe in zündenden Worten die Gefahren, welche Europa durch die Zerstörungswuth der Türken bedrohten, geschildert, der Gebrauch der Feuerwaffen immer grössere Fortschritte gemacht und innere Parteikämpfe, in welchen sich abwechselnd Kaiser Friedrich III., König Ladislaus Posthumus, Herzog Albrecht VI. und zuletzt König Mathias Corvinus um den Besitz der Hauptstadt stritten, feindliche Heere bis vor die Mauern Wiens geführt hatten, da wich das Gefühl der Sicherheit aus den Gemüthern der Bürger und diese beschäftigten sich seither unausgesetzt mit Massregeln zur Erhöhung der Widerstandskraft der Stadt und der Vorstädte.

Zur Verstärkung der Vertheidigungsfähigkeit traf der Stadtrath folgende Anordnungen: die Festungsmauern wurden erhöht, mit gemauerten Wallgängen und gedeckten Brustwehren versehen und für letztere Wallbüchsen angekauft. An einzelnen Stellen wurden die Häuser, welche unmittelbar an die Stadtgräben grenzten, abgebrochen, damit sich der Feind in gedeckter Stellung nicht zu bedrohlich den Stadtgräben und Mauern nähern konnte. Um die Vorstädte wurden Gräben mit Palissaden gezogen und an deren Haupteingängen, wie bei St. Niclas, auf der Landstrasse, auf der Wieden, bei St. Theobald auf der Laimgrube und bei St. Ulrich hölzerne Bollwerke erbaut, welche nach und nach, je nach dem Stande der Finanzen, in gemauerte Vorwerke umgestaltet werden sollten. In Folge der ungünstigen wirthschaftlichen Zustände in der Gemeinde kam es aber nur zur Erbauung des Ladislaus-Thurmes auf der Wieden; die hölzernen Bollwerke verfielen oder sie wurden bei heftigen Stürmen umgeworfen. Und doch rächte sich diese Sorglosigkeit nicht einmal bei dem Erscheinen des Königs Mathias Corvinus vor Wien! Denn nicht die schwache, unzureichende Vertheidigung der Stadt, sondern der Hunger öffnete den Ungarn die Thore.

Erst nach dem Erscheinen der Türken vor Wien im Jahre 1529 wurde man sich vollends bewusst, dass der militärische Zustand der Stadt einem mächtigen, gut ausgerüsteten Feinde gegenüber nicht gewachsen sei, und nachdem mehr der beispiellose Opfermuth der Vertheidiger, mehr des Himmels Gnade, welche ungewöhnliche Kälte und Regen eintreten liess, als die Befestigungswerke Wien vor dem Untergange gerettet hatten, trat in dessen baulichen Entwickelung jene entscheidende Wendung ein, deren Wirkungen bis in unsere Tage fortbestand. Entsetzt über die Gefahren, denen die abendländische Christenheit entgangen war, wurde die Um-

gestaltung unserer Stadt eine Reichsangelegenheit. Deutsche Reichsstände, österreichische, deutsche und italienische Städte leisteten Beiträge zu den von der kaiserlichen Kammer bestrittenen grossen Kosten; Wien selbst erbaute aus seinen Einkünften eines der Hauptwerke, die Bürgerbastei. Deutsche und italienische Baumeister hatten die Fortification nach dem in Italien neu aufgekommenen und von dort nach Frankreich verpflanzten Systeme zu entwerfen und auszuführen. So erhoben sich im Laufe der Jahre zuerst im Anschlusse an die alten Mauern und Thürme rings um die Stadt mächtige, gemauerte Bastionen mit unter einander verbundenen Courtinen. In Folge der Fortschritte der Belagerungskunst entstanden hierauf im XVII. Jahrhunderte zur Verhinderung einer zu grossen Annäherung des Feindes vortretende Ravelins zwischen den Cavalieren der Innenwerke und gemauerte Contrescarpen, sogenannte Aussenwerke, welche eine zweite Vertheidigungslinie bildeten. Der Stadtgraben selbst, am äusseren Rande durch Palissaden verstärkt, konnte durch die Einleitung des Donaucanales, des Wienflusses und des Ottakringer Baches versumpft werden. Trotz dieser starken fortificatorischen Werke wäre es aber den Türken nach dem zweiten Erscheinen im Jahre 1683 mit ihren gewaltigen Belagerungsmitteln nahezu gelungen, die Stadt zu erstürmen, wenn nicht die fast übermenschliche Kraft der Vertheidiger die Stürme zurückgewiesen und im bedrängtesten Momente das herbeigeeilte Entsatzheer den Türken vor den Mauern der Stadt eine furchtbare Niederlage bereitet hätte. Diese Festungswerke erhielten sich hierauf bis zum Jahre 1809 unverändert fort. Erst Kaiser Napoleon I. liess die Aussenwerke, erbittert über die patriotische Haltung der Wiener Bürger, durch vierzehn Tage mittelst Minen sprengen, worauf Kaiser Franz I. nach dem Abschlusse des Wiener Friedens zur Beschäftigung einer Menge brodloser Arbeiter die gesprengten Vorwerke gänzlich beseitigen liess. Um die Hofburg freizustellen, rückte man mit der Stadtmauer zwischen der Löwel- und Augustinerbastei gegen das Glacis vor und schuf vor der Burg einen geräumigen Platz, welchen der Kaiser- und der Volksgarten flankirte.

Mit der Anlage der neuen Festungswerke war der Fortbestand der alten Vorstädte, welche um das Jahr 1529 mehr als 900 Bürgershäuser gezählt hatten, unvereinbar. Denn erstere bedingten vor dem Stadtgraben einen freien, unverbauten Flächenraum, damit eine erfolgreiche Vertheidigung möglich war. Die kriegserfahrenen Rathgeber des Kaisers verlangten daher die sofortige Beseitigung dieser

Vorstädte, welche sie als »das Verderben Wiens« bezeichneten. Die Bewohner, meist aus Schiffern, Holzhändlern, Fischern, Lederern, Kotzenmachern, Weissgärbern, Hauern, Gärtnern und anderen Handwerkern bestehend, welche hier seit Jahrhunderten sesshaft waren, da sie wegen ihres Geschäftsbetriebes in der inneren Stadt kein Unterkommen gefunden, zum Theile hierzu auch den Wienfluss und Ottakringerbach benöthigt hatten, wurden ihres Eigenthums verlustig. Wiederholt machte der Stadtrath Schritte, das unglückliche Los seiner Mitbürger abzuwenden. Diese waren aber nur von vorübergehendem Erfolge. Im Jahre 1558 kam der erste kaiserliche Befehl wegen Bildung eines fortificatorischen Rayons in der Ausdehnung von 50 Klaftern. Bei dieser Ausdehnung des fortificatorischen Rayons blieb es aber nicht. Im Jahre 1632 wurde derselbe auf 100, im Jahre 1662 auf 200 Klafter und nach der zweiten Türkenbelagerung sogar auf 300 Klafter erweitert. Noch im Jahre 1788 verfügte die Regierung, dass auf den Esplanaden innerhalb einer Entfernung von 500 Klaftern kein neues Gebäude ohne Bewilligung des Festungscommandos errichtet werden dürfe. Welche namhafte Verluste die Stadt durch die Bildung und die allmälige Erweiterung des fortificatorischen Rayons erlitten hatte, lässt sich ziffermässig nachweisen. Ausser den 900 bürgerlichen Häusern, deren grösster Theil schon nach dem Jahre 1558 verschwunden war, wurden in der Zeit vom Jahre 1600 bis 1683 neuerdings 486 Häuser abgebrochen, wodurch die Gemeinde allein ein jährliches Steuererträgniss von fl. 15.665 eingebüsst hatte — ein Verlust, der bei einer Gesammteinnahme von fl. 186.680 schwer ins Gewicht fiel. Die Bürger, deren Grund- und Hausbesitz in den Festungsrayon gefallen war, erhielten zwar andere Bauplätze, theils inner-, theils ausserhalb des Burgfriedens. So übersiedelten die Schiffer, die Holzhändler, die Weissgärber, die Lederer, die Fischer und die Gärtner nach Altdonau (Weissgärber), Erdberg, den oberen und unteren Werd (Rossau und Leopoldstadt). Die übrigen Bürger wurden in den Resten der alten Vorstädte vor dem Stuben-, Kärnthner- und Widmerthor untergebracht. Dieser Besitzwechsel war aber ganz ungenügend. Denn der vortheilhafteste Theil des Burgfriedens war durch den Festungsrayon verloren gegangen. Der andere Theil hatte keine regelmässige Gestalt und erstreckte sich nicht in einem geschlossenen Gebiete rings um die Stadt, weil er — was augenscheinlich ist — seit ältester Zeit wesentlich den Zweck hatte, ein Weichbild längs der von den Stadtthoren auslaufenden Hauptstrassen zu schaffen,

damit die Bürger über den Grund und Boden, welcher den Verkehr nach aussen hin vermittelte, in der Ausdehnung einer »Rast«, wie es im Freiheitsbriefe Kaiser Albrecht I. heisst, alle Jurisdictionsrechte über deren Bewohner unumschränkt ausüben konnten. Daher kommt es auch, dass selbst in dem von Kaiser Leopold I. erweiterten Burgfrieden (1689) nur die Vorstädte Leopoldstadt (untere Werd), Landstrasse, Rennweg, ein Theil der Wieden, Laimgrube (St. Theobald), Alsergrund und Rossau in den Burgfrieden fielen. Alle übrigen Vorstädte waren Landgüter und Dörfer und Eigenthum der Landesfürsten, beziehungsweise des Vicedomamtes, ferners des Bisthums, der Stifte, der Klöster und des Adels. Jene, die im Burgfrieden blieben, wurden von der Stadt vollständig abgedrängt und konnten noch weniger wie früher auf Schutz und Sicherheit rechnen; die Ansiedler in den Landgütern und Dörfern hatten noch überdies den Nachtheil, dass sie aufhörten, Wiener Bürger zu sein, weil deren Bewohner in demselben Verhältnisse standen wie heute die Vororte zur Gemeinde Wien. Dabei war ein grosser Theil der von ihren Wohnsitzen verdrängten Bürger mehr wie früher den Verlusten an Hab und Gut durch Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt. Zwar tauchte schon in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts der Gedanke auf, für die »Abbrandler« und alle übrigen durch den Festungsbau beeinträchtigten Bewohner im unteren Werd einen zweiten grossen Stadttheil anzulegen, wohin alle handel- und gewerbetreibenden Bewohner ihre Wohnsitze verlegen sollten, damit die Festung entlastet würde. Es gebrach aber an Geld, gleichzeitig zwei kostspielige Unternehmungen ins Werk zu setzen und die damit unvermeidlich gewesene Regulirung der Donau und ihrer Arme vorzunehmen. Verursachte doch schon das bestandene Project, die halb versandeten Arme nächst der Stadt zu verbessern, grosse Schwierigkeiten! Erst im XVII. Jahrhunderte wurde ein Donauarm von Nussdorf bis an das Ende der Spittelau zur Verbesserung der Schiffahrt in einen Canal gebettet und erst vor einem Jahrhundert durch Schutzdämme den Ueberschwemmungsgefahren der Leopoldstadt entgegenzuwirken versucht.

Bis zum Jahre 1703 waren auch die neuen Vorstädte und die zwischen denselben gelegenen Landgüter und Dörfer, deren Bewohner sich eben von den Leiden und den Verlusten während der zweiten Türkenbelagerung zu erholen begonnen hatten, ohne militärischen Schutz. Erst damals hatte das kühne Vordringen der ungarischen Malcontenten bis auf die südlichen Anhöhen von Wien zu

dem Entschlusse geführt, erstere durch Erdwälle und Palissaden eilends zu befestigen, wiewohl es Leute, wie der Prinz Eugen, gegeben haben soll, welche den Nutzen dieser Befestigung nicht begriffen. Nach der Erzählung eines Reisenden, der zur Zeit der Anlage dieser Wälle in Wien verweilt hatte, waren diese so seicht und schmal, »dass man den kleinen Graben mit vier Schaufelwürfen ausfüllen, ebenso leicht die Erde niederreissen konnte, so man darauff in die Höhe geworfen hatte.« Als die Gefahr vorüber war, liess man diese Erdwälle fortbestehen und durchbrach sie an den Hauptstrassen. Ueberzeugt von ihrem Nutzen, erklärte sie die Regierung im Jahre 1718 als Festungswerke und sie schuf hier damit einen zweiten fortificatorischen Rayon, indem sie erklärte, dass 100 Klafter ausserhalb des Grabens und 12 Klafter innerhalb der Brustwehren kein Gebäude aufgeführt werden dürfe. Erst im Jahre 1724 wurden die halbverfallenen Erdwerke durch gemauerte Wälle ersetzt und etwas früher an die Linienthore die Mauth und Aufschlagsämter verlegt.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Wirkungen dieser Anordnungen für die bauliche Gestaltung Wiens seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Die innere Stadt, auf denselben Flächenraum beschränkt, welchen sie schon gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts besass, reichte für die verschiedenartigen Wohnungsbedürfnisse nicht aus. Der kaiserliche Hof, der sich immer heimischer in unserer Stadt fühlte, benöthigte zur Unterbringung seines sich erweiternden Hofstaates eine grössere, von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Quartieren in den zur Beistellung verpflichteten Bürgerhäusern. Der Adel erhielt seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts, dem Zeitpunkte der bleibenden Verlegung der Residenz der Kaiser nach Wien, einen Zuwachs von Geschlechtern aus Böhmen, Ungarn, Spanien, Italien und den Niederlanden, welche Bürgerhäuser zur Erbauung neuer Paläste angekauft hatten. Durch die im Laufe des XVII. Jahrhunderts neu gegründeten Klöster und Congregationen ging der Flächenraum von 55 Bürgerhäusern verloren. Mit dem Bau der Festung stand der Bedarf an grossen militärischen Gebäuden für die Unterbringung der militärischen Besatzung, für die Erzeugung der Waffen und für deren Aufbewahrung im Zusammenhange, welche Erfordernisse den Bau der Soldatenquartiere auf den Basteien des oberen und unteren Arsenals und der Artillerie-Zeugstätte auf der Seilerstätte hervorriefen. Es ist gewiss bezeichnend, dass die innere Stadt im Jahre 1566 noch 1035, im

Jahre 1664 dagegen nur mehr 943 bürgerliche Häuser zählte. Die Gesammtzahl der Häuser im letzteren Jahre, einschliesslich der Kirchen, der Klöster, der Paläste und der öffentlichen Gebäude, kann auf ungefähr 1180 Häuser veranschlagt werden.

Noch ungünstiger stellten sich die Verhältnisse nach dem Jahre 1683, als Wien der kaiserlichen Residenz entsprechend verschönert und zur Erbauung von Palästen und öffentlichen Gebäuden neuerdings kleine, unansehnliche Bürgerhäuser einbezogen wurden. Erst seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts verbesserten sich diese Zustände. Bei einer Gesammtzahl von 1318 Häusern im Jahre 1798 war jene der bürgerlichen Häuser auf 1127 gestiegen, aber nur dadurch, dass Kaiserin Maria Theresia die Ueberreste der mittelalterlichen Befestigungen am Salzgries und die Soldaten-Quartiere auf den Basteien, Kaiser Joseph II. dagegen mehrere Klostergärten, wie jene der Kapuziner, der Franziskaner und Dominikaner, beseitigen liess, damit Raum zu neuen Bürgerhäusern gewonnen wurde. Im Jahre 1847 zählte die innere Stadt neuerdings nur 1218 Häuser, welche Zahl aber thatsächlich geringer war, weil diese die Grundbuchsnummern, keineswegs jene der vorhandenen und bewohnten Häuser repräsentirt.

Handel, Gewerbe und Verkehr, öffentliche Gesundheit und Sicherheit konnten deshalb bei den bürgerlichen Wohn- und Betriebsstätten wenig berücksichtigt werden, insbesondere in jener glücklichen Epoche, welche nach den Tagen schwerer Bedrängniss anbrechend, das warme, leuchtende Leben einer rasch aufblühenden Stadt aufwies. Strassen und Plätze blieben schmal und winkelig und wurden zum Theile durch Einbauten noch kleiner. Zur Gewinnung von Wohnungsräumen begann man immer häufiger die Stockwerke zu erhöhen, wie der nachfolgende Vergleich zeigt:

	Im Jahre		
	1566	1664	1795
Ebenerdige Häuser	41	15	6
Häuser mit 1 Stockwerke	390	128	42
» » 2 Stockwerken	565	443	188
» » 3 »	88	330	457
» » 4 »	1	26	347
» » 5 »	—	1	51
» » 6 »	—	—	6
» » 7 »	—	—	1

Bei Neubauten wurden in Folge der Erhöhung der Stockwerke und zur besseren Verwerthung der Wohnungen die Zimmer nieder und klein angelegt. Als nach der zweiten Türkenbelagerung der Bedarf an Niederlagen und Verkaufsgewölben gestiegen war, nahm man Keller- und Magazinsräume, später die ersten Stockwerke der Häuser in Anspruch, bis im Jahre 1801 die Regierung diesen Vorgang verbot. Kleinere Gewerbsleute, welche die theueren Verkaufsgewölbe nicht miethen konnten, errichteten hölzerne Verkaufshütten an den Aussenwänden der Kirchen und auf den Plätzen. Von den Wohnungszuständen in der inneren Stadt zu Anfang dieses Jahrhunderts entwirft ein Wiener Arzt das folgende anschauliche, in einzelnen Fällen noch heute zutreffende Bild:

»Die Treppen der Häuser sind oft so schmal, finster, hochstufig und schneckenartig geformt, dass das Steigen derselben nicht nur sehr ermüdend, sondern auch das Ausgleiten sehr begünstigt wird. Die Höfe oder Fluren der Häuser sind oft so enge, dass die Luft kaum sich darin zu erneuern vermag. Hier befinden sich übrigens die Pferdeställe und die zur Aufbewahrung des Unrathes angelegten Senkgruben, welche am hellen Tage ausgeleert werden. Die Zimmer sind von verschiedener Beschaffenheit. Die sogenannten Herrschaftszimmer mit der Aussicht auf die Gasse sind etwas geräumiger, regelmässiger und luftiger, die rückwärtigen aber sind minder geräumig, manchmal so dunkel, dass man sich zur Mittagszeit des Kerzenscheines darin bedienen muss, geniessen im Vergleiche mit den ersteren eine weit schlechtere Luft und haben nicht selten feuchte oder gar nasse Wände; sie erzeugen bei Kindern Rheumatismen, Durchfälle, Auszehrungen, Bleich- und Wassersuchten und Augenentzündungen.«

Durch die Theuerung der Zinse beschränkten sich die Familien in den Wohnungsräumen; Gewerbsleute, welche ihre Gesellen und Lehrjungen im Hause hatten, benützten nicht blos die Arbeitslocale, sondern auch die Küchen und andere Vorräume zu Schlafstätten. Speculanten, angeeifert durch das Steigen der Wohnungspreise, mietheten Wohnungen, ohne sie zu beziehen und vermietheten sie wieder zu hohen Preisen, bis die Regierung im Jahre 1800 verordnete, dass die Miether die Wohnungen selbst beziehen und nur ein Drittheil weitervermiethen dürfen.

Wie schlimm stand es aber mit dem Verkehre nach aussen! Enge, für Wagen kaum ausreichende Thore mit düsteren, tunnelartigen Durchlässen führten über hölzerne Brücken in die Vorwerke.

Von diesen musste man neuerdings Thore passiren, um zu dem fortificatorischen Rayon zu gelangen. Bei dem Verlassen der Thore der Vorwerke bot sich nicht mehr das freundliche Bild, welches nach Sebald Lautensack's Ansicht die Stadt und die Vorstädte im Jahre 1558 hatte. Anstatt der Gärten, zwischen denen sich die Häuser der alten Vorstädte erhoben, breitete sich bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein wüster, ungeebneter Flächenraum mit einzelnen, schlecht erhaltenen Strassen und magerem Gewächs, welcher als Viehweide oder als Ablagerungsplatz für Mauerschutt und ausgehobenes Erdreich und in Pestzeiten als Beerdigungsstätte diente. Bei Stürmen drangen die Staubmassen ungehindert in die Strassen der Stadt. Bei heftigen Regengüssen überflutheten der Wienfluss und der Ottakringerbach die Bodenfläche, wodurch die stagnirenden Gewässer Keime zu tödtlichen Krankheiten erzeugten. Erst Kaiserin Maria Theresia machte dem gesundheitsschädlichen Zustande des Festungsrayons ein Ende, indem sie denselben planiren und zuerst mit Gras bepflanzen liess. Kaiser Joseph II. liess 1782 die Palissaden vom Stadtgraben beseitigen und unter ihm begann die Bepflanzung des Glacis mit Alleen. In späterer Zeit erfolgte die Anlage der Esplanadestrasse an der Peripherie der Glacis, die Bepflanzung des Stadtgrabens mit Pappelbäumen und jene der Basteien mit Kastanien- und Lindenbäumen. An eine Beseitigung des Festungsrayons dachte aber auch Kaiser Joseph II. nicht. Nur Hütten der Steinmetze, der Zimmerleute, der Trödler, der Krämer und anderer kleinerer Gewerbsleute durften bestehen. Kaiser Franz I. liess die in die Vorstädte führenden Strassen mit Alleen bepflanzen und gestattete sogar im Jahre 1818, auf dem Glacis vor dem Stubenthore einen Garten mit einer Mineral-Curanstalt anzulegen. Nun erst war der Festungsrayon ein Erholungsort für die Bevölkerung und er wurde als die Vorrathskammer der frischen Luft für die innere Stadt gepriesen.

Die neuen Vorstädte wollten in Folge der fortificatorischen Zustände ungeachtet des Wohnungsmangels in der Stadt lange nicht emporkommen. Ausser den Türken bedrohten aufständische Bauern, böhmische, ungarische und schwedische Heere der Protestanten unsere Stadt zu verschiedenen Zeiten. Wer nicht durch seinen Lebensberuf angewiesen war, vermied es, daselbst zu wohnen. Noch unmittelbar vor der zweiten Türkenbelagerung gab es in den Vorstädten nicht mehr als 854 bürgerliche, 30 freie Häuser, 7 Klöster und 15 Jägerhäuser, mithin weniger Häuser als vor den Jahren 1529

und 1664. Hiervon entfielen die meisten Häuser auf die Leopoldstadt, die Landstrasse, den Rennweg, die Wieden und die Rossau. Von den Landgütern und Dörfern waren am stärksten Erdberg, die Heiligengeistgründe am Wienfluss, Spittelberg, St. Ulrich und das obere Neustift bewohnt. Da nach dem Jahre 1683 neuerlich mehr als 300 um und ausserhalb des Burgfriedens gelegene Häuser abgebrochen wurden, so bestanden damals in den Vorstädten sicher nicht mehr als 700 Häuser. Erst mit dem Aufhören der Türkennoth, den Siegen des Prinzen Eugen in Italien und an der unteren Donau und den veränderten Grundsätzen der inneren Politik begann der rapide Aufschwung der Vorstädte trotz der Ungunst ihrer räumlichen Lage. Auf dem Flächenraume der Aecker, Wiesen und Weingärten erhoben sich Sommerpaläste des Adels mit reizenden Kunstgärten, deren Terrassen, zugeschnittene Bux- und Taxusgesträuche, deren teppichartige Parterres, Perspective, Wasserwerke und Gruppen der griechischen Götterwelt nach den uns erhaltenen Abbildungen einen hohen Genuss gewährt haben müssen. Die wachsenden Bedürfnisse des staatlichen und kirchlichen Lebens riefen neue Kirchen, Klöster, Spitäler, Kasernen und öffentliche Gebäude hervor. Es mehrten sich die Betriebsstätten der zünftigen und nicht zünftigen Gewerbe; die Regierung gewährte Steuer- und Quartierfreiheiten bei Neubauten und eiferte die Gemeinden an, unbebaute oder weniger ertragsfähige Grundflächen entweder unentgeltlich oder zu billigen Preisen Privaten zur Verbauung zu überlassen. Noch grossartiger wurde das Emporblühen der Vorstädte in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, seitdem Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef II. der Fabriksindustrie und dem Handelsverkehre die grössten Begünstigungen zutheil werden liessen. Die Fabrikanten hatten durch ihre Intelligenz ihre Erfindungen und ihren Unternehmungsgeist immer neue Absatzgebiete eröffnet. Das bürgerliche Wohnhaus mit dem Gepräge eines bescheidenen Wohlstandes, mit behaglichen Gärten und ausgebreiteten Fabriksstätten hatte den luxuriösen Palastbau in den Hintergrund gedrängt. Den überraschenden Fortschritt der Vorstädte bezeugen die folgenden Ziffern über die Vermehrung der Häuser:

Im Jahre 1765 . . . 3089 Häuser
» » 1768 . . . 5281 »
» » 1821 . . . 6247 »
» » 1847 . . . 9732 »

Je mächtiger sich die Vorstädte entwickelten, desto mehr traten die Nachtheile der Befestigung der inneren Stadt und der

Bestand der Linienwälle in den Vordergrund. Dadurch, dass der Verkehr nach aussen nur an den von den Stadtthoren auslaufenden Hauptstrassen möglich war, entstanden nur längs derselben Häuserreihen. Es mangelte lange an Radialstrassen, welche den Verkehr zwischen den Vorstädten selbst erleichterten. Während die Häuser an den Hauptstrassen sich bereits bis an die Linienthore erstreckten, blieben grosse, der Stadt näher gelegene Grundcomplexe unverbaut — ja es bestehen in Folge der Linienthore noch heute einzelne todte Punkte, die wegen ihrer ungünstigen Lage nicht zur Verbauung gelangen. Leute, welche täglich in der inneren Stadt zu thun und keine Carossen oder Sänften zur Verfügung hatten, wie Beamte, Kaufleute, Gewerbetreibende, konnten diese nur auf Umwegen erreichen, wenn sie nicht nahe der fortificatorischen Grenze oder den Hauptstrassen wohnten. Dadurch geschah es, dass an einzelnen Punkten der Vorstädte ein Wohnungsmangel eintrat, welcher dadurch beseitigt wurde, dass, wie in der inneren Stadt grössere Zinshäuser mit zwei, hie und da selbst mit drei Stockwerken erbaut wurden. Kaiserin Maria Theresia, mit ihrem hellen Blicke für grosse wie für kleine Angelegenheiten des öffentlichen Wohles, beauftragte ihre Regierung im Jahre 1767, zur Abhilfe der Wohnungsnoth in Erwägung zu ziehen, ob es sich nicht empfehle, denjenigen Personen, welche wegen ihrer Geschäfte unmöglich von der Stadt entfernt wohnen können, durch Vermehrung der Häuser in den Vorstädten dadurch eine Hilfe zu bringen, wenn man um die ganze Stadt oder um einen grossen Theil derselben noch mit einer Reihe von Häusern näher zu rücken erlaubte, die leeren Plätze jener Vorstädte, welche der Stadt zunächst liegen, zum Häuserbau zu benützen trachten, den Wienfluss in einen Canal einschliessen und überwölben, die Verbindung mit der Leopoldstadt durch eine oder zwei Brücken gegen das Neuthor und das Schottenthor erleichtern, die Thore der ganzen Stadt offen lassen, die vornehmsten Strassen von der Stadt in die Vorstädte pflastern, beleuchten, mit Bäumen besetzen, die Sperrkreuzer ganz oder zu Gunsten der Arbeiter, Professionisten und geringeren Beamten aufheben und eine Allee längs der Palissaden des Stadtgrabens anlegen würde. Die wichtigsten dieser Vorschläge kamen aber nicht zur Ausführung.

Durch die Trennung der Vorstädte von der inneren Stadt vermochte sich kein grossstädtischer Charakter in dem Gemeinwesen zu entwickeln. Soweit es an dem Stadtrathe lag, suchte er denselben

dadurch anzubahnen, dass er seit dem Beginne des XVIII. Jahrhunderts die Einlösung der innerhalb der Linienwälle gelegenen Landgüter und Dörfer anstrebte — ein Weg, welcher bei den beschränkten Geldmitteln diese Angelegenheit nur mühselig vorwärts brachte. Noch im Jahre 1848 unterstanden, wie bekannt, die Vorstädte Schaumburgergrund, Mariahilf, St. Ulrich, Neubau, Neustift, Schottenfeld, Breitenfeld, Lichtenthal und die Brigittenau einer fremden politischen und gerichtlichen Jurisdiction. Dazu kam, dass auch die zur Stadt gehörigen Gemeinden ihre selbständige ökonomische Verwaltung, ihre localen Besteuerungsrechte hatten, welche dem Magistrate nur einen beschränkten Einfluss auf die Handhabung verschiedener Zweige der Localpolizei gestatteten, die Festigung des Bandes der Gemeindemitglieder, die Pflege des Gemeingefühles für die grossen Interessen der Stadt hinderten. Wie schwer war es in Strassen, welche mehrere Gemeinden durchschnitten, letztere zu einer Einigung in Bezug auf Verbesserungen in der Pflasterung, der Reinhaltung und der Beleuchtung zu bestimmen! Die Einen hatten nicht die Geldmittel, die Anderen nicht das Bedürfniss zu Reformen, auch wenn die Stadtgemeinde hierzu Beiträge leisten wollte. In jenen Vorstädten, welche einer fremden Jurisdiction unterstanden, kümmerten sich die Ortsobrigkeiten fast gar nicht um eine gute Handhabung der Localpolizei, damit deren Einkünfte nicht geschmälert wurden. Dadurch geschah es, dass die Vorstädte in ihren Gemeinde-Einrichtungen weit zurückblieben, einzelne, deren Gebiet weiter von der Stadt entfernt lag, die Zustände von Landgemeinden aufwiesen.

»In den Vorstädten«, heisst es in einer Schilderung aus dem Jahre 1816, »ist es gar nicht auszuhalten. So lange es nicht friert, sind alle Strassen und Gassen der Vorstädte im Winter, ja im Frühjahre und Spätherbste grundloser und schmieriger als die Chausséen vor den Stadtthoren, an manchen Orten kann kein Nachbar zum andern kommen ohne einen Tragsessel oder ohne bis über die Knöchel im Schlamme zu waten. Im Sommer ist der Nachtheil dieser ungepflasterten Strassen noch grösser und von noch erheblicheren üblen Folgen. Dann treibt es der in Wiens Umgebungen fast tägliche Wind mit dem feinen Staub so arg, dass man Wochen und Monate lang kein Fenster öffnen kann.« Wie schädlich waren endlich für die öffentliche Gesundheit und die Habe der Bewohner die Ueberschwemmungen der Donau und des Wienflusses und die offenen Gerinne des Als- und Ottakringerbaches in den hievon berührten Vorstädten! Vorschläge zu Schutzmassregeln gegen die Gefahren der

Donau- und Wienfluss-Ueberschwemmungen scheiterten an den grossen Kosten; die Einwölbung des Als- und Ottakringerbaches kam erst in den Jahren 1840—1846 zu Stande.

Was das sociale Verhältniss der Bürger zwischen der Stadt und den Vorstädten betrifft, so wollen wir Pezzl, den gründlichen Kenner der Zustände unserer Stadt, nach seiner im Jahre 1787 veröffentlichten Skizze von Wien sprechen lassen. »Zwischen den Bewohnern der Stadt und jenen der Vorstädte herrscht eine sehr lebhafte Rivalität. Der Kleidermacher aus der Stadt sieht den Schneider aus der Vorstadt über die Schulter an. Der städtische Schuhmacher thut sich was zu Gute darauf, dass er jene Vorstädter in Protection nehmen kann, denen er die Stiefel und Pantoffel zuwirft, die er nicht selbst repariren mag, sondern unter seinem Namen von den Collegen ausser dem Thor besohlen lässt. . . . Der neu angesessene Bürger schlägt seine Werkstätte erst in der Vorstadt auf und hat keinen höheren Wunsch, als nach einigen Jahren unter den Meistern in der Stadt zu figuriren. Der Handwerksbursche sucht seine erste Condition und glaubt kein geringes Avancement gemacht zu haben, wenn er nach dreiviertel Jahren in eine Stadtbude zu stehen kommt. . . . Alles was mächtig, gross, edel und wohlhabend ist, hat sich in die Stadt zusammengedrängt. Die Vorstädte sind gewissermassen nur die Domestiken ihrer im Mittelpunkte thronenden Frau«.

Der schädliche Einfluss der Linienwälle auf die bauliche Entwickelung Wiens zeigte sich aber auch in dem Emporkommen der Vororte. Fast die ganze Bodenfläche derselben war zur Zeit der Anlage dieses fortificatorischen Gürtels geistlicher Besitz. Im Jahre 1713 zählten:

Simmering	106	Häuser
Neulerchenfeld . . .	45	
Meidling	64	
Ottakring	49	
Währing	41	
Hernals	95	
Ober-Döbling	31	
Unter-Döbling . . .	40	

Diese Häuser waren meist ebenerdig, nicht grösser als gewöhnliche Bauernhäuser. Auf der übrigen Bodenfläche gab es nur Aecker oder Weingärten.

Es lässt sich genau verfolgen, wie nächst den industriereichsten Vorstädten Gumpendorf, Mariahilf, Laimgrube, Neubau,

Schottenfeld ganz neue Vororte entstanden, und zwar zunächst Häuser mit kleinen Wohnungen für Manufacturarbeiter, welche sich dort die Lebensmittel billiger verschafften, weil keine Aufschläge auf Holz, Bier, Wein u. s. w. die Preise vertheuerten. Später erbauten Industrielle selbst Fabriken in den Vororten. Mit der Zunahme der Fabriksbevölkerung wuchs die Zahl kleinerer Gewerbsleute. Diesen Verhältnissen verdanken die Vorortegemeinden Sechshaus, Reindorf, Fünfhaus, Braunhirschengrund, Rustendorf und Gaudenzdorf ihr Entstehen und ihr Wachsthum. Aber auch die älteren Vororte, die nicht unmittelbar an die Industrie-Vorstädte grenzten, entwickelten sich fast im gleichen Masse mit der fortschreitenden Verbauung der Vorstädte. Nur bewahrten diese lange Zeit die Eigenart von Ansiedlungen mit Feld- und Gartenwirthschaft, indem sie Hauptbezugsorte Wiens für Getreide, Wein, Milch, Obst und Gemüse wurden. Nach Neulerchenfeld, Hernals, Ottakring und Nussdorf wanderten ausserdem jene Wiener mit Vorliebe, welche auf billige Speisen und Getränke Bedacht nahmen. Meidling, Währing, Ober- und Unter-Döbling wurden Sommerfrischen der wohlhabenderen Bürger. Unter dem Einflusse des Bestandes der Linienwälle waren die Vororte, wiewohl es inner den Linien nicht an genügendem Flächenraume zur Anlage neuer Wohnhäuser und Fabriken gebrach — schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stattliche Gemeinden, halb mit städtischer, halb mit ländlicher Bevölkerung. Den Beleg hierzu gibt ein Vergleich des Standes der Häuser und Bewohner der Jahre 1830 und 1851, aus dem wir zugleich den vorwiegenden Charakter der einzelnen Vororte zu erkennen vermögen, wenn wir die Zahl der Häuser mit dem Stande der Bevölkerung vergleichen:

	Häuser		Bewohner	
	1830	1851	1830	1851
Simmering	234	—	1496	—
Meidling (Ober-)	—	—	—	—
Meidling (Unter-)	87	133	793	2731
Gaudenzdorf	168	263	2433	6606
Sechshaus	134	164	2873	5574
Reindorf	49	72	1106	2456
Braunhirschengrund	150	184	3884	5789
Rustendorf	37	959	65	3700
Fünfhaus	150	237	2566	10676
Ottakring	86	—	988	3345
Neulerchenfeld	157	157	4677	9052

	Häuser		Einwohner	
	1830	1851	1830	1851
Hernals	161	348	3337	10708
Währing	150	216	2838	3504
Döbling (Ober-) . . .	202	—	1704	—
» (Unter-) . . .	50	—	392	—
Nussdorf	152	—	1503	—

Einsichtsvollen Männern war schon vor mehr als hundert Jahren die Unhaltbarkeit der baulichen Gestaltung Wiens nicht entgangen. In einer 1777 in Wien erschienenen Abhandlung des Regierungsrathes Taube über die Verschönerung der Städte tauchte in Bezug auf Wien zuerst der Gedanke der Auflassung der Festung und der Verbindung der Stadt und der Vorstädte auf. Zehn Jahre später veröffentlicht Pezzl Vorschläge, welche er gerne einer zu bildenden »Stadtverschönerungs-Commission« machen möchte und auch aus dem Jahre 1817 liegt bereits ein Stadterweiterungsplan nächst dem Burgthore vor. Da man aber von einer gründlichen Aenderung der baulichen Zustände weit entfernt war, so glaubte man den Uebelständen durch eine Verminderung der Bevölkerung abhelfen zu können. Im Jahre 1791 macht ein »Patriot« seinem Hasse gegen »die dummen Aufklärer, die Gemeinplätze von Despotismus der Fürsten, von Menschenrechten, von allgemeiner Naturfreiheit und von politischer Sclaverei« damit Luft, dass er zur Verminderung der Volksmenge die Verlegung der Fabriken und die Entfernung geschäftsloser und nutzloser Fremden in Wien empfahl. Er wies auf den Zufluss der Protestanten seit der Toleranz, auf den Zuwachs an öffentlichen Gewerben, an Wirthsstuben, Kaffeeschänken, Barbierstuben, Kaufmannsläden und jenen von neuen Bürgern und Handwerkern hin und spöttelt über die theoretische Stubensitzerei des Verfassers einer im Jahre 1787 erschienenen Statistik, welcher sich freute, dass Wien binnen vier Jahren um 8000 Bewohner zugenommen habe. »Die wahre Kunst der Bevölkerung besteht nicht in der Anhäufung der Menge, sondern in Auffindung wirksamer Mittel, wodurch diese Menge nicht blos auf's erste Jahr, sondern auf Jahrhunderte hinaus immer mit hinlänglicher Nahrung versehen werden kann.« Den Fabrikanten, welchen er zur Last legt, dass sie durch das berühmte Verbot der Einfuhr fremder Waare in die österreichischen Staaten den Krieg der Pforte gegen Russland, die traurigen Unruhen in den österreichischen Niederlanden und die patriotischen Irrungen in Ungarn verschuldeten, schob er in die Schuhe, »dass sie durch das Anhäufen der Arbeiter gemeinschaftlich

mit dem fremden Abenteurervolk, dem Glücksrittergesinde, dem Spionengeschmeiss, den Bettlerlegionen, dem Kuppler- und Negoziantencomplott, die wöchentlich zu allen Thoren Wiens einbrechen, das Leben der Hauptstadt vertheuern«. Es half auch nichts, als in den Jahren 1811 und 1812 in der Stadt ein solcher Wohnungsmangel eintrat, dass zahlreiche arme Familien in Wirthshäusern, Stallungen und Stadeln untergebracht und theilweise von Wien hin wegbefördert werden mussten und im Jahre 1816 in Folge der enormen Theuerung die Miethzinse eine derartige Höhe erreicht hatten, dass Wohnungen, früher im Preise von fl. 50—60 stehend, auf fl. 200—300 und jene von fl. 700—1000 in der Grösse von 6 bis 10 Zimmern auf fl. 4000—6000 stiegen. In der inneren Stadt änderten sich diese Verhältnisse auch nicht in den darauffolgenden Friedensjahren, ungeachtet eine grössere Stabilität in den politischen und wirthschaftlichen Zuständen eingetreten, die Valuta geringeren Schwankungen wie früher unterworfen, die Höhe der Miethzinse und die Steuern durch das Steigen des Wohlstandes weniger empfindlich geworden waren. Sie verschlimmerten sich sogar wesentlich dadurch, als man mit der Erweiterung der Passagen begann, im Jahre 1829 eine neue Bauordnung gab, welche den Bauherren Erschwernisse bereitete und Comptoirs, Fabriks-Niederlagen und sonstige Geschäftslocalitäten neuerdings immer häufiger in die ersten Stockwerke verlegte. Aber auch in den der Stadt nahe gelegenen Vorstädten fehlte es an billigen Wohnungen, weil aus der inneren Stadt nothgedrungen sich immer mehr Bewohner hier niederliessen und die Industrie immer weitere Fortschritte gemacht hatte. Der wichtigste Moment war aber jedenfalls die geringe Baulust im Verhältnis zum raschen Zuwachs der Bevölkerung, zu welcher im Jahre 1835 die Regierung durch die Herabsetzung der Steuerfreiheit für Neu- und Umbauten beigetragen hatte. Wir ersehen das Missverhältnis aus dem Stande und dem Zuwachse der Häuser in den Jahren 1827 bis 1847:

	Stand der		Zuwachs an	
Jahr	Häuser	Bewohner	Häusern	Bewohnern
1827 . . .	7856	289382	—	—
1830 . . .	8037	317768	181	12748
1834 . . .	8223	326353	186	8585
1837 . . .	8264	333582	41	7229
1840 . . .	8385	356869	121	23287
1843 . . .	8586	373236	201	16367
1847 . . .	8756	412513	107	34744

Die Zahl der Um- und Zubauten in der Stadt und in den zu derselben zählenden Vorstädten war auf folgende Ziffern herabgesunken:

Jahr	Um- und Zubauten
1843	41
1844	34
1845	42
1846	48
1847	39

Und doch bestanden damals in unmittelbarer Nähe der Stadt lange Reihen von einstöckigen Häusern, baufälligen Erdgeschossen, alten Gehöften und Gärten und weiter gegen die Linien zu grosse Grundcomplexe, welche Raum zu Tausenden von neuen Häusern geboten hätten. Nur in den Vororten regte sich eine immer grössere Baulust; denn hier wurde die Baupolizei milde gehandhabt, für Arbeitslöhne weniger bezahlt und für Baumaterialien keine Verzehrungssteuer eingehoben.

Stärker als die Abneigung der Regierung, an bestehenden Einrichtungen zu rütteln, war die unabweisbare Befriedigung der wohnlichen Bedürfnisse. Anfangs glaubte sie mit kleinen Mitteln ausreichen zu können. Sie gestattete an einzelnen Punkten eine Verengerung des fortificatorischen Rayons längs der Vorstädte, wodurch die Häuserzeilen in der Josefstadt und am Heumarkt entstanden. Endlich brach sich die Idee Bahn, die innere Stadt durch Hinausrücken der Basteimauern zu erweitern. An der Spitze dieser Bestrebungen stand Architekt Ludwig Förster. Nachdem dieser bereits im Jahre 1836 bei der Versammlung der deutschen Architekten in Prag einen Vortrag über die Erweiterung der Stadt abgehalten und diesen durch einen Plan erläutert hatte, brachte Bürgermeister J. Czapka im Jahre 1840, offenbar unter dem Einflusse der Förster-schen Idee, in Anregung, eine solche Erweiterung bei dem Fischerthore und der Gonzagabastei gegen den Donaucanal eintreten zu lassen, die Häuser zwischen dem Fischmarkt und der Kohlmessergasse niederzureissen und auf der gewonnenen Grundfläche einen grossen Lebensmittelmarkt zu errichten. Im Jahre 1845 erneuerte er bei der Regierung dieses Project und stellte ihr sehr eindringlich die Nothwendigkeit dar, dass für die Erleichterung des Verkehrs etwas geschehen müsse, mit der Andeutung, dass er — der Bürgermeister — noch andere, weitergehende Wünsche hätte. Weit umfassender war ein fast gleichzeitig (1840—1843) von Förster ausgearbeiteter Plan, den ein Verein von Wiener Capitalisten der Regierung

übergab. Nach diesem Plane sollten die Stadtmauern von der Melkerbastei in gerader Richtung gegen die Augartenbrücke und von dort aus bis zur Einmündung des Wienflusses in den Donaucanal, anschliessend an die Dominikanerbastei, hinausgerückt und die Stadt gegen die Rossau und den Wienfluss zu durch Gräben und Wälle geschützt werden. Gegen die Rossau zu war der Bau einer grossen Defensionskaserne geplant, wohin das alte Zeughaus verlegt werden sollte. Der Flächenraum der Stadt hätte sich dadurch um 69.686 Quadratklafter vergrössert, von welchem 45.448 Quadratklafter auf Strassen und Plätze, 9700 Quadratklafter auf öffentliche Gebäude und 14.453 Quadratklafter auf Privatgebäude entfallen wären. Noch ein drittes Project kam in derselben Zeit zur Sprache, welches vom Triester Handelsmanne Karl v. Bruck, dem späteren Handels- und Finanzminister, im Verein mit mehreren Bauunternehmern ausging. Diese wollten an der Stelle des alten Hofopernhauses ein neues ausserhalb des Kärnthnerthores unter bestimmten Bedingungen erbauen. Wahrscheinlich in Folge der Einwirkung des Bürgermeisters Czapka, der über dieses Anerbieten ein Gutachten abzugeben hatte, erweiterten die Unternehmer das Project; nach dem letzteren sollte die äusserst lästige Passage bei den zwei Kärnthnerthoren beseitigt und durch das Hinausrücken der Basteimauer gegen das Glacis nicht blos ein Raum für das neue Opernhaus, sondern auch für Privathäuser gewonnen werden. Wiewohl gegen die Ausführung dieser drei Projecte von Seite der Militärbehörde kein Anstand erhoben wurde, so wurden doch darüber weitwendige Verhandlungen, welche vor dem Jahre 1848 nicht mehr zum Abschluss gelangt waren, gepflogen.

II.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 drängten alle, die Erweiterung der Stadt berührenden Fragen vollständig in den Hintergrund. Hatte es doch den Anschein als ob die freiheitliche Bewegung, an deren Spitze sich Wien gestellt hatte, zu verderblichen Folgen für dessen Zukunft führen würde! Aber nur vorübergehend lasteten diese Besorgnisse auf den Gemüthern. Kaiser Franz Josef I. gestaltete nach seinem Regierungsantritte die Monarchie auf staatsrechtliche Grundlagen, welche einerseits die Sondergelüste der Ungarn und Italiener und anderseits die föderalistischen Bestrebungen der Czechen zurückweisend, die Bürgschaft für eine erhöhte poli-

tische Machtstellung für ein fortschreitendes geistiges und wirthschaftliches Aufblühen Wiens verbürgten. In seinem Manifeste vom 2. December 1848 verkündigte der Kaiser die Absicht, alle Länder und Stämme zu einem grossen Staatskörper vereinigen zu wollen, und in der Reichsverfassung vom 4. März 1849, welche auf diesem grossen Gedanken fusste, war Wien ausdrücklich als die Hauptstadt dieses Reiches, als der Sitz der Reichsgewalt erklärt worden. Damit aber Wien auch dieser Stellung als Centrum der Monarchie entsprach, wurden in der Gemeinde-Ordnung vom 6. März 1850 die Ueberreste seiner feudalen Vergangenheit beseitigt, Stadt und Vorstädte zu einem einheitlichen Gemeindegebiete verschmolzen und dessen Verwaltung den Bürgern mit dem ausgedehntesten Selbstbestimmungsrechte anvertraut. Auch der nach der Aufhebung der Reichsverfassung wiederhergestellte absolutistische Staat, sowie die Februar-Verfassung des Jahres 1861 hielten unerschüttert an der Einheit des Reiches fest. Erst die Gestaltung des Reiches im Jahre 1867, welche dasselbe in zwei verfassungsmässige Staatskörper trennte und nur für bestimmte Angelegenheiten eine gemeinsame Verwaltung fortbestehen liess, schmälerte die politische und wirthschaftliche Stellung der Kaiserstadt.

Eine Stadt wie Wien, welcher die Aufgabe zugefallen war, der Mittelpunkt aller politischen und culturellen Interessen, eines mächtigen, durch seine Lage mit den mitteleuropäischen Staaten in enger Berührung stehenden Staatskörpers zu werden, musste in seiner baulichen Entwickelung gewaltige Veränderungen erfahren. Thatsächlich vermehrte sich die Bevölkerung des Gemeindegebietes seit den Jahren 1846 bis zum Ende des Jahres 1888 von 407.980 auf 774.591 Bewohner. In der Zusammensetzung der Bevölkerung zeigte sich durch den Einfluss der nationalen Strömungen die Erscheinung, dass ein Theil des ungarischen, czechischen und polnischen Hochadels seinen ständigen Wohnsitz in der Reichshauptstadt aufgab und sich entweder in die Landeshauptstädte oder auf seine Schlösser zurückzog. Das in seiner früheren Zusammensetzung bestandene Bürgerthum, aus dem Hausbesitze und den Zünften hervorgegangen, verlor seine Bedeutung. Gewerbetreibende, Handelsleute und Fabrikanten bedurften zu ihrem Geschäftsbetriebe nicht einmal die Gemeinde-Angehörigkeit. Durch das Gewerbegesetz vom Jahre 1859 fielen alle Schranken in Bezug auf die selbständige Ausübung von gewerblichen Unternehmungen; es vermehrten sich die Kleingewerbetreibenden. Die Association des

Grosscapitals, die Ausbildung der Grossindustrie, die Ausbreitung der Luxus-, Approvisionirungs- und Baugewerbe, die Bildung neuer Geld- und Credit-Institute bewirkten die Niederlassung zahlreicher Privatbeamten, Hilfsarbeiter und Taglöhner. Die Vereinigung der obersten Staatsgewalten in Wien und der Aufschwung der Wissenschaften und Künste steigerten die Zahl der öffentlichen Beamten, der Gelehrten, Künstler und Studierenden. Diese Momente änderten vollständig das numerische Verhältniss zwischen Fremden und Einheimischen. Während sich beide Elemente der Bevölkerung im Jahre 1857 noch das Gleichgewicht hielten, betrugen im Jahre 1880 erstere bereits 456.789 und letztere nur mehr 247.967 Bewohner.

Mit der Vermehrung und der Zusammensetzung der Bevölkerung mussten sich auch die Bedürfnisse zur Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles ändern. Es genügten nicht mehr die bisherigen Gebäude für die verschiedenen Zwecke der staatlichen und der Gemeindeverwaltung, zu dem auch in Folge der Fortschritte der Wissenschaft und der Gesetzgebung neue Ideen und Anschauungen über die Handhabung einzelner Verwaltungszweige zur Geltung gelangten. Mit dem Entstehen neuer Gruppen und Schichten der Gesellschaft waren endlich auch die bisherigen baulichen und wohnlichen Zustände unvereinbar.

Allerdings war man sich in den meisten Kreisen der Regierung bewusst, dass das System der politischen Centralisation, die Schaffung eines mächtigen, räumlich und politisch einheitlichen Mittelpunktes, der seine Anziehungskraft auf alle Theile des Reiches ausüben sollte, nothwendig auch eine Umgestaltung in der alten räumlichen Gestalt Wiens herbeiführen müsse. Vornehmlich war es der Minister des Innern Graf Stadion, der diesen Gedanken in seiner Skizze einer Gemeinde-Ordnung für Wien, welcher nicht nur die Stadt und die Vorstädte, sondern auch die Vororte in eine engere Zusammengehörigkeit bringen wollte, mit staatsmännischem Geiste zum Ausdruck gebracht hatte. Und auch die Wiener Gemeinde-Ordnung vom Jahre 1850 hielt an diesem Gedanken, wiewohl in engeren Grenzen, fest. Es war eine scharf ausgeprägte centralistische Idee, die innere Stadt und 34 Vorstädte in ein geschlossenes Gemeindegebiet umzugestalten, damit das Gebilde zu einer Grossstadt geschaffen war. Demungeachtet blieben für die nächste Zeit die Aussichten auf eine räumliche Verschmelzung der Stadt und Vorstädte trostlos. Die militärischen Autoritäten hielten in der Besorgniss vor dem Wiederausbruche einer neuen revolutionären Bewegung an dem

befestigten Fortbestande der inneren Stadt unverrückt fest. Sie konnten es nicht vergessen, dass das k. k. Militär im October des Jahres 1848 die innere Stadt den aus den Vorstädten eingedrungenen Aufständischen wegen Mangel an genügenden militärischen Stützpunkten räumen musste. Zur Verhütung ähnlicher Vorfälle, welche bei der Stimmung eines Theiles der Bevölkerung in den Jahren 1849—1852 nicht ausserhalb des Bereiches der Möglichkeit lagen, verstärkte man sogar die Basteien, man erbaute an einzelnen Punkten der Festungswälle militärische Blockhäuser, »Windischgrätz-Anlagen«, wie sie der Volkswitz bezeichnete, an der Stelle der Dominikaner- und Biberbastei eine Defensionskaserne und am Laaerberge zur Beherrschung der Vorstädte ein grosses fortificirtes Waffen-Arsenal. Nebenher beschäftigten sich die nicht militärischen Kreise in der Erkenntniss der Nothwendigkeit einer Erweiterung der inneren Stadt, doch unausgesetzt mit solchen Projecten, immer jedoch an den Gesichtspunkten festhaltend, dass die Mauern hinausgerückt, aber nicht abgebrochen werden sollen. So kam man im Jahre 1849 auf den Plan zurück, die Stadt zwischen der Augustiner- und der Wasserkunstbastei zu vergrössern. Dagegen lehnte die Regierung im Jahre 1853 das vom Gemeinderathe wärmstens empfohlene Förster'sche Project einer Erweiterung der inneren Stadt zwischen dem Schotten- und dem Fischerthore ab. Erst in den Jahren 1854—1856 wurden nach langen Erwägungen neuerdings Theile des fortificatorischen Rayons vor dem Fischer- und dem Neuthor mit einem Flächenraume von 16.500 Quadratklafter und 71 Bauplätzen verbaut, welche nach der Verbauung die Benennung »Neu-Wien« erhielten.

Dürfen wir den Schilderungen von Zeitgenossen vertrauen, so war die Wohnungsnoth zur socialen Noth gestiegen. »Das Gefühl der Sesshaftigkeit,« schreibt Bernhard Friedmann im Jahre 1856, »kam den Wienern im Laufe der letzten Jahre abhanden. Kein Bewohner der Vorstädte fühlt sich jetzt von einem Quartal zum andern sicher auf seinem Grund, in seiner Strasse, seinen vier Mauern. Von einer Wohnung kann kaum mehr die Rede sein, höchstens von einem temporären Obdach, von steinernen Zelten. Wer das Unglück hat, ein oder mehrere kleine Kinder zu besitzen, muss darauf resigniren, in einem anständig gehaltenen Hause ein Unterkommen zu finden.« Im Jahre 1851 ereignete es sich, dass Fremde weder in den Hôtels, noch in Privatwohnungen ein Unterkommen finden konnten und dass Wiener Familien, welche über den Sommer ihre Wohnungen aufgegeben hatten, bei ihrer Rück-

kehr von Vorstadt zu Vorstadt wandern mussten, bis sie Jahreswohnungen fanden. Ohne dass die Zunahme der sesshaften Civilbevölkerung in den Jahren 1846—1856 unverhältnissmässig stärker als in den früheren Jahren gewesen wäre, — die Gesammtzahl derselben stieg von 407.980 auf 471.442 Bewohner — erhöhte sich der Miethzins einer Wohnpartei in den Jahren 1850—1856 um 40%. Es stiegen in dieser Zeit auch die Preise des Weizens per Metzen um 46%, des Rindfleisches per Pfund um 40% und des Brennholzes um 46%. Nebst den bittersten Klagen tauchten die seltsamsten Vorschläge zur Abhilfe der Wohnungsnoth in der Stadt auf. So sollten sämmtliche Verkaufsläden in den Stadtgraben verlegt, die Verwendung der ersten Stockwerke zu Magazinen neuerdings verboten und der Zuzug der Provinzbevölkerung, namentlich der jüdischen, verhindert werden. Zur Erhöhung der Baulust empfahl man der Gemeinde im Jahre 1854, auswärtigen Bauunternehmern für ausgeführte Bauten im Werthe von fl. 25.000 anstandslos die Heimatsberechtigung, für grössere Bauten das Bürgerrecht, nach Umständen auch das Ehrenbürgerrecht zuzuerkennen.

Im Frühjahre 1857 wurden die Behörden durch die auffallende Zunahme obdachloser, armer Familien zur Ausziehzeit in hohem Grade alarmirt. Um die Leute unterzubringen, welche auf den öffentlichen Plätzen lagerten, wurden die Gemeinde-Arreste, Stallungen, Schoppen und unterirdischen Localitäten in Anspruch genommen. Die Ursache war nebst der Nothlage der Mangel an kleinen, für die unteren Volksclassen geeigneten Wohnungen. Als die Polizei jede Verantwortung für die weiteren Folgen dieser Zustände abgelehnt hatte, wurde der damalige Bürgermeister Dr. Seiller von der Regierung gedrängt, wirksame Mittel zu einer gründlichen Beseitigung der Wohnungsnoth in Vorschlag zu bringen. Seine im Juli 1857 gegebene Antwort lautete: Die Regierung möge die Fabriksbesitzer zur Herstellung von Wohnungen für ihre eigenen Arbeiter verhalten, die Erweiterung des Umfanges der inneren Stadt vornehmen, die Zahl der steuerfreien Baujahre für Neu- und Umbauten in Wien und den Vororten verlängern, bis zum Erscheinen einer neuen Bauordnung Erleichterungen in den Bauvorschriften gewähren und die Errichtung einer Hypothekenbank für Wien vermitteln. —

Während dieser Vorgänge im Schosse der Behörden hatte Kaiser Franz Joseph I. bereits aus eigenem Antriebe Entschlüsse gefasst, welche der baulichen Gestaltung unserer Stadt eine unge-

ahnte, alle Erwartungen weit übertreffende Wendung gaben, ihn zum Schöpfer des neuen Wien machten. Schon am 17. April 1857 hatte der Kaiser den damaligen Ministerpräsidenten Karl Grafen Buol beauftragt, ihm im Wege der Ministerconferenz Vorschläge zu machen, durch welche die seit längerer Zeit schwebende und immer dringender werdende Frage der Erweiterung der inneren Stadt in kürzester Zeit einer entscheidenden Lösung zugeführt werde. Bereits am 11. Juli 1857, mithin zu derselben Zeit, als auch Bürgermeister Dr. Seiller seine Anträge der Regierung vorgelegt hatte, übergab Graf Buol dem Kaiser die Beschlüsse der Ministerconferenz. Am Tage des Christfestes veröffentlichte die »Wiener Zeitung« die kostbare Weihnachtsgabe in Form eines vom Kaiser am 20. December 1857 an den Minister des Innern Dr. Alexander Bach gerichteten Allerhöchsten Handschreibens, welches die denkwürdigen Worte enthielt: »Es ist mein Wille, dass die Erweiterung der inneren Stadt mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ehemöglichst in Angriff genommen und zugleich auch auf die Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige ich die Auflassung der Umwallung der inneren Stadt, sowie der Gräben um dieselbe.« Dasselbe Handschreiben gab gleichzeitig die Grundzüge der Durchführung der Stadterweiterung bekannt, nach welchen aus dem Verkaufe der durch die Auflassung der Umwallung, der Fortificationen, der Stadtgräben und der Glacisgründe gewonnenen Bauarea ein Baufond zur Bestreitung der dem Staatsschatze erwachsenden Auslagen, zur Herstellung öffentlicher Gebäude, zur Verlegung der noch nöthigen Militär-Anstalten, zur Wegräumung der Basteien und zur Ausfüllung der Stadtgräben zu bilden und im Concurswege ein Stadterweiterungsplan innerhalb der bekanntgegebenen Gesichtspunkte zu erwerben war. Dagegen blieb von dieser grossartigen Aufgabe die Beseitigung der Linienwälle unberührt, wiewohl diese mit der baulichen Regulirung des Gemeindegebietes im innigsten Zusammenhange stand. Man konnte sich hierzu wegen des reichlichen Ertrages der Verzehrungssteuer nicht entschliessen und beschränkte sich kurze Zeit darauf, am 17. März 1858, den Linienwällen ihren fortificatorischen Charakter zu nehmen, das Bauverbot von 18 Klaftern Breite innerhalb der Wälle aufzuheben und jenes ausserhalb der letzteren von 100 Klaftern insoweit aufrecht zu erhalten, als es finanzielle oder polizeiliche Rücksichten erforderten. Mit dieser Verfügung gingen die Linienwälle aus dem Besitze des

Militärärars in jenes des Finanzärars über. Ohne Widerstreben liess die Gemeinde, welche vor dem Jahre 1848 durch viele Decennien einen hartnäckigen Kampf mit den Militärbehörden über das Grundeigenthum der Linienwälle geführt hatte, diesen Besitzwechsel über sich ergehen.

Mit dankbarem Herzen hatte Wien die grosse und segensreiche That des Kaisers begrüsst. Was erleuchtete Männer seit einem Jahrhunderte angestrebt, ging seiner Erfüllung entgegen. Wien konnte sich nunmehr ungehindert, seinen räumlichen Bedürfnissen entsprechend ausbreiten, mit Gemeingeist an der Lösung der ihr als Reichshauptstadt zugefallenen Reformen schreiten, in jene mächtige Bewegung eintreten, welche damals durch das in Paris gegebene Beispiel in Bezug auf die Assanirung und die Verschönerung grosser Städte bestand und den Forderungen des Verkehrs, der Industrie und des Handels ausreichend Genüge leisten. Inmitten der trübsten Tage der politischen und kirchlichen Reaction, des wachsenden Unmuthes der nationalen Parteien gegen das System der Centralisation des Reiches belebten sich die Hoffnungen und das Vertrauen auf bessere Tage. Die Thatkraft erwachte. Männer der Wissenschaft, der Kunst und der Technik beschäftigten sich mit Vorschlägen und Wünschen, welche bei der Feststellung des Planes berücksichtigt werden sollten. Selbst auf die politischen Momente wurde nicht vergessen. Für die damalige Auffassung von dem Berufe Wiens ist es charakteristisch, was Kuranda am 4. April 1858 in seiner »Ostdeutschen Post« schrieb: »Um der Centralisation Oesterreichs einen ewigen unauslöschlichen Denkstein zu setzen, ist es von Wichtigkeit, den Nationen dieses grossen Kaiserstaates bei dem gegenwärtigen Umbau Wiens in dieser Weltstadt eine Heimat zu geben. Dies wird möglich, wenn man ein italienisches, ungarisches, slavisches und griechisches Viertel beantragt.« Nicht unerwähnt dürfen wir es aber lassen, dass es auch an Leuten nicht fehlte, welche über das ganze Werk der Stadterweiterung in eine besorgnissvolle Stimmung geriethen. Sie fanden es ungemüthlich und der Gesundheit nachtheilig, nicht mehr auf den Basteien und in den Alleen der Glacis lustwandeln zu können, sie besorgten, dass die Durchführung der Stadterweiterung wegen der mangelnden Capitalien für Immobilien sich auf Generationen hinaus verzögern werde und ein Theil der Hausbesitzer der inneren Stadt fürchtete die Entwerthung des Realbesitzes, wenn der Schwerpunkt des Verkehres in den neuen Stadttheil verlegt werden würde.

Der Concurs zur Erlangung von Plänen, dessen Ausschreibung am 31. Jänner 1858 erfolgt war, rief eine ausserordentliche Bewegung unter den Architekten des In- und Auslandes hervor. Ungeachtet der grossen Zahl von eingelangten Projecten, war das Ministerium in der Lage, bereits am 31. December 1858 die Entscheidung der Jury veröffentlichen zu können. Als die drei besten Pläne — ohne Vornahme einer Classificirung des Ranges — wurden jene des Professors Ludwig Förster, der Professoren Eduard van der Nüll und A. v. Siccardsburg und des fürstlich Kinsky'schen Architekten Friedrich Stache bezeichnet; diesen zunächst an Werth stellte die Jury die Pläne des Landesbaudirectors für Steiermark Martin Kink, des Generaldirectors der k. preussischen Hofgärten Lenné und des Privatiers Eduard Strache. Einer Berücksichtigung würdig erkannte die Jury auch die ihr von dem Ministerium vor Ablauf des Concurstermines zur Beurtheilung übergebenen Pläne der Sectionsräthe Moriz Löhr und Vincenz Streffleur, sowie des Ingenieurs Ludwig Zettl.

Keiner der prämiirten Pläne war zur unveränderten Ausführung geeignet; die fachmännischen Kreise anerkannten nur, dass dem Ministerium durch die Ergebnisse der Jury eine Fülle von guten Ideen zu Gebote gestellt wurde. So hatte L. Förster die Regulirung des ganzen Gemeindegebietes im Auge. Er verband mit der Anlage von Quais, Boulevards und Gärten im Stadterweiterungsrayon die Regulirung der Altstadt, die Donauregulirung, die Anlage eines Hafens im Kaiserwasser, den Bau einer die Vorstädte und die Vororte umschliessenden Kreisbahn, eines Centralbahnhofes vor dem Invalidenhause und stellte ein förmliches System von Communicationen auf. Van der Nüll und Siccardsburg legten den Schwerpunkt ihres Planes auf die nächstliegenden Bedürfnisse der Stadterweiterung, die Durchbildung der Boulevards, die künstlerische zweckmässigste Situirung der öffentlichen Gebäude, wobei sie zum Ausgangspunkte und zum Mittelpunkte den Ausbau der kaiserlichen Hofburg genommen hatten. Sowie Förster, war auch Stache vom umfassenden Gesichtspunkte ausgegangen. Zwei Systeme von Strassen sollten für den Verkehr geschaffen werden. Das eine behandelte die Verkehrslinien vom Centrum bis zur Peripherie der inneren Stadt, das andere die Anlage von fünf Gürtelstrassen, welche in immer grösseren Kreisen die Vorstädte durchschnitten. Die Leopoldstadt sollte nach vorgenommener Donauregulirung der Haupthandelsplatz werden. Durch Lenné wurden Gartenanlagen und Promenaden mit

der Architektur in Verbindung gebracht und durch Kink werthvolle Anhaltspunkte geboten, wie die Nachtheile der fast jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen und Eisstösse vermieden und das durch die Regulirung der Donau zwischen Nussdorf und Albern gewonnene Terrain für die Vergrösserung und Verschönerung Wiens verwendet werden könnte. Löhr und Zettl hatten gewissen Fragen, welche für die Staatsverwaltung von grosser Wichtigkeit waren, ihre Aufmerksamkeit zugewendet, Ersterer bei der Behandlung von Boulevards durch die Benützung einzelner Theile der Stadtgräben und Stadtmauern für Neubauten, Letzterer durch die Verlegung der Boulevards unmittelbar an die Stadt, durch die Anlage einer unterirdischen Pferdebahn im Stadtgraben, den Bau eines Centralbahnhofes vor der Stubenthorbrücke und die Verlegung des schweren Fuhrwerkes auf die Esplanadestrasse.

Ein aus Fachmännern gebildetes Comité arbeitete mit Zugrundelegung der gelungensten Ideen der prämiirten Concurspläne einen zur Ausführung geeigneten Stadterweiterungsplan aus, welcher am 1. September 1859 die Genehmigung des Kaisers erhielt. Dieser Plan beruhte auf folgenden Grundlagen: Auf den Flächenräumen der Festungswerke, des Stadtgrabens und des fortificatorischen Rayons im Gesammtflächenraume von 500.000 Quadratklafter sowie mit Benützung der Esplanadestrasse hatten zwei parallel angelegte Hauptstrassenzüge, welche rings um die innere Stadt liefen, nämlich die Ring- und die Quaistrasse, dann die Lastenstrasse, die Aufgabe, den Verkehr von jedem Punkte der Stadt zum andern und von der Stadt in die Vorstädte aufzunehmen. Ein dritter Strassenzug, die Gürtelstrasse am äusseren fortificatorischen Rayon der Linienwälle gelegen, hatte die Verbindung der Vorstädte mit den Vororten zu vermitteln. Bestehende Strassen in der inneren Stadt und in den Vorstädten zu erweitern oder neue Verkehrslinien ausserhalb des fortificatorischen Rayons zu schaffen, betrachtete das Ministerium als eine Aufgabe, deren Lösung nicht ihm, sondern der Gemeinde zufiel und zwar einerseits mit Rücksicht auf die grossen Kosten, welche dem Baufonde dadurch zum Nachtheile der anderen von ihr übernommenen kostspieligen Bauten erwachsen worden wären, anderseits aus dem Grunde, weil die Regulirung des ganzen Stadtgebietes die schwierige und zeitraubende Ausarbeitung eines Generalbauplanes zur Voraussetzung gehabt hätte. Zu einer organischen Verbindung der Stadt mit den Vorstädten war im Plane projectirt, Neubauten zu beiden Seiten der Ringstrasse ausführen zu lassen und die geschlossenen

Reihen nur durch freie Plätze und Gartenanlagen zu unterbrechen. In der Voraussicht, dass die Ringstrasse die Hauptverkehrsader des neuen Stadttheiles und mit einem regen geschäftlichen Verkehre die Annehmlichkeiten einer Promenade bilden werde, wurden die an derselben gelegenen Baugruppen zu Wohn- und Geschäftshäusern in geschlossenen Reihen verwendet, die freien Plätze und die öffentlichen Gebäude dagegen nach Thunlichkeit abseits von der Ringstrasse angeordnet. Durch diese Anordnung hoffte die Regierung zugleich den Baufond derart zu kräftigen, dass die im Interesse der Verschönerung der Stadt übernommene Ausführung grosser monumentaler Bauten gesichert wurde. Jene Erwägungen, welche den Reiz des architektonischen Bildes durch Point de vues, durch Schaffung grosser Plätze mit monumentalen Gebäuden, Familienhäusern mit Vorgärten u. s. w. erhöhen wollten, traten in den Hintergrund. Der literarische Streit, welcher damals zwischen den beiden Architekten Heinrich Ferstel und Ferdinand Fellner darüber geführt wurde, ob das englische System der Familienhäuser oder das localhistorische Zinshaus eine grössere Berechtigung in dem neuen Wien habe, war ein müssiger geworden. Die grossen Baublocks des Planes wiesen auf die Erbauung grösserer und kleinerer Zinsburgen hin. H. Ferstel erlebte nur die Genugthuung, dass seine Ideen später ausserhalb der Peripherie des Gemeindegebietes in dem durch seine Bemühungen zu Stande gekommenen Währinger Cottageviertel theilweise zur praktischen Ausführung gelangt waren. Für öffentliche Zwecke waren nur zwei grössere Anlagen vorhanden. Die eine vor dem Burgthore für den Bau der Burg und der Hofmuseen und die andere vor dem Stubenthore für die Schaffung eines öffentlichen Gartens. Der Paradeplatz vor dem Franzensthore, dieser Herd der Verschlechterung des Luftgehaltes und dieses Hemmniss des Verkehres der westlichen Vorstädte mit der Stadt, blieb seiner militärischen Bestimmung erhalten; sein Zustand sollte nur durch eine Regulirung des Terrains und die Bildung einer regelmässigen Gestalt verbessert werden.

Als es nun galt, an die Durchführung des Stadterweiterungsplanes zu schreiten, tauchten erhebliche Schwierigkeiten auf. Im Schoosse der Wiener Gemeindevertretung bestand die Anschauung, dass der Stadt auf Grund der ihr durch das Gemeindegesetz vom Jahre 1850 eingeräumten Rechte ein Einfluss auf das grossartige, für die bauliche Zukunft der Stadt entscheidende Unternehmen zustehe, dass die Regierung nicht das Recht besitze, über die Verwerthung eines Bestandtheiles des Gemeindegebietes verfügen zu

können, auf dessen Eigenthum die Gemeinde privatrechtliche Ansprüche zu haben glaubte und sie empfand es als ein schweres, allen Steuerträgern zugefügtes Unrecht, dass die Bauherren am 27. Mai 1859 für Neubauten auf den Stadterweiterungsgründen durch 30 und 25 Jahre, für Neubauten ausserhalb dieses Rayons durch 18 und 15 Jahre und für Umbauten durch 15 und 12 Jahre je nach der Zeit ihres Beginnes und ihrer Vollendung nicht allein von allen landesfürstlichen, sondern auch von allen städtischen Steuern befreit worden waren. Am stärksten fühlte sich die Gemeinde in ihrer Autonomie durch die neue Bauordnung für Wien vom 23. September 1859 verletzt, welche die Entscheidung in den wichtigsten Bauangelegenheiten einer dem Ministerium des Innern untergeordneten Baudeputation übertragen hatte.

Alsbald fand die Gemeinde Gelegenheit, ihrer Auffassung über diese Angelegenheit Ausdruck zu geben. Unmittelbar nach der Genehmigung des Stadterweiterungsplanes war nämlich das Ministerium, an dessen Spitze inzwischen Staatsminister Graf Agenor Goluchowski getreten war, mit der Gemeinde wegen Durchführung des Werkes in Verhandlungen eingetreten. Gestützt auf das kaiserliche Handschreiben vom 20. December 1857, schlug dasselbe vor, die Stadterweiterung einer Commission, bestehend aus Abgeordneten der verschiedenen Hof- und Staatsbehörden, aus Vertretern der Gemeinde und aus Fachmännern, welche unter seine Oberleitung und seine Ueberwachung zu stellen sei, zu übertragen. Die Kosten des Werkes sollten der von dem Ministerium verwaltete Baufond und die Gemeinde gemeinschaftlich tragen, und zwar derart, dass ersterer aus dem Erlöse der an Private verkauften Baustellen, der durch die Demolirung der Festungswerke gewonnenen Materialien und aus dem Erlöse der durch die Staats-Neubauten entbehrlichen öffentlichen Gebäude, die Demolirung der bestehenden Fortificationen und die damit im Zusammenhange stehende Einlösung der Basteihäuser, die Herstellung der Quais und Brücken über den Donaucanal und die Errichtung der öffentlichen Gebäude, — letzterer dagegen die Canalisirung, die Pflasterung und Erhaltung der Strassen, die Beleuchtung, die Erweiterung der Passagen der inneren Stadt, die Anlage der öffentlichen Gärten, die Erbauung des Stadthauses, die Herstellung der Brücken über den Wienfluss nebst dessen allfälliger Regulirung zufallen solle. Ausserdem sollte die Gemeinde eine Bauvorschusscasse bilden und mit dieser vorzüglich die Unternehmer von Bauten auf Stadterweiterungsgründen unterstützen.

Gegen diesen Vorschlag machte die Gemeinde geltend, dass die Glacisgründe, ein Theil des Burgfriedens, auf Grund der Entschliessung Kaiser Josef II. vom 20. Mai 1781 ihr Eigenthum seien, wenn auch auf denselben die Servitut der Nichtverbauung laste. Gegenüber der Einsetzung der Baucommission und Stadterweiterungs-Commission wies sie darauf hin, dass diese die Ausübung des ihr in dem Gemeindestatute eingeräumten Wirkungskreises, die selbständige Verwaltung des Gemeindevermögens, beschränken. Eine Vereinigung der verschiedenen Interessen des Staatsbaufondes, der städtischen Gelder und der Vorschusscasse schien ihr unausführbar. Die dreissigjährige Befreiung der Bauunternehmer von den Communalsteuern hielt sie für ungerecht, weil die Canalisirung, die Herstellung und die Pflasterung der neuen Strassen und Plätze sehr bedeutende Lasten hervorrufe, welche jene Steuerträger allein zu tragen haben würden, die an der Stadterweiterung nicht betheiligt seien. Ebenso ungerecht war es nach der Anschauung der Gemeinde, dass ihr die Kosten der Erweiterung von Passagen der inneren Stadt überwiesen wurden, nachdem diese nur der besseren Verwerthung der Stadterweiterungsgründe zu Gute kamen. Nach wiederholten Vorstellungen machte die Gemeinde dem Ministerium am 3. April 1860 den Gegenvorschlag, ihr die selbständige Ausführung der Stadterweiterung überlassen zu wollen. Sie erklärte sich bereit, sämmtliche ehemaligen fortificatorischen Grundflächen der Basteien, der Stadtgräben und des Glacis bis zur ersten Häuserreihe der Vorstädte um die Summe von zwölf Millionen Gulden zu übernehmen. Dem kaiserlichen Hofe und dem Staate sollten die auf dem Plane zur Erbauung von Staats- und öffentlichen Gebäuden ausgemittelten Grundflächen, die Basteitheile nächst der Hofburg, der äussere Burgplatz, der freie Glacisraum vor dem k. k. Hofstallgebäude und die Basteitheile, auf welchen die Franz Josefs-Kaserne steht, ohne Anspruch auf eine Geldentschädigung verbleiben und der Josefstädter Exercirplatz insolange militärischen Zwecken dienen, als dies vom Kaiser gewünscht werde. Die Gemeinde verpflichtete sich endlich zur Demolirung der Basteien, zur Ausfüllung der Stadtgräben, zur Anlegung der Ring- und ihrer Nebenstrassen, zur Erbauung der Canäle, zur Ausführung der nothwendigen Regulirungsarbeiten und zur Anlage von öffentlichen Gärten.

Dieser Gegenvorschlag wurde vom Minister Grafen Goluchowski mit kaiserlicher Genehmigung vom 29. April 1860 abgelehnt und der Gemeinde bekannt gegeben, dass mit dem Verkaufe von Bau-

gruppen oder von einzelnen Baustellen ungesäumt weiter vorgegangen werde. Thatsächlich erfolgte bereits am 19. Mai 1860 die Veröffentlichung der Bedingungen für den Verkauf von Bauplätzen. Die Gemeinde erreichte nur so viel, dass der Minister eine Ermässigung der Steuerfreiheiten in Aussicht stellte, »in der Voraussetzung,« wie er bemerkte, »dass die Gemeinde die ihr obliegenden Verpflichtungen genau erfüllen und die Stadterweiterung kräftigst unterstützen werde.«

Alle weiteren Schritte waren vergeblich; die Regierung führte das Unternehmen durch ihr Organ, die Stadterweiterungs-Commission, selbständig durch und der Gemeinde verblieb kein anderer Ausweg, als durch Vereinbarungen mit der Regierung die ihr zugefallenen finanziellen Lasten zu erleichtern und das Zustandekommen jener Einrichtungen zu ermöglichen, welche das Emporblühen der Stadt und das Wohl ihrer Bürger förderten. Fasst man unbefangen und gerecht die Verhältnisse ins Auge, so lässt sich nicht verkennen, dass die Regierung die Interessen der Gemeinde in wichtigen, die Verschönerung und Erweiterung der Stadt berührenden Fragen berücksichtigte, dass der Kaiser selbst in seinem Wohlwollen für das Gedeihen und Emporblühen Wiens wiederholt fördernd und unterstützend eingriff und dass der Gemeinde, ohne dass für die Regierung eine Verpflichtung vorlag, in zahlreichen Fällen eine Erleichterung der finanziellen Lasten zu Theil wurde.*)

Es liegt ausserhalb des Rahmens unserer Darstellung, im Einzelnen die Vereinbarungen der Regierung zu verfolgen. Wir können uns nur auf die folgende kurze Zusammenstellung der Leistungen des Stadterweiterungsfondes zur Förderung der Zwecke der Gemeinde beschränken. Die Dauer der Befreiung von allen städtischen Steuern für alle auf den Stadterweiterungsgründen neuerbauten Häuser wurde im Jahre 1861 auf zehn Jahre herabgesetzt. Zur Erbauung von Schulen erhielt die Gemeinde sieben Bauplätze im Flächenausmasse von 6693·303

*) Der oberste Leiter dieser Stadterweiterungs-Commission war der jeweilige Minister des Innern, die Commission das demselben zur Seite stehende berathende Organ. Vom Beginn des Unternehmens bis heute fungirte als Mitglied, dann als Präses der Commission und als Vertreter des Ministers für den politisch-administrativen Theil Se. Excellenz Dr. Franz Freiherr v. Matzinger; den technisch-administrativen Theil vertraten in beiden Eigenschaften ursprünglich Moriz Ritter v. Löhr und in späterer Zeit Josef Ritter v. Winterhalder. Den weitreichendsten Einfluss auf die Stadterweiterung nahm Freiherr von Matzinger. Es bleibt dessen unvergängliches Verdienst, dass durch seine umsichtige Verwaltung die Ausführung der bedeutendsten monumentalen Bauten Wiens auf Kosten des Fondes ermöglicht wurde. Sein Entgegenkommen bei allen billigen Wünschen anerkannte die Gemeinde durch Verleihung des taxfreien Bürgerrechtes.

Quadratmeter zu dem Durchschnittspreise von fl. 34·40 per Quadratmeter, für Marktzwecke einen Flächenraum im Ausmasse von 69.179 Quadratmeter und zwar den Naschmarkt unentgeltlich und die übrigen Plätze durchschnittlich zu dem Preise von fl. 11·12 per Meter. Auf Andringen der Gemeinde kaufte der Fond von dem Kriegsministerium den Josefstädter Paradeplatz um fünf Millionen Gulden. Zum Bau eines Rathhauses am Paradeplatz wurde der Gemeinde ein Flächenraum von 18.761 Quadratmeter im Tauschwege unentgeltlich übergeben. Die der Gemeinde eigenthümliche Baugruppe am Salzgries, welche an der Stelle der dortigen Kaserne entstand, ergänzte der Stadterweiterungsfond durch unentgeltliche Ueberlassung einer Baufläche von 1640·173 Quadratmeter. Zu Gartenanlagen erhielt die Gemeinde unentgeltlich einen Flächenraum im Ausmasse von 326.357·999 Quadratmeter, wovon auf den Stadtpark 134.984·759 Quadratmeter, die Anlagen am rechten Wienufer oberhalb der Schwarzenbergbrücke 16.394·475 Quadratmeter, die Anlage vor dem neuen Rathhause 49.157·241 Quadratmeter, die Anlage vor der Votivkirche 20.039·753 Quadratmeter, die Anlage vor dem Justizpalaste 11.992·205 Quadratmeter und die Anlagen am Schlickplatz 12.082·798 Quadratmeter entfielen. Der Fond übernahm die halben Kosten des Baues der Ringstrasse mit fl. 329.662. Ausserdem leistete derselbe der Gemeinde Beiträge zu Häusereinlösungen, zur Herstellung, Pflasterung und Canalisirung von Strassen und zur Anlage von Gärten in der Gesammtsumme von fl. 1,305.262·16½. Ungeachtet dieser Leistungen des Fondes blieben die Auslagen der Gemeinde in Bezug auf die Herstellung der Strassen und der Canäle und die Einlösung von Häusern im Stadterweiterungsgebiete bedeutend; diese betrugen vom Jahre 1861 bis Ende 1887 für Pflasterungen und Strassenbauten fl. 1,307.000, für Canalbauten fl. 845.000 und für die Einlösung von Häusern fl. 845.800, zusammen im Ganzen fl. 2,997.800.

Dem Wunsche des Kaisers entsprechend, möglichst rasch die grössten Verkehrshindernisse zu beseitigen, begann lange vor Feststellung des Planes der Abbruch der Basteien und die Ausfüllung des Stadtgrabens. Am 29. März 1858 wurden an der Rothenthurmbastei die ersten Ziegel ausgebrochen. Eine grosse Menschenmenge hatte sich versammelt, welche Zeugen desselben waren, die Einen in gehobener Stimmung über die Erfüllung lang genährter Wünsche und Hoffnungen, die Anderen mit den Gefühlen der Wehmuth, dass die Stadt ihres historischen Charakters, des Schmuckes der Promenaden auf den Basteien und auf dem Glacis beraubt werde. Nach

Ablauf eines Monats war die ganze Strecke in der Verlängerung der Rothenthurmstrasse von der Kasematte Nr. 41 bis zum Rothenthurmthor blossgelegt. Am 1. Mai 1858 nahmen Kaiser Franz Joseph I. und Kaiserin Elisabeth die feierliche Eröffnung der festlich geschmückten Strecke in Gegenwart der Minister und des Gemeinderathes vor. Der Bürgermeister Dr. Ritter v. Seiller bat den Kaiser, der neuen Strasse ihm zu Ehren die Benennung »Franz Josephs-Quai« beilegen zu dürfen, wozu dieser auch seine Zustimmung gab. — Seither wurden die Demolirungsarbeiten je nach den Verkehrsbedürfnissen und nach dem fortschreitenden Ausbau der Stadt fortgesetzt. In der Hauptsache erstreckten sie sich bis zum Jahre 1884 und können heute noch nicht als vollständig abgeschlossen angesehen werden. Der Abbruch der einzelnen Basteikörper erfolgte in folgenden Zeiträumen:

Rothenthurmbastei von der Kasematte Nr. 41 bis zur Biberbastei und zur Gonzagabastei: vom 29. März bis 29. Juni 1858.

Biberbastei. Abtragung der Bastei und Herstellung einer Rampe zwischen der nördlichen Franz Joseph-Kaserne und den Basteihäusern: vom 19. November 1863 bis 14. September 1864.

Stubenbastei zunächst dem Dominikanerkloster in Verbindung mit der Regulirung des Dominikanergartens: vom 14. Juni bis 9. October 1858; nächst dem Stubenthor bis zum Herzog Coburg-schen Palais: vom 9. April bis 19. September 1862; Demolirung einzelner Bestandtheile anlässlich der Abtragung des kleinen Jacoberhofes: vom 16. Februar bis 6. December 1871; Beseitigung des letzten Restes der Stubenbastei und der auf derselben bestandenen Häuser: vom 20. Juni bis 2. September 1884.

Wasserkunstbastei. Abtragung des Ravelins mit gleichzeitiger Herstellung eines Strassendammes über den Stadtgraben vor dem Kolowratpalais zur Herstellung der Strasse gegen die Schwarzenbergbrücke: vom 18. August 1860 bis 14. December 1861. — Abtragung der Bastei zwischen dem Coburg'schen und Kolowrat'schen Palais und des Karolinenthores und Eröffnung eines neuen Stadtausganges durch Verlängerung der Johannesgasse: vom 19. November 1862 bis 14. September 1863.

Kärnthnerthorbastei. Demolirung des alten Kärnthnerthores und der daran grenzenden Bastei gegen das gräflich Kolowrat'sche Palais, Herstellung eines Dammes zur Verbindung der Kärnthnerstrasse mit der Elisabethbrücke: vom 13. October 1858 bis 30. Mai 1859. — Abtragung des neuen Kärnthnerthores in der Verbindung

mit der Herstellung der Ringstrasse zwischen dem Kärnthnerthore und dem Burgthore: vom 8. Mai bis 19. September 1861.

Augustinerbastei. Abtragung um das erzherzoglich Albrecht-sche Palais: vom 15. Juni bis 31. October 1863.

Burgbastei und Löbelbastei. Demolirung der Umwallungen zu beiden Seiten des Burgthores, dem Kaiser- und Volksgarten entlang: vom 14. Jänner bis 3. October 1863; des Ravelins, des Paradeisgartens 1863—1864; Abtragung des auf demselben bestandenen Restaurationsgebäudes, des darüber gelegenen Basteikörpers mit Einschluss der von der Teinfaltstrasse beginnenden Rampe bis auf das definitive Niveau des Platzes um das Hofburgtheater: vom 6. März 1872 bis 13. Jänner 1873 — und Abtragung der Löbelbastei, der Bellariarampe vom 22. Juli 1874 bis 28. August 1875.

Melker- und Schottenbastei. Abtragung der Melkerbastion bis zum Ringstrassen-Niveau: vom 2. October 1861 bis zum 8. März 1862. — Beseitigung der Courtinen bei der Schotten- und Melkerbastei in der Strecke von der neuen Strasse neben dem alten Zeughause bis zum Paradeisgärtchen, des Schotten- und Franzensthores, der Vorgärten bei den Häusern der Schotten- und Melkerbastei und Herstellung einer Auffahrtsrampe von der Ringstrasse auf die Löbelbastei: vom 18. März bis 14. Juni 1862. — Abtragung der Häuser auf der Schottenbastei: vom 3. November 1868 bis 4. Juli 1869. — Abtragung eines Theiles des Basteikörpers der Melkerbastei und Herstellung einer Rampenmauer neben dem sogenannten Kleppersteige: vom 24. August 1870 bis 21. October 1871.

Neuthor- und Elendbastei. Beseitigung des Basteikörpers vor dem Hause C.-Nr. 204 am Salzgries bis hinter die Salzgrieskaserne und Abtragung des Basteikörpers um das Stabsstockhaus auf der Elendbastei: vom 1. August bis 25. October 1859. — Abtragung des Neuthores und der Ueberreste der Elendbastei in der Ausdehnung bis zur Schottenbastei: vom 7. Mai bis 9. October 1860. — Abtragung der an das Wasenmeisterhaus grenzenden Basteimauer: im Juli 1864.

Gonzagabastei. Abtragung der Bastei des Fischerthores und der daran stossenden Kasematten: vom 11. April bis 9. Juni 1859.

Die durch diese Arbeiten gewonnenen Ziegeln und Quadersteine wurden verkauft, das Erdreich theils zur Ausfüllung des Stadtgrabens, theils zur Regulirung des Niveaus der Ringstrasse und des Franz Josefs-Quais verwendet. Die Inschriftsteine an den Mauern, welche auf die Erbauung der einzelnen Basteien

Bezug nahmen, sowie die Embleme an den Stadtthoren übergab das Ministerium der Gemeinde, deren wichtigere Theile noch heute aufbewahrt werden. Sowohl das Ministerium als auch die Gemeinde liessen überdies Photographien und Aquarelle der Basteien, des Stadtgrabens und des Glacis zur dauernden Erinnerung anfertigen. Die gesammten Kosten der Demolirungen betrugen vom Jahre 1858 bis Ende des Jahres 1887: fl. 1,342.368 und jene der Basteihäuser in der Zahl von 125: fl. 8,672.775.

Damit aber inmitten der Ruinen der Vergangenheit bald neues, frisches Leben sprosste, bedurfte es einer raschen Inangriffnahme der nothwendigsten Vorbereitungen. Zu diesen gehörte die Feststellung und die Ausgleichung der verschiedenen Niveau's des Stadterweiterungsgebietes, die Bestimmung des Profils und des Baues der Ring- und der Lastenstrasse einschliesslich des Franz Josefs-Quais, sowie die Anlage eines neuen Canalnetzes.

Das Niveau der Ringstrasse wurde nach den Ausgangspunkten der bestehenden und der neu zu schaffenden Hauptverbindungen zwischen Stadt und Vorstädten geregelt, jenes des Franz Josefs-Quai's beiläufig um 7·5 Meter vom Nullpunkt der Ferdinandsbrücke gehoben.

Längere Verhandlungen erforderte die Ausmittlung des Profils der Ringstrasse, weil hierüber zwischen dem Ministerium und der Gemeinde wesentliche Meinungsverschiedenheiten bestanden. Erst am 6. November 1862 konnte der Kaiser nach einem zwischen beiden Factoren getroffenen Ausgleich die Anlage der Ringstrasse genehmigen. Die Ringstrasse erhielt in ihrer ganzen Länge von 4400 Metern eine Breite von 57 Metern, damit dem Verkehre in weitester Ausdehnung entsprochen und den engen Strassen der alten Stadt im Interesse der öffentlichen Gesundheit als Entgang für das Glacis der nothwendige Luftzutritt verschafft wurde. Die Auftheilung des Querprofils wurde in der Art vorgenommen, dass eine mittlere Fahrbahn von 24·8 Meter, zwei Baumalleen von je 7·268 Meter — die innere für Fussgeher, die andere für Reiter bestimmt — zwei Seitenstrassen zur Anfahrt für die Häuser je 13·272 Meter und zwei Trottoirs von je 5·70 Meter Breite entstanden. Die mittlere Fahrbahn und die zwei Seitenbahnen wurden mit Würfelsteinen gepflastert, die Allee für Fussgeher macadamisirt und jene für Reiter mit lockerem Erdreich überzogen. Die Bepflanzung der Alleen erfolgte grösstentheils mit Ailanthusbäumen und Platanen, welche aber, als im Winter 1879 bis 1880 ein grosser Theil der Bäume auf der Ringstrasse abgestorben war, nur mehr auf dem Opern- und dem Kärnthnerring, dem Schotten-,

Franzens- und Kolowratring beibehalten, dagegen der Burg- und der Parkring durch die Krimlinde und die grossblätterige Linde und der Stubenring durch die amerikanische Linde ersetzt wurden. — Der Franz Josefs-Quai erhielt eine Fahrbahn in der Breite von 14·378 Meter, einfache Alleen für Fussgeher in der Strecke von der Aspernbrücke bis zur Stephaniebrücke und doppelte Alleen für Fussgeher in der Strecke von der Ferdinandsbrücke bis zur Aspernbrücke. Mit der Canalisirung begann die Gemeinde im Jahre 1861 am Franz Josefs-Quai, die letzten Neuherstellungen fielen in das Jahr 1874. Zu den kostspieligsten Bauten dieser Art gehörten: der Hauptcanal am Franz Josefs-Quai (1861), der Choleracanal, der Hauptcanal am Kärnthnerring (1861), die Hauptcanäle vom Donaucanal bis zum Burgthor (1865) und die Hauptcanäle vom Kärnthnerring bis zum Donaucanal (1865—1866).

Zuerst wurde der Ausbau des Franz Josefs-Quai's in seiner ganzen Ausdehnung von der Augartenbrücke bis zur Aspernbrücke und jener der Ringstrasse von der letzteren bis zum Burgthor vollendet. Die feierliche Eröffnung der Ringstrasse fand am 1. Mai 1865 statt. Flaggen mit den kaiserlichen, bayrischen und städtischen Farben umsäumten die mittlere Fahrbahn, Teppiche und Festons schmückten die neuerbauten Häuser. Auf dem Platze vor dem Burgthore erhoben sich vier riesige Obelisken mit rothweissen Flaggen und mit folgenden Inschriften: 20. December 1857 — 29. März 1858. — 1. Mai 1858 — 1. Mai 1865. Gegenüber dem Burgthor ragte auf hohem, mit Blumen geschmücktem Piedestal die Gestalt der Vindobona mit einem goldenen Kranze in der Rechten, hinter ihr die kaiserliche Flagge aus Goldbrocat mit dem Reichsadler empor. Zu beiden Seiten der Gestalt standen Zelte, rechts für die Minister, die übrigen Spitzen der Behörden und die Mitglieder der Stadterweiterungs-Commission, links für den Gemeinderath, den Magistrat und die Bezirksvertretungen. Die auf der anderen Seite der Ringstrasse erbauten Tribünen füllten geladene Gäste. Um ½5 Uhr Nachmittags fuhren der Kaiser und die Kaiserin in Begleitung der Erzherzoge und der Erzherzoginnen durch die Stadt in die verlängerte Kärthnerstrasse und lenkten von hier über die Ringstrasse gegen das Burgthor ein. Von der Menschenmenge mit Jubel begrüsst, feierte Bürgermeister Dr. A. Zelinka in seiner Ansprache die hochherzige That des Monarchen in Bezug auf die Erweiterung der Stadt, welche, durch die von der Gemeinde beabsichtigte Herstellung einer neuen Wasserleitung gekrönt, die kommenden Ge-

schlechter zum tiefsten Danke verpflichten werde, und überreichte dem Kaiser eine zum Gedächtniss der Eröffnung der Ringstrasse auf Kosten der Gemeinde geprägte Medaille. Eine Deputation weissgekleideter Mädchen übergab der Kaiserin einen prachtvollen Blumenstrauss. In den freundlichsten Worten sprach der Kaiser dem Bürgermeister und dem Gemeinderathe seine Anerkennung und seinen Dank aus, dass sie der Verschönerung seiner Residenz eine besondere Sorgfalt angedeihen liessen, er versprach die Wünsche der Gemeinde in Bezug auf die Erlangung von Baugründen zur Errichtung von Schulen, Markthallen und Parkanlagen zu berücksichtigen und schloss mit den denkwürdigen Worten: »Um eine der wichtigsten Unternehmungen der Gemeinde zu fördern, habe ich die Anordnung getroffen, dass der Gemeinde zur Durchführung der Wasserversorgung der Kaiserbrunnen unentgeltlich überlassen werde und ich hoffe, dass hiermit diese Angelegenheit bald und glücklich zum Abschluss gebracht werden wird.« Mit Jubel begrüsste der Gemeinderath diese Ueberraschung. Mächtig bewegt gab der Bürgermeister den Gefühlen der Dankbarkeit der Gemeinde über dieses kostbare Geschenk, welches der öffentlichen Gesundheit unschätzbare Dienste zu leisten versprach, den lebhaftesten Ausdruck. — Nach Ablauf von fünf Jahren (1870) war auch die Anlage der Ringstrasse in der Strecke vom Burgthor bis zur Augartenbrücke vollendet.

Einen längeren Zeitraum erforderte die Herstellung der Anschlüsse an die innere Stadt, weil mit diesen wesentliche bauliche Veränderungen und kostspielige Häusereinlösungen im Zusammenhange standen. Zuerst erfolgte die Erweiterung des Volks- und Kaisergartens mit der Umfriedung eines, auf Kosten des Stadterweiterungsfondes ausgeführten kunstvollen Gitters, die Eröffnung zweier neuer Thore vom äussern Burgplatz und eines Thores an der Rückseite des Volksgartens zur Erleichterung des Verkehrs (1863). In die darauf folgenden Jahre fielen und zwar: 1864 die Häusereinlösungen am Salzgries zur Herstellung einer Verbindung mit der Gonzagagasse; 1868 die Demolirung des Kolowratpalais zum Anschluss der Wallfischgasse an die Seilerstätte; 1870 die Demolirung des Fürst Lubomirski'schen Palais mit der Melkerbastei; 1870—1879 jene des oberen und unteren Arsenals zur Regelung des Stadttheiles bei der Renngasse, der Wipplingerstrasse, des Salzgries und des Tiefen Grabens, ferner zur Anlage des Börseplatzes und zur Eröffnung zweier Strassenzüge auf den Schottenring und den Franz Josefs-Quai; 1872—1873 der Abbruch des alten Opernhauses; 1873—1874 die Parcellirung des Bürger-

spital-Fondshauses zur Verlängerung der Augustinergasse, zur Verbindung des Neuen Marktes mit der Operngasse und zur Bildung des Albrechtsplatzes; 1874 die Einlösung mehrerer Häuser in der Löbelgasse zur Herstellung einer Verbindung der Bank- und der Schenkenstrasse mit dem Franzensring; 1879 die Regulirung des Salzgries; 1880 die Regulirung des Wallfischplatzes; 1884 und 1885 die Demolirung des Polizeigefangenhauses (ehemals Siebenbüchnerinnenkloster) und mehrere Privathäuser in der Sterngasse zur Eröffnung der schon im Jahre 1864 projectirt gewesenen Verbindung des Hohen Marktes mit dem Franz Josefs-Quai und 1885 die Regulirung der Teinfaltstrasse, der Abbruch der Häuser zwischen dem Franz Josefs-Quai und der Kohlmessergasse zur Bildung eines Platzes und neuer Häusergruppen sowie zur Regulirung des Niveau's in Bezug auf die Rothenthurmstrasse.

Nicht geringe Schwierigkeiten bereitete an einzelnen Punkten der directe Verkehr mit den Vorstadtbezirken, indem mehrere Fahrbahnen, wie jene am Neubau, Josefstadt und Alsergrund nicht direct in die Ringstrasse einmündeten. Zur Beseitigung dieser Hindernisse nahm die Regierung auf Andringen der Gemeinde Abänderungen des Stadterweiterungsplanes zur Anlage einer neuen Fahrstrasse von der Schottengasse in die Alserstrasse (1862) und zur Herstellung directer Verbindungen der Burg-, Neustift-, Lerchenfelder-, Trautsohn- und Josefigasse (1863) mit der Ringstrasse vor.

Aussichtslos waren dagegen durch längere Zeit die Bemühungen der Gemeinde wegen Auflassung des Josefstädter Paradeplatzes. Wiederholt machte sie Schritte bei der Regierung, damit dieses empfindliche Hinderniss eines freien Verkehrs beseitigt werde. Aus dem Schosse der Bevölkerung der westlichen Bezirke wurden Vorstellungen gemacht, mit dem Hinweise, dass die geschäftlichen Interessen schwer geschädigt seien. Beharrlich weigerte sich aber das Kriegsministerium, aus Rücksicht für die Bedürfnisse der Garnison auf Abänderungsvorschläge einzugehen. Auch in diesem Falle bezeigte der Kaiser der Stadt sein grosses Wohlwollen; er erfüllte sein Versprechen, jederzeit deren Entwickelung möglichst fördern zu wollen. Alle militärischen Bedenken beseitigend, ordnete er am 17. August 1868, dem Vorabende seines Geburtsfestes, die Auflassung des Paradeplatzes für militärische Exercitien und Reitübungen an. Doch ungeachtet dieses kaiserlichen Machtspruches dauerte es noch geraume Zeit, bis erstere zur Verwirklichung gelangte. In den massgebenden Kreisen bestanden verschiedene Anschauungen über die Verwendung

des Paradeplatzes. Die Ministerien und die Delegationen erhoben als Entschädigung für die Grundfläche weitgehende finanzielle Ansprüche. Während die Verhandlungen hierüber noch schwebten, gaben die Berathungen der Jury über die Concurspläne für den Bau eines neuen Rathhauses den unmittelbaren Anstoss zur definitiven Lösung der Frage. Alle communalen Kreise theilten die Ueberzeugung, dass der Platz für das neue Rathhaus am Parkring für die Bedürfnisse der Verwaltung unzureichend sei und dass die günstige Gelegenheit zur Schaffung einer grossartigen Anlage, welche Wien für immer zur Zierde gereiche, benützt werden müsse. Im Herbst 1869 ergriff Bürgermeister Dr. C. Felder die Initiative und überreichte dem Kaiser in einer besonderen Audienz eine Planskizze zur Schöpfung eines an die Stelle des Paradeplatzes tretenden monumentalen Stadttheiles. Das Rathhaus, das Parlamentshaus, die Universität und das Hofburgtheater sollten sich hier, in Verbindung mit einem grossen Gartenplatze wirksam gruppirt, erheben. Des Beifalls des Monarchen und der Unterstützung des damaligen Ministers des Innern, Dr. Karl Giskra, sicher, arbeitete Friedrich Schmidt über Anregung des Bürgermeisters im Einvernehmen mit Theophil Hansen und Heinrich Ferstel den Plan für die Verbauung des Paradeplatzes aus, welchen der Bürgermeister nach eingeholter Genehmigung des Gemeinderathes dem Monarchen am 11. April 1870 an der Spitze einer Deputation unterbreitet hatte. Graf Taaffe, seit 12. April 1870 als Minister des Innern im Amte, brachte dem Unternehmen ein nicht geringeres Wohlwollen wie sein Vorgänger entgegen. Wenige Wochen später setzte er den Bürgermeister in die Kenntniss, »dass der Kaiser am 11. Juni 1870 das Ansuchen der um die Verschönerung der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien in hervorragender Weise verdienten Gemeindevertretung genehmigt habe.« Gleichzeitig wies der Kaiser das Reichs-Kriegsministerium an, dem Stadterweiterungsfonde den Paradeplatz gegen eine Entschädigung von fünf Millionen Gulden ö. W. zu übergeben. So kam jener Stadttheil zu Stande, welcher Wien durch die Fürsorge des Kaisers noch nach Jahrhunderten ein glänzendes Gepräge bewahren wird.

Als äussere Vermittlungsglieder des Verkehrs zwischen der Stadt und den Vorstadtbezirken bedurfte es aber auch neuer Brücken über den Donaucanal und den Wienfluss, sowie der Umgestaltung der früheren Esplanadestrasse in die Lastenstrasse. Der Bau dieser Brücken fiel mit Ausnahme jenes der Aspernbrücke ausschliesslich der Gemeinde zu. Die Anlage der Lastenstrasse, eine Angelegenheit des Stadt-

erweiterungsfondes, erfolgte in den Jahren 1862—1864 in einer Breite von 27·50 Meter von der Radetzkybrücke bis zur Alserstrasse. Nur der letzte Theil längs der Façade der Votivkirche durch die Maria Theresienstrasse verzögerte sich bis zum Jahre 1879.

Mit Ungeduld sahen die Wiener den Anfängen der Verbauung des Stadterweiterungsgebietes entgegen. Dass sich zahlreiche Baulustige finden würden, darüber bestand angesichts der ausserordentlichen Baubegünstigungen und der damaligen Neigung der Capitalisten, ihre Fonds den grossen Schwankungen des Staatscredits zu entziehen, kein Zweifel. Im Mai 1860, bevor noch der Bau der Ringstrasse begonnen und die Verhandlungen mit der Gemeinde über die Organisation des Unternehmens beendet waren, hatte das Ministerium schon die ersten Baugründe zwischen dem ehemaligen Kärnthnerthore und der Elisabethbrücke und am Franz Josef-Quai veräussert. Unter den Käufern befand sich Karl Treumann, welcher nächst dem Karlskettensteg ein provisorisches Theater erbaute, das aber schon im Jahre 1863, vor dem Baue eines stabilen Theaters am Franz Josefs-Quai, ein Raub der Flammen geworden war. Im März 1861 wurden vier Baugruppen an den vorbezeichneten Orten und vor dem Schottenthor und im Jahre 1862 Baugruppen auf dem Opernring verkauft. Bis Juli dieses Jahres war bereits ein Flächenraum von 39.323 Quadratmeter im Besitze von Baulustigen, welche dafür eine Summe von fl. 6,598.788 bezahlt hatten. Im Durchschnitte erhielt der Stadterweiterungsfond in erster Zeit per Meter ungefähr fl. 167. Einzelne Baustellen, wie jene, welche dem Erzherzoge Albrecht in der Albrechtgasse und dem Brauereibesitzer Dreher, Ecke der Operngasse gehörten, wurden in Folge ihrer besonderen Lage zu doppelt so hohen Preisen verkauft.

Seither machte die Baubewegung folgende Fortschritte: In den Jahren 1863 und 1864 entstanden die ersten Häuser auf dem Kolowratring und dem Parkring. In den darauffolgenden Jahren erhoben sich Häuser auf fast allen Theilen der Ringstrasse in der Strecke vom Burgring bis zur verlängerten Wollzeile, dann über den ganzen Franz Josefs-Qui, so dass im Jahre 1873 nur mehr einzelne Lücken auszufüllen waren. Langsamer entwickelte sich der Schottenring mit den angrenzenden Strassen. Hier gelangten erst im Jahre 1885 die letzten Häuser zur Verbauung. Am Maximilianplatz stand im Jahre 1873 noch kein Haus. Am Franzensring erhoben sich schon in den ersten Jahren der Verbauung in der Gruppe zwischen der Schottengasse und der Melkerbastei Wohngebäude. In der Umgebung

des neuen Rathhauses, des Parlamentshauses und der Universität begann die Bauthätigkeit in den Jahren 1874—1875, ohne dass sie bis heute vollständig abgeschlossen ist. Ein Block in der Magistratsstrasse, welchen die Gemeinde im Jahre 1888 im Wege des Austausches mit den ihr am Michaelerplatze gehörigen Häusern vom Stadterweiterungsfonde erwarb, dürfte noch einige Zeit unverbaut bleiben. In Folge dieser Baubewegung erhielt die innere Stadt in nicht vollen dreissig Jahren einen Zuwachs von mehr als 90 neuen Strassen und Plätzen, auf welchen sich mehr als 500 öffentliche und Privatgebäude erheben.

War hiermit der Zweck der Erweiterung der inneren Stadt erreicht? Keineswegs. Mit den breiten Strassen des neuen Stadttheiles standen die engen Hauptpassagen der Altstadt im grellsten Gegensatze. Nun machte sich erst recht die durch den langen Fortbestand der Festungswerke hervorgerufene Oekonomie bei Benützung des Flächenraumes in der Stadt, die noch aus dem Mittelalter stammende Configuration der Strassen fühlbar. Was halfen die nach dem Abbruche der Basteien gegen die Ringstrasse weit eröffneten Strassen, wenn diese für den wachsenden Verkehr unzureichend blieben! Die Altstadt blieb nach ihrer Lage fort der Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens, der Kreuzungspunkt der Verbindung zwischen einem Theile der Vorstadtbezirke, die Residenz des kaiserlichen Hofes, der Sitz der Centralbehörden. Hier entfalteten die Luxusgewerbe in den Verkaufsstätten ihren ganzen Reichthum, hier verbleiben die Geldinstitute, die Bankhäuser und die Comptoirs der Grossindustriellen. Je rascher sich die Verbauung des neuen Stadttheiles vollzog, desto lebhafter wurden die Strassen. Das Gedränge der Passanten und der Wagen bedrohte in der Altstadt zu gewissen Stunden des Tages oft noch mehr wie vor dem Fallen der Basteien die Sicherheit des Lebens.

Der Stadterweiterungsfond hatte es, wie schon erwähnt wurde, ausserhalb der Sphäre seiner Verpflichtung erkannt, in die Regulirung des alten Stadtheiles einzugreifen, in der Besorgniss, durch eine Zersplitterung seiner Geldmittel, die ihm zugefallenen Hauptaufgaben ungelöst lassen zu müssen. Er überliess diesen Theil der Stadterweiterung der Gemeinde und unterstützte diese nur in besonderen Fällen. Angesichts der ausserordentlichen Geldsummen, welche die Strassenerweiterungen und die Häusereinlösungen bei der Regulirung der Altstadt erforderten, konnte sich diese nur allmälig vollziehen. Einzelne Passageerweiterungen nahm die Gemeinde schon früher mit bedeutenden Kosten vor, wie jene am Heidenschuss (1856),

am Hafnersteig (1857), am Fischmarkt und am Ausgang der Wallnerstrasse in die Strauchgasse (1858) u. s. w. Noch grössere Opfer brachte die Gemeinde seit dem Jahre 1860. Sie erweiterte 1861 die Bognergasse und begann im Jahre 1864 mit der Erweiterung der Kärnthnerstrasse vom Stock-im-Eisenplatze aus durch den Abbruch des Dusl'schen Hauses. Im Jahre 1866 folgte der gänzliche Abbruch der Häuser zwischen dem Graben, dem Stock-im-Eisenplatz und der Goldschmidgasse, deren Ankauf allein fl. 1,735.000 kostete, 1868 die Regulirung des Katzensteiges, 1868 und 1874 die Eröffnung der Spiegel- und der Seilergasse als Parallelstrasse mit der Kärnthnerstrasse, 1872—1873 der Abbruch der Brandstätte am Stefansplatz, des Gundelhofes und des Margarethenhofes am Bauernmarkt, 1875 die Erweiterung der Jungferngasse, 1877 die Erweiterung des Lugeck und der Rothenthurmstrasse, 1878 und 1879 die Erweiterung der Bräuner- und der Habsburgergasse, 1880 die Erweiterung der Passage zwischen dem Hof und dem Judenplatze, ferners jene der Singerstrasse, 1881 die Erweiterung der Goldschmidgasse, 1885 die Demolirung des alten Polizeigefangenhauses mit den angrenzenden Häusern in der Sterngasse, die Erweiterung der Wipplingerstrasse und Schulerstrasse und 1887 die Erweiterung des Stock-im-Eisenplatzes. Diese Strassenregulirungen (in der inneren Stadt) verursachten der Gemeinde seit dem Jahre 1848 eine Auslage von fl. 3,867.600, welche umsomehr ins Gewicht fällt, als ja auch die Verbesserung des Verkehrs in den Vorstadtbezirken und andere grossartige Unternehmungen durchzuführen waren.

Eine so mächtige Baubewegung, wie jene in der inneren Stadt, musste, weil sie auf politischen, wirthschaftlichen und socialen Grundlagen fusste, auch grosse bauliche Veränderungen in den Vorstadtbezirken hervorrufen.

Die weitaus bedeutendsten Umgestaltungen erfuhr der Bezirk Leopoldstadt. Noch im Jahre 1848 standen in der Brigittenau und in Zwischenbrücken fast nur hölzerne Hütten mit Küchengärten, eine kleine Capelle und ein Jägerhaus. In den Auen und auf den Wiesen der Brigittenau feierten die Wiener jährlich auf improvisirten Tanzböden und in Buschenschänken das volksthümliche Kirchweihfest. Eine grössere Ansiedlung bildete blos das »Universum«, ein ausgedehntes Vergnügungslocal mit Schaustellungen. Die Leopoldstadt wies grosse unverbaute Grundflächen aus. Im Prater hielt der Hof Jagden ab. Nach dem Marchfelde führte über die grosse Donau nur eine hölzerne Fahrbrücke, welche nicht selten bei Hochwasser oder

Eisgängen stark beschädigt wurde. Seitdem S. Eckstein vom Stifte Klosterneuburg über einen beträchtlichen Theil der Brigittenau das Grundeigenthum erworben hatte, vermehrten sich allerdings die Gärtnerhäuser, weil Ersterer Parcellen zu billigen Preisen verpachtete. Aus diesem Vorgange entstanden aber hier wie in Zwischenbrücken ganz ungeregelte Zustände. Die Pächter erbauten ohne Bewilligung der Behörde Häuser, bis endlich die Gemeinde zur Anbahnung der Regulirung dieses Stadttheiles nach langen Unterhandlungen im Jahre 1858 die Eckstein'schen Gründe und jene des Stiftes Klosterneuburg ankaufte und auf Grundlage eines von L. Förster im Jahre 1864 ausgearbeiteten Planes einen neuen Stadttheil anlegte, welcher in kurzer Zeit nach der Herstellung neuer Strassenzüge, der Inangriffnahme grosser öffentlicher Bauten und nach dem Entstehen der Fabriken und Werkstätten der Nordwestbahn und der Kaiser Franz Josefsbahn einen so grossen Aufschwung nahm, dass die österreichische Baugesellschaft die Brigittenau zum Objecte grosser Bauspeculationen gemacht hatte.

Von weitaus grösserer Bedeutung nicht allein für die Entwickelung der Leopoldstadt, sondern für ganz Wien war aber die Ausführung der Donauregulirung. Dieses grossartige Werk, an dessen Zustandekommen drei Männer: Engerth, Caj. Felder und Eduard Suess hervorragenden Antheil haben, hatte zunächst den Zweck, das Leben und das Eigenthum der an den Ufern der Donau lebenden Bevölkerung dauernd zu schützen, die grösste Wasserstrasse des Reiches dem Mittelpunkte Wiens näher zu bringen, den Waarenhandel zwischen dem Orient und Occident neuerdings mächtig zu beleben und den alten Gedanken zu verwirklichen, am Ufer des regulirten Strombettes einen neuen, für die Bedürfnisse des Handels und der Industrie geeigneten Stadttheil zu gründen.

Reich, Land und Stadt theilten sich in die Kosten. Nach Abbauung der Nebenarme ergoss sich die Donau in der Nacht am 15. auf den 16. April 1875 zum erstenmale in das neue, 1000 Fuss breite, von Nussdorf bis Stadlau reichende Hauptbett. Am 30. Mai 1875 eröffnete der Kaiser feierlich den Schiffahrtsverkehr. Gleichzeitig fand auch die Regulirung des Donaucanales und die Einsetzung eines eisernen Schwimmthores statt, damit die an dem ersteren gelegenen Vorstadtbezirke bei Eisgängen gegen Ueberschwemmungen vollständig geschützt wurden. Seither wurde die Stromregulirung auf die Strecke von der Einmündung der Isper bis Nussdorf und von Fischamend bis Theben ausgedehnt.

An der Stelle versandeter Flächen, wüsten Gestrüppes und unbenützbarer Bette der Donau erhob sich ein neuer Stadttheil mit einem Flächenraume von 231^h 48^a für Wohngebäude.

Mit der Verbauung der »Donaustadt« begann die Nordbahn durch Erwerbung einer Grundfläche von 41.584 Quadratklafter zur Erweiterung ihres Bahnhofes. Als nach der Vollendung des neuen Strombettes dreizehn Baugesellschaften sich verpflichtet hatten, innerhalb von vier Jahren 200 Häuser zwischen der Kronprinz Rudolfstrasse und der Ausstellungsstrasse aufzuführen, stand ein rasches Emporblühen der Donaustadt in Aussicht. Die Börse- und Handelskrisis des Jahres 1873 vernichtete aber diese Hoffnungen. Es wurden seither zwar mehrere grosse Fabriken und Magazine erbaut; die Privatgebäude aber vermehrten sich in nur mässiger Zahl. Im Ganzen waren bis Ende 1887 erst 43^h Grundfläche verkauft. Grössere Fortschritte machten die Ansiedlungen am linken Ufer nächst der Reichsbrücke, »Kaisermühlen« genannt. Hier hatten die Grundbesitzer in der Brigittenau und in Zwischenbrücken, deren Häuser in das Gebiet des neuen Strombettes gefallen waren, Plätze und Geld zur Erbauung neuer Wohnstätten erhalten.

Der grosse internationale Wettkampf auf dem Gebiete der Industrie im Jahre 1873, welcher den Zusammenfluss von Millionen Besuchern im Prater zur Folge hatte, nahm wesentlichen Einfluss, dass auch in dem Gebiete der früheren Vorstadt Leopoldstadt grosse Veränderungen vorfielen. Die Gemeinde machte im Interesse des Verkehrs kostspielige Häusereinlösungen, wie jene des Schwanenhauses an der Ecke der Tabor- und Praterstrasse, Reconstructionen der Wallensteinstrasse, der Ausstellungs- und der Schüttelstrasse. Der Prater selbst wurde wesentlich umgestaltet. Im oberen Theile entstanden zu beiden Seiten der Hauptallee schöne, parkähnliche Anlagen. Von den zahlreichen Nebengebäuden der Weltausstellung verblieben die grossartige Rotunde für Ausstellungszwecke, die Kunstpavillons zu Bildhauer-Ateliers und die Maschinenhalle zur Errichtung eines Lagerhauses. Im sogenannten »Wurstelprater«, dem Lieblings-Erholungsorte der unteren Classen der Bevölkerung seit Kaiser Josef II., errichteten die Pächter an der Stelle der alten unansehnlichen Bretterbuden und Schauläden solid gebaute Wirthschaften, Theater, Circus, Panoramen und verschiedene andere Schaustellungen. Der untere Theil des Praters verlor seine Bestimmung als kaiserliches Jagdgebiet. Die Freudenau, schon im Jahre 1862 so stark bevölkert, dass die Errichtung einer Volksschule nothwendig geworden war, erhielt eine grosse Rennbahn.

In der Leopoldstadt selbst verschwand der grösste Theil der noch bestandenen grossen Gärten und Grundcomplexe, wie der Miesbach'sche Besitz auf der Haide, die sogenannte Wolfsgrube in der Taborstrasse, der Wachtelgarten nächst dem Augarten, die Gärten im Volkert, jene des Forsthauses in der Praterstrasse, die grossen Grundflächen in der Pragerstrasse, zwischen der oberen und unteren Augartenstrasse, der Pazmanitengarten, die Beywasser'schen Gründe bei der Taborlinie u. s. w. In der Schüttelstrasse nächst der Sofienbrücke wurden Grundflächen vom Prater abgelöst und zur Erbauung von Villen verwendet.

Diesseits des Donaucanals veränderten sich im Bezirke Landstrasse wesentlich die früheren Vorstädte Weissgärber und Erdberg. Beide hatten unmittelbar vor dem Jahre 1848 noch ein ländliches Gepräge. Auf weite Strecken hin erblickte man zwischen kleinen, vereinzelt gelgenen Häusern fast nur Gemüse- und Obstgärten. Ein Theil der Weissgärber-Lände, mit Holz- und Kohlen-Legstätten angefüllt, erinnerte durch die Bezeichnung »Arme Sünder-Strasse« an die Zeit der Hexenverbrennungen auf der Gänsweide und die Hetzgasse an die bis Ende des vorigen Jahrhunderts hier abgehaltenen Thierhetzen. Mit der inneren Stadt war Weissgärber nur durch eine hölzerne Brücke in Verbindung. Die von der Landstrasse abgeleiteten Viehtransporte verursachten bei der Enge der Weissgärberstrasse stets Schrecken unter den Bewohnern. In Erdberg war nur der höher gelegene Theil stärker bevölkert. Hier lagen das Rüdenhaus, in alter Zeit von dem landesfürstlichen Jagdpersonale bewohnt, die Besitzungen der Grafen Rasumoffsky und D'Orsay, die wällischen Gärten, der Augustinergarten, der Paulusgrund auf der Höhe, in welchen Gebieten die alte Hausgenossenschaft der Gärtner eine wichtige Rolle gespielt hatte. — In der Vorstadt Landstrasse gab es am linken Ufer des im Jahre 1797 erbauten Wiener-Neustädter Canals, von der Gerlgasse aufwärts, nur Wiesen, Aecker und öde, als Sandgestätte benützte Grundflächen, die man im Jahre 1817 zu einer Art Cottage-Anlage verbauen wollte, ebenso am Canale abwärts bis gegen das Glacis breite unverbaute Uferstrecken. An der Stelle des heutigen Eisplatzes lag der Canalhafen.

Zuerst nahm die Vorstadt Weissgärber einen beträchtlichen Aufschwung. Seit dem Jahre 1843 erhob sich hier das neue Hauptzollamt. Schon im Jahre 1848 bestand die Absicht, von letzterem aus mitten durch die Vorstadt eine Eisenbahnverbindung mit der Nordbahn herzustellen. Zu einem besseren Verkehre mit der Stadt be-

durfte es nur der Verlegung der Holzgestätten und des Baues einer stabilen Brücke. In dem Bestreben, ihre Vorstadt zu heben, richteten deren Bewohner im Jahre 1852 an den Kaiser die Bitte, dass erstere den Namen Franz Josef-Stadt annehmen dürfe. Den Gemeinderath baten sie um Feststellung eines Regulirungsplanes, Verlegung der Holzstätten, Umwandlung der Filiale in eine selbständige Pfarre, Erbauung einer neuen Kirche und einer steinernen Brücke. Wenn auch der Kaiser die Umänderung der Benennung der Vorstadt im Hinblick auf das Gemeindestatut nicht gewähren konnte, so gingen doch die übrigen Wünsche der Weissgärber in Erfüllung. Bald entstanden neue Strassen und Plätze, in welchen sich Fabriken, Magazine, öffentliche Gebäude und Wohnhäuser erhoben. Die Gemeinde erbaute die Radetzkybrücke und die St. Othmar Pfarrkirche. — Etwas später regte sich die Baulust in Erdberg. Hier gelangten die am Donaucanale gelegenen Grundflächen, die Fischer'sche Besitzung, die an das Liechtenstein'sche Palais anstossenden Gartengründe, die wällischen Gärten, der Augustinergarten und andere zahlreiche Grundflächen zur Verbauung, welche die Herstellung neuer und die Erweiterung der bestehenden Strassenzüge zur Folge hatten.

Auf der Landstrasse, dem einstigen Sitze der schönsten Paläste und Landhäuser, der ausgebreitetsten Lust- und Ziergärten, hatten der Bau des k. k. Arsenals, der Verbindungsbahn im Bette des innerhalb der Linien aufgelassenen Neustädter Canals und der Wien-Aspangbahn, die Parcellirung des Schützenhauses, des Sanguini'schen Gartens, des fürstlich Metternich'schen Parkes, der Grundflächen des Hofspitals beim botanischen Garten, beim Sofienbade und hinter der Heumarktkaserne u. s. w. erhebliche topographische Veränderungen herbeigeführt. Insbesondere erhielt der Rennweg eine stattliche Reihe neuer Paläste und Familienhäuser, Klöster, Erziehungsanstalten und Spitäler.

Der Bezirk Wieden war nach der Gemeindeordnung vom Jahre 1850 nächst der Leopoldstadt das ausgedehnteste Gebiet. Seine Grenzen reichten weit über die Linienwälle hinaus, indem sie von Simmering in einem Bogen ausgreifend, längs des Laaer- und Wiener Berges sich hinzogen. Dichter verbaut war aber im Jahre 1848 nur der grössere, gegen das Glacis und an den drei Hauptstrassen gelegene Theil der Vorstadt Wieden. An der Wien zu beiden Seiten des Mühlbaches, in der Favoritenstrasse, zwischen der Allee- und der Heugasse, im Holzhof, im Phorus, in der erzbischöflichen Mühle und im sogenannten abgebrannten Hause gab es noch grosse, nicht

verbäute Grundcomplexe. Der übrige Theil dieser Vorstadt zwischen der Theresianumgasse und dem Linienwalle, die sogenannte Sandgestätte, wurde erst im Jahre 1845 parcellirt.

Noch geringer waren die Vorstädte Matzleinsdorf, Hundsthurm, Margarethen, Schaumburgerhof, Reinprechtsdorf und Nicolsdorf, Bestandtheile des Bezirkes Wieden, baulich entwickelt. Daselbst standen Häuser fast nur an den gegen die Stadt zu führenden Hauptstrassen. Zwischen der Favoriten- und Matzleinsdorferstrasse, der letzteren und der Griesgasse, der Hundsthurmerstrasse, der oberen Bräuhausgasse, der Siebenbrunngasse und der Matzleinsdorferstrasse lagen auf weiten Strecken ausgedehnte Grundflächen ohne Verbindungsstrassen. Die ganze Siebenbrunnerwiese bedeckte, abgesehen von zwei bis drei Wohnhäusern, nur Aecker, Wiesen und Gemüsegärten. Heute ist der überwiegend grössere Theil dieser Grundflächen verbaut.

Ausserhalb der Favoritenlinie, der Belvedere-, Matzleinsdorfer- und der Hundsthurmerlinie bestanden wohl schon vor dem Jahre 1848 längs der Himbergerstrasse und an der Laxenburgerstrasse einzelne ältere Ansiedlungen, wie der Rothenhof (seit 1803), das Landgut (seit 1803), der Schrottthurm (seit 1825), der Steudel'sche Gasthof (seit 1832) und einige andere Wohnhäuser, deren Flächenraum aber im Vergleiche zu dem ganzen, zum Wiener Gemeindegebiete gehörigen Umfange von nahezu 626 Hektaren nicht in Betracht kam. Das Landgut war seit 1834 ein gern besuchter Vergnügungsort der Wiener, in welchem Lanner und Fahrbach Concerte und Bälle veranstaltet hatten; neben der Denksäule »Spinnerin am Kreuz« war der Standplatz des Hochgerichtes. Von hier bis Simmering breiteten sich, soweit das Auge reichte, Wiesen, Aecker und Ziegelöfen aus. Erst seit dem Jahre 1840 trat ein Wendepunkt in der Entwickelung dieses Stadttheiles ein. Vor der Belvederelinie erhob sich der Hauptbahnhof der Wien-Gloggnitzer und Brucker Eisenbahn, im Jahre 1856 das k. k. Arsenal und im Jahre 1870 der neue Bahnhof der k. k. Staatseisenbahn-Gesellschaft mit seinen ausgedehnten Werkstätten, bald darauf wurden hier auch bedeutende Fabriken, Magazine und Waaren-Legstätten angelegt. Diese Anlagen steigerten die Bedeutung dieses Stadttheiles für den Verkehr und die Industrie und es machte sich ein starkes Bedürfniss an Wohnungen für Gewerbsleute, Beamte und Arbeiter geltend, welches mit der Theuerung der Wohnungen innerhalb des Verzehrungssteuergebietes immer lebhafter wurde.

Angesichts der starken Entwickelung des Bezirkes Wieden wurde im Jahre 1866 jener Theil des Bezirkes, welcher nach der Breite von der Kettenbrückgasse durch die Kleine Neugasse über den Mittersteig, dann durch die Piaristen-, Ziegelofen- und Blecherne Thurmgasse über den Linienwall bis zur Ecke des Matzleinsdorfer Friedhofes führt, abgetrennt und daraus der Bezirk Margarethen gebildet. Als im Jahre 1874 auch die Bevölkerung des vor der Favoritenlinie gelegenen Stadttheiles die Höhe von 25.700 Bewohnern erreicht hatte, erfolgte die Bildung eines selbständigen Bezirkes Favoriten. Nur die links vor der Hundsthurmer Linie gelegenen und zum Wiener Burgfrieden gehörigen Aecker und Wiesen, die sogenannten Meidlinger und Lainzer Felder, verblieben beim Bezirke Margarethen.

Im Bezirke Mariahilf, welcher die Vorstädte Gumpendorf, Laimgrube, Mariahilf, Windmühle und Magdalenengrund umfasste, kamen seit dem Jahre 1848 die Grundflächen längs des Linienwalles von der Mariahilfer Linie bis gegen den Wienfluss, der Ziegelofengrund in der Steingasse, die Leistler'sche Realität in der Gumpendorferstrasse, die Hofmühle, der Sonnenuhrhof, der Jesuitenhof, das Hôtel Kreuz, Besitzungen in der Kaserngasse, zwischen der Hofmühl- und der Sandwirthgasse, am Hahnlberg und am Getreidemarkt u. s. w. zur Verbauung.

Wenig Anlass zu Grundabtheilungen boten die Bezirke Neubau und Josefstadt, weil diese schon in früherer Zeit nahezu vollständig ausgebaut waren.

Der Bezirk Alsergrund, zu welchem die Vorstädte Alsergrund, Rossau, Lichtenthal, Althan, Michelbaiern, Himmelpfortgrund und Thury gehörten, erfuhr dagegen grössere Veränderungen. Es verschwanden in den Jahren 1855 die Holzlegstätten zwischen der Bergstrasse und Esplanadestrasse. An deren Stelle erhob sich »Neu-Wien«. Auf dem zwischen der Lazarethgasse, der Spitalgasse und dem Linienwalle gelegenen Bründlfeld und auf einem Theile der Schauenstein'schen Grundflächen wurden die Landes-Irrenanstalt, das allgemeine Versorgungshaus und die grosse Sigl'sche Maschinenfabrik und daran anstossend mehrere Privathäuser erbaut. Die Währingerstrasse, die ungefähr von der Sensengasse bis zu der über den Alsbach führenden steinernen Brücke in einen Hohlweg abfiel, wurde in den Jahren 1848 bis 1850 derart regulirt, dass das Niveau gehoben und in gerader Richtung über die mit Wäscherhütten bedeckte sandige Fläche gegen die Linie zu fortgesetzt wurde. Auf

dem Boden des Lazareth erhoben sich das Bürger-Versorgungshaus und das neue Gemeindehaus. In die Jahre 1866/67 fällt die Regulirung der früher steil ansteigenden Nussdorferstrasse. Zu den grösseren Realitäten, welche die Eröffnung neuer Strassenzüge herbeiführten, gehören das gräflich Althan'sche Palais, das fürstlich Liechtenstein'sche Brauhaus, der Pasqualatische Garten, mehrere Besitzungen in der Porzellangasse, in der Liechtensteinstrasse, zwischen der Seegasse und Alsbachstrasse, in der Rothenlöwengasse und an der Rossauerlände —

Unsere Darstellung der baulichen Neugestaltung Wiens, welche bei dem gewaltigen Umfange des Stoffes an sich auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann, würde aber noch lückenhafter sein, wenn wir die Erweiterung und die Vergrösserung der alten Häuser unberührt liessen, weil durch diese ebenso wie durch die Häuser am grünen Anger der Umbau unserer Stadt grosse Fortschritte machte. Eine Folge dieser Bauthätigkeit waren aber keineswegs nur das Wachsthum der Bevölkerung, sondern auch die Concurrenz mit den Neubauten, die veränderten Wohnungsbedürfnisse und die ausserordentlichen Steuerfreiheiten in den Jahren 1859 bis 1869. Die Concurrenz mit den Neubauten bestand darin, dass die alten Häuser, vorzüglich jene in der inneren Stadt, durch die geringere Bequemlichkeit, Gesundheit und Feuersicherheit im Werthe fielen. Die Aenderung in den Wohnungsbedürfnissen zeigte sich bei den Wohlhabenden wie bei den Armen in der Zahl und dem Fassungsraume der Wohnungen. In der Blüthezeit der Baubanken und später durch den Speculationsgeist der Baumeister und der anderen erwerbslustigen Personen ging man förmlich auf die Suche nach alten Realitäten. Und als vor einigen Jahren in der Stadt ein altes Haus eingestürzt war, drang die Baubehörde mit grösster Strenge auf den Umbau von Häusern, deren Zustand etwas bedenklich erschienen war.

Die ganze Baubewegung war keine gleichmässig anhaltende. Wiederholt traten Schwankungen in auf- und absteigender Richtung ein, wie es bei Wien, dessen Emporblühen von politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen abhängig ist, nicht anders sein konnte. In ersterer Zeit hatte die Regierung für die starke Hebung der Baulust durch ausserordentliche Steuerfreiheiten Sorge getragen. Die Wirkung dieser Begünstigungen, welche bis Ende des Jahres 1869 dauerten, war, dass bis zum letzten Zeitpunkte in ganz Wien 1525 Häuser neu und 2836 Häuser umgebaut wurden,

während deren Zahl in den Jahren 1848 bis 1859 erstere 381, letztere 1302 Häuser betrugen. In den Jahren 1863 bis 1866 war in Folge des plötzlichen Ueberflusses an grossen und kostspieligen Wohnungen auf der Ringstrasse, der Theuerung der Baumaterialien, der Gerüchte über die neuerliche Befestigung Wiens, der Enttäuschung mancher Bauherren über das Erträgniss ihrer Häuser und selbst in Folge der ungünstig gewordenen politischen Verhältnisse ein zeitweiliger Rückschlag in der Baubewegung eingetreten.

Zweifellos wäre nach dem Jahre 1869 eine Krisis in den Baugewerben eingetreten, wenn nicht andere, die Bauthätigkeit belebende Elemente in die Bewegung eingetreten sein würden. Ein wichtiges Element bildete der grosse Aufschwung auf fast allen Gebieten der Industrie, des Handels und des Verkehrs und die durch die gesetzliche Erleichterung der wirthschaftlichen Association begünstigte Bildung von Baugesellschaften. Schon im Jahre 1864 wollte ein Wiener Bankhaus in Wien eine Baugesellschaft nach dem Vorbilde ähnlicher im Auslande bestehender Unternehmungen ins Leben rufen. Erst im Jahre 1869 brachten fast gleichzeitig die allgemeine österreichische Baugesellschaft und die Wiener Baugesellschaft diese Idee zur Ausführung, worauf in den Jahren 1870 und 1871 die Union-Baugesellschaft und der Wiener Bauverein folgten. Wenn von einem wohlthätigen Einflusse der Baugesellschaften auf die Bauthätigkeit in Wien gesprochen werden kann, so kommen aber fast nur ersterwähnte Gesellschaften in Betracht. Die Mehrzahl der übrigen vierzig Gesellschaften, welche bis Ende October des Jahres 1873 in Wien gegründet wurden, waren Producte des Börseschwindels in Grund- und Häuserwerthen, Lockrufe für Menschen, welche auf dem Wege der Geldspeculation zu Reichthümern gelangen wollten.

Selbst nach dem Jahre 1873, als der Unternehmungsgeist erlahmt war, setzten erstere Gesellschaften — wiewohl in beschränktem Masse — ihre Thätigkeit fort. Insbesondere war es die Wiener Baugesellschaft, welche sich mit der Erbauung von Wohnhäusern auf eigene Rechnung beschäftigt hatte. Im Ganzen verbauten in den Jahren 1869 bis 1886 die erst erwähnten Baugesellschaften im Wiener Gemeindegebiete mehr als 120.000 Quadratmeter für 201 Privathäuser, wovon auf die innere Stadt allein 51.608 Quadratmeter entfielen. Im Allgemeinen fühlbar wurde der Rückschlag der grossen Krisis des Jahres 1873 auf die Privatbauthätigkeit aber erst vom Jahre 1876 an mit der Dauer bis ungefähr zum Jahre 1882. Es

war ein Glück für die Baugewerbe, dass damals eben die grossen öffentlichen Bauten im vollen Gange waren. Seit dem Jahre 1883 stieg wieder erheblich der Unternehmungsgeist durch die relative Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse.

Ein wichtiger Moment der Hebung der Baulust waren auch die bautechnischen Fortschritte und die Bauordnungen der Jahre 1859, 1868 und 1883, indem diese die Bauführung erleichterten. In ersterer Hinsicht gehören hierher die ausgedehnte Anwendung der Eisenconstructionen bei Gewölben und bei den Decken der obersten Geschosse, die Fabrication der Ziegel mittelst Dampfkraft, die Anwendung geschlemmter Ziegel, des hydraulischen Kalks, der Terracotten und Zinkornamente. Die neuen Bauordnungen verringerten das Mass der Mauerziegel, die Stärke der Haupt- und Nebenmauern und den Umfang der Haushöfe. Die meisten Häuser erhielten feuersichere, bequeme und lichte Stiegen und Verbindungsgänge, erhöhte und gut ventilirte Wohnungen zu ebener Erde und unter dem Strassenniveau. Die Benützung der Dachböden zu Wohnungen und zur Aufspeicherung von Brennmaterialien wurde untersagt. Hauscanäle mussten vollständig wasserdicht hergestellt werden. Den Architekten gestatteten die Bauordnungen eine freiere Bewegung bei der Decorirung der Façaden, die Anbringung von Balconen, Säulenportalen, Erkern und erhöhten Eckpavillons. In den Wohnungen verschwanden die schliefbaren Rauchfänge, die Mantelgewölbe und die offenen Herde, welche Rauchbelästigung in den Küchen und in den anstossenden Zimmern zur Folge hatten. An die Stelle der alten Rauchfänge traten die sogenannten russischen, welche diese Uebelstände beseitigten und zugleich die Anwendung der Kohlenheizungen erleichterten. Gemeinsame, von den Wohnungen weit entfernte Aborte wurden weniger und diese überhaupt thunlichst mit den Wohnungen in Verbindung gebracht. Die Einleitung der Hochquellenleitung bis in die obersten Stockwerke und in die Wohnungen förderte ausserordentlich die Reinlichkeit und Gesundheit. In jüngster Zeit tragen auch Personen- und Lastenaufzüge zur Bequemlichkeit der Bewohner der obersten Stockwerke bei.

Ebenso wurden die neuen Bedürfnisse in der Anordnung der Wohnräume berücksichtigt. In den Strassen, welche sich für den industriellen und Handelsverkehr besonders eigneten, erhielten die Häuser hohe Verkaufsräume, Localitäten zu Magazinen und Niederlagen, und zwar derart eingerichtet, dass sie nach ihrer Höhenlage abgetheilt und die oberen Räume zu Comptoirs oder

Werkstätten verwendet werden konnten. Auf einer verhältnissmässig kleinen Grundfläche wurden mehr Wohnräume wie früher geschaffen, damit diese für eine grössere Anzahl von Familienmitgliedern benützt und das Erträgniss der Häuser gesteigert werden konnte. Während früher Vorzimmer und Dienstbotenzimmer nur bei Wohnungen für die wohlhabenden Classen der Bevölkerung bestanden, finden wir erstere häufig auch bei kleineren Wohnungen. Mindestens Vorzimmer entbehren selbst unbemittelte Familien schwer. Flügelthüren, Parquetten, zum Theile elektrische Signale und Gasbeleuchtung erhöhen die Schönheit und die Bequemlichkeit der Wohnungen.

Die neue Baugesetzgebung sorgte auch für die Anlage solcher gewerblicher Betriebsstätten, welche die Benützung der Dampfkraft und die Verwendung von Gaskraft und Heissluftmaschinen nothwendig machen. Bei Industriebauten in isolirter Lage wurden den Bauherren sowohl in Bezug auf die Wohnräume als auch auf die Werkstätten Constructionen und Baumaterialien nach eigener Wahl gestattet, nur wurden sie für die Festigkeit und die Anwendung der nöthigen Vorsichtsmassregeln verantwortlich gemacht. Wesentliche Erleichterungen traten bei Industriebauten in nicht isolirter Lage ein. Und als trotz der massenhaften Zahl neuer Häuser Kleingewerbetreibende, kleine Beamte und Arbeiter keine ihren Einkünften entsprechende Wohnungen fanden, für die Bedürfnisse der Armen gar nicht oder nur ungenügend vorgesorgt war und die Uebervölkerung kleiner Wohnungen anhielt, da schufen die Bauordnungen auch Begünstigungen für Häuser mit billigen Wohnungen, von welchen jedoch aus verschiedenen Ursachen innerhalb der Linienwälle fast gar nicht Gebrauch gemacht wurde. —

Durch die natürlichen Folgen aller jener Momente, welche das Emporblühen Wiens beeinflussten, traten an den Staat, die Gemeinde, private Associationen und an die einzelnen Bürger in baulicher Hinsicht zahlreiche, den schöpferischen Geist mächtig anregende Aufgaben heran, deren Lösung — im Geiste der vom Kaiser inaugurirten Neugestaltung — unserer Stadt das Gepräge einer hervorragenden Kunst- und Culturstätte des europäischen Ostens gaben.

Der Kaiser selbst errichtete Denkmale zu Ehren des Erzherzogs Karl, des Prinzen Eugen v. Savoyen und des Feldmarschalls Fürsten v. Schwarzenberg, er erbaute das Sühnhaus am Schottenring, förderte durch erhebliche Beiträge die Restauration des St. Stephansdomes, den Bau von Kirchen und humanitären In-

stituten, sowie die Errichtung anderer öffentlicher Denkmale. Der Stadterweiterungsfond übernahm den Neubau der Hofburg, der Hofmuseen, des Hofoperntheaters und Hofburgtheaters und der mit diesen Theatern in Verbindung stehenden Nebengebäude, die Errichtung des Maria Theresia-Monumentes, den Bau der Aspernbrücke, des Brunnens an der Augustinerrampe, welche Werke mit anderen kleinen Herstellungen Ende 1887 von den gesammten Auslagen des Stadterweiterungsfondes pr. 46,500.000 fl. eine Summe von fl. 28,317.000 in Anspruch genommen hatten. Er leistete Beiträge zum Baue der Votivkirche mit fl. 945.000 und des Rudolfsspitales mit fl. 465.000, zur Ausschmückung der Elisabethbrücke, zur Errichtung von Denkmalen für Friedrich Schiller, L. van Beethoven und Wolfgang A. Mozart, für die Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1683 den Bürgermeister Andreas v. Liebenberg u. s. w. in der Gesammtsumme von fl. 1,500.000. Der Staat betheiligte sich an der Neugestaltung Wiens durch den Bau des Reichsrathsgebäudes, des Arsenals, mehrerer Kasernen und militärischer Anstalten, des Justizpalastes, der Universität, der chemischen, anatomischen und pathologischen Institute, durch den Bau der Sternwarte, des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, mehrerer Mittel- und Gewerbeschulen und anderer Unterrichtsanstalten, durch die Gründung des Rudolfsspitales, durch die Erweiterung des Krankenhauses auf der Wieden, den Bau eines neuen Spitales an der Triesterstrasse und durch erhebliche Beiträge zur Restauration des St. Stephansdomes.

Rastlos schaffend und wirkend griff die Gemeinde auf allen Gebieten des städtischen Lebens ein.

In Bezug auf die Strassenpflege war der wichtigste Fortschritt, dass die Gemeinde alle Reichs- und Landstrassen, alle Reichsbrücken innerhalb des Verwaltungsgebietes in das Eigenthum übernahm und auf eine immer grössere Ausbreitung der gepflasterten Strassen Bedacht nahm. Während noch im Jahre 1848 in den Vorstadtbezirken fast nur die Hauptstrassen und noch im Jahre 1870 im ganzen Gemeindegebiete erst zwei Drittheile der Strassen gepflastert waren, betrug das Ausmass im Jahre 1887 bei einer auf 5,040.000 Quadratmeter gestiegenen Gesammtfläche bereits 3,065.676 Quadratmeter.

Nach den verschiedensten Versuchen zur Verbesserung des Pflasterungs-Materials brachte die Gemeinde in Strassen mit günstigen Niveauverhältnissen anstatt der Geräusch erzeugenden Granitwürfel bituminösen Kalkstein, in einzelnen Fällen auch Holzstöckeln

in Anwendung. Die Trottoirs erhielten ausser den Granitwürfeln auch Granitplatten, Klinkersteine und Asphaltdecken. Die macadamisirten Strassen wurden durch Herstellung einer dichteren Verbindung des Schottermaterials verbessert.

Die Brücken über den Donaucanal und den Wienfluss wurden theils durch Steinbauten, theils durch Eisenconstructionen erneuert und vermehrt. Ueber den Donaucanal entstanden aus den Mitteln des Stadterweiterungsfondes nur die Aspernbrücke, aus jenen des Staates die Franzenskettenbrücke und die Brücke der Verbindungsbahn; alle übrigen Verbindungen, wie die Brigittabrücke, die Augartenbrücke, die Stefaniebrücke, die Sofienkettenbrücke erbaute die Gemeinde. Noch bedeutender waren die Veränderungen in den Brücken über den Wienfluss. Bis zum Jahre 1848 gab es hier innerhalb des Gemeindegebietes nur zwei steinere Brücken, nämlich jene vor dem Kärnthnerthor und dem Stubenthor, welche aus dem Mittelalter stammten, einen gegen den Naschmarkt führenden Gehkettensteg und eine Fahrkettenbrücke bei der Kettenbrückengasse. Die übrigen Verbindungen waren meist hölzerne Gehstege, so dass auf weiten Strecken nur ein nothdürftiger und zeitraubender Wagenverkehr zwischen den an den Ufern des Flusses sich ausbreitenden Vorstädten möglich war.

Der Wienfluss selbst, bei trockener Witterung zu einem kleinen Bache zusammenschrumpfend und bei starken Regengüssen im Wienerwald zu einem verheerenden, seine Ufer überschreitenden Wildbache anschwellend, hatte kein regelmässiges Gerinne, war durch Wehren zur Speisung der anstossenden Mühlbäche in seinem Laufe gehemmt und erfüllte in den Sommermonaten die Atmosphäre in Folge der Einleitung und Ablagerung von Abfällen jeder Art mit den übelsten, der Gesundheit nachtheiligen Gerüchen. Zur Verbesserung des Zustandes des Wienflusses löste die Gemeinde die Wasserrechte der Mühlenbesitzer ein, damit die Mühlbäche abgebaut und die Wehren beseitigt werden konnten; die Ufer erhielten gegen Einbrüche bei Hochwässern Steintalouds, der Lauf des Flusses selbst innerhalb des breiten Bettes ein geregeltes Gerinne. Drei neue steinerne Bogenbrücken, acht neue eiserne Gitter- und Kettenbrücken und zwei hölzerne Brücken verbesserten den Verkehr mit der Stadt und den Vorstädten.

Die grösste opferwillige That der Gemeinde war der durch die grossmüthigen Schenkungen des Kaisers und des Grafen Hoyos-Sprinzenstein unterstützte Bau der Franz Josef-Hochquellenleitung. Innerhalb drei Jahren (1870—1873) wurde in der Länge von drei-

zehn Meilen ein steinerner Aquäduct erbaut, welcher die in den Alpen gelegenen Quellen des Kaiserbrunnens und bei Stixenstein in vier nach Wien gelegenen Reservoirs leitet, von hier durch ein 281.856 Meter langes eisernes Rohrnetz in alle Theile der Stadt, in einzelne Vororte und in die Höfe und Stockwerke der Häuser vertheilt, ausserdem aber noch die Strassen bespritzt und die Canäle durchspült. Zur Erhöhung der Ergiebigkeit der Hochquellen in wasserarmen Wintermonaten erbaute die Gemeinde nachträglich noch ein grosses Schöpfwerk bei Pottschach, welches mit den Hochquellen vereint, nach Bedarf die täglichen Wassermengen um 600.000 Eimer aus dem in den Alpen entspringenden Schwarzaflusse vermehrt. Am 24. October 1873 fand die feierliche Inaugurirung des Werkes beim Hochstrahlbrunnen am Schwarzenbergplatz durch den Kaiser statt. Während die Wiener sich noch im Jahre 1872 mit einem täglichen Wasserquantum von 300.000 Eimern begnügen mussten, beträgt gegenwärtig der tägliche Wasserzufluss durchschnittlich im Winter 826.228 und in den Sommermonaten 1,153.149 Eimer. Und war auch in strengen Wintermonaten wiederholt die Ergiebigkeit der Quellen geringer, so gab es doch niemals eine solche Wassernoth wie früher, besonders in den hochgelegenen Vorstädten. Dabei erreichte die Gemeinde durch das treffliche Wasser eine wesentliche Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse.

Erst nach Vollendung der neuen Wasserleitung konnte die Gemeinde der Verbesserung der Canalisation ihre Aufmerksamkeit zuwenden und zur Reinhaltung des Luftkreises durch eine ausreichende Bespülung der Canäle Sorge tragen. Sie verbesserte wesentlich die technische Anlage und das Gefälle und den wasserdichten Verschluss der Canäle und erbaute grosse Hauptcanäle, welche die Abfälle der Nebencanäle aufnehmen und in die Donau leiten.

An Stelle der Wiesenplätze und Alleen schuf die Gemeinde den Stadtpark, dessen Plan, von künstlerischer Hand entworfen, durch seine Gesträuchgruppen, seine Durchsichten, seine verschlungenen schattenreichen Pfade, seine farbenreichen Blumenparterres ein Lieblingserholungsort der Wiener wurde. Am rechten Wienflussufer legte sie einen grossen Kindergarten mit einem kleinen Wald von schattigen Bäumen und mit Wiesen und weiter aufwärts längs des Flusses schmälere schattige Gärten an. Ausserdem schuf sie noch grössere Gärten im Stadterweiterungsfondgebiete am Franz Josefs-Quai, vor dem neuen Rathhause und der Votivkirche und schmückte den

Beethovenplatz, den Schillerplatz, den Rudolfsplatz, den Börseplatz und den Schlickplatz mit kleinen Anpflanzungen. Zur Erholung der Bewohner der Vorstadtbezirke machte die Gemeinde die Gärten der von ihr angekauften Sommerpaläste des Fürsten Esterhazy in Mariahilf und des Fürsten Schönborn in der Josefstadt der allgemeinen Benützung zugänglich, sie legte auch in den übrigen Bezirken Gärten und Kinderspielplätze an und liess die für den Verkehr nicht benöthigten Grundstreifen mit Bäumen bepflanzen.

Am rechten Ufer des neuen Donaubettes erbaute die Gemeinde ein grosses, aus zwei Abtheilungen für Männer und Frauen bestehendes Bad, mit einem Fassungsraum für 1250 Personen, am linken Ufer ein ausgedehntes Volksbad zur unentgeltlichen und in jüngster Zeit ein Volksbad im Bezirke Neubau zur entgeltlichen Benützung für die ärmeren Classen der Bevölkerung.

Das Interesse der Gesundheit erforderte es, dass die alten, ausserhalb der Linienwälle gelegenen Friedhöfe aufgelassen und nächst Kaiser-Ebersdorf ein Central-Friedhof für die Beerdigung aller Classen der Bevölkerung, ausgestattet mit Arkaden und Ruhestätten berühmter Männer, angelegt wurde.

Durch den Bau von 72 neuen Volksschulen und Gebäuden, die Erweiterung von sechs Schulgebäuden und den Bau von sechs Mittelschulen erfüllte die Gemeinde die ihr gesetzlich zugefallenen und freiwillig übernommenen Pflichten im Schulwesen. Die neuen Schulgebäude in ruhige Strassen verlegt, trennten vollständig Knaben und Mädchen und nahmen auf eine entsprechende Grösse der Lehrzimmer und Turnlocalitäten, auf Licht, Wärme, reine Luft und gutes Trinkwasser Bedacht. Zwei Muster-Schulhäuser wurden Vorbilder der Zweckmässigkeit für zahlreiche andere Städte. Während noch im Jahre 1867 kaum die Hälfte der Pfarrschulen ein eigenes Schulhaus hatte, sind heute von den 156 Volks- und Bürgerschulen nur elf in Privathäusern eingemiethet.

In der Absicht, den Lebensmittelbedarf der immer zahlreicher werdenden Bevölkerung auf der Grundlage der freiesten Concurrenz zu sichern, den Verkehr zwischen Erzeugern und Verkäufern zu erleichtern, die Güte der Waare zu erhöhen und die Preise zu reguliren, erbaute die Gemeinde jenseits der Stubenthorbrücke an der Verbindungsbahn auf einer ihr vom Stadterweiterungsfonde überlassenen Grundfläche eine Central-Markthalle, welche im Jahre 1868 in eine Gross-Markthalle für den Verkauf von Lebensmitteln in grösseren und kleineren Quantitäten umgestaltet wurde. Zur theil-

weisen Beseitigung der offenen Märkte erhielten die innere Stadt, Wieden, Mariahilf, Neubau und Alsergrund Detail-Markthallen mit Umfassungswänden, theils aus Stein, theils aus Eisen, mit eisernen Dachconstructionen, Marktständen, Ventilations-Einrichtungen und Kellerräumen. Am Donaucanal wurde ein Fischmarkt, im Bezirk Margarethen ein Pferdemarkt und ein Stroh- und Heumarkt eingerichtet. Nächst der St. Marxer Linie schuf die Gemeinde im Anschlusse an das Schlachthaus einen grossartig angelegten Schlachtviehmarkt mit Fassungsräumen für mehr als 5000 Rinder, 6000 Kälber, 12.000 Schafe, 9000 Schweine und mit Stallungen für 2500 Rinder. Die Nothwendigkeit von Entrepots zur Förderung des Handels und des Verkehrs, von Lagerräumen für den localen Bedarf und den Transitoverkehr des Getreides führte zur Umgestaltung der Maschinenhalle der Weltausstellung im Prater in ein Lagerhaus, welches durch Geleise mit der Donau-Uferbahn in Verbindung steht.

Für die Unterbringung von Kranken bei dem Ausbruch von Epidemien sorgte die Gemeinde durch den Bau eines Epidemiespitals an der Triesterstrasse und eines Barakenspitals auf der Siebenbrunnerwiese. Den Armen erbaute sie in Ybbs an der Donau und innerhalb der Stadt in der Währingerstrasse und in der Spitalgasse neue, mit den modernen Anschauungen der Humanität mehr im Einklange stehende Gebäude, mit gesunden luftigen Räumen und allen, die Bequemlichkeit der gebrechlichen Bürger und Gemeinde-Angehörigen fördernden Einrichtungen. Um die Erziehung ihrer Waisen selbst leiten und überwachen zu können, erbaute die Gemeinde eigene Waisenhäuser. Unterstands- und beschäftigungslose Personen, die bisher in dem ehemaligen Provinzial-Strafhause in der Leopoldstadt untergebracht waren, erhielten ein Asyl- und Werkhaus vor der Favoritenlinie.

Die Amtsgebäude der Verwaltung bedurften angesichts der Ausbreitung der Geschäfte seit längerer Zeit einer Erweiterung und Vergrösserung. Gedrängt durch die sich mehrenden Bedürfnisse und durch den Mangel an Repräsentationsräumen, verliess die Gemeinde das alte, an historischen Erinnerungen reiche Rathhaus in der Wipplingerstrasse und bezog ein neues, durch seine Grossartigkeit und Schönheit ausgezeichnetes Amts- und Repräsentationshaus auf dem Rathhausplatze, würdig dem Selbstbewusstsein des emporblühenden Bürgerthums, umgeben von den Zeugen des reich entwickelten Culturlebens unserer Stadt. Und so wie die Centralverwaltung erhielten auch die Mehrzahl der Bezirksvertretungen stattliche Amtsgebäude.

Staat und Gemeinde waren aber nur die Krystallisationspunkte für die Lösung der grossen Aufgaben zur Neugestaltung Wiens. Mit diesen wirkten in gleicher Richtung zahlreiche volkswirthschaftliche und gesellschaftliche Corporationen, Vereine und Genossenschaften. Der Unternehmungsgeist von Privatgesellschaften, angeregt durch die wachsende Bedeutung Wiens als Centrum und Haupthandelsplatz der Monarchie, machte unsere Stadt zum Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes. Zu den vor dem Jahre 1848, jedoch erst in ihren Anfängen gewesenen Eisenbahnlinien, kamen fünf neue Unternehmungen, welche mit ihren zahlreichen Abzweigungen und Anschlüssen den Weltverkehr vermittelnd, den Aufschwung Wiens mächtig förderten. Zwei Verbindungsbahnen ermöglichen heute unmittelbar den Güterverkehr der Bahnen unter sich und mit der Wasserstrasse. Riesige, bis in die Vororte hinaus reichende Personen- und Lastenbahnhöfe bedecken Aufnahmshallen, Maschinenhäuser, Magazine, Bureaux und Beamtenwohnungen. Auf sämmtlichen sieben Eisenbahnen verkehrten Ende des Jahres 1886 71.443 Züge verschiedener Gattungen, welche 6,213.749 Personen und 2,867.678 Tonnen Waaren (à 1000 Kilogramm) nach Wien und 6,088.791 Personen und 868.756 Tonnen Waaren von Wien wegbeförderten. Privatgesellschaften schufen vier Localbahnen für den Verkehr unserer Stadt mit den nächst Wien gelegenen Ortschaften im Umkreise bis zu einer Meile und zwei Pferdebahnen, von welchen die Wiener Tramway die Strassen innerhalb des Gemeindegebietes in einer Länge von 44.907 Kilometer und ausserhalb desselben in einer Länge von 17.942 Kilometer mit einem gesammten Personenverkehr von 39,734.135 (zu Ende des Jahres 1887) durchschnitt, während die um die Gürtelstrasse laufende Vororte-Tramway auf einer Strecke von 3160 Kilometer 8,087.098 Personen beförderte. — Die Steigerung des Schifffahrtsverkehrs erforderte neue Landungsplätze und Einlagerungsmagazine im Hauptstrom wie im Canal.

Die Bedeutung Wiens als erster Handelsplatz, sowie der Umschwung im Geld- und Effectenmarkte durch das Entstehen zahlreicher Actiengesellschaften verpflanzte die Theilnahme an den Fluctuationen der Börse in so weite Kreise, dass die Geldmächte in der Blüthezeit der finanziellen Speculationen für den geschäftlichen Verkehr ein eigenes, reich ausgestattetes Gebäude errichteten. Wie die Geldbörse, schuf sich auch die Waarenbörse einen Sammelpunkt des Verkehrs in der Leopoldstadt. Der Geschäftsumfang und die Organisation des Bankwesens bestimmten die Creditanstalt, die Länder-

bank, die Boden-Creditanstalt, den Giro- und Cassenverein, die Verkehrsbank u. s. w. zur Erbauung besonders eingerichteter Geschäftshäuser. Für einzelne Vereine, wie jene des Niederösterreichischen Gewerbevereins und des Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenvereins trat das Bedürfniss zu Clubhäusern mit Sitzungssälen ein. Wie der Staat zur Hebung der Kunstgewerbe das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie erbaute, so ging aus dem Schosse der Industriellen das technologische Gewerbemuseum hervor. Die Künstler, die Landwirthe erbauten Häuser zur Veranstaltung permanenter Ausstellungen. Geistliche Corporationen, Vereine und Private unterstützten durch den Wohlthätigkeitssinn der Bewohner den Staat und die Gemeinde durch den Bau von Schulen, Erziehungsanstalten, Kranken- und Armenhäusern. Privatgesellschaften erbauten das Harmonietheater, das Stadttheater, die Komische Oper, Concertsäle, verschiedene Vergnügungslocale, Bäder u. s. w.

Die Schönheit der öffentlichen Bauwerke blieb nicht vereinzelt, sie verpflanzte sich auch auf andere Gebäude. Künstler und Bauherren traten in Wechselwirkung und vermieden in Gliederung und Ausstattung der Gebäude das nüchterne Aussehen früherer Zeiten. Die Architekten lösten das Problem, Häusergruppen als einheitliches Ganzes wirkungsvoll zu gestalten, die Façaden erhielten kräftiger hervortretende Hauptgesimse, Eckpavillons mit erhöhten Bedachungen, Balcons und Erker. Bei einzelnen Häusern kamen anstatt des Mauerputzes Rohziegel in Anwendung. Hie und da tauchten die ornamentale oder figurale Bemalung der Façaden, Sgrafitto- oder Terracotten-Verzierungen auf. Ebenso erhielten Vestibules und Stiegenaufgänge malerischen und plastischen Schmuck. In vornehmen Innenräumen schmückten die Maler Decken und Wände der Salons mit Gemälden. Geschnitzte Thore und Thüren, kunstvolle eiserne Vergitterungen erhöhten den Reiz der Ausstattung. Veredelnd wirkte die Baukunst im Bunde mit der Malerei und der Plastik auf den Geschmack und die Technik des Kunsthandwerkers. Bahnbrechend, wie in den grössten Epochen früherer Jahrhunderte, griffen die bildenden Künste in das Leben ein und beherrschten die Sitten und Gewohnheiten der Menschen.

So gingen die Wünsche und Hoffnungen, welche sich an das Wort des Kaisers, den einheitlichen Staatsgedanken, das freigewordene Bürgerthum knüpften, alle Erwartungen weit übertreffend, in Erfüllung. Wien bietet heute in seiner äusseren Erscheinung das Bild eines blühenden Gemeinwesens, ausgestattet mit einer Fülle gross-

städtischer Schöpfungen und Einrichtungen. Was immer die Zukunft in ihrem dunklen Schosse bergen mag, dieses Bild der baulichen Neugestaltung wird unserer Stadt bis in die fernsten Zeiten erhalten bleiben. Ungetrübt durch die Schatten der Gegenwart, wird es den kommenden Geschlechtern zeigen, was das Wohlwollen und die Liebe des Kaisers für seine Vaterstadt, was staatsmännische Einsicht, patriotischer Geist und gemeinsames Schaffen und Wirken im Dienste grosser und edler Ziele zu leisten vermochten. Und dieses Bild wird — so hoffen wir vertrauungsvoll — bald ein vollständiges sein, sobald nach dem Fallen der Linienwälle und der Erschliessung einer neuen mächtigen Verkehrsader über der Decke des Wienflusses die letzten Schranken der räumlichen Fortentwickelung unserer Stadt, dieses Herzschildes der Habsburg-Lothringen'schen Monarchie, gefallen sein werden.

ANHANG.

Zur Charakteristik der baulichen Entwickelung Wiens in den letzten vierzig Jahren lasse ich hier Uebersichten der Strassen und der Plätze, der bemerkenswertheren öffentlichen Gebäude, der Denkmale und Brücken und der öffentliehen Gärten, welche in diesem Zeitraume neu entstanden sind, folgen. Daran schliessen sich Daten über einige neue Geschäftshäuser und Paläste.

Für die Zeit des Entstehens der neuen Strassen und Plätze waren die auf deren Benennung bezüglichen Gemeinderathsbeschlüsse massgebend.

Die Daten über die Erbauung und die Kosten der nicht durch die Gemeinde ausgeführten Gebäude, Denkmale, Brücken und Gärten beruhen auf Mittheilungen, die mir von k. k. Hof- und Staatsbehörden, von verschiedenen weltlichen und geistlichen Corporationen, von Vereinen und Gesellschaften, von privaten Bauherren und von den Architekten und Baumeistern bereitwilligst für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wurden; sie dürften zugleich erwünschte Beiträge zur Wiener Kunsttopographie der neuesten Zeit und zur beiläufigen Beurtheilung der kolossalen Summen, welche die bauliche Neugestaltung Wiens in Anspruch nahm, bilden. Eine Vollständigkeit der Daten war aus mehreren Gründen, ungeachtet der mühevollsten Vorarbeiten innerhalb des zu Gebote gewesenen Zeitraumes, nicht erreichbar.

Noch eine andere Lücke hat meine Darstellung: es fehlen ihr die statistischen Zusammenstellungen. Ich musste jedoch auf dessen Verwerthung verzichten, um den dem Abschnitte zugemessenen Raum nicht noch mehr zu überschreiten.

Abkürzungen: A = Architekt, B = Baumeister.

I. Neuentstandene Strassen und Plätze (1848 bis 1888).

A. Bezirk Innere Stadt.

Albrechtsplatz (1877),
Ankerhof (1869),
Amaliengasse (1869),
Augustengasse (1861),
Augustinergasse, verläng. (1860),
Babenbergerstrasse (1863),
Bartensteingasse (1873),
Bellariastrasse (1869),
Berghof (1867),
Börsegasse (1870),
Börseplatz (1870),
Brandstätte (1876),
Burgring (1863),
Cobdengasse (1865),
Canovagasse (1865),
Concordiaplatz (1880),
Christinengasse (1865),
Deutschmeisterplatz (1876),
Dominikanergasse (1855),
Doblhoffgasse (1873),
Ebendorfergasse (1873),
Elisabethstrasse (1861),
Eschenbachgasse (1865),
Esslingengasse (1869),
Fichtegasse (1865),
Franzensring (1870),
Franz Josefs-Quai (1858),
Friedrichstrasse (1860),
Führichgasse (1876),
Gauermanngasse (1870),
Giselastrasse (1861),
Gonzagagasse (1861),
Grillparzerstrasse (1873),
Hegelgasse (1865),
Helferstorferstrasse (1880),
Heinrichsgasse (1870),
Hessgasse (1870),
Himmelpfortgasse, verläng. (1863),
Hofgartenstrasse (1865),
Hohenstaufengasse (1870),
Hörlgasse (1870),
Jasomirgottstrasse (1876),
Johannesgasse, verläng. (1865),
Kantgasse (1865),
Kärntnerring (1861),
Kärntnerstrasse, verläng. (1861),
Kolingasse (1870),
Kolowratring (1862),
Künstlergasse (1865),
Landesgerichtsgasse (1873),
Liebenberggasse (1865),
Liebiggasse (1873),
Lichtenfelsstrasse (1873),
Lothringerstrasse (1860),
Maria Theresienstrasse (1870),
Magistratsstrasse (1873),
Marc Aurelstrasse (1886),
Maximilianstrasse (1861),
Maysedergasse (1876),
Morzinplatz (1888),
Museumstrasse (1870),
Neuthorgasse (1870),
Nibelungengasse (1865),
Operngasse (1861),
Opernring (1861),
Oppolzergasse (1876),
Parkring (1861),
Pestalozzigasse (1865),

Predigergasse (1854),
Rathhausstrasse (1873),
Reichsrathsplatz (1873),
Reichsrathsstrasse (1873),
Renngasse, veriäng. (1870),
Rudolfsplatz (1861),
Salzthorgasse (1861),
Schellinggasse (1869),
Schillergasse (1870),
Schillerplatz (1870),
Schottengasse, veriäng. (1860),
Schreivogelgasse (1875),
Schottenring (1870),
Schwarzenbergplatz (1867),
Stadiongasse (1873),
Stubenring (1867),
Tegetthoffstrasse (1877),
Universitätsstrasse (1873),
Volksgartenstrasse (1869),
Vorlaufgasse (1886),
Wallfischgasse (1861),
Wallfischplatz (1880),
Weihburggasse, veriäng. (1867),
Werderthorgasse (1864),
Wipplingerstrasse, veriäng. (1870),
Wollzeile, veriäng. (1865),
Zedlitzgasse (1865),
Zelinkagasse (1869).

B. Bezirk Leopoldstadt.

a) Brigittenau.

Bäuerlegasse (1876),
Brigittaplatz (1868),
Brigittagasse (1868),
Brigittenauerlände (1868),
Brünnergasse (1868),
Burghardtgasse (1868),
Dammstrasse (1852),
Denisgasse (1874),
Dietmayrgasse (1874),
Forsthausgasse (1868),
Freibadgasse (1868),
Gerhardusgasse (1866),
Giessmannstrasse (1867),
Greiseneckergasse (1867),
Hannovergasse (1868),
Heistergasse (1876),
Heinzelmanngasse (1885),
Hofergasse (1868),
Jacobgasse (1852),
Jägerstrasse (1852),
Kirchtagplatz (1868),
Kirchtaggasse (1868),
Klosterneuburgerstrasse (1867),
Kluckygasse (1885),
Kunzgasse (1876),
Leipzigerplatz (1868),
Leipzigerstrasse (1868),
Mathildengasse (1868),
Mathildenplatz (1868),
Othmargasse (1867),
Ottokargasse (1868),
Pappenheimgasse (1867),
Raphaelgasse (1867),
Rauscherstrasse (1867),
Sachsengasse (1868),
Sachsenplatz (1876),
Schwedengasse (1868),
Sporngasse (1867),
Staudingergasse (1885),
Straussgasse (1876),
Streffleurgasse (1879),
Stromgasse (1867),

Treustrasse (1868),
Wallensteinstrasse (1867),
Wallensteinplatz (1885),
Webergasse (1874),
Wenzelgasse (1867),
Wintergasse (1852),
Wolfsaugasse (1874),
Zrinygasse (1867).

b) Im Gebiete der Donauregulirung.

Bellegardegasse (1873),
Berchtoldgasse (1873),
Dresdnerstrasse (1877),
Erzherzog Karl-Platz (1884),
Harrachgasse (1873),
Handels-Quai (1884),
Jungmaisgasse (1873),
Kaisermühlendamm (1873),
Kaiserplatz (1884),
Leystrasse (1884),
Linnégasse (1873),
Marchfeldgasse (1876),
Mendelssohngasse (1873),
Schiffmühlenstrasse (1873),
Schüttaustrasse (1873),
Schüttauplatz (1873),
Sinagasse (1876).

c) Vorstädte Leopoldstadt und Jägerzeile.

Ausstellungsstrasse (1874),
Aloisgasse (1852),
Asperngasse (1862),
Blumauergasse (1874),
Brandgasse (1876),
Castellezgasse (1876),
Czerninplatz (1882),
Darwingasse (1872),
Emiliengasse (1876),
Engerthstrasse (1886),
Förstergasse (1886),
Gabelsbergergasse (1886),
Haasgasse (1885),
Halmgasse (1876),
Hedwiggasse (1865),
Helenengasse (1865),
Herminengasse (1868),
Hochstetterstrasse (1884),
Holzhausergasse (1872),
Josefinengasse (nach 1854),
Kaiser Josefstrasse (1874),
Klanggasse (1876),
Konradgasse (1854),
Kraftgasse (1885),
Kronprinz Rudolfstrasse (1884),
Lampigasse (1875),
Lessinggasse (1872),
Miesbachgasse (1852),
Mohrengasse kl. (1848),
Mühlfeldgasse (1872),
Nestroygasse (1867),
Nickelgasse (1872),
Nordbahnstrasse (1873),
Nordpolgasse (1875),
Nordwestbahnstrasse (1874),
Odeongasse (1864),
Ottokargasse (1867),
Paffrathgasse (1876),
Pazmanitengasse (1867),
Pfeffergasse (1862),
Pillersdorfgasse (1865),
Raimundgasse (1862),

Rembrandstrasse (1874),
Robertgasse (1862),
Rueppgasse (1870),
Scherzergasse (1875),
Scholzgasse (1873),
Schüttelstrasse (1876),
Schwemmgasse (1862),
Sellenygasse (1876),
Springergasse (1872),
Theresiengasse (1864),
Thiergartenstrasse (1876),
Thugutstrasse (1876),
Ulrichgasse (1852),
Valeriestrasse (1876),
Vereinsgasse (1862),
Volkertplatz (1872),
Volkertstrasse (1872),
Wasnergasse (1885),
Waldmüllergasse (1876),
Waschhausgasse (1862),
Wittelsbacherstrasse (1876),
Zwerggasse (1874).

C. Bezirk Landstrasse.

Adamsgasse (1862),
Arenberggasse (1862),
Arsenalweg (1862),
Bahnhofgasse, obere (1862),
Barichgasse, verlängerte (1877),
Barmherzigengasse (1877),
Bechardgasse (1874),
Blattgasse (1865),
Blattgasse, verlängerte (1879),
Blüthengasse (1865),
Boerhavegasse (1864),
Custozzagasse (1866),
Czapkagasse (1881),
Dianagasse (1862),
Diesslergasse (1875),
Hansalgasse (1886),
Geologengasse (1876),
Geusaugasse (1876),
Göllergasse (1874),
Hagenmüllergasse (1874),
Hainburgergasse (1883),
Haidingergasse (1874),
Hiessgasse (1876),
Hörnesgasse (1876),
Jaquingasse (1875),
Kleistgasse (1877),
Kolonitzgasse (1865),
Kolonitzplatz (1873),
Krieglergasse (1855),
Kübeckgasse (1876),
Lagergasse (1855),
Lissagasse (1866),
Löwenherzgasse (1874),
Lorbeergasse (1862),
Lorbeergasse, verlängerte (1878),
Lustgasse (1862),
Matthäusgasse (1862),
Mechelgasse (1875),
Messenhausergasse (1872),
Metternichgasse (1871),
Michaelgasse (1862),
Mohsgasse (1865),
Oetzeltgasse (1855),
Ottogasse (1862),
Parkgasse (1854),
Parkgasse, verlängerte (1885),
Radetzkystrasse (1862),
Richardgasse (1871),
Schirchgasse (1888),
Schützengasse (1866),
Schwalbengasse (1862),
Seidlgasse (1876),

Sofienbrückengasse (1876),
Stammgasse (1865),
Stanislausgasse (1862),
Uchatiusgasse (1881),
Veithgasse (1878),
Viaductgasse, obere (1862),
Viaductgasse, untere (1862),
Zuckergasse (1862).

D. Bezirk Wieden.

Alleegasse, untere (1875 vereinigt mit der Sofiengasse),
Antonburggasse (1876),
Apfelgasse (1873),
Frankenberggasse (1873),
Gusshausstrasse (1873),
Hechtengasse (1854),
Klagbaumgasse, verläng. (1876),
Leitgebgasse (1875),
Leibenfrostgasse (1875),
Mostgasse (1876),
Phorusgasse (1875),
Phorusplatz (1875),
Resselgasse (1862),
Rubensgasse (1876),
Schwindgasse (1874),
Waltergasse (1852),
Wiedner Gürtel (1882).

E. Bezirk Margarethen.

Amtshausgasse, obere (1872 verlängert),
Arbeitergasse (1871),
Bachergasse (1871),
Bacherplatz 1871),
Brandmayergasse (1875),
Castelligasse (1873),
Dampfgasse (1862),
Diehlgasse (1878),
Einsiedlerplatz (1872),
Embelgasse (1875),
Fendigasse (1875),
Fockygasse (1875),
Gassergasse (1875),
Flussgasse (1863),
Grüngasse (nach 1854),
Heinegasse (1877),
Herthergasse (1875),
Högelmüllergasse (1875),
Hundsthurmerplatz (1886),
Jahngasse (1877),
Kliebergasse (1879),
Kompertgasse (1888),
Lainzerstrasse (1875),
Leitgebgasse (1875),
Margarethen Gürtel (1881),
Michalowitzgasse (1887),
Nevillegasse (1862),
Oppelgasse (1875),
Raingasse (1869),
Rüdigergasse (nach 1854),
Schallergasse (1875),
Schwarzhorngasse (1875),
Siebenbrunnenfeld (1853),
Skalagasse (1888),
Steggasse (nach 1854),
Steinbauergasse (1875),
Stollberggasse (1877),
Storkgasse (1875),
Tichtelgasse (1875),

Wimmergasse (1875),
Wolfganggasse (1875),
Zentagasse (1866),
Zeinlhofergasse (1887),
Zeuggasse (nach 1854).

F. Bezirk Mariahilf.

Amerlingstrasse (1877),
Anilingasse (1865),
Blümelgasse (1887),
Chwallagasse (1887),
Corneliusgasse (1867),
Damböckgasse (1886),
Engelgasse (1860),
Fallgasse (1867),
Fügergasse (1876),
Garbesgasse (1852),
Grasgasse (1862),
Hornbostelgasse (nach 1854),
Kollergerngasse (1870),
Kopernikusgasse (1867),
Kurzgasse (1862),
Rahlgasse (1866),
Schwarzgasse (1869),
Sonnenuhrgasse (1875),
Spoerlingasse (1864),
Theobaldgasse (1862),
Thurnburggasse (1862).

G. Bezirk Neubau.

Apollogasse (1876),
Brücklgasse (1870),
Mentergasse (1876),
Neubaugasse, verlängerte (1858).

H. Bezirk Josefstadt.

Daungasse (1862),
Haspingergasse (1865),
Langegasse, verlängerte (1865),
Lederergasse, verlängerte (1865),
Stolzenthalergasse (1857).

I. Bezirk Alsergrund.

Annagasse (1855),
Althanplatz (1875),
Bergstrasse (1858),
Bründlmühlgasse (1876),
Clusiusgasse (1876),
Dietrichsteingasse (1862),
Dreihackengasse (1870),
Ferstelgasse (1881),
Frankgasse (1875),
Galileigasse (1869),
Günthergasse (1875),
Harmoniegasse (1865),
Hebragasse (1886),
Klammergasse (1886),
Mauthnergasse (1852),
Maximilianplatz (1875),
Mosergasse (1874),
Müllnergasse (1886),
Pichlergasse (1883),
Prechtlgasse (1886),
Rögergasse (1876),
Rossauergasse, verlängerte (1849),

Rufgasse (1874),
Schlagergasse (1886),
Schlickgasse (1862),
Schlickplatz (1872),
Severingasse (1855),
Strasznitzkygasse (1886),
Stroheckgasse (1876),
Versorgungshausgasse (1866),
Viriotgasse (1872).

K. Bezirk Favoriten.

Absbergasse (1875),
Alpengasse (1865),
Alxingergasse (1875),
Bahnhofplatz (1863),
Buchenhaingasse (1872),
Bürgergasse (1872),
Bürgerplatz (1872),
Columbusgasse (1864),
Columbusplatz (1864),
Davidgasse (1875),
Eckertgasse (1875),
Erlachgasse (1864),
Erlachplatz (1875),
Ettenreichgasse (1875),
Eugengasse (1864),
Eugenplatz (1871),
Fernkorngasse (1880),
Galileigasse (1870),
Gellertgasse (1872),
Gellertplatz (1875),
Glückgasse (1864),
Göthegasse (1864),
Götzgasse (1862),
Gränzgasse (1864),
Hasengasse (1862),
Hausergasse (1875),
Hebbelgasse (1864),
Herndlgasse (1864),
Herzgasse (1875),
Humboldtgasse (1864),
Humboldtplatz (1864),
Inzersdorferstrasse (1875),
Johannitergasse (1860),
Karmarschgasse (1880),
Katharinengasse (1854),
Keplergasse (nach 1854),
Keplerplatz (1871),
Kudlichgasse (1872),
Kühberggasse (1872),
Laaerstrasse (1868),
Leimäckergasse (1875),
Landgutgasse (nach 1854),
Lannergasse (1864),
Leebgasse (1875),
Lehmgasse (1864),
Leibnitzgasse (1871),
Mannhartgasse (1870),
Muhrengasse (1875),
Neilreichgasse (1875),
Neusätzgasse (1872),
Ordengasse (1864),
Planetengasse (1860),
Puchsbaumgasse (1872),
Puchsbaumplatz (1875),
Quellengasse (1864),
Quellenplatz (1874),
Raaberbahngasse (nach 1854),
Rothenhofgasse (1875),
Schleiergasse (1864),
Schrankenberggasse (1875),
Schröttergasse (1875),
Sennfeldergasse (1871),
Siccardsburggasse (1875),
Simmeringerstrasse (1864).

Sonnenwendgasse (1864),
Staatsbahngasse (1875),
Staudiglgasse (1872),
Steudelgasse (1875),
Südbahnstrasse, hintere (1862),
Südbahnstrasse, vordere (1884),
Uhlandgasse (1864),
Van der Nüllgasse (1875),
Waldgasse (1864),
Weldengasse (1864),
Wielandgasse (1864),
Wielandplatz (1864).

II. Neuentstandene Gebäude.

Gebäude des kaiserlichen Hofes.

Hofburg. I. Erweiterung. (Beginn des Baues: 16. Jänner 1882.) A.: Karl Freiherr v. Hasenauer. B.: Union-Baugesellschaft. Die Kosten bestreitet der Stadterweiterungsfond. Ende 1887 betrugen letztere fl. 1,669.256.

Hofmuseen. I. Bis auf die innere Einrichtung und Ausschmückung vollendet. (Beginn des Baues 27. October 1871.) A.: Karl Freiherr v. Hasenauer und G. Semper. B.: Wiener Baugesellschaft und Ed. Kaiser. Steinmetzarbeiten in eigener Regie. Von den Bildhauern erwähnen wir: J. Benk, K. Costenoble, A. Düll, G. Friedl, J. Gasser, F. Pastell, H. Härtl, Ed. Helmer, O. König, K. Kundmann, F. Mitterlechner, V. Pilz, F. Pönninger, J. Silbernagl, J. Tautenhayn, V. Tilgner, R. Weyr. Die Kosten bestreitet der Stadterweiterungsfond. Ende 1887 betrugen letztere fl. 11,521,473.

Hofmarstall. VII. Hofstallstrasse. (1852.) A. und B.: L. Mayr.

Staatsgebäude der gemeinsamen Ministerien.

Ministerium des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses. I. Ballplatz. Zubau (1883). A.: L. Ritter v. Zettl. B.: Sturany. Kosten: fl. 180.000.

Arsenal. X. (8. Mai 1856 Schlusssteinlegung.) A.: Ludwig Förster, Theophil Freiherr v. Hansen, E. van der Nüll, Karl Rösner und v. Siccardsburg. Der Grundstein wurde am 21. Juli 1849 gelegt. Am 10. Juli 1863 fand die Schlusssteinlegung zu der von Hansen erbauten Ruhmeshalle statt. Das Treppenhaus derselben schmückte Karl Rahl, die oberen Säle Karl Blaas mit Gemälden. Kosten (ohne Grundankauf): fl 9,400.000.

Landes-Generalcommando. I. Universitätsstrasse. (October 1874 vollendet.) A.: Ritter v. Doderer, B.: Eduard Kaiser.

Gebäude des technischen und administrativen Militär-Comité. VI. Getreidemarkt. (März 1864 vollendet.) A. Hauptmann L. Weeger. Kosten: fl. 380.000.

Kriegsschule. VI. Dreihufeisengasse 4. (28. August 1865 vollendet, 31. August 1873 erweitert.) A.: Hauptmann L. Weeger. B.: J. Ram. Kosten: fl. 370.000.

Franz Josephskaserne. I. Stubenring. (25. Juli 1857 vollendet.) Das Thor, ein Ueberrest der Stadtbefestigung, wurde 1852 vollendet. A.: Ober-Ingenieur C. Rziwnatz. Hauptleute: K. Pilhal, A. v. Bäumen und A. Romano. B.: Oetzelt und Dornacher. Kosten: fl. 3,460.000.

Rudolphskaserne. I. Maria Theresiastrasse. (17. August 1870 vollendet.) A.: Oberst Pilhal. B.: Josef Zeller und J. Stier. Kosten: fl. 3,400.000.

Stiftskaserne. Umbau des Mosertractes VII. Mariahilferstrasse. (10. November 1875 vollendet.) A.: August Schweigl. Kosten: fl. 1,100.000.

Militär-Verpflegs-Gebäude in der Leopoldstadt. (1864 bis 1873 erbaut.) A.: Hauptmann Gustav Edler v. Lilienheim, Jos. Kostersitz und Emil Ambrozy. B.: Zeller und Stier. Kosten: fl. 1,925.000.

Garnisonsspital Nr. 1 im Bezirke Alservorstadt. (Juni 1877.) A.: Oberstlieutenant Theodor Kadarz. B.: Heinrich Irko. Kosten: fl. 691.000.

Infanteriekaserne. III. Rennweg. (7. August 1882.) A.: Hauptmann A. Schlossarek. B.: G. Dembsky. Kosten: fl. 312.000.

Gebäude des diplomatischen Corps.

Palast der grossbritannischen Botschaft sammt Capelle. III. Metternichgasse 6. (1875—1876.) A.: V. Rumpelmayer. B.: H. R. v. Förster. Kosten: fl. 248.000.

Palais der deutschen Botschaft. III. Richardgasse 5. (1879.) A.: V. Rumpelmayer. B.: Ferd. Deym und F. Olbricht. Kosten: fl. 600.000.

Staatsgebäude für Zwecke der Verwaltung der österreichischen Reichshälfte.

Reichsrath. I. Burgring. (4. December 1883 eröffnet.) A.: Th. Freiherr v. Hansen. B.: Union-Baugesellschaft. Bildhauer: Quadrigen von V. Pilz; grosse Giebelgruppe von E. Hellmer; kleine

Giebelgruppen von J. Benk und H. Härdtl; Karyatiden der Unterfahrten von V. Pilz und J. Benk; Friese und Statuen der Attika von 32 verschiedenen Bildhauern; Bilderfries im Sitzungssaale des Herrenhauses von Chr. Griepenkerl und in jenem des Abgeordnetenhauses von Aug. Eisenmenger. Kosten: fl. 6,900.000.

Handelsministerium. I. Dominikanerplatz. (1851.) A. Paul Sprenger. Kosten: fl. 232.977.

Justizpalast. I. Reichsrathsplatz. (22. Mai 1881 Schlusssteinlegung.) A.: A. v. Wielemans. B.: Union-Baugesellschaft. Figurale Bildhauerarbeiten von E. Hellmer und E. Pendl. Ornamentale Bildhauerarbeiten von J. Pokorny, J. Szyly, Ausleitner und J. Glieber, Malerei von den Gebrüdern Jobst und P. Isella. Kosten: fl. 2,848.650.

Ackerbauministerium. I. Liebiggasse. (1883 vollendet.) A.: Emanuel v. Trojan.

Staats-Telegraphen-Direction. I. verlängerte Wipplingerstrasse. (Mai 1874 vollendet.) A.: Winterhalder. B.: Ed. Kaiser. Kosten: fl. 704.028.

Polizei-Direction. I. Schottenring. (1873 erbaut.) Als Hôtel gebaut. A.: Clauss & Gross. B.: Ringer.

Schwurgerichtsgebäude. VIII. Alserstrasse. (14. October 1878 eröffnet.) Zubau zum Landesgerichtsgebäude. Erbaut von der Allg. österr. Baugesellschaft.

Filiale des k. k. Versatzamtes. VIII. Feldgasse 6 und 8. (1885 erbaut.) Nach Plänen der technischen Abtheilung des Ministeriums des Innern. B.: A. Schuhmacher.

Hauptzollamt. III. Zollamtsstrasse. Zubau. (1884 erbaut.) A.: Friedr. Setz. B.: Ferd. Dehm und Olbricht. Kosten: fl. 394.699.

KATHOLISCHE KIRCHEN.

Metropolitankirche zu St. Stephan. I. Stephansplatz. Beginn der Restauration des Aeusseren im Jahre 1853 mit dem Ausbau der Giebel der nördlichen und südlichen Seitenfaçaden. Beendigung der ersteren im Jahre 1880. Beginn der Restauration des Inneren im Jahre 1881; diese war Ende 1887 noch nicht abgeschlossen. Dombaumeister: Leopold Ernst von 1853 bis 1863; Dombaumeister Friedr. Freih. v. Schmidt seit 1863. Die Kosten der Restauration bestritten von 1853 bis 1856 die Gemeinde, von 1857 bis 1880 der Staat und die Gemeinde durch Jahresbeiträge und seit 1880 der Wiener Dombauverein mit Unterstützung des Kaisers, des Staates und der Ge-

meinde. — Einweihung eines Votivaltars in der restaurirten Barbaracapelle am 24. April 1854 nach Plänen der Architekten Stache und Ferstel. Statuen von Jos. Gasser. Altarbilder von K. Blaas und K. Geiger. In den Jahren 1860 bis 1866 begann die Ausschmückung des Domes mit neuen Glasmalereien, wozu die Gemeinde durch Herstellung von vier Fenstern in dem südlichen Seitenschiffe die Veranlassung gab. Durch Stifter wurden seither die meisten Fenster mit neuen Glasgemälden ausgestattet.

Heilands- (Votiv-) Kirche. I. Maximilianplatz. (24. April 1856 Grundsteinlegung und 24. April 1879 Einweihung.) A.: Heinrich Freih. v. Ferstel. B.: Josef Kranner und Heinrich Riewel. Bildhauerarbeiten: J. Bauer, J. Benk, F. Dietrich, J. Erler, J. Gasser, J. Glieber, P. Kastlunger, F. Melnitzky, Oberegger, S. Preleuthner, Purghartshofer, A. Schmidgruber, Streschnak, V. Tilgner. Wandmalereien von den Gebrüdern Jobst, F. Laufberger und A. von Wörndle. Cartons zu den Glasmalereien von J. Führich, K. Geiger, A. und F. Jobst, F. Laufberger, L. Meyer, M. Rieser, F. Sequens, v. Steinle, M. Trenkwald. Ausführung der Glasmalereien von G. Geyling in Wien, Neuhauser in Innsbruck und K. Kratzmann in Pesth. Orgel von F. Walcker & Co. in Ludwigsburg. Emails des Hauptaltaraufsatzes von J. Chadt und Bronzearbeiten von Brix und Anders. Schlosserarbeiten von J. Milde, L. Wilhelm und J. Gridl. Glocken von J. Hilzer in Wiener-Neustadt. Kosten: fl. 4,035.500. Im Wege der Sammlung wurden subscribirt fl. 1,676-582; Beiträge: des Staates fl. 690.000, des Stadterweiterungsfondes fl. 940.000 und der Gemeinde Wien fl. 250.000.

Pfarrkirche zur heil. Brigitta. II. Brigittaplatz. (31. Mai 1874 Einweihung.) A.: Friedr. Freih. v. Schmidt. B.: Eduard Kaiser. Bildhauer Erler. Malereien von F. und A. Probst. Fries im Presbyterium von L. Mayer. Erbaut vom Staate. Kosten: fl. 320.866.

Pfarrkirche zum heil. Othmar. III. Löwengasse. (24. August 1873 Einweihung.) A.: Friedr. Freiherr v. Schmidt. B.: J. Hlawka. Figuren von F. Melnitzky. Wandmalereien und Tafelgemälde von F. und A. Jobst. Glasmalereien von Neuhauser in Innsbruck. Erbaut von der Gemeinde mit Beiträgen des Fürsterzbischofs Cardinals Rauscher. Kosten: fl. 687.600.

Kirche im Kloster zum heil. Herzen Jesu. III. Rennweg 31. (31. October 1877 Einweihung.) A.: Zehentgruber. B.: Haas aus Wien, Bildhauerarb. von Pauer aus Prag. Altarbilder von Steinle in Frankfurt a. M. und von Plank in Wien. Kosten: fl. 70.000.

Pfarrkirche zur heil. Elisabeth. IV. Karolinenplatz. (19. November 1866 Einweihung.) A.: J. Bergmann. B.: J. Frauenfeld und Ed. Kaiser. Tafelgemälde von K. Dobyaschofsky und S. Kessler. Erbaut vom Staate. Kosten: fl. 503.867.

Pfarrkirche zu den heil. sieben Zufluchten. VII. Lerchenfelderstrasse. (29. September 1861 Einweihung.) A.: A. Müller. Figuren des Hauptportales von Jos. Gasser und Preleuthner. Ornamentale Ausschmückung des Inneren von E. van der Nüll. Fresken des Inneren von Binder, K. Blaas, Dobyaschofsky, E. v. Engerth, S. Führich, L. Kupelwieser, K. Mayer und Schönmann. Der Pfarrhof nach Plänen von J. Fiedler und Fr. Freih. v. Schmidt. Erbaut vom Staate. Kosten: fl. 752.608.

Kirche zum heil. Vincenz und Paul der Lazzaristen. VII. Kaiserstrasse 1. (8. December 1862 Einweihung.) A.: Fr. Freih. v. Schmidt. B.: Josef Hlawka. Steinmetzmeister: Ed. Hauser. Bildhauerarbeiten von Joh. Holzmann. Malereien von Joh. Klein und Abondio Isella. Orgel von M. Mauracher in Salzburg.

Kirche zu Maria Schutz der armenischen Mechitharisten-Congregation. VII. Neustiftgasse. (15. August 1874 Einweihung.) A.: C. Sitte. B.: Ph. Theiss, Bildhauer: J. Hutterer und Leimer. Kosten: fl. 50.000.

Pfarrkirche zum heil. Johann Evangelist. X. Himbergerstrasse. (8. October 1876 Einweihung.) A.: J. Bergmann. Figurale Bildhauerarbeiten von R. Safank, Fritsch und Reitner. Ornamentale Bildhauerarbeiten von K. Völkel. Malereien: Altarblätter von Blaas, J. Ernst, A. Mayer und K. Geiger. Frescogemälde von Staudinger. Erbaut vom Staate. Kosten: fl. 341.226.

Ausserdem erbauten noch mehrere Klöster und humanitäre Institute kleinere Kirchen und Capellen.

Kirchen anderer christlicher Pfarrgemeinden.

Kirche der evangelischen Pfarrgemeinde. VI. Gumpendorferstrasse. (7. Jänner 1849 Einweihung.) A.: L. Förster und Th. Freih. v. Hansen. B.: J. Leimer. Kosten: fl. 123.340.

Capelle der evangelischen Pfarrgemeinde in deren Friedhof in Matzleinsdorf. (1858 eingeweiht.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: Ed. Frauenfeld. Frescobild des Portales von K. Rahl. Kosten: fl. 91.240.

Pfarr- und Schulhaus der nicht unirten Griechen. I. Am Alten Fleischmarkt. (1860.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: Ed.

Frauenfeld. Bilder der Façade von K. Rahl, des Vestibule von Ed. Bitterlich und A. Eisenmenger und des Inneren von A. Thiersch in München. Kosten: fl. 80.000.

Synagogen der israelitischen Cultusgemeinde.

Synagoge. II. Tempelgasse. (15. Juni 1858 Einweihung.) A.: L. Förster. B.: Franz Halmschläger. Bildhauerarbeiten von Ant. Wasserburger. Malerarbeiten von Pruckner und Magistris. Kosten: fl. 384.000.

Synagoge. VI. Schmalzhofgasse 3. (1884.) A.: Max Fleischer. B.: Jos. Kunst sen. Bildhauerarbeiten von Jul. Prasdorfer. Malereien von den Gebrüdern Jobst. Glasmalereien von J. Geyling. Kosten: fl. 123.000.

Gemeindegebäude für allgemeine Zwecke der Verwaltung.

Altes Rathhaus. I. Wipplingerstrasse. Zubau des Gemeinderathssaales (10. Februar 1853 Eröffnung). A.: Ferd. Fellner. Plastische Decke und Karyatiden von Hans Gasser. Standbilder der Austria und Vindobona von Rammelmayer. Glasmalerei von R. Geyling. Büste Kaiser Franz Joseph I. von F. Bauer. Kosten: fl. 97.490.

Neues Rathhaus. I. Reichsrathstrasse. (Tag der Grundsteinlegung 14. Juni 1873, jener der Schlusssteinlegung: 12. September 1883.) Das Gebäude war am Tage der Schlusssteinlegung baulich noch nicht vollendet. Die erste Sitzung des Gemeinderathes wurde am 23. Juni 1885 abgehalten. A.: Friedr. Freih. v. Schmidt. B.: Union-Baugesellschaft. Figuren des Haupteinganges von F. Gastell. Die Reliefs über demselben von K. Kundmann, A. Zumbusch und Jos. Gasser. Statuen am Erker des grossen Hofes von J. Bayer. Die Figuren an dem obersten Stockwerke der Façaden von 18 verschiedenen Bildhauern. Die Standbilder im grossen Festsaale von J. Benk, W. David, F. Erler, v. Tilgner und Ant. Wagner. Ornamentale Bildhauerarbeiten von J. Pokorny. Frescogemälde des Gemeinderathssaales von L. Mayer. Die Steinmetzarbeiten wurden in der Regie der Gemeinde ausgeführt. Kosten (Ende 1886): fl. 12,645.380.

Gemeindehäuser der Bezirke.

Landstrasse. III. (5. October 1882 eröffnet.) Kosten: fl. 154.230.

Wieden. IV. (5. Mai 1866 eröffnet.) A.: Fröhlich. Kosten: fl. 171.390.

Margarethen. V. (31. Jänner 1867 eröffnet.) A.: Fröhlich. Kosten: fl. 112.540.

Alsergrund. IX. (1. September 1871 eröffnet.) Kosten: fl. 128.557.

Favoriten. X. (16. Jänner 1883 eröffnet.) Kosten: fl. 167.020.

(Die Gemeindehäuser der Bezirke Landstrasse, Neubau, Josefstadt, Alsergrund und Favoriten wurden nach Plänen des Bauamtes ausgeführt.)

Gebäude für Zwecke des öffentlichen Unterrichtes.

a) Vom Staate erbaut.

Universität. I. Franzensring. (11. October 1884 eröffnet.) A.: H. Freih. v. Ferstel und Karl Köchlin. B.: Ed. Kaiser. Bildhauer: K. Zumbusch und Tautenhayn. Maler: A. Eisenmenger. Kosten: fl. 7,678.000. Andere Daten standen nicht zu Gebote.

Akademie der bildenden Künste. I. Schillerplatz. (3. April 1877 eröffnet.) A.: Th. v. Hansen. B.: Union-Baugesellschaft. Die Reliefs an der Hauptfaçade von Dill. Die Statuen auf den vier mittleren Säulen der Façade von Melnitzky. Statuen der Ecksäulen von Pilz. Statuen in den Nischen von Schülern der Akademie, Fresken an der Façade von Eisenmenger und seinen Schülern. Kosten: fl. 1,850.000.

Sternwarte an der Wiener Universität. Währing, Spöttelgasse. (5. Juni 1883 eröffnet.) A.: Fellner und Helmer. Kosten: fl. 597.000.

Chemisches Laboratorium der Universität. IX. Währingerstrasse 10. (Herbst 1871 vollendet.) A.: Heinr. Freih. v. Ferstel. Bildhauerarbeiten von Pokorny. Ornamentale Malerei von J. Schönbrunner. Kosten: fl. 670.000.

Anatomische Anstalt. IX. Währingerstrasse 11. (11. October 1886 eröffnet.) A.: Avanzo und Lange. B.: Hofbauer. Kosten: fl. 480.000.

Pathologische Anstalt des Allgemeinen Krankenhauses. IX. Spitalgasse. (1860.) A.: Zettl. B.: F. Schebeck. Kosten des zweiten Stockwerkes und des Zubaues: fl. 194.788.

Oesterreichisches Museum für Kunst und Industrie und Kunstgewerbeschule. I. Stubenring. (4. November 1871 eröffnet.) A.: Heinr. Freih. v. Ferstel. B.: Ed. Kaiser. Figurale Arbeiten von F. Melnitzky, O. König und Jos. Pokorny. Figurenmalerei von A. Eisenmenger und Ferd. Laufberger. Ornamentale Malereien von Isella und Schönbrunner. Eröffnung der Kunstgewerbeschule im Jahre 1876. Kosten: fl. 770.000.

Akademisches Gymnasium. I. Christinengasse 6. (17. October 1866 eröffnet.) A.: F. Freih. v. Schmidt. Statuen von Schmidgruber. Gemälde des Prüfungssaales von K. Trenkwald. Kosten: fl. 527.546.

Staats-Oberrealschule. II. Vereinsgasse 21. (1875 erbaut.) A.: F. Schmidt. B.: Union-Baugesellschaft. Kosten: fl. 532.430.

Staats-Gymnasium. II. Taborstrasse 27. (11. October 1877 eröffnet.)

Staats-Gymnasium. IX. Wasagasse 10. (16. October 1871 eröffnet.) A.: H. Freih. v. Ferstel. Erbaut aus dem Stadterweiterungsfonde. Kosten: fl. 461.012.

Staats-Oberrealschule. VII. Neustiftgasse 95. (15. Mai 1874 eröffnet.) A.: K. Sattler. B.: Sturany. Kosten: fl. 450.000.

Officierstöchter-Institut in Hernals. Zubau. (29. December 1877.) A.: A. R. v. Bergmüller und E. Schweigl. B.: Groyer. Kosten: fl. 459.000.

Civil-Mädchen-Pensionat. VIII. Josefstädterstrasse 41. Zubau. (1878.) A.: Krombholz und Wachler. B.: Union-Baugesellschaft.

Staats-Lehrerinnen-Bildungsanstalt. I. Hegelgasse 14. (3. October 1885 eröffnet.) A.: Avanzo und Lange. Kosten: fl. 800.000.

Staats-Lehrer-Bildungsanstalt. III. Geusaugasse 4. (15. September 1877 eröffnet.) A.: Joh. Madritka. B.: Joh. Reichardt. Kosten: fl. 227.910.

b) Von der Gemeinde erbaut:

Oberrealschule. I. Hessgasse 4. (18. September 1877 eröffnet.) Erbaut vom Stadtbauamte. Kosten: fl. 238.240.

Real- und Obergymnasium. (1879 vollendet.) II. Kleine Sperlgasse 2. Erbaut vom Stadtbauamte. Kosten: fl. 239.550.

Oberrealschule. IV. Waltergasse 7. (19. November 1855 eröffnet.) A.: Ferd. Fellner. Kosten: fl. 237.000.

Oberrealschule. VI. Marchettigasse 3. (19. September 1881 eröffnet.) A.: Siebreich. Kosten: fl. 237.960.

Real-Obergymnasium. VI. Mariahilferstrasse 73. Erweiterung des Gebäudes. (1879.) Kosten: fl. 106.470.

Städtisches Lehrer-Pädagogium. I. Fichtegasse 3. (September 1871 eröffnet.) A.: J. Haussmann. Kosten: fl. 284.350.

Ausserdem wurden von der Gemeinde in dem Zeitraume von 1861 bis 1887 72 Gebäude für Volks- und Bürgerschulen, darunter ein Theil Doppelschulen für Knaben und Mädchen, nach Plänen

des Stadtbauamtes neu ausgeführt. Zu sieben schon vorhandenen Gebäuden wurden Zubauten gemacht. Die Kosten sämmtlicher Bauten für Volksschulzwecke waren fl. 8,834.270.

c) Von Privat-Corporationen erbaut:

Handels-Akademie. I. Akademiestrasse. (12. October 1862 eröffnet.) A.: F. Fellner. Figuren an der Façade von Cesar. Kosten: fl. 452.110.

Conservatorium für Musik und darstellende Kunst der Gesellschaft der Musikfreunde. I. Künstlergasse 3. (5. Jänner 1870 Schlusssteinlegung.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: H. R. v. Förster und Ant. Dietrich. Giebelgruppe von F. Melnitzky. Statuen der Componisten an der Façade von V. Pilz. Deckengemälde des Saales von Eisenmenger. Kosten: fl. 1,040.360.

Bildungs- und Fachschule des Wiener Frauen-Erwerbvereines. VI. Rahlgasse 4. (11. October 1874 eröffnet.) A.: Ladislaus v. Mojsisovics. Kosten: fl. 220.000.

Technologisches Gewerbemuseum des n.-ö. Gewerbevereines. IX. Währingerstrasse 59. (1879.) Das Gebäude war früher ein Bestandtheil der Sigl'schen Maschinenfabrik.

Schulhaus der evangelischen Gemeinde. IV. Technikerstrasse. (5. Juni 1862 Schlusssteinlegung.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: Karl Lütge. Statuen des Portales von V. Pilz. Kosten: fl. 326.140.

Oesterr. israel. Taubstummen-Institut. III. Rudolfsgasse 22.

Israel. Blinden-Institut in Heiligenstadt 32. (1. December 1872 Schlusssteinlegung.) A.: W. Stiassny. B.: A. Schegar.

Nebstdem erbauten die evangelische Cultusgemeinde und die israelitische Cultusgemeinde Volksschulen.

Theater.

Hofoperntheater. I. Opernring. (25. Mai 1869 Eröffnung.) A.: E. van der Nüll und A. v. Siccardsburg. B.: J. Hlawka. Grössere Bildhauerarbeiten von V. Pilz, H. Gasser, Bauer und Hähnel. Malereien von Rahl, Griepenkerl, Bitterlich, Swoboda, Geiger, Dobyaschofsky, Rieser und Zimmermann. Malerei im kaiserl. Foyer von Ed. v. Engerth und jene in der Loggia von M. v. Schwind. Die Kosten bestritt der Stadterweiterungsfond; diese beliefen sich auf fl. 6,117.541.

Hofburgtheater. I. Franzensring. (24. November 1874 begonnen. 14. October 1888 eröffnet.) A.: Karl Freih. v. Hasenauer. B.: Schieder. Bildhauerarbeiten von: J. Bayer, J. Benk, K. Costenoble, A. Drill, J. Fritsch, E. Hofmann, J. Kalmsteiner, R. Kauffungen, F. Koch, O. König, J. Last, J. Pechan, E. Pendl, J. Silbernagel, V. Tilgner, P. Wagner, Rudolf Weyr. Malereien: von Burghart, H. Charlemont, J. Fux, K. Eisenmenger, K. Geiger, V. Hynais, K. Karger, Gebrüdern Klimt und Matsch. Die Kosten bestreitet der Stadterweiterungsfond; dieselben betrugen bis Ende 1887: fl. 6,360.667.

Hoftheater-Decorationen-Dépôt. VI. Dreihufeisengasse 8. (Begonnen: 5. April 1875. Vollendet: 10. Juli 1877.) A.: K. Freih. v. Hasenauer. Kosten: fl. 689.748.

Stadttheater. I. Seilerstätte. (15. September 1872 eröffnet.) A.: F. Fellner. B.: Ed. Kaiser. Figuren an der Aussenseite von Melnitzky. Deckengemälde des Zuschauerraumes von Schwemminger. Das Theater brannte am 16. Mai 1884 ab und wurde von Ronacher in das am 21. April 1888 eröffnete Vergnügungs-Etablissement umgestaltet. Kosten des neuen Etablissements: fl. 1,400.000.

Komische Oper (Ringtheater). I. Schottenring. (17. Jänner 1874 eröffnet.) A.: Emil R. v. Förster. B.: Wiener Bauverein. Bildhauerarbeiten von E. Hellmer, S. Schönfeld, Schroffl und F. Steger. Malerei des Plafonds von Ig. Schönbrunner. Kosten: fl. 930.000. Das Theater brannte am 8. December 1881 ab. An dessen Stelle erhebt sich heute das vom Kaiser gestiftete Sühnhaus, erbaut von Friedr. Freih. v. Schmidt.

Treumann-Theater (prov.). I. Franz Josephs-Quai. Niedergebrannt am 8. Juni 1863.

Deutsches Volkstheater. VII. Hofstallstrasse. (1888.) A.: Fellner und Helmer. Im Bau.

Harmonietheater. IX. Harmoniegasse. (20. Jänner 1866 eröffnet.) A.: Weiss und Drasche. Wurde im August 1868 in das »Orpheum« umgestaltet.

Oeffentliche Denkmale.

Reiterstatue des Erzherzogs Karl am äusseren Burgplatz. (12. Jänner 1863 enthüllt.) Von Kaiser Franz Joseph I. errichtet. Bildhauer: R. v. Fernkorn. Kosten: fl. 294.378. (Zum Gusse wurden 350 Centner Kanonenmetall aus dem Arsenale unentgeltlich überlassen.)

Reiterstatue des Prinzen Eugen am äusseren Burgplatz. (13. October 1865 enthüllt.) Vom Kaiser Franz Joseph I. errichtet. Bildhauer: R. v. Fernkorn. Kosten: fl. 310.953. (Zum Gusse wurden 448 Centner Kanonenmetall aus dem Arsenale unentgeltlich überlassen.)

Donauweibchen (Brunnendenkmal). Stadtpark. (30. September 1865 enthüllt.) Von der Gemeinde errichtet. Bildhauer: Hanns Gasser. Kosten: fl. 5690.

Brunnen an der Augustiner-Rampe. (24. December 1869 enthüllt.) Aus dem Stadterweiterungsfonde errichtet. A.: M. R. v. Löhr. Bildhauer: J. Meixner. Kosten: fl. 160.262.

Reiterstatue des Fürsten Karl Schwarzenberg. I. am Schwarzenbergplatz. (20. October 1867 enthüllt.) Vom Kaiser Franz Joseph I. errichtet. Bildhauer: F. Hähnel. Kosten: fl. 15.000 preuss. Reichsthaler und fl. 67.854 ö. W. (Zum Gusse wurden 200 Centner Kanonenmetall aus dem Arsenale unentgeltlich überlassen.)

Schubert-Denkmal im Stadtpark. (15. Mai 1872 enthüllt.) Vom Wiener Männergesang-Vereine errichtet. Bildhauer: K. Kundmann. Kosten: fl. 26.700.

Schiller-Standbild am Schillerplatz. (10. November 1876 enthüllt.) Vom Schiller-Comité errichtet. Bildhauer: Schilling in Dresden.

Zelinka-Büste. Im Stadtpark. (3. Mai 1877 enthüllt.) Vom Verein der Fortschrittsfreunde der inneren Stadt errichtet. Bildhauer: F. Pönninger.

Beethoven-Standbild. I. am Beethovenplatz. (1. Mai 1880 enthüllt.) Von Verehrern des Tondichters errichtet. Bildhauer: K. Zumbusch. Kosten: fl. 95.000.

Maria Theresien-Denkmal. I. vor den k. Museen. (13. Mai 1888.) Errichtet aus dem Stadterweiterungsfonde. Architektur v. K. Freih. v. Hasenauer. Bildhauer: K. Zumbusch. Kosten: fl. 820.000.

Grillparzer-Standbild. I. im Volksgarten. Wird im Jahre 1889 aufgestellt. Von Verehrern des Dichters errichtet. Bildhauer: R. Weyr.

Tegetthoff-Denkmal. II. Praterstern. (October 1886.) Von einem hierzu gebildeten Comité errichtet. Bildhauer: K. Kundmann. Kosten: fl. 248.727.

Ressel-Standbild. IV. Technikerstrasse. (18. Jänner 1863.) Von einem hierzu gebildeten Comité errichtet. Bildhauer: Ritter v. Fernkorn.

Gänsemädchen. (Brunnendenkmal.) VI. Rahlstiege. Von der Gemeinde errichtet. Bildhauer: J. Wagner. Das Denkmal wurde im Jahre 1865 für den Brunnen auf der Brandstätte ausgeführt. Nach Verbauung der letzteren kam das Denkmal im Jahre 1879 vor die Pfarrkirche in Mariahilf und nach der Aufstellung des Haydn-Denkmales daselbst (1887) auf seinen gegenwärtigen Standort.

Haydn-Standbild. VI. Mariahilferstrasse (31. Mai 1887 enthüllt.) Von Verehrern des Tondichters errichtet. Bildhauer: H. Natter. Kosten: fl. 14.000.

Brücken.

a) Ueber den Hauptstrom der Donau.

Eisenbahnbrücke der österr. Staatseisenbahn-Gesellschaft bei Stadlau. (8. November 1870 eröffnet.) Ing.: C. v. Ruppert. Kosten: fl. 2,100.000.

Eisenbahnbrücke der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. II. (11. Februar 1874 eröffnet.)

Eisenbahnbrücke der Nordwestbahn. II. (Mai 1872 eröffnet.) Ing.: Morawitz. Kosten: fl. 1,671.000.

Kaiser Franz Josephsbrücke. II. (18. August 1874 eröffnet.) Aus dem Donauregulirungsfonde erbaut. Ing.: K. Hornbostel. Zu den Kosten dieser Brücke leistete die Gemeinde einen Beitrag von fl. 217.740, damit auch ein Gehweg hergestellt wurde. Gesammtkosten: fl. 2,462.000.

Kronprinz Rudolfs- (Reichs-) Brücke. II. (21. August 1876 eröffnet.) Vom Staate erbaut. Kosten: fl. 3,482.172.

b) Ueber den Donaucanal.

Franzenskettenbrücke. (2. September 1860 eröffnet.) Vom Staate erbaut. Ing.: F. Schnirch. Dieselbe wurde im Jahre 1884 nach einem Plane des A. de Serres umgebaut.

Aspernbrücke. (30. November 1864 eröffnet.) Aus dem Stadterweiterungsfonde erbaut. Ing.: Fillunger und Schnirch. Figuren der Stützpfeiler von F. Melnitzky. Kosten: fl. 383.563.

Brigittabrücke. (Ende December 1871 eröffnet.) Von der Gemeinde erbaut. Ing.: Köstlin und Battig. Kosten: fl. 288.680.

Sofienbrücke. (Ende Juli 1872 eröffnet.) Von der Gemeinde erbaut. Ing.: Köstlin und Battig. Kosten: fl. 323.990.

Donaucanalbrücke der Staatseisenbahn. Bei Stadlau. (1870.) Kosten: fl. 184.500.

Kaiser Josefsbrücke. (1873 eröffnet.) Von der Gemeinde erbaut. Nach Plänen der Firma Fives Lille. Kosten: fl. 244.450.

Augartenbrücke. (6. Juni 1873 eröffnet.) Von der Gemeinde erbaut. Ing.: Baurath: F. Paul. Kosten: fl. 401.930.

Stefaniebrücke (15. Mai 1886 eröffnet.) Von der Gemeinde erbaut. A.: Hieser und Liss. Kosten: fl. 568.890.

c) Ueber den Wienfluss.

(Sämmtliche Brücken wurden von der Gemeinde erbaut.)

Elisabethbrücke. (23. April 1854 eröffnet.) A.: Ludwig Förster. Kosten: fl. 431.460. Die Brücke wurde vom älteren Wiener Kunstverein mit acht Standbildern geschmückt, deren Ausführung den Bildhauern: Cesar, Fessler, Jos. Gasser, H. Gasser, F. Melnitzky. V. Pilz, Preleuthner und J. Purkartshofer übertragen wurde. Die Aufstellung der Standbilder erfolgte 19. November 1867.

Radetzkybrücke. (16. October 1855 eröffnet.) Ing.: J. H. Mack. Kosten: fl. 406.340.

Schwarzenbergbrücke. (11. November 1853 eröffnet.) Ing.: Hornbostel und Kuhn. Kosten: fl. 307.760.

Nevillebrüccke. (1856.) Ing.: Neville. Kosten: fl. 173.780.

Leopoldsbrücke. (1860.) Kosten: fl. 69.240.

Karolinenbrücke. (29. September 1863 eröffnet.) Kosten: fl. 111.000.

Magdalenenbrücke. (8. Juli 1865 eröffnet.) Kosten: fl. 48.810.

Pilgrambrücke. (11. Februar 1867 eröffnet.) Kosten: fl. 90.460.

Zollamtsbrücke. (4. Februar 1868 eröffnet.) Kosten: fl. 7100.

Tegetthoffbrücke. (14. Jänner 1872 eröffnet.) Ing.: Köstlin und Battig. Kosten: fl. 265.780.

Viehtriebbrücke. Bei der Gumpendorfer Linie. (1873.) Kosten: fl. 13.390.

Die Versicherungs- und Regulirungsbauten an dem Wienflusse kosteten der Gemeinde in den Jahren 1848—1886 fl. 1,390.670.

Eisenbahnhöfe.

Kaiserin Elisabeth-Westbahn. Vor der Mariahilferlinie. 1858. A.: Moritz Löhr, Patzelt, Bayer und Thienemann, B.: L. Mayr. Statue im Vestibule von H. Gasser. Kosten: fl. 1,225.000.

Kaiser Ferdinands-Nordbahn. II. Nordbahnstrasse. Umbau des Bahnhofes. (15. October 1865 vollendet.) Pläne und Details der Gebäude von Th. Hofmann, der Personenhalle von Joh. Hermann. — B.: Uebell und Frauenfeld. Figuren-Bildhauerarbeiten von Mitterlechner und Schönthaler. Fresken des Hofsalons von Schwenninger. Kosten des Bahnhofes: fl. 1,975.000.

Staatseisenbahngesellschaft. Vor der Belvederelinie. Umbau des Bahnhofes (24. November 1870 vollendet.) A.: K. Schumann. B.: Ferd. Hauser. Figuren über dem Haupteingange von F. Melnitzky. Kosten: fl. 1,290.000.

Kaiser Franz Josefsbahn. IX. Alserbachstrasse. (23. Juni 1870 eröffnet.) Weitere Daten standen nicht zu Gebote.

Nordwestbahnhof. II. Taborstrasse. (1. Juni 1872 eröffnet.) A.: W. Bäumer. B.: G. Bucher. Bildhauer: F. Melnitzky und Schönthaler. Malerarbeiten von Burghart, Isella und Held.

Südbahnhof. Vor der Favoritenlinie. (1873 Eröffnung der erweiterten und theilweise umgebauten Personenhalle.) A.: Wilh. Flattich. Bildhauerarbeiten von Leimer und Strictius. Die Kosten der Erweiterungsbauten des bis zum Matzleinsdorfer Viaduct reichenden Bahnhofes betrugen seit der Concessions-Urkunde der Gesellschaft, d. i. seit dem Jahre 1838 bis Ende 1887 fl. 4,838.350.

Wien-Aspangbahnhof. III. Canal. (7. August 1881 eröffnet.) A.: Franz R. v. Gruber und Alois Vielkind. B.: H. Skala. Kosten: fl. 975.710.

Ausstellungsgebäude.

Gebäude der Gartenbaugesellschaft. I. Parkring. (14. December 1864 eröffnet.) A.: Aug. Weber. Basreliefs von Mitterlechner.

Künstlerhaus. Lothringerstrasse (1. September 1868 eröffnet.) A.: A. Weber. Erweiterungen des Baues im Jahre 1883 nach Plänen der Architekten Schachner und Streit und im Jahre 1887/88 nach Plänen des Architekten Deininger.

Festbauten für das allgem. österr. Bundesschiessen. II. Prater (1868.) A.: M. Hinträger.

Weltausstellungsgebäude. II. Prater. (1. Mai 1873 vollendet.) A.: Karl Freih. v. Hasenauer. B.: Ed. Kaiser, Bösch, Stach und Halmschläger. Eisenconstructionen von Harkort auf Harkoten im Rheinpreussen. Die Rotunde mit Benützung einer Idee des englischen Architekten Joh. S. Russel erbaut. Kosten des ganzen Weltausstellungs-

palastes: fl. 6,658.470, wovon jene der Rotunde: fl. 1,850.530. der Maschinenhalle (heute städt. Lagerhaus): fl. 1,448.800 und der Amateurpavillons: fl. 544.720 betrugen.

Einzelne Bankgebäude, Börse, Geschäfts- und Waarenhäuser.

Nationalbank. (Neues Gebäude.) I. Strauchgasse. (3. October 1859 eröffnet.) A.: H. Freih. v. Ferstel. Basreliefs von J. Gasser und F. Melnitzky. Fresken auf der Bazarstiege von K. Geiger. Brunnen von A. Ritter v. Fernkorn. Kosten fl. 1,897.600.

Creditanstalt für Handel und Gewerbe. I. Hof. (1858 bis 1860.) A.: Franz Fröhlich. B.: Ant. Oetzelt. Figuren der Façade von Hans Gasser. Kosten: fl. 2,000.000.

Neben-Gebäude der Nationalbank. I. Bankgasse. (1876.) A.: Friedr. Freih. v. Schmidt. Kosten: fl. 741.800.

Börse. I. Schottenring. (19. März 1877 eröffnet.) A.: Theoph. Freih. v. Hansen. B.: Allgemeine österr. Baugesellschaft. Gruppen an den Façaden von V. Pilz. Figuren von J. Beyer, A. Düll, Th. Friedel, Haag, H. Härdtl, Koch, Purkartshofer, V. Römer, K. Schwerzek. Kosten: fl. 4,000.000.

Aziendahof. I. Graben 31. (1867.) A.: K. Freih. v. Hasenauer. B.: Ed. Kaiser. (Erste Façade eines Privathauses mit Marmorbekleidung und erste Abdeckung des Hofes mit einer Glaskuppel.)

Geschäftshaus der Allgemeinen Assecuranzgesellschaft. I. Bauernmarkt 2. (1880.) A.: O. Thienemann. Bildhauerarbeiten von R. Weyr und C. Feldscharek. Kosten: fl. 622.000.

Geschäftshaus des Giro- und Cassenvereines. I. Rockgasse 4. (1881.) A.: Emil Ritter v. Förster. B.: A. Schuhmacher. Bildhauerarbeiten von A. Szily. Kosten: fl. 645.038.

Geschäftshaus der Länderbank. I. Hohenstaufengasse 3. (1882.) A.: O. Wagner. B.: Dehm und Olbricht. Bildhauerarbeiten von J. Benk. Kosten: fl. 1,005.334.

Geschäftshaus der Verkehrsbank. I. verlängerte Wipplingerstrasse 28. (1875.) A.: F. Schachner. B.: A. Schuhmacher. Bildhauerarbeiten von J. Pokorny. Kosten: 1,259.367.

Geschäftshaus der Escomptegesellschaft. (1884.) I. Kärntnerstrasse 7. A.: Gross und Jellinek. Bildhauerarbeiten von A. Szily. Kosten: fl. 460,911.

Geschäftshaus der Bodencreditanstalt. I. Teinfaltstrasse 6. A.: E. Ritter v. Förster. B.: Schumacher. Bildhauerarbeiten von A. Szily.

Geschäftshaus der Firma Ph. Haas. I. Stock im Eisenplatz 1. (1867.) A.: v. Siccardsburg. B.: Wasserburger. Kosten: fl. 1,050.000.

Geschäftshäuser der Firma Gebrüder Thonet. (1881.) I. Brandstätte 2 und Kärnthnerstrasse 16—18. A.: Helmer & Fellner. Kosten: fl. 745.391 und fl. 729.695.

Geschäftshaus der Firma E. Wahliss. I. Kärnthnerstrasse 17. (1879.) A.: G. Korompay. B.: Joh. Görlich. Bildhauerarbeiten von F. Koch. Kosten: fl. 550.000.

Geschäftshaus der Firma Kranner. I. Stefansplatz 10. (1879.) A.: Ferd. Hauser.

Geschäftshaus des Freiherrn von Königswarter. I. Kärnthnerstrasse 43. (1882.) A.: W. Stiassny. Kosten: fl. 160.000.

Geschäftshaus der Firma Haas & Czizek. I. Kärnthnerstrasse 5. (1883.) A.: Clauss & Gross. Bildhauerarbeiten von Hutterer. Malereien von Wild & Weygand. Kosten: fl. 400.000.

Geschäftshaus der Firma Rothberger. I. Stefansplatz 9. (1886.) A.: Fellner & Helmer. B.: J. Matasek.

Geschäftshaus der Versicherungsgesellschaft »Equitable«. I. Stock im Eisenplatz. (Im Bau.) A.: Andr. Streit.

Trödlerhalle. IX. Hahngasse. Eigenthum der Hallen-Trödlergesellschaft. (16. October 1864 eröffnet.) Kosten: fl. 243.000.

Einzelne Gasthöfe.

Impérial. I. Kärnthnerring 16. (1864—1866.) Ursprünglich Palais des Herzogs Philipp v. Württemberg. Von Ing. Zenetti in München erbaut. Innere Decoration und architektonische Ausstattung vom Arch. Heinrich Adam in Wien. (1864—1866.) In den Räumen des ersten Stockwerkes eine der ersten Anwendungen des Stils Ludwig XV. Die Kosten der ersten Anlage des Palais betrugen: fl. 1,600.000.

Grand Hôtel. I. Kärnthnerring 9. (1866.) A. und B.: Karl Tietz. Deckengemälde von A. Eisenmenger und Wandgemälde von Bitterlich.

Metropole. I. Franz Josefs-Quai 19. (1873.) A.: Ed. Kaiser. Kosten: fl. 4.000.000.

Sacher. I. Augustinerstrasse 4. (1875.) A.: W. Fränkel. B.: Unionbaugesellschaft. Kosten: fl. 520.000.

Royal. I. Singerstrasse 3. (1879.) A. und B.: D. Sturany.

Hôtel de France. I. Schottenring. (1873.) A.: A. Fröhlich. B.: Oetzelt. Kosten: fl. 430.000.

Tegetthoff. I. Johannesgasse 23. (1872.) A.: L. Tischler. B.: Wiener Baugesellschaft. Kosten: fl. 430.000.

Continental. (Goldenes Lamm.) II. Praterstrasse 7. Erweiterung. A.: A. v. Baumgartner. Gesammtkosten des alten und neuen Gebäudes: fl. 2,864.493.

Englischer Hof: VI. Mariahilferstrasse 81. (1867.) A.: F. Fröhlich. B.: F. Neumann u. J. Midschke. Kosten: fl. 160.000.

Kummer. VI. Mariahilferstrasse 71a. A.: Tischler u. Quidenus. B.: Wiener Baugesellschaft. Kosten: fl. 400.000.

Höller. VII. Burggasse Nr. 2. (1873.) A. und B.: J. Schenk. Kosten: fl. 645.000.

Oeffentliche Gärten der Gemeinde.

Garten am Franz Josefs-Quai. I. (1861.) A.: Rosenthal. Kosten: fl. 48.000.

Stadtpark. I. Parkring. (21. August 1862 Eröffnung eines Theiles des Parkes.) Nach einer Grundidee des Malers Selleny von dem Stadtgärtner Rudolf Siebeck ausgeführt. Grösse: 18.000 Quadratklafter. Den Cursalon daselbst erbaute 1867 A.: J. Garben, die Gemälde des Saales von Maler Otto. Kosten des Parkes und der Anlagen am rechten Wienflussufer fl. 468.390, des Cursalons: fl. 394.930.

Kinderpark. I. Lastenstrasse, nächst dem Stadtparke. (3. Mai 1863.) A.: R. Siebeck.

Garten am Rudolfsplatz. I. Rudolfsplatz. (1863.)

Reservegarten. III. Lastenstrasse. (1867.) Kosten: fl. 107.390.

Garten zwischen der Elisabeth- und Schwarzenbergbrücke. (1869.) A.: R. Siebeck. Kosten: fl. 50.783.

Garten am Rathhausplatz. (14. Juni 1873 Eröffnung der Ostseite, 1885 Eröffnung der Südseite. A.: R. Siebeck und Sennholz. Kosten: fl. 238.000.

Garten am Schillerplatz. (1874.) A.: R. Siebeck. Kosten: fl. 12.232.

Garten am Beethovenplatz. (1879.) A.: Loth. Abel.

Garten am Börseplatz. (1879.) A.: Stadtgärtner Maly. Kosten: fl. 8136.

Garten am Reichsrathsplatz. (1884.) A.: Seidl. Kosten: fl. 28.480.

Garten vor der Votivkirche. (1876.) A.: L. Abel. Kosten: fl. 87.510.

Garten vor dem polytechnischen Institute. IV. Technikerstrasse. (1864.) Kosten: fl. 14.130.

Esterhazygarten. (Früher Privatgarten.) VI. Mariahilferstrasse. (11. Mai 1868 eröffnet.)

Garten, VII. Hofstallstrasse. (Mai 1866 eröffnet.) Seit 1888 nicht mehr bestehend. An dieser Stelle wird das Deutsche Volkstheater erbaut.

Schönborngarten. (Früher Privatgarten.) VIII. Florianigasse. (1863.) Kosten: fl. 112.510.

Ausser den städtischen Gärten kommen noch in Betracht die Erweiterung des kais. Volksgartens (1865,) die Gartenanlagen vor den kais. Hofmuseen (1884), die Umgestaltung des oberen Praters aus den Mitteln des Weltausstellungsfonds (1873) und die Anlage des von einer Privatgesellschaft geschaffenen Thiergarten im Prater, welcher am 25. Mai 1863 eröffnet, am 1. September 1866 geschlossen und am 1. Mai 1868 neuerdings eröffnet wurde.

Die Gemeinde errichtete überdies noch zahlreiche Kinderspielplätze in den verschiedenen Bezirken.

Bäder.

a) Der Gemeinde.

Städtisches Bad. Rechtes Donau-Ufer, bei der Kronprinz Rudolfsbrücke. (1876.) A.: Baudirector F. Berger. Kosten: fl. 828.830.

Städtisches Bad. Linkes Donau-Ufer, bei der Kronprinz Rudolfsbrücke. (1875.)

Volksbad. VII. Mondscheingasse (1887.)

b) Des Staates.

Militär-Schwimmschule. II. Rechtes Donau-Ufer, oberhalb der Stadlauerbrücke. (1876.) A.: Theodor Kadarz.

c) Der Privaten.

Concordiabad. I. Franz Josefs-Quai, nächst der Stefaniebrücke. (1876.)

Dianabad. II. Obere Donaustrasse. Vergrösserung. (1879). A.: O. Wagner. Kosten: fl. 250.000.

Bad zum weissen Wolfen. II. Obere Donaustrasse Nr. 81. (1867.)

Römisches Bad. II. Kleine Stadtgutgasse 9. (1873.) A.: Clauss und Gross.

Holzer'sches Bad. II. Linkes Donau-Ufer, unterhalb der Kronprinz Rudolfsbrücke. (1876.)

Josefsbad. III. Sofienbrückengasse 12. (1885.) A. und B.: J. Mareck. Kosten: fl. 135.000.

Margarethenbad. V. Wildemanngasse 5. (1872.) A.: August Weber. B.: V. Schwerdtner. Kosten: fl. 245.000.

Esterhazybad. VI. Gumpendorferstrasse 59. (1851.) Kosten mit Einschluss der späteren Erweiterungen: fl. 280.000.

Giselabad. X. Raaberbahngasse 15. (1876.)

Marktgebäude und Marktplätze der Gemeinde.

Grossmarkthalle. III. Landstrasse, Hauptstrasse. (31. October 1865 eröffnet.) A.: C. Gabriel und F. Stach. Erbaut wurde sie für Zwecke einer Central-Markthalle. Im Jahre 1868 wurde letztere in eine Grossmarkthalle umgewandelt. Kosten: fl. 585.210.

Detail-Markthallen:

I. Zedlitzgasse. (1. August 1871 eröffnet.) Kosten fl. 320.750.

I. Doblhoffgasse. (23. October 1880 eröffnet.) A.: F. Paul. Kosten: fl. 108.950.

IV. Phorusplatz. (November 1880.) A.: Friedr. Paul. Kosten: fl. 77.080.

VI. Esterhazygasse. (1. December 1877 eröffnet.) Kosten: fl. 52.000.

VII. Neustiftgasse. (November 1880 eröffnet.) A.: F. Paul. Kosten: fl. 240.110.

IX. Alserbachstrasse. (23. October 1880 eröffnet.) A.: F. Paul. Kosten: fl. 135.070.

Fischhalle. I. Franz Josefs-Quai. (10. April 1875 eröffnet.)

Central-Viehmarkt. III. Nächst der St. Marxerlinie. (31. März 1884 eröffnet.) A.: Frey. Kosten: fl. 3,021.940.

Lagerhaus. II. Prater. (23. August 1876 eröffnet. Dasselbe war die Maschinenhalle der Weltausstellung, wurde der Gemeinde auf ihr Ansuchen vom Kaiser am 19. Februar 1876 zur Errichtung eines Lagerhauses übergeben. Die Einrichtungskosten betrugen: fl. 737.850.

Marktplätze. Derlei Plätze wurden neu errichtet: Im II. Bezirke, am Brigittaplatz (1874) und in der Franzensbrückengasse (1874):

im III. Bezirke, nächst der Cigarrenfabrik am Rennweg, am Paulusplatz und am Radetzkyplatz (1875);

im IV. Bezirke, am Karolinenplatz (1869);

im V. Bezirke, am Hundsthurm-Schlossplatze (1863), in der Reinprechtsdorferstrasse für Heu, Stroh, Kalk und Kohlen, Körner-Früchte und Kraut (1863) und für den Verkauf von Pferden (1884) am Bacherplatz (1881);

im X. Bezirke, am Eugenplatz (1877.)

Armenhäuser, Waisenhäuser, Asyle der Gemeinde.

Bürgerversorgungshaus. IX. Währingerstrasse. (1860.) A.: F. Fellner. Kosten: fl. 726.036.

Allgemeines Versorgungshaus. IX. Spitalgasse. Erbauung des rückwärtigen Hauptgebäudes in den Jahren 1848—1850 nach Plänen des A.: Florian Schaden. Am 20. Juni 1868 fand die Eröffnung des vorderen, nach Plänen des Bauamts-Ingenieurs Rudolf Niernsee erbauten Hauses statt. Kosten: fl. 797.560.

Waisenhäuser:

V. Gassergasse 1. (20. Juni 1864.) Kosten: fl. 106.000.

VII. Kaiserstrasse 92. (8. October 1862 eröffnet.) Kosten: fl. 120.000.

VIII. Josefstädterstrasse 93. Für Knaben und Mädchen. Stiftungen des Ehepaares Sanetti. (18. März 1884 eröffnet, jenes für Knaben.) fl. 128.000.

IX. Galileigasse 8. (October 1874 eröffnet.) Kosten: fl. 167.000.

X. Keplerplatz 13. (18. April 1879 eröffnet.) Kosten: fl. 116.000.

Sämmtliche Waisenhäuser wurden nach Plänen des Stadtbauamtes ausgeführt.

Asyl- und Werkhaus für Männer und Frauen. X. Simmeringerstrasse 2. Ursprünglich als Fabrik erbaut und von der Gemeinde für diesen Zweck im Jahre 1886 angekauft. Eröffnung am 1. Mai 1887. Kosten: fl. 275.000.

Ausserdem wurden von der evangelischen Gemeinde im Bezirke Margarethen (Kosten: fl. 70.000) und der israelitischen Gemeinde

im Bezirke Alsergrund je ein Waisenhaus und von Vereinen Beschäftigungsanstalten und Asyle für Erwachsene und für Kinder erbaut. Zu letzteren gehören die Radislowitsch-Braun'sche Knabenbeschäftigungsanstalt (4. November 1863 eröffnet) und die Säuglingsbewahranstalt in der Leopoldstadt (11. Mai 1871 eröffnet), das Asylhaus »Elisabethinum« (13. December 1870 eröffnet), das israelitische Mädchen-Waisenhaus im Bezirke Alsergrund (14. Juni 1874 eröffnet), die Kleinkinderbewahranstalt (29. October 1883 eröffnet) im Bezirke Favoriten, das Rudolfinum (1. März 1869 eröffnet), das evangelische Waisenhaus (1872) im Bezirke Mariahilf, das israelitische Blindeninstitut (1. December 1872 eröffnet) auf der Hohen Warte in Döbling.

Krankenhäuser.

a) Vom Staate erbaut.

Kronprinz Rudolf-Stiftung. III. Rudolfsgasse 15. (13. December 1864 Einweihung). A.: S. Horky. B.: Frauenfeld und Ed. Kaiser. Bildhauerarbeiten von Kugler. Aus dem Stadterweiterungsfonde erbaut. Kosten: fl. 465.000.

Krankenhaus auf der Wieden. IV. Favoritenstrasse 30. (Jänner 1854 eröffnet.) A.: F. Schaden. B.: F. Prantner. Erweiterungen wurden 1859, 1876 und 1885 vorgenommen. Kosten: fl. 776.305.

Niederösterreichische Landes-Irrenantalt. IX. Lazarethgasse 14. (October 1852). Die Capelle wurde am 22. November 1857 eingeweiht. Die Anstalt, vom Staate erbaut, ging erst nach dem Jahre 1863 in die Verwaltung des Landes über.

Krankenhaus, X. Triesterstrasse. (1888.) Ist noch im Bau.

b) Von der Gemeinde erbaut.

Epidemiespital. X. Triesterstrasse. (1. Mai 1883.) Erbaut vom Stadtbauamte.

c) Von Privat-Corporationen und Privatpersonen erbaut.

Kinderspital. II. Obere Augartenstrasse 28. Von der niederösterreichischen Sparcasse gegründet. (16. Jänner 1873 eröffnet.) A.: K. Freih. v. Hasenauer. B.: Andr. Luckaneder. Kosten: fl. 140.000.

Krankenhaus der Barmherzigen Brüder. II. Grosse Mohrengasse 9. Erweiterungsbau. A.: Otto Hofer und A. Schönmann. (31. Jänner 1855 eröffnet.) Kosten: fl. 478.915.

Kronprinz Rudolf-Kinderspital. III. Kleingasse 7. (1. Juli 1875 eröffnet.) A.: Ed. Kuschée. B.: H. Stein. Kosten: fl. 110.000.

Dr. Swetlin'sche Privat-Heilanstalt. III. Leonhardgasse 3. (3. August 1883 eröffnet.) A.: E. Hauser. B.: A. Schuhmacher. Kosten: fl. 180.620.

St. Josef-Kinderspital. IV. Kolschitzkygasse 9. Erweiterungsbau. (19. März 1870 eröffnet.)

Krankenhaus der Wiener Kaufmannschaft. V. Siebenbrunngasse 21. (1872 und 1874.) Kosten: fl. 160.000.

Sofienspital. VII. Kaiserstrasse. (28. Mai 1880 eröffnet.) A. und B.: H. E. Weigang. Kosten: fl. 90.623.

Dr. Eder'sche Privat-Heilanstalt. VIII. Schmidgasse 14. (27. April 1887 eröffnet.) A.: H. Auer. B.: Sturany. Kosten: fl. 370.000.

Karoline Riedl'sches Kinderspital. IX. Schubertgasse 2. (1. November 1879 eröffnet.) A.: Ferd. Deym. B.: Firma Dehm & Olbricht. Kosten: fl. 48.000.

Rudolfinerhaus in Unter-Döbling, Langegasse 49—52. (19. October 1885 Eröffnung des ersten und zweiten Kranken-Pavillons.) A.: F. R. v. Gruber und K. Völkner. Kosten: fl. 96.100.

Haus der Barmherzigkeit in Währing. Für unheilbare Kranke. (25. Juli 1875 eröffnet.) Im Jahre 1879 und 1885 erweitert. A.: R. Jordan. B.: J. Schmalzhofer. Kosten: fl. 350.000.

Spital der israelitischen Cultusgemeinde in Währing. (9. März 1873 eröffnet.) A.: W. Stiassny. B.: Oberwimmer. Kosten: fl. 700.000.

Vereinshäuser.

Adeliges Casino: I. Kolowratring 5. (1867.) A.: August Ritter v. Schwendenwein. B.: H. Pucher.

Häuser des österr. Ingenieur- und Architekten- und Gewerbe-Vereines. I. Eschenbachgasse 9. (16. November 1872 eröffnet.) A.: Otto Thienemann. Figuren an der Façade von F. Melnitzky. Kosten: fl. 520.000.

Kathol. Gesellenhaus: II. Vereinsgasse 4. (27. Juli 1862 eröffnet.)

Kathol. Gesellen-Vereinshaus: VI. Gumpendorferstrasse 39. (1888.) A.: Rich. Jordan. B: Jos. Schmalzhofer. Bildh.: J. Baumgartner.

Einzelne Paläste, Wohnhäuser und Höfe.

Wohnhaus des Jonas Freih. v. Königswarter: I. Kärnthnerring 4. (1859.) A.: J. Ritter v. Romano. B.: P. Wasserburger. Kosten: fl. 300.000.

Palast des Freih. v. Sina: I. Hoher Markt. (1860.) Umgestaltung. A.: Th. Fr. v. Hansen. Fresken der Einfahrt von K. Rahl.

Palast des Freih. v. Todesco: I. Kärnthnerstrasse 51. (1861 bis 1864.) A.: H. Ritter v. Förster und Th. Freih. v. Hansen. Fresken von K. Rahl, Griepenkerl und G. Gaul.

Palast des Freih. v. Schey (gegenwärtig der Familie Rappaport): I. Albrechtsgasse 3. (1865—1866.) A.: Aug. Ritter v. Schwendenwein. B.: Ed. Kaiser. Bildhauerarbeiten von F. Schönthaler. Kosten: fl. 800.000. Spätere Adaptirung und Ausschmückung fl. 900.000.

Familienhaus des Freih. v. Mayr-Mölnhofen: I. Operngasse 4. (1863.) A.: A. Hefft. B.: Stipperger. Bildhauerarbeiten von K. Preleuthner. Kosten: fl. 240.000.

Palast des Erzherzogs Albrecht: I. Albrechtsgasse 1. (1863.) A.: A. Hefft. B.: Oetzelt. Kosten: fl. 1,050.000.

Heinrichshof: I. Opernring 1, 3, 5. (1863.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: Ed. Kaiser und Ed. Frauenfeld. Fresken der Façade nach Entwürfen des K. Rahl. Kosten: fl. 1,200.000.

Majoratshaus der Grafen Hoyos: I. Kärnthnerring 5. (1863.) A.: Ludwig Förster. Kosten: fl. 523.300.

Wohnhaus des F. Freih. v. Leitenberger: I. Parkring 16. A.: L. Zettl. B.: Pokorny, Kugler und Dollischek. Malerarbeiten: Schilcher und Eisenmenger.

Palast des Fürsten Colloredo-Mannsfeld: I. Parkring 6. (1865.) A.: A. Ritter v. Romano. B.: H. Ritter v. Förster. Bildhauerarbeiten von Pokorny. Kosten: fl. 412.700.

Palast des Grafen Larisch. I. Johannesgasse 26. (1886.) A.: van der Nüll.

Palast des Erzherzogs Ludwig Victor: I. Schwarzenbergplatz. (1866.) A.: Freih. v. Ferstel. Bildhauerarbeiten von Jos. Gasser und F. Melnitzky, F. Schönthaler und Pokorny.

Palast des Grafen Eugen Kinsky: I. Schwarzenbergstrasse 9. A.: A. Ritter v. Schwendenwein. B.: H. Pucher.

Palais des N. v. Dumba: I. Parkring 4. (1866.) A.: Romano u. Schwendenwein. B.: E. Kaiser. Fig. Malereien der Wohnräume von H. Makart und Schilcher. Kosten: fl. 300.000.

Palast des F. Edl. v. Wertheim: I. Schwarzenbergplatz. (1866.) A.: H. Freih. v. Ferstel.

Palast des Grossmeisters des deutschen Ordens, Erzherzogs Wilhelm: I. Parkring. (1867.) A.: Freih. v. Hansen. B.: J. Hlawka. Statuen an der Façade von J. Gasser. Kosten: fl. 1,200.000.

Palast des Victor v. Ofenheim: I. Schwarzenbergplatz 4. (1868.) A.: A. v. Romano. B.: Hauser. Bildhauerarbeiten von Pokorny.

Palast des Grafen Henckel-Donnersmarck: I. Parkring 14. (1871.) A.: v. Romano.

Palast des Wilhelm Ritter v. Gutmann. I. Kantgasse 6. (1871.) A.: K. Titz und H. Claus. B.: J. Schieder. Bildhauer: J. Pokorny und F. Melnitzky. Maler: A. Eisenmenger, Bitterlich und Eichmüller. Kosten: fl. 300.000.

Palast des Aug. Freiherrn v. Wehli: I. Elisabethstrasse 5. (1871.) A.: L. Ritter v. Zettl. B.: H. R. v. Förster und H. Pucher. Deckengemälde der Innenräume von H. Makart und H. Charlemont. Bildhauerarbeiten von Dollischek. Kosten: fl. 400.000.

Palast des R. Ephrussi. I. Franzensring 24. (1872.) A.: Th. Freih. v. Hansen. B.: H. Ritter v. Förster und A. Dietrich.

Palast des R. v. Epstein: I. Burgring 13. (1872.) A.: Th. v. Hansen. B.: H. Ritter v. Förster und A. Dietrich. Bildhauerarbeiten von V. Pilz. Deckengemälde der Innenräume von Ed. Bitterlich und Chr. Griepenkerl. Wandgemälde daselbst von J. Hofmann. Kosten: fl. 700.000.

Palast des Baron Liebig: Weihburggasse 30. (1873.) A.: W. Stiassny. B.: Ringer. Deckengemälde der Innenräume von Echter und Frank in München. Kosten: fl. 325.000.

Grabenhof: I. Graben 14 und 15. (1873.) A.: O. Thienemann. B.: A. Dietrich. Terracotten aus der Wienerberger Fabrik. Kosten: fl. 380.000.

Kärnthnerhof: I. Kärnthnerstrasse 38. (1876.) A.: O. Thienemann. B.: Allgemeine österr. Baugesellschaft.

Palast des Fürsten Dietrichstein-Mensdorf: I. Minoritenplatz 4. (1877.) A.: V. Rumpelmayer.

Wohnhaus des Joh. Sturany: I. Schottenring 21. (1877.) A.: Fellner und Helmer. Fig. Arbeiten am Portal nach Entwürfen von K. Kundmann.

Germaniahof: I. Rothenthurmstrasse, Ecke des Lugeck. (1878.) A.: W. Fränkel. Kosten: fl. 520.000.

Arkadenhäuser: I. Reichsrathsstrasse 11, 13, 15. (1880.) A.: Fr. Ritter v. Neumann jun. B.: A. Hofbauer und Joh. Sturany. Bildhauerarbeiten von Th. Friedl, J. Probst, F. Wolfsberger. Deckengemälde des Vestibule v. O. Fessler. Kosten: fl. 600.000.

Arkadenhäuser: I. Reichsrathsstrasse 17, 19, 21. (1883.) A.: F. Ritter v. Neumann jun. B.: Unionbaugesellschaft. Bildhauerarbeiten von Th. Friedl, S. A. Probst, A. Schmidgruber, F. Wolfsberger, Bächer und S. Hutterer. Deckenbilder des Vestibüle von O. Fessler. Deckenbilder des Saales der Restauration von Groll. Kosten: fl. 1,400.000.

Kaiserliches Stiftungshaus: I. Schottenring 7. (1885.) A.: Fried. Freih. v. Schmidt. B.: P. Wasserburger. Fig. Bildhauerarbeiten: A. Düll, F. Erler, J. Probst, J. Dover. Orn. Bildhauerarbeiten: A. Kangl, La Vigne, J. Pokorny. Fig. Malereien von Franz und K. Probst. Kosten: fl. 900.000.

Stephanshof: I. Stefansplatz. (1887.) A.: O. Thienemann. B.: E. Krombholz. Bildhauerarbeiten von Strictius. Kosten: fl. 325.000.

Palast des A. Freih. v. Klein: II. Praterstrasse 42. (1861.) A.: Ludwig Förster. Fig. Arbeiten von Scharf und Petrusch.

Palast des Herzogs v. Nassau: III. Reisnerstrasse 35. (1875.) A.: Alois Wurm. B.: K. Burka. Kosten: fl. 360.000.

Palast des Fürsten E. Windischgrätz: III. Strohgasse 11a. A.: F. Kreuter.

Palast der Gräfin Wydenbruck: III. Richardgasse 5. (1882.) A.: W. Stiassny. B.: A. Schuhmacher. Kosten: fl. 125.000.

Familienhaus des Freih. v. Wieser: III. Veithgasse 4. (1884.) A.: Wieser und Lotz. B.: M. Schwenda. Fig. Bildhauerarbeiten von R. Weyr. Deckenmalereien von Groll. Kosten: fl. 149.000.

Palast Miller v. Aichholz: IV. Heugasse 30. (1879.) A.: A. Streit. B.: Joh. List.

Palast des Grafen Nakó: IV. Alleegasse 16. (1872.) A.: F. Schachner. B.: K. Riess. Malereien von Jobst, Aichmüller und Fux. Bildhauerarbeiten von Schönfeld. Kosten: fl. 175.000.

Palast des Ph. v. Haas: IV. Waaggasse 6. (1875.) A.: F. Schachner. B.: Hoppe. Malereien von Jobst. Bildhauerarbeiten von Schönfeld und Hellmer. Kosten: fl. 150.000.

Palast der Fürstin Hohenlohe-Bartenstein: IV. Hungelbrunngasse 8. (1882.) A.: V. Rumpelmayer. B.: D. Kubelka.

Palast des Grafen F. Kinsky: IV. Plöslgasse 8. (1878.) A.: F. Glaser. B.: Dehm und Olbricht.

Palast des Daniel Ritter v. Gutmann: IV. Schwindgasse 2. (1877.) A.: Clauss und Gross. Malerei des Speisesaales von Canon, der übrigen Räume von Felix und Löffler. Bildhauerarbeiten von Hutterer.

Familienhaus des E. Wahliss: IV. Alleegasse 21. (1883.) A.: H. Adam. B.: J. Görlich. Bildhauerarbeiten von La Vigne.

Palast des Nath. Freih. v. Rothschild: IV. Plösslgasse 7. (1880.) A.: Jean Girette. B.: H. Glaser. Bildhauerarbeiten von Guyonnet.

Palast des Alb. Freih. v. Rothschild: IV. Heugasse 26. (1886.) A.: Destailleur in Paris. B.: P. Wasserburger und H. Ernst.

Gartenpalast des Fürsten F. Liechtenstein: IX. Alserbachstrasse 16. (1873.) A.: H. Freih. v. Ferstel.

Palast des Grafen Chotek: IX. Währingerstrasse 28. (1871.) A.: Ed. Kaiser. B.: Bösch. Kosten: fl. 795.000.

Maximilianhof: IX. Währingerstrasse 6 und 8. (1887.) A.: Emil Ritter v. Förster. B.: Dehm und Olbricht. Kosten: fl. 370.000.

Palast des Herzogs Philipp Württemberg: IX. Strudelgasse. (1871.) Innenräume: Fresken von K. Geiger.

Maria Theresienhof: IX. Währingerstrasse 2 und 4. (1884.) A.: L. Tischler. B.: Dehm und Olbricht. Kosten: fl. 1,000.000.

IV.

GESELLSCHAFTLICHE WOHLTHÄTIGKEITSPFLEGE

VON

FRIEDRICH v. RADLER.

Viribus unitis — Mit vereinten Kräften! — Welch' mächtige Sentenz! Welch' gewaltige Zauberformel! Gleich imponirend durch ihre geradezu classische Einfachheit, wie durch das Umfassende des Gedankens, der diesem Spruche

innewohnt. In scharf charakteristischer Weise bezeichnet er, knapp und treffend, den Motor aller Errungenschaften menschlichen Geistes, menschlichen Fleisses — und wenn dieser Wahlspruch von dem mächtigen Repräsentanten eines achtunggebietenden Reiches, einer europäischen Grossmacht, als Leitstern seiner Erdenmission gewählt ward, so gibt dies das sprechendste Zeugniss einer wahrhaft grossen, erhabenen Seele, die der Erkenntniss Raum gegeben, dass das Gewaltige stets nur das Resultat des harmonischen Zusammenwirkens Vieler sein könne.

Wie wenig vermag der Mensch allein, wie unsagbar viel jedoch durch Vereinigung aller jener Kräfte, welche die Schöpfung dem Einzelnen in die Wiege gelegt.

Die Macht der Association hat die kühnsten Erwartungen an das Walten des menschlichen Geistes übertroffen, ja sie hat Probleme von gigantischer Grösse mit Leichtigkeit und eminenter Präcision zur Lösung gebracht.

Vereinte Kräfte legten unendliche Schienenstränge, die den Norden mit dem Süden, den Osten mit dem Westen unseres Erdballes verbinden; vereinte Kräfte bauten die Locomotive, die, mit Blitzesschnelle dahinrollend, unabsehbare Entfernungen in Dimensionen wandelt, welche das Auge ohne Mühe zu überblicken vermag. Der Mann des rauhen Nordens, der unter dem düster grauen Firmamente der kalten Zone athmet, wird mit allen seinen physischen und intellectuellen Interessen durch sie zum Nachbar des heissblütigen Südländers, dem das Geschick die Gnade zu Theil werden liess, seinen Lebensgang unter dem ewig blauen Himmel der Tropen zu vollenden.

Vom Ueberflusse wäre es, all die Errungenschaften auf culturellem, industriellem, socialem und geistigem Gebiete taxativ anzuführen, welche die Gewalt der Association zu Tage gefördert, all die Producte herzuzählen, die mit vereinten Kräften von tausend und abertausend Arbeitselementen hervorgebracht worden sind, denn kaum dürfte es einen denkenden Menschen geben, der der erfolgreichen Wirksamkeit dieses Machtfactors seine volle Anerkennung versagen wollte.

Nach Aussen präsentirt sich die Gesammtthätigkeit in der Form des Vereines. Für den weitblickenden Staatsmann muss es von hohem Interesse sein, die Entwickelung, die Ausbreitung und das gedeihliche Aufblühen dieser Art der modernen gesellschaftlichen Bewegung zu beobachten und den verschiedenen Stadien

der Vereinsthätigkeit im Staatsgebilde seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Kanzler Fürst Metternich äusserte sich in einem 1845 abgegebenem Votum folgendermassen:

»Zu den wichtigsten und zugleich dringendsten Aufgaben des Tages rechne ich die richtige Auffassung des aller Orten lebendigen Vereinswesens.

In seiner Wesenheit aufgefasst, liegt demselben der Begriff der verstärkten Kraft durch vereinte Mittel zu Grunde.

Vereine und sonach der Trieb nach denselben liegen in den Grundbedingungen der Menschheit. Dieser Trieb dient der Gesellschaft zur Grundlage. Er bildet die Basis des Staatslebens. Was sind denn Staaten anderes als Associationen zu vereinten Zwecken durch vereinte Kräfte?«

Je höher die Cultur, je prätentiöser die Anforderungen einer Bevölkerung an die Bedingungen der materiellen Existenz, an die feineren Genüsse des Daseins, an die unzähligen Annehmlichkeiten des Comforts um verhältnissmässig geringe Preise, desto lebhafter tritt das Bedürfniss nach Unternehmungen im grossen Stil, nach Cultur-Effecten hervor, die einzig nur durch das Wirken vereinter Kräfte erzielt werden können.

Dem schwachen Einzelwesen greift der kräftige Verein unter die Arme und ein Staat, in dem die freie Gesellung zur Erreichung ethischer und realistischer Ziele in Blüthe steht, mag sich mit Beruhigung dem befriedigenden Bewusstsein hingeben, eine der wichtigsten Aufgaben seiner Culturarbeit gefördert zu haben.

Die sittliche Grundlage der Vereinigung bildet das Streben der Individuen, durch eine Summe von harmonisch wirkenden Kräften das Leistungsvermögen der Societät zu potenziren, die materielle Basis des Vereines ist das schaffende Moment, — die Production.

Obgleich der dem Einzelnen angeborene Associationstrieb mit dem Menschengeschlechte erstanden, muss doch das Vereinswesen in seiner jetzigen Gestaltung, seinem heutigen Umfange und seiner gegenwärtig dominirenden Bedeutung ein Kind des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts genannt werden, und sicherlich nicht blos zufälligen Umständen ist es zuzuschreiben, dass in Oester-

reich der Wahlspruch unseres edelsinnigen Monarchen — »Viribus unitis« — gerade während dessen Regierung, in so überraschender Weise alle Schichten und Kreise der Bevölkerung durchdrungen, daselbst Fleisch und Blut geworden und die Realisirung dieser Sentenz, d. i. die Vereinigung zur Erreichung bestimmter Ziele, in den vielfachen Richtungen des socialen und politischen Lebens und Strebens eine ungeahnte Entwickelungshöhe erreicht hat.

Die Anerkennung der Wichtigkeit des Associationsgeistes im Staate gelangt zum Ausdrucke durch eine freisinnige Vereinsgesetzgebung, durch die liberale Art der Interpretation, der Anwendung und Handhabung derselben, wie eine solche denn auch heute thatsächlich in unserer Monarchie in Übung steht.

* * *

Die erschütternden staatlichen und socialen Umwälzungen in Frankreich am Ausgange des XVIII. Jahrhunderts hatten sich schon Decennien vorher durch eine unheimliche Gewitterschwüle am politischen Horizonte, durch eine beängstigende äussere Ruhe, — stets das Kennzeichen des bevorstehenden Sturmes, — angekündigt. Europas Boden glich einem Vulcane, dessen leises Beben, dessen kaum vernehmbares Stöhnen den nicht mehr allzufernen, verderbenbringenden Ausbruch befürchten liess.

Allerorten entstanden Verbindungen mit freiheitlichen, ja von den damaligen Staatsmännern sogar als revolutionär verdammten Tendenzen, — Verbindungen, deren Mitglieder, influirt von den durch Jean Jacques Rousseau in die Welt geführten Ideen der Volks-Souveränität und allgemeinen Menschenrechte, mit energischem Trotze die Faust erhoben hatten, um die traditionellen, Aufklärung und Fortschritt hindernden Schranken gewaltsam zu durchbrechen. Allein neben diesen, vom Zeistgeiste erweckten, zielbewussten Gesellungen, schossen, betäubt von kraftstrotzenden Phrasen selbstsüchtiger Streber, auch andere, in ihren Endabsichten völlig unklare Vereinigungen wirrer Köpfe empor. Die Apostel derselben predigten den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, die blinde Anarchie, ohne ihr Gewissen zu der Frage aufzuraffen: was dann?

Diese Verbindungen, welche vorzugsweise in den unteren Volksschichten Terrain gewonnen hatten, waren äusserst gefahrdrohend, denn der kleine Gesichtskreis ihrer Anhänger, deren Mangel an Logik und Fernblick, liess sie vor keinem Mittel zurück-

schrecken, um sich zu dem Versuche aufzuschwingen, die mühsame Culturarbeit vergangener Jahrtausende zu vernichten. Durch diese sahen sich die Staatsgewalten in ihren vitalsten Interessen bedroht, weshalb sie auch, ohne zu sichten und zu sondern, Massregeln ergriffen, die ihnen geeignet erschienen, der gesammten Bewegung Einhalt zu thun, wo nicht gar sie gänzlich niederzudrücken. In diese Zeit fallen auch in Oesterreich die ersten behördlichen Verfügungen hinsichtlich der Vereinsbestrebungen, allerdings ausnahmslos, Prohibitivmassregeln.

So verbot der Regierungs-Erlass vom 23. August 1764 direct die Bildung jeder Gesellschaft in den österreichischen Landen, ohne ausdrückliche Erlaubniss des Landesherrn.

Der Erlass vom 8. November 1766 untersagte den Eintritt in die Gesellschaft der Freimaurer und in den Orden der Rosenkreuzer, während das Handbillet Josef II. vom 11. December 1785, nach Tolerirung der Freimaurerlogen, den Eintritt in dieselben zwar gestattete, ihn jedoch mit grossen Beschränkungen umgab.

Die strengsten Anordnungen wegen Ueberwachung der geheimen Gesellschaften und deren »bedenklichen« Zusammenkünfte enthielt das Gesetz vom 1. November 1791.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts trugen alle diese Verfügungen den Charakter des Tastenden, des Zaghaften und es hatte den Anschein, als scheute man vor dem Eclat zurück, den das energische Hemmen dieser dem Staate so missliebigen Bewegung hervorrufen könnte.

Die Folge davon war die unausgesetzte Beunruhigung und Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung durch neues Entstehen derlei geheimer Verbindungen.

Da erschien das Hofdecret vom 27. April 1801, das ausdrückliche Verbot aller geheimen Gesellschaften überhaupt aussprechend und später, am 3. September 1803, das Strafgesetz, welches unter Anderem auch die Bestimmung enthielt, dass die Theilnahme an geheimen Gesellschaften als schwere Polizei-Uebertretung gegen die Sicherheit des Staatsbandes zu betrachten und zu ahnden sei.

Nachdem die Gewitterstürme, welche so lange und so gewichtig die Ruhe Europas gefährdet, niedergegangen, der unersättliche Löwe Napoleon I. kraftlos und ohnmächtig, — ein erschreckendes Beispiel irdischer Vergänglichkeit, — in den Staub gesunken, die alte Ordnung wieder hergestellt war und die Staatslenker ihre Aufmerksamkeit nunmehr den inneren Angelegenheiten zuzuwenden in die

Lage gekommen waren, fiel auch auf das vorher so heftig und ohne Wahl verfehmte Vereinswesen der erwärmende Sonnenstrahl des Friedens, wenn auch hauptsächlich in Absicht auf wirthschaftliche Vortheile, und damit Vermehrung der Steuerkraft, sowie in Aussicht auf die Befriedigung solcher öffentlicher Bedürfnisse, für welche sich die Staatsmittel unzureichend erwiesen, aus egoistischen Gründen der Staatsklugheit.

Ja, die Vereinsbewegung wurde von den höchsten Verwaltungsorganen jetzt sogar selbst wachgerufen, als wirksames Schutzmittel gegen die auf das Aeusserste gestiegene Nothlage der Bevölkerung. Die allgemeine Missernte des Jahres 1816, nebst anderen Beschwerden, die die vorangegangenen, verheerenden Kriegsereignisse zweier Jahrzehnte verschuldeten, hatte, bei den damaligen mangelhaften Communicationsverhältnissen, eine solche Verarmung der unteren Volksclassen hervorgerufen, die Preise der nothwendigsten Lebensmittel so enorm gesteigert, dass man nur mit Besorgniss jedem neu anbrechenden Morgen entgegensehen konnte. Die Zahl der in den Strassen und auf den Glacien vagirenden Bettler vergrösserte sich von Tag zu Tag. Bei zwanzigtausend Menschen verlangten von den Behörden mit Ungestüm — Arbeit. Man zog, um Unterstützungen zu gewähren, die öffentlichen Fonds heran, die aber leider für die Dauer nicht Stand halten konnten. Täglich liess sich der Kaiser einen genauen Rapport über die Lage der Arbeitslosen vorlegen, im Schosse der Regierung wurde Sitzung auf Sitzung abgehalten und ein Vorschlag löste den anderen ab. Man ventilirte die Frage einer allgemeinen Armensteuer, selbst der Versuch, die Luxussteuer in Anregung zu bringen, wurde unternommen, ja man verstieg sich in der Noth des Augenblickes sogar zu der Proposition — einer Hagestolzensteuer!

Fürst Metternich, der, als rechnender Diplomat, dem Associationswesen auf dem Felde der Wohlthätigkeitspflege mehr Gewicht beilegte, als der Staatshilfe, trat mit seinen darauf abzielenden Anträgen mit Entschiedenheit hervor und liess dem Gedanken rasch die That folgen.

In dem Hofkanzlei-Decrete vom 3. Jänner 1817 erklärte die Regierung: »dass die Kräfte des Staates durch vieljährige ausserordentliche Auslagen geschwächt worden seien, dass indessen so manche nützliche Anstalt der Unterstützung bedürfe, manche neue zum grossen Vortheile des Staates zu errichten wäre, die inländische Industrie im

weitesten Verstande Ermunterung erwarte, der Kunstfleiss im Fabriks- und Gewerbewesen und im Landbaue zu beleben sei, nützliche Erfindungen aller Art aufzumuntern kämen und den Wissenschaften wie den Künsten hilfreiche Hand geboten werden müsse; dass es daher ein hohes Verdienst um das Vaterland sei, wenn Private wenigstens zum Theile und allmälig leisten, was der Staat jetzt zu leisten nicht vermag.«

Metternich selbst stellte sich nach Vorlage eines am 12. Februar 1817 dem Monarchen erstatteten Berichtes an die Spitze eines Vereines zur Unterstützung der Nothleidenden Wiens. Kaiser Franz II. übernahm das Protectorat und eröffnete sofort die Subscription. Zugleich wurde Arbeit im Stadtgraben geschaffen, wofür jeder dabei Betheiligte einen Gulden Taglohn erhielt, während den bedürftigen Arbeitsunfähigen eine Unterstützung von täglich dreissig Kreuzern angewiesen wurde. Leider gerieth die so energisch in Angriff genommene Action sehr bald in's Stocken. Schon nach einigen Monaten war der Verein genöthigt, seine Thätigkeit einzustellen und die Regierung musste sich, so gut es eben ging, mit den vorhandenen Verhältnissen abfinden.

Aus nahezu denselben Beweggründen, wie aus denen des eben erwähnten Hofkanzlei-Decretes vom 3. Jänner 1817 wurde schon früher, am 8. September 1812, eine kaiserliche Resolution erlassen, welche für die Behörden die Weisung enthielt, die Bildung von Privat-Wohlthätigkeitsvereinen nach Möglichkeit zu begünstigen.

Die weiters folgenden legislativen Enunciationen der Jahre 1821, 1832, 1838 und 1840 enthielten auf freiester Basis Sonderbestimmungen für wirthschaftliche Vereine, bis endlich das Hofkanzlei-Decret vom 5. November 1843 die erste umfassende Vorschrift über Privatvereine überhaupt brachte.

Dasselbe ergänzend, folgte das kaiserliche Patent vom 17. März 1849, welches die Regelung der politischen Verbindungen im Auge hatte.

Am 26. November 1852 erschien das heute noch zum grössten Theile in Kraft stehende Vereinsgesetz, das neben der freien Bewegung der Associationsbestrebungen vorzüglich auf wirthschaftlichem Gebiete den Schutz für die öffentliche Ordnung und gesellschaftliche Rechtssicherheit durch das dem Staate nothwendig zukommende Aufsichtsrecht zu garantiren bestrebt ist.

Den Schlussstein der Vereinsgesetzgebung bildet das liberale Gesetz vom 15. November 1867, welches für alle Arten von Verbindungen, einschliesslich der politischen, jedoch mit Ausnahme der Vereine und Gesellschaften, die auf Gewinn abzielen, berechnet erscheint. Nebenher erflossen selbstverständlich Administrations-Verordnungen über die Anlegung von Vereinskatastern, Tabellen, Handhabung der Controle u. s. w.

* * *

Aus der Vielseitigkeit, in der das Vereinswesen gegenwärtig zu Tage tritt, sei hier die edelste Richtung freiwilliger Association, das reinste Ziel uneigennütziger Menschenliebe, die gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege herausgegriffen und, soweit sie die Stadt Wien mit den angrenzenden Vororten betrifft, des Näheren beleuchtet. Auf diesem Felde tritt die Societät mit ihren organisirten Humanitätsbestrebungen keineswegs in Gegensatz zu Staat und Gemeinde, sondern vielmehr unterstützend, ergänzend, fördernd.

Die moderne Weltanschauung erblickt in der juristischen Person des Staates, zumal des constitutionellen, nicht mehr den unduldsamen Vormund aller Unterthanen, die, mit den Händen im Schosse einer beschaulichen Unthätigkeit fröhnend, alles Heil des Leibes und der Seele von ihren Regierungsautoritäten erwarten dürfen. Die Gesellschaft ist mündig, ist grossjährig geworden, aber sie hat mit den Rechten, die sie erobert, auch Pflichten übernommen, ethische und ökonomische, deren Erfüllung eine Grundbedingung ihrer Souveränität bildet.

Ueberall im civilisirten Europa ist dieses Bewusstwerden der gesellschaftlichen Bedeutung zum Durchbruche gekommen, allerwärts bewegt und regt sich die Menge und mit geschäftigen Händen greift sie erfolgreich zu, um die Hemmnisse der Entwickelung des Staates und des Volkswohles beseitigen zu helfen.

Der Gedanke, der dieser Action innewohnt, ist kein neuer, aber er lag im Schutte vergangener Jahrhunderte, — niedergedrückt durch gewaltthätiges Faustrecht, das jedem Lichtstrahl abhold war, — in finsterer Geistesnacht begraben, bis die Stunde der Alles durchwühlenden Umwälzungen geschlagen, die die Traditionen von Sclaverei, Dienstbarkeit und Leibeigenschaft über den Haufen geworfen.

Die Germanen waren es, welche, im Gegensatze zur hellenisch-römischen Auffassung, der gänzlichen Opferung des Individuums zu

Gunsten des Staates, den persönlichen Freiheitstrieb, die Selbstständigkeit der aus freien Männern bestehenden Genossenschaft als Grundvesten jeder gedeihlichen Communität zur Geltung brachten.

Was waren denn ihre Waffenbruderschaften, ihre Gilden und Zünfte, jene mittelalterlichen Repräsentanten der städtischen Schutzbündnisse gegen die Uebergriffe der ringsum auf ihren Burgen hausenden Raubritter, die religiösen Orden und Bruderschaften, der Hansabund und die späteren Handelscompagnien anderes, als das Resultat des dem Menschengeschlechte angeerbten Associationstriebes. Auf keinem Gebiete der staatlichen Institutionen aber stellt sich trotz der fürsorglichsten Intentionen die Nothwendigkeit lebhafter heraus, den öffentlichen Bestrebungen durch kräftige gesellschaftliche Unterstützung zu Hilfe zu eilen, als auf dem weitverzweigten, mannigfaltigen Gebiete der Armen- und Krankenpflege.

Der Pauperismus schlägt dem Staatskörper die klaffendste Wunde, ohne deren Heilung Volkswohl und Volkskraft unerreichte Ideale bleiben.

Des Staates ethischer Beruf ist die Erfüllung seiner Culturmission. Diesem Ziele zuzustreben ist seine Pflicht, bildet seine Existenzberechtigung; er kann sich daher nur insoferne den einzelnen Theilen seiner Verwaltungszweige zuneigen, als dieselben von solidarischer Bedeutung für das Ganze sind. Folgerichtig entbehrt daher manche der öffentlichen Einrichtungen des Gepräges der Vollständigkeit und bedarf, wie schon betont, um keine allzu grosse Lücke im Organismus zu hinterlassen, subsidiärer Kräfte.

* * *

Ursprünglich war die Obsorge für den durch Verarmung, Krankheit oder Alter in Noth gerathenen Mitmenschen Sache der christlichen Barmherzigkeit, ohne jede weitere Beschränkung. Der Christ sah sich durch Ausspruch und Beispiel des erhabenen Stifters seiner Religion im Gewissen gebunden, dem Bruder, dem Nächsten, sogar dem Feinde, der der Unterstützung bedürftig geworden, mit voller Liebe und Hingebung, ja mit Aufopferung seiner selbst beizustehen und zu helfen. — Der Samaritanerdienst war ein kosmopolitischer, der weder nach Nationalität, noch nach Confession frug, — sondern stets nur den hilfsbedürftigen Mitmenschen vor Augen hatte. Von diesem Standpunkte aus sehen wir auch die ersten Anordnungen und Anstalten erstehen. Selbstverständlich

waren es vor Allen Diejenigen, welche sich im Dienste einer frommen Mission befanden, die dieser Vortheile theilhaftig wurden, — die Pilgrime. Ein gewisser Nimbus umgab das Haupt dieser Fremdlinge, welche »aus Gottesfurcht und zum Heile ihrer Seelen durch das Land wandern«, wie es in einem die Unterstützung der Dürftigen anordnenden Capitulare Karl's des Grossen heisst.

Jeder Gläubige schätzte sich glücklich, einen solchen frommen Wanderer in sein Haus aufnehmen zu können, und ihm »Herberge, Herd und Wasser« zu gewähren, um hierdurch ein gottgefälliges Werk zu verrichten und sich eine Stufe in den Himmel zu bauen. Die Anordnungen Karl's des Grossen und seiner Nachfolger zielten, zur Steuerung der Armenplage, darauf ab, einen Theil des den Priestern von der Bevölkerung geleisteten Zehent und ebenso einen Theil der sogenannten Seelengeräthe, — fromme Spenden und Stiftungen für Messen und Todtenfeier, welche das seelische Leben nach dem Tode sichern sollten, — der Unterstützung Bedürftiger zuzubringen, welche Massnahmen jedoch von Seite der hierbei Verkürzten nicht immer das gewünschte Entgegenkommen fanden. — Um aber den dadurch entstandenen Mangel weniger fühlbar zu gestalten, gab die Geistlichkeit, die bedeutende Summen zur eigenen Erhaltung, wie zum Baue der damals noch spärlich vorhandenen Kirchen benöthigte, selbst den Anstoss zur Gründung frommer Orden — Bruderschaften — als: der Johanniter oder Hospitaliter, der Lazzaristen, der Elisabethinerinnen und so fort, die innerhalb des Klosterverbandes für die Armen- und Krankenpflege Sorge trugen.

Mit dem Emporblühen des Städtewesens erschienen neue Factoren, — die Gilden, Zechen und Zünfte, — auf dem Plan, welche ihre Mildthätigkeit, allerdings mit der Beschränkung der Zugehörigkeit, den Nothleidenden ebenfalls zuwendeten.

In Wien, das in der Mitte des XIII. Jahrhunderts an Bedeutung der ersten Stadt Deutschlands, dem alten, ehrwürdigen Köln, wenig nachstand, finden wir zu dieser Zeit bereits einige Anstalten zur Aufnahme von Armen und Kranken. Sicherlich hatten dieselben ursprünglich den Zweck, hilflosen, kranken oder gebrechlich gewordenen Wanderern, besonders wenn sie das Verdienst für sich in Anspruch nehmen konnten, von einem Kreuzzuge heimkehrend, gegen die Ungläubigen im Kampfe um das heilige Grab gestritten zu haben, Herberge und Pflege zu gewähren.

So erstanden das heilige Geistspital (auf Anregung des Arztes Meister Gerhard, von Herzog Leopold VI. mittelst Urkunde

vom 27. Mai 1211 gestiftet), ferner »der Burger Spital« (wahrscheinlich eine Gründung der Gemeinde Wien), später, im Jahre 1266, ein Spital »bei dem Klagbaum auf der Wieden« für Solche, welche mit der Hiobskrankheit, d. i. mit dem Aussatze behaftet waren. — Die Nothwendigkeit der Errichtung einer derartigen Anstalt ergab sich durch die grosse Anzahl der an dieser Seuche Leidenden, welche in Folge der Kreuzzüge oder im Wege des Handelsverkehres, vom Oriente kommend, Wien berührten.

Bis in unsere Tage sind nun Gründungen einer stattlichen Reihe von Wohlthätigkeits-Anstalten, Spitälern, Armen-, Versorgungs- und Waisenhäusern von Seite des Staates, des Landes und der Gemeinde zu verzeichnen, es ist ferner der Anregung durch die grosse Kaiserin Maria Theresia und der darauffolgenden factischen Durchführung der heute noch wirksamen Reform der Armenpflege durch Kaiser Josef II. zu gedenken, welcher nach dem Muster der Regelung des Armenwesens, wie sie Graf Bouquoy auf seinen Gütern in Böhmen mit grossem Erfolge in Ausführung gebracht, die Einrichtung der Armeninstitute schuf. Alles aber, was Staat, Land und Gemeinde, besonders in unserem Jahrhunderte, für öffentliche Armen- und Krankenpflege Grosses und Schätzenswerthes geschaffen, entzieht sich der näheren Besprechung auf diesen Blättern, welche nur dem Wirken der Privat-Wohlthätigkeit in Wien gewidmet sein sollen. — So viel jedoch sei neuerlich bemerkt, dass diese Armen- und Kranken-Institutionen, so sehr sie auch dem Ideale solcher Anstalten nahezukommen bestrebt sind, der Unterstützung durch die gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege nicht entbehren können.

Einer Gesellung ähnlicher Art, die bis in das XIII. Jahrhundert zurückreicht und wenigstens theilweise die Aufgabe zu erfüllen suchte, freiwillige Liebesgaben an leidende, gebrechliche oder verarmte Mitbrüder zu spenden, sei hier noch erinnert, nämlich der Bruderschaften. Sie verdankten ihre Entstehung dem religiösen Bedürfnisse der frommgläubigen Christen, »mit vereintem Gebete und gottseligen Uebungen die Ehre Gottes zu vermehren und das Seelenheil unter dem Schutze und der Fürbitte eines bestimmten Heiligen zu befördern.«

Anfänglich entwickelten diese ziemlich stark verbreiteten Verbindungen, wenn auch in mässigem Umfange, eine wirksame humanitäre Thätigkeit, indem sie Sammlungen für die Armen veranstalteten und diese sodann, zertheilt in eine Reihe Almosen, an die Dürftigen abgaben. — Später jedoch, als bei den bruderschaftlichen geistlichen

Uebungen und den unmittelbar darauffolgenden Zechgelagen Aergerniss erregende Missbräuche eingerissen waren, die eingelaufenen Sammelgelder, Almosen und Schenkungen, sowie die angefallenen Vermächtnisse für die Armen ihren Widmungen entweder sehr mangelhaft oder gar nicht mehr zugeführt wurden, begannen sowohl die Staatsbehörden, als auch die Functionäre der Kirche gegen diese Verbindungen Stellung zu nehmen. Ja, die gegen die Bruderschaften im Allgemeinen laut gewordenen Klagen veranlassten sogar einige Kirchenfürsten, der 1536 zu Köln abgehaltenen Synode den Antrag vorzulegen, die Bruderschafts-Vereine wegen der zu Tage getretenen argen Missbräuche gänzlich aufzuheben und ihr Vermögen der Armenunterstützung und dem Unterhalte der Pfarrer zuzuwenden. Von Seite der versammelten Bischöfe wurde diesem Ansinnen jedoch nicht entsprochen, wahrscheinlich im Hinblicke darauf, dass diese »frommen Vereinigungen« zu sehr in der Bevölkerung Wurzel gefasst und Ausbreitung gewonnen hatten.

So blieben die Verhältnisse ohne Veränderung unerquicklich, bis die kräftige Hand Kaiser Josef's II. mit einem Schlage der ganzen Misswirthschaft ein jähes Ende bereitete.

Das Hofdecret vom 5. Mai 1783 erklärte, dass »sammentliche Bruderschaften aufgehoben seien und an deren Stelle nur eine einzige, — worein den Aufgehobenen einzutreten freigelassen werden solle, — unter dem Namen Institut zur thätigen Liebe des Nächsten errichtet und zugleich angeordnet werde, dass dieses Institut mit dem auf den Bouquoy'schen Herrschaften mit so gutem Erfolge bestehenden gleichförmig gemacht werden solle.«

Bald darauf wurde, und zwar mit Hofdecret vom 23. August 1783, »der halbe Theil des freien Vermögens der aufgehobenen Bruderschaften dem armen Institute und die andere Halbscheid den Normalschulen (Schulfond) gewidmet. Die gestifteten Capitalien in der Summe von fl. 409.750 wurden für geistliche Stiftungen dem Religionsfonde zugewiesen.« In Niederösterreich bestanden damals 652 derlei Vereine mit einem Gesammtvermögen von fl. 1,565.209, in Wien 121 Bruderschaften, deren Vermögen getheilt wurde zwischen dem Armenfonde und dem neugegründeten Landbruderschaftsfond. Dieser Fond, — mit dem Gesammtvermögen von fl. 455.682 ö. W., — welcher von der k. k. niederösterreichischen Statthalterei verwaltet wird, dient der Bestimmung, theils Handbetheilungen ohne Rücksicht auf die Heimatsberechtigung, theils Verpflegskosten für Arme aus den Landgemeinden zu bestreiten.

sobald sie in ein Versorgungshaus, in die Irrenanstalt, in ein Waisenhaus oder in das Blinden- oder Taubstummen-Institut abgegeben worden sind.

Mit dem durch die Sachlage nothwendig bedingten Aufhören dieser alten Verbindungen war eigentlich die, wenn auch innerlich nicht zweckentsprechend, so doch äusserlich organisirte und centralisirte Privat-Wohlthätigkeitspflege, — (abgesehen von einigen religiösen Orden und Verbindungen, die sich hauptsächlich der Krankenpflege widmeten und mit Ausnahme des israelitischen Unterstützungsvereines »Chewra Kadischa«) — vom gesellschaftlichen Schauplatze verschwunden und das andämmernde XIX. Jahrhundert stand in dieser Richtung vor einer tabula rasa. Es erscheint daher die Behauptung keineswegs übertrieben, dass die geradezu ungeheuer grosse und mannigfaltige Verbreitung der gesellschaftlichen Wohlthätigkeitspflege in Oesterreich kaum drei Generationen weit zurückreicht, — der bedeutendste Aufschwung auf diesem Gebiete aber in den Zeitraum der letzten vierzig Jahre fällt.

Während bis 1848 kaum dreissig Privat-Humanitätsvereine bestanden, erreicht deren Zahl heute die Höhe von nahe an 250, wobei jedoch die nicht geringe Menge der Vereine zur Unterstützung und Versorgung ihrer Mitglieder ausser Betracht bleibt.

Ausserdem tritt der Wohlthätigkeitssinn der oberen Zehntausend hervor in Form von ungezählten Armenstiftungen und Stipendien. — Die Freigebigkeit zur Bethätigung der Nächstenliebe, wie sie die Bewohner unseres Reiches, unserer frohlebigen Kaiserstadt üben, erfreut sich eines sprichwörtlichen Renommées von Alters her und doch erscheint es unbestreitbar, dass der Humanität auf öffentlichem, wie privatem Gebiete noch unter keiner Regierung, unter keinem Scepter, als unter dem unseres hochherzigen Monarchen in so umfangreichem und nachhaltigem Masse Thür und Thor eröffnet wurde. Ebenso unbestreitbar aber ist auch die Motivirung dieser willkommenen Erscheinung zu suchen und zu finden in der Person unseres erhabenen Herrschers selbst.

Allbekannt ist es, unter welch' schwierigen und verhängnissreichen Umständen Kaiser Franz Joseph I. am 2. December 1848 den Thron bestiegen.

Industrie, Gewerbe, Kunst und Ackerbau, Handel und Wandel lagen gelähmt und die Schreckgestalt des Elendes glotzte hohläugig, dürr und hoffnungsleer aus den Fenstern Tausender und Tausender in ein Meer der Verzweiflung.

Da, als die Noth auf's Höchste gestiegen, da begann allmälig wieder die Morgenröthe der Hoffnung anzubrechen und neubelebend und Rettung verheissend in die düsteren Gemüther der Verzweifelnden zu dringen. — Der edelsinnige Monarch, in dessen Brust stets ein fühlendes Herz geschlagen, spendete in richtiger Würdigung der allgemeinen Nothlage sofort aus seinen Privatmitteln die Summe von fl. 200.000 C.-M., zur momentanen Unterstützung der durch das »letzte Ereigniss« Verunglückten, sowie überhaupt der Nothleidenden Wiens, ohne Rücksicht auf den Grund ihrer Verarmung. — Weiters wies ein Handschreiben des Kaisers vom 22. Jänner 1849 den Finanzminister an, »in Erwägung der traurigen Lage, in welche viele Bewohner Wiens durch die jüngst eingetretenen Ereignisse versetzt worden sind«, fl. 500.000 C.-M. zu Vorschüssen und Unterstützungen zu erfolgen.

Diese von aufrichtiger Liebe zu seinem Volke zeugenden Momente, sowie die weiteren, für die Hilfsbedürftigen veranstalteten erträgnissreichen Sammlungen, welche auf Andringen Sr. Majestät und unter Mitwirkung der Geburts- und Finanz-Aristokratie zu Stande kamen, endlich die munificenten Spenden des Monarchen, deren Zahl Legion ist, waren von so nachhaltig mächtiger Wirkung auf die Gesellschaft der hohen und mittleren Schichten, dass sie in dem Bestreben, dem erhabenen Beispiele erfolgreich nachzueifern, eine ihrer schönsten und wichtigsten Lebensaufgaben erblickte.

Die Neigung zur Mildthätigkeit, das feinfühlige Mitleid mit den Entbehrungen, den Leiden und Gebrechen der Mitbrüder, die uneigennützige Menschenliebe, die unsere Grosseltern beseelt, setzten unsere Eltern in vollkommenerem Umfange fort und wir, ihre Kinder, bestreben uns, dieses Erbe pietätvoll zu hüten, zu pflegen und zu verallgemeinern, auf dass es uns doch annäherungsweise gelinge, die gewaltige Scheidewand, die zwischen Arm und Reich, zwischen Geniessen und Entbehren, zwischen Lebenslust und Lebenslast sich hebt, zu planiren.

Die verfeinerte Cultur unserer Tage, sowie der wohlthätige Einfluss der Publicität trägt das Mitgefühl, diese reinste und ergiebigste Quelle gesellschaftlicher Tugenden, in immer weitere Kreise und lässt die Hoffnung grünen, dass das Saatkorn, das mildthätige Hände auf den Boden der socialen Nothgefilde gestreut, segensreiche Früchte tragen werde. Der Urgrund dieser den Armen und Elenden so wohlwollenden Bewegung liegt zweifelsohne in dem

psychologischen Vermögen der Mehrheit der Gebildeten, sich, unter möglichster Aufgebung des subjectiven Standpunktes, mit aller Wahrheit und Tiefe des Empfindens in die oft verzweiflungsvolle Lage des Nebenmenschen, geschaffen durch Krankheit, Kummer und Entbehrung, versetzen zu können.

Das mahnende Wort der heiligen Schrift: »Seid barmherzig!« ist zum Evangelium der Wiener Gesellschaft geworden, ohne zwingende Hebel, aus freiem Antriebe, einzig nur durch die Gesetzgebung der Humanität, die im Herzen der Wiener und Wienerinnen ihre Codification gefunden.

Das Wirken der Privatwohlthätigkeit zeigt sich dort am segensreichsten, wo die öffentliche Armenpflege, wegen ihrer allzu grossen Inanspruchnahme, wegen ihres universellen Charakters nicht vollständig einzudringen und gründlich helfend einzugreifen vermag.

Jener bedauernswerthe Herabgekommene, dem an der Wiege das traurige Lied des Entbehrens und Entsagens nicht gesungen ward, der aus Scham vor dem Gedanken, hintreten zu müssen an die Schranken der öffentlichen Anstalten, an denen man Almosen vertheilt, es vorzieht, in stiller Einsamkeit zu verderben oder gar zur Selbstmordwaffe zu greifen, jener Hilfsbedürftige ist es ganz besonders, dem der rettende Engel in Gestalt der Privatmildthätigkeit Hilfe und Erlösung bringt, ohne lange zu fragen, zu forschen und zu erheben, welcher Nation, welcher Confession, welcher Heimatsgemeinde der Erbarmungswürdige angehört. Hunger, Krankheit und Noth bilden die einzigen, aber auch ausschlaggebenden Documente, die triftigsten Beweggründe der Entfaltung werkthätiger, gesellschaftlicher Unterstützung.

Sie erscheint hauptsächlich nach grösseren erschütternden Ereignissen, wie nach Kriegen, Bränden, Missernten, Epidemien und wirthschaftlichen Katastrophen.

Da greift dann aber auch Alles helfend ein, — der Monarch, der Adel, die Kirche, das Bürgerthum und das Volk, — um zu lindern, zu trösten und zu beleben nach den besten Kräften.

Die Privat-Humanitätspflege gleicht einem Uhrwerke, dessen Räder, gleichförmig ineinander greifend, ein wohlgeordnetes System bilden, der Bestimmung geweiht, den Gefahren im Kampfe ums Dasein durch heilsame Schutzmittel vorzubeugen oder aber, im Falle die Bedrängniss nicht zu bannen war, die schädigenden Wirkungen derselben bestmöglichst zu mildern, abzuschwächen, zu beseitigen.

Zur Erreichung dieses Zieles bedient sich die Gesellschaft des richtigsten Mittels, — der Vereinsbildung.

Diese Form der Humanitätsaction macht es möglich, die zufälligen und temporären Einkünfte, die auf den Altar der Barmherzigkeit und Liebesbethätigung niedergelegt werden, in eine regelmässige, wohlgegliederte Kette von Wohlthätigkeitsacten umzuwandeln, um hierdurch einen constanten, verlässlichen und planmässigen Apparat hervorzubringen, mit dessen Hilfe ein besseres Programm, als blos das der vorübergehenden Handbetheilung zu erreichen und durchzuführen ist, nämlich das der Schaffung von dauernden Einrichtungen und Anstalten.

Die Wiener Gemeinde, welche den Werth dieser gesellschaftlichen Bestrebungen mit Befriedigung anerkennt und nach Verdienst zu würdigen weiss, nimmt sogar thätigen Antheil an denselben, indem ihre Vertretung alljährlich einer Reihe solcher Privat-Humanitätsvereine namhafte Subventionen bewilligt; freilich musste diese wohlwollende Stimmung erst durch die Feuerprobe des Erfolges erkämpft werden, denn ursprünglich herrschte im Schosse der Gemeindevertretung eine entgegengesetzte, ja feindselige Strömung, allerdings in der Gemeindevertretung der fünfziger Jahre, einer Corporation, welche, zäh am Althergebrachten hängend, jeder Neuerung, jeder Production möglichst aus dem Wege ging.

Zur Erhärtung dieser Behauptung sei hier der Antrag eines Gemeinderathes aus der Sitzung vom 22. Jänner 1852 reproducirt:

»Die »Wiener Zeitung« vom 22. Jänner 1852 bringt die Ankündigung der Bildung eines Vereines unter dem Titel: »Allgemeiner Wiener Wohlthätigkeitsverein«. Das Programm dieses Vereines enthält Bestimmungen, welche nicht allein geeignet sind, Störungen in die Gebahrung des Armenwesens der Commune zu bringen, sondern auch in ihre aus den Pflichten der Fürsorge für ihre Armen hervorgehenden Rechte der Commune eingreifen.

Durch die Inanspruchnahme des Wohlthätigkeitssinnes in einem so ausgedehnten Masse, wie beantragt wird, werden die Zuflüsse der Commune für ihren Armenfond geschmälert, durch die in Aussicht gestellte Art der Sammlung der Erfolg der in gleicher Weise von der Commune geübten Sammlungen in Frage gestellt und neben dem Armenwesen derselben ein zweiter Centralpunkt dafür

geschaffen. Da sich durch die Bildung dieses Vereines ein namhafter Ausfall für den Unterstützungsfond der Commune ergeben muss, welcher aus ihren eigenen Mitteln und durch vermehrte Umlagen auf den Steuergulden seine Bedeckung zu finden haben müsste, stellt die Armensection folgenden Antrag:

> Der Gemeinderath wolle beschliessen, gegen die Bildung des »Allgemeinen Wiener Wohlthätigkeitsvereines« bei der hohen k. k. Statthalterei eine Vorstellung und Verwahrung unter angemessener erschöpfender Begründung einzubringen.«

Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen, zum Beschlusse erhoben und erfüllte auch die gehegten Erwartungen: Die Bildung des Vereines unterblieb!

Man sieht hieraus, wie engherzig diese Versammlung den Wohlthätigkeitssinn, die wirthschaftliche Kraft und das finanzielle Können der Wiener beurtheilte.

Charakteristisch für Wien und seine Bewohner, charakteristisch für den europäischen Ruf, dessen sich das Herz der Wienerin erfreut, ist es, dass die erste Vereinigung zur Linderung der Nothlage der Nebenmenschen, die Initiative also auf dem nunmehr so reich bebauten Felde, von den Frauen Wiens ausgegangen.

Es ist dies die im Jahre 1810 in Folge der allgemeinen wirthschaftlichen Krise ins Leben gerufene »Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien«, welcher Verein später, — bei Besprechung der gesellschaftlichen Verbindungen zum Zwecke der »Unterstützungen«, — Erörterung und gerechte Würdigung erfahren soll.

Drei in hohem Grade ausgebildete Gemüthseigenschaften verleihen unseren Landsmänninnen ein besonders hervorstechendes Gepräge: glühende Lebenslust, inniges Mitgefühl und tiefer Sinn für Familienglück.

Schmerzlich, ja schmerzlicher oft als eigenes Weh, bedrückt es die Wienerin, wenn sie sehen muss, wie die schleichende Megäre »Elend« den Stiefkindern des Glückes die von ihr so hochgeschätzte Lebenslust vergällt. Thränen treten ihr in die Augen, Thränen innigster Theilnahme, wenn sie in Erfahrung gebracht, dass das unerbittliche, erbarmungslose Geschick durch seine Schergen »Mangel« und »Entbehrung« ein Familienband zerstört, die Glieder desselben auseinandergerissen und sie dem Verderben preisgegeben.

Da gibt es kein egoistisches Bedenken mehr für die Tochter der Kaiserstadt, da geht sie auf in Hingebung und Opferung für fremdes Leid, für fremden Schmerz, der in ihrer zartbesaiteten Seele ein Echo wachgerufen, das ausgeklungen in den Ruf: »Hilf! Hilf!«

Die Frauen sind es vor Allen, die in schonendster Weise den mittellosen Wöchnerinnen Beistand und Unterstützung bringen, die dürftigen Kinder mit Brod, Kleidung und Lehrmitteln versehen, arme Bräute ausstatten, Erwerbslosen Geld und Nahrung reichen und endlich Kranken und Gebrechlichen ein schützendes Obdach und liebevolle Pflege gewähren, kurz, ihnen ist es zum grössten Theile zu danken, dass die Vereinsthätigkeit in humanitärer Richtung, welche den Bedürftigen alljährlich Geld und andere Werthe von mehreren hunderttausend Gulden zuführt, eine solche Ausbreitung und Vollkommenheit in Wien erlangt hat.

ARMENKINDERPFLEGE.

Wenn wir uns nun den einzelnen Pfaden zuwenden, auf denen die gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege einherschreitet, so fällt unser Blick zuerst auf das erbarmungswürdigste Object mildthätiger Fürsorge, — auf das Kind.

Als höchst erfreuliche Erscheinung der letzteren Decennien verdient die sorgfältige und liebreiche Beachtung registrirt zu werden, die von Seite der massgebenden öffentlichen, wie auch privaten Factoren dem armen Kinde zugewendet wird. Instinctiv rückt die moderne Gesellschaft damit der Lösung der socialen Frage näher und befestigt unbewusst dadurch, dass sie das Kind des armen Mannes vor dem sonst unabwendbaren Geschicke bewahrt, in Entbehrung und Jammer heranzuwachsen, um kraft- und marklos hinzuwelken, die Grundpfeiler des Staatsorganismus.

Durch Förderung und Erhaltung einer arbeitskräftigen Generation erfüllt die Societät die wichtigste Vorbedingung für die Existenz eines geordneten Staatswesens.

Allein diese Wirksamkeit hat noch eine andere beachtenswerthe Consequenz. Wenn der Socialist mit Missgunst und Neid auf das Capital hinaufblickt, dabei jedoch gewahr wird, dass der Besitzende mit uneigennütziger, warmer Theilnahme das Streben bethätigt, ihm die Sorgen des Daseinskampfes zu erleichtern, und zwar in einer Form, die an Stelle des beschämenden Momentes des

Almosenempfanges, die Solidaritätspflicht der Menschen unter einander setzt, seinem Weibe, seinen Kindern in Noth und Krankheit durch ausgiebige Subsidien und hingebender Pflege beizuspringen, wenn er sich ferner erinnert, dass auch die Tage seiner Kindheit, Dank dem Eingreifen Jener, denen ihr Genie, ihre energische Thatkraft oder vielleicht auch das blosse Glück eine Fülle irdischer Güter zugebracht, keine düster-freudelosen, keine Tage des Darbens und kümmerlichen Vegetirens mehr waren, dann ist die Brücke der Versöhnung gefunden, welche den denkenden Mann des Volkes abführt vom Irrwege der Anarchie, dann wird auch sein Ohr verschlossen bleiben den Verlockungen bombastischer Phrasen.

Die Idee, dem armen, unschuldigen Kinde, sogar noch bevor es das Licht der Sonne erblickt, wohlwollende Obsorge entgegenzubringen, stammt von der grossen Kaiserin Maria Theresia, die mit Patent vom 24. März 1764 anordnete:

> »Dass anforderst dahin Bedacht genommen werden soll, wie durch Vermächtnisse, insoweit solche in Niederösterreich einkommen, ein Haus für Findelkinder in hiesiger Stadt hergestellt werden möge.«

Zur Ausführung gelangte dieser philantropische Gedanke erst 1784 durch die von Kaiser Josef II. veranlasste Gründung des Findelhauses in Wien.

Der den Kindern im jugendlichsten Alter gewidmete Beistand im Wege der Privatpflege findet seine Realisirung in der Errichtung von Krippen und Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Die Krippe, benannt nach der Geburtsstätte Christi, ist eine Anstalt, in der dem Kinde mittelloser Leute, gewöhnlich bis zum zweiten Lebensjahre, Aufnahme, Schutz und Bewirthung gewährt wird, während die Eltern, als Arbeitsfactoren im Staatshaushalte wirkend, ihrem Broderwerbe nachgehen können. Hier vertritt der Verein, der solch ein Krippe erhält, Mutterstelle an dem Menschenpflänzchen, hütet und bewahrt es liebevoll vor Gefahren und Ungemach, weckt in ihm den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit und legt durch entsprechende Nahrung, luftige und lichte Wohnräume den Grund zur körperlichen und seelischen Gesundheit des künftigen Weltbürgers. An der Hand freundlicher, geduldiger Wärterinnen lernt das Kind die ersten Schritte gehen, die ersten Worte lallen und wächst und gedeiht zur Freude gemüthvoller Kinderfreunde, zur Freude dankbarer Eltern.

Welche Summe von Krankheiten, welches Siechthum, hervorgerufen durch mangelhafte Ernährung, fehlende Aufsicht oder schlechte dumpfige Wohnungen, wird durch die Krippenvereine von der Wiege der armen Kleinen gescheucht. — Ausserdem aber findet durch sie der bedenkliche Uebelstand früherer Zeiten, dass die erwachseneren Geschwister den Schulbesuch versäumen mussten, um das »Jüngste« zu bewachen, energische Abhilfe. — Die erste Krippe (Crêche) entstand auf Anregung Marbeau's 1844 zu Paris.

In Wien war es der bekannte, humane Kinderarzt Dr. Ludwig Mauthner Ritter v. Mauthstein, welcher, veranlasst durch die erschreckende Sterblichkeit der in den ersten zwei Lebensjahren stehenden Kinder ärmerer Volksclassen, besonders jedoch der von den Gebäranstalten oder von den Eltern selbst in die »Kost« gegebenen Säuglinge, die Bildung eines Vereines uneigennütziger Menschenfreunde »zur Beaufsichtigung der Kostkinder« in Vorschlag brachte.

Vom März 1846 zogen sich die Besprechungen, Verhandlungen und Vorarbeiten zur Creirung dieser Verbindung, bis 1849. Allein als am 11. Juli desselben Jahres der eben vom Auslande zurückgekehrte Ministerialsecretär Dr. C. Helm einen begeisternden Vortrag über das segensreiche Wirken der Crêches in Brüssel und Paris hielt, da ward wie mit einem Zauberschlage in allen Kreisen eine rege Thätigkeit hervorgerufen und einige Wochen später der heute noch in erfolgreichster Weise wirkende Wiener Centralverein für Krippen gegründet. Am 4. November 1849 errichtete derselbe die erste Krippe — am Breitenfeld — und hat es heute bereits auf sieben in den verschiedenen Wiener Bezirken installirten derlei Anstalten gebracht, in denen wohlthätige, uneigennützige Frauen die Leitung, Verköstigung und Wartung der circa 1500 Kinder besorgen.

Auf nahezu eine halbe Million Gulden belaufen sich die seit dem Bestehen des Vereines verwendeten Capitalien.

Die Aufnahme der Kinder erfolgt nicht unentgeltlich, sondern es wird von den Eltern eine Gebühr von täglich drei Kreuzern per Kopf eingehoben, hauptsächlich desshalb, um der Inanspruchnahme der Krippe den peinlichen Charakter des »Almosens« zu benehmen.

Eine andere selbständige Säuglingsbewahranstalt ist die seit 1851 im Bezirke Wieden bestehende, welche durchschnittlich 16 Kinder per Tag gegen eine geringe Entschädigung versorgt.

Die Kleinkinderbewahranstalten, seit Beginn dieses Jahrhunderts in England, seit 1827 in Frankreich errichtet, wurden in

Wien durch den Grosshändler Josef Wertheimer ins Leben gerufen. Ihre Tendenz geht dahin, dürftigen Kindern beiderlei Geschlechtes im Alter vom zweiten bis zum sechsten Jahre, deren Eltern des Erwerbes wegen tagsüber vom Hause abwesend sein müssen, während dieser Zeit unentgeltlich ein gastliches, gesundes Asyl zu bieten, sie gegen die kaum nennenswerthe Gebühr von zwei bis drei Kreuzern zu verpflegen, ihnen — besonders den Mädchen — angemessene Beschäftigung zu bieten, um dadurch den etwa vorhandenen Hang zum Müssiggange auszutilgen und endlich in ihnen durch Vortrag und Recitiren kleiner Gedichte und Erzählungen, wie durch Absingung von Liedern den Sinn für Religion, Moral und geistige Thätigkeit zu wecken. — Grössere Kinder finden von hierzu bestellten Lehrern und Lehrerinnen vorbereitende Unterweisung für die Schule. Allein auch bedürftige Kinder, die bereits eine Schule besuchen, (das sechste Lebensjahr also überschritten haben) finden während ihrer freien Stunden in diesen Anstalten Aufenthalt, Unterricht und Pflege.

1830 entstand der »Centralverein für Kleinkinder-Wartanstalten Wiens und Umgebung«, welcher heute schon zwanzig Particularvereine, jeden mit einer vollständig eingerichteten Anstalt zählt und nahezu 6000 Kinder aufzunehmen in der Lage ist.

Dieselben Ziele verfolgt die 1843 errichtete »Israelitische Kinderbewahranstalt«, mit welcher eine »Bildungsstätte für Kindergärtnerinnen« verbunden ist; ebenso die 1845 creirte »Kleinkinderbewahranstalt in Oberdöbling« wie der 1876 gegründete »Kindergarten-Frauenverein in Hernals«. — Trotz der verhältnissmässig umfangreichen und mannigfaltigen Ausbreitung, die das Humanitätswesen nach dieser Sphäre gewonnen, trotz der vielseitigen Betheiligung der wohlhabenderen Bevölkerungsclassen, reichen doch leider die vorhandenen Mittel und Anstalten noch nicht aus, um das heilige Wort des hehrsten Kinderfreundes: »Lasset die Kleinen zu mir kommen« in alle Heimstätten der Armuth tragen zu können.

Wieder findet sich für solche Wesen in dem Borne der gesellschaftlichen Liberalität eine Anzahl von Verbindungen, die den dürftigen Kindern das Nöthigste — Kleidung und Wäsche — reicht, um ihnen den grössten Schatz auf Erden, die Gesundheit zu erhalten und sie zu bewahren vor der Gefahr, wegen dieses Mangels die Schule vernachlässigen und dadurch geistig zurückbleiben oder etwa gar verkommen zu müssen.

Diese Vereine verfolgen ausser dem sachlichen noch ein ethisches Ziel, das einer Empfindung entspringt, deren Sitz die

Tiefe des menschlichen Herzens ist, deren Wesen im Schimmer poetischer Verklärung glitzert: Der Erinnerung an die eigenen, sorgenlosen Kindertage!

Eine ansehnliche Reihe von Losgesellschaften und Tischgenossen, sowie der für diese Zwecke geschaffenen Vereine bemühen sich mit seltener Opferwilligkeit die Mittel aufzubringen, um den kleinen vom Glücke enterbten Geschöpfen den goldigen Zauber der Jugendzeit, wenigstens einmal im Jahre, — am Weihnachtsabende, — vor die beglückten Augen zu führen.

Ja, nicht wenige Kinder vermögender Leute in Wien legen während des Jahres einen ansehnlichen Sparpfennig bei Seite, um sich bei Gelegenheit des grössten Freudenabendes kindlicher Gemüther, an dem Erstaunen, Entzücken und Seelenjubel des zur glänzenden Tafel geladenen kleinen armen »Schluckers« in reiner Herzlichkeit weiden zu können.

Wien und Umgebung besitzt nicht weniger als 55 derlei ordentliche Vereine mit einer regelmässigen, alljährlich sich immer mehr entfaltenden Wirksamkeit, unter denen die ältesten, der 1847 gegründete »Erste Verein zur Bekleidung dürftiger Schulkinder« und der im selben Jahre creirte »Theresien-Kreuzerverein zur Unterstützung armer israelitischer Kinder« sind.

Hierher gehören weiters die zahlreichen Verbindungen, welche ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade der dürftigen Schuljugend zuwenden, indem sie dieselbe auch noch mit Lernrequisiten versorgen oder in eigenen Uebungsschulen, — hauptsächlich den Mädchen, — willkommene Gelegenheit bieten, sich in den verschiedenen Arbeitszweigen zu vervollkommnen.

Von hervorragender Bedeutung in dieser Hinsicht ist der 1848 erstandene »Frauen-Wohlthätigkeitsverein für Wien und Umgebung« mit eilf Schulen für weibliche Arbeiten, in denen bisher circa 13.000 arme Mädchen in Handarbeiten Unterweisung fanden. Seit seiner Gründung unterstützte dieser Verein 18.000 arme Familien mit Lebensmittel, Gewandung und Wäsche, bekleidete bereits an den diversen Weihnachtsfesten 36.000 Kinder und hat im Ganzen, mit Einrechnung seiner patriotischen Wirksamkeit durch Beistellung von Wäscheartikeln für die k. k. Armee im Kriegsjahre 1859, die Summe von mehr als einer und einer halben Million Gulden ö. W. verausgabt, welche lediglich durch milde Spenden aufgebracht worden ist. — Ein Bericht des Bürgermeisters Freiherrn v. Seillee aus dem Jahre 1860, die Zuwendung einer Subvention von jährlich

fl. 500 durch die Gemeinde an diese Verbindung behandelnd, beginnt mit den Worten: »Der wohlthätige Einfluss, den dieser Verein durch die Erhaltung von Arbeitsschulen und durch die Unterstützung Hilfsbedürftiger auf die Bevölkerung der Residenz und durch dieses humane Wirken mittelbar auf die Schonung des allgemeinen Versorgungsfondes ausübt, etc.« ..... Selbstverständlich ertheilte der Gemeinderath ohne Bedenken seine Zustimmung.

Von nahezu gleicher Einrichtung ist der »Frauenverein für Arbeitsschulen«. Dieser 1851 gebildete Verein ertheilt in seinen neun Arbeitsschulen jährlich mehr als 1100 Schülerinnen unentgeltlich gründlichen Unterricht in den verschiedensten Handarbeiten. An Gesammtausgaben verzeichnet der Verein während seines Bestehens nahezu eine halbe Million Gulden ö. W.

Einen wichtigen Platz unter den Instituten dieser Art nimmt die »Unentgeltliche Knabenbeschäftigungs-Anstalt« im IX. Wiener Gemeindebezirke ein. Dieselbe, 1854 geschaffen, gewährt Knaben im Alter vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre, (deren Eltern ausserhalb ihrer Wohnung in Arbeit stehen), in den schulfreien Tagen und Stunden, ebenso auch während der Ferialmonate, ein willkommenes Asyl und bietet ihnen, nebst Pflege und Wartung, Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung, um sie vom Herumtreiben in den Strassen, vom Vagabundiren fernzuhalten.

Ausser den normalen Schulgegenständen, dann Zeichnen, Vaterlandsgeschichte und Turnen werden hier Metall-, Thon-, Buchbinder- und Laubsägearbeiten mit grosser Fertigkeit durchgeführt, wie auch für die nöthige Erholung durch gemeinsame Ausflüge, Besuche historischer und wissenschaftlicher Sammlungen, durch Baden und Schwimmen, Vorsorge getroffen erscheint.

Die Anstalt beherbergt nahezu 300 Zöglinge.

Die Namen aller anderen verdienstlichen Vereinigungen hier anzuführen, würde ermüden, weshalb auf den dieser Abtheilung beigefügten Anhang über alle Privat-Wohlthätigkeitsvereine verwiesen wird. Ein genauer Einblick in dieses Verzeichniss lässt, vorläufig allerdings noch sporadisch, die erfreuliche Wahrnehmung zu, dass einzelne Vereine, ihre fürsorgliche Mildthätigkeit den armen Kindern einer bestimmten Schule ausschliesslich widmen.

Würde dieses System der Specialisirung, das jeder Lehranstalt seinen Wohlthätigkeitsverein sichert, durchdringen und allgemein zur Ausführung gelangen, dann gäbe es wohl bald kaum mehr ein Kind, das mit dem Mangel an Lernmitteln, an Kleidung, —

das mit Nahrungssorgen zu kämpfen hätte. Alle die geschilderten Vorkehrungen jedoch bedeuten nicht den völligen Abschluss der Sorge für die hilfsbedürftigen Schulkinder.

Es erübrigt hierzu noch der Erwähnung einer philantropischen Erscheinung neuester Zeit, der »Vereine zur unentgeltlichen Beköstigung armer Schulkinder« und der »Verbindungen zur Schaffung von Feriencolonien«.

In ersterer Richtung lieferte London, Paris, Berlin und München das Vorbild und es erscheint nahezu selbstverständlich, dass die durch die österreichische Presse erfolgte Anregung solch einer humanen Idee in Wien fruchtbaren Boden finden musste. In der Zeit des kaum einjährigen Bestandes des »Centralvereines zur Beköstigung armer Schulkinder in Wien« hat derselbe zum Zwecke der in den rauhen Monaten erfolgenden Ausspeisung von täglich mehr als 2600 Kindern bereits die ansehnliche Summe von 30.000 Gulden ö. W. verausgabt und schon drei eigene Schulküchen errichtet. Das Stammvermögen präsentirt sich vorläufig in der Höhe von fl. 64.200 und es wäre sehr wünschenswerth, dass die dieser Bewegung zu Grunde liegende, schöne Idee durch munificente Betheiligung der massgebenden Kreise und Persönlichkeiten die gehoffte Förderung fände. Als Vorläufer dieser nunmehr in grossen Zügen ins Werk gesetzten Action in Wien muss der im III. Gemeindebezirke seit 1883, freilich mit bescheidenen Mitteln wirkende »Verein zur Ausspeisung armer Schulkinder« angesehen werden. — Eine Musteranstalt dieses Genres, was Qualität der Speisen und innere Einrichtung des eigenen Locales anbelangt, ist der von Angehörigen der evangelischen Kirche gegründete, jedoch interconfessionelle »Verein zur Beköstigung dürftiger Schulkinder im Bezirke Wieden«, welcher täglich ungefähr 100 Kinder, ebenfalls unentgeltlich, mit einem kräftigen, wohlschmeckenden Mittagessen versorgt.

Schliesslich kommen noch die Vereine in Betracht, welche sich die dankbare Aufgabe gestellt haben, dem dürftigen Kinde, das unter mancherlei Entsagungen den grössten Theil des Jahres in der Schulstube der Residenz verweilte, für einige Wochen des Sommers die körperlichen Wohlthaten und seelischen Freuden des Aufenthaltes in Gottes freier, erhebender Natur angedeihen zu lassen.

Dahin gehören der »Erste Wiener Feriencolonien-Spar- und Unterstützungsverein«, der seine Schützlinge mit Kleidern und Nahrung, ja durch Bildung von Kindersparcassen, sogar mit

kleinen Capitalien versieht, und sie jährlich, bei 300 an der Zahl, zur Erholung in das prächtige Liechtenstein'sche Schloss Thernberg, nach Altenmarkt an der Triesting, nach Giesshübel oder in das Schloss Wolfpassing entsendet; weiters der Verein »Eintracht«, der die kleinen »Sommerfrischler« nach Christoffen bei Neulengbach, nach Hirtenberg, St. Andrä-Wördern oder nach Zillingdorf, ferner der »Evangelische Unterstützungsverein für Kinder«, der sie nach Sieghartskirchen, und endlich der jüngst erstandene Verein »Ferienhort für bedürftige Gymnasialschüler«, der seine Zöglinge nach Wildalpen in Steiermark schickt.

Glückliche — arme Kinder! Geniesst in vollen Zügen was euch theilnehmende Freunde in selbstloser Gastlichkeit gespendet, geniesst es ungetrübt und jauchzt auf, in harmloser Kindlichkeit, denn auf euere Seelen fielen noch nicht die düsteren Schatten des Schmerzes, des tiefsten Schmerzes, — der die Waise durchbebt, — wenn sie dem Sarge ihrer Eltern folgt!

Wenn er auch oft, trotz der härtesten Arbeit, das Brot für die Schaar seiner Sprösslinge kaum aufzubringen im Stande war, — der gute Vater; wenn sie auch häufig, trotz der vielen am Nähtische oder beim Waschbecken durchwachten Nächte den Anforderungen der »rücksichtslosen« Kleinen nur knapp genügen konnte, — die treue Mutter, so war die Bedrängniss des Daseins dem Kinde dennoch fast unmerklich, an der Hand der geliebten Eltern.

Fiel aber eines bösen Tages der unerbittliche Sensenmann ins Haus und mähte einen oder gar beide der natürlichen Hüter des emporkeimenden Erdenbürgers hinweg, dann war auch der Schmerz, die Sorge ins junge Gemüth gezogen und frühzeitig erklärte der Ernst des Lebens der sorglosen Kindlichkeit den Krieg! —

Die arme Waise, das verlassene Kind erscheint im erhöhten Grade einer liebevollen Obsorge werth, denn es wandelt unverschuldet und unbewusst am Abgrunde des Verkommens, des Verderbens.

Gewiss waren es ähnliche Gedanken, die die edle Brust der grossen Kaiserin Maria Theresia bewegten, als sie 1745 das kaiserliche Waisenhaus am Rennweg gegründet.

Seither ist in dieser Hinsicht vom Staate, sowie vorzüglich von der Gemeinde Wien, durch Schaffung von sieben städtischen Waisenhäusern, Verleihung von unzähligen Waisenpfründen und Abgabe einer grossen Anzahl von Kindern in Kostplätze unendlich viel geschehen, allein noch immer ist die nöthige Abhilfe hierin nicht erschöpfend

getroffen, noch immer fliessen, abseits von der breiten Strasse öffentlicher Armenpflege, stumme Thränen verwaister, darbender Kinder, die der liebevollen Stillung harren — und da begegnen wir wieder auf dem Wege zu den verlassenen Kleinen, versehen mit dem lindernden Balsam des Trostes und der Hilfe, die gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege, die Privat-Humanitätsvereine.

1857 erstand in Fünfhaus durch die Thätigkeit eines Privatvereines das »Asylhaus für arme verlassene Mädchen« (Mater misericordia), welches in Verbindung mit dem Maria Elisabeth-Verein 36 verwaiste Mädchen vollständig verpflegt und durch die die Leitung der Anstalt, welche ausserdem eine achtclassige, mit Oeffentlichkeitsrecht versehene Schule besitzt, besorgenden »Schulschwestern von Unserer lieben Frau« (de Notre-dame) erziehen und unterrichten lässt.

Ferner ist anzuführen das seit 1858 bestehende »Knabenasyl des St. Joseph-Vincenz-Wohlthätigkeitsvereines« (Vicentinum), die vom Vereine der »Gesellschaft der Töchter der göttlichen Liebe« im Jahre 1868 errichtete Marienanstalt mit 42 Waisenkindern, die »Waisenanstalt der Barmherzigen Schwestern in Gumpendorf«, der »Evangelische Waisenversorgungsverein«, der 1862 creirte »Verein zur Versorgung hilfsbedürftiger Waisen der israelitischen Cultusgemeinde« mit jährlich circa 300 Zöglingen mit interner und externer Versorgung, ferner das unter einem Schutz-Damencomité stehende israelitische Mädchenwaisenhaus (seit 1874) mit 33 Kindern, weiters der »Katholische Waisenhilfsverein«, eine Verbindung, welcher seit ihrem Bestande, 1877, Tausende von Wiener Frauen aller Stände die regsamste, humanitäre Thätigkeit entgegenbringen, in Folge welcher auch die Möglichkeit erwuchs, für Waisenknaben ein Asylhaus in Pressbaum, das »Norbertinum«, für Mädchen ein solches in Biedermannsdorf, das »Stephaneum«, zu erbauen und damit alljährlich bei 400 verlassenen Kindern Pflege, Erziehung und Unterricht zu gewähren, endlich der »Kinderasylverein Humanitas« im Kahlenbergerdorfe und schliesslich das Kinderasyl St. Joseph in Breitensee.

All die genannten Einrichtungen verfolgen die Tendenz, eine Schutzwehr zu bieten für das mit geringerer Sorgfalt gehegte Kind des armen Mannes vor den Gefahren der Verwilderung, des Lasters, der moralischen und physischen Deroute. Wie oft aber wird die Hilfe solcher wohlwollenden Verbindungen zu spät oder gar nicht angerufen, gegen die Verführungen ausschweifender Gesellschaft, gegen das nicht selten durch den Dämon Alkohol herbeigeführte,

verderbliche Beispiel häuslichen Unfriedens, gewaltthätiger Rohheit, zerrütteter Familienbande.

Sind schon die Kleinen, die in so unseligen Verhältnissen aufwachsen, unseres Mitleides in besonderem Grade würdig, um wie viel mehr muss es den Menschenfreund anspornen, jenen beklagenswerthen Kindern durch energisches Eingreifen zu Hilfe zu eilen, welche in ihren gewissenlosen Eltern selbst die fluchwürdigen Verführer finden, die in ihr leicht empfängliches Herz, durch Anhaltung zum Bettel, zur Sittenlosigkeit, ja sogar zum Diebstahl, den giftigen Samen moralischer Verworfenheit legen. Kommt solch ein bedauernswerthes Geschöpf später zum Bewusstsein, dass es einem verlorenen Leben anheimgefallen, dann freilich ist auch der geringe Funke Liebe zu seinen Erzeugern erloschen und erstickt, durch das Gefühl der Verachtung, — des Ekels vor sich selbst, vor der ganzen Welt! Gehen auch dann dem verkommenen Burschen die Augen auf und tritt er hin, vor seinen Vater, ihn mit gewaltthätiger Faust erinnernd an die ganze Wucht der Verantwortung für sein verlottertes Dasein, so wird ihn dieser zurückweisen mit der stumpfsinnigen Phrase: »Mein Vater hat's so an mir gethan — und Du wirst's so an Deinen Kindern thun! das ist der Weltenlauf!«

Was für ein entsetzlicher Abgrund von Trostlosigkeit gähnte aus diesem Ricardo-Malthus'schen Grundsatze, welcher den besitzlosen Theil der Bevölkerung der Verwahrlosung, dem langsamen Hungertode überantwortet, uns entgegen; welch' unabsehbare Sündfluth durchwogte tobend und vernichtend den Erdball von Pol zu Pol, wenn diese Lehre wahr und zutreffend, wenn sie ein unumstössliches Naturgesetz wäre! Allein dem ist nicht so. Die Hinfälligkeit dieser sophistischen Maxime wurde von renommirten gelehrten Sociologen längst erkannt und diese jede staatliche Basis zersetzende Theorie über Bord geworfen.

Aber auch in der Praxis schenkten die öffentlichen, wie privaten Machtfactoren der Frage der Rettung verwahrloster Kinder ein besonderes Augenmerk. Amerika, England, Frankreich, Belgien, die Schweiz und Deutschland besitzen bereits ausgedehnte, öffentliche Anstalten, die diesem Zwecke gewidmet sind. Auch in Oesterreich wurden von Seite des Staates und des Landes in den verschiedenen Kronländern derlei Anstalten errichtet, jedoch muss bekannt werden, dass die Anzahl derselben dem Bedürfnisse bei Weitem nicht entspricht und dass bedauerlicher Weise gerade dieses Feld humanitärer Fürsorge am spärlichsten bebaut erscheint, trotzdem ein öster-

reichischer Jurist und anerkannt tüchtiger Strafrichter vor längerer Zeit den treffenden Ausspruch gethan: »Um unsere Zuchthäuser zu leeren, müssten wir die Rettungshäuser für die verwahrloste Jugend füllen.«

Sogar die sonst so grossmüthige Privat-Humanitätspflege erweist sich nach dieser Richtung sehr zurückhaltend. Ausser dem »Wiener Schutzverein für Rettung verwahrloster Kinder« besteht nur noch der »Franz Joseph-Jugend-Asylverein«.

Der erstere, schon 1844 gegründet, hatte ursprünglich den Zweck, den moralisch gefallenen Menschenkindern, welche durch eine überstandene Strafhaft in den Augen der unbemackelten Bürger geächtet und hinausgestossen waren aus der Gemeinschaft der Ehrlichen, durch Darreichung von Kleidern, Werkzeugen, sowie durch Vermittlung von Dienstplätzen hilfreiche Hand zu bieten und sie emporzuheben aus dem Sumpfe des Verderbens, in dem sie unterzugehen drohten, um sie liebevoll wieder auf den Weg rechtschaffenen arbeitsamen Lebens zu leiten, sie dadurch vor Rückfall zu bewahren und der Gesellschaft als reumüthige, gebesserte, nunmehr nützliche Mitglieder zurückzugeben. Leider erwiesen sich die Vereinsmittel zur Erfüllung eines so weitgehenden Programms als nicht ausreichend, weshalb schon 1850 die Umwandlung desselben nach der gegenwärtigen Richtung erfolgte. Heute verpflegt der Verein in seinem Rettungshause zu Wien (für Mädchen) und Unter-St. Veit (für Knaben) bei 160 verwahrlost gewesene Kinder ohne Unterschied der Confession, lässt ihnen eine gesittete Erziehung angedeihen und versieht sie mit Kenntnissen und Fertigkeiten, die geeignet sind, ihnen die Aussicht auf redlichen Erwerb und anständige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern.

Der 1883 ins Leben gerufene »Franz Joseph-Jugend-Asylverein« dankt seine Entstehung der Initiative des bekannten Wohlthäters, Freundes und Schützers armer Kinder, Wilhelm Bächer. Seinem eifrigen selbstlosen Bemühen ist es gelungen, unter dem Protectorate des Wiener Gemeinderathes eine Vereinigung von wackeren Männern zu Stande zu bringen, die, unterstützt durch einen hochherzigen Act Sr. Majestät des Kaisers, welcher anlässlich der Geburt der Prinzessin Elisabeth das Schloss Weinzierl a. d. Erlaf dem Vereine als Asylhaus für die verlassene Jugend zum Geschenke gemacht, eine Musteranstalt im eminentesten Sinne des Wortes geschaffen hat. — Das herrliche Schloss mit seinen lichten, luftigen Räumlichkeiten, seinem einladenden parkähnlichen Garten,

beherbergt gegenwärtig nahezu 150 männliche Zöglinge, welche insoferne der verwahrlosten Jugend zuzuzählen sind, als sie zwar mit den Strafgesetzen noch nicht in Collision gerathen, dennoch aber durch ihren bisherigen Lebenswandel die für ihre Zukunft traurigste Perspective ahnen lassen, so dass sie, wenn nicht eine kräftige Hand ihre Schritte von der betretenen Bahn des Lasters energisch ablenkt, untergehen und verderben im Moraste des Verbrechens, des seelischen und körperlichen Siechthums.

Hier handelt es sich aber nicht blos um die Rettung dieser jugendlichen Individuen allein, sondern auch — und das ist es, was den Werth solcher Anstalten wesentlich steigert, — um die Bewahrung einer grossen Anzahl anderer kindlicher Gemüther, welche durch die dämonische Kraft der Verführung von den halbverdorbenen Burschen mitgerissen worden und zerschellt wären in der Brandung ihres vergeudeten Daseins. — Ausser dem obligaten Schulunterrichte erfahren die Knaben in der Anstalt Unterweisung und vollständige Ausbildung in mehreren Handwerken und Künsten, während die Haltung einer wohlorganisirten, bei Bränden in der Umgebung schon zu öfteren Malen erprobten Zöglingsfeuerwehr, einer Gärtnerei, ferner Musikunterricht und die Fertigkeit des Schwimmens zu den willkommenen Erholungsmitteln der Jünglinge zählen. — Die Disciplin ist eine strenge, jedoch nicht drakonische, die Verwahrung eine aufmerksame, allein keine Internirung und der Geist liebevollen Zuspruches und wohlwollender Vorstellung ersetzt vollständig und erfolgreich die Furcht vor der Zuchtruthe.

Wie viele der heutigen Insassen werden einst, wenn sie geistig mündig geworden und geläutert in die Welt getreten sind, warmen Herzens und mit Thränen des Dankes jener Wohlthäter gedenken, die sie durch die Aufnahme in die Anstalt bewahrten vor einem schrecklichen Erwachen aus dem bösen Traume ihrer düsteren Kindertage!

Möge doch das glänzende Beispiel, welches der »Franz Joseph-Jugend-Asylverein« gegeben, bald Nachahmung, reiche Nachahmung und Verbreitung in Oesterreichs Landen finden! —

Wir wenden uns nun dem letzten Zweige gesellschaftlicher Obsorge für die bedürftige Jugend, der Kinder-Krankenpflege zu und erblicken hierin mit freudiger Genugthuung eine löbliche Regsamkeit. Die Privathumanität hat neben Staat, Land und Gemeinde wohlwollende Fürsorge getroffen für Anstalten, in welchen arme Kinder, die mit bleibenden Gebrechen behaftet sind, Unter-

kunft und körperliche und geistige Betreuung finden, Spitäler und Kliniken zur ambulatorischen Behandlung jener geschaffen, die vorübergehende Krankheiten erfassten und endlich Reconvalescentenhäuser und Seehospize gegründet, in denen solchen armen Kleinen, welche bereits dem Heilungsstadium nahe sind, Kräftigung und Erholung zugeführt wird.

Hinsichtlich der Institutionen für Kinder mit bleibenden Gebrechen ist, dem Alter nach, anzuführen das seit 1858 in Wien bestehende »Israelitische Taubstummeninstitut« mit einem Belegraume von 40, theils entgeltlichen, theils unentgeltlichen Plätzen. In dieser Anstalt werden die unglücklichen Kleinen verpflegt, unterrichtet und zur Ausübung verschiedener Handwerke herangebildet. Schon Maria Theresia bestellte 1779 einen eigenen Lehrer im Bürgerspital zur Unterweisung der Taubstummen und Kaiser Josef II. sandte den Abbé Stork nach Paris, damit dieser dortselbst die von Abbé de l'Epée erfundene Unterrichtssprache für Taubstumme studire und sodann in Oesterreich einbürgere. — Weiters der 1869 erstandene »Verein von Kinderfreunden in Wien«, der zur Wartung und Erziehung von unbemittelten, verlassenen, taubstummen, blinden oder idiotischen Kindern, — insbesonders Findlingen, — in Zillingsdorf bei Wr.-Neustadt zwei Asylhäuser mit circa 50 Plätzen unterhält; ferner der »Verein für Erziehung und Pflege schwachsinniger Kinder in Wien ‚Stephanie-Stiftung'« mit einem Asyle in Biedermannsdorf; endlich das »Israelitische Blindeninstitut« auf der Hohen Warte bei Wien (seit 1873) für 50 Zöglinge, die daselbst bis zum 20. Lebensjahre Unterricht und Handwerksausbildung erfahren; schliesslich das »Asyl für blinde Kinder« in Unterdöbling, erhalten vom »Vereine der Kinder- und Jugendfreunde«.

Die Errichtung eigener Kinderspitäler für die Behandlung vorübergehender Krankheiten nahm in England, und zwar mit dem 1769 in London von Dr. George Armstrong gegründeten ersten Kinderkrankenhause »Dispensary for Infant poor« ihren Anfang.

Nach diesem Muster eröffnete 1787 Dr. Josef Mastalier in Wien ein Kinder-Krankeninstitut, in welchem den Eltern ärztlicher Rath und freie Medication für ihre erkrankten Kleinen gewährt wurde. — Kaiser Franz I. erhob 1793 dasselbe zu einem öffentlichen.

Seither erstanden 1837 der »Erste allgemeine St. Annen-Kinderspitalsverein« mit 120 Betten, angeregt durch den bekannten Kinderarzt Dr. Mauthner Ritter v. Mauthstein, der »St. Josephs-Kinderspitalverein und das Dr. Bichler'sche Kinderwärte-

rinnen-Bildungsinstitut in Wien« (seit 1841) mit 100 Betten, der 1856 gegründete »Kaiserin Elisabeth-Kinder-Hospitalverein zu Hall in Oberösterreich« mit einem Belegraume für 70 Kinder, das 1859 geschaffene »Spital für scrophulose Kinder in Baden«, ferner seit 1870 der »Leopoldstädter Kinder-Spitalverein in Wien« mit 90 Betten, der »Unterstützungsverein für das Kronprinz Rudolf-Kinderspital« mit 60 Betten (gegründet 1875 von dem Brauhausbesitzer A. J. Mauthner Ritter v. Markhof und dessen Kindern) und endlich das »Karolinen-Kinderspital« mit 24 Betten und das »Lehenwarth'sche Kinderspital« mit 30 Betten.

Alle diese Anstalten nehmen die kleinen Patienten, wenigstens in namhafter Zahl, unentgeltlich in Behandlung und Pflege und ertheilen ausserdem noch in gewissen Ordinationsstunden ohne Entgelt an bedürftige, auswärtige Kinder medicinischen Rath.

Die dritte Kategorie der gesellschaftlichen Einrichtungen, welche den erbarmungswerthen Kleinen ihre unverschuldet aufgelastete Bürde von Entbehrungen und körperlichen Drangsalen erträglicher und leichter zu machen sucht, findet ihre Verkörperung in dem kaum vor einem Jahre creirten »Vereine zur Erbauung und Erhaltung von Reconvalescentenhäusern für Kinder« und in dem seit 1885 bestehenden »Vereine zur Errichtung und Förderung von Seehospizen und Asylen für kranke, insbesondere scrophulose und rhachitische Kinder« mit dem bereits vollendeten Erzherzogin Maria-Theresien-Seehospitz in San Pelagio bei Rovigno. Der Verein bestreitet ausser den Cur- und Verpflegskosten auch noch die Spesen der Hin- und Rückreise für jährlich 70 bedürftige Kinder. — Ausserdem wurde mit dem Comité des Seehospizes zu Grado und dem zu Triest ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem alljährlich eine Anzahl scrophuloser Kinder auf Kosten der Commune Wien dortselbst ärztliche Behandlung, Verpflegung und den Genuss der Seebäder erhält. —

Ein geradezu wehmüthig rührendes Bild bietet sich dem beobachtenden Menschenfreunde bei der Abfahrt eines Eisenbahnzuges, welcher die bemitleidenswerthen Geschöpfe dem ersehnten Ziele einer baldigen, wenigstens theilweisen Heilung zuführen soll. Mit schmerzlich verzerrten Gesichtchen, Tücher und Binden um Kopf und Hals geschlagen, reichen sie noch einmal die zumeist von brennenden Wunden und Beulen bedeckten dürren Händchen ihren schwer aufathmenden, bekümmerten Eltern hin, welche mit Thränen

in den Augen lächeln müssen, um ihren nicht selten den Todeskeim in sich tragenden Kleinen den Abschied nicht allzuschwer zu machen. Wie manche Mutter blickt da vielleicht zum letzten Male tief, recht tief in das matte Auge ihres leidenden Lieblings, um sich seine Züge einzuprägen für lange, — für immer vielleicht, denn sein armseliges Dasein droht mit jedem Tage zu erlöschen!

Freilich erhebt und tröstet die schwergeprüften Eltern, denen das Geschick »gesunde« Kinder versagt hat, der Gedanke, dass gutthätige, uneigennützige Menschen durch ihren Opfermuth es ermöglichten, dass ihre Kinder der besten Pflege, der liebevollsten Wartung und fürsorglichsten Behandlung in einem für sie sonst unerschwinglichen Heilbade am Meeresstrande entgegen ziehen, um des höchsten irdischen Gutes, — der Gesundheit, — wieder theilhaftig werden zu können.

Schliesslich darf nicht unerwähnt bleiben, dass die genannten Anstalten, sowie die meisten Privat-Kinderspitäler von der Gemeinde Wien direct oder indirect subventionirt werden durch Zuweisung von Jahresbeiträgen, oder durch Inanspruchnahme von Zahlplätzen für unbemittelte Kinder.

* * *

Es ist selbstverständlich, dass die Stadt Wien, die den armen Kindern eine so liebevolle Beachtung und Sorgfalt angedeihen lässt, ihren Blick nicht gleichgiltig abwenden wird von dem durch Entbehrung und Kummer abgehärmten Antlitze der Erwachsenen.

Und in der That erfreut sich die gesellschaftliche Humanitätspflege auf diesem Gebiete einer solchen Mannigfaltigkeit und Ausbreitung, dass sie, durch jene geheimnissvolle Macht, die Ordnung schafft in allen Dingen, allmälig und fast unmerklich zu einem einheitlichen Bau geworden, unter dessen schützendem Dach die vom Geschicke Gebeugten und Verstossenen Linderung, Stärkung und erneute Lebenskraft finden können. — Die gesammte Wirksamkeit der Humanitätsvereine findet ihr Ziel in der werkthätigen Unterstützung der nothleidenden Mitmenschen. Diese erstreckt sich entweder auf moralische Momente, als: Fortbildung in gewissen Unterrichtszweigen zum Zwecke höherer Erwerbsfähigkeit, musikalische und gewerbliche Ausbildung von Individuen, die mit bleibenden Gebrechen behaftet sind, Erweiterung der Volksbildung durch Bibliotheken und Lesehallen, Vermittlung von Dienstesstellen und dergleichen, oder die

Unterstützung präsentirt sich in realistischer Weise durch Gaben an Geld, Kleider, Lebensmittel, Wohnung, durch Krankenpflege oder gänzliche Versorgung.

WOHLTHÄTIGKEITSPFLEGE IN MORALISCHER RICHTUNG.

Der älteste Verein, welcher nebst Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend auch deren weitere Fortbildung zur Erreichung einer höheren Erwerbsfähigkeit im Auge hat, ist der seit 1660 in Wien bestehende Convent St. Ursula.

Die Ursulinerinnen besitzen gegenwärtig eine mit dem Oeffentlichkeitsrechte ausgestattete Lehrerinnen-Bildungsanstalt, eine Volks- und Bürgerschule und eine Industrieschule. Alljährlich werden bei 80 Mädchen daselbst zu Lehrerinnen herangebildet. Gestatten es auch die finanziellen Mittel des Klosters nicht, in allen Fällen auf jedes Entgelt zu verzichten, so muss doch anerkennend erwähnt werden, dass eine nicht geringe Menge Mädchen Freiplätze geniesst und eine beträchtliche Anzahl derselben, gegen eine geringe Bezahlung, Pension, Unterricht und Erziehung erhält. Ausserdem wird täglich 30 unbemittelten Studenten und 21 armen Kindern unentgeltlich die Mittagskost gereicht.

Dieselben Ziele verfolgen, durch Haltung von Arbeitsschulen für Schnittzeichnen, Kleider- und Wäscheverfertigung, Eröffnung von Lehrcursen zur Ausbildung von Frauen und Mädchen zu Buchhalterinnen, Stenographinnen, Telegraphistinnen etc. zur Verbesserung der wirthschaftlichen Lage derselben, theils unentgeltlich, theils gegen geringe Entschädigung — noch der seit 1866 bestehende »Mädchen-Unterstützungsverein« (für Israelitinnen) sowie der im selben Jahre entstandene »Wienerfrauen-Erwerbverein«, der »Schulverein für Beamtenstöchter«, der »Theresienverein für junge verwaiste Mädchen«, die »Karl Diehl'sche Stiftungsschule«, der »Verein zur Beschäftigung armer Mädchen« und endlich die »Gesellschaft der Töchter der göttlichen Liebe«, welche ausser der unentgeltlichen Pflege und Erziehung hilfsbedürftiger Mädchen auch noch einer Anstalt vorsteht, die einen ausserordentlich segensreichen Einfluss auf jene weiblichen Individuen ausübt, die berufen sind, unseren Frauen die Mühen der Haushaltung zu erleichtern, unsere Kinder, unser Hab und Gut zu bewachen und zu betreuen.

Es ist dies die »Marienanstalt zur Heranbildung guter Hausmägde«. Sie dient erwerbsunfähigen und gebrechlichen, sowie

vacirenden Dienstboten als Asyl und vermittelt denselben unentgeltlich Dienstposten.

Schon im Jahre 1851 bildete sich ein wohlthätiger »Frauenverein für Arbeitsschulen« zur Heranbildung treuer, fleissiger Dienstmägde, die ausser ihren sonstigen Obliegenheiten auch im Nähen, Stricken und Schlingen Bescheid wissen sollen. Dieser Verein unterhält gegenwärtig neun Arbeitsschulen in Wien.

Wenn man erwägt, welchen Gefahren ein schutzloses, armes Mädchen ausgesetzt ist, das unbefangen und unerfahren, mit dem Vorsatze, sich ehrlich ihr Brod zu verdienen, vom Lande kommt, den glatten Boden der Residenz betritt, durch längere Zeit aber ohne Dienst steht und allgemach aller Geldmittel entblösst, obdach- und subsistenzlos voller Verzweiflung auf die Strasse stürzt, um hier schlechter Gesellschaft in die Arme zu laufen, so kann man sich der vollsten Anerkennung für eine Institution, die geeignet erscheint, solches Unheil erfolgreich abzuwehren, gewiss nicht verschliessen.

Fast alle genannten Vereine sind von den Frauen Wiens angeregt und geschaffen worden, stehen fortwährend unter deren Aufsicht und Leitung und finden durch die aufopfernde Thätigkeit derselben mit jedem Jahre weitere Verbreitung und grössere Ausdehnung an Mitteln und Wohlthätigkeitsacten.

Zur Ausbildung von Individuen, die mit bleibenden Gebrechen behaftet sind, besteht das 1858 nach Wien verlegte »Allgemeine österreichische israelitische Taubstummeninstitut«, in welchem die Zöglinge (ohne Unterschied des Geschlechtes und der Confession), die nicht unter sieben und nicht über zwölf Jahre alt sein sollen, bis zu ihrem 14., respective 20. Lebensjahre verbleiben und geistig und körperlich so weit ausgebildet werden, dass sie in die Lage kommen können, sich einen verhältnissmässig günstigen Erwerb zu beschaffen. Die Anstalt ist reich mit Stiftungen dotirt, so dass sie jährlich nahezu 100 mittellose Zöglinge in Pflege und Erziehung zu nehmen vermag.

Ferner gehört hierher der »Verein für das israelitische Blindeninstitut in Wien«, mit der Ausbildungsanstalt auf der Hohen Warte.

Die Zöglinge beiderlei Geschlechtes, über 50 an der Zahl, erhalten eine angemessene sittliche und gewerbliche Ausbildung, um sie für einen passenden Beruf tüchtig zu machen.

In dieser seit 1872 eröffneten Anstalt werden die Plätze theils unentgeltlich, theils gegen eine sehr geringe Entschädigung vergeben.

Mit beiden Instituten bleiben die Zöglinge, auch wenn sie die Anstalt schon längst verlassen haben, stets im Contacte und geniessen später noch häufig Rath und Hilfe von den Leitern jener Stätte, der sie es gewiss freudigen Herzens Dank wissen, dass sie nicht als armselige Krüppel verkümmern mussten.

Eine sehr erspriessliche Thätigkeit entfalten der »Katholische Verein für Lehrerinnen und Erzieherinnen«, der »Wiener Hausfrauenverein« und endlich der »Verein für Kindergärten in Oesterreich« dadurch, dass dieselben neben ihren anderen der allgemeinen Wohlfahrt gewidmeten Agenden, die unentgeltliche Vermittlung von Dienststellen aller Art für weibliche Individuen besorgen. Wie vielen arbeitsfreudigen und strebsamen Frauen und Mädchen wird hierdurch eine Summe der quälendsten Existenzsorgen abgenommen und der Weg ehrlicher Arbeit und selbständigen Erwerbes eröffnet.

Endlich ist an dieser Stelle noch anzuführen der »Oesterreichische Volksschriftenverein« (seit 1849) und der seit 1843 bestehende »Verein zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Israeliten in Wien«.

WOHLTHÄTIGKEITSPFLEGE IN PHYSISCHER RICHTUNG.

Katastrophen wirthschaftlicher und politischer Natur, unheilbringende Elementarereignisse, Epidemien und sonstige weitgreifende Missstände sind zumeist die Hebel, welche die Gesellschaft in Bewegung setzen, um den Bedrängten zu Hilfe zu eilen.

Nicht aber die Mildherzigkeit allein ist es, die in Fällen der höchsten Noth dem Fortschreiten derselben eine Grenze zu ziehen sucht, (wenn sie auch den ersten Anstoss zur mildthätigen Action gegeben) ein viel tieferer Sinn liegt in diesem Vorgehen, eine Raison, die auf den instinctiven Trieb des Selbstschutzes vor den Verzweiflungsthaten der Betroffenen zurückzuführen ist. Die Gesellschaft errichtet damit eine Brücke über die Alles mit sich fortreissenden, unaufhaltsamen Wogen, welche heranstürmend im Strome socialen Elendes die Ufer zu überfluthen drohen und führt die Hilfslosen mit rettender Hand hinüber ans schützende Gestade.

Unter den Vereinen, deren Wirksamkeit die Unterstützung mit Geldspenden, Kleidern und ärztlicher Hilfe umfasst, spielt die 1811 von den Damen der Aristokratie gestiftete »Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien« eine hervorragende Rolle.

Ausserordentliche, ja fast unerschwingliche Ausgaben, veranlasst durch die vorangegangenen Kriegsereignisse, hatten die Kräfte des Staates im hohen Grade geschwächt, in ökonomischer Richtung nahezu gelähmt. — Kaiser Franz nahm desshalb die Kunde von der Errichtung dieser Gesellschaft mit besonderer Befriedigung entgegen und gab seinem Beifalle durch die aufmunternden Worte, dass »jene Frauen, welche einer so gemeinnützigen Verbindung beitreten, auf das Allerhöchste Wohlgefallen und die volle Erkenntlichkeit mit Zuversicht rechnen können«, beredten Ausdruck. In Wien sowohl, als auch in Niederösterreich erhielten seitens der Gesellschaft Arme, Kranke, Gebrechliche, ja ganze Gemeinden, wie beispielsweise 1812 die verarmten Orte Aspern und Wagram, bedeutende Unterstützungen. Oeffentlichen Spitälern und Instituten für Blinde und Taubstumme wurden namhafte Dotationen zugewendet und mit jedem Jahre, mit dem auch die finanziellen Mittel der Gesellschaft wuchsen, erfuhr der Kreis der Unterstützten eine wesentliche Erweiterung. Bis zum Schlusse des Vorjahres stieg die Summe der verauslagten Geldspenden für verarmte Familien, Kranke, Reconvalescente, Wöchnerinnen und Kinder auf rund fl. 760.000 ö. W., während der Aufwand für die Pflege und Behandlung der Kranken, welche in dem von der Gesellschaft errichteten Marienspitale zu Weikersdorf bei Baden Aufnahme gefunden, seit der Gründung die Summe von fl. 271.660 ö. W. in Anspruch nahm.

Weiters ist hier anzuführen der seit 1847 bestehende »Wiener Kreuzer-Verein zur Unterstützung der Gewerbsleute«, welcher arbeitslosen, bedürftigen Personen, ohne Unterschied des Geschlechtes und der Confession durch Anschaffung von Arbeitsmaterialien und Werkzeugen, durch Zuwendung von Darlehen oder Unterstützungen nachhaltige Hilfe zu leisten bestrebt ist; weiters der »Allgemeine Studenten-Unterstützungsverein«, der »Katholische Frauen-Wohlthätigkeitsverein«, eine stattliche Anzahl israelitischer Unterstützungsvereine, unter denen die seit 1764 bestehende Verbindung zur Verrichtung frommer und wohlthätiger Werke »Chewra Kadischa« einen hervorragenden Rang einnimmt, der »Verein gegen Verarmung und Bettelei«, sowie noch eine Reihe andere Gesellungen, die sämmtlich im Anhange angeführt erscheinen.

Vielfach schon sind Stimmen laut geworden, die sich gegen die Betheilung der Armen mit baarem Gelde ausgesprochen haben. Die Beträge, welche als sogenannte »Handaushilfen« verabreicht werden, können wegen des grossen Andranges der Bedürftigen un-

möglich in jedem einzelnen Falle eine solche Höhe erreichen, dass von einer drastischen Hebung des Uebels, das den Petenten getroffen, die Rede sein könnte. Von beachtenswerthen Seiten ist betont worden, dass sich hierdurch alljährlich bedeutende Summen, mit denen Bleibendes geschaffen werden könnte, in Myriaden kleiner Beträge zersplittern und der Professionsbettel gefördert wird. Kann auch nicht in Abrede gestellt werden, dass diese Behauptung viel Wahrheit enthält, so ist doch andererseits zu bedenken, dass in unzähligen Fällen eine momentane Geldunterstützung hinüberhilft über die schwersten Tage der Noth, nach denen sich die Verhältnisse vielleicht wieder wesentlich gebessert haben — und weiters ist der Umstand zu berücksichtigen, dass jene Einrichtungen, die in anderer, nachhaltigerer Weise aufhelfen sollen, noch nicht jene Mittel und Ausbreitung besitzen, um sofort und auf das Kräftigste eingreifen zu können.

Von Interesse für die eben besprochene Frage ist die Vorgeschichte des »Allgemeinen Wiener Hilfsvereines« (jetzt »Wiener Hilfs- und Sparverein« genannt), der 1847 in Folge der ganz abnorm drückenden Nothlage, wozu nicht wenig die Misserntе des vorausgegangenen Jahres beigetragen hatte, gegründet wurde. Ueber Aufforderung der Regierung legte Bürgermeister Ritter von Czapka das vom Vice-Bürgermeister Bergmüller abgefasste Gutachten vom 22. Mai 1847 hinsichtlich des projectirten »Wiener allgemeinen Hilfsvereines« vor. Dasselbe lautet in seinen wichtigsten Theilen:

»Bei Beurtheilung solcher Privatvereine, die mit ihren Fonden grösstentheils auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen sind, soll vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden, ob sie solche specielle Zwecke verfolgen, für welche bereits öffentliche Fonde und Institute bestehen und ob sie diesen letzteren durch ihre eigene Wirksamkeit einer verhältnissmässig gleichen Last entheben, sie auf solche Art unterstützen oder im Gegentheile etwa gar nur, und zwar in der Beziehung benachtheiligen, dass sie den Privat-Wohlthätigkeitssinn von ihnen ablenken und für ihre eigenen Zwecke benützen. Nachdem bekanntlich der allgemeine Versorgungsfond wesentlich aus den freiwilligen Zuflüssen von Privaten mittelst Sammlungen, Subscriptionen, öffentlichen Belustigungen etc. dotirt wird und ein Ausfall hierbei sich durch sich selbst nicht ersetzen kann; die in neuerer Zeit aber aufgetauchten verschiedenen Privatvereine grösstentheils in ihrer Tendenz mit diesem Fonde collidiren, demselben aber durch ihre Wirksamkeit seine Last in gar keiner Beziehung ver-

ringern und nur das Resultat haben, dass die oben bemerkten Zuflüsse von Privaten demselben theilweise entzogen wurden; so musste sich von hieraus bei jeder Gelegenheit gegen die Existenz solcher Privatvereine ausgesprochen werden.

»Ganz anders ist es wohl mit dem vorliegenden Projecte, welches sich die Realisirung ganz eigener, den öffentlichen Fonden, zum Theil fremd gebliebener, an sich aber höchst wohlthätiger Zwecke zur Aufgabe macht und eben darin, dass es in dieser Beziehung das Wirken der öffentlichen Fonde zu ergänzen die Bestimmung hat, diese sehr wohlthuend unterstützen wird. Aus diesem Grunde glaubt der Gefertigte diesem Verein das Wort führen zu sollen, da er den Dürftigen die nöthige Nahrung, und zwar mittelst des bereits aufgestellten und seit ein paar Tagen in Wirksamkeit getretenen Dampfapparates zur Bereitung der Rumford-Suppe um 1 kr. per Seitl verabreicht. Es ist hierin der Anfang zu einer Naturalverpflegung der Armen zu erblicken, welche nach einer gehörigen Ausbildung und Anpassung auf die hiesigen Zustände die an sich nicht zu billigende und zu vielen Missbräuchen führende Geldbetheilung recht bald verdrängen oder wenigstens ermässigen dürfte.«

Dass der Verein den Intentionen dieses Gutachtens vollends zu entsprechen bemüht war, geht aus einem Schreiben der Direction desselben an den Bürgermeister von Wien hervor, in welchem um unterstützendes Entgegenkommen Seitens der Armeninstituts-Organe gebeten und proponirt wird, dass statt der Pfründe den Bezugsberechtigten Anweisungen auf die vom Vereine zu herabgesetzten Preisen zu liefernden Naturalien, als Rumford-Suppe, Brot, Salz, Erdäpfel, Mehl etc. gegeben werden.

Am 17. Mai 1847 fand die Eröffnung der vom Vereine eingerichteten Rumford-Suppenanstalt statt, die anfänglich circa 6000 Portionen pro Tag, das Seitel zu 1 kr., verabreichte. Welcher Sympathien sich der Verein bei der Bevölkerung erfreute, geht aus dem Umstande hervor, dass er in den ersten vier Wochen seines Bestandes schon über ein angesammeltes Vermögen von fl. 13.929 ö. W. verfügte.

Die Rumford-Suppe, bereitet aus Rindfleisch, Blut, Erbsen, Kartoffel, Reis, Zwiebel und mehreren Gewürzen, war eine Erfindung des Amerikaners Benjamin Thomson Rumford, welcher nach den nordamerikanischen Freiheitskriegen, die er als Oberst mitkämpfte, 1783 nach München kam und hier, wie in anderen grossen, europäischen Städten, zur Linderung der allgemein herrschenden

wirthschaftlichen Bedrängniss, die Gründung von Suppenanstalten veranlasste.

Obwohl diese wohlfeile und nahrhafte Suppe, besonders in den Jahren der Noth, also 1813, 1817, 1818 und 1847 geradezu als Rettungsanker angesehen und gepriesen worden, musste sie doch bald vom Schauplatze verschwinden.

Der Eintritt günstigerer Erwerbsverhältnisse, sowie der auch bei den unteren Volksschichten allgemach zur Geltung gelangte verfeinerte Geschmack hatte dieses allerdings wenig mundende, herbe Gericht rasch verdrängt. Die Locale, in denen diese Kost der Armen und Hungernden verabreicht wurde, standen leer, bald hörte die Nachfrage gänzlich auf und schon 1848 gab es keine solchen Suppenanstalten mehr.

Einige Jahre später errichtete der »Wiener allgemeine Hilfsverein« eine Sparanstalt, welche Veränderung er auch in seiner neuen Bezeichnung: »Wiener allgemeiner Hilfs- und Sparverein« zum Ausdrucke brachte. Nunmehr verfolgte er den Zweck, weniger bemittelten Personen die Gelegenheit zu geben, wöchentlich kleine Ersparnisse zusammenzulegen, um sie zu gemeinschaftlichen Ankäufen von Brennmaterialien, Mehl, Kartoffeln, Kaffee, Zucker, Schmalz, Seife etc. zu verwenden. Diese Lebensmittel werden mit Beginn des Winters an die »Sparer« nach Verhältniss der Einlage vertheilt. Damit ist der Verein in die Reihe der Consumverbindungen getreten.

Eine andere gesellschaftliche Institution für Verabreichung von Victualien, Holz, Kohle und Kleidern ist der 1849 creirte »Wiener Wohlthätigkeitsverein für Hausarme«, der »Maria Elisabethen-Verein« (seit 1854) und der 1886 gegründete Verein »Caritas« (für rationelle Ernährung von Kindern und Kranken).

In einem gewissen Sinne müssen den humanitären Instituten Wiens auch die Volksküchen und modernen Suppen- und Theeanstalten beigezählt werden. Wenn auch von Seite der Consumenten für das Empfangene eine Zahlung geleistet wird, so ist diese doch so gering bemessen, dass sie knapp den Selbstkostenpreis der gebotenen gesunden und kräftigen Kost erreicht.

Die Capitalien zur Errichtung derlei Anstalten, die Miethzinse für die betreffenden Locale werden von den Vereinsmitgliedern geschenkweise bestritten und ohne Entgelt wird die Leitung besorgt, welche ebenso schwierig, als zeitraubend ist, da die Nahrungsmittel im Interesse der Oekonomie, stets an der ersten Quelle und in

grossen Mengen eingekauft werden müssen. — Eine wahrhaft segensvolle Thätigkeit für die dürftigen Volksclassen entwickelt hierin der »Erste Wiener Volksküchenverein« (seit 1872) mit fünf Speiselocalen, ferner der Leopoldstädter, der Landstrasser, der Sechshauser, der Meidlinger und der »Verein zur Errichtung von Volksküchen« (nach israelitischem Ritus). — Nicht minder rühmenswerth ist das Wirken der Thee- und Suppenanstalten. Sie bilden insoferne eine Ergänzung und Unterstützung der Volksküchen, als sie nicht blos, wie diese, um die Mittagszeit, sondern vom frühen Morgen bis zum späten Abend functioniren, wodurch sie dem Arbeiter, der auf den Erwerb durch seine physische Kraft angewiesen ist, die Gelegenheit bieten, sich zu jeder Tagesstunde um den geringen Betrag von 2, 3 und 4 kr. erwärmende und erquickende Nahrung zu schaffen. Aber auch in sanitärer und moralischer Hinsicht erscheint diese Institution von Bedeutung, da sie durch ihr Wirken dem ärgsten Feinde der unteren Volksschichten, dem Alles zerstörenden Branntwein entgegentritt. Als Bahnbrecher auf diesem Gebiete erstand 1875 der »Verein zur Errichtung und Erhaltung der I. Wiener Suppen- und Theeanstalt«, welcher gegenwärtig drei Speiselocale besitzt; ferner ist anzuführen ein gleicher Verein im IX. Gemeindebezirke und ein solcher in Sechshaus. Sowohl die Volksküchen, wie die Thee- und Suppenanstalten spenden alljährlich unentgeltlich eine grosse Anzahl von Speisemarken an gänzlich mittellose Personen und vertheilen, ebenfalls ohne jede Entschädigung, an die in der Nähe wohnenden armen Schulkinder, beträchtliche Mengen von Nahrungsmitteln.

Sind auch alle diese gesellschaftlichen Vorkehrungen zur Abwehr der vielgestaltigen Nothlagen des Lebens von tiefgehendem Werthe, von weittragender Bedeutung für die Bevölkerung, so erscheinen damit doch die nothwendigsten Bedürfnisse des Culturmenschen noch nicht vollends gedeckt. Hierzu gehört vor Allem, — zumal in unserem Klima, — das schützende Obdach. Auch hiefür hat die Privat-Wohlthätigkeitspflege in selbstloser Weise, durch Errichtung von Asylen für Obdachlose, Vorsorge getroffen. Der »Verein zur Begründung von Asylen für Obdachlose«, 1870 entstanden, gewährt unentgeltlich Herberge, Suppe und Brod. In den beiden Asylhäusern des Vereines, und zwar in dem für das weibliche Geschlecht (Elisabethinum) mit 78 Betten und in dem für Männer mit 132 Betten unterbleibt, den humanen Statuten gemäss, die Angabe der Namen von Seite der Herbergesuchenden.

Allein nicht blos Individuen, die mehr oder minder bereits Schiffbruch gelitten haben im bewegten Ocean des Daseins, die nur von einer Vergangenheit, zumeist einer düsteren Vergangenheit zu erzählen wissen, hat die gesellschaftliche Mildherzigkeit eine schützende Stätte vor Sturm und Nacht eröffnet, auch jener Menschenkinder gedachte sie mit weitblickender Umsicht, die am Beginne ihrer Lebensbahn, einem hohen Ziele zustrebend, erdrückt von Nahrungssorgen in Noth und Kummer unterzugehen drohen. Es sind dies die unbemittelten Hochschüler.

Ueber unzähligen Familien glänzt die Sonne des Wohlstandes nur so lange, als deren Oberhaupt, — der sorgsame Vater, — am Leben ist. Schliesst dieser aber vorzeitig die Augen, um auszuruhen von den Mühen des Erdenwallens im ewigen Schlafe, dann bricht gar häufig Entbehrung und Dürftigkeit über seine Lieben herein. Die Ausgaben für Wohnung, Kleidung und Nahrung müssen nun eingeengt werden auf das Nothdürftigste, die Lehrer der Töchter erhalten die Entlassung und die Söhne? — — — Wie viele junge, unerfahrene Leute sind nicht schon zu Grunde gegangen, physisch und moralisch, weil sie, im Wohlleben aufgewachsen, die Plagen und Beschwerden des Handwerkes nicht zu ertragen vermochten. Wie oft treten solche Widerwärtigkeiten des Geschickes dem strebsamen, fleissigen Studenten hindernd entgegen und gebieten ihm auf dem Wege zu dem von ihm ersehnten Ziele ein erbarmungsloses »Halt!« — Wie schmerzvoll, wie verbitternd muss ein solches Stehenbleiben, ein Zurücksinken in die hoffnungslose Nacht des drohenden Verkommens für den aufwärts strebenden Jünger der Musen sein! Die Stufen, die seine Kameraden erreicht, — auch er hätte sie erklimmen können, vermöge seines Geistes, seines Fleisses, seiner Ausdauer, — wenn sein Stern im entscheidenden Momente nicht erloschen wäre!

Aehnliche Gedanken schwebten gewiss den Männern vor, die 1874 an die Gründung des »Asylvereines für hilfsbedürftige Hörer der Wiener Universität« gingen. Ursprünglich mit geringen Mitteln versehen, brachte es dieser »Asylverein der Wiener Universität«, — wie er gegenwärtig heisst, — so weit, dass er in dem 1887 angekauften ehemaligen Hôtel »Franz Josephsbahn« im IX. Gemeindebezirke 85 dürftigen Studenten der hiesigen Universität unentgeltlich freundliche, ruhige Wohnungen, gänzliche Verpflegung, ärztliche Behandlung im Erkrankungsfalle und ausserdem noch Zuweisungen von Lectionen gewähren kann. Welch' schönes Denkmal setzen sich die edlen Wohlthäter, die es durch Beiträge,

Schenkungen, Legate und Stipendien ermöglichen, dass dieser Verein sein segensreiches Programm durchführen kann, in dem dankerfüllten Herzen tausender gebildeter Musensöhne. — Weiters ist hier noch eine Schöpfung neuester Zeit zu verzeichnen, das »Wiener Lehrlingsheim«. Dieses wirkt nicht minder wohlthätig auf die Lage jener dürftigen Jünglinge, die sich dem Gewerbestande zuwenden.

Ein reiches Capitel der gesellschaftlichen Wohlthätigkeitspflege bildet die Obsorge für die erkrankten Mitmenschen durch Gründung und Erhaltung von Spitälern, Heilbadeanstalten und Ambulatorien. In ersterer Richtung steht obenan das 1676 eröffnete Spital der Barmherzigen Brüder mit 232 Betten und einem Reconvalescentenhause in Hütteldorf bei Wien, für Patienten jeder Nation und Confession, die ohne Entgelt, ärztliche Hilfe, Medicamente und Verpflegung erhalten.

Nächst diesen in ganz Wien hochverehrten Samaritanern sind in derselben Weise die 1831 von Frankreich hierher eingewanderten Barmherzigen Schwestern in ihren Spitälern im II. und VI. Gemeindebezirke (mit einem Belegraume von nahezu 150 Betten) thätig.

Hinsichtlich der übrigen Spitalsvereine, deren schönes Ziel die Schmerzenslinderung der leidenden Menschheit bildet, muss abermals, auf den Anhang verwiesen werden.

Von den Heilbadeanstalten sind zu nennen das »Herman Todesco'sche Hospiz zu Weikersdorf« bei Baden (seit 1846) für 40 Patienten. Denselben ist nebst der freien Wohnung, noch das Recht der unentgeltlichen Benützung der Badener Heilquellen eingeräumt; ferner das von der Gesellschaft adeliger Damen in Wien erhaltene »Marienspital in Weikersdorf« mit 50 Freiplätzen und endlich das »Armenbadspital in Hall«.

Unter den aus Privatmitteln erhaltenen Ambulatorien zum Zwecke der unentgeltlichen Behandlung, nimmt die 1872 von mehreren Aerzten gegründete »Allgemeine Poliklinik« den ersten Platz ein. Seit ihrem Bestande ertheilte sie mehr als 500.000 Patienten Rath und Hilfe und errichtete vor Kurzem sogar eine Spital-Abtheilung zur unentgeltlichen Aufnahme von unbemittelten Kranken. Während des ganzen Jahres werden in der Anstalt zur praktischen Fortbildung junger Aerzte Vorträge gehalten, die sich so grosser Beliebtheit erfreuen, dass sie alljährlich von 400—500 Hörern frequentirt werden.

Endlich sei noch einer Gesellung mehrerer katholischer Bürger Wiens gedacht, die 1857 den »St. Joseph von Arimathäa-Verein« gründeten und sich die Aufgabe stellten, armen, verlassenen Mitbürgern, gleichviel ob Christ, ob Jude, ein einfaches, ehrliches Begräbniss zu bereiten. Die Zahl dieser Gratisbestattung erreicht per Jahr die Höhe von circa 2000.

Der Schluss dieses Abschnittes sei der Beleuchtung jener Wirksamkeit der Privat-Humanitätspflege gewidmet, welche die gänzliche Versorgung von Individuen im Auge hat, die wegen eines bleibenden Gebrechens, wegen unheilbarer Krankheit, Siechthum oder hohen Alters ausser Stande sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu beschaffen.

Keines der unendlich vielen Uebeln, die den Bau des menschlichen Körpers von der Wiege bis zum Grabe bedrohen und vollends oder theilweise zerstören, erregt das Mitgefühl tiefer, als das Missgeschick der Blindheit.

»O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges! — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte!
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück!«

So ruft Schiller aus und es durchschauert wahrhaftig unsere Seele, wenn wir dieses schrecklichste Unglück in seinem vollen Umfange zu ermessen suchen. — Geduldig muss der Erdenbürger tragen, was ihm das Geschick aufgebürdet und steht in dem Falle auch Menschenkunst und Menschenwitz ohnmächtig vor einem düsteren Bilde der unergründlichen Schöpfung, so ist es doch möglich geworden, den Bedauernswerthen, die ewige Nacht umhüllt, eine solche Unterstützung angedeihen zu lassen, dass ihnen ihre Lage erträglich wird.

1829 entstand in Wien ein Verein, der die »Versorgungs- und Beschäftigungsantalt für erwachsene Blinde« gründete, mit der Bestimmung, diesen Aermsten der Armen Unterkunft und Verpflegung zu bieten und ihnen durch den allgewaltigen Trostspender »Arbeit« ihr Unglück nach Möglichkeit vergessen zu machen. Die Anstalt, welche über einen Belegraum für 90 Personen verfügt, nimmt insbesonders die aus dem k. k. Blinden-Institute austretenden männlichen und weiblichen Zöglinge, theils unentgeltlich, theils

gegen Ersatz der Verpflegung auf. Die von den Blinden in den für sie eingerichteten Werkstätten erzeugten Gegenstände, sowie die Handarbeiten der weiblichen Insassen werden verkauft und der hiefür eingegangene Betrag denselben entweder ganz überlassen oder doch in Form von grösseren Remunerationen an sie vertheilt. Eine Lieblingsbeschäftigung der Blinden bildet die Musik. Den mit einem Talente dafür Begnadeten ist es gegönnt, ihr Leid im Lied, ihr Weh im Wind verklingen zu lassen, sich im Reiche der Töne eine neue Welt zu schaffen, in der sie sehen ohne Augenlicht, in der sie träumen und ahnen können die Macht und Schönheit der Natur! —

Für unheilbar Kranke besteht seit 1844 das »Siechenhaus der israelitischen Cultusgemeinde« und das 1875 vom Vereine »Bruderschaft der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Pflege armer Unheilbarer« erbaute »Haus der Barmherzigkeit«. Dasselbe besitzt einen Belegraum für 100 Personen, die ohne Unterschied der Confession und Nationalität bis zu ihrem Ableben unentgeltliche Pflege und Wohnung finden.

Für erwerbsunfähig gewordene Dienstboten bestehen ebenfalls mehrere Institute; so das 1847 erbaute Versorgungshaus im III. Gemeindebezirke mit 75 Plätzen, die Versorgungsanstalt »Charität« in Währing, seit 1886, mit 24 Plätzen und das vom Vereine »Gesellschaft der Töchter der göttlichen Liebe« seit 1873 erhaltene »Zufluchtshaus zum heil. Joseph« in Breitenfurt bei Wien, für 95 Personen. —

Hilflos tastend und wankend wie das Kind ist der Greis, zumal dann, wenn ihm fortgesetzter Kummer und Nahrungsmangel die Lebenskräfte geraubt haben. Ohr und Auge versagen allgemach den Dienst, die Muskel werden schlaff und mager, Energie, Muth und Thatkraft erlahmen und der Geist wird kindisch und indifferent. Hat solch' ein abgewelktes Menschenkind nicht frühzeitig Sorge getragen für die böse Zeit seines Lebenswinters oder benahmen ihm Widrigkeiten, Unfälle, vielleicht auch eigenes Verschulden die Gelegenheit hierzu, wie ist dann solch' ein hinfälliger Greis zu beklagen, da er in den Tagen, in denen der Körper gekräftigt und belebt werden sollte, darben und entbehren muss!

Nach Möglichkeit suchen die öffentlichen Institutionen, nach Möglichkeit die Privat-Humanitäts-Einrichtungen das Gnadenbrod für diese entnervten Schattengestalten zusammenzutragen, aber die Anstalten, die für diese Zwecke vorhanden sind, als: das 1858 gegründete »Jeitel'sche Stiftungshaus« für Pfründnerinnen israeliti-

scher Confession, die »Greisenasyle in Währing« (seit 1877) und in Unter-St. Veit (seit 1882) reichen bei Weitem nicht aus und es möge gestattet sein, die Hoffnung auszusprechen, dass die bestehenden Institutionen sich im Laufe der Zeit erweitern und vervollkommnen mögen, durch die kräftige Beihilfe theilnehmender Menschenfreunde, denen das oft und vielfach gesungene Lied vom warm empfindenden Wienerherzen keine blos wohlkingende Phrase ist.

* * *

Eine ganz besondere Kategorie von Gesellungen sind die patriotischen Hilfsvereine, bei welchen die aufopfernde Thätigkeit der Frauen Wiens den regsten Antheil hat.

Diesen Vereinen fällt die schwierige Aufgabe zu, unserem Wehrstande, d. i. unseren Söhnen und Brüdern, welche für Gott und Kaiser, mit Blut und Leben das theuere Vaterland, den geliebten heimatlichen Herd schützen und schirmen vor der anstürmenden Gewalt gieriger Neider und Feinde, zu Hilfe zu eilen in den Tagen der Gefahr, in den Zeiten des blutigen Kampfes, um durch Trost, Beistand und Spenden jeder Art zu mildern und zu lindern, alle Uebel, die die Schrecknisse des Krieges heraufbeschworen. Einige dieser Vereine verfolgen noch nebenbei oder auch ausschliesslich die Tendenz, einzelnen Repräsentanten des Militärstandes im Frieden gewisse Ressourcen zu eröffnen, die es ihnen ermöglichen, in würdiger Weise ihre angegriffene Gesundheit zu restauriren.

1864 entstand, veranlasst durch den Schleswig-Holstein'schen Krieg, der »Patriotische Damenverein in Wien« in Folge der regen Wirksamkeit mehrerer Damen, die Sammlungen von Geld und Materialien einleiteten, Spitäler für Verwundete errichteten und Stiftungen zu Gunsten erwerbsunfähiger Krüppel schufen.

1867 wurde der »Oesterreichisch-patriotische Hilfsverein«, 1875 der »Rudolfinerverein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauses behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien«, 1878 der »Patriotische Frauen-Hilfsverein für Niederösterreich zur Pflege und Unterstützung verwundeter und kranker Krieger in Wien«, 1880 die »Oesterreichische Gesellschaft vom Rothen Kreuze« und 1882 die »Oesterreichische Gesellschaft vom Weissen Kreuze« gegründet.

Die »Oesterreichische Gesellschaft vom Rothen Kreuze« mit ihren viele Tausende zählenden Mitgliedern und der grossen An-

zahl von Zweigvereinen, verfügt über ein Vermögen von mehr als drei und einer halben Million Gulden.

Ihre Feuerprobe bestand sie zu Beginn dieses Decenniums auf dem Insurrectionsschauplatze im Süden der Monarchie mit ihrer wohlorganisirten Sanitätspflege und den massenhaften, im Sammlungswege eingebrachten Spenden an Leibwäsche, Betteinrichtungen, chirurgischen Hilfsmitteln und Instrumenten, Cigarren, Getränken und Esswaaren.

Die »Oesterreichische Gesellschaft vom Weissen Kreuze« verfolgt den humanitären und patriotischen Zweck, den cur- und heilungsbedürftigen Angehörigen der k. k. Armee durch Erbauung eigener Curhäuser in den bedeutendsten Curorten der Monarchie die Mittel an die Hand zu geben, ihre erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Die Gesellschaft errichtete bereits, während ihres kaum siebenjährigen Bestandes, ein Militär-Curhaus in Hall und eines in Meran, sowie einen Zubau im Militär-Badhause in Hof-Gastein. Ausserdem stehen ihr die Curhäuser in Abbazia und Marienbad, das erstere von der k. k. priv. Südbahngesellschaft aus Anlass des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät unseres gnädigen Kaisers, das letztere aber von dem Vorgänger der Gesellschaft, dem »Vereine zur Gründung eines Militär-Curhauses in Marienbad« errichtet, — zur Verfügung. Weiters wurde von Seite der Leitung der Gesellschaft vom Weissen Kreuze in 22 österreichischen Curorten eine grosse Anzahl von Freiplätzen acquirirt, so dass, beispielsweise im heurigen Jahre, 322 Personen des Militärstandes Curfreiplätze inne hatten. Die fortdauernde und erfolgreiche Thätigkeit der Gesellschaft offenbart sich am deutlichsten in dem Umstande, dass in 19 österreichischen Städten bereits Zweigvereine bestehen, mit deren Beihilfe es die Mitglieder des Wiener Centralvereines wohl bald dahin gebracht haben werden, ihre programmmässige Aufgabe, »das Netz der Militär-Curhäuser über alle bedeutenden Curorte der Monarchie auszudehnen und den leidenden Armee-Angehörigen allmälig vollkommen kostenfreie Unterkunft und Heilung zu bieten«, erfolgreich lösen zu können.

Schliesslich sei noch der Congregation der Töchter des göttlichen Heilandes, sowie der Barmherzigen Schwestern und anderer frommen Frauen-Vereinigungen gedacht, die im Frieden, wie im Kriege sich mit Aufopferung und Hingebung der Pflege kranker und verwundeter Soldaten widmen.

* * *

Das in diesem Capitel entrollte Bild der Privat-Humanitätspflege sucht in gedrängter Darstellung die Thätigkeit zu illustriren, welche edle Menschenfreunde in selbstloser Weise entfalten, um ihren dürftigen Mitbürgern, denen das Schicksal zeitweise oder für die ganze Dauer ihres Lebens nur die düstere Seite irdischen Wandelns zugekehrt, unterstützend, aufrichtend zu Hilfe eilen.

Um aber möglichst alle Hebel und Waffen zu besprechen, die gegen den schweren Kampf ums Dasein mit Erfolg ins Feld getragen werden, erscheint es noch als eine unbedingte Nothwendigkeit, eines Productes der Gegenwart Erwähnung zu thun, das sich als hervorragender Factor auf diesem bewegten Gebiete bewährt hat, nämlich der Selbsthilfe. In gewissem Sinne müssen die Bestrebungen nach dieser Richtung auch als gesellschaftliche Humanitätsoperationen angesehen werden, da sie ja eine uneigennützige Initiative, eine ganz unentlohnte Arbeit der Gründer voraussetzen. Hierher gehören, ausser den Unterstützungsvereinen für Fachgenossen, die Consumvereine, — Associationen zu wirthschaftlichen Zwecken, — die ihrer Idee gemäss einen Nothwehrstand der arbeitenden Volksmassen gegen die Speculationen des Grosscapitals, sowie des unproductiven Zwischenhandels bilden sollen.

Am Treffendsten glauben wir die Richtigkeit dieser Anschauung zu beleuchten, wenn wir in Kürze die Geschichte der »Rochdaler Pionniere« reproduciren, da derselben schlagend genug zu entnehmen ist, wie vereinte Kräfte dem Gespenste der Noth und Entbehrung am erfolgreichsten entgegenzutreten im Stande sind.

Die vierziger Jahre waren für den Gewerbestand Englands der Beginn äusserst trüber, ja katastrophöser Ereignisse. Sie bildeten das Uebergangsstadium, in dem sich der Umschwung von der Einzel- zur Massenproduction — (ein charakteristisches Merkmal unseres Jahrhunderts) — vollzog. Die durch die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, sowie das Telegraphenwesen geradezu ungeheuerlich entwickelten Communications-Verhältnisse, welche dem Welthandel eine ungeahnte Förderung zubrachten, die Erfindungen und Vervollkommnungen der Maschinen auf industriellem Gebiete, die Associationsbestrebungen der Grosscapitalisten, und endlich die Rasch- und Leichtlebigkeit der Consumenten bildeten Momente, die zur Massenproduction, zur Arbeitstheilung führen mussten.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass solche Gewerbeverhältnisse, die nur Fabrikanten und Arbeiter kennen, geeignet sind, — zumal in der Uebergangsperiode, — unendlich viele Existenzen,

durch die Unmöglichkeit der Concurrenz, zu bedrohen und zu gefährden, und es ist im höchsten Masse bedauerlich, dass diese Gefahr gerade den Kern des unabhängigen Bürgerthumes, den Handwerkerstand trifft.

In England ist die Arbeitstheilung so weit vorgeschritten, dass beinahe jede Stadt ihr Specialproduct, aber auch sonst nichts als dieses, erzeugt. So existiren daselbst Städte, die nur Fischangeln, solche, die nur Messer, Gabeln oder Löffeln, andere wieder, die nur Uhren und solche, die ausschliesslich Sporen in ungeheuren Massen fabriciren.

Es bedarf keines ausführlichen Beweises, dass bei einer so weitgehenden Arbeitstheilung die individuelle Kunstfertigkeit des Arbeiters in den Hintergrund gerückt wird, durch welchen Umstand wieder das Herandrängen einer übergrossen Menge von Arbeitselementen begünstigt und dadurch, — in Folge des Missverhältnisses von Angebot und Nachfrage, — die Löhne nicht unbedeutend herabgedrückt werden.

Von den auf diese Weise in ihrer wirthschaftlichen Existenz bedrohten Arbeitern raffte sich 1843 eine Anzahl armer Flanellweber in Rochdale, einer kleinen Fabriksstadt bei Manchester, auf, um durch das Associationsprincip, dessen glänzende Resultate gerade in England am Eklatantesten hervortraten, Rettung und Hilfe durch eigene Kraft zu finden.

Um ein, wenn auch anfänglich geringes Capital zum gemeinschaftlichen Betriebe von Handel und Industrie zusammenzubringen, gründeten zwölf solcher Weber eine Gesellschaft unter dem Namen »Pionniere von Rochdale«. Jedes Mitglied musste sich verpflichten, wöchentlich zwei Groschen in eine gemeinschaftliche Casse einzulegen.

Zieht man diese geradezu armseligen Mitteln der Gesellschaft in Betracht, so kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn man das Programm dieser, wie die Erfahrung lehrte, wahrhaftigen Pionniere auf dem Gebiete genossenschaftlichen Zusammenwirkens betrachtet.

Die Vereinsstatuten sprechen sich hierüber folgendermassen aus:

»Der Gegenstand und Plan dieser Gesellschaft ist: Massregeln zu treffen, die zur pecuniären Verbesserung und zur Hebung der socialen und häuslichen Lage seiner Mitglieder führen sollen, und zwar indem ein hinlängliches Capital in Actien von je 1 Pfd. St. erhoben werden soll, um folgende Pläne und Dispositionen in Ausführung zu bringen:

»Die Gründung von Magazinen zum Verkaufe von Lebensmitteln, von Specereien und Kurzwaaren.

»Die Erbauung oder der Ankauf einer Anzahl von Häusern, in welchen diejenigen Mitglieder wohnen sollen, welche von dem Streben ausgehen, einander behilflich zu sein zur Verbesserung ihrer häuslichen und socialen Lage.

»Die fabriksmässige Erzeugung solcher Waaren, als die Gesellschaft beschliessen wird, zur Beschäftigung derjenigen ihrer Mitglieder, die ohne Arbeit sein sollten oder die in Folge wiederholter Lohnreductionen zu leiden hätten.

»Zum ferneren Nutzen und zur Sicherung der Gesellschaft sollen Feldgüter gekauft oder gepachtet werden, die von denjenigen der Mitglieder bebaut werden sollen, die beschäftigungslos wären oder deren Arbeit zu gering belohnt würde.« —

Nach Ablauf eines Jahres war die Mitgliederzahl auf 28 gestiegen und das Anlagecapital hatte, durch Erhöhung des Beitrages auf drei Groschen per Woche, die Summe von fl. 336 erreicht. Damit begannen die Operationen. Um billigen Zins wurde ein kleines Gewölbe gemiethet und in demselben anfänglich nur Mehl, Zucker und Butter an die Mitglieder veräussert. Der erzielte Gewinn kam am Jahresschlusse, nach Verhältniss der Beträge, um welche Waaren eingekauft wurden, in Baargeld wieder an die Mitglieder.

Es ist erklärlich, dass die Kaufmannswelt, so weit sie überhaupt Kenntniss von der Gesellschaft hatte, sowie auch der grösste Theil der Einwohnerschaft von Rochdale für den armseligen Laden, der die erste sichtbare Aeusserung des stolzen, weltverbessernden Programmes darstellen sollte, nichts als ein mitleidiges Achselzucken, wenn nicht gar Spott und Verhöhnung hatte; mit welchem Rechte jedoch? — Diese Frage möge durch die folgende Darstellung des Fortschreitens der Gesellschaft beantwortet werden.

Bald stieg die Zahl der Mitglieder und bald mehrten sich die Verkaufsartikel in ansehnlicher Weise, ja schon nach einigen Jahren gab es fast keinen Consumgegenstand mehr, der in dem Hauptgeschäfte oder in den Filialen des Vereines gefehlt hätte.

Erstaunen erfasst uns, Bewunderung und Erstaunen ob der Zaubermacht der Association, wenn wir erfahren, dass diese in ihrem Entstehen von fast Niemandem ernst genommene Vereinigung von zwölf armen Flanellwebern nach kaum zwanzigjährigem Bestande schon über ein eigenes Vermögen von fl. 715.000 (inventirt in den Waarenlagern) verfügte, womit sie einen jährlichen Umsatz

von mehr als zwei Millionen Gulden ermöglichte und nach Bezahlung von 5% Zinsen für die Einlagecapitalien noch einen Reingewinn von fl. 275.000 auf ihre 4500 Mitglieder vertheilen konnte.

Die Gesellschaft befindet sich nunmehr im Besitze einer Reihe von Baulichkeiten, in denen ihre Bäckereien, Schlachthäuser, Spinnereien, Kleider- und Schuhwaarenfabriken untergebracht sind, sie verfügt über Seeschiffe, Wagen und Pferde und hält zur Förderung der geistigen Weiterbildung eine sehr umfangreiche eigene Bibliothek, mit mehreren Lesehallen, in welchen fast alle bedeutenden englischen Tagesblätter und Zeitschriften zu finden sind.

Die Darstellung dieser lehrreichen Geschichte der »Rochdaler Pionniere« mag wohl die Behauptung zur Genüge erhärten, dass derlei Verbindungen, wie sie nun auch in Wien, allerdings in geringerem Umfange, bestehen, des Momentes der gesellschaftlichen Wohlthätigkeitspflege im weiteren Sinne nicht entbehren.

* * *

Diese Betrachtungen können nicht zum Abschlusse gebracht werden, ohne dass nicht noch dankbaren Herzens sowohl der »Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft« als auch einer Reihe von Factoren erinnert werden müsste, die alle das Bestreben offenbaren, durch aufopfernde Bethätigung von Liebeswerken für ihre bedrängten Mitbürger den Ruf der edlen Gesinnung, der warmen Mildthätigkeit und tieffühlenden Theilnahme der Wiener Bevölkerung zu rechtfertigen und zu fördern.

Die »Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft« wurde nach dem am 8. December 1881 ausgebrochenen furchtbaren Brande des Ringtheaters von dem hochherzigen Grafen Wilczek und dem ebenso humanen als energischen Grafen Lamezan gegründet. Es ist hier nicht Raum genug, um die grossen Verdienste erschöpfend würdigen zu können, die sich die Gesellschaft durch ihre uneigennützigen, aufopfernden Leistungen um das Gemeinwohl erworben, allein wir können es uns nicht versagen, darauf hinzuweisen, dass sich der Gesellschaft freiwillige Feuerwehren mit circa 300 Mann und für Wassergefahren nahezu ebenso viele geübte Ruderer zur Verfügung gestellt haben. 200 Aerzte und die gleiche Zahl Mediciner sind für die erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen stets disponibel, wie auch mehrere Sanitätsstationen mit den nöthigen Utensilien bereits errichtet worden sind. An Krankentransporten nahm die Gesellschaft bis zum Schlusse des Vorjahres 10.800

vor und intervenirte 700mal bei Eisenbahn-Katastrophen, gewaltigen Bränden, Strassengeburten, Irrsinnsfällen und gewaltsamen Todesarten. Von besonderer Bedeutung für die vielfachen in einer Weltstadt vorkommenden Eventualitäten ist der seit Mai 1886 durch 15 Aerzte geübte Nachtdienst der Freiwilligen Rettungsgesellschaft, sowie die in demselben Jahre getroffene Einrichtung, dass an einer grossen Anzahl Plätze der Stadt Tragbahren zur sofortigen Benützung für Jedermann angebracht sind. In 705 Fällen wurde innerhalb 2 Jahren von denselben Gebrauch gemacht. Das erfolgreiche Wirken des Institutes glauben wir am besten durch eine markante Stelle des diesjährigen Dankschreibens Seitens des Wiener Gemeinderathes zu charakterisiren, welche die Gesellschaft »ein unentbehrliches Glied in der Reihe der dem öffentlichen Wohle dienenden Anstalten« nennt. — Endlich möge noch aller Aerzte gedacht werden, die in den sogenannten »Ordinationsstunden« einer grossen Anzahl von Personen unentgeltlich ärztlichen Rath und Hilfe ertheilen und schliesslich jener Wiener Gesangs- und Geselligkeitsvereine, sowie einzelner Corporationen und Wohlthäter erinnert werden, welche durch Veranstaltung von öffentlichen Productionen und Schaustellungen ihr Scherflein beisteuern auf den Altar der Nächstenliebe, von dem aus der Schutzgeist aufflattert, um die armen, kranken und nothleidenden Menschenkinder trostspendend und lindernd zu umschliessen.

WOHLTHÄTIGKEITS-VEREINE IN WIEN UND UMGEBUNG.

I. Armenkinderpflege.

a) Obsorge für Säuglinge und kleine Kinder.

Centralverein für die Kinderwart-Anstalten Wiens und Umgebung in Wien (1831). Oberste Schutzfrau: Ihre Majestät Kaiserin und Königin Elisabeth. Hauptverein, Präs.: Se. Emin. Dr. Cölestin Josef Ganglbauer, Cardinal-Fürsterzb. von Wien, Gh. R. Stellv.: Se. Exc. Dr. Eduard Angerer, Gh. R., Weihb. und Generalvicar des Wr. Erzbisthums. Geschäftsleiter des Hauptvereines: Stöger Leopold, inful. Prälat. (Mit 20 Particularvereinen.)

Verein zur Erhaltung einer israelitischen Kinderbewahranstalt in Wien, II. Schiffamtsgasse 15 (1843). Prot.: Ihre Majestät Kaiserin und Königin Elisabeth. Vorstand, Präs.: Wertheimer Josef, R. v., Cass.: Biach Fanny, Commerc.-R.-Gattin.

Kleinkinder-Bewahranstalt-Verein in Ober-Döbling, im Anstaltsgebäude, Hauptstrasse 61 (1845). Präs.: Dr. Reisch Theodor, Leiterin der Anstalt: Stieböck Maria.

Centralverein für Krippen [crêches] (Säuglings- und Kinderbewahranstalten, vormals für Kostkinderbeaufsichtigung und Krippen) [unter dem A. h. Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth] in Wien, I. Seilerstätte 10 (1847). Vorst.: Hassinger Johann, Edl. v. (Mit 7 Krippen.)

Verein zur Erhaltung der Säuglings-Bewahranstalt auf der Wieden in Wien, IV. Antonburggasse 2 (1851). Dir.: Lamatsch Karl.

Neubauer Kindergarten-Verein in Wien, VII. Westbahnstrasse 25 (1869). Obm.: Riss Alex. Kindergarten: VII. Burggasse 16 und Westbahnstrasse 25.

Kindergarten-Verein im IX. Bezirke in Wien, IX. Nussdorferstrasse 21 (1871). Obm.: Löblich Franz. Erster Fröbel'scher Kindergarten im IX. Bezirke (Spitalgasse 29). Pädagog. Leiter: Mayer Josef, 80—100 Kdr. Zweiter Fröbel'scher Kindergarten im IX. Bez. (Grünthorgasse 7). Pädagog. Leiter: Waas Franz, 130—150 Kdr.

Kindergarten-Verein im III. Bezirke in Wien, III. Hauptstrasse 32 (1875). Obm.: Luksch Rudolf. Kindergarten. Pädagog. Leiter: Rosenkranz Karl.

Erster Mariahilfer Kindergarten-Verein in Wien, VI. Mariahilferstrasse 73 (1875). Obm.: Bachmann Eduard (VI. Mollardgasse 30). Kindergärten: VI. Mariahilferstrasse 53 und Mittelgasse 24. Pädagog. Leiter: Grabner Johann.

Margarethener Kindergarten-Verein in Wien, V. Hundsthurmerstrasse 30 und 32 (1875). Obm.: Bayer Rudolf. Pädagog. Leiter: Rucher Franz.

Kindergarten-Verein im I. Bezirke in Wien (1875). Obm.: Asche L. F. (I. Kantgasse 8). Kindergärten: I. Schellinggasse 11, Leiterin und Kdg.: Stralek Marie. I. Renngasse 20. Leiterin: Neuwirth Josefine,

Erster Josephstädter Kindergarten-Verein in Wien, VIII. Florianigasse 29 (1875). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Marie Valerie. Obm.: Dr. Loidold Joh. Kindergarten: VIII. Florianigasse 29. Pädagog. Leiter: Kugler Josef.

Kindergarten-Verein im X. Bezirke in Wien, X. Himbergerstrasse 60 und Laxenburgerstrasse 47 (1876). Obm.: Steudel Johann Heinr. Pädagog. Leiter: Paullal Anton. Erster Fröbel'scher Kindergarten im X. Bezirke (Himbergerstrasse 60). Zweiter Fröbelscher Kindergarten im X. Bezirke (Laxenburgerstrasse 47).

Kindergarten-Frauenverein in Hernals, Sackgasse 31 (1877). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Marie Valerie. Vorst.: Hülsenbeck Antonie. Kindergarten (für 40 Kdr.). Pädagog. Leiter: Huber Johann.

Kindergarten-Frauenverein in Hernals, Stiftgasse 37 (1877). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Marie Valerie. Vorst. Hülsenbeck Antonie. Kindergarten für 40 Kdr.

Verein für Kindergärten in Oesterreich, in Wien, II. Schiffamtsgasse 15 (1879). Vorst.: Fischer Albert.

Verein zur Errichtung und Verwaltung einer Kinderbewahranstalt in Heiligenstadt bei Wien (1880). Obm.: Dr. Seidl Julius.

I. Kinderbewahranstalt des X. Bezirkes in Wien, X. Leibnitzgasse 19 [eigenes Haus] (1880). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Marie Valerie. Obm.: Reisinger Kasimir.

Wiedener Kindergarten-Verein in Wien, IV. Karolygasse 2 (1883). Obm.: Berkefeld Hermann. Kindergarten: Starhemberggasse 10. Pädagog. Leiter: Holczabek Johann.

Kleinkinder-Bewahranstalt an den Kaisermühlen im II. Gemeindebezirke in Wien (1884). Vorst.: Waegner Heinrich.

Kindergarten-Verein in Neu-Rudolphsheim, Goldschlagstrasse 49 (1885). Obm.: Astner Anton, Hsb.

Gersthofer Kindergarten-Verein in Neugersthof, Neuwaldeggerstrasse 33 (1885). Obm.: Keller Leopold.

Kindergarten-Verein im II. Bezirke, Brigittenau in Wien (1885). Obm.: Teufelberger Alois.

b) Obsorge für arme Kinder.

Theresien-Kreuzerverein in Wien, II. Kleine Schiffgasse 11, im eigenen Hause (1847). Vorstand, Casseverw.: Mannheimer Eduard. Schriftf.: Dr. Meyer Gotthelf, Buchf.: Dr. Goldschmiedt Philipp, Leiterin: Eisner Antonie.

Erster Verein zur Bekleidung dürftiger Schulkinder in Wien (1847). Vorst.: Chamrath Anna (I. Opernring 8).

Kaiser Franz Josephs-Verein zum Andenken an die 25jährige Jubelfeier Sr. Majestät des Kaisers zur Unterstützung armer schulpflichtiger Kinder, Neulerchenfeld, Hauptstrasse 14 (1873). Präs.: Nouak Julius.

Evangelischer Gustav Adolph-Frauenverein in Wien (1874). Vorst.: Prinzing Mathilde (I. Tuchlauben 22).

Verein der Kinderfreunde in Unter-Meidling, Hauptstrasse 21 (1875). Vorst.: Schwenk Ludwig.

»Nikolaus«, Verein zur Bekleidung armer würdiger Schulkinder ohne Unterschied der Confession, in Ottakring (1875). Vorst.: Linke Florian, (Ottakring, Blumberggasse 17).

Leopoldstädter Humanitätsverein in Wien, II. Taborstrasse 39 (1876). Vorst.: Dr. Lerch Alexander.

Frauen- und Jungfrauenverein, genannt Tabea-Verein, in Wien, I. Elisabethstrasse 6 (1876). Vorst.: Millard Sarah Jane.

Gesellschaft »Kinderfreunde« zur Bekleidung armer Kinder in Wien, VII. Mariahilferstrasse 30 (1876).

Verein der Kinderfreunde in Hernals (1877).

»Kinderfreunde«, Wohlthätigkeitsclub und Verein der Kinderfreunde in Sechshaus, Mühlbachgasse 43 (1877). Vorst.: Hlinka Joh.

Verein der Kinderfreunde in Hernals, Kirchengasse 37 im Schulgebäude (1877). Obm.: Helbling Franz.

Humanitäts-Gesellschaft »Dicke Freundschaft« in Wien, VII. Neustiftgasse 96, »zum englischen Gruss« (1877). Obm.: Franz Herden.

Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schulkinder in Währing, Schulgasse 19 (1877). Vorst.: Foschum Rudolf.

Verein »Kinderschutz« in Wien, I. Rothenthurmstrasse 24 (1880). Obm.: Dr. Fessler Sigismund.

Humanitätsverein »Mercur« in Hernals, Hauptstrasse 97 (1881). Obm.: Fischer August.

Verein »Nächstenliebe« in Währing, Hauptstrasse 67 (1881). Obm.: Leeb Leop.

Schulkreuzerverein in Donaufeld (Neu-Leopoldau und Mühlschüttel), Hauptstrasse 99 (1881). Obm.: Nichtawitz Josef.

Verein der Kinderfreunde in Neulerchenfeld, Brunnengasse 19 (1881). Prot.: Dr. Exner Wilh. Vorst.: Michelveit Joh.

Gemeinnütziger Verein zur Bekleidung armer Kinder in Wien, IX. Thurngasse 11 (1882). Vorst.: Dr. Hackl Franz.

Verein »Weihnachtsbaum« im V. Bezirke Margarethen in Wien, V. Obere Amtshausgasse 9 (1882). Obm.: Matznetter Karl.

Humanitärer Bund »Biene« in Wien, VII. Burggasse 83 (1882).

Verein zur Bekleidung armer Kinder von Liechtenthal und Himmelpfortgrund in Wien, IX. Säulengasse 9 (1883). Obm.: Zehetmayer Johann.

Kinder-Unterstützungsverein »Lasset die Kleinen zu mir kommen« in Wien, VII. Siebensterngasse 46 (1883). Obm.: Schaffer Franz.

Verein der Kinderfreunde in Ottakring, Annagasse 6 (1883). Obm.: Nowak Moriz.

Humanitärer Geselligkeitsclub »Wiener Herzen« in Wien, Prater 41 (1883). Vorst.: Wiet Johann.

Verein »Weihnachtsbaum die Biene« in Margarethen in Wien, V. Sonnenhofgasse 4 (1884). Obm.: Rasp Wilhelm.

Verein der Kinderfreunde im II. Bezirke Wiens, II. Taborstrasse 20 (1884). Obm.: Grill Karl.

Erster evangelischer Unterstützungsverein für Kinder in Wien, VI. Schmalzhofgasse 13 (1884). Obm.: Stockmar Karl.

Verein »Gemeinsinn« zur Betheilung armer Kinder mit Winterkleidern in Wien, II. Grosse Sperlgasse 7 (1885). Obm.: Glatzl Joh.

Wohlthätigkeits-Verein »D'Höllensteiner« in Fünfhaus, Schönbrunnerstrasse 13 (1885). Obm.: Zaynard Karl.

Verein »Mitleid« in Währing, Annagasse 9 (1885).

Verein »Kinderwohl« in Währing, Marktgasse 7 (1885). Zweck: Bildung von Feriencolonien für arme, erholungsbedürftige Kinder. Obm.: Dolberger Johann.

Rudolphsheimer Kinderfreunde in Wien, Rudolphsheim, Karolinengasse 8 (1885). Vorst.: Geissler Jos.

Verband der zum Wohle der Kinder thätigen Vereine in Wien (1885). Prop.: Dr. Neuda Max.

Wohlthätigkeits-Verein der böhmischen Frauen und Mädchen »Ludmila« in Wien, IV. Goldegggasse 14 (1885). Vorst.: Karber Christine.

Rudolphsheimer »Weihnachtsbaum«, Rudolphsheim, Floragasse 1 (1886). Obm.: Waldherr Edmund.

Leopoldstädter Kinderschutz. Humanitärer Geselligkeitsverein in Wien, II. Gr. Stadtgutgasse 17 (1886). Obm.: Kante Jos.

Rauchclub »zur Linde« in Wien, IX. Rossauerlände 7 (1886). Obm.: Swetlik Josef.

Humanitäre Tischgesellschaft »Die Pilger« in Währing (1886). Obm.: Schamburek Anton.

Verein »Gumpendorfer Weihnachtsbaum«.

c) Obsorge für dürftige Schulkinder.

Frauen-Wohlthätigkeits-Verein für Wien und Umgebung in Wien, I. Annagasse 9 (1848). Central-Vereinsleitung, Vorst.: Ihre Erlaucht Felicie Sidonie Altgräfin zu Salm-Reifferscheid, geb. Gräfin Clary. (Mit 11 Bezirksvereinen und 2 Arbeitsschulen.)

Frauenverein für Arbeitsschulen in Wien (1851). Dieser Verein unterhält 9 unentgeltliche weibliche Arbeitsschulen. Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Marie. Vereinsleitung, Vorst.: Ihre Durchl. Frau Fürstin Henriette von und zu Liechtenstein, IX. Währingerstrasse 39.

Frauenverein zur Erhaltung einer weiblichen Industrieschule in Penzing, Hauptstrasse 45 (1854). Prot.: Ihre k. Hoheit Herzogin Maria Theresia von Württemberg. Vorst.: Gusenleithner Susanna.

Knabenbeschäftigungs-Anstalt im IX. Bez. (1854 resp. 1870). Vorst. Gerstle Ignaz.

Congregation der Schulschwestern »Notre Dame« (1860).

Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Jugenderziehung (1860).

Erster Wiener Feriencolonien-Spar- und Unterstützungsverein für Kinder in Wien, I. Mariahilferstrasse 10 (1874). Der Verein unterhält eine Kindersparcasse mit 46 Filialen, unterhält Feriencolonien für arme, reconvalescente Schulkinder in Thernberg bei Pitten-Seebenstein, Altenmarkt a. d. Triesting, Giesshübel und kais. Schloss Wolfpassing bei Wieselburg. Prot.: Ihre Durchl. Fürstin Marie Hohenlohe zu Schillingsfürst. Ehr.-Präs. u. 1. Präs.: Se. Exc. Dr. Johann R. v. Chlumecky, Gh. R. und v. Minister. Präsidentin: Meissner Luise.

Verein zur Ertheilung unentgeltlichen Unterrichtes in weiblichen Handarbeiten für arme Mädchen in Hietzing (1876). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Maria Theresia. Vorst.: Gräfin Zichy-Metternich. Arbeitsschule (im Vereinshause: Hietzing, Wienstrasse 333). Der Unterricht wird von 2 Schulschwestern ertheilt. 70 Schülerinnen.

Gesellschaft der Kinderfreunde (1877).

Verein der Schulfreunde in Neulerchenfeld (1877). Kirchstetterngasse 56, Vorst.: Mandl Joh.

Gesellschaft der Kinderfreunde an der Bürgerschule für Mädchen im VIII. Bezirke in Wien, Zeltgasse 7 (1878). Vorst.: Gehmacher Hans.

Verein zur Unterstützung armer Schulkinder in Simmering (1879).

Wohlthätigkeits-Verein unter den Weissgärbern zur Bekleidung armer Schulkinder in Wien, III. Löwengasse 35 (1881). Obm.: Diemer Friedrich.

Verein zur Gründung und Erhaltung von unentgeltlichen Knabenbeschäftigungs-Anstalten in Wien, VII. Lerchenfelderstrasse 103 (1882). Obm.: Riss Alexander. Knabenbeschäftigungs-Anstalt: VII. Neubaugasse 42. Leiter derselben: Bruhns Alois.

Verein zur Errichtung und Erhaltung einer Mädchen-Arbeitsschule in Währing (1883). Vorst.: Mazal Minna (Währing, Carl Ludwigstrasse 20).

Verein zur Ausspeisung armer Schulkinder im III. Bez. in Wien, III. Paulusplatz 4 (1883). Obm.: Plaichinger Alois.

Evangelische Schulkinderküche. Präsdtn.: Marie Glossy.

Floridsdorfer Humanitätsverein zur Unterstützung armer Schulkinder, Floridsdorf, Hauptstrasse 22 (1883). Obm.: Krafft C.

Verein der Schul- und Kinderfreunde an der städt. Volksschule für Mädchen in Wien, VIII. Josefstädterstrasse 93 (1883). Obm.: Sperlich Karl.

Unterstützungs-Verein für arme und würdige Schüler der Knaben-Volksschule in Wien, IV. Alleegasse 44 (1883). Obm.: Schult Friedrich.

Unterstützungs-Verein zur Bekleidung armer Schulkinder der Schule Neubergergasse 4 in Neu-Rudolphsheim, Rudolphsstrasse 17 (1884). Obm.: Gerstenberger Leopold.

Verein zur Bekleidung und Unterstützung armer würdiger Schüler der städt. Doppelschule in Wien, III. Schulgasse 3 (1885). Obm.: Menzel Jos.

Verein »Schuljugendfreunde« in Gersthof, Währing, Gersthoferstrasse 6 (1885). Vorst.: Kafunek Josef.

»Gisela« Frauenverein für Errichtung einer Mädchenschule im X. Bezirke in Wien (1886). Vorst.: Du Rieux de Fejeau Cäcilie.

Unentgeltliche Mädchen-Arbeitsschule in Weinhaus.

d) Obsorge für verlassene Kinder.

Asylhaus für arme verlassene Mädchen [Mater misericordia] (1857).

Asyl des St. Joseph-Vincenz-Wohlthätigkeits-Vereines in Wien [Vicentinum] (früher: Asyle für arme Kinder, genannt Vincentinum) (1858). Asyle: in Döbling im Kloster der Schwestern vom armen Kinde Jesu, und in Fünfhaus, Tellgasse 3.

Der evangelische Waisenversorgungs-Verein (1862).

Verein zur Versorgung hilfsbedürftiger Waisen der israelit. Cultusgemeinde (1862).

Dr. Fridinger'scher Findelkinder-Unterstützungsfond (1870).

Nicht politischer Verein »Humanitas« in Wien, I. Amalienstrasse 6, (1871). Vorst.: Dr. Uhl Eduard. Erstes österr. Kinderasyl in Kahlenbergerdorf (1875).

Kaiser Franz Joseph-Stiftung (1873).

Israelit. Mädchen-Waisenhaus (1874).

Katholischer Waisen-Hilfsverein in Wien, I. Freiung, Stiftstract des Schottenhofes (1877). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Präs.: Worell Steph. (VI. Gumpendorferstrasse 40). Knaben-Waisenasyl »Norbertinum« in

Tullnerbach (unter der Leitung von Schulbrüdern). 3 Lehrer. 135 Zöglinge. Mädchen-Waisenasyl »Stephaneum« im Perlashofe in Biedermannsdorf (unter der Leitung von barmherzigen Schwestern vom heil. Karl v. Borromä). Oberin: Dietz Blandine. 2 Lehrerinnen. 50 Zöglinge.

Kinder-Asylverein, früher: Asylverein für Findelkinder, noch früher: Verein zur Gründung eines Asyles für aus dem Findelhause übernommene Kinder in Wien, VI. Stumpergasse 49 (1880). Präs.: Berger Gottfried. Kinderasyl St. Joseph in Breitensee, Hauptstrasse 98. Oberin: Schw. Regina. 42 Kinder.

»Zukunft«, Verein zur Gründung und Erhaltung von Asylen für schulpflichtige Kinder in Wien, I. Schwertgasse 3 (1882). Asyl: X. Keplerplatz 11.

Verein »Kinderasyl in Simmering«, Hauptstrasse 127 (1882). Obm.: Mautner R. v. Markhof Karl. Kinderasyl: Simmering, Hauptstrasse 127.

Kinder-Asylverein »Waisenhort« in Wien (1884). Prop.: Kessler Engelbert (IX. Kolingasse 15).

Verein Herz Jesu-Asyl.

Waisenanstalt der Barmherzigen Schwestern in Gumpendorf.

c) Obsorge für verwahrloste Kinder.

Wiener Schutzverein für Rettung verwahrloster Kinder (vor 1849: Wiener Schutzverein für entlassene Sträflinge) in Wien. Kanzlei: VIII. Lerchenfelderstrasse 88 (1844). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Kronprinz Erzh. Rudolph. Prot.-Stellv.: Se. Exc. Dr. Ant. Freih. Hye v. Glunek, Rettungshäuser: *a)* für 80—100 Knaben in Unter-St. Veit. Leiter: Göbharter Stanislaus. *b)* für 50—60 Mädchen in Wien (VIII. Lerchenfelderstrasse 88). Leiterin: Schulschw. Keindl Crescentia.

Verein zur Errichtung und Erhaltung des »Franz Joseph-Jugendasyl« für verlassene Kinder und Minderjährige, I. Neues Rathhaus (1882). Präs.: Uhl Eduard, Bürgerm. von Wien. Stellv.: Bächer Wilhelm, Gem.-Rath. Exec.-Comité-Mitgl.: Uhl Eduard, Geitler Edl. v. Armingen Rudolf, Gugler Josef, Holly Leopold, Krenn Alexander, Peyfuss Karl, Simon Gustav, Wachler Karl. Asyl im Schlosse Weinzierl bei Wieselburg a. d. Erlauf. Prov.-Dir.: Urban Julius. 150 Zöglinge.

f) Obsorge für kranke Kinder.

Erster allgemeiner St. Annen-Kinderspitals-Verein (früher: Kaiserin Maria Anna-Kinderspitals-Verein) in der Alservorstadt (unter dem Höchsten Schutze Ihrer kais. Hoheit Erzh. Gisela) in Wien, IX. Kinderspitalgasse 6 (1837). Präsdtin.: Ihre Exc. Josefine Gräfin Czernin.

St. Josephs-Kinderspital-Verein und Dr. Biehler'sches Kinderwärterinnen-Bildungsinstitut in Wien, IV. Kolschitzkygasse 9 (1841). Oberste Schutzfrau: Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Karolina.

Kaiserin Elisabeth-Kinderhospital-Verein in Hall (1856).

Israelit. Taubstummen-Institut (1858).

Spital für scrophulose Kinder in Baden (1859).

Verein von Kinderfreunden in Wien, I. Rothenthurmstrasse 23 (1870). Zweck: Errichtung und Erhaltung von Kinderasylen für Waisen und Findelkinder Obm.: Dr. Fürth Ludwig. Kinderasyl (Findlingscolonie) in Zillingdorf bei Wr.-Neustadt (für Findlinge und Waisen) in Verbindung mit einer Volksschule. Dir.: Hübner Paul.

Leopoldstädter Kinderspital-Verein in Wien, II. Obere Augartenstrasse 22 u. 24 (1870). Prot.: Dumba Nikolaus.

Unterstützungs-Verein für das Kronprinz Rudolph-Kinderspital auf der Landstrasse in Wien, III. Gemeindehaus (1879). Obm.: Weissenberger Karl.

Verein zur Erhaltung und Förderung des Caroline Riedl'schen Kinderspitals im IX. Bezirke in Wien, IX. Währingerstrasse 43. Spital: IX. Schubertgasse 2 (1879). Vorst.: Gerstle Ignaz.

Verein von Kinder- und Jugendfreunden in Wien, Unter-Döbling, Silberstrasse 96 (1880). Obm.: Spies Rudolf. Asyl für blinde Kinder (im vorschulpflichtigen Alter) in Unter-Döbling, Silberstrasse 96.

Verein für Erziehung und Pflege schwachsinniger Kinder in Wien, »Stephanie-Stiftung«, I. Rothenthurmstrasse 15 (1883). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Frau Kronprinzessin Erh. Stephanie. Präs.: Se. Exc. Anton Freih. v. Hye-Glunek. Asyl der Stephanie-Stiftung in Schloss Biedermannsdorf. Dir.: Antensteiner Anton. 50 Pfleglinge.

Verein zur Errichtung und Förderung der Seehospize und Asyle für kranke, insbesondere scrophulöse und rhachitische Kinder in Wien, IX. Ferstelgasse 1 (1885). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Maria Theresia. Präs.: Se. Exc. Graf Franz Falkenhayn. Vice-Präs.: Uhl Eduard, Bürgermeister von Wien.

Karolinen-Kinderspital.

Lehenswarth'sches Kinderspital.

II. Gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege für Erwachsene.

1. In moralischer Richtung:

Der Convent St. Ursula (1660).

Verein zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Israeliten in Wien, I. Schulerstrasse 5 (1844).

Wiener Thierschutz-Verein [früher: Oesterr. Thierschutz-Centralverein, noch früher: Niederösterr. Verein gegen Misshandlung der Thiere (Anti-Thierquälereiverein)] in Wien, Central-Kanzlei: I. Weihburggasse 15 (1847). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Kronprinz Erzh. Rudolf.

Oesterr. Volksschriften-Verein (früher: Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung) in Wien, I., Salvatorgasse 12 (1849). Präs.: Se. Exc. Josef Alex. Freih. v. Helfert.

Marien-Verein zur Heranbildung guter Hausmägde (1851).

Allgem. österr. israelit. Taubstummen-Institut (1858).

Mädchen-Unterstützungsverein (1866).

Wiener Frauen-Erwerbverein in Wien, VI., Rahlgasse 4 (1866). Präsdtn.: Eitelberger v. Edelberg Jeanette.

Der Verein hält im eigenen Hause 16 Fachschulen (mit 42 Abth.), in welchen jährlich nahezu 1600 Schülerinnen eine so vollkommene Ausbildung finden, dass sie sich durch Selbstthätigkeit und eigene Kraft eine freie wirthschaftliche Existenz schaffen können. Die seit einer Reihe von Jahren dem Vereine präsidirende Hofrathswitwe Frau Jeanette Eitelberger v. Edelberg bekundet vorzüglich das löbliche Bestreben, durch die Wirksamkeit dieses Vereines der unbemittelten weiblichen Bevölkerung neue Bahnen für eine selbständige Erwerbsfähigkeit zu eröffnen.

Kathol. Verein für Lehrerinnen (1867).

Die Gesellschaft der Töchter der göttlichen Liebe (1868).

Verein für das israel. Blinden-Institut auf der Hohen Warte in Heiligenstadt bei Wien, Währing, Gürtelstrasse 95 (1871).

Frauenverein zur Förderung der Industrialschulen in Simmering, Hauptstr. 82. Mädchenschule am Marktplatz. (1872). Vorst.: Probst Franziska.

Wiener Hausfrauen-Verein (1875). Präsdtn.: Bondy Ottilie.

Schulverein für Beamtentöchter (1875).

Theresien-Verein zur Erhaltung einer Lehr- und Beschäftigungs-Anstalt für junge verwaiste Mädchen in Meidling, Hetzendorf, Hauptstrasse 57 (1877). Prot.: Ihre kön. Hoheit Herzogin Amelie in Baiern. Präsdtn.: Ihre Durchl. Frau Henriette von und zu Liechtenstein. In der von Schwestern des heil. Vincenz de Paula geleiteten Anstalt in Hetzendorf werden 34 Zöglinge verpflegt.

Verein für Kindergärten in Oesterreich (1879).

Karl Diel'sche Stiftungsschule (1880).

Verein gegen die wissenschaftliche Thierfolter (Vivisection) in Wien, VIII. Lederergasse 28 (1880). Präs.: Kubiczek Franz.

Verein zur Beschäftigung armer Mädchen in Wien, III. Erdbergstrasse 43 (1881). Vorst.: Modl Magdalena.

2. In physischer Richtung:

Spital der Barmherzigen Brüder (1676).

Verein für fromme und wohlthätige Werke »Chewra Kadischa« in Wien, I. Seitenstettengasse 4 (1764). Präs.: Brandeis Jacob.

Verein »Kranken- und Deficienten-Institut für Weltpriester« in Wien, III. Ungargasse 38 (1780). Inst.-Dir.: Stöger Leopold, inf. Prälat.

Spital der israelit. Cultusgemeinde (1793).

Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien, I. Maximilianstrasse 6 (1810). Vorst.: Ihre Exc. Gräfin Rudolphine Bellegarde. (Marienspital in Weikersdorf bei Baden.)

Privatverein zur Unterstützung verschämter Armen in den Wiener Vorstädten: Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margarethen, Hungelbrunn und Laurenzergrund (1811). V. Nikols-

dorferstrasse 2. Prot.: Se. Exc. Jaromir Graf Czernin. Vorst.: Lutz Jacob.

Israelit. Frauen-Wohlthätigkeits-Verein in Wien, I. Riemergasse 14 (1816). Präsdtn.: Unbesetzt. Vice-Präsdtn.: Hieldburghäusser Regine.

Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde (1829).

Spital der Barmherzigen Schwestern (1832).

Spital der Elisabethinerinnen (1837).

Wiener Apotheker-Hauptgremiums-Unterstützungs-Verein in Wien, I. Himmelpfortgasse 17 (1838).

»Chonen Dalim« (Begünstigung der Armen), israel. Wohlthätigkeits-Verein in Wien, I. Rauhensteingasse 3 (1841). Obm.: Bing Anton.

Verein zur Erhaltung einer israel. Kinderbewahranstalt in Wien (1843).

Israel. Wohlthätigkeits-Verein, genannt »Chevra Pikuach Nevesch-Maskil-el-Dal« in Wien (beiläufig 1843). Vorst.: Reis Hermann, Kaufmann (I., Rothenthurmstrasse 21).

Israelit. Wohlthätigkeits-Verein »Derech-Hajascher« (rechtschaffener Wandel) in Wien, II. Schreigasse 16 (1843). Vorst.: Löwy Heinrich.

Siechenhaus der israel. Cultusgemeinde (1844).

Hermann Todesco'sche Hospiz bei Baden (1846).

Kreuzerverein zur Unterstützung von Wiener Gewerbsleuten in Wien, I. Herrengasse 13, Parterre (1847). Präs.: Dr. Loidold Johann.

Versorgungshaus für erwerbsunfähige Mägde im III. Gemeindebezirke (1847).

Verein zur Unterstützung für aus den n. ö. Landes-Irrenanstalten geheilt entlassene hilflose Personen in Wien (1848). Vorst.: Gapp Anton, Edler v.

Katholischer Frauen-Wohlthätigkeits-Verein »Wieden« in Wien, IV. Fleischmanngasse 9 (1849). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzhzgn. Maria Theresia. Vorst.: Harting Edle v. Blumenthal Anna.

Wiener Wohlthätigkeits-Verein für Hausarme (früher: Allg. Hilfsverein, dann Wiener Wohlthätigkeits-Verein zur Unterstützung der Hausarmen) in Wien, I. Schottenring 4 (gegr. 1849, erneuert 1851). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Kronprinz Rudolf. Präs.: Se. Exc. Ernest Graf Hoyos-Sprinzenstein.

Verein zur Unterstützung dürftiger Israeliten (Esrat Israel) in Wien, II. Kaiser Josefstrasse 30 (1851). Obm.: Fein Marcus.

St. Gregorius-Verein zur Unterstützung dürftiger und würdiger Studirender der Wiener Universität (früher: Verein der vier akademischen Nationen an der Wiener Universität) in Wien, VIII. Feldgasse 15—17 (1853). Präs.: Gsell Benedict.

Maria Elisabeth-Verein für arme Nothleidende in Wien, I. Johannesgasse 15 (1854). Derselbe ist seit 1. Mai 1858 der Marianischen Congregation der Gesellschaft Jesu einverleibt und erhält ein Waisenhaus für arme Mädchen in Fünfhaus, Clementinengasse 25. Präsdtn.: Gräfin Ernestine Tige. Waisenhaus »Mater misericordiae« in Fünfhaus, Clementinengasse 25. Leiterin: Mat. Petri Marie Mathilde, Oberin der armen Schulschwestern von Unserer lieben Frau. 36 Mädchen.

Franziska Jeitel'sches Stiftungshaus für Israeliten (1858).

Unterstützungsverein für würdige und dürftige Hörer der Rechte an der k. k. Universität (Juridischer Unterstützungsverein an der Universität) in Wien, I. Universität (1854). Präs.: Móric Emil.

Verein vom heiligen Vincenz von Paul für freiwillige Armenpflege, auch St. Vincenz-Wohlthätigkeits-Verein genannt, in Wien und Umgebung (1855).

Philosophen-Unterstützungs-Verein an der k. k. Universität in Wien (früher: Unterstützungsverein für arme und würdige Studirende an der philosophischen Facultät der Wiener Universität), I. Universitätsgebäude (1856). Obm.: Warmuth Moriz.

Congregation der Töchter des göttlichen Heilandes (1857).

St. Josef von Arimathäa-Verein (1857).

Verein zur Unterstützung dürftiger und würdiger Hörer an der k. k. technischen Hochschule in Wien, IV. Technikerstrasse 13 (1858). Leiter: Dr. Tinter Wilhelm.

Evangelischer Frauenverein für Wien und die nächste Umgebung in Wien, I. Dorotheergasse 18 (1860). Vorstdn.: Freiin v. Langenau Amalie. Arbeitsschule VI. Hornbostelgasse 4 (gegr. 1874).

Armenbad-Spital in Hall (1860).

Verein zur Pflege kranker Studirender in Wien, I. Franzensring, Universität (1861), Studenten-Abtheilung im allgem.

Krankenhause. Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Kronprinz Rudolph. Vorst.: Dr. Bamberger Heinrich.

Verein zur Unterstützung mittelloser israel. Studirender in Wien (1862).

Verein zur Unterstützung mittelloser israel. Studirender in Wien, I. Seitenstetteng. 4 (1862). Präs.: Dr. Jellinek Adolf.

Bruderschaft von der Allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Pflege armer schwer kranker Unheilbarer in Wien, II. Untere Augartenstrasse 3 (1864).

Wiener Taubstummen-Unterstützungs-Verein (früher: Taubstummen-Verein) in Wien, IV. Favoritenstrasse 13, Taubstummen-Institut (1865). Präs.: Toifl Johann.

Klosterspital der Schwestern vom Orden des heiligen Franz von Assisi (1865).

Wiener Unterstützungs-Verein für entlassene Sträflinge, sowie für hilf- und schuldlose Familien von Verhafteten (früher: Unterstützungsverein für entlassene Sträflinge in Wien), VIII. Landesgerichtsstr. 21 (1866). Präs.: Se. Exc. Ant. Freih. v. Hye-Glunek.

Mädchen-Unterstützungs-Verein in Wien, I. Opernring 10 (1866). Präsdtn.: Frankl v. Hochwart Paula. Vereinsschulen (II. Kaiser Josefstrasse 32, *a*) Fortbildungsschule mit 1. Jahrgang (zur Heranbildung der Schülerinnen zu einem geistigen Erwerbe, zu Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen Telegraphistinnen u. s. w. (42 Schülerinnen); *b*) Arbeitsschule mit 6 Abth. (106 Schülerinnen); *c*) Handelscurs (20 Schülerinnen); *d*) Dienstbotenschule (zur Heranbildung von Bonnen und Stubenmädchen), Bonnencurs (12 Schülerinnen).

»Mazmiach Jeschus« (»Spende der Hilfe«), israelit. Wohlthätigkeits- und Kranken-Unterstützungs-Verein in Wien, II. Stephaniestrasse 2 (1866). Obm.: Jolles Ignaz.

»Gomle-Chesed« (»Wohlthätigkeit aus Pietät«) Kranken-Unterstützungs- und Humanitäts-Verein in Wien, I. Werderthorgasse 9 (1866). Präs.: Kanitz Bernhard.

»Home suisse« in Wien (Schweizer Heim), I. Himmelpfortgasse 20 (1868). Präsdtn: Madelaine de Blaireville.

Verein Humanitas (1869).

»Nachlath Jeschurun« Wohlthätigkeits-Verein für israel. Bewohner des VI. und VII. Bezirkes in Wien, VII. Mariahilferstrasse 118 (1869). Präs.: Winkler Michael.

Italienischer Wohlthätigkeits-Verein in Wien, I. Wipplingerstrasse 39, beim kön. italienischen Consulate (1869). Ehren-Präs.:

Der jeweilige kön. italienische Botschafter in Wien. Vorst.: Weiss Sigismund.

»Fortschritt«, Verein zur Unterstützung von Lehramts-candidaten bulgarischer Nationalität in Wien, I. Fleischmarkt 17 (1869). Vorst.: Kisseloff.

Verein zur Erbauung von Familienhäusern für k. k. Beamte (früher: Verein zur Begründung eines Familienhauses für Beamtenfamilien) in Wien, IX. Hörlgasse 15, »Rudolfshof« (1870). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Kronprinz Rudolf. Curator: Se. Exc. Philipp Freih. Weber v. Ebenhof. Präs.: Kutschera Franz.

Asylverein für Obdachlose in Wien, III. Ungargasse 21 (1870). Prot.: Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth. Obm.: Klemm Jos. Frauen-Asyl »Elisabethinum«, III. Blattgasse 4. Männer-Asyl, III. Blattgasse 6.

Israel. Frauen-Wohlthätigkeitsverein für Hausarme in Wien, II. Herminengasse 4 (1870). Präsdtn.: Klarmann Clara.

Unterstützungsverein »Schröder« in Wien, I. Hofburgtheater (1870). Zweck: Unterstützung von Hinterbliebenen verstorbener ordentlicher Vereinsmitglieder, dann von hilfsbedürftigen Schauspielern und Schauspielerinnen. Präs.: Gabillon Ludwig.

Israel. Frauen-Wohlthätigkeitsverein im Bez. Sechshaus in Fünfhaus, Turnergasse 22, 2. St. (1870). Vorsteherin: Taussig Laura.

Gesellschaft zur Unterstützung dürftiger Franzosen in Oesterreich-Ungarn (Société d'assistance pour les Français en Autriche-Hongrie) in Wien, I. Annagasse 9 (1871). Ehren-Präs.: Der jeweilige französische Botschafter in Wien. Präs.: Bourgoing Othon, Baron. Asyl: I. Renngasse 9.

Verein der Oesterreichisch-Schlesier in Wien, I. Giselastrasse 5 (1871). Vereinskanzlei: IV. Karolinengasse 34. Präs.: Pohl Ferdinand.

Erster Wiener Volksküchenverein in Wien, IV. Schäfergasse 3 (1872). Der Verein führt gegenwärtig vier Volksküchen. Prot.: Ihre Majestät Kaiserin und Königin Elisabeth. Vorst. Obm.: Dr. Kühn Josef.

1. Erste Wiener Volksküche im Bezirke Wieden (IV. Hechtengasse 7). Vorsteherin: Fischer Ullrich Marie.
2. Neubauer Volksküche (VII. Bandgasse 14). Vorsteherin: Ritter Anna.
3. Mariahilfer Volksküche (VI. Liniengasse 6). Vorsteherin: Schmieder Emma.

4. Erste Volksküche in der inneren Stadt (I. Schönlaterng. 9). Vorsteherin: Kron Helene.

Allgemeine Poliklinik in Wien, IX. Schwarzspanierstr. 12 (1872). Prot. Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Rainer. Präs.: Se. Exc. Dr. Jos. Freih. v. Bezecny. Director: Dr. Schnitzler Joh.

Maria Theresia-Frauen-Hospitals-Verein in Wien. Hospital: I. Bauernmarkt 8 (1872). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Maria Theresia. Präsdtn.: Freiin v. Villa-Secca Primitiva.

Verein zur Errichtung und Erhaltung des Erzherzogin Sophien-Spitales (1872).

Unterstützungs-Verein der Drucker und Formstecher in Wien (1872). Vorst.: Schulda Karl.

Unterstützungs-Verein der Witwen und Waisen der Kleidermacher in Wien, II. Kleine Pfarrgasse 8 (1872). Obm.: Pospischil Josef (II. Leopoldsgasse 15).

Verein »I. Leopoldstädter Volksküche« in Wien, II. Haidgasse 1 (1873). Präsdtn.: Ihre Durchl. Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Vice-Präs.: Se. Exc. Franz Graf Bellegarde.

Frauen-Wohlthätigkeits-Verein »Providentia« (1873).

Israelitische Allianz in Wien, I. Kärnthnerstr. 14 (1873). Filialen in Brody-Czernowitz, Drohobycz, Krakau, Oswiecim, Przemysl, Stanislau, Stryj, Tarnopol, Triest, Wolonka (Boryslaw). Präs.: Wertheimer Jos. Ritter v.

Zufluchtshaus zum heil. Josef in Breitenfurt (1873).

I. niederösterreichischer Feuerwehr-Unterstützungs-Verein in Wien, I. Rathhaus (1873). Prot.: Se. Exc. Dr. Sigmund Freih. v. Conrad-Eybesfeld.

Landstrasser Volksküchen-Verein in Wien, III. Blumeng. 4 (1874). Der Verein verabreicht auch Suppe und Thee. Obm.: Trubel Lud.

Erster Wiener Vororte-Volksküchen-Verein in Meidling, Hauptstrasse 4 (1874). Mit der Volksküche ist auch eine Thee- und Suppenanstalt verbunden. Obm.: Schwenk Ludwig.

Mariahilfer Ambulatorium in Wien, VI. Mariahilferstr. 45 (1874).

Taubstummen-Frauen-Verein in Wien, IV. Favoritenstrasse 13, (1874). Vorsteherin.: Toifl Antonia.

Frauen-Wohlthätigkeits-Verein »Landstrasse« in Wien, III. Radetzkystrasse 6 (1874). Präsdtn.: Geiringer Adelheid.

Verein zur Errichtung von Volksküchen nach israel. Ritus in Wien (1874). II. Krumbaumgasse 8. Präs. Dr. Güdeman Moriz.

»Maskil el Dal«, Armen-Unterstützungs-Verein im Bezirke Sechshaus, in Rudolfsheim, Kirchengasse 13 (1874). Präs.: Schwarz Anton.

Verein der Jugendfreunde in Wien (1874). Obm.: Sacher H.

Asylverein der Wiener Universität (früher: Asylverein für hilfsbedürftige Hörer der Wiener Universität) in Wien. Asyl: VII. Siebensterngasse 46 (1874). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erz. Rainer. Präs.: Dr. Schwarz Anton.

Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schüler des k. k. Staats-Gymnasiums in Hernals, Kirchengasse 55 (1874). Obm.: Fleischmann Anton.

Sechshauser Volksküchen-Verein, im Gemeindeamte Fünfhaus, Rosinagasse 11 (1875). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Frau Erzhzgn. Marie (Rainer). Obm.: Friedrich Adolf.

Verein zur unentgeltlichen Verpflegung Brustleidender auf dem Lande (1875). Der Verein erhält eine Pflegeanstalt in Kierling. Präs.: Wölfler Bernhard.

Verein zur Errichtung von auf dem Principe der Selbsterhaltung beruhenden Suppen- und Thee-Anstalten im IX. Bezirke in Wien, IX. Althanplatz 8 (1875). Prot.: Marx v. Marxberg Wilhelm Freih. Vorst.: Löblich Franz.

Verein zur Errichtung und Erhaltung der I. Wiener Suppen- und Thee-Anstalt (früher: Verein der auf dem Principe der Selbsterhaltung zu errichtenden Suppen- und Thee-Anstalten) in Wien, I. Salzgries 29 (1875). Präs.: Graf Anton.

Kaufmännischer Unterstützungs-Verein »Osten« in Wien, II. Antonsgasse 3 (1876). Präs.: Landau Samuel.

Unterstützungs-Verein für dürftige und würdige Hörer der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien, VIII. Laudongasse 17 (1876). Präses: Wagner Emerich.

»Jischre Lew« (Rechtschaffenes Herz), israel. Wohlthätigkeits-Verein in Wien, II. Grosse Schiffgasse 3 (1877). Obm.: Rosenthal Adolf.

Unterstützungs-Verein an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien (früher: Verein zur Unterstützung dürftiger und würdiger Studirender an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien), I. Schillerplatz 3 (1877). Leiter: Prof. Griepenkerl Christian.

Unterstützungs-Verein für hilfsbedürftige und würdige Studirende an der Wiener Handelsakademie in Wien, I. Akademiestrasse 12 (1877).

Greisenasyl in Währing (1877).

Verein zur Unterstützung armer kranker Israeliten in Wien, II. Untere Augartenstrasse 17 (1878). Präs.: Neurath Jacob.

Schulfond-Verein für Bedienstete der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien (früher: Schulfonds-Verein für Bedienstete der k. k. Direction für Staatseisenbahnbetrieb in Wien), Fünfhaus, Westbahnhof (1878). Obm.: Zelniczek Joh.

Gesellig-humanitärer Verein »Die Tafelrunde der Ritter von der Teufelsmühle« in Wien, X. Himbergerstrasse 55 (1878). Vorst.: Hufnagl Wilhelm.

Deutscher Hilfsverein in Wien, I. Wipplingerstrasse 4. Kanzlei des deutschen Consulats (1878). Präs.: Graf Bray-Steinburg Otto.

Verein gegen Verarmung und Bettelei in Wien, I. Fleischmarkt 16 (1879). Präs.: Dr. Wahlberg Wilhelm.

Gemeinnütziger Verein im IX. Gemeindebezirke Alsergrund in Wien (1879).

Philantropischer Verein in Wien, I. Lichtenfelsgasse 2 [Rathhaus, 5. Hof, Armen-Departement] (1879). Präs.: Se. Erlaucht Hugo Altgraf v. Salm-Reifferscheid.

Niederösterreichischer Gärtner-Unterstützungs-Verein in Wien, I. Krugerstrasse 4 (1880). Präs.: Schwarzrock David.

Schulfond-Verein für Bedienstete der k. k. priv. Erzh. Albrecht-Bahn in Wien, Fünfhaus, Westbahnstrasse 2 (1880). Obm.: Liharžik Franz.

Israelit. Frauen-Wohlthätigkeits-Verein für den VI. und VII. Bezirk in Wien (1880). VII. Zieglergasse 13. Präsdtn.: Eisenberger Cäcilie.

Israelit. Frauenverein in Floridsdorf, Hauptstrasse 43 (1880). Präsdtn.: Kronberger Fanny.

»Przytulysko polskie«, polnisches Asyl in Wien, I. Donnergasse 1 (1880). Ehren-Präs.: Fürst Constantin Czartoryski. Obm.: Dr. Lewakowsky Karl.

Salzburger Studien-Unterstützungs-Verein in Wien, I. Tuchlauben 11 (1880). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Ludwig Victor.

»Wiener Frauenheim«, Wohlthätigkeits-Verein in Wien, IX. Höfergasse 1, Vereinshaus: Ober-Meidling, Schönbrunnerstr. 133 (1881). Präsdtn.: Johanna v. Hebra.

Wiener Wärmestuben- und Wohlthätigkeits-Verein in Wien, I. Salzgries 12 (1881). Ehren-Präs.: Freih. Marx v. Marxberg

Wilhelm. Präs.: Dr. Schmidt Alfred. Wärmestuben bestehen: II. Nordwestbahnstrasse 19, IV. Belvederegasse 13, IX. Rossauerlände 15.

Verein für evangelische Diakonissen-Sache in Wien, I. Dorotheergasse 18 (1881). Obm.: Dr. Zimmermann Paul.

Unterstützungs-Verein für Arme des Bezirkes Neubau in Wien (1882). VII. Seidengasse 13. Obm.: Dorfleuthner Leopold.

»Chewra Kadischa« in Simmering (1882). Simmering, Feldgasse 8. Präs.: Spitzer Salomon.

Unterstützungs-Verein für ehemalige Kremsmünsterer Studenten in Wien, I. Dorotheergasse 7 (1882). Prot.: Se. Emin. Fürst-Erzb. von Wien Cölestin Josef Ganglbauer. Ehren-Präs.: Se. Exc. Dr. Anton Freih. v. Hye-Glunek.

Greisenasyl in Unter-St. Veit (1882).

Israelit. Frauen-Wohlthätigkeits-Verein für die Bezirke Wieden und Margarethen in Wien, V. Margarethenstrasse 73 (1883). Vorst.: Trebitsch Amalia.

Verein zur Errichtung eines israelit. Hospitales in Gleichenberg, in Wien, I. Seitenstettengasse 4 (1883).

»Mikweh Israel« (Quelle Israel) in Wien, I. Riemergasse 3 (1883). Prop.: Epstein Leopold (1. Himmelpfortgasse 11).

»Palme«, Versorgungs-Unterstützungs-Verein der an öffentlichen Schulen wirkenden, nicht definitiv angestellten israelit. Religionslehrer in Wien, I. Seitenstettengasse 4 (1883). Obm.: Dr. Langfelder Leop.

»Kosmos«, Centralverein zur Unterstützung und Förderung der Interessen der von Elementar-Ereignissen Betroffenen in Wien, VIII. Breitenfelderg. 8 (1883). Präs.: Kusmanek Josef.

Centralverein für Lehrlingsunterbringung zum Wohle der aus der Schule entlassenen Jugend (früher: Centralverein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend) in Wien, IX. Türkenstrasse 9 (1883). Präs.: Nissek Robert.

Verein für Arbeiterhäuser in Wien (1883). Präs.: Steiner Maximilian.

Verein zur Errichtung eines israelit. Hospitales in Gleichenberg, in Wien, I. Seitenstettengasse 4 (1883). Obm.: Steiner Moriz. Hospital in Gleichenberg (für 30 Kranke, d. h. je 10 per Curperiode). Leiter: Dr. Paul Hönigsberg.

Verein zur Unterstützung jüdischer Kleingewerbetreibender in Wien, II. Obere Donaustrasse 87 (1884). Obm.: Dr. Finkler Josef.

Humanitärer Geselligkeits-Verein »Ritterorden der Mitternacht« in Wien, VI. Gumpendorferstrasse 25 (1884). Vorst.: Kindermann Josef.

Verein der Neutitscheiner in Wien, I. Ballgasse 6 (1884). Prot.: Se. Exc. Anton R. v. Schmerling. Obm. Dr. W. Haas.

Verein der Tiroler und Vorarlberger in Wien, I. Krugerstrasse 3 [früher: Verein der Alpenländer »Zum Sandwirth«] (1884). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Heinrich. Vorst.: Kessler Engelbert.

Unterstützungs-Verein für in Wien weilende Dalmatiner sowohl der italienischen als serbischen Nationalitäten in Wien, IV. Hauptstrasse 36 (1885). Präs.: Dr. Lapenna Marino Freih. v.

Verein »D'Nassthaler« in Wien, VII. Mariahilferstrasse 36 (1885). Obm.: Resch Hermann.

»Faust«, humanitärer Geselligkeits-Verein in Wien, VI. Gumpendorferstrasse 87 (1885). Präs.: Dworschak Rudolf.

Unterstützungs-Verein für Assecuranz-Angehörige in Wien, I. Schottenring 13 (1885). Präs.: R. v. Colditz C.

Erdberger Wohlthätigkeits-Verein in Wien, III. Wassergasse 18 (1885). Obm.: Nowak Karl.

Unterstützungs-Verein für mittellose Taubstumme in Währing, Antonigasse 4 (1885). Präs.: Philipp R. v. Schoeller (II. Obere Donaustrasse 93).

»Wiener Studentenhort«, Verein zur Unterstützung mittelloser Studirender in Wien, I. Hohenstaufengasse 6 (1885). Präsdtn.: Thilo Amalie.

Verein der Vorarlberger in Wien, VII. Lindengasse 2, »zum Mohren« (1885). Obm.: Dr. Schneider Jacob.

Unterstützungs-Verein der österreichischen Eisenbahn-Beamten in Wien, IV. Theresianumgasse 5 (1885). Obm.: Pabeschi Mathias.

»Caritas«, Verein für rationelle Ernährung von Kindern und Kranken, I., Heiligenkreuzerhof (1886). Präsdtn.: Portheim Louise v.

»Lehrerhaus-Verein« in Wien (1886). Zweck: Gründung eines Lehrerhauses in Wien. Obm.: Huber Karl (I. Hegelgasse 12).

Erste Ortsgruppe Wien des Vereines zur Gründung eines Curhauses für Lehrer und Lehrerinnen deutscher Nationalität in Karlsbad, Wien, II. Kleine Sperlgasse 2 (1886). Obm.: Pehm Franz.

Verein vormaliger Nikolsburger Studenten in Wien, I. Kohlmarkt 11 (1886). Obm.: Pelikan von Plauenwald.

Allgemeiner Studenten-Unterstützungs-Verein in Wien (1886). Obm.: Dr. Johann v. Komorczynski (I. Herrengasse 14).

Spar-, Aushilfs- und Humanitäts-Verein »Margaretha« in Wien, V. Untere Bräuhausgasse 3 (1886). Obm.: Schall Stefan:

Kroatischer Unterstützungs-Verein in Wien (1886). Obm.: R. v. Amrus Emil (IX. Pelikangasse 10).

Oberösterreichischer Unterstützungs- und Geselligkeits-Verein »Traunsee« in Wien, VII. Neustiftgasse 28, in Karl Poissl's Restauration (1886). Prop.: Poissl Karl.

Versorgungsanstalt »Charität« (1886).

Mater admirabilis-Verein in Wien, VI. Gfrornergasse 12 (1886). Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Margarethe. Präsdtn.: Gräfin Wenkheim Stephanie.

Nicht politischer Verein »Eintracht« an der Donau in Wien (1887), Oberdöbling, Mariengasse 19. Obm.: Schneeberger Franz.

St. Antonius-Asyl-Verein in Wien (1887). Zweck: Ausbau einer Anstalt für entlassene, besserungsfähige weibliche Sträflinge und für solche gefallene weibliche Individuen, die das Streben haben, sich zu bessern. Vorst.: Dr. Josef Mattis.

Katholischer Frauen-Wohlthätigkeitsverein »Reindorf« in Rudolfsheim, Dadlergasse 9 (1887). Vorst.: Masur Elise. Leiter: Dr. Carl Krückl.

Katholischer Frauen-Wohlthätigkeits-Verein »Laimgrube« in Wien, VII. Mariahilferstrasse 10 (1887). Vorst.: Schischmian Apollonia. Leiter: Dr. Carl Krückl.

Unterstützungs-Verein der deutschen Steirer in Wien, I. Schenkenstrasse 7 (1887). Dr. R. Foregger.

Verein zur Errichtung und Erhaltung von Lehrlings-Asylen in Fünfhaus, Tellgasse 7 (1887). Vorst.: Schwartz Anton.

Katholischer Frauen-Wohlthätigkeits-Verein unter dem Schutze des heiligen Vincenz von Paul und der heiligen Elisabeth in Fünfhaus, Tellgasse 7 (1887). Vorst.: Schwartz Anton.

Kaufmännischer Schutzverein in Wien, I. Zelinkagasse 13 (1887). Präs.: Rudinger Leopold.

Tischgesellschaft des österreichischen Touristen-Club in Wien »Die Waldegger«, VI. Rahlgasse 3 (1887). Obm.: Hernach Ferd. Ritter v.

PATRIOTISCHE UNTERSTÜTZUNGS-VEREINE.

Patriotischer Damenverein in Wien, III. Rennweg, Palais »Schwarzenberg« (1864). Präsdtn.: Ihre Durchl. Ida Fürstin zu Schwarzenberg.

Oesterreichisch-patriotischer Hilfsverein in Wien, I. Herrengasse 23 (1867). Dieser Verein bestand früher nur auf Kriegsdauer. Präs.: Se. Exc. Franz Graf von Falkenhayn. Vice-Präs.: 1. Siegfried Altgraf Salm. 2. Dr. Cessner Karl Ritt. v.

Rudolphiner-Verein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauses behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien, Unter-Döbling, Langegasse 49 (1875). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Kronprinz Erzh. Rudolph. Präs.: Se. Exc. Hans Graf Wilczek. Vice-Präs.: Dr. Standhartner Josef.

Patriotischer Frauen-Hilfsverein für Niederösterreich zur Pflege und Unterstützung verwundeter und kranker Krieger in Wien, I. Herrengasse 11 (1878). Der österreichischen Gesellschaft vom Rothen Kreuze beigetreten am 29. November 1879. Der Verein zählt in Niederösterreich 19 Zweigvereine, und zwar: in Amstetten, Baden, Bruck a. d. L., Grossenzersdorf, Hernals, Horn, Korneuburg, Krems, Mistelbach, Neunkirchen, Ober-Hollabrunn, Ottakring, St. Pölten, Scheibbs, Sechshaus, Tulln, Währing, Waidhofen a. d. Thaya und Wiener-Neustadt. Im II., III., IV., VI., VII., VIII. und IX. Bezirke Wiens bestehen vom Vereinsvorstande delegirte Localcomités. Prot.: Ihre k. u. k. Hoheit Erzh. Maria Theresia. Präsdtn.: Ihre Exc. Marie Gräfin Trauttmansdorff. Vice-Präsdtn.: 1. Matscheko Clementine. 2. Pergen Johanna.

Oesterreichische Gesellschaft vom Rothen Kreuze in Wien, I. Herrengasse 23 (1880). Prot.: Se. Majestät Kaiser Franz Joseph und Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth. Prot.-Stellv.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Karl Ludwig. Bundes-Präs.: Se. Exc. Franz Graf v. Falkenhayn. Vice-Präs.: 1. Se. Erlaucht Siegfried Altgraf zu Salm-Reifferscheid. 2. Dr. Cessner Karl Ritt. v.

Oesterreichische Gesellschaft vom Weissen Kreuze in Wien, I. Wallnerstrasse 9 (1882). Prot.: Se. k. u. k. Hoheit Erzh. Kronprinz Rudolph. Präs.: Se. Durchl. Adolf Jos. Fürst zu Schwarzenberg. Vice-Präs.: Se. Exc. Dr. Jos. Freih. v. Bezecny. Leiter der Administration: Dr. Billing v. Gemmen Heinr. Militär-Curhäuser

bestehen in Bad Hall (Haus-Cmdt.: Ipold Adolf, Obstlt.), Marienbad und Meran. Zweigvereine: in Arco, Aussee, Bad Hall, Franzensbad, Innsbruck, Ischl, Karlsbad, Klagenfurt, Laibach, Lesina, Linz, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Rohitsch-Sauerbrunn, Salzburg, Teplitz.

DIE WIENER FREIWILLIGE RETTUNGS-GESELLSCHAFT.

Wiener Freiwillige Rettungs-Gesellschaft in Wien, I. Fleischmarkt 1. I. Sanitätsstation: I. Fleischmarkt 1; II. Sanitätsstation: I. Giselastrasse 1 (1881). Gründer: Se. Exc. Graf Hans Wilczek. Präs.: Graf Lamezan Eduard. Schriftf. u. Chefarzt: Dr. Jaromir Freih. v. Mundy. Chefchirurg: Dr. Mosetig v. Moorhof Albert.

V.

DIE GEMEINDE.

VON

CARL GLOSSY.

Seit den ersten urkundlichen Nachrichten über die städtische Verfassung bis zu dem Wiener Gemeindestatut vom 6. März 1850, waren mehr als sechshundert Jahre verflossen. Mit diesem Gesetze hat Kaiser Franz Joseph I. die Autonomie der Gemeinde Wien wieder hergestellt, ein Recht, durch welches bereits im Mittelalter die Grösse und das Ansehen unserer Stadt begründet und schon frühzeitig das städtische Gemeinwesen

mit der geistigen und materiellen Cultur verbunden wurde. Wie sich in der Lebensgeschichte eines hervorragenden Menschen dessen Entwicklung von jener Höhe, auf welcher der Name eine That bedeutet, zurückverfolgen lässt bis zu den zarten Anfängen, so führt auch die Geschichte der Wiener Gemeinde in die Zeiten zurück, in welchen die Gemeinsamkeit der Interessen in den Stadtrechten zuerst Ausdruck gefunden hat. Aber die Geschichte der Gemeinde führt uns allgemach vom engen Pfade auf eine breite Bahn: aus der örtlichen Gemeinschaft und der Gleichheit der Lebensinteressen in der Gemeinde entwickelt sich im Laufe der Jahrhunderte die Staatsidee, aus dem Bürgerthum der Stadt jenes des Staates, aus den städtischen Rechten und Freiheiten der alle Sonderheit ebnende Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze. So prägt sich in der Gemeinde schon frühzeitig der Charakter des späteren modernen Staates aus; in ihr wurzelt das öffentliche Leben, durch sie empfangen Gemeingeist und Solidarität der Interessen concrete Gestaltung.

Ehe jener Entwicklungsprocess in den Worten: »Die freie Gemeinde ist die Grundlage des freien Staates« seinen Abschluss gefunden, haben sich in der Verfassung der Stadt Wien mehrfache Wandlungen vollzogen. So heftig auch die politischen Stürme an dieser Veste des Bürgerthums gerüttelt haben, sie hat sich immerdar als ein sicherer Hort der Freiheit bewährt, den zwar in späteren Tagen die Wellenschläge der Reaction gefährdet, aber dennoch unversehrt gelassen haben.

Sind auch die Anfänge der Wiener Stadtverfassung gleich der Entstehung unserer Stadt in Dunkel gehüllt, so tritt doch schon frühzeitig ihre Ausbildung klar hervor. Was uns an urkundlichen Quellen überkommen, gibt ein farbensattes Bild in vier verschiedenen und hochbedeutenden Epochen. Lebensquellend gestalten sich die Stadtrechte der Babenberger und der ersten Habsburger, ernst und düster erscheint der erstarkende Absolutismus unter Ferdinand I., erfrischend die Reform Josef II., erwärmend und kräftigend das Stadtrecht Franz Joseph I. In allen diesen Epochen prägt sich der Geist der Zeit tief in die Gesetzgebung ein. Bürgerthum, wirthschaftliche und sociale Verhältnisse, Handel und Gewerbe, kurz Alles, was städtische Freiheit und Cultur bedeutet, charakterisirt die Gesetzgebung des Mittelalters, das Sinken der Autonomie das Stadtrecht Ferdinand I. 1526, das Wiedererwachen derselben, das Reformstatut Josef II. 1782 und die völlige Befreiung von jeglicher Fessel das Statut Franz Joseph I. 1850. Wenn auch diese Epochen der städtischen Verfassung weit

auseinander liegen, so stehen sie dennoch im genetischen Zusammenhange, vorweg was die Autonomie der Gemeinde anlangt, deren Ursprung uns in die Blüthezeit des deutschen Städtelebens leitet, das auf die Entwickelung des abendländischen Culturganges segensreichen Einfluss hatte. Die Bedeutung unserer Stadt zur Zeit der Kreuzzüge, in welcher sich ein lebhafter internationaler Verkehr entfaltete, musste schon frühzeitig Einfluss auf die Rechtsbildung nehmen, insonderheit in allen Angelegenheiten, welche das wirthschaftliche Interesse betrafen. Dazu trat neben dem Handel anfänglich bescheiden, später jedoch als Macht das aufblühende Gewerbe mit seiner ebenfalls autonomen Zunftverfassung, nicht ohne den ursprünglich grell hervortretenden socialen Abstand in der Bevölkerung auszugleichen und neben dem Grundbesitz auch die Arbeit als Grundlage politischer Rechte zu reihen. Je genauer man diesen Werdegang unserer Stadtverfassung erprobt, desto wahrscheinlicher wird es, dass die Rechtsbildung jener Fassung längst vorausgegangen sein müsse, wie sie in dem urkundlich erhaltenen Stadtrechte Leopold des VI. vom Jahre 1221 erfolgt ist. Immerhin mag man es mit Freuden begrüssen, dass dieses erste Stadtrecht mit dem Namen jenes Landesfürsten verbunden ist, an dessen Hofe der Minnegesang eine freundliche Aufnahme gefunden, in dessen Landen Walther von der Vogelweide singen und sagen gelernt und von dessen Verehrung im Volke Enenkel's Fürstenbuch sinnige Proben meldet. Das Stadtrecht Leopold VI. bildet die Grundlage der Rechtsentwickelung im Mittelalter; auf ihm baut sich die Gesetzgebung der späteren Tage auf, an der, veranlasst durch die politischen Wechselfälle, Landesherr und Kaiser wechselnd thätig waren. Denn auch durch die kaiserliche Macht wurde unser Recht fortschrittlich ausgebildet, noch zur Zeit der babenbergischen Landesherren durch Kaiser Friedrich, in dessen Stadtrecht 1237 Wien zum ersten Male reichsunmittelbar wurde. Wie in der Leopoldinischen Handfeste Privat- und Strafrecht, erhält im Privilegium Friedrich II. auch das öffentliche Recht eine weitere Ausbildung durch Ertheilung wichtiger Vorrechte für die Wiener Bürgerschaft.

Zur vollen Blüthe reifte die städtische Autonomie unter den Habsburgern. Der Gründer dieser mächtigen Dynastie ist auch der Begründer des städtischen Rechtslebens, denn erst unter Rudolf von Habsburg tritt der Antheil der gesammten Bürgerschaft an der städtischen Verwaltung in dem activen Wahlrechte hervor, erhält die Stadtvertretung einen corporativen Charakter und wird zugleich zum Richter-

collegium in allen bürgerlichen Rechtssachen. Ihren höchsten Ausdruck aber fand die Autonomie in der Codification der Rechtsordnungen und Beschlüsse, in der Anlegung eines Stadtbuches, welches Friedrich der Schöne am 21. Jänner 1320 den Bürgern bewilligte, damit daselbst »alle die recht, die sie mit gemainem rat und pei dem aide, den sie uns gesworn habent, erfunden, zu ainer ewigen vestigunge aller der rechten, die darain geschriben stent und noch geschriben werdent«.

Dieser, nach seiner äusseren Form auch das »Eisenbuch« genannte Pergamentcodex enthält das städtische Recht, wie es durch die Gesetzgebung der Landesfürsten und durch die Rathsbeschlüsse gebildet wurde, die man unter dem Begriffe des statutarischen Rechtes zusammenfasst. Unter den ersten Eintragungen befindet sich auch Herzog Albrecht II. Stadtrecht vom Jahre 1340, in welchem bereits der Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gesetzlichen Ausdruck gefunden hat. Wie in dem Leopoldinischen Stadtrechte die Tendenz hervortritt, den Handels- und Marktverkehr zu regeln, so finden wir die Gesetzgebung Albrecht II. vorzugsweise den gewerblichen, vornehmlich aber den Approvisionirungs-Verhältnissen zugewendet.

Das wirthschaftliche Leben, das die Legislative unausgesetzt zur Thätigkeit veranlasste, war auch nicht ohne Einfluss auf die sociale Stellung des Bürgerthums geblieben, das anfänglich vom echt aristokratischen Charakter getragen, die Stadtwürden nur einem engen Kreise von reichen, durch Grundbesitz ausgezeichneten Bürgern zuwies, bis endlich am Ausgange des XIV. Jahrhunderts nach lebhaftem Anstürmen auch der Handwerker zum ersten Male in dem Stadtrathe Sitz und Stimme erhielt. Diese Wandlung auf demokratischer Grundlage ist in der Verordnung der Herzöge Wilhelm, Leopold und Albrecht IV. vom 24. Februar 1396 durchgeführt; sie erscheint als die erste gesetzliche Bestimmung, welche der Interessenvertretung durch eine Dreitheilung der »ganzen gemain« in Erbbürger, Kaufleute und Handwerker Ausdruck gibt.

Greift schon diese Verordnung durch ihre Gliederung der Bevölkerung und durch den Grundsatz der Gleichberechtigung bis in die Gegenwart, so können die Verordnungen Rudolf IV. des Stifters, vom 2. August 1360, über die Aufhebung der Grundzinse, sowie die Verordnung vom 20. Juli 1361, wodurch allen Handwerkern, »von welchen landen oder steten« sie auch kommen mögen, die volle Freiheit des Gewerbebetriebes eingeräumt wurde, in der mittelalterlichen Gesetzgebung als starke Schlaglichter gelten.

Diese Gesetzgebung ist aber im Grunde nichts anderes, als das ruhige Abbild des frisch pulsirenden Lebens innerhalb unserer Stadt, deren hohes Alter bereits Otto von Freisingen pries und die schon im XIII. Jahrhunderte den Ruf genoss, nächst Köln eine der schönsten Städte Deutschlands zu sein. Schon die Stadt in ihrem äusseren Bilde führt uns den inneren Verkehr sowie Gesetzgebung und Verwaltung nahe. Vor den Thoren zahlreiche Weingärten, »der nutz und die ere der stat«, wie sie Herzog Albrecht nennt; sie deuten auf die Urproduction hin, die den Reichthum der Bürger begründete und erklären die zahlreichen Verbote über die Weineinfuhr sowie die gesetzlichen Vorschriften über den Arbeitslohn.

Und erst das Treiben innerhalb der Stadtmauern! Ein Bunterlei von Arbeit und Müssiggang, Ernst und Heiterkeit, frommem und weltlichem Sinn. Hier mäkelnde Kaufleute, dort eine Schaar frecher Vaganten und Bettler, deren malerische Zerlumptheit dem farbenprächtigen Costüme des Patriciers eine kräftige Folie verlieh und aus der Menschenmenge ein Surren und Purren, das zuweilen durch die öffentlichen Rufer oder durch den Sang frommer Waller durchbrochen wird. Rührig, lebendig malerisch, romantisch, ein wahres Schatzkästchen für Dichter und Künstler, verkörpert dieses Bild auch den Sinn für die Oeffentlichkeit, der sich aus jenen Verhältnissen entwickelt hat. Diese Oeffentlichkeit erstreckt sich auf Alles, was Handel und Gewerbe bedeutet; beinahe jedem Artikel ist auch eine bestimmte Oertlichkeit angewiesen, an die uns noch heute die Benennung von Strassen und Gassen gemahnt. Zwei Momente treten daraus deutlich hervor, das gewerbepolizeiliche der Ueberwachung und das volkswirthschaftliche der Preisregulirung, veranlasst durch die örtliche Bestimmung der Grenzen, innerhalb welcher sich Angebot und Nachfrage bewegten. Zu dem an und für sich lebhaften localen Verkehr kam im Mittelalter noch in Folge des Handelszuges nach dem Osten auch jener mit fremden Handelsleuten, ein Verkehr, der auf das Recht sowie auf die Sitten der Bevölkerung Einfluss genommen hatte. Eines für Vieles: Die Einfuhr fremder Tücher führte schon frühzeitig zu einem Kleiderluxus, der sich — einem Zeitgenossen, dem Dichter sogenannt Seifried Helbing nacherzählt — sogar in dem Kreise der bäuerlichen Bevölkerung verbreitet hatte. Noch in anderer Hinsicht greift dieser Verkehr in das Culturleben ein: durch ihn hat sich der späterhin von ausländischen Reisenden vielfach gerühmte gastfreundliche Sinn entwickelt, der dem Fremden den Aufenthalt in unserer Stadt stets zu

einem angenehmen gestaltet; auch der Beginn des überschäumenden heiteren Lebensgenusses, der in späteren Zeiten gerechte, und weit mehr ungerechte Tadler gefunden, mag in die Tage zurückgeleitet werden, in welchen der »Freudenleere« in »Der Wiener mer vart« singt:

Wiene daz ist lobes wert
dâ vendet man ros unde pfert
grôzer Kurze wîle vil
sagen, singen, seiten spil.

Was aber auf die städtische Verwaltung grossen Einfluss hatte, das war die durch den lebhaften Handel verursachte rasche Entfaltung des gewerblichen Lebens, das frühzeitig von der Gesetzgebung geschützt, in Wien seinen goldenen Boden gefunden hat. Sonach gliedert sich die Bevölkerung Wiens in der ersten Periode der Stadtverfassung in Bürger, Einheimische und Fremde, deren Person und Eigenthum gegen Feinde nach aussen durch die aufragenden Stadtmauern, im Innern durch das Recht geschützt waren. Nicht zu allen Zeiten war dieses ein geschriebenes. Im Privatrecht gingen Sitte und Gewohnheit voran; im öffentlichen Rechte, bei Erwerbung von Privilegien, erschien die Bürgerschaft als der anregende Theil. Die Bürger traten vor den Landesherrn und trugen ihre Bitte vor, der Landesherr bewilligte, was die Bürger als im Interesse der Stadt gelegen erachteten. Die urkundliche Fassung ist also die Form, in welcher die landesherrliche Gewalt in der Gesetzgebung zum Ausdrucke kommt. Diese umfasst das gesammte Rechtsgebiet, Privat- und öffentliches Recht, und greift in einigen Verhältnissen sogar in den internationalen Verkehr ein, der schon frühzeitig durch Verträge geregelt wurde. Die Hauptquelle für die Entwicklung des Rechtes bildete die Autonomie, durch welche in Verbindung mit der Selbstverwaltung Stadt und Bürgerschaft auch in rechtlicher Hinsicht Bedeutung erhielten; sie umfasst das gesammte städtische Leben, soweit es den Kreis gemeinsamer Interessen betrifft, innerhalb welcher der Stadtbewohner zum Bürger wird.

Der Grundsatz, dass die städtischen Interessen am besten diejenigen verwalten, welche durch sie am meisten berührt werden, fand, soweit uns die urkundlichen Quellen erhalten sind, zum ersten Male in dem Stadtrechte Leopold VI. vom Jahre 1221 Ausdruck. Bis zu diesem für die städtische Verfassung wichtigen Privilegium lag »daz grozzez hail der stat« in den Händen der landesfürstlichen Beamten, welche die Verwaltung im Namen des Landesherrn besorgten. Nunmehr übertrug der Herzog das Ver-

ordnungsrecht in allen Angelegenheiten, welche den Nutzen und die Ehre der Stadt betrafen, 24 erfahrenen Bürgern, an deren Satzungen sich der Richter strenge zu halten hatte. Ausser der Einsetzung der 24 enthielt das erste Stadtrecht noch eine wichtige, in das Privatrecht tief eingreifende Bestimmung. Alle Käufe und Verkäufe, kurz alle obligatorischen Rechtsgeschäfte im Betrage von mehr als drei Talenten sollten in Gegenwart von zwei oder mehreren Vertrauensmännern abgeschlossen werden, welche den Titel »Genannte« führten und deren Zahl ursprünglich mit Hundert festgesetzt war. Diesen hundert Männern, aus welchen sich späterhin auch der Bürgerausschuss gebildet hatte, oblag in den Zeiten, da das Schreiben im Volke noch keine Verbreitung gefunden, der Schutz der niederen Bürger gegen jedwede Uebervortheilung. Die Gesetzgebung zielte dahin, Ordnung und Sicherheit im Handel und Verkehr aufrecht zu erhalten, wofür sie im Interesse der Stadt noch andere tiefeingreifende Anordnungen traf. Zwei Institute hatten in der Zeit des Mittelalters Wien zum Knotenpunkte eines lebhaften Handelsverkehrs gemacht und die Wohlthaten desselben den Bürgern gesichert: das Stapelrecht und der Strassenzug. Zunächst war es das Stapelrecht, durch welches jeder fremde Kaufmann verhalten wurde, seine Waaren nur einem Wiener Bürger zu verkaufen, dann der Strassenzug, wodurch dem Kaufmanne der genaue Weg vorgezeichnet wurde, auf welchem der Transport der Waaren stattzufinden hatte. Diese Beschränkung des freien Handelsverkehrs findet sich auch in den späteren Stadtrechten, wiewohl sie, freilich nur auf kurze Zeit, von Herzog Albrecht I. 1281 aufgehoben wurde, der die Dauer des Aufenthaltes in das freie Belieben gestellt und auch gestattet hatte, Waaren nicht nur an Wiener Bürger, sondern auch an Fremde zu verkaufen. Begünstigt durch diese Privilegien, lag der gesammte Handel in den Händen der Wiener Bürgerschaft, auf deren rechtliche Stellung das Leopoldinische Stadtrecht, sowie die späteren Privilegien grossen Einfluss hatten. Stadt und Stadtbewohner sind wichtige Rechtssubjecte geworden; die Stadt erscheint als das Palladium der Freiheit, ihre »Luft macht frei«; denn wer Jahr und Tag unangefochten in ihren Mauern lebt, ist ein Freier. Aber dieser war noch immer kein Bürger, dem im Mittelalter wichtige genossenschaftliche Rechte zustanden; zwischen dem Insassen und dem Bürger lag eine tiefe Kluft; und selbst innerhalb der Bürgerschaft wird frühzeitig der sociale Classenunterschied fühlbar. Wie der römische Patricier auf den Plebejer, blickt der Altbürger vornehm auf den Handwerker,

und bei aller Achtung vor der Arbeit ist »Haus und Hof« die Vorbedingung wichtiger Vorrechte. Dagegen wächst mit der Ausbildung des Rechtes immer mehr und mehr die Achtung des Menschen als Rechtsindividuum; es mag als ein charakteristisches Zeichen gelten, dass schon in dem ältesten Stadtrechte der Schutz der persönlichen Freiheit seinen höchsten Ausdruck in den Worten findet, dass des Bürgers »Haus eine Burg« sei, in die einzudringen strenge Strafe nach sich zieht.

An die Gliederung der städtischen Bevölkerung schliesst sich jene des Gewerbes an. Aeusserlich ist Handel und Gewerbe schon durch die Oertlichkeit getrennt, in rechtlicher Hinsicht der Grosshandel von der Krämerei. Der Krämer soll nur nach Elle und Pfund verkaufen, der Kaufmann zum Grosshandel allein berechtigt sein; jener ist verhalten, seine Waaren auf »Banken« zu verkaufen, dieser hat das Vorrecht, den Handel »unter den Lauben« zu treiben, wo auch der Wechselverkehr sich entfaltete. Der zünftige Geist begünstigte auch im Handel genossenschaftliche Verbände, deren Mittelpunkt das Kaufhaus bildet, wohin der fremde Handelsmann nach seiner Ankunft die ersten Schritte lenkt. Ihm fehlt es zumeist an einheimischem Gelde. Gold und Silber, das er mit sich führt, darf er nicht verkaufen, ausser an die Münzkammer des Landesfürsten, dem die Gilde der »Hausgenossen«, jener Theil der Bevölkerung untersteht, welcher, losgelöst von dem bürgerlichen Verbande und nur dem Münzmeister unterworfen, ausschliesslich den Münz- und Wechselverkehr zu besorgen hat.

Die ziemlich umfangreiche Gesetzgebung weist einerseits dem Bürger aus dem Handelsverkehr grosse Vortheile zu und verleiht andererseits dem Kaufmanne, sei er ein Einheimischer oder Fremder, wirksamen Schutz. — Noch mehr als im Handel häufte die weite Verzweigung des Gewerbes die gesetzlichen Bestimmungen über die Grenzen der Befugnisse. Man nehme nur, um die schwierige Aufgabe der Behörde zu erfassen, das ehrsame Gewerbe der Schneider, mit seinen Unterabtheilungen in Joppner, Mäntler und G'wäntler.

Je mehr sich das Gewerbe innerhalb der Stadt entfaltete, je lebhafter in den zünftigen Vereinigungen das Anwachsen des neuen Standes sich fühlbar machte, desto reicher wurde die Gesetzgebung, vornehmlich seit die Autonomie in gewerblichen Angelegenheiten den Stadtrath berechtigte, Ordnungen, Gebote und Satzungen für alle Gewerbe zu erlassen. Alle diese Ordnungen stellen der Sonderheit

specieller Interessen das öffentliche Wohl gegenüber, welches, wie in allen das städtische Leben berührenden Angelegenheiten in der Gemeinde seinen Ausdruck findet. Die Stadt als die örtliche Vereinigung gemeinsamer Lebensinteressen wird somit zur »gemainen« Stadt, in welcher das »was Alle angeht« Ausdruck erhält; desgleichen auch die Gesammtheit der Interessenten, welche in den Stadtrechten als »gemain« zum Unterschiede von der Stadtbehörde, dem Richter und Rath entgegengestellt wird. Schon frühzeitig hatte die »gemain« ihre eigenen Versammlungen, anfänglich corporativ, später aber nur mehr repräsentativ durch einen Ausschuss; ihr standen wichtige Rechte zu, das wichtigste darunter das von dem ersten Habsburger eingeräumte Recht, die Mitglieder der Stadtbehörde zu wählen. Der Organismus derselben zeigt gegen Ende des XIV. Jahrhunderts bereits eine ausgebildete Gliederung; anfänglich eine Behörde mit einer rechtfindenden und administrativen Thätigkeit, gesellt sich zu derselben später auch die rechtsprechende. Die Räthe waren zugleich Schöffen, der Richter sprach das Urtheil. Schwere Pflichten obliegen dem »rath gemain von der stat wienn«; sie setzen nächst der Intelligenz vor Allem Unabhängigkeit voraus; deshalb fordern die Stadtrechte von den Mitgliedern des Rathes Klugheit, und dass sie »Gott stets vor Augen haben, weiser, treuer und nutzbringender als die Uebrigen« sein sollen. Die Hauptbedingung blieb bis zum Anfange des XIV. Jahrhunderts der Besitz; rathsfähig waren nur die vornehmen Bürger, die Erbbürger, ausgezeichnet durch freien Grundbesitz; kurz das Patriciat allein herrscht in der Stadt. — Durch die Art der Erneuerung des Stadtrathes bildeten sich jene rathsfähigen Geschlechter, gegen welche der später erwachende Zunftgeist die erste Spitze kehrte. Weit früher aber trat schon die landesherrliche Gewalt dem Uebermuthe des Patriciats entgegen. So sendet bereits im Jahre 1383 Albrecht IV. zwei Ritter zum Schutze der ärmeren Bürger in den Stadtrath, ein Zeichen, dass das Regiment in der Rathsstube seine Aufgabe nicht immer zum Nutzen der gesammten Gemeinde gelöst hatte. Die inneren Vorgänge auf dem Rathhause führten denn auch schon am Ende des XIV. Jahrhunderts zu einer tiefeingreifenden Reform in der Organisation des Stadtrathes, in welchem von nun an die Bevölkerung nicht mehr von einer einzigen Classe beherrscht, sondern nach ihren verschiedenen Interessen vertreten wird. Das Stadtrecht vom Jahre 1396 beruft nicht nur Erbbürger, sondern auch Kaufleute und Handwerker in den Rath; sie sollten aber »die besten und nutz-

bringendsten sein und aus jedem Theil nur so viel, damit die anderen Theil, arm oder reich, nicht überstimmt oder beschwert werden«.

Wie die Verfassung der Stadt, die Bildung des Stadtrathes, der Einfluss der Bürgerschaft auf die Besetzung desselben, der Antheil der »Gemeine« bald den Fortschritt und bald den Rückgang spiegelt, so tritt dieselbe Erscheinung auch in der Stadtverwaltung hervor. Der leitende Grundsatz, dass Alles, was den Nutzen und die Ehre der Stadt betrifft, eine Angelegenheit des Stadtrathes sein soll, führte naturgemäss mit der Entfaltung des städtischen Lebens auch zu einer Erweiterung der städtischen Verwaltung, die nebst den politischen Geschäften nach und nach auch das gesammte Rechtsleben umfasste. Wie Handel und Gewerbe eine ziemlich ausgedehnte Wirksamkeit zur Folge hatten, so erstreckte sich dieselbe späterhin noch auf die Geschäfte des Immobiliarverkehrs, welche seit 1360 ebenfalls dem Rathe zugewiesen wurden. Auf dessen innere Organisation hatten die Stadtrechte vom Jahre 1221, 1278, 1296 und 1396 merklichen Einfluss. Zunächst was die Zahl der Mitglieder betrifft. Anfänglich aus 24 bestehend, findet eine Verminderung schon im Stadtrechte vom 24. Juni 1275 statt. Das Collegium der »Rathmannen« erscheint als solches auch nach aussen, es gibt keine Einzelvertretung der städtischen Obrigkeit, das Regiment steht nur dem »Rathe« zu. Es ist eine auffallende Erscheinung, dass erst in einer ziemlich späten Periode urkundlich ein Bürgermeister genannt wird, längst nachdem diese Würde in anderen deutschen Städten eingeführt war. Anfänglich nur ein Vorsitzender im Rathscollegium und dem Range nach dem Richter folgend, erhob sich diese Würde in der späteren Zeit zur höchsten in der Stadtvertretung. Lässt sich aus dem ältesten Stadtrechte nicht ersehen, ob der Stadtrath ernannt oder gewählt wurde, so tritt die Art der Zusammensetzung in den habsburgischen Stadtrechten deutlich hervor. Den Mittelpunkt bildet das Rudolfinische Stadtrecht, welches den Rath von der Wahl der ganzen Gemeinde abhängig macht, aber seine weitere Ausbildung die Vermehrung und Verminderung, der Majorität dieser Körperschaft überlässt, bis endlich im Jahre 1396 der Stadtrath zu einer die gesammte Bürgerschaft repräsentirenden Behörde umgewandelt wird, die ihren Sitz im Rathhause hat, wo »er und nutz der purger und der stat« gewahrt werden soll. Prägt sich so durch den Zweck, sowie durch die Art der Bildung der Stadtbehörde der bürgerliche Charakter der Stadtverfassung lebhaft aus, so erhält

anderseits auch die landesherrliche Macht in der Stadtverfassung zunächst durch den Eid Ausdruck, den Bürgermeister und Rath schwören, und durch den landesfürstlichen Anwalt, der, ohne in die Geschäftsverwaltung direct einzugreifen, das Oberaufsichtsrecht übt. Ausser diesen Behörden fungirte in Wien noch der Münzmeister, der Judenrichter und der Hansgraf, letzterer ein Beamter, dem, wie uns der älteste Geschichtsschreiber Wiens, Wolfgang Laz, meldet, auch die Aufsicht über Mass, Elle und Gewicht zugewiesen war. Ergänzend tritt zu der Wirksamkeit dieser Behörden auch die Thätigkeit der Bürgerschaft ausserhalb der Rathsstube; obenan die »geschwornen Vierer« für localpolizeiliche Functionen in den Vierteln, die anfangs von militärischer Bedeutung sich nach und nach zu Verwaltungsbezirken entwickelt haben. Auch in anderen Zweigen der Verwaltung greift die Bürgerschaft unmittelbar ein, theils durch Wahl zu gewissen Functionen berufen, theils durch Gesetze und Ordnungen hiezu verpflichtet. Denn auch mit dem Gewerbe waren öffentliche Pflichten verbunden. Wie anfänglich die Bogner und Pfeilschnitzer zum Sicherheitsdienst, wurden die Bader und Zimmerleute zur Dienstleistung bei Bränden verhalten. Den reinsten Ausdruck aber findet der städtische Gemeinsinn in dem Grundsatze, dass »alle die mit der stat gewerb und handel habent und gewin und nutz aufhebent« auch »mitleidend« seien, damit die Stadt »in ordenleichem und gutem wesen gehalten werde«. So kommt schon in dieser Periode der Antheil des Einzelnen an den öffentlichen Lasten in der Form der Steuer zum Ausdruck, aber auch das Mass der Leistung; denn in Albrecht III. Privilegium (1375, Juni 26.), womit dem Stadtrathe gestattet wird, eine Umlage auf sämmtliche Bürger auszuschreiben, wird verordnet, »daz aim iegleichen angeslagen und angelegt werde, alsvil im nach seiner hab gepuret.« Diese Bestimmungen legen uns dreierlei klar: zunächst, dass sich innerhalb des Weichbildes zuerst die Erkenntnis von der reproductiven Kraft der Steuer entwickelt, dann den Grundsatz der gerechten Steuervertheilung, endlich aber die für die Verfassungsgeschichte hochbedeutsamen Anfänge der Autonomie im Finanzwesen der Stadt. Autonomie und Selbstverwaltung sind die Grundpfeiler der Stadtgemeinde. Als an diesen Stützen gerüttelt wurde, sank der herrlich aufragende Bau und mit ihm auch die Kraft des Bürgerthums.

* * *

Mehrfache Umstände haben diesen Wandlungsprocess veranlasst; die inneren Wirren einerseits, das Erstarken der landesfürstlichen Gewalt und das Zurückdrängen des einheimischen Rechtes anderseits. Aus den Grundsätzen des recipirten römischen Rechtes bildete sich die Theorie der Bevormundung, der mit der Zeit eine freie Institution nach der anderen zum Opfer fiel. Zwar bestätigte noch Maximilian I. die alten Privilegien und Freiheiten, aber der Kaiser erklärte zugleich in dem Stadtrechte vom 20. November 1517 die Nothwendigkeit, »etlich artikel zu declarieren, zu senftigen, zu miltern, zu endern oder zu meren,« damit die Stadt »bei ainem eerlichen, loblichen, dapfern, geschickten regiment, gueter ordnung und policei« erhalten werde. Mit der Beschränkung der Wahlfreiheit begann die rückschrittliche Bewegung; die Gewählten wurden von nun an überprüft, ob sie »schicklich und tauglich« seien, um im negativen Falle von der Regierung durch andere ersetzt zu werden. Das war der erste Stoss gegen die bürgerliche Freiheit in einer gewitterstürmischen Zeit, die den Silberquell des Fortschrittes zu einem Strome wilder Leidenschaften schwellte. Ein blinder Terrorismus herrschte in der Stadtvertretung; an Haupt und Gliedern war kein Nutz; die Stadt selbst, wie Ferdinand I. bemerkt, »in grosser zerütligkeit und abnemen«. Das Alles zeitigte jenen Wandlungsprocess, welcher in der Satzung und Polizeiordnung für Wien vom 12. März 1526 seinen Abschluss fand. Mit dieser Stadtordnung beginnt das Bevormundungsprincip, das nun allmälig sich auf alle Gebiete der Verwaltung erstreckte und die Autonomie in derselben mehr und mehr einengte. Der Stadtrath ist von nun an nicht mehr aus Vertretern der gesammten Bürgerschaft zusammengesetzt, dem Handwerker ist der Eintritt in die Rathsstube verschlossen, das passive Wahlrecht für den inneren Rath und das Stadtgericht wieder von dem Realbesitze abhängig gemacht. Mitglieder dieser Collegien, sowie des äusseren Rathes sollen wie ehemals nur »die treffentlichsten, fuernemlichsten und tauglichsten ehrbare burger« sein. Der Wahlact sank zur leeren Formalität herab; der innere Rath, das Stadtgericht und die äusseren Räthe wählten gegenseitig; der Regierung blieb die Auswahl vorbehalten. Aber was weit charakteristischer erscheint, das Bürgerrecht hatte aufgehört die Voraussetzung zum Eintritte in den Rath zu sein, denn auch andere »namhaftig und verständige«, jedoch »behauste« Personen konnten berufen werden. Den einzelnen Functionären war genau der Wirkungskreis vorgezeichnet: dem Bürgermeister sowohl, der »der erst in dem rat und der letzt daraus« sein soll, den »inneren«

Räthen, die ihre Handlungen »bis in ir gruben verschweigen« mussten und den »äusseren« Räthen, die das Amt eines Friedensrichters zu versehen und bei Verhören in externen Angelegenheiten, »bei beschauen schatzungen oder dergleichen handlungen« zu thun hatten. Jeder war überdies Gehorsam gegen die fürstliche Obrigkeit schuldig und hatte die Verpflichtung, »aufrürige Personen anzuzeigen und in straf zu bringen«. War dadurch das Stadtregiment in eine landesfürstliche Behörde verwandelt worden, so trat diese Umänderung noch deutlicher in der Person des Stadtanwaltes hervor, dem ausser der Oberaufsicht späterhin local- und sicherheitspolizeiliche Agenden übertragen wurden, und dessen Thätigkeit sich auch auf die fremden Jurisdictionen erstreckte. Der Stadtanwalt, das Vorbild des in späterer Zeit auftretenden Stadthauptmannes, war sonach der erste Beamte und in dieser Würde dem Bürgermeister vorgesetzt; ihm folgten dem Range nach zuerst der Stadtrath, dann das Stadtgericht, beide Körperschaften mit demselben Zeichen der Würde — dem silbernen Stabe — versehen.

Wenn in der Verfassung und auch in den meisten Zweigen der Verwaltung der Einfluss der erstarkenden Staatsgewalt sich fühlbar machte, so waren der Stadt immerhin noch wichtige Rechte geblieben; voran die Vermögensverwaltung, die wie die Controle in Steuerangelegenheiten der Bürgerschaft überlassen blieb. Aber diese Bürgerschaft war nicht mehr jener enge Kreis von Interessenten, ausgestattet mit bedeutenden Vorrechten, im rechtlichen wie im wirthschaftlichen Leben, seitdem der Stadtrath verpflichtet war, Jedem, wenn er nur ehrbar war, ohne Rücksicht auf den Hausbesitz das Bürgerrecht gegen Erlag der Taxe von zwei rheinischen Gulden zu verleihen. Damit war in der Bevölkerung eine nicht unwesentliche Veränderung eingeleitet worden, die nicht ohne Einfluss auf die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse geblieben ist. Sie spiegelt sich auch im Bilde der Stadt, deren Strassen und Gassen nicht mehr jene geschäftige Rührigkeit zeigen, wie in den Tagen des aufblühenden Gemeinwesens. Umgeben von Basteien und Vorwerken, war die Stadt, ehemals der Mittelpunkt eines lebhaften Handelsverkehres, eine Festung geworden, vor deren Thoren sich zu wiederholten Malen die Macht wild anstürmender Feinde brach. Kaiser und Reich blickten voll Hoffnung und Vertrauen auf sie; der Kaiser erklärt es offen in der Polizeiordnung vom 15. Juli 1564, dass an Wien nicht allein ihm und dem Erzherzogthum Oesterreich, sondern auch dem »Römischen Reich und algemainer teutscher

nation merklich gross und vil gelegen sei«. — Eine fast wörtlich gleiche Bemerkung ist auch in der Instruction des Stadtanwaltes aus dem Jahre 1656 enthalten. Diese politische Aufgabe hatte der Stadt schwere Opfer auferlegt, aber auch den Patriotismus der Bürger in den Tagen der Gefahr gestählt. Zu alledem traten auch im Inneren verderbenbringende Feinde auf; böse Krankheiten verbreiteten Furcht und Schrecken, lähmten den Verkehr und nährten die fatalistische Stimmung in der niederen Bevölkerung. Dazu noch die innere Zerklüftung in Folge der Religionswirren, die bald mit den wirthschaftlichen verbunden, Aufstand und Empörung zeitigten. Fast würde die Geschichte jener Zeit, in welcher die Intoleranz auch in dem Bürgerrechte Ausdruck gefunden, nur ein düsteres Bild entrollen, wenn nicht die denkwürdigen Tage des Jahres 1683 in diese trübe Epoche wohlthuende Helle gebracht hätten. Im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland, haben die Bürger Wiens, wie Kaiser Leopold I. in dem Burgfriedens-Privilegium 1698 bezeugt, »mit darsetzung guet und bluet die haubt kaiserl.- geburts- und residenzstadt Wienn als eine vormauer der ganzen christenheit aufrecht erhalten.« Seitdem die Stadt ihre wirthschaftliche Bedeutung mit der politischen vertauschte, seitdem sie den Mittelpunkt der Staatsverwaltung bildete und der Glanz des Hofes sich auch im Hause des Bürgers abstrahlte, kurz seitdem Wien zur Haupt- und Residenzstadt geworden, griff die Regierung immer kräftiger in die städtische Verwaltung ein, bis nach und nach die Stadtbehörde ein untergeordnetes Organ der Staatsverwaltung wurde. Die Autonomie der Gemeinde hatte aufgehört und mit ihr auch die freie Vermögensverwaltung, die noch in der Stadtordnung von 1526 aufrecht erhalten worden war. Die Zerfahrenheit im städtischen Haushalte, welche im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts so weit gediehen war, dass nicht einmal mehr eine »Universalbilanz« gemacht wurde, zeigt einerseits den tiefen Niedergang der Gemeinde seit der Beschränkung der alten städtischen Freiheiten, erklärt aber auch andererseits das unmittelbare Eingreifen der Regierungsbehörden, zumal seit der Errichtung der Wiener Stadtbank das Staatsinteresse in enge Verbindung mit jenem der Stadt getreten war. Hofcommissionen, mit einer die Entfaltung des städtischen Lebens mehr hindernden als befördernden Thätigkeit, besorgten von nun an die Finanzverwaltung. Der Stadtanwalt, jenes ehemals so einflussreiche Organ, welches in der Rathsstube die Oberhoheit des Staates repräsentirt hatte, war zur Schattenfigur, die Würde dieses Amtes zur Sinecure herab-

gesunken, auf welche sogar Kammerdiener Anwartschaften erhielten.

Es lag nahe, dass diese Gestaltung des Wiener Gemeinwesens in der Aufklärungsperiode eine Veränderung erfahren musste, die 1782 mit der Umwandlung des Stadtgerichtes in eine bürgerliche Behörde begann. Weit eingreifender jedoch waren die Verhandlungen über die Einrichtung des Magistrates. Nach einer Conferenz mit dem Kanzler entschied Kaiser Josef II. am 5. April 1782, dass es »dem wienerischen Magistrate frei zu lassen sei, wie selber seine innerliche Verwaltung einzurichten gedenke«. Die Wirthschafts-Commission wurde aufgehoben, dagegen als vermittelndes Organ zwischen Regierungsbehörden und Magistrat die Stadthauptmannschaft eingeschoben und deren Competenz auch auf die fremden Grundobrigkeiten erstreckt. Mit der Vereinigung der politisch-ökonomischen Angelegenheiten, der Civilgerichtsbarkeit und der Criminaljurisdiction in eine Behörde unter dem gemeinsamen Titel »Magistrat der kaiserlichen Residenzstadt Wien« und mit der Theilung der Geschäfte in drei getrennte Senate schloss das Organisationswerk Josef II., das im Grossen und Ganzen an den Principien der Stadtordnung von 1526 festhaltend, im Grunde nur die Actionsfreiheit der städtischen Behörde erweiterte, ohne zugleich dem »äusseren Rathe« einen Antheil an der Geschäftsführung einzuräumen. Ein wichtiges Recht blieb demselben vorbehalten: Denjenigen zum Bürgermeister zu wählen, auf welchen die Bürger — nach des Kaisers Worten — »das meiste Vertrauen haben«. Auch die höheren Stadtämter unterlagen der Wahl des »äusseren Rathes«, durch welchen die Bürgerschaft, wenn auch nicht vertreten, so doch repräsentirt wurde. Nicht vertreten, weil der äussere Rath nicht von der Bürgerschaft gewählt, sondern von dem Magistrate ernannt wurde, der übrigens verhalten war, die Mitglieder des Armeninstitutes nach einer dreijährigen, sowie die Gerichtsbeisitzer nach einer fünfjährigen Function in diese Körperschaft zu berufen. Besitz und Intelligenz gaben also nicht den Ausschlag, wohl aber Gehorsam und Nachgiebigkeit; der Bürger war im Gefüge des Bureaukratismus nur ein dienendes Glied, eine Marionette, die mechanisch nickte, wenn die leitende Hand in der Rathsstube den Faden zog.

Mehr als einmal veranlasste das unwürdige Getriebe bei den Wahlen in den Magistrat die Staatsverwaltung zu Berathungen über eine entsprechende Reform des Wahlrechtes, aber in Folge der beginnenden Jakobinerfurcht blieb Alles beim Alten. Nicht so die

bürgerlichen Freiheiten, die 1792 mit Ausnahme des Rechtes zur Abhaltung der Jahrmärkte als »mit der gegenwärtigen Landesverfassung nicht mehr vereinbarlich« der Allgewalt des Polizeistaates zum Opfer fielen. Das Princip der Bevormundung machte sich in der Folge mehr und mehr fühlbar, und da überdies bald die Regierungsbehörde, bald die Polizei und bald die Stadthauptmannschaft in die städtische Verwaltung eingriffen, so entstand nach und nach eine grosse Lässigkeit in der Geschäftsführung.

Wie so häufig der Volksmund mit seiner kernigen Sprache dem Ernste der Zeit das Reis des Witzes aufpfropft, so haben es die Wiener vor 1848 mit den »äusseren Räthen« gethan, deren Functionen sich im Grunde nur auf die Theilnahme an festlichen Aufzügen und kirchlichen Processionen, in jedem anderen Betracht aber nur auf ein stummes Kopfnicken beschränkten; »Ja-ja-Manderl« blieb bis 1848 die typische Bezeichnung für die äusseren Räthe, deren Zahl sich zwar vermehrt hatte, deren Ansehen aber, wie der Volkswitz zeigt, vollständig gesunken war. Durch seine Wirkung hatte also das Bevormundungssystem zugleich auch die Ursache seiner Berechtigung erzeugt. In diesem Stande der Verhältnisse neigte sich das vierte Jahrzehnt seiner Wende zu.

* * *

»Oesterreich und dessen Zukunft«, das war der Titel einer epochemachenden Schrift, welche 1841 über Deutschland den Weg nach der Heimat nahm. Sie war, wenn auch nicht die erste Schrift, welche mit deutschen Lettern die unseligen Zustände im Vaterlande in die Oeffentlichkeit brachte, wohl aber die beste; nicht nur, weil ihr Verfasser, Freiherr Andrian-Warburg, ein österreichischer Beamter und genauer Kenner der staatlichen Verhältnisse, das System einer vernichtenden Kritik unterzogen hatte, sondern weit mehr, weil das Urtheil, welches dieser Aristokrat ausgesprochen, im Grunde der Widerhall der höheren Stände war. Keine der zahlreichen Broschüren, welche den Weg über die Grenze heimlich nahmen, hat eine solche Verbreitung in Oesterreich und vornehmlich in der Hauptstadt gefunden; sie war nicht blos die Lieblingslectüre der »politisch angeregten Cavaliere« und der »malcontenten Ständemitglieder« geworden, sie drang nach und nach auch bis in die untersten Schichten des Volkes. Erzählt uns doch Franz Grillparzer in seinem Tagebuche aus dem Jahre 1848, dass er einen Fiaker auf dem Kutschbocke »Oesterreichs Zukunft« lesen gesehen habe.

Dass eine Kritik des herrschenden Systems das Augenmerk auch auf die Gemeinden lenken werde, auf jene »Einheiten, aus denen sich das Ganze des Staates zusammenaddirt« lag nahe; dass sie die »freie, kräftige Entwickelung des Gemeindelebens zur Grundbedingung des materiellen Wohlstandes im Staate« erhob, überraschte. Denn darin lag ja die staatsmännische Weisheit, endlich einmal von unten auf und nicht von oben herab Energie, Kraft und Patriotismus zu beleben. Das hatten die Staatsmänner, die Oesterreich in eine Zwangsjacke gesteckt, nicht bedacht, »dass Derjenige, welcher gewöhnt worden ist, die Angelegenheiten seiner Gemeinde mit Gleichgiltigkeit zu betrachten, mit derselben Seelenruhe die Hände in den Schoss lege, wenn Staat und Staatsverfassung um ihn herum in Trümmer gehen.« So sehen wir in demselben Zeitraume, in welchem die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung das Musterbeispiel der ersten Städteordnung gab, welche dahin zielte, in den Bürgergemeinden einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten, Oesterreich den entgegengesetzten Weg betreten und die Spitze hauptsächlich gegen die städtischen Gemeinden kehren. Denn dass sich das System in erster Hinsicht gegen die Autonomie der Städte kehrte, das schimmerte schon aus dem heterogenen Charakter der Gemeindegesetzgebung, das wird zur vollen Klarheit durch Metternich's Ausspruch über den »städtischen Sinn«, dem der Kanzler Egoismus und die Tendenz beimass, »einen Staat im Staate« zu bilden.

Die Theorie des Mikrokosmus hatte also Wurzeln geschlagen und als Frucht jenen sybaritischen Taumel gezeitigt, dessen einlullende Wirkung sich in der Theilnahmslosigkeit für öffentliche Angelegenheiten äusserte.

Im starren Gegensatze zur Stadt — voran die Haupt- und Residenzstadt — entwickelte sich durch die Gesetzgebung auf dem Lande, in den sogenannten freien Ortschaften Niederösterreichs, welchen zugleich gutsherrliche Rechte zustanden, ein frischer Zug in der Gemeindeverwaltung. Ein »Ausschuss« besorgte die Angelegenheiten der Gemeinde mit unbeschränkter Freiheit in der Verwaltung des Vermögens, sogar zur Veräusserung desselben berechtigt. Wie anders dagegen in Wien. Die Bürgerschaft war von der Verwaltung gänzlich ausgeschlossen, der Magistrat als Verwalter des städtischen Vermögens nur zu ganz geringen Auslagen berechtigt und bis ins kleinste Detail bevormundet. Dort also ein Aufblühen, hier ein Ersterben der Kräfte. In dieser erstickenden Sumpfluft irrlichterten zu Zeiten auch

Vorschläge zu einer Regenerirung des städtischen Gemeinwesens. Auch bei den Behörden, und zwar weit früher als Andrian's Broschüre erschien, hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass eine Reform der Gemeinde zeitgemäss und nothwendig sei. Weitgehende Verhandlungen veranlasste ein Vorschlag des Bürgermeisters Czapka, aus dem äusseren Rathe einen Bürgerausschuss zu bilden, der an den jährlichen Präliminarberathungen theilnehmen sollte. Die Regierung sowohl, wie die Hofkanzlei befürworteten den Vorschlag, eine freilich geringe Minorität im Schosse der Hofkanzlei proponirte sogar die Wahl des Ausschusses aus der Bürgerschaft — aber schliesslich blieb Alles — wie so Vieles in Alt-Oesterreich — beim Alten. Das »Liegenlassen« galt auch in diesem Falle als die beste Erledigung. Dass die Bureaukratie dem Bürgerthume Concessionen machte, war im Grunde zugleich das Bekenntnis der eigenen Schwäche und der immer lebhafter hervortretenden Tendenz, einen Theil jener Aufgaben, welche bisher dem Staate zufielen, als Localanstalten auf das städtische Budget zu verweisen. Dazu trat noch eine andere Erscheinung. Die constante Zunahme der Bevölkerung drängte naturgemäss zu immer grösserer Rührigkeit in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten. Die öffentliche Gesundheitspflege lag im Argen, die Approvisionirung zeigte vielfache Mängel, das Armenwesen, erst 1842 an die Stadtbehörde gelangt, bedurfte einer zeitgemässen Reform, die Schule war dem Einflusse der Stadtbehörde gänzlich entrückt, das Strassenwesen in Folge des unproductiven Sparsystems auf das Nothdürftigste bestellt. Was trotzdem geschehen, war, wie Czapka's Wirken zeigt, mehr das Resultat der individuellen Energie, als des herrschenden Systems, das zwar noch immer die »Röthe der Kraft auf den Wangen, aber im Herzen bereits den Keim des Todes trug«. Die lange Friedensepoche, welche einem bewegten Zeitalter gefolgt war, hatte dem Quietismus Zeit gelassen, sich mit aller Behaglichkeit über alle Schichten der Bevölkerung zu verbreiten; der heitere Lebensgenuss, diese sanfte Fessel des Volksgeistes, hatte nach und nach die sittliche Kraft gebrochen und den Leichtsinn an ihre Stelle gesetzt, dessen hässliche Seite allerdings die Gemüthlichkeit deckte, durch welche der durch und durch herzensgute Wiener allenfalls noch immer den kühler denkenden Nordländer zu erwärmen vermochte. Auf diesem Himmel voller Geigen waren aber in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre plötzlich Wolken aufgestiegen, die sich immer dichter zusammenballten. Arbeitsstockungen, Missernten und in Folge derselben wachsende

Theuerung brachten in den heiteren Sang einen schrillen Misston und zeugten eine Unzufriedenheit, die sich zuerst in lauten Klagen gegen die Stadtverwaltung Luft machte. Wenn bisher die Bevölkerung sich damit begnügte, anfänglich mit Humor, später aber mit bitterem Sarkasmus die Mängel der Verwaltung zu kritisiren, so war es offenbar ein bemerkenswerther Schritt, als 1847 eine grosse Anzahl angesehener Bürger sich vereinigt hatte, der rath-, wenn auch nicht thatlosen Stadtbehörde in ihrem Bemühen, dem Nothstande abzuhelfen, Beihilfe zu leisten. Die Gründung von Wohlthätigkeitsvereinen, dieses Surrogat einer guten öffentlichen Armenpflege, war der erste Schritt, welcher die Wiener Bürgerschaft in nähere Verbindung mit der Stadtbehörde brachte. Seine Bedeutung ist auch zur selben Zeit von dieser richtig erfasst worden; denn als die Regierung in dem durch die Thätigkeit der Wiener Bürger entstandenen Wohlthätigkeitsrath »einen schlagenden Beweis von der Unzulänglichkeit der öffentlichen Armen- und Versorgungsanstalten« erblickte und auf die Leistungen der »commissioni di beneficenza« im lombardisch-venetianischen Königreiche hinwies, da konnte sich der Bürgermeister die Bemerkung nicht versagen, dass »dort schon lange eine wohlgeordnete Gemeindeverfassung und eine selbständige Gemeindeverwaltung bestehe,wo durch Gemeinsinn und Gemeingeist gehoben werde«. Im Grunde hatte Czapka mit dieser Antwort, die sich bei näherer Untersuchung als eine Variante jener Worte darstellte, mit welchen Stein's Städteordnung vom 19. November 1808 anhebt, der Stimmung Ausdruck gegeben, die seit den Tagen der beginnenden Bewegung aus dem politischen Salon, den Lesecirkeln und dem in den Augen der Polizei verhassten juridisch politischen Leseverein bis in die weiten Schichten der Bevölkerung gedrungen war. Als endlich auch in den einzig legalen Vertretungen, in den Ständen, die municipale Freiheit eifrige Vertreter gefunden, als in den Märztagen des Jahres 1847 die Stände Niederösterreichs ein Comité eingesetzt hatten, mit der Aufgabe, nach dem Muster der lombardischen Communalverfassung eine Gemeindeordnung zu verfassen, da war der Ausspruch Andrian's: »So wie es jetzt ist, kann es in Oesterreich nicht bleiben«, auch jener der Reichshauptstadt geworden.

* * *

Nicht in sanfter Röthe, in hellem Schein stieg die Sonne einer neuen Zeit am mitternächtigen Himmel auf. Der herrliche Lenz, welcher im Jahre 1848 die Natur frühzeitig erweckte, hatte auch

einen raschen Wechsel in dem politischen Leben gezeitigt und ein grosses Drama eingeleitet, in welchem ein sanftes und bisher von jeder geistigen Bewegung ängstlich zurückgehaltenes Volk die Rolle des Helden übernommen, ein Volk, dessen Herz mit aller Liebe an dem Vaterlande und an der geheiligten Person des Monarchen hing. Der glühende Hass, der sich gegen diejenigen lenkte, welche den Entwickelungsprocess des Staates bisher gehemmt hatten, führte zu Ereignissen, deren Tragweite im Beginne gerade von jenen am wenigsten vorausgesehen wurde, welche sie eingeleitet hatten. Dass die hochgehenden Wogen schliesslich die Freiheit in die Tiefen ziehen und dass nach der wild aufschäumenden Springfluth wieder die glatte Spiegelfläche sich einstellen werde, daran dachten im ersten Augenblicke weder die aufrichtig Begeisterten, noch jene demagogischen Elemente, die sich mit einem Bettelsack voll Phrasen zur Reform des Staates berufen hielten. Als der Märzwind die letzten Lebenslichter des altersschwachen Staatssystems ausgeblasen hatte und ein milder Frühlingsbote, die Verfassung, den Völkern Oesterreichs eine neue Zeit verkündigte, da zog auch in das Rathhaus ein neuer Geist und mit ihm frisches Leben ein. Am Morgen des 15. März, an jenem denkwürdigen Tage, an welchem ein kaiserliches Patent den Völkern Oesterreichs Pressfreiheit bewilligte und die Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände anordnete, hatte Bürgermeister Czapka eine Anzahl hervorragender Bürger berufen und ihnen die Bildung eines Ausschusses vorgeschlagen, welcher den Magistrat bei Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung unterstützen sollte. Noch am selben Tage erfolgte die Wahl in den Bürgerausschuss, der in wenigen Tagen von 24 Mitgliedern auf 36 sich ergänzt hatte. Seine Aufgabe entsprach dem provisorischen Charakter; er sollte die Rolle eines Vermittlers in der Bürgerschaft übernehmen, an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten aber nicht theilhaben. Am zweiten Tage nach seiner Constituirung war durch eine kaiserliche Entschliessung die Wahl eines Gemeindeausschusses durch die Bürgerschaft genehmigt worden. Bereits in den ersten Apriltagen hatte der Bürgerausschuss mit dem Magistrate die Wahlordnung berathen, am 18. April erfolgte die Genehmigung derselben, am 20. Mai die Wahl, an welcher sich jedoch die Bürgerschaft nicht lebhaft betheiligt hatte. Die Ursache lag weniger in der Beschränkung des activen Wahlrechtes, welches ausser den Intelligenzen von einer directen Steuer im Mindestbetrage von fl. 20 C.-M. abhängig gemacht wurde, als

vielmehr in der Lauheit, die sich auch bei den Wahlen in den Reichstag und da um so auffallender zeigte, als kein Census die Theilnahme beschränkte. Fünf Tage nach der Wahl, am 25. Mai, begann der Gemeindeausschuss seine Thätigkeit; es hatten in denselben die innere Stadt 20, die 34 Vorstädte 80 Vertreter entsendet. Wie vormals der Bürgerausschuss, übernahm auch der »Ausschuss der Hundert« die Aufgabe, »zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Residenz mitzuwirken«, aber ausser dieser polizeilichen Function war in den Wirkungskreis desselben auch das Recht eingereiht worden, »die Wünsche der Gemeinde in geregeltem Wege zur Kenntniss der Regierung zu bringen«. Dadurch war der Ausschuss ein repräsentatives Organ der Bürgerschaft geworden, berufen, deren Gesinnung gesetztlichen Ausdruck zu geben. Seine Aufnahme in der Bevölkerung war auch aus diesem Grunde weit sympathischer als jene des Bürgerausschusses, und ein Aufruf mit der Erklärung, dahin wirken zu wollen, »dass jeder Stand sein volles politisches Leben erhalte«, erzielte allerseits den günstigsten Eindruck. Die kommenden Ereignisse schwächten denselben nach und nach und erzeugten schliesslich Misstrauen, das sich nicht selten in ungestümen Vorwürfen und Anschuldigungen Luft machte.

Veranlassung dieser Umwandlung waren einerseits die tiefen Zerwürfnisse mit dem Sicherheitsausschusse, die bereits im Mai zum offenen Ausbruche kamen, und nicht zum geringsten Theile auch der Mangel an Einheit, der ein Sammeln der Kräfte nicht zuliess. Mit ernstem Willen war der Ausschuss an die Geschäfte gegangen; Sitzung auf Sitzung fand statt, zumeist bis in die späte Nachtstunde; ein Permanenzdienst wurde eingeführt und in den neun Sectionen mit vielem Fleisse gearbeitet; man prüfte die Finanzen und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung, constituirte ein Baucomité, berieth über die Verbesserung der Approvisionirung, untersuchte die gewerblichen Verhältnisse, vornehmlich die Klagen über die Concurrenz der »Befugten« gegenüber dem zünftigen Meisterthum und begann mit den Berathungen über die Reform der Volksschule. Bei dem Streben, die Verwaltung in allen Zweigen zu reformiren, übersah aber der Ausschuss nur allzu häufig seine nächste Aufgabe, den augenblicklich durch die herrschende Gährung entstandenen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Dadurch verlor er nicht nur bei der subversiven Partei, sondern auch in den gemässigten Kreisen an Ansehen; als endlich durch die August-Ereignisse sich die Misstimmung auf's Aeusserste gesteigert hatte,

als die Anwürfe im Reichsrathe nicht einmal von dem Minister des Innern widerlegt wurden, dieser vielmehr nach der Auflösung des Sicherheitsausschusses auf die Vorlage des Entwurfes einer Gemeindeordnung und auf die baldige Vornahme einer Neuwahl drang, beeilte sich auch der Ausschuss, die Vorarbeiten für eine neue Gemeindeordnung in Angriff zu nehmen. Ein Entwurf war rasch vorbereitet, die Berathung wurde sofort begonnen, am 26. August vollendet, und die Wahlordnung schon am nächsten Tage vom Minister genehmigt. Wohl wurden bald darauf die Verhandlungen über die anderen Theile der Gemeindeordnung fortgesetzt, allein je näher der Zeitpunkt der Neuwahlen rückte, desto mehr brach sich die Ueberzeugung Bahn, eine so wichtige organisatorische Arbeit den Männern der Zukunft überlassen zu müssen. Am 5. October, an dem Tage, an welchem die Wahlen für den Gemeinderath erfolgten, fand die letzte Sitzung des Ausschusses statt; bereits am zweiten Tage darnach begann der Gemeinderath seine Wirksamkeit. Die neue Vertretung, welche aus 150 Mitgliedern bestand, war aus einer Wahl hervorgegangen, die im Gegensatze zu jener in den provisorischen Gemeindeausschuss das active Wahlrecht von der Höhe der Steuerleistung unabhängig gestellt, dagegen den Kreis der Intelligenz durch Einreihung der »Schriftsteller und anderer Personen, welche sich vorzugsweise mit Literatur und Wissenschaft beschäftigen«, bedeutend erweitert hatte.

Unter weit ungünstigeren Verhältnissen als der Bürgerausschuss und der ihm folgende Gemeindeausschuss, übernahm der neugewählte Gemeinderath am 7. October die Geschäfte der Stadt. Das blutige Ereigniss des Vortages hatte die Katastrophe des Dramas eingeleitet; noch einmal zuckte es in allen Fasern, dann war es plötzlich ruhig geworden in der Stadt. Die Herbstnebel senkten ihre grauen Schleier über das düstere Bild der Revolution. Als der Vorhang sich wieder gehoben hatte, war Windischgrätz' Lager in die Hauptstadt verlegt. Damit hatte die Bewegung ihren Ruhepunkt gefunden. Das Nachspiel begann. Dass der Gemeinderath, die einzige aus der Neugestaltung hervorgegangene Körperschaft, auch nach den Octobertagen in Wirksamkeit geblieben war, hätte man als Beweis des Vertrauens gelten lassen können, das man dem vorherrschend gemässigten Elemente in der Gemeindevertretung entgegenbrachte. Waren doch bei der angeordneten Purificirung des Gemeinderathes im Ganzen nur vier Mitglieder veranlasst worden, aus demselben zu scheiden. Aber die Stadtvertretung genoss in der Folge weder bei den

Regierungsorganen durchgreifendes Vertrauen, noch konnte sie bei der Bevölkerung Sympathien erlangen. Schon in den Tagen des Terrorismus war die Wirksamkeit des Gemeinderathes nur »subordinirter Natur« und nun die Arbeiten sich mehr und mehr häuften, als von allen Seiten die verschiedenartigsten Anforderungen gestellt wurden, und ausser der Arbeitercommission zur Vermittlung von Arbeit an mehr als 30.000 arbeitslose Menschen später noch ein Sammlungscomité im Kloster der Liguorianer fungirte und auch die »Schadenerhebungen« einen grossen Theil der Arbeitskräfte aufgezehrt hatten, ereignete es sich seit Mitte November nicht selten, dass die Sitzungen aufgehoben werden mussten, weil es an der nöthigen Anzahl von Mitgliedern zur Beschlussfassung fehlte. Alles dies, wozu noch Verdächtigungen und Anfeindungen kamen, drängte die Mehrheit der Mitglieder zur vollständigen Passivität. Um so ehrenwerther war das Wirken jener Männer, die in den schweren Zeiten auf ihrem Posten ausgeharrt hatten und zwischen Hangen und Bangen sogar an reformatorische Arbeiten geschritten waren. Wenn in diesen Tagen die fatalistische Stimmung in Wien sich immer mehr verbreitet hatte, so war weniger die unmittelbare Gegenwart, als das Ungewisse der Zukunft die Ursache. Die Frage, was kommen werde, lag auf Aller Lippen. Der 2. December 1848 brachte die Lösung: Erzherzog Franz Joseph war in der Regierung seinem Oheim als Kaiser Franz Joseph der Erste gefolgt. Das poetische Gemüth der Wiener erblickte in dem jugendlichen Monarchen zugleich das Symbol der »heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung« und die Worte des Patentes, dass »auf der Grundlage der wahren Freiheit« das Vaterland neu erstehen werde, liessen erwarten, dass die Zeit der Arbeit wieder anheben, das friedliche Einvernehmen der Bürgerschaft sich erneuern, das hässliche Denunciantenthum aber für immer verschwinden werde.

Aus dem Traum der schönen Zukunft wurden die Wiener durch die Cholera, jenen unheimlichen Gast gerüttelt, der seit 1830 zu wiederholten Malen Elend und Noth in viele Familien gepflanzt hatte. Dazu trat noch Mitte Jänner eine Ueberschwemmung ein, die einen Theil der inneren Stadt, sowie mehrere Vorstädte unter Wasser gesetzt hatte. Es herrschte bittere Noth. Von allen Seiten flossen Gaben. Die Tage des Kummers hatten die Herzen wieder aufgeschlossen, sie schlugen dem Menschenfreunde auf dem Throne entgegen, der bereits am 20. December fl. 200.000 dem Gemeinderathe mit der Bestimmung übermitteln liess, dass die Gabe »allen Hilfsbedürftigen ohne Rücksicht

auf den Grund ihrer Verarmung zugänglich gemacht werden soll« und der auch in diesen Tagen harter Prüfung den Finanzminister ermächtigt hatte, auf Vorschüsse und Unterstützung die erforderlichen Geldbeträge bis zum Belaufe von fl. 500.000 C.-M. auszufolgen.

Wenige Wochen darnach, am 7. März 1849, strahlte die Stadt im festlichen Lichterglanz. Die Zeit der »Besorgnisse und Zweifel« war vorüber, Wien feierte »die Wiedergeburt eines einheitlichen Oesterreich« auf verfassungsmässiger Grundlage. Die Freude war eine allgemeine, denn nicht nur, dass die Märzverfassung das Fundament für den Neubau des Staates geschaffen, sie hatte für Wien noch eine besondere Gabe gebracht — seine künftige politische Bedeutung als »Hauptstadt des Reiches und Sitz der Reichsgewalt«. Die freudige Stimmung der Bevölkerung fand in der Gemeindevertretung ihren Widerhall. In einer begeisterten Ansprache begrüsste der Präsident »die Wiederkehr der lang vermissten Ruhe und Ordnung« und die wohlthätigen Folgen jener Verfassung für die Stadt.

Aus diesem Verjüngungsborn floss aber auch für die Gemeinde neues Leben. Die Wahl der Vertreter, die selbständige Verwaltung des Vermögens, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wurden wieder zurückgegeben, ja noch mehr, die so lange bureaukratisch gegängelte Gemeinde sollte als »freie Gemeinde die Grundlage des freien Staates« bilden. Diese Worte an der Spitze eines Gesetzes, welches dahin zielte, den einzelnen Gliedern frisches Leben zu verleihen, um die Kraft des Ganzen zu erhöhen, charakterisiren den Wendeprocess, der durch das Gesetz vom 17. März 1849 eingeleitet wurde. An diesem hatte ein Staatsmann mitgewirkt, den die Freunde des Fortschrittes einen »Josef II. im Kleinen«, die eingefleischten Bureaukraten dagegen einen »tête chaude« nannten. Im Grunde hatten beide Meinungen Recht. Wie kein zweiter der österreichischen Beamten war Graf Stadion zur Reform der Gemeinde berufen: ein Feind des papiernen Regimentes, hatte er über den Kopf der Hofkanzlei und ohne eine Genehmigung einzuholen 1845, während seiner Wirksamkeit als Gouverneur des Küstenlandes, das Gemeindewesen geregelt. Als er zwei Jahre darauf nach Galizien berufen wurde, konnte sein Nachfolger berichten, dass die Einrichtungen von der Bevölkerung nicht nur freudig und mit Dank aufgenommen worden seien, sondern auch in kurzer Zeit den Gemeinsinn geweckt hatten. Rasch und ohne weitschweifige Prüfung in Competenzfragen war Stadion in diesem Sinne allerdings ein »Josef im Kleinen«, und auch der »Hitzkopf« im Munde des vormärzlichen Beamten findet seine Erklärung in den Worten Stadions:

»Nur nicht schreiben, wo man handeln soll.« In Stadions Wirken im Küstenlande prägt sich ein vornehmer, von liberalen Grundsätzen erfüllter Geist aus. Was er für die Hebung der geistigen Cultur gethan, wird zur Genüge aus seiner Sorge um das Schulwesen klar. Als er 1841 nach Triest kam, fand er nur zwei Volksschulen vor, als er die Stadt 1847 verliess, wurde an sechzehn Schulen gelehrt.

Seinen Eintritt in das Ministerium hatte Graf Franz Stadion von der Bedingung einer Reform des Gemeindewesens abhängig gemacht, und als am 27. November Fürst Schwarzenberg, der Präsident des neugebildeten Ministeriums, den Reichstag eröffnete, war zum ersten Male jenes geflügelte Wort laut geworden, das wenige Monate später an die Spitze eines Gesetzes gestellt wurde: »Die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde.« Der Entwurf, bereits im December 1848 fertiggestellt, wurde am 15. März 1849 zur Sanction vorgelegt. Stadion gab ihm das beste Geleite durch einen Vortrag, in welchem er darauf hinwies, »dass die allgemeine Stimme keine Reform dringender und gebieterischer fordere, als die des Communalwesens.« Als oberster Grundsatz und als ein »natürliches Recht« der Gemeinde, das nicht willkürlich beschränkt werden könne, wurde die Autonomie aufgestellt: »Autonomie in Allem, was ihr Interesse zunächst berührt und nicht in eine fremde Sphäre eingreift.« Zwei Tage darauf war der Entwurf als »provisorisches« Gemeindegesetz sanctionirt worden, denn es sollte durch dasselbe erst eine »bildungsfähige Grundlage« geschaffen werden, da — wie der Minister in seinem Vortrage an den Kaiser bemerkte — »zu einer gänzlich neuen Ordnung die Erfahrung abgeht«. Indess hatte schon dieses Gesetz eine Erfahrung bekundet: dass, sollte aus einer Reform überhaupt Nutzen erwachsen, der Gemeinde die freieste Bewegung gewahrt werden und bei der Verschiedenheit der Interessen auch eine Verschiedenheit in der Organisation der Gemeinden stattfinden müsse. In dieser Erwägung hatte das provisorische Gemeindegesetz dem Gemeinwesen der Landeshauptstadt eine eigene Verfassung vorbehalten und auch den übrigen Städten das Recht eingeräumt, eine solche nachzusuchen.

Für Wien war die Nothwendigkeit einer schleunigen Regelung des Gemeinwesens um so dringender geworden, als seit Jahr und Tag die Bürgerschaft die Verwaltung der städtischen Geschäfte mit dem Magistrate theilte, ohne dass die Grenzen der Wirksamkeit beider Körperschaften festgestellt waren. Noch ehe das Gemeindegesetz vom 17. März, »das Gesetz der reinsten, keuschesten Autonomie,«

erschienen war, begannen im Gemeinderathe die Berathungen über die Theilung der Arbeit zwischen Vertretung und Magistrat. Im Gegensatze zu dem sonst ängstlichen und conservativen Gehaben der Gemeindevertretung drückt sich in diesen Verhandlungen das Vollbewusstsein der hohen Aufgabe des Bürgerthums aus, welches seit den Tagen der freien Bewegung nach jahrhundertelangem Stillstande wieder. wie einst in den Zeiten der aufblühenden Stadt, die Verwaltung der eigenen Angelegenheiten übernommen hatte. Wie ehemals die Bürgerschaft unter der Leitung des Magistrats, sollte von nun an dieser unter der Leitung der Bürgerschaft stehen und das Vollzugsorgan der Gemeinde bilden. Auch in den übrigen Theilen des Competenzgesetzes vom 16. April 1849 prägt sich der autonome Charakter in allen auf den Gemeindeverband sich beziehenden Angelegenheiten aus, in welche der Gemeinderath auch die Volksschule gereiht hatte. Der Versuch, auch Einfluss auf die gewerblichen Fragen und die Entscheidung über Beschwerden gegen Verfügungen des Magistrates in Gewerbeangelegenheiten zu erhalten, war ein vergeblicher, denn die Märzverfassung hatte die Gewerbeangelegenheiten in die Competenz der Staatsverwaltung gereiht.

Noch während der Berathungen über die Abgrenzung der Geschäfte war das liberale Gemeindegesetz vom 17. März 1849 erschienen, auf dessen Grundlage die alten Privilegien und Freiheiten im Rahmen der Stadtverfassung wieder aufleben sollten. Wie die Gemeindeordnung des Jahres 1849 der scharf ausgeprägten Individualität der Städte durch den Vorbehalt eigener Statuten Rechnung getragen hatte, so war für Wien eine neue Epoche seiner politischen Bedeutung schon durch die Märzverfassung eingeleitet worden, welche die Kaiserstadt als »Mittelpunkt des Reiches und als Sitz der Centralgewalt« erklärt hatte. Aber Wien war längst nicht mehr ein einheitliches Ganzes, im Gegentheil war diese Bezeichnung der Sammelpunkt dreier durch Wall und Graben getrennter Theile, die aber durch gemeinsame Interessen mit einander enge verbunden waren. Stadt, Vorstädte und Vororte beabsichtigte Graf Stadion zu einem organischen Ganzen zu vereinigen und eine »Grossgemeinde« zu bilden, in welcher die »unteren und einzelnen Gemeinden« ihre Vertretung finden sollten. Im Grunde hatte Stadion mit dieser Gliederung in eine Hauptgemeinde und mehrere Untergemeinden keine Neuerung im österreichischen Gemeindewesen beabsichtigt, da diese Einrichtung bereits 1814 in den illyrischen Provinzen durchgeführt worden war.

Die Ideen Stadion's fanden im Wiener Gemeinderathe keinen fruchtbaren Boden; man wollte damals in der Rathsstube von einer Vereinigung der Stadtgemeinde mit den »Vordörfern« nichts wissen, theils aus Furcht, die städtische Bevölkerung durch ein »unheilvolles Proletariat« zu vermehren, theils um eine Erhöhung der Ausgaben für Zwecke der Localpolizei und der Armenversorgung zu vermeiden, endlich auch aus Rücksicht für die Bewohner der Vordörfer, da, wie der Bericht an den Minister bemerkt, »die Einverleibung der Vordörfer nothwendig auch eine Verlegung der Verzehrungssteuerlinie nach sich ziehen müsste, welche die Bevölkerung der Vordörfer sehr hart treffen würde.« — Damit war Stadion's Skizze und die Vereinigung der Vororte mit Wien abgethan.

Die Berathungen des Gemeinderathes über das neue Statut bewegten sich nunmehr im Geleise der provisorischen Gemeindeordnung vom 17. März 1849. In den lahmen und zahmen Debatten blitzte es nur am 11. Juni lebhaft auf, als Zelinka's Antrag wegen Aufnahme der Wahlkörper in das Statut zur Berathung gelangte und einen energischen Protest einer allerdings nur geringen Minorität veranlasst hatte. Ende November war der Entwurf fertig und an das Ministerium geleitet worden. Es herrschte in diesen Tagen überhaupt nur Eine Stimme, ehebaldigst Neuwahlen vorzunehmen und den alle Wirksamkeit lähmenden Verhältnissen ein Ende zu machen; dieser Wunsch war um so berechtigter, als ein grosser Theil des Gemeinderathes sich von den Geschäften fernhielt, theils durch eine nergelnde Kritik der reactionären Zeitungen, theils auch durch die Geringschätzung entmuthigt, welche die Stadtcommandantur dem Gemeinderathe entgegenbrachte.

Nicht ohne Einfluss auf die Stellung des Gemeinderathes war auch das Wirken des Bürgervereins gewesen, der sich in den Februartagen zu dem Zwecke gebildet hatte, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung auf friedlichem Wege thätig mitzuwirken. Dadurch schob sich zwischen die legale Vertretung der Bürgerschaft und die öffentlichen Behörden ein Mittelglied, das nach und nach dem Gemeinderathe gegenüber eine paralysirende Stellung eingenommen hatte. Dazu noch der Mangel an Oeffentlichkeit, dieses festen Kittes zwischen Vertretung und Bevölkerung, die Zerklüftung durch das Parteiwesen, endlich auch die schwankenden politischen Verhältnisse, welche eine Betheiligung an dem öffentlichen Leben empfindlich erschwerten. Alles in Allem Grund genug, eine Aenderung in der Gemeindeverfassung und damit auch die Auflösung der

Stadtvertretung zu ersehnen. Nicht so rasch war dieser Wunsch in Erfüllung gegangen; noch nahezu ein Jahr dauerte der alte Zustand, bis zu jenem 16. November 1850, an welchem der Gemeinderath im landständischen Saale zum Abschiede sich versammelte. Noch einmal lebten die Tage »einer ereignissreichen Vergangenheit« in der Schlussrede des Präsidenten auf, in welcher Dr. Johann Kaspar Ritter von Seiller die Resultate einer zweijährigen Thätigkeit zusammenfasste und der Phasen gedachte, welche der Gemeinderath durchschritten hatte, nicht ohne zugleich auch der Hoffnung Ausdruck zu geben, dass die Nachfolger »das Begonnene ausführen und das Schwankende befestigen werden«. Es war diese Abschiedsrede zugleich auch eine Vertheidigung gegen die Anwürfe, welche allerseits gegen die Thätigkeit einer Körperschaft erhoben wurden, die über schüchterne Versuche und vorübergehende Palliative nicht hinausragte und, wie dies am besten die Ablehnung der Stadion'schen Skizze beweist, in vielen wichtigen Fragen einen weitsehenden Blick nicht bekundete. Aber das Urtheil, welches das Todtengericht der Zeitgenossen über das Wirken des Gemeinderathes fällte, ist vor dem Richterstuhle der Geschichte ein weit milderes geworden. In stürmische Tage fällt sein Beginn, sein Ende in eine Zeit, in welcher die grossen Fragen des Krieges und Friedens die Geister in Spannung hielten. Dazwischen liegt eine Epoche, in welcher die Reaction auch auf die municipale Freiheit ihre dunklen Schatten geworfen hatte. Das Samenkorn, das in den Frühlingstagen in die Erde gefallen, war erstarrt — nur ein erwärmender Sonnenstrahl konnte es zur Blüthe erwecken.

* * *

Die Märzverfassung hatte eine Organisation eingeleitet, durch welche die natürliche und geschichtliche Ordnung des öffentlichen Lebens zum vollsten Ausdrucke kam. Nicht jene mit dem Feudalstaate verwurzelte Gemeinde war ins Leben gerufen worden, sondern ein Gemeinwesen mit der Aufgabe, den Gesammtorganismus des Verfassungsstaates zu kräftigen und zu festigen. Die Kraft des Ganzen sollte durch die Vereinigung der Theile erzielt werden, Zweck der Gemeinde die Erreichung gemeinsamer, durch die Oertlichkeit begrenzter Interessen sein. Zwischen Oertlichkeit und den Lebensinteressen herrscht ein inniger Zusammenhang; denn anders gestaltet sind die Interessen auf dem flachen Lande, wo die Urproduction vorherrscht, anders in den Städten, wo die beweglichen Elemente des Handels und Gewerbes und der unaufhaltsam fort-

schreitenden Industrie immer neue Bedürfnisse schaffen. Zu den materiellen und geistigen Interessen gesellen sich auch noch die moralischen und politischen; denn jener aus Atomen gebildete Körper erhält erst durch den Geist der Bevölkerung sein Leben. Diesen Unterschied der Interessen hatte die Gemeindeordnung des Jahres 1849 auch in der Gesetzgebung ausgedrückt, indem sie den Landeshauptstädten »eigene Verfassungen« und bedeutenderen Städten das Recht vorbehielt, um eine Stadtverfassung im Wege der Gesetzgebung einzuschreiten.

Nicht weniger als drei Entwürfe für eine Gemeindeordnung der Stadt Wien waren in den Jahren 1848 und 1849 entstanden. Den ersten hatte der Gemeindeausschuss des Jahres 1848 vorbereitet, den zweiten Graf Stadion geschaffen, den dritten der erste constituirende Gemeinderath auf Grundlage des allgemeinen Gemeindegesetzes vom 17. März 1849 ausgearbeitet. Aus diesem letzten Entwurfe ist das Statut vom 6. März 1850 hervorgegangen, wodurch Kaiser Franz Joseph I. der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien jenes kostbare Recht der Autonomie verliehen hatte, durch welches der Glanz und das Wachsthum der Stadt wieder von der Intelligenz und Thatkraft ihrer Vertretung abhängig gemacht und die Leitung des Gemeinwesens im Gegensatze zur vormals herrschenden Bureaukratie als eine bürgerliche Angelegenheit erklärt wurde. Alle die Grundsätze, welche in den Tagen der freiheitlichen Bewegung aufgestellt wurden, haben in diesem Statut ihre Verwirklichung erfahren, und ebenso haben die Wandlungen, welche seither innerhalb der örtlichen Grenzen stattgefunden, ihren gesetzlichen Ausdruck erhalten.

Zunächst ist in der neu erstandenen Gemeinde der Kreis der Interessenten erweitert worden. Jenes vormärzliche Bürgerrecht, das an Hausbesitz und Gewerbe gebunden, sich als Schutzzoll gegen die allgemeine Concurrenz darstellte, konnte, je mehr sich die Städte zu grossen Culturcentren entwickelt hatten, nicht mehr die Bedingung des Erwerbes bilden. In Wien war schon 1820 der erste Schritt zur Trennung des Bürgerrechtes von Haus und Hof und von dem Gewerbe erfolgt, indem die Aufnahme von Bürgern ausnahmsweise auch unabhängig von diesen Voraussetzungen erfolgte. Dadurch näherte sich das Bürgerrecht bereits dem Charakter der persönlichen Würdigung, die in dem Augenblicke, als das Bürgerthum wieder eine politische Rolle übernommen hatte, immer schärfer hervortrat. »Seitdem der Geist der Freiheit in unserer Mitte erwacht ist, hat auch das Bürgerthum in unserem constitutionellen Staate

eine höhere Bedeutung erlangt« schreibt der Gemeindeausschuss am 10. August 1848 an Radetzky, als ihm die Nachricht von der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes mitgetheilt wurde. Bei dieser Auffassung stand zu erwarten, dass durch die Neugestaltung der Gemeinde auch eine Veränderung hinsichtlich des Bürgerrechtes stattfinden werde, und ebenso konnte bei den Ideen der Gleichheit und Freiheit mit dem Bürgerrechte nicht eine bevorzugte Classe, nicht jenes alte Erbbürgerthum wieder aufleben, das sich zur herrschenden Kaste im mittelalterlichen Städtewesen aufgeworfen hatte. Gleichwohl erkannte auch die Gesetzgebung der Neuzeit, dass die Gemeinde ohne Bürger nicht lebensfähig, dass diese vielmehr in der Bevölkerung den Stock und Stamm bilden müssen, von dem aus die Zweige ihr Leben erhalten.

Zwischen der flottanten Masse, welche in den grossen Städten Erwerb und Unterhalt sucht und jener ansässigen Classe der Bürger, welche das conservative Element der Bevölkerung bildet, hat das Statut die »Angehörigen« der Gemeinde gereiht, jenen Bevölkerungstheil, der ebenfalls mit der Stadt »hebt, legt und leidet« und dem in dieser Voraussetzung dieselben politischen Rechte eingeräumt wurden, wie den Bürgern. Aus der Verbindung dieser Bevölkerungstheile zu einem Ganzen ist die neue Gemeinde entstanden, in der die wichtigsten Lebensinteressen jedes Einzelnen, aber auch Wille und That der Gesammtheit ihren Ausdruck erhalten.

Die Verschiedenheit der Interessen im städtischen Leben soll sich aber nach dem Statut in jener Körperschaft spiegeln, welcher die Aufgabe zufällt, die Gemeinde »in der Ausübung ihrer Rechte und Pflichten zu vertreten«. Aus der Mitte der Gemeinde gewählt, repräsentirt die Gemeindevertretung nicht nur die Interessen der einzelnen Bevölkerungstheile, sondern auch jene der Gesammtheit. Je ausgebildeter ein Gemeinwesen ist, ein desto höheres Gewicht wird sie auf den zweiten Theil ihrer Aufgabe legen und den Widerstreit, der sich aus der Verschiedenheit der Lebensbedingungen einer grossen Bevölkerung gibt, harmonisch ausgleichen. Die Frage, wie der Vertretungskörper zu bilden und welcher Theil der Bevölkerung wahlberechtigt sei, hatte bereits 1849 eine lebhafte Debatte bei der Berathung des Statutes hervorgerufen. Das allgemeine Gemeindegesetz des Jahres 1849 hatte den Grundsatz aufgestellt, dass zur Theilnahme an der Wahl der Repräsentanz nicht alle Gemeindeangehörigen in gleichem Masse, sondern in dem Verhältnisse des Antheils zur Bestreitung der Gemeindelasten berechtigt sein sollen.

Aus diesem Principe ist das Institut der Wahlkörper hervorgegangen, das, kaum entstanden, schon heftige Gegner hatte. Dem Grafen Stadion hatte bei Einführung der Wahlkörper in die österreichische Gemeindegesetzgebung im Grossen und Ganzen die Organisation der deutschen Gemeinden, das Städtestatut vom Jahre 1808, die revidirte Städteordnung vom Jahre 1831 und vorzugsweise das 1835 in Wirksamkeit getretene badische Gemeindegesetz vorgeschwebt. Dem jeweiligen Vorherrschen einer Classe, wofür bereits aus dem Mittelalter Beispiele vorlagen, glaubte Stadion durch eine gesetzliche Bildung von Interessengruppen zu begegnen, die aber nicht aus Berufsclassen, wie etwa im Jahre 1396, hervorgehen, sondern auf Besitz und Intelligenz gegründet sein sollten. In der Wiener Gemeindevertretung des Jahres 1849, welche mit den Vorberathungen zu einem neuen Statute beschäftigt war, fanden die Wahlkörper, deren Einführung Dr. Zelinka beantragt hatte, nicht die Zustimmung aller Parteien. Zelinka hatte die Bildung zweier Wahlkörper vorgeschlagen: der erste sollte aus der Steuerclasse der Grund- und Hausbesitzer, der zweite aus jener der Erwerbesteuerpflichtigen gebildet werden; auf den ersteren entfielen damals 8298 Personen mit einer Leistung von fl. 2,335.880, auf letzteren 32.058 mit einer Steuer im Betrage von fl. 683.170. Aus diesen beiden Körpern wurde erst im Laufe der Verhandlungen ein dritter, jener der »Höchstbesteuerten«, geschaffen und dieser an die Spitze gestellt.

Wie der Kreis der Interessenten sich im Gegensatze zur älteren Gemeinde bedeutend erweitert, und in der Gemeindevertretung einen Mittelpunkt gefunden hatte, so zielte die Gesetzgebung auch auf eine Centralisirung des Gemeinwesens der Vorstädte hin. Das Bestreben, ein einheitliches Gemeindegebiet zu schaffen, lässt sich bereits auf die Tage Kaiser Josef II. zurückleiten. Durch die Uebergabe mehrerer Jurisdictionen an den Magistrat war in rechtlicher Hinsicht die Vereinigung der Vorstadtgemeinden mit der städtischen Behörde angebahnt worden, welche diese durch die Einlösung der Realjurisdiction von mehreren Grundherrschaften fortgesetzt hatte. Allein in späterer Zeit war in Folge der Kriegsereignisse und der immer mehr anwachsenden Auslagen die Einlösung der Jurisdictionen wieder ins Stocken gerathen, und ausserdem gelang es den Ortsobrigkeiten, den Umfang ihres Wirkens wieder zu erweitern. Das war aber in zweifacher Hinsicht von Nachtheil; einmal weil bei dem Bestehen so vieler selbständiger Verwaltungsbezirke die Durchführung von allgemeinen Reformen überhaupt nicht möglich

war, dann weil darunter auch die Rechtssicherheit gelitten hatte, indem bei den verschiedenen Competenzen der schlichte Gewerbsmann schliesslich nicht mehr wusste, an welche Behörde er sich in der einen oder der anderen Angelegenheit zu wenden habe. Dazu kam noch für den Gewerbetreibenden der grosse Nachtheil, dass er nur innerhalb des Territoriums der Ortsobrigkeit seinem Erwerbe nachgehen durfte, indem seit dem Jahre 1819 auch den Dominien das Recht, Gewerbe zu verleihen, eingeräumt wurde. Einige wichtige Verwaltungszweige, wie die Conscriptions- und Recrutirungsgeschäfte und die Marktpolizei, waren zwar seither dem Magistrate zugewiesen worden, aber sonst blieb bis zur Aufhebung der fremdherrschaftlichen Dominien Alles beim Alten, denn die im Jahre 1844 mit Lebhaftigkeit angeregte Verschmelzung der Vorstadtgemeinden mit der inneren Stadt scheiterte an den Anforderungen der einzelnen Grundherrschaften. Durch die Gemeindeordnung des Jahres 1849 war im Allgemeinen angeordnet worden, dass die Vorstädte mit der Stadt ein einziges Gemeindegebiet zu bilden haben. Für Wien war die Abgrenzung des neuen Gemeindegebietes nach der Ablehnung der Stadion'schen Skizze, welche den Umfang der Ortsgemeinde über das Gebiet der Vorstädte erstrecken wollte, auf den bisherigen Gesammtcomplex beschränkt, nur hielt der Gemeinderath die Einbeziehung des zwischen dem Donaucanal und dem Hauptstrome der Donau gelegenen Raumes aus dem Grunde für nothwendig, »weil bei einer künftigen Regulirung der Donau die Stadt offenbar gegen den Strom, als der Pulsader des Verkehres, gravitiren müsse.« In administrativer Hinsicht hatte der Gemeinderath beantragt, die Untertheilung der Stadtgemeinde auf Grund der sanctionirten Eintheilung Wiens in acht Gerichtsbezirke vorzunehmen und der Gefahr einer allzu starken Centralisation durch die Einsetzung von Bezirksvertretungen zu begegnen, welche als Executivorgane der Gemeinde die weitere Aufgabe haben sollten, die speciellen Interessen und Bedürfnisse ihres Bezirkes zu berathen und diese zur Kenntniss des Gemeinderathes zu bringen.

In beider Hinsicht, sowohl was die Oertlichkeit des Gemeindewesens als was den Kreis der Interessenten betrifft, hatte das Statut vom 6. März 1850 die freiheitlichen Grundsätze des Stadion'schen Gesetzes auch für die Gemeinde Wien beibehalten. Die Bevölkerung und das Gemeindegebiet waren durch dieses Statut zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt und der jahrhundertelange Unterschied zwischen Stadt und Vorstadt damit beseitigt worden. Der einheitliche

Verwaltungskörper hatte aber sein Leben erst durch die Gemeindeverfassung erhalten, wodurch Umfang und Richtung der Thätigkeit in der Verwaltung festgesetzt wurde. Gerade auf dem Gebiete der Verwaltung tritt seit der autonomen Gestaltung der Gemeinde eine Erscheinung hervor, die sich von dem vormärzlichen Gemeinwesen charakteristisch abhebt; denn während der absolutistische Staat die Geschäfte der Gemeinden nach und nach an sich gezogen hatte, überliess der moderne Staat einen Theil seiner Aufgaben den Gemeinden, und reihte an den natürlichen Wirkungskreis für die »städtischen Angelegenheiten« den »übertragenen« für die »öffentlichen Angelegenheiten in der Stadt.« Der Umfang des natürlichen Wirkungskreises ist ein weiter auf geschichtlicher Grundlage ruhender, denn bereits in dem ältesten Stadtrechte wird derselbe auf Alles erstreckt, was den Nutzen und die Ehre der Stadt betrifft. Auch das Statut vom Jahre 1850 zieht in denselben »Alles, was die Interessen der Gemeinde zunächst berührt und innerhalb ihrer Grenzen vollständig durchführbar ist«. Wie mannigfach sind von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt diese Interessen geworden, die das gesammte geistige, physische und das wirthschaftliche Leben umfassen! Da gibt es keinen Zweig der menschlichen Cultur, der nicht auch in die Stadtverwaltung hineinragte, kein Bedürfniss, das nicht im Gemeinwesen Reformen gezeitigt und den Fortschritt in der Verwaltung auf die Bahn des Zweckmässigen geleitet hätte; denn die Zweckmässigkeit ist die Grundbedingung der Selbstverwaltung, wie die Gesetzlichkeit jene der Selbstbestimmung ist.

Das moderne Gemeinwesen wurzelt in der Selbstverwaltung, die sich von der vormärzlichen mehr negativen Polizeiverwaltung durch die administrativ-ökonomische Thätigkeit abhebt, durch welche seit der Constituirung der freien Gemeinde in allen Zweigen des eigenen Wirkungskreises wahrhaft grosse Culturwerke geschaffen wurden.

* * *

Die Saat des Jahres 1848 war also 1850 in die Halme geschossen. Aus der Wahlordnung des Gemeindestatuts vom 6. März 1850 war eine neue Vertretung hervorgegangen, welche im November desselben Jahres ihre Thätigkeit begann. In der Wiener Bevölkerung hatte das Erscheinen des liberalen Gemeindestatuts nur eine geringe Theilnahme gefunden, die auch nach der Ausschreibung der Wahlen nicht wärmer wurde. Es schien, als ob das alte Phlegma wieder eingezogen wäre; man sprach wieder vom Theater, erging sich in

witzigen Tändeleien und färbte selbst den Ernst des Belagerungszustandes mit rosigem Humor.

Die Altconservativen wollten von politischen Rechten überhaupt nichts mehr wissen und erblickten daher im Gemeinderathe eine neue Quelle des Uebels. Die Radicalen dagegen waren der Meinung, dass Gemeindewahlen im Ausnahmszustande der Stadt nur eine fictive, künstliche Majorität bilden werden. Die Betheiligung an den Wahlen war demgemäss nur eine geringe; am vierten Tage nach Eröffnung der Listen hatten in der inneren Stadt nicht mehr als 30 Personen ihre Namen eingezeichnet. In ähnlicher Weise zeigte sich auch in den übrigen Bezirken nur eine schwache Wahlbewegung. Die Reactionären kamen zur Wahlurne ebensowenig als die Radicalen, die sich die Abstinenz der preussischen Demokraten bei den Wahlen in das Erfurter Parlament zum Muster genommen hatten. Die gewitterschwangere Atmosphäre am politischen Horizont, die Nachwehen des abgelaufenen Jahrzehntes, die Demoralisation der Börse — alle diese Umstände liessen die localen Ereignisse unbeachtet vorüberziehen und waren die Veranlassung, dass nicht mehr als etwa 6000 Wahlberechtigte sich in die Listen eintragen liessen.

Unter Glockenklang und nach einem feierlichen Gottesdienste begannen am 30. September 1850 die Wahlen. Von den im dritten Wahlkörper eingezeichneten 2861 Wählern waren 1961, also etwas mehr als die Hälfte, an der Urne erschienen; der zweite Wahlkörper zeigte eine lebhaftere Bewegung, indem sich von den 2269 in die Wahllisten Aufgenommenen 1700, mithin mehr als zwei Drittel derselben eingefunden hatten. Der erste Wahlkörper schloss am 4. October die Wahlhandlung. Sechs Wochen darnach, am 18. November 1850, versammelte sich der neugewählte Gemeinderath zur ersten Sitzung im landständischen Saale. Im Gegensatze zu der Reserve, mit welcher sich die Bevölkerung in Folge der traurigen Nachwirkungen der abgelaufenen Periode und der geringen Beliebtheit des zwei Tage vorher abgetretenen Gemeinderathes gegen die neugewählte Vertretung verhielt, brachte die Regierung derselben das vollste Vertrauen entgegen.

Die Rede, mit welcher der Statthalter die erste Sitzung eröffnete, war gleichsam ein Programm für die künftige Thätigkeit der Stadtvertretung und machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck. Der Hinweis auf die Wunden, welche der Industrie geschlagen wurden, auf die Verbesserung des Armenwesens in Folge der vermehrten Zahl der Armen, auf die Reformen im Elementarunterrichte,

»durch welche nicht nur einer grösseren Anzahl der heranwachsenden Jugend, sondern auch dem Bedürfnisse eines verbesserten Unterrichtes genügt werden solle«, war im Grunde zugleich auch ein Wegweiser für die ersten Schritte der neugegliederten Gemeindevertretung.

Weit mehr als durch dieses Verwaltungsprogramm hatte die Rede des Statthalters dadurch eine hochwichtige politische Bedeutung erlangt, dass er der Auffassung der Regierung über die Stellung Wiens zum Reiche in den Worten Ausdruck gab, dass »jeder, auch der unbedeutendste Gegenstand wichtig werde, weil er innerhalb der Grenzen des Reiches in irgend einer Beziehung als massgebend erscheinen kann, und dadurch die Verantwortlichkeit des Gemeinderathes gegen die Gemeinde zu jener dem ganzen Reiche gegenüber vergrössert.« Die hohe Aufgabe, welche die Regierung dem Gemeindewesen zu jener Zeit beilegte, in der das politische Leben zu siechen, der Egoismus wieder neue Blüthen zu treiben begonnen, hatte nicht verfehlt, auf die Vertretung der Stadt befeuernd zu wirken und in den Kreisen der Bevölkerung eine lebhaftere Theilnahme zu erregen. Zu wiederholten Malen war denn auch in den ersten Zeiten im Gemeinderathe auf die unbestrittene Wahrheit hingewiesen worden, »dass von dem Herzschlage der Hauptstadt der Impuls der Bewegung in geistiger und materieller Beziehung in das ganze Reich ausgehe«, aber auch die ernste Mahnung an die Bevölkerung ergangen, dass aus der Gemeinde »zunächst der Gemeinsinn entspringt und die dankbare Anhänglichkeit an die Heimat sich zur begeisterten Liebe zum Vaterlande steigern muss«. Wenn trotz all' der Begeisterung, die gleich anfänglich in den Berathungen des Gemeinderathes herrschte, noch immer Zweifler auftraten, die an die fortschrittliche Entwickelung nicht recht glauben wollten, so gab hiezu vornehmlich ein Umstand Anlass: der Mangel an Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Schon zwei Tage nach der Constituirung, am 18. November 1850, war von einem Mitgliede beantragt worden, die Stadtcommandantur durch eine Deputation zu ersuchen, den anfangs November 1848 gegebenen Befehl wegen Einstellung der öffentlichen Sitzungen aufzuheben, um die durch das Statut vom 6. März 1850 eingeführte Oeffentlichkeit der Verhandlungen verwirklichen zu können; aber erst vier Monate später, am 18. März 1851, fiel die Scheidewand zwischen Bevölkerung und Vertretung und damit auch das grösste Hinderniss der freien Entwickelung des Gemeinwesens.

Innerhalb der »stillen Epoche« hatte sich am 26. Jänner 1851 ein wichtiges Ereigniss vollzogen. Dr. Johann Kaspar Seiller wurde

an diesem Tage mit 64 von 118 abgegebenen Stimmen zum Bürgermeister gewählt; auf Dr. A. Zelinka waren 54 Stimmen entfallen, zumeist jene des fortschrittlich gesinnten Theiles der Stadtvertretung. Die conservative Partei hatte also die Oberhand, und damit war der Bewegung und dem Ziel der neuen Körperschaft die Signatur gegeben. Dass auch ausserhalb des Gemeinderathes, in den Kreisen der Wählerschaft mit einiger Spannung der ersten nach dem Statut vorzunehmenden Wahl des Bürgermeisters entgegengesehen wurde, konnte immerhin als ein Zeichen des wiedererwachenden Gemeinsinnes und als ein Beweis gelten, dass nach und nach die Erkenntniss von der Bedeutung des Gemeindestatutes auch in die breiteren Schichten der Bevölkerung gedrungen sei. Selbst der pessimistische Theil derselben schien wieder einigermassen ermuntert, denn die Oeffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen gab immerhin Hoffnung, dass sich auf der freiheitlichen Grundlage ein Neubau erheben werde, durch den die längst ersehnten constitutionellen Principien der Märzverfassung verwirklicht werden sollten. Es fehlte in diesen Februartagen nach der Wahl des Bürgermeisters nicht an Kundgebungen, zumeist aus streng conservativen Kreisen, indess die Fortschrittspartei sich der Hoffnung hingab, dass mit dem Eintritte geregelter Verhältnisse auch der reaktionäre Theil der Gemeindevertretung in freiere Bahnen lenken werde. Aber es sollte anders kommen. Am 31. December 1851 waren zwei Patente erschienen, von welchen das eine die Verfassung vom 4. März 1849 mit der Begründung aufhob, dass sie »weder in ihren Grundlagen den Verhältnissen des österreichischen Kaiserstaates angemessen, noch in dem Zusammenhange ihrer Bestimmungen ausführbar sich darstelle«, das andere die »Grundsätze für die organischen Einrichtungen in den Kronländern« feststellte und zugleich die Principien für eine neue Gemeindeordnung bestimmte. Mit der Jahreswende schloss auch die constitutionelle Aera ihr kurzfristiges Dasein; am 1. Jänner 1852 ward Oesterreich wieder ein absoluter Staat, das Stadion-sche Gemeindegesetz des Jahres 1849 ein historisches Actenstück und die Gemeinde wieder in das frühere Abhängigkeitsverhältniss gebracht. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wurde abgestellt, jeder wichtige Beschluss der Prüfung und Bestätigung der landesfürstlichen Behörden vorbehalten und der Wirkungskreis im Allgemeinen auf die engeren Angelegenheiten beschränkt. Das waren die Grundsätze für die in Aussicht gestellte Gemeindeordnung, deren wichtigster Theil, die Einstellung der Oeffentlichkeit, schon wenige

Tage darauf, am 7. Jänner 1852 seine Verwirklichung fand. Aber die erste Bresche hatte das Wiener Gemeindestatut schon in den Decembertagen des Jahres 1851 erlitten. Mit der Vereinigung der Vorstädte zu einer Ortsgemeinde und mit der Eintheilung des Gemeindegebietes in Bezirke war an den Gemeinderath die Aufgabe herangetreten, die Durchführung dieses Theiles des Gemeindestatutes in Angriff zu nehmen, das Vermögen der Vorstädte, das insgesammt nur fl. 653.890 betrug, einzuziehen und die Wahlen für den Bezirksausschuss einzuleiten. Nachdem im Mai 1851 die Berathungen über das organische Statut für die Gemeindebezirks-Vertretungen stattgefunden hatten, begannen Ende September die Wahlen in die Bezirksvertretung, welche am 4. October beendet wurden. Schon während der Wahlen in den Ausschuss war in einigen Vorstädten eine lebhafte Bewegung gegen die Durchführung des einheitlichen Gemeindegebietes und die Vermengung des Vermögens mit jenem der Stadtgemeinde eingeleitet worden; die Vorstände von 15 kleinen Vorstadtgemeinden, mehr den Verlust ihres Einflusses als den Nachtheil der Gemeinde besorgend, hatten gegen die Anordnungen des Gemeinderathes nicht ohne Erfolg Beschwerde erhoben, denn schon am 6. December 1851 ergieng an die Gemeinde der Auftrag, »mit der Activirung der Bezirksorgane so lange innezuhalten, bis die Entscheidung über die Revision der Gemeindeordnung der Stadt Wien erfolgt sein werde.« Ein drittes Moment kam im nächsten Jahre hinzu, als die Zeit herannahte, in welcher nach den Vorschriften des Statutes ein Drittel des Gemeinderathes ausscheiden und durch neue Kräfte ergänzt werden sollte. Anfänglich hatte die Staatsverwaltung die Einleitung der Wahlen bis zur Revision der Gemeindeordnung verschoben; als aber im nächsten Jahre der Wunsch des Gemeinderathes nach Ergänzung in ziemlich nachdrücklicher Weise geäussert wurde, als der Bürgermeister sich veranlasst sah, der Staatsverwaltung zu erklären, dass viele Mitglieder der Repräsentanz kein Verlangen hätten, ihre Wirksamkeit noch länger fortzusetzen und der Gemeinderath am Ende seiner gesetzlichen Wirksamkeit sei, da wurde auch diese Lebensfrage dahin erledigt, dass der Gemeinderath seine Thätigkeit bis zum Erscheinen eines neuen Statutes fortzusetzen habe, und dass, im Falle die zur Beschlussfassung erforderliche Anzahl von Mitgliedern nicht mehr vorhanden wäre, diese durch Ernennung seitens des Ministeriums ergänzt werden würde. Die Besorgniss, dass durch einen aufgedrungenen Gemeinderath der letzte Rest der communalen Freiheit verloren gienge, veranlasste den grössten Theil der Stadt-

vertretung, den Posten, auf welchen sie von der Wählerschaft berufen wurde, nicht zu verlassen und auf demselben bis zum Eintritte besserer Tage auszuharren.

Von dem frisch grünenden Baume des Stadion'schen Statutes waren somit nur einige Blüthen und Aeste übrig geblieben, die, losgetrennt von dem Stamme, bald verdorren mussten. Der Stillstand war denn auch bald fühlbar, die Thätigkeit immer geringer, der Gebrauch des am 10. Februar 1853 im Rathhause in der Wipplingerstrasse neueröffneten Saales zu Sitzungen immer seltener geworden. Zu alledem hatte bei dem Mangel an Oeffentlichkeit die Stadtvertretung den letzten Rest der Popularität eingebüsst; sie wurde zum Gegenstand einer nicht selten gehässigen Kritik, die ab und zu in beissenden Spott ausgeartet war. Nur wenige hatten nüchternen Sinnes die wahre Lage der Gemeindevertretung erkannt, deren Bestreben dahin zielte, in der tosenden Brandung das Schifflein vom Untergange zu retten und daher in allen Gebieten der Verwaltung nur solche Reformen zu unternehmen, für welche auch Aussicht auf Erfolg vorhanden war. Es fehlte in Wahrheit dieser communalen Vertretung nicht an gutem Willen und unter den schwierigen Verhältnissen auch nicht an freilich nur bescheidenen Thaten, die immerhin jene der vormärzlichen Verwaltung weit überragten und in mancher Beziehung der späteren Zeit die Bahn geebnet haben.

Schon damals wurden die ersten Regelungen von Stadttheilen vorgenommen, wie jene der Freiung und in den Vorstädten unter den Weissgärbern, sowie auch vor der Favoritenlinie; um den zunehmenden Verkehr zu begünstigen, wurde die Verbesserung des Strassenwesens veranlasst, neue Brücken, im Ganzen sechs über den Wienfluss, erbaut, die Gasbeleuchtung in sämmtlichen Vorstädten durchgeführt. Immerhin ein erfreulicher Anfang, der auch auf dem Gebiete der geistigen Cultur durch den Bau von zehn neuen Schulhäusern und durch die Unterstützung des gewerblichen Unterrichtes Ausdruck erhielt.

Es ist daher die Aufgabe der Geschichte, die Anwürfe, welche die Zeitgenossen gegen die Verwaltungsthätigkeit des fünfziger Gemeinderathes erhoben, auf das richtige Mass zurückzuführen, aber auch die Ursachen zu untersuchen, weshalb die städtische Administration dieser Zeit im Grossen und Ganzen keinen höheren Aufschwung genommen hatte. In den Protokollen über die 223 Sitzungen, zu welchen der Gemeinderath sich innerhalb 11 Jahren bis zum

4. April 1861 versammelt hatte, spiegelt sich die Aengstlichkeit der Zeit, die kleinbürgerliche Richtung und, einige Ausnahmen abgerechnet, der Mangel an grossen Gesichtspunkten und jener zielbewussten Thätigkeit, die in ihren Erfolgen nicht blos die unmittelbare Gegenwart, sondern auch die Zukunft berührt. Und die Ursachen? — Es fehlte, um Alles in Eins zusammenzufassen, die wichtigste Bedingung einer erspriesslichen Selbstverwaltung: die Freiheit des Handelns.

* * *

Als die Schleier, welche sich um das aufsteigende Morgenroth Neu-Oesterreichs gelagert hatten, durch den schimmernden Strahl freier Institutionen durchbrochen wurden, da ward auch die freie Gemeinde wieder verlebendigt und feierte im freien Staate ihre Wiedergeburt. Seit jenem 15. Juli 1859, an welchem ein kaiserliches Manifest verkündigte: »Oesterreichs innere Wohlfahrt und äussere Macht durch zweckmässige Entwickelung seiner reichen geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemässe Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen«, bis zu jenem denkwürdigen Februartage des Jahres 1861, an welchem Oesterreich ein Verfassungsstaat wurde, hatte sich in dem Wiener Gemeindewesen eine tief eingreifende Wandlung vollzogen. Bald nach dem Erscheinen des October-Diploms hatte im November 1860 eine Verordnung des Ministeriums Goluchowski die Neuwahlen für den Gemeinderath veranlasst. Nach zehnjährigem Schweigen hatte die Bevölkerung wieder eine Stimme im öffentlichen Leben erhalten, und die lebhafte Wahlbewegung, welche in allen Bezirken Wiens sich kundgab, zeigte, wie sehr es nur des Anstosses bedurfte, um die Theilnahme für die Angelegenheiten der Stadt wieder zu wecken, die bisher im flauen Einerlei des Tages von Jahr zu Jahr in einen immer tieferen Schlummer versunken war.

Es war eine Wahlbewegung, wie sie erst wieder in der jüngsten Zeit stattgefunden hat. In beiden Lagern, in jenem der Partei des Rückschrittes, wie in jenem der Liberalen, sammelten sich die Kräfte zu einem energischen Kampfe. Schon die Einzeichnung in die Wahllisten liess eine lebhafte Betheiligung erwarten; im Gegensatze zu den Listen des Jahres 1850, die nur 2861 Wähler enthielten, zählte man in denen des Jahres 1861 mehr als 18.000 Stimmberechtigte. Eine gleich erfreuliche Erscheinung bot auch die Wahlhandlung, bei der besonders die Wählerschaft des dritten Wahlkörpers sich äusserst rührig zeigte.

Aber in diesem ersten Aufbrausen herrschte, wie die Wahlen ergaben, noch wenig Klarheit und keine Sammlung, denn nur in drei Bezirken konnte eine absolute Majorität erzielt werden. Nur in Einem Punkte trafen Alle zusammen, in der Erkenntniss, dass in den halbsiechen Körper frisches Blut gebracht werden müsse. Das Gewoge vor den Wahllocalen war im Grunde nur der Abglanz jenes frohen Seelenschwunges, der bereits im November des Jahres 1859 bei der Schillerfeier seinen würdigsten Ausdruck erhielt. Der Glaube an die Wirklichkeit des Schönen und Guten hatte in dem weichen Gemüthe der Wiener reiche Nahrung gefunden; die Geister sammelten sich in voller Hingebung an das Schöne und Ideale und in der Hoffnung, nicht wieder wie ehedem Früchte vor der Reife pflücken zu müssen. So war die Schillerfeier, welcher die ängstliche Bureaukratie mit Besorgniss entgegensah, zugleich auch zum Probirstein der Gesinnung der Stadt geworden. »Man fürchtete« — schrieb damals ein hervorragender Publicist — »den Pöbel und man fand ein verständiges, gemüthreiches und für das Edelste empfängliches Volk.« War in Folge des October-Diploms durch die Befürchtung, dass Wien seinen politischen Einfluss verlieren werde, die Stimmung wieder eine ernste geworden, so liess man doch den Muth nicht sinken, vielmehr trat nun in allen Kreisen der Bevölkerung der lebhafte Wunsch zu Tage, dass die Stadt mit neuen Anziehungsmitteln versehen werden müsse, um die Gefahren, die sie politisch bedrohten, durch materiellen und geistigen Reiz unwirksam zu machen.

Seit jenem kaiserlichen Handschreiben, durch welches das mächtigste Hinderniss zur räumlichen Entwickelung der Stadt behoben wurde, hatte sich immer lebhafter die Ueberzeugung eingewurzelt, dass mit der neuen Häusersaat, die auf den Glacisgründen ausgestreut werden sollte, auch noch andere Einrichtungen und Anstalten geschaffen werden müssen, um Wien den Gross- und Weltstädten anreihen zu können. Schon damals hielt man eine Veränderung in den Gemeindeverhältnissen als eine wesentliche Bedingung, die Beseitigung der Hemmnisse des freien Handelns als die nöthigste Voraussetzung. Aber nicht blos die zukünftigen baulichen Herstellungen drängten zu diesem Wunsche, sondern auch die Umwandlung, die seit dem letzten Jahrzehnt in der Bevölkerung, im industriellen wie im gewerblichen Leben stattgefunden hatte. Mit der Zunahme der Bevölkerung wuchs auch die Aufgabe der Verwaltung in Hinsicht der wichtigsten Lebensbedingungen; die Wassernoth machte sich bereits empfindlich fühlbar, die Vorkehrungen für

den Vorrath an Lebensmitteln zeigten sich als unzulänglich, die Verkehrsmittel als unzureichend. Die grosse Umwälzung, welche der Fortschritt auf dem Gebiete der Technik und Mechanik durch die Zerstörung der alten Formen des gewerblichen Lebens verursachte, machte die Aufmerksamkeit auf gewisse sociale Erscheinungen nothwendig. Immerhin war es ein charakteristisches Zeichen, dass unter den 4270 Anmeldungen, welche bis zum Ende des Jahres 1860 bei der Gewerbebehörde gemacht wurden, keine grosse Unternehmung war, welche Einfluss auf die vaterländische Industrie oder den Handelsverkehr gehabt hätte. Nur das Kleingewerbe zeigte sich rührig und lebendig, aber auch äusserst beweglich, indem viele Arbeiter, dem Drange nach Selbständigkeit folgend, schon nach wenigen Monaten sich veranlasst sahen, in das frühere Verhältniss wieder zurückzukehren. Es fehlte gerade in dieser Zeit ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Erforderniss im Concurrenzkampfe: der Credit. Die Errichtung von Vorschuss- und Creditvereinen war in diesen Tagen von vielen Seiten angeregt worden. Auch die Regierung sah sich veranlasst, auf diese Lebensfrage des Gewerbestandes ihre Aufmerksamkeit zu wenden, und noch im Jahre 1860 forderte sie die Sparcasse auf, einen solchen Verein mit Hilfe der Reservefondsüberschüsse zu gründen. Das Augenmerk wandte sich zunächst jenen Vereinen zu, welche nach Schulze-Delitzschem Systeme in Deutschland bereits eine wohlthätige Wirksamkeit entfalteten; ein Delegirter wurde zum Studium dieser Einrichtungen entsendet; er kam mit der Erfahrung zurück, dass die Losung dieser Vereine sei: Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen! — Während die Einen eine ausgiebige materielle Unterstützung des Gewerbestandes forderten, erklärten die Anderen die Förderung der Bildung und Intelligenz für das wichtigste Hilfsmittel und betonten mit Nachdruck die Nothwendigkeit einer Reform der Schule.

So vielfach wie diese Bedingungen einer glücklichen Zukunft, waren auch die Wünsche bei den Besprechungen über die vorzunehmenden Gemeinderathswahlen; aber wie weit auch die Meinungen hinsichtlich der neu zu bildenden Körperschaft auseinandergiengen, das Vertrauen auf die Gemeinde, als die wichtigste Vorschule des Gemeingeistes, war ein allgemeines. Im Gegensatze zu den früheren Tagen legte auch die Regierung auf die Thätigkeit der Gemeinde grossen Werth. In seinem Rundschreiben an die Statthalter forderte Minister v. Schmerling am 23. December 1860 die Behörden auf, den Gemeinden mit Loyalität und Bereitwilligkeit entgegenzukommen, »da sie im

Grossen und Ganzen gezeigt haben, dass sie sich selbst zu verwalten fähig und würdig sind.« — Der Ruf nach Männern von echt constitutioneller Gesinnung war kein vergeblicher gewesen. Der weitaus grösste Theil der neugewählten Gemeinderäthe war von echt liberalen Grundsätzen erfüllt und verband mit Gesinnungstüchtigkeit auch eine hervorragende Begabung; von den »Alten« waren nur geschäftskundige Männer gewählt worden, deren Liberalismus zwar dunkel gefärbt, deren Fähigkeiten und Thatkraft aber ausser allem Zweifel waren. In seiner Zusammensetzung war der neugewählte Gemeinderath in der überragenden Mehrheit streng bürgerlichen Charakters, denn von den 120 Vertretern gehörten 65 Mitglieder dem Handels- und Gewerbestande an, der Rest entfiel auf die übrigen Berufsclassen, darunter fünf Doctoren der Rechte, zehn Doctoren der Medicin, acht Professoren und Lehrer, zwei Geistliche, acht Beamte, sechs Techniker und zwei Journalisten.

Bei aller Verschiedenheit der Ansichten über das Ergebniss der Wahlen herrschte doch in allen Kreisen der Bevölkerung Hoffnung und Zuversicht, und selbst der abtretende Bürgermeister Seiller konnte es sich nicht versagen, in seinem letzten Berichte über die Thätigkeit des fünfziger Gemeinderathes dem Wunsche Ausdruck zu geben, dass es der neu eintretenden Körperschaft unter glücklicheren Verhältnissen gelingen möge, allen jenen Anforderungen zu entsprechen, die während seiner Amtsführung unerfüllt gelassen werden mussten. Am 4. April 1861 schloss der Gemeinderath der passiven Periode seine Thätigkeit, fünf Tage darnach, am 9. April, begann der Gemeinderath der constitutionellen Aera seine Wirksamkeit. Schon in den ersten Tagen ihrer Thätigkeit bewies die neue Vertretung, dass sie durchaus nicht gesonnen sei, nur die Rolle eines Hausverwalters zu übernehmen und ihre Thätigkeit blos auf die Errichtung von Canälen oder den Bau von Brücken zu beschränken. Mit tiefem Ernste erfasste sie ihre hohen politischen Aufgaben, den Gemeinsinn zu wecken und den Patriotismus zu beleben, dabei strenge an dem Grundsatz des constitutionellen Ministeriums festhaltend, dass nur jener Staat glücklich sei, in welchem nebst der politischen Freiheit auch die materiellen Interessen ihre Berücksichtigung finden. Von diesem Grundsatz geleitet, gab der Gemeinderath bereits im ersten Jahre der Bevölkerung ein glänzendes Zeugniss seiner Thätigkeit, denn alle grossen Schöpfungen der folgenden Zeit waren schon im Beginne der neuen Epoche angeregt und theilweise auch in Verhandlung genommen worden. Auf dem Gebiete der öffentlichen

Gesundheitspflege war es vor Allem die Wasserversorgung, welche zu dem Ausspruche drängte, »dass für diesen Zweck etwas Grosses geschehen müsse«; auf jenem der Approvisionirung führten die empfindlich fühlbaren Uebelstände im Marktwesen zu der Idee, eine Central-Markthalle zu errichten, um dadurch den Bezug der Lebensmittel bis in die entferntesten Productionsorte auszudehnen. Neben diesen unmittelbaren Verwaltungsgeschäften lenkte der Gemeinderath seine Aufmerksamkeit auf die Stadterweiterung, die zwar in Folge der missglückten Verhandlungen mit der Staatsverwaltung seinem Einflusse entrückt wurde, die aber in Hinsicht der grossen materiellen Opfer für die Gemeinde und wegen Wahrung der Interessen derselben eine umfassende Thätigkeit bedingte.

Mehr als zwei Monate waren verflossen, ehe der Gemeinderath daran gieng, den Alterspräsidenten durch einen Bürgermeister zu ersetzen. Man sah dem Wahlacte mit Spannung entgegen, denn der gleich anfänglich hervortretende Gegensatz zwischen der conservativen »Partei der Rechten«, welche sich grösstentheils aus Angehörigen des früheren Gemeinderathes gebildet hatte, und jener der Liberalen liess einen lebhaften Wahlkampf erwarten. In der That machte sich die Opposition bei der Wahl fühlbar, welche am 16. Juni stattgefunden hatte und aus welcher Dr. A. Zelinka, ein Angehöriger der Olympiade Seillers, mit 66 von 114 abgegebenen Stimmen hervorgieng. Dass er dieser angehörte, war die Ursache, dass auch die Bevölkerung dem neuen Bürgermeister nur geringe Sympathien entgegenbrachte. Aber gar bald war das Eis gebrochen, und je mehr Gemeinderath und Bevölkerung Gelegenheit hatten, den ehrlichen, offenen Charakter Zelinka's zu würdigen, desto geringer wurde die Anzahl seiner Gegner. Denn in seiner politischen Gesinnung strenge an der Reichs- und Landesverfassung festhaltend, jederzeit mit Freimuth für die Rechte der Gemeinde eintretend und ein getreuer Dolmetsch der loyalen Gesinnung der Wiener Bevölkerung, hatte Zelinka durch sein schlichtes und wahrhaft bürgerliches Wesen, durch seine Milde, die er bedrängten Mitbürgern bethätigte, und durch sein schmiegsames, von jeglicher Ueberhebung freies Benehmen, sich in kurzer Zeit nicht nur die Hochachtung seiner Mitbürger, sondern auch das volle Vertrauen des Gemeinderathes erworben, der ihn, den getreuen Hüter der Autonomie, nach Ablauf der dreijährigen Functionsdauer mit grosser Majorität noch zweimal (1864 und 1867) gewählt hatte. Bei seiner ersten Wiederwahl waren die anfänglich schroffen Gegensätze zwischen den Conservativen und den Liberalen

bereits durch eine Partei ausgeglichen, welche sich zum Ziele setzte, durch eingehende Vorbesprechungen die Berathungen in den Plenarversammlungen zu erleichtern und abzukürzen und durch Einmüthigkeit auf raschem Wege gemeinnützige Entschlüsse zur Reife zu bringen.

Diese die widerstrebendsten Meinungen der Extreme ausgleichende »Mittelpartei«, welche die freieste Oeffentlichkeit als das Palladium der verfassungsmässigen Rechte anerkannte, hatte sich aus jenen constitutionellen und fortschrittlichen Elementen gebildet, welche sich längst vor ihrer Vereinigung bei vielen Entscheidungen in grossen socialen, politischen, religiösen und administrativen Angelegenheiten als Gleichgesinnte betrachteten. Neben dieser im Laufe der Jahre immer mehr an Einfluss gewinnenden Partei, die sich strenge auf dem Boden der Februar-Verfassung bewegte, bestand noch eine andere, die »äusserste Linke«, die an den Traditionen des Jahres 1848 strenge festhaltend, in politischer Hinsicht eine andere Bahn einschlug, als die Mittelpartei, diese aber bei Entscheidung wichtiger administrativer Fragen vielfach unterstützte. Zwischen diesen beiden Parteien hatte sich zur Zeit der ersten Wiederwahl Zelinka's aus mehreren Mitgliedern der Mittelpartei eine neue Fraction, »die Linke«, eingeschoben, welche die Mitglieder-Aufnahme von der Ballotage abhängig machte. Wie sehr auch durch diese Spaltungen die Gegensätze einen scharfen Ausdruck erhielten, so waren sie dennoch nicht von üblem Einflusse auf die Thätigkeit des Gemeinderathes in den Vollversammlungen und in den Sectionen gewesen; im Gegentheile — die Geister regten sich um so rühriger, je mehr sie beschworen wurden. Es herrschte trotz aller politischer Gegensätze das Bestreben, den immer wachsenden Bedürfnissen durch eine rege Thätigkeit in der Verwaltung gerecht zu werden. Nächst dieser beschäftigte sich der Gemeinderath gleich anfangs seines Wirkens mit der Reform der Gemeindeverfassung.

Seit jenen Grundsätzen des Jahres 1851, welche die Freiheit der municipalen Verwaltungskörper lahm gelegt hatten, war im April 1859, zehn Jahre nach der freisinnigen Gemeindeordnung des Jahres 1849, ein neues Gemeindegesetz erschienen, auf dessen Grundlage durch eigene Commissionen bei den Länderstellen Gemeindeordnungen entworfen werden sollten. Den Städten war in diesem Gesetze das Recht eingeräumt worden, um Revidirung ihrer Statuten nachsuchen zu dürfen. Noch im September desselben Jahres begann der Gemeinderath die Berathungen, deren Ergebniss ein Entwurf

war, welcher, an dem Statute des Jahres 1850 festhaltend, nur eine Aenderung der Wahlordnung und die Einreihung von »Stadtverordneten« in den Organismus der Verwaltung enthielt. Die inzwischen eingetretenen staatsrechtlichen Verhältnisse waren auch auf die Gemeindegesetzgebung nicht ohne Einfluss geblieben. Es lag nahe, dass der Reichsrath, dem die Februar-Verfassung ein weites Feld gesetzgeberischer Thätigkeit eröffnet hatte und der berufen war, an der Neugestaltung der Monarchie auf Grundlage der Verfassung mitzuwirken, mit der Berathung über die grundsätzlichen Bestimmungen des Gemeinderathes nicht zögern werde, zumal die Berathung und Beschlussfassung detaillirter Gemeindeordnungen einem anderen Vertretungskörper, den Landtagen, zugewiesen war. Dass die Verhandlungen über die Gemeindegesetzgebung die erste grosse Arbeit des constitutionellen Reichsrathes bildete, konnte immerhin als ein Zeichen angesehen werden, welch' hohe Bedeutung den Gemeinden im Verfassungsstaate zugemessen wurde.

Wieder, wie ehemals, als Oesterreich die ersten Schritte auf dem Boden der Verfassung wagte, klangen im Reichsrathe die Worte Stadion's von der Grundlage des freien Staates und der autonomen Gemeinde; aber die Autonomie, welche das Gesetz vom 5. März 1862 den Gemeinden einräumte, war eine »bureaukratisch gedämpfte«, denn die Bevormundung blieb und nur die Person des Curators hatte gewechselt. Von nun an waren alle wichtigen, den Haushalt betreffenden Angelegenheiten von der Genehmigung des Landtages abhängig.

Unter solchen Verhältnissen gewann der Werth des Stadion-schen Statutes noch mehr an Bedeutung, und wenn der Gemeinderath die mit ziemlicher Heftigkeit eingeleitete Reform des Statutes nach diesen Erfahrungen auf unbestimmte Zeit vertagt hatte, so war dies lediglich durch die Erkenntniss veranlasst, dass jenes auf der Märzverfassung aufgebaute Gemeindestatut an liberaler Auffassung der späteren Gesetzgebung nicht nachstehe. Uebrigens war erst kurz vorher das Stadion'sche Statut durch die Organisirung der Bezirksgemeinden zur vollen Geltung gebracht worden. Noch bestanden bis 1861 die Vorstadtgemeinden, deren Vermögen allerdings in die Centralverwaltung einbezogen wurde, noch bestand der Verwaltungsapparat der früheren Zeit mit den ernannten Functionären, die 1856 den alten Titel der »Grundgerichtsbeisitzer« mit jenem eines »Gemeindeausschusses« vertauscht hatten. Am 15. October wurde das Statut für die Thätigkeit der Bezirksorgane festgestellt, am 18. Juni 1863

die Installation der Bezirksausschüsse vorgenommen, am 22. October desselben Jahres der »Stadtausschuss« für die Wahrnehmung der localen Interessen der inneren Stadt eingesetzt. Die stete Vermehrung der Bevölkerung in den Vorstadtbezirken hatte überdies auch in örtlicher Beziehung eine Veränderung des Statutes nothwendig gemacht. Bisher war das Gemeindegebiet in acht Bezirke getheilt, von welchen der vierte die dichteste Bevölkerung und auch die weiteste Ausdehnung hatte, da er nicht nur die ehemalige Vorstadt Wieden, sondern noch sieben kleinere Gemeinden, die Vorstadt Margarethen und die ausserhalb der Linie zwischen dem Liniengraben, dem Damme der Südbahn und der Katastralgrenze liegenden Häuser und Grundstücke umfasste. Dieser grosse Bezirk wurde im October 1861 der Breite nach in zwei Theile geschieden, von welchen der innere Bezirk Wieden (IV. Bezirk), der äussere Margarethen (V. Bezirk) bezeichnet wurde. Auch rücksichtlich der Grenzen des ersten Bezirkes war in Folge der begonnenen Verbauung der Glacisfläche eine Neubestimmung erforderlich geworden, und ausserdem wurde, da seit dem Erscheinen des provisorischen Gemeindestatutes eine Begehung des gesammten Gemeindegebietes nicht mehr stattgefunden hatte, die zeitraubende und theilweise sehr schwierige Arbeit der Feststellung der Umfangsgrenzen im Jahre 1862 zu Ende gebracht.

Wie in örtlicher Hinsicht hatte das Statut auch bezüglich der rechtlichen Stellung der Bevölkerung zur Gemeinde eine Aenderung erfahren, indem durch das Heimatsgesetz vom 3. December 1863 die durch einen zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt begründete stillschweigende Aufnahme in den Gemeindeverband und die Berufung gegen die verweigerte Verleihung der Zuständigkeit aufgehoben wurde. Das Statut, welches aus der Märzverfassung hervorgegangen war, hatte sich also mit einigen Aenderungen dem Rahmen der Februar-Verfassung angepasst, ja noch mehr: es trieb erst auf constitutionellem Boden seine schönsten Blüthen. Das politische Leben der Gemeinde hatte durch die Constitution Fleisch und Blut erhalten, denn Wien — das Herz des Reiches — war seit den Tagen der politischen Freiheit auch das Aug' und Ohr des Staates geworden. Die Schlagkraft, welche eine entschiedene Kundgebung der Hauptstadt auf das ganze Reich ausübt, hatte dem Wiener Gemeinderathe einen bedeutsamen politischen Charakter aufgeprägt, der übrigens durch die hervorragenden parlamentarischen Individualitäten noch an Schärfe und Ausdruck gewann.

So war der Gemeinderath auch im realen politischen Leben ein wichtiger Factor geworden, der in all' den weltbewegenden Fragen der Zeit theils anregend, theils unterstützend wirkte und seine Stimme erhob, nicht nur, wenn es galt, der Anhänglichkeit und der Treue zum Kaiserhause Ausdruck zu geben, sondern auch, wenn es sich darum handelte, vor den Stufen des Thrones und vor dem Forum der Volksvertretung für die freiheitliche Entwickelung des Staatswesens einzustehen.

Wie er in den äusseren Angelegenheiten des Staates mit Geschick stets der Stimmung der Stadtbevölkerung Ausdruck gab, so war er auch bemüht, in allen grossen Fragen der inneren Politik und des Staatsrechtes durch das ihm gesetzlich zukommende Petitionsrecht nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen Interessen der Bevölkerung zu wahren und für die Erweiterung der politischen Rechte einzutreten. In dem Culturkampfe um die Freiheit der Schulen stand der Gemeinderath in der ersten Reihe der Kämpfer, nicht blos streitend, sondern auch anführend; es ist in diesem Zweige der inneren Verwaltung eine Thätigkeit entwickelt worden, wie sie nur durch die wahrhafte Begeisterung einer Zeit erklärt werden kann, in welcher Ideen, Interessen und Ideale sich harmonisch ineinander schlangen. Die Offenheit, diese hervorstechende Eigenschaft der verfassungsmässigen Freiheit, zierte Wort und That der Stadtvertretung und machte den Muth anschwellen, nicht nur gegen den Ansturm auf die freiheitliche Gestaltung des Staatswesens, sondern auch gegen die ernsten Gefahren, welche 1866 das Gesammtvaterland bedrohten. Die Kräfte sammelten sich zur Bethätigung der politischen Gesinnung und der altösterreichischen Treue; denn was der Gemeinderath in der Adresse vom 12. Juni bekundete, war auch der Gedanke und das Gefühl der gesammten Bevölkerung. Die »Einmüthigkeit und die Haltung Wiens« seit dem Anbruch der schweren Tage, in welchen sich die Wehrkraft des Reiches im Norden und im Süden mass, erhielt ihren schönsten Ausdruck in jener vom glühenden Patriotismus erfüllten Adresse, in Worten, welchen bald die That den Stempel der innersten Wahrheit aufgeprägt hatte. Denn die Ausrüstung von vier Wiener freiwilligen Jäger-Bataillons, deren erstes am 20. Juli Abends ausmarschirte, die Instandsetzung von Nothspitälern, die Organisirung der Stadtwache, die Uebernahme der Linienämter, die Verpflegung der Stadt mit den wichtigsten Lebensmitteln und die Bedachtnahme auf die Möglichkeit eines feindlichen Einfalls spannten die Kräfte und erprobten den Opfer-

muth der Gemeindevertretung auf das Aeusserste. Aber je grösser die Gefahr, desto mehr schwoll der Muth, einen desto lebhafteren Ausdruck erhielt der Bürgersinn, eine desto grössere Bedeutung aber auch die Kundgebung des Gemeinderathes und das Wort des Bürgermeisters, der in Begleitung seiner beiden Stellvertreter in dem Augenblicke, als verlautete, Wien werde in Vertheidigungszustand gesetzt, vor den Stufen des Thrones der Stimmung der Wiener Bevölkerung beredten Ausdruck gab und im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland die tiefernste Lage und deren Beseitigung durch Berufung von Staatsmännern betonte, »deren entschiedene Thatkraft wie politische Gesinnung den Völkern Oesterreichs die Gewähr einer besseren Zukunft geben sollten.« Es war ein Nothruf, der aus dem Herzen des Reiches drang und der wohl keinen besseren Interpreten hätte finden können, als den schlichten Bürgermeister, der in diesen Tagen — um ein Wort eines der Besten Oesterreichs zu gebrauchen — wie der Bogen, erst gebeugt seine volle Kraft zeigte. Dass die gesammte Gemeindevertretung vom gleichen Geiste, dass sie in dieser Zeit der herbsten Prüfung von energischer Schaffenskraft erfüllt war, beweist die Thätigkeit, welche gerade in diesem Jahre die Stadtvertretung der Reform des Schulwesens, den Fragen der Wasserversorgung und der Donauregulirung angedeihen liess, das beweist endlich der im December desselben Jahres gefasste Beschluss wegen Aufnahme eines Anlehens zu dem Zwecke, die zum Wohle Wiens erforderlichen Reformen in der Verwaltung durchführen zu können.

Die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, das beste Heilmittel für die Wunden, welche weniger durch den Misserfolg im Felde, als durch die innere Politik geschlagen wurden, erweckten das Selbstvertrauen, das untrüglichste Zeichen des Herannahens besserer Zeiten. Sie kamen bald, und als am Tage, nachdem der Kaiser die beiden Häuser des wieder einberufenen Reichsrathes begrüsst hatte, der Bürgermeister, zum dritten Male gewählt, den Eid in die Hände des Statthalters legte, da konnte er in seiner Rede auf den bereits wieder hergestellten gesetzlichen Zustand, auf die Vorlagen freisinniger Gesetze und auf die so sehr ersehnte Einigkeit und Brüderlichkeit zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Leitha verweisen. — Wenige Wochen darnach hatte die Hauptstadt der jenseitigen Reichshälfte der alten Kaiserstadt den ersten Freundschaftsgruss gesendet.

* * *

Der December des Jahres 1867 brachte den Völkern Oesterreichs eine neue Verfassung und das erste parlamentarische Ministerium. Die Veränderung, welche in den staatsrechtlichen Verhältnissen sich vollzogen hatte, war nicht ohne Einfluss auf die Bedeutung Wiens in dem neuen Staatskörper geblieben, denn Wien, als Mittelpunkt der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, übernahm in dieser neuen Stellung zugleich auch die Aufgabe, den Centralpunkt der Einheit des cisleithanischen Ländergebietes zu bilden. Die Stadt, in der sich bisher die Geschicke des Gesammtreiches vollzogen hatten, sollte von nun an den Glanz der westlichen Reichshälfte spiegeln und, getreu ihrer historischen Aufgabe, den Mittelpunkt des gesammten Culturlebens bilden. Mit wahrhaft patriotischer Begeisterung erfasste der Gemeinderath seine hohe politische und wirthschaftliche Aufgabe. Von der Blüthezeit der Verfassung an bis zu dem Augenblicke, als sich auf diese zarte Pflanze der erste Reif gelagert, hat die Wiener Stadtvertretung als »Barometer der öffentlichen Meinung« sich jederzeit als ein sicherer Hort nicht nur der freiheitlichen Errungenschaften und der Einheit des Reiches, sondern auch als kräftiger Vorkämpfer jenes Volksstammes erwiesen, der dem Culturleben des Vaterlandes seinen erwärmenden Hauch gegeben hatte. Und wie aus der Gemeindestube der Ruf ertönte, Freiheit und Wohlstand auf der Volksbildung zu gründen, so regten sich auch hier die Geister des Josefinismus gegen jene Macht, welche gegen die moderne Wissenschaft und den Fortschritt ihr Anathem geschleudert hatte.

War durch die Februar-Verfassung das Stadion'sche Statut seinem vollen Inhalte nach verwirklicht worden, so war die December-Verfassung der Anlass, jenes im Geiste derselben zu reformiren. Den Anstoss hiezu gab die Ausdehnung des Wahlrechtes in die unteren Schichten der Bevölkerung. Schon vor dem Erscheinen der Staatsgrundgesetze, bereits im November 1866 versuchte der Gemeinderath durch Abänderung mehrerer Bestimmungen der Landtags- und Gemeindeordnung eine Erweiterung des Wahlrechtes zu erwirken. Eine Petition an den Landtag, sämmtlichen in Wien Wahlberechtigten das Wahlrecht für den Landtag einzuräumen, die Zahl der Abgeordneten zu vermehren und die Wahlen in einem Wahlkörper mittelst geheimer Abstimmung vorzunehmen, hatte zwar nicht den erwünschten, aber doch wenigstens den Erfolg, dass den Angehörigen des dritten Wahlkörpers, welche ohne Rücksicht auf ihre Steuerschuldigkeit, nur nach ihrer persönlichen Eigenschaft

das Wahlrecht besassen, dieses auch für den Landtag eingeräumt wurde. Auch das active Wahlrecht für den Gemeinderath fand in Folge einer Petition desselben im Jänner 1867 eine Erweiterung, indem jene Bestimmung der Gemeindeordnung aufgehoben wurde, welche die Ausübung des Wahlrechtes von der wirklichen Steuerleistung abhängig gemacht hatte. Dadurch hatte sich die Zahl der Wähler, deren 1866 im Ganzen 14.335 gezählt wurden, bereits im nächsten Jahre auf 19.798 gesteigert. Einen gewichtigen Einfluss auf die Gemeindeverfassung hatte auch das Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger gewonnen. Wie früher das Bürgerrecht verlor durch dieses Gesetz die Angehörigkeit der Gemeinde ihren politischen Charakter, denn nunmehr erhielten auch die Gemeindegenossen, also jener Theil der Bevölkerung, welcher, ohne zuständig zu sein, in Wien wohnhaft ist und daselbst eine Steuer entrichtet, das active und passive Wahlrecht zur Gemeindevertretung unter denselben Bedingungen wie die Gemeindeangehörigen.

Die Scheidewand, welche das Statut im Jahre 1850 gezogen hatte, als die Gemeindegenossen noch 38·3% der Gesammtbevölkerung bildeten, ist nach nahezu 20 Jahren, also zu einer Zeit gefallen, in welcher die fremde Bevölkerung bereits auf 51·7% gestiegen war. Durch diese Aenderung hinsichtlich der Gemeinde-Interessenten, welche den dritten Wahlkörper um 145% vermehrte, ist die Frage der Reform des Gemeindestatutes wieder auf die Tagesordnung gebracht worden. Umfassende Vorarbeiten betrafen die Wahlordnung, auf deren Umgestaltung sich zunächst die Thätigkeit des Gemeinderathes lenkte. So sehr sich die Einrichtung der Wahlkörper in der österreichischen Gemeindeverfassung auch eingelebt und auch in den Gemeindeordnungen der Verfassungsperiode Aufnahme gefunden hatte, so herrschte doch im Allgemeinen das Bestreben, diese Scheidung und mit ihr die Interessenvertretung zu beseitigen. Mehrfache Anträge zielten seit 1867 dahin, wiederholte Verhandlungen folgten ihnen, bis am 12. März 1872 die Aufhebung der Wahlkörper beschlossen und das Ergebniss der Berathungen dem Landtage vorgelegt wurde, der jedoch auf das Ansuchen des Gemeinderathes um Erwirkung eines Landesgesetzes nicht eingieng. Als im darauf folgenden Jahre der Gemeinderath sein Ansuchen wiederholte, erklärte der Landtag in die Berathung erst dann eingehen zu wollen, wenn die Regierung einen Entwurf über die »unvermeidlich« gewordene Vereinigung der Vororte mit der Commune vorgelegt habe.

Seither hatte der Gemeinderath zu wiederholten Malen seine Stimme theils wegen Herabsetzung des Wahlcensus, theils wegen Aufhebung der Wahlkörper erhoben und nicht ohne Erfolg, denn seit 14. December 1885 ist das Wahlrecht für die Gemeindevertretung auch auf die »Fünfgulden-Steuerträger« ausgedehnt, wodurch sich die Zahl der Wählerschaft seit 1869 von 27.098 bis zum Jahre 1888 auf 49.014 Wahlberechtigte gesteigert hat.

Auch in örtlicher Hinsicht ist seit 1867 eine Veränderung des Statutes eingetreten, indem 1874 aus dem vor der Favoritenlinie gelegenen Stadttheile ein neuer, der X. Bezirk »Favoriten«, gebildet wurde.

Den Reformen auf dem Gebiete der Gemeindeverfassung, die vorzugsweise durch den Fortschritt der Staatsverfassung nothwendig wurden, reihen sich jene der Verwaltung an, die mit der Entfaltung Wiens zur Grossstadt in innigem Zusammenhange stehen.

Die grossen Schöpfungen, welche der Gemeinderath im Interesse der öffentlichen Gesundheit, der Approvisionirung und des Handelsverkehrs bewirkte, geben im Ganzen ein Bild des wahrhaft überraschenden Fortschrittes, der nicht blos in der Heimat, sondern auch im Auslande Bewunderung und Anerkennung gefunden hat. Nicht vergessen wird es bleiben, dass wie einst im Jahre 1866, sieben Jahre darnach der Gemeinderath gleichfalls den Sammelpunkt der Kräfte zur productiven, ehrlichen Arbeit bildete und durch seine Energie und Arbeitstüchtigkeit den Muth der Bevölkerung wieder belebte; nicht vergessen wird es bleiben, dass in dem Jahre, in welchem dem Speculationsgötzen Tausende ihre Habe geopfert, das grösste Culturwerk — die Hochquellenleitung — vollendet wurde. Bald ist diesem — 1875 — ein zweites hochbedeutendes Werk, die Donauregulirung, gefolgt, denen sich noch andere hervorragende Leistungen angereiht haben, die allesammt noch kommenden Jahrhunderten Zeugniss geben werden von der Kraft des Wiener Bürgerthums und der Arbeitstüchtigkeit seiner Vertretung. Denn was innerhalb dieser kurzen Periode für die geistige Cultur geleistet wurde, wie Schule um Schule entstanden ist, was für die Verschönerung der Stadt und deren Assanirung geschehen ist, steht ausserhalb jedes Vergleiches mit der Vorzeit. Es schien, als hätte sich die latente Kraft verflossener Jahrzehnte vereint, um mit Einem Male dem Jahrhunderte die Signatur des Fortschrittes aufzudrücken.

Es ist eine Arbeit, die am ernsten Zwecke haftet, die mit der Neugestaltung Wiens begonnen und die zum grossen Theile auch

vollendet wurde: sie hat von der Stadtvertretung grosse Opfer an Zeit und Mühe gefordert, denn schon in dem ersten Jahrzehnt, am 21. November 1870, hatte die tausendste öffentliche Plenarsitzung stattgefunden; sie fiel in eine Zeit, in welcher bereits dem allverehrten Zelinka, dessen erspriesslichem Wirken der Tod am 21. November 1868 ein Ziel gesetzt hatte, ein würdiger Nachfolger, Dr. Cajetan Felder, bestellt war. Mit weit glänzenderen Geistesgaben als sein Vorgänger ausgestattet, verband Dr. Felder mit einer umfassenden Gelehrsamkeit und universellen Bildung reiche Welterfahrung und einen eminent kundigen Blick für die Bedürfnisse eines grossen Gemeinwesens: auch er gehörte, wie sein Vorgänger, dem Gemeinderathe des Jahres 1848 an, zog sich aber während der fünfziger Jahre, wie so viele andere hervorragende Talente, vom öffentlichen Leben zurück, in welches er erst wieder 1861 als Gemeinderath und als Landtagsabgeordneter eintrat. Schon in diesem Jahre zum ersten Bürgermeister-Stellvertreter gewählt, übertrug ihm das Vertrauen seiner Mitarbeiter 1868 das Amt des Bürgermeisters, zu welchem er noch dreimal berufen wurde, bis er am 28. Juni 1878 diese Würde zurücklegte. Sein Name, in das goldene Buch der Stadt eingetragen, ist mit allen grossen Schöpfungen der siebziger Jahre unzertrennlich verbunden. In Amt und Würde ist ihm 1878 Dr. Julius Ritter von Newald gefolgt, ein langjähriges, hochverdientes Mitglied des Gemeinderathes, ein genauer Kenner der Stadtverwaltung, ein tüchtiger Verwaltungsjurist, eine unermüdliche Arbeitskraft, die sich während eines achtzehnjährigen Wirkens in allen Rechtsfragen der Gemeinde bethätigt hat. Nach dessen Resignation im Jänner 1882 wurde am 9. Februar desselben Jahres eines der ältesten Mitglieder des Gemeinderathes, Eduard Uhl, zum Bürgermeister gewählt: er war, wie Zelinka und Felder, bereits im Jahre 1848 Mitglied des Gemeinderathes, wo er sich der liberalen Partei anschloss und in dieser Versammlung bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1850 verblieb. 1861 wieder in den Gemeinderath entsendet, bekleidete er durch zehn Jahre das Amt eines Schriftführers und seit 1876 das eines Bürgermeister-Stellvertreters. Als er am 27. Februar 1882 den Eid in die Hände des Statthalters legte, beglückwünschte dieser die Stadtvertretung zu der getroffenen Wahl mit den Worten, dass Eduard Uhl »an der bisherigen fortschreitenden Entwickelung der hiesigen Gemeindeeinrichtungen jederzeit als ein musterhafter Bürger seiner Vaterstadt mit warmfühlendem Herzen und regem Eifer thätigen Antheil genommen hat«.

An Haupt und Gliedern haben sich innerhalb der letzten zwanzig Jahre mannigfache Wandlungen vollzogen; nur Wenigen, die zur Zeit der Februar-Verfassung in der Stadtvertretung wirkten, war es beschieden, das erste Vierteljahrhundert der autonomen Gemeinde am 9. April 1886 mitzufeiern. Innerhalb dieser Zeit hat die Stadtvertretung so manches verdienstvolle Mitglied verloren, dagegen wieder frische Kräfte gewonnen. Auch in den Parteien haben sich während dieser Periode Veränderungen ergeben; zu den bereits früher angeführten Fractionen kam 1872 der sogenannte »Reform-Club« und auch die seit der Aera Felder scharf hervortretende Opposition fand im August 1878 eine formelle Einigung Seit 1882 hat sich zumeist aus Elementen der früheren Mittelpartei der Fortschrittsclub gebildet, dem gegenwärtig 60 Mitglieder der Gemeindevertretung angehören.

Bald nach der Constituirung im Jahre 1861 hatte der Gemeinderath die Organisirung der Sectionen zur Vorberathung der geschäftlichen Angelegenheiten vorgenommen; für besonders wichtige und eingehende Verhandlungen wurden Commissionen gebildet, mehrere derselben aber schon 1868, andere erst in späterer Zeit wieder aufgehoben. Nach und nach wurde der Schwerpunkt der Geschäftsbehandlung in die fachlichen Sectionen verlegt und diese im Laufe der Jahre von acht auf zehn vermehrt. Man kann schon aus der Anzahl der Sections- und Commissionssitzungen auf die zunehmenden Geschäfte der Gemeindevertretung schliessen, denn innerhalb der Jahre 1876 bis 1885 haben sich die Gemeinderäthe zu 8428 Sections- und Commissionssitzungen, zu 978 öffentlichen und 818 vertraulichen Vollversammlungen eingefunden.

Zur Berathung der Sonderinteressen der einzelnen Bezirke und zur Vermittlung der Wünsche der Bevölkerung an den Gemeinderath hat das Statut die Bezirksausschüsse mit den von ihnen gewählten Bezirksvorstehern als Executivorgane berufen, deren Aufgabe es ist, den Bürgermeister und den Magistrat in der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten und in der Handhabung der Localpolizei zu unterstützen und zu vertreten. An diese Verwaltungsorgane reihen sich die von den Bezirksausschüssen gewählten Armenräthe, die Waisenväter und Waisenmütter, endlich die für die Verwaltung der Schulangelegenheiten berufenen Organe des Bezirks- und Ortsschulrathes.

Das wichtigste Glied der Executive bildet nach dem Statut vom 6. März 1850 der Magistrat, der nicht nur die unmittelbare Verwaltungsbehörde in allen Angelegenheiten der Gemeinde ist,

sondern auch die derselben vom Staate übertragenen Geschäfte unter der Leitung und Verantwortung des Bürgermeisters zu besorgen hat. Diese ehemals in bureaukratischer Form erstarrte Körperschaft hat mit der autonomen Form der Gemeinde ihren Charakter vollständig verändert, denn die frischen Elemente der Beamtenschaft, ausgestattet mit einem lebendigen Gefühle für die Bedürfnisse der Bevölkerung, haben mit bestem Wissen und Gewissen und mit aller Kraft an der Lösung der grossen Aufgaben mitgewirkt.

* * *

Je mehr sich die Verwaltung von ihrer ursprünglich mehr negativen Thätigkeit zur Pflege der wichtigsten Culturzweige gewendet, desto weiter ist ihr Gebiet, desto grösser ist ihre Aufgabe geworden. Von den ältesten Stadtrechten an bis zu jenem Gesetze, das nun seit nahezu 40 Jahren die mächtigste Stütze der Gemeinde ist, lässt sich die Thätigkeit der freien und autonomen Verwaltung in den Grundsatz zusammenfassen, dass Alles, was den Nutzen und die Ehre der Stadt betrifft, Aufgabe ihrer Vertretung ist. So ist es die alte Grundlage, auf der sich vor 40 Jahren der Neubau der städtischen Verwaltung erhoben hat, und wie vor Jahrhunderten bildet noch heute die Gemeinde den Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens, das Rathhaus die Stätte des Gemeinsinnes.

Als vor 40 Jahren die Bürgerschaft Wiens wieder selbst die Verwaltung der städtischen Interessen übernommen hatte, da war sie auch in jenes Heim gezogen, in welchem schon ihre Vorfahren gewaltet und gewirkt haben. Das einfache, schlichte Haus, das erst seit dem XV. Jahrhunderte auch einen äusseren Schmuck durch Künstlerhand erhalten, war bis in unsere Tage ein stummer Zeuge all' des warmen Fühlens, reifen Denkens und energischen Handelns jener Männer, die mit Aufopferung ihrer persönlichen Interessen, mit ganzer Kraft dem öffentlichen Wohle sich gewidmet hatten. In diesem an historischen Erinnerungen reichen Hause sind all' die Beschlüsse gefasst worden, welche auf die Neugestaltung der Stadt, auf jenes neue Wien zielten, das ausserhalb Wall und Mauer während des letzten Vierteljahrhunderts entstanden ist. In Mitte herrlicher Bauten hat sich das neue Rathhaus an jener Stelle erhoben, wo vor 200 Jahren die Bürger Wiens Gut und Blut im Kampfe gegen die Feinde der abendländischen Cultur geopfert haben. In den Tagen, in welchen die herrlich aufprangende Stadt der Manen jener Helden

gedachte, hat Kaiser Franz Joseph I. mit Segenswünschen für das Wohl der Stadt den Schlussstein »in das prächtige Denkmal hoher vaterländischer Kunst« gefügt.

Und wieder waren nahezu zwei Jahre verflossen, als am 23. Juni 1885 die Vertreter der Stadt zur ersten feierlichen Sitzung sich versammelten. Ein Achtundvierziger und Zeuge des Werdens und Aufblühens unserer Gemeinde, Bürgermeister Eduard Uhl, hat das erste Wort im neuen Heim gesprochen; es galt dem Lob und der Ehre Wiens, es galt dem Wiederhersteller der städtischen Autonomie, Kaiser Franz Joseph I., der am Tage der feierlichen Schlusssteinlegung neuerlich darauf hingewiesen hat, »dass die freie und glückliche Entwickelung jedes Gemeinwesens dem Wohle und der Macht des ganzen Vaterlandes zugute kommt.«

VERWALTUNG.

I.

Die örtliche Vereinigung in dem weiten Kreise des Staates wie in dem engeren der Gemeinde bringt den Menschen in Beziehung zur Güterwelt und in Berührung mit seinen Genossen. Aus diesen Verhältnissen entsteht neben der individuellen die wirthschaftliche und sociale Bedeutung des Menschen. Der Mensch schafft, bildet und glättet als ein dienendes Glied der Gesammtheit, seine Arbeit ist sein Werth; seine Leistung ist aber abhängig von der Kraft, diese von dem physischen Wohl, dessen erste Bedingung die Gesundheit ist. Nur der gesunde Mensch ist ein Zahn in dem grossen Triebrad der Cultur. Wenn auch alles Vergängliche sich erneuert in Gattung und Art, der Mensch mit seinen individuellen Eigenschaften, mit seinen Anlagen, Talenten und Fähigkeiten ist unersetzlich. Was für eine Lücke hat nicht oft der Tod eines Menschen hinterlassen, die selbst Jahrhunderte nicht auszufüllen vermochten! Je intensiver der Fortschritt, desto höher ist die Werthschätzung des Einzellebens geworden. Aber das Leben ist ein steter Kampf gegen die feindlichen Elemente, die es tückisch bedrohen; an der Spitze der Uebel führen Krankheit und Zufall den Menschen den Pforten des Todes zu. Sie abzuwehren, liegt zunächst an dem Menschen selbst; die Natur hat ihm hiezu die Mittel gegeben, deren Anwendung die Wissenschaft Diätetik nennt. Sie ist das individuelle Moment in der Gesundheitspflege und ohne Beziehung zur Verwaltung. Die Zeiten der Wohl-

fahrtspolizei sind vorüber, in welchen den Unterthanen vorgeschrieben wurde, was und zu welcher Stunde sie essen und zu welcher Stunde sie schlafen sollen. Die Aufgaben der Gesundheitsverwaltung sind andere geworden; ihre Pflicht beginnt, wo die individuelle aufhört und dem Menschen als atomistischen Theil der Gesammtheit die Mittel fehlen, gegen Einwirkungen anzukämpfen, welche zum Theil aus der Gesammtheit entstehen oder nur durch eine gemeinsame Thätigkeit bekämpft werden können. Zweck der Sanitätsverwaltung ist also die Gesundheitspflege des Ganzen und mittelbar jener der Theile. Wie immer auch das Interesse der Gemeindegenossen auseinanderliegen mag, auf dem Gebiete der Gesundheitspflege ist es solidarisch; der Reiche wie der Arme, Beide verlangen den Schutz der Gesundheit gegen Bedrohungen. Was vermag der Besitz des Reichen gegen die mit deletären Stoffen gesättigte Luft, die aus den engen Gassen des Elendes den Tod mitten in das prunkvolle Leben des Palastes haucht? Darin beruht die sociale Bedeutung der Gesundheitspflege, dass, indem die Ergebnisse ihrer Thätigkeit Allen in gleichem Masse zukommen, auch die Bedingungen der materiellen Wohlfart jener Classen geschaffen werden, für welche die Gesundheit die nothwendigste Voraussetzung des Erwerbes ist. Ein fortschrittliches Gemeinwesen wird demnach die Gesundheitspflege als die wichtigste Aufgabe betrachten, auf deren Lösung die Zukunft ebenso beruht, wie die Gegenwart.

Ein Blick auf das verjüngte Wien genügt, um die Frage zu beantworten, inwiefern die Gemeinde dieser Anforderung entsprochen, in wiefern sich zu der Verschönerung auch die Vergesundung der Stadt gesellt hat. Freilich hat die Verwaltung andere Wege betreten als die vormärzliche Sanitätspolizei, die sich mehr mit den Erscheinungen als mit den Ursachen beschäftigte. Mit der Ausbildung der Hygiene trat mehr und mehr die ökonomische Thätigkeit durch grossartige Schöpfungen in den Vordergrund. Je weiter sich die Hygiene entwickelte, desto enger wurde der Kreis der polizeilichen Aufgaben. »Verhüten ist besser als Abwehren« ist jene geheimnissvolle Formel, mit welcher die Sterblichkeit seit 40 Jahren von 4·2% auf 2·8 herabgemindert wurde.

Unter den Factoren der Sanitätsverwaltung wird der wichtigste immerdar die Hygiene bleiben, einmal weil sie unmittelbar die Gesundheit bewahrt und in alle Gebiete des Lebens eingreift, dann weil sie für die Befriedigung jener Naturbedürfnisse zu sorgen hat, welche die Leistungsfähigkeit des Menschen bedingen.

Welcher Art diese Bedürfnisse, abgesehen von der Nahrung, sind, und welches Mass der Befriedigung erforderlich ist, hat die Wissenschaft und die Forschung ergründet. Die praktische Hygiene ist also von ihrem theoretischen Fortschritt abhängig, der sich schliesslich in Gesetzgebung und Verwaltung spiegelt. Die Wissenschaft ist die Fackel, welche der Verwaltung voranleuchtet, ihr gebührt das Verdienst, die Grundlagen des Lebens aufgedeckt zu haben. Ungebahnte Wege hat sie betreten, um zu jener lichten Höhe zu gelangen, von welcher herab Segen für die Menschheit quillt; in den Boden hat sie geteuft, um den Lebensnerv der Natur blosszulegen, an den Felsen hat sie geschlagen, um das silberquellende Nass in den Dienst des Menschen zu leiten. Und doch sind es nur Menschen, ebenso vergänglich, wie alles Leben; aber unvergänglich ist ihr Geist: »Nichts ist gewaltiger als der Mensch!«

Allmälig erst hat sich neben der Medicin als eine »spät reifende Frucht des Culturlebens« die Hygiene als Wissenschaft entwickelt, die erforscht, welche Kräfte der Natur dem Menschen Freund oder Feind sind und die, nachdem sie die Stärke des Feindes gemessen, auch die Waffen zu seiner Bekämpfung schmiedet. Sie ist die Wissenschaft, die erst in unserem Jahrhundert nach langer Unmündigkeit zur selbständigen Entfaltung gelangt ist.

In ihren Anfängen reicht die Hygiene in Wien bereits in das XV. Jahrhundert zurück, als an der hiesigen Universität zum ersten Male die Lehre von der Gesundheit als ein specieller Theil der medicinischen Wissenschaft vorgetragen wurde; aber mit dem Wachsthum wollte es nicht vorwärts, nicht einmal nachdem im XVII. Jahrhunderte die gerichtliche Medicin als ein besonderer Zweig der Wissenschaft aufgeblüht war. Fehlte doch das wichtigste Hilfsmittel, die Chemie, deren Ziel bis in das XVII. Jahrhundert noch immer die Goldmacherei war; auch sie tritt erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts aus den Kinderschuhen. Der Wiener Arzt Pascal Ferro war es, der in unserer Stadt zum ersten Male den Sauerstoff bei Lungenkrankheiten angewendet hatte. Immer weiter hat sich im Beginn des XIX. Jahrhunderts die Chemie im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege entfaltet und je mehr sich ihre Thätigkeit und jene der Mikroskopie auf die wichtigsten Elemente der Volksgesundheit, auf Boden, Luft und Wasser lenkte, desto mehr schwand die kurzsichtige Auffassung einer vergangenen Zeit, die in dem Menschen allein das Medium der Krankheiten erblickte. Die modernen Einrichtungen unserer Stadt führen uns auch die Entwickelung der

technischen Wissenschaften, ihre Bedeutung für das Gesundheitswesen sowie die Erkenntniss nahe, dass die Assanirung vorzugsweise von dem Fortschritte jener Wissenschaft abhängig ist, auf deren Pflege bereits die vormärzliche Regierung grossen Werth gelegt hatte. Aber auch der Philosophie gebührt ein Antheil an den modernen Errungenschaften, in Oesterreich nicht ein geringer; denn selbst in den dürren Amtsschriften rauscht der Geist der Encyklopädisten, und die Berufung auf Rousseau, »dass die Natur die Verachtung ihrer Lehren uns theuer bezahlen macht,« findet sich mehr als einmal in den Vorträgen des Josefinischen Staatsrathes.

Die langsam aber stetig fortschreitende Entwickelung der Hygiene steht im genetischen Zusammenhange mit jener berühmten Schule, die, seitdem sich die Medicin von Leyden aus in zwei Wege getheilt hatte, von welchen der eine nach Göttingen, der andere nach Wien führte, durch van Swieten begründet worden war. Mit van Swieten beginnt die grosse reformatorische Thätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung, die bisher ebenso wie der Arzt den Erscheinungen rathlos gegenüberstanden. Von dieser Zeit an dämmert eine neue Epoche im Sanitätswesen auf, welche durch die wissenschaftliche Behandlung hygienischer Fragen eingeleitet wurde. Hauptsächlich war es das Seuchenwesen, dem hervorragende Wiener Aerzte specielle Studien zugewendet und dadurch die medicinische Literatur mit werthvollen Beiträgen bereichert haben. Damit war nun einmal der Anfang im Kleinen gemacht, aber noch immer fehlte eine wissenschaftliche Behandlung des Ganzen und die Nutzanwendung der Forschung für die Zwecke der Verwaltung. Das grosse Verdienst, hier die Bahn gebrochen zu haben, gebührt dem Verfasser des »Systems der medicinischen Polizei«, J. Peter Frank, der 1795—1804 als Director des allgemeinen Krankenhauses wirkte und dessen verdienstvoller Thätigkeit der Tod im Jahre 1821 ein Ziel steckte. In ihm hat sich ein warmes Herz für die Menschheit mit einem scharfen kritischen Geiste gepaart. Frank legte die Fehler der Verwaltung klar, indem er die öffentlichen Gesundheitsanstalten mit Feuerspritzen verglich, »die man, wenn ein Dorf brennt, erst flicken lassen muss«. Mit Eifer munterte er die Organe der Sanitätsverwaltung auf, das schleichende Gift in den Adern des Volkes aufzusuchen, denn »die Rettung eines Menschen müsse eine grössere That scheinen, als die Erwerbung einer Provinz«. Mit Peter Frank beginnt die wissenschaftliche Thätigkeit die Aufmerksamkeit auf die Gesundheitsanstalten der Städte zu lenken. Dass

die Literatur der Hygiene in der vormärzlichen Zeit nicht besonders reichhaltig ist, kann nur durch die kleinliche Aengstlichkeit des Censursystems erklärt werden, das selbst in einer wissenschaftlichen Kritik eine Aufreizung gegen bestehende Verhältnisse erblickte. Aber gerade diese drängten die Wissenschaft zur weiteren Entwicklung. Seit dem ersten Erscheinen der Cholera begann man auch nach den localen Ursachen zu forschen, welche die Entwickelung und Verbreitung dieses internationalen Uebels begünstigt hatten. Immer mehr drang die Ueberzeugung durch, dass es zu spät wäre, die localistischen Momente erst bei einbrechenden Epidemien zu bekämpfen und dass mit sanitätspolizeilichen Aufträgen allein, ohne gleichzeitige ökonomische Thätigkeit der Gesundheitsverwaltung die Volksgesundheit nicht gefördert werden könne. Diese grosse Aufgabe eingeleitet zu haben, ist das Verdienst der modernen Gesetzgebung und Verwaltung; sie angeregt und ermöglicht zu haben, einzig und allein jenes der Wissenschaft, vornehmlich der Chemie und Mikroskopie und des Ingenieurwesens. Man sieht, die Wissenschaft der Hygiene ist nicht zünftig; als Tochter der freien Medicin greift sie in alle Schichten des Wissens wie des Lebens und als Kind der Neuzeit gehört ihr auch die Zukunft. Was haben nicht Chemie und Mikroskopie für die Assanirung der Stadt durch die Untersuchung des Wassers geleistet und durch die Erforschung, dass die Klarheit des Wassers noch immer nicht die Freiheit von schädlichen Substanzen bedeutet. Die Thätigkeit der Wissenschaft in den letzten vierzig Jahren kann wohl nicht besser zum Ausdruck kommen, als in der Literatur, diesem Spiegelbild des geistigen Lebens. Und wahrhaftig! Sie ist eine reiche und reichhaltige, von der Monographie an bis zur systematischen Darstellung; sie zeigt uns, wie auch im geistigen Leben das Princip der Arbeitstheilung an Ausdehnung gewonnen, wie sich nach und nach Aetiologie und Prophylaxis zu selbständigen Arbeitsgebieten ausgebildet haben. So haben fast alle Zweige des menschlichen Wissens an der Lösung der vornehmsten socialen Frage, der Volksgesundheit, mitgewirkt und nicht zum Geringsten auch die Rechts- und Staatswissenschaft. Denn bereits Sonnenfels hatte 1765 in seinen »Grundsätzen« den Versuch unternommen, die sanitätspolizeilichen Verordnungen auf theoretische Grundsätze zurückzuführen. Hatte schon die Philosophie des vorigen Jahrhunderts die hygienischen Fragen für moralische erklärt, so erweitert sie später die Staatswissenschaft zu socialen und stellt sie an die Spitze jener Einrichtungen, welche das Volks-

wohl betreffen. Das Studium socialer Fragen setzt aber vor Allem die Kenntniss der bürgerlichen Gesellschaft voraus; sie zu vermitteln, ist Aufgabe der Statistik, jener »wissenschaftlichen Buchhaltung«, ohne welche eine Verwaltung überhaupt nicht denkbar ist. An der Macht der Ziffer bricht sich die Phrase und findet die Wahrheit einen kräftigen Bundesgenossen. Was in den statistischen Bureaux, diesen »Menschheitsobservatorien«, innerhalb der letzten Jahrzehnte in demographischer und demologischer Hinsicht gearbeitet wurde, zeigen die Leistungen des Staates wie der Stadt. Danken wir doch der Statistik die erfreuliche Mittheilung von der Abnahme der Sterblichkeit in Wien seit der Verbesserung der öffentlichen Gesundheitsanstalten; durch sie wird uns klar, dass erst in unseren Tagen die wissenschaftlichen Errungenschaften in der Gesetzgebung wie in der ökonomischen Thätigkeit der Verwaltung Anwendung gefunden haben.

Wer in der Geschichte den weiten Weg durchmisst, auf welchem Gesetzgebung und Verwaltung der früheren Zeit zurückführen, der wird nur wenige Meilensteine finden, denn ausser den Infectionsordnungen und einigen Vorschriften in den Handwerkerordnungen beginnt die Sanitäts-Gesetzgebung erst im XVIII. Jahrhunderte reichhaltig zu werden. Das Auftreten der Blattern, dann die zunehmenden Fälle von Hydrophobie veranlassten eine grosse gesetzgeberische Thätigkeit, deren Mittelpunkt das Sanitäts-Normativ vom 2. März 1870 nicht nur deshalb bildet, weil es das umfassendste Gesetz dieser Periode und ein Werk van Swieten's ist, sondern weil es bereits einen weiten Gesichtskreis umschliesst, indem es die obrigkeitliche Aufmerksamkeit auch auf die in dem täglichen Umlauf der menschlichen Zufälle in der bürgerlichen Gesellschaft »verstriket«. Das Theresianische Normativ reicht als organisatorisches Gesetz bis in unsere Tage, in welchen abermals ein umfassendes Gesetz im Jahre 1870 erschienen ist, welches die Competenzen der Behörden regelte. Zwischen diesen beiden durch ein Jahrhundert getrennten organisatorischen Gesetzen entfaltete sich eine ziemlich reiche Specialgesetzgebung, die, statt die Theile zum Ganzen zu leiten, sich vielfach zersplitterte und schliesslich ins Kleinliche verlief. Als drastisches Beispiel hierfür können die hygienischen Vorschriften der politischen Schulverfassung gelten. Dagegen zeigen die Verordnungen über das Wohnungswesen und die Reinhaltung des Luftkreises einen bemerkenswerthen Fortschritt in dem letzten Drittel des XVIII. Jahrhunderts. Mit der Einführung des Benützungsconsenses 1796 wurden zugleich auch die Eigen-

schaften einer gesunden Wohnung, »trocken, geräumig und licht«, gesetzlich festgestellt. Gegen die niederen Wohnräume kämpft bereits die Bauordnung vom Jahre 1829 an, die auch durch die Anordnung gemauerter Hauscanäle und durch das Verbot der Errichtung von Senkgruben für die Reinhaltung des Luftkreises Vorsorge trifft.

Den Mittelpunkt der Gesetzgebung der früheren Zeit bildete das Seuchenwesen, dem Legislative wie Verwaltung grosse Aufmerksamkeit widmeten. Die Massregeln zur Verhütung von Epidemien zeitigten eine umfangreiche Gesetzgebung in den verschiedenen Infectionsordnungen. Sie halten die Mitte zwischen Belehrung und Anordnung und zählen daher nicht nur auf den Gehorsam, sondern auch auf die Intelligenz der Bevölkerung; sie spiegeln aber auch den jeweiligen Stand des wissenschaftichen Fortschrittes. Aus den zahlreichen Verordnungen, welche seit dem Auftreten der Blattern bis zur Impf-Instruction vom 9. September 1836 erschienen sind, lässt sich der wissenschaftliche Streit über Werth und Art der Impfung recht deutlich herauslesen. Noch 1796 wird die Impfung mit Menschenblattern vorgeschrieben, aber schon sechs Jahre darnach verboten; hierauf jene mit Kuhpocken empfohlen und diese in der Impf-Instruction vom 9. September 1836 ausschliesslich angeordnet. Eine ebensolche Erscheinnng zeigt die Gesetzgebung beim Auftreten der Cholera, die man anfänglich als pestartige Krankheit auffasste und durch eine strenge Absperrung zu verhindern glaubte, welche aber, als nach den Erfahrungen des Jahres 1831 der epidemische Charakter unzweifelhaft schien, wieder aufgehoben wurde.

Den Abschluss der Gesetzgebung im Epidemiewesen bildet die Seuchen-Instruction vom 15. August 1848, wohl das umfangreichste Sanitätsgesetz der vormärzlichen Zeit und zugleich auch die Summe aller bisher erschienenen Verordnungen; denn nicht nur, dass auch in diesem Gesetze ein Theil belehrenden Inhaltes ist, wird auch hier, wie schon früher bei den Blattern, die Anzeigepflicht angeordnet und überdies zum ersten Male eine besondere Vorschrift über die Desinfection durch Carbolsäure oder durch schwefelsaures Eisen erlassen.

Die folgende Zeit zeigt auf dem Gebiete der Hygiene eine ziemlich reiche Specialgesetzgebung, die allerdings langsam aber stetig, theils im Bauwesen, theils auf dem Gebiete der Schule und jenem des Gewerbes sich entfaltet. Sowohl die Gewerbeordnung des Jahres 1859, aber weit eingreifender die Gesetze vom 15. März 1883 und 8. März 1885 mit ihren Bestimmungen über Kinder- und Frauen-

arbeiten und den Vorschriften über den Normalarbeitstag, die Sonntagsruhe und den Vorkehrungen zum Schutze des Arbeiters in den Fabriken, prägen den eminent socialen Charakter derselben aus. Es darf und muss betont werden, dass Oesterreich bereits in der Gewerbeordnung vom Jahre 1859 Vorsichten zum Schutze der in Fabriken arbeitenden Kinder angeordnet und auch sonst in das gewerbliche Gesundheitswesen eingreifende Bestimmungen getroffen hat.

Wie die Legislative dahin zielte, die Grundsätze der modernen Hygiene in das reale Leben zu pflanzen, so hat sie auch dem herrschenden Bedürfniss nach einer Reorganisirung der Gesundheitsverwaltung Rechnung getragen und durch das Gesetz vom 30. April 1870 die Grenzen der Obliegenheiten zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung festgestellt. Mit diesem Gesetze begann in Oesterreich eine neue Epoche der Sanitätsverwaltung. Seit dem Sanitätsnormativ vom 2. Jänner 1770, dessen Eingang bemerkt, dass alle Geschäfte »nur erst dazumal ihre Vollkommenheit erhalten, wenn sie durch einhelligere Massregeln geleitet werden«, gab es in Oesterreich kein organisatorisches Gesetz, das in die Verwaltung des Gesundheitswesens so tief eingegriffen hätte, als das hundert Jahre später erschienene, die Organisation des öffentlichen Sanitätsdienstes regelnde Gesetz vom 30. April 1870, durch welches der Schwerpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege in die Gemeinde verlegt wurde. Zwar hatte schon die provisorische Gemeindeordnung vom 17. März 1849 die Handhabung der Gesundheitspolizei den Gemeindevorständen zugewiesen, allein die nachfolgende Zeit war, wie auf so manch' anderem Gebiete der freien Thätigkeit in der Selbstverwaltung nicht günstig. Nach dem Statut vom 6. März 1850 war für Wien die Handhabung der Gesundheitspolizei in den natürlichen Wirkungskreis der Gemeinde gereiht und ihr die Einrichtung und Leitung des Local-Sanitätswesens nach den bestehenden Gesetzen eingeräumt worden. Wie wenig war auf diesem Gebiete im ersten Jahrzehnt der communalen Selbstverwaltung geleistet worden! Die schwachen Versuche, welche im Jahre 1853 zur Regelung des Sanitätswesens unternommen worden waren, überragten in keiner Hinsicht die vormärzliche Thätigkeit und blieben, wie die Wasserversorgung zeigt, am Bestehenden haften. »Mit Ausnahme der Führung der Sterbematrikel und der Todtenbeschau ist fast alles Andere mangelhaft, einer Grossstadt unwürdig,« schreibt 1861 die Wiener medicinische Zeitschrift und fügt die Mahnung bei, dass in

allen Zweigen viel organisirt und umgestaltet werden müsse. Es war eine Zeit angebrochen, in der sich die wissenschaftlichen Kreise wieder zur Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten ermuntert fühlten. Am 22. Mai desselben Jahres hatte eine Deputation der k. k. Gesellschaft der Aerzte dem Staatsminister eine Denkschrift: »Die Bauordnung und Neubauten Wiens vom hygienischen Standpunkte«, überreicht; bald darnach begann diese Körperschaft auch auf andere locale Fragen ihr Augenmerk zu lenken und durch eine gründliche wissenschaftliche Behandlung ein schätzenswerthes Material für die Sanitätsverwaltung zu liefern. Zur selben Zeit entfaltete auch der Gemeinderath eine ungemein reiche Thätigkeit in den verschiedenen Zweigen der Gesundheitspflege. Die Verhandlungen wegen der künftigen Wasserversorgung Wiens wurden eingeleitet, die Errichtung von Badeanstalten angeregt, die Verbesserung des Feuerlöschwesens, sowie des Rettungsdienstes und 1864 auch die Organisirung des Sanitätsdienstes vorgenommen. Je mehr die Reform in der Sanitätsverwaltung an Ausdehnung gewann, desto fühlbarer wurde der Mangel einer concentrirten Leitung des Sanitätsdienstes, da ein Theil derselben auch von den Organen der Regierung besorgt wurde. Um ein einheitliches Zusammenwirken aller in Wien fungirenden Sanitätsorgange zu erzielen, hatte der Gemeinderath bereits im Jahre 1869 die Uebergabe des gesammten Sanitätsdienstes in Wien an die Commune angestrebt. Die Reform in der Organisation der Sanitätsverwaltung und die Zuweisung der Gesundheitspolizei theils in den natürlichen, theils in den übertragenen Wirkungskreis der Gemeinde ist denn auch ein Jahr darnach durch ein Gesetz durchgeführt worden, welches die wichtigsten Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege der Gemeinde und dieser damit Geschäfte zugewiesen hatte, die bislang zum grossen Theil vom Staate selbst ausgeführt worden waren. Seither hat der Gemeinderath und zwar im Jahre 1884 eine durchgreifende Reform des städtischen Sanitätsdienstes vorgenommen.

Wer nur einigermassen in den Apparat der municipalen Sanitätsverwaltung Einblick nimmt, wird die Ueberzeugung gewinnen, dass Haupt und Glieder, dass Gemeinderath, Magistrat und das wichtigste Organ der Executive, das Stadtphysikat, mit grossem Ernste und dem besten Willen ihre schwere Aufgabe zu lösen bestrebt sind. Der Umfang derselben ist ein weiter und reicht im menschlichen Leben von der Wiege bis zum Grabe, ja noch darüber hinaus. Die Luft, die wir athmen, der Boden, den wir berühren,

das Wasser, das wir trinken, sind nicht blos Medien des gesunden Lebens, sondern auch der Krankheit, indem durch sie die Ansteckungsstoffe in den menschlichen Organismus verpflanzt werden. Sie sind die Hauptobjecte der positiven Thätigkeit in der Sanitätsverwaltung. Was auf sanitärem Gebiete innerhalb der letzten 40 Jahre von der Gemeinde geleistet wurde, erhält seinen hohen Werth durch die unumstössliche Wahrheit, dass die öffentliche Gesundheitspflege die Grundlage zur Lösung der meisten socialen Fragen bildet.

* * *

Die erste Bedingung alles organischen Lebens ist die Luft; eine der wichtigsten Aufgaben der Sanitätsverwaltung die Sorge für die Reinhaltung des Luftkreises, nicht nur durch Beseitigung aller Ursachen, welche diesem wichtigsten Nahrungsmittel der Lungen feindlich entgegenstehen, sondern auch durch Einrichtungen, welche den Zutritt frischer Athemluft begünstigen. Je mehr die Stadt zur Stätte der Cultur heranwuchs, Gewerbe und Industrie sich entwickelten, je enger sich die Häuser in Folge der Zunahme der Bevölkerung aneinanderreihten, desto gebieterischer drängte die Nothwendigkeit zur Bekämpfung der Ursachen, welche die Gesundheit durch Verderbniss der Luft bedrohen. Die feindlichen Substanzen, welche durch den Athmungsprocess der Bevölkerung, durch die gasigen Emanationen des Bodens und durch die Abfälle industrieller und gewerblicher Thätigkeit die vielgefürchtete »Localluft« bilden, lassen sich in grossen Städten zwar niemals verdrängen, wohl aber durch eine rationelle Handhabung der bau-, gewerbe- und strassenpolizeilichen Vorschriften bedeutend vermindern. Mit dieser Abwehr wäre aber nur ein halber Erfolg erzielt; die ökonomische Thätigkeit der Stadtverwaltung hat auch für die Zuleitung frischer Luft zu sorgen, eine Aufgabe, an deren Lösung die frühere Sanitätsverwaltung schon durch die örtlichen Verhältnisse gehindert war. Bastionen und Ringmauern, die nach und nach zum Feinde der Entwickelung geworden, enge Strassen und Gassen, dumpfe Höfe, alle diese typischen Eigenthümlichkeiten einer dichtbevölkerten Stadt sind zum Theil noch heute Zeugen, wie wenig die frühere Zeit für die Reinhaltung des Luftkreises besorgt war. Wenn Grillparzer in der Selbstbiographie, um das Formlose und Trübe seiner Kindheit begreiflich zu machen, die Wohnung beschreibt, in welcher er seine Jugend verlebt, so hat er durch diese Schilderung im Grossen und Ganzen zugleich auch ein Streiflicht auf die sanitären Zustände Alt-Wiens geworfen.

Wie anders ist es seit 40 Jahren geworden, seitdem durch das grossartige Werk der Stadterweiterung der freie Lufthauch in die altersgrauen Häuser strömt und durch die Verbreiterung der Strassen und Gassen auch der belebende Sonnenstrahl in so manche Stube dringt, die bisher nur durch das Licht der Lampe dürftig erhellt war. Auf dem Bilde vergangener Zeiten erscheinen aber auch lichte Punkte: die Erholungsplätze, auf welchen das vormärzliche Wien sein Luftbedürfniss befriedigt hatte. Wenn trotz der mangelhaften sanitären Einrichtungen der frische Lebensmuth der Wiener Bevölkerung nicht gesunken war, so hat hierzu nicht zum Geringsten das üppige Grün beigetragen, welches die düsteren Mauern der Stadt umschloss, die breiten und weiten grünen Anger, welche Maria Theresia herstellen liess, die Promenaden auf der Bastei und die Gärten in den Vorstädten, in welchen Adel und vornehmes Bürgerthum in ihren »Sommerpalästen« mit Vorliebe Blumen pflegten und im Sammeln von Rosen, Chrysanthenien, Pelargonien, Tulpen und Aurikeln wetteiferten. — Wer keinen Hausgarten besass, zog in die öffentlichen Gärten der Vorstadt oder des Abends in die zahlreichen Gasthausgärten mit ihren Salons und »Saletln«; denn ein Spaziergang vor die Linie war nach vormärzlichen Begriffen schon ein »Ausflug«, den man allenfalls an Sonntagen unternahm, um mit dem »Zeiselwagen« nach Schönbrunn oder Hütteldorf zu fahren. Dem hat zum grossen Theile die Neugestaltung Wiens durch Spaten und Haue ein Ende gemacht und mehr noch die Verbesserung der Verkehrsmittel, wodurch die Wiener der neueren Zeit auch mit den landschaftlichen Reizen der Umgebung vertraut geworden sind.

Auf dem einstigen Tummelplatze der fröhlichen Jugend erheben sich heute Paläste der Wissenschaft und Kunst und vornehme Wohnhäuser; auch die herrlichen Gärten in den Vorstädten sind nach und nach dem gesteigerten Wohnungsbedürfnisse zum Opfer gefallen. Aber alles Vergängliche erneuert sich. Schon im Beginne der Stadterweiterung hatte der Kaiser einen Grund am sogenannten Wasserglacis vor dem Karolinenthor zur Anlage eines öffentlichen Gartens überlassen. Am 27. September 1861 beschloss der Gemeinderath die Ausführung des hiefür vorgelegten Planes, im März 1862 begannen die Arbeiten, welche 1863 bereits vollendet waren. Seit 25 Jahren ist der Stadtpark mit seinen üppigen Rasenplätzen, seinen zierlichen Gesträuchgruppen, seinem künstlerisch ausgeführten Blumenparterre und dem Cursalon ein beliebter Erholungsort der Wiener geworden. Und jenseits dieses Parkes in den Anlagen am rechten Wienfluss-

ufer jauchzen zur Sommerszeit fröhliche Kinder unter denselben Kastanienbäumen, unter welchen einst der Grossvater auf den Glacisanlagen viele heitere Stunden der Kindheit verlebte. Mit diesen Herstellungen begann eine ziemlich reiche Thätigkeit, denn bald entstanden auch vor der protestantischen Schule und vor dem polytechnischen Institute Anlagen, für welche über Entschliessung des Kaisers die erforderlichen Gründe ebenfalls unentgeltlich der Gemeinde überlassen wurden. Bald waren auch Spielplätze am Rennweg neben der k. k. Cigarrenfabrik, in der Nähe der Gumpendorfer Wehre und probeweise auch auf einem Theile des Heumarktes eröffnet und ausserdem zwei Privatgärten zu öffentlichen umgestaltet. 1863 wurde der Schönborngarten, 1868 der Esterhazypark käuflich erworben und dem Publicum zur Benützung überlassen. Schon zu Beginn der Stadterweiterung lag es im Plane, in allen Bezirken Erholungspunkte zu schaffen, die nächst ihrer hygienischen Aufgabe auch ästhetischen Rücksichten entsprechen sollten. Bald trat das wohlthuende Grün auch in den Dienst der Kunst und lagerte sich als Rasen in behaglicher Ruhe auf breitem Platze oder streckte sich in Alleen, wenn auch nur bescheiden in die Höhe. Zählt man noch die Parks und Anlagen, welche, wenn auch nicht öffentliches Gut, doch zur allgemeinen Benützung dienen, so stehen gegenwärtig 930 Hectare des Wiener Bodens zur Erholung des Publicums und zum Schmucke der Stadt zur Verfügung.

Die Sorge für gesunde Luft in einer Stadt bedingt nicht nur die Reinhaltung der Bodenfläche, sondern auch die Beseitigung aller Ursachen, welche die Luft im Erdboden verderben. In beider Hinsicht hat erst die Gegenwart einen allerdings nur langsamen Fortschritt zu verzeichnen, soweit es die Canalisirung betrifft, die durch mehrfache Ursachen bisher in ihrer technischen Ausbildung gehindert, in nicht ferner Zeit den Anforderungen der Hygiene entsprechen wird. Gerade in diesem Zweige des Sanitätswesens führt uns der historische Rückblick die ökonomische Thätigkeit der Gegenwart näher. An Verboten hat es hier niemals gefehlt, wohl aber am thätigen Eingreifen der Behörde. Die zahlreichen »Rufe« wegen Reinhaltung der Strassen, die Jahrhunderte hindurch wörtlich fast gleich lauten, beweisen im Grunde nur die Unzulänglichkeit oder vielmehr den Mangel an öffentlichen Einrichtungen der Vorzeit. Wien war noch im XVIII. Jahrhundert eine unsaubere Stadt; auf den Strassen lagerte der Abraum der Bodenfläche, Unrath und Hauskehricht in Massen; alle Mittel, dem unsauberen Treiben Einhalt zu thun, blieben vergeblich und

nicht einmal das »Anspannen an die Schandsäule« wirkte. Noch Kaiser Josef I. klagte, dass vor dem Burgthor die angrenzenden Bewohner Unsauberkeiten ablagern, wodurch in der Burg »ein schändlich unleidentlicher Geruch verursacht werde«. Trotzdem geschah nichts, ausser dass seit 1710 ein »Karren mit einem Glöckel« in den Vorstädten den Kehricht gegen Erlag eines Kreuzers für die »Butte« sammelte. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Mist auf belebten Plätzen in offenen Gruben gelagert und auch in den Strassen herrschte ein Zustand gesundheitswidriger Unordnung. Es wirkt nahezu komisch, wenn man die Verordnungen, welche die Bürger auf die Nothwendigkeit der »Vergesunderung der Luft« aufmerksam machen, mit jener Thätigkeit vergleicht, welche die Stadtbehörde in der Reinhaltung der Strassen entfaltet hat. Nicht viel besser stand es in der vormärzlichen Zeit, besonders in den Vorstädten, in welchen blos in den Hauptstrassen die Reinigung und Bespritzung von der Gemeinde vorgenommen, im Uebrigen aber sich damit begnügt wurde, die Hausherren zu verhalten, »mehrere Male des Tages aufspritzen zu lassen.«

»Die Strassenreinigung lässt hie und da etwas zu wünschen übrig« — erlaubt sich 1847 Schimmer in seiner »Beschreibung von Wien« schüchtern zu bemerken; eine nachmärzliche Kritik würde in weniger gewundenem Ausdruck den völligen Mangel an Ordnung im Strassenwesen gerügt haben. Welch grosser Fortschritt gerade in dem Zweige der Strassensäuberung und Bespritzung seit 40 Jahren stattgefunden, lässt sich nicht nur durch die von Jahr zu Jahr steigende Ausgabenziffer, welche 1886 die Höhe von fl. 1,262.117 erreicht hatte, sondern auch aus dem Wasserquantum entnehmen, welches täglich zu diesem Zwecke verbraucht wird und das in den letzten Jahren für eine Fläche im Ausmasse von 3,182.559 Quadratmetern täglich 114.140 Eimer betrug.

Eines der Medien zur Verbreitung von Volkskrankheiten ist der Boden der Stadt, dessen Reinhaltung bei der porösen Beschaffenheit desselben die Hygiene mit grossem Nachdrucke fordert. Gewiss, die Bodenschichte einer Stadt trägt nicht minder die Cultur in sich, wie die Oberfläche. Je mehr sich da oben das Leben entfaltet, desto rühriger wird es auch in dem unterirdischen Geäder, das die wichtigsten Bedingungen des Lebens: Licht und Wasser, in die Wohnungen des Menschen leitet. Aber hart an den Segen, der aus dem Boden quillt, reihen sich die finsteren Mächte, die aus dem geheimnissvollen Dunkel das tödtende Gift verpestender Gase senden. Und ist

es nicht der Mensch selbst und vornehmlich der Stadtbewohner, der zur Verschlechterung der Bodenluft wohl das Meiste beiträgt? Die Abfälle der Küchen, die organischen Derivate der gewerblichen und industriellen Thätigkeit und die sonstigen Effluvien, welche täglich den Weg durch den Boden der Stadt nehmen, haben auf die Gesundheitsverhältnisse einer Stadt ebenso Einfluss, wie der Rauch, der den Schloten der Fabriken entströmt. Auf das Canalisirungswesen einer Stadt hat daher die Hygiene der neuen Zeit grosse Aufmerksamkeit verwendet, und die zahlreiche Literatur, welche über diesen Zweig des Gesundheitswesens in den letzten Decennien in fast allen Ländern erschienen ist, bekundet das lebhafte Interesse der Wissenschaft für die Assanirung der Städte auf diesem Gebiete. Auch die Verwaltung ist während der letzten 40 Jahre nicht müssig geblieben, die Reinhaltung des Bodens durch Verbesserung der Canalisirung zu erzielen. Die Aenderungen bezweckten hauptsächlich, den Mangel eines einheitlichen Systems auszugleichen und die technischen Fortschritte in der Verwendung des Materials, der Form und der Ventilation bei Neuherstellungen in Anwendung zu bringen. Die Anlage des Wiener Canalnetzes hängt mit der Entwickelung der Sanitätsverwaltung innig zusammen. Ziemlich spät verschwindet das offene Gerinne, das anfänglich durch Seitenwände befestigt, nach und nach auch überwölbt und zum Canal umgewandelt wurde, in welchem erst seit 1755 die Effluvien aus den Häusern Aufnahme finden. Die zweite Epoche beginnt zur Zeit, als zum ersten Male die Cholera, die Geissel des XIX. Jahrhunderts, in Wien gewüthet und schliesst mit dem Baue der Hauptsammler an beiden Seiten des Wienflusses, der hierdurch von seiner bisherigen, für die Anwohner gesundheitsgefährlichsten Bestimmung, das Schmutzwasser aufzunehmen, befreit wurden. Der linksseitige Sammler nimmt das ehemals offene Gerinne des Ottakringerbaches auf, während der Alsbach-Canal und durch denselben auch der Währingerbach direct in den gemeinsamen Recipienten für das gesammte unterirdische Netz, in den Donaucanal mündet. Dass diese primitiv angelegten alten Canäle mit ihren verschieden ausgeführten Querprofilen, den senkrechten Seitenwänden und der muldenförmigen Sohle in hygienischer Beziehung nicht entsprachen, wurde erst augenscheinlich durch die technischen Verbesserungen klar, welche mit grossen Opfern in den letzten 30 Jahren vorgenommen worden sind. Die ersten Versuche, welche in das Jahr 1859 fallen, bezweckten die Umänderung der Profilform, indem die verticalen Seitenwände durch eine halbkreisförmige Sohle verbunden und so

der Eiform nahegebracht wurden. Der zweite Schritt betraf die Verbesserung des Materials durch Herstellung von Canälen aus Beton, welcher über eisernen Schablonen in die Baugrube gestampft wird. Der erste Versuch, 1873 in der Fugbachgasse unternommen, entschied für die Anwendung dieses Materials bei den übrigen Bauten. Gleichen Schritt mit der Verbesserung hielten innerhalb der letzten 40 Jahre auch die Neuherstellungen, welche grosse materielle Opfer forderten. Während von 1849 bis 1860 für Canalbauten im Ganzen nur fl. 552.560 verausgabt wurden, wuchs seither die Ausgabenziffer auf nahezu sechseinhalb Millionen Gulden. Trotz all dieser Aenderungen und Neuherstellungen ist eine Verbesserung nur durch die Einführung des Schwemmsystems zu erzielen, welches vom Gemeinderathe bereits im November 1882 genehmigt wurde.

Der Hauptnachtheil der Canalisirung in hygienischer Beziehung besteht darin, dass das Ableitungsnetz an 49 Stellen in den Donaucanal mündet und obgleich dort die Abgänge eine 3600fache Verdünnung erfahren, diese dennoch für die öffentliche Gesundheit, besonders zur Sommerszeit nachtheilig werden, wenn die Bettsohle des Donaucanals zum grössten Theile trocken liegt. Diese Gefahren und die Erwägung, dass eine Herstellung billiger Strombäder im Donaucanale vorerst die Reinhaltung des Wassers bedingen würde, veranlassten den Gemeinderath zu dem Beschlusse, an beiden Ufern des Donaucanals Sammler (intercepting Sewers) anzulegen und diese bis zur Einmündung des Donaucanals in den Hauptstrom zu führen. Das Project für den Hauptsammler am rechten Donaucanalufer, mit 5·2 Millionen Gulden präliminirt, ist vom Stadtbauamt bereits entworfen und steht der Ausführung nahe.

Im Einklang mit der Verbesserung der öffentlichen Ableitungen steht auch der Fortschritt, welchen die Entwässerung im Hause genommen hat, die durch eine directe, durch keinen Syphon unterbrochene Verbindung mit dem öffentlichen Canalnetze mittelst Steinzeug-Rohrleitungen stattfindet. Die Bauordnung vom 17. Jänner 1883 hat in dieser Hinsicht die Reinhaltung des Bodens zweckmässig gefördert.

* * *

Nicht zum letzten ist es der sich in seine Verbindungen auflösende Mensch, gegen welchen die Verwaltung der Hygiene zum Schutze des Lebens und der Gesundheit eintritt. Religion und Sitte haben die Stätte des Friedens geheiligt, die Pietät sie mit sinnigen Zeichen der Liebe geschmückt. Sie gelten dem Menschen,

der aus der Gemeinschaft der Lebenden in das dunkle Schattenreich getreten. Aber auch die duftenden Boten des Lebens verwelken am Grabe und werden zum sinnlichen Zeichen der vergänglichen menschlichen Reste, welche in den Boden gebettet sind. Die Ruhe des Grabes, jenes Phantasiebild, durch welches der Lebende die Hässlichkeit des Todes mildert, kann nicht über jenen Process hinwegtäuschen, der sich unter dem aufgeworfenen Hügel vollzieht, über die Wahrheit, dass der menschliche Körper auch im Grabe dem Stoffwechsel dient, Bodenluft und Grundwasser durch ihn gefährlich werden. Die Erkenntniss dieses düsteren Geheimnisses hat trotz aller Pietät das Heim der Todten immer weiter und weiter von den Stätten des Lebens entfernt, die Poesie des Todes zerstört und die Gemeinschaft der Todten, die sich in Städten nur spärlich um die Kirche sammelte, räumlich getrennt, die örtlichen Grenzen gezeichnet, durch welche die Sanitätsverwaltung Tod und Leben geschieden.

Die erste Periode schliesst 1751 mit der Verlegung der Friedhöfe ausserhalb der Mauern der Stadt, die zweite 1784 mit der Anlage von fünf Friedhöfen ausser den Linien. Aber bald waltet, wie ehedem, der Mensch wieder hart an der Ruhestätte der Todten, denn der Fortschritt hat den Massen der Lebenden immer neue Wohnstätten gebaut, der Stamm des städtischen Lebens hat einen neuen Ring erhalten. Bald wuchs auch in der Stadt der Todten die Zahl der Bevölkerung, und mit ihr die Nothwendigkeit, die Leichenfelder zu erweitern. Die neue Zeit war angebrochen mit ihren Grundsätzen von Freiheit und Menschenwürde, von Gleichheit und Glaubensfreiheit; aber sie ist trotz aller Ideale nicht ungetrübt geblieben, und ihre grauen Schatten lagerten auch über dem Orte der Ruhe, den die Toleranz Josef II. zu einem gemeinsamen für alle Confessionen gemacht hatte. Das Concordat hatte den Friedhof, das Symbol der Menschengleichheit, mit dem Zeichen der Confessionellität versehen und dadurch die Errichtung des protestantischen Friedhofes nothwendig gemacht. Bald aber glänzte der helle Stern der geistigen Freiheit wieder und leuchtete voran auf dem Pfade des Fortschrittes, den eine freisinnige, vom josefinischen Geiste erfüllte Gesetzgebung erschlossen hatte.

In diesem Fortgang der Zeit bewegt sich auch die ökonomische Thätigkeit der Verwaltung. 1852 wird der Matzleinsdorfer, 1853 der Marxer, 1857 der Hundsthurmer Friedhof erweitert und 1857 den evangelischen Gemeinden ein städtischer Grund vor der Matzleinsdorfer Linie zur Anlage eines Friedhofes überlassen, welcher am

7. Februar 1858 eröffnet wurde. Die Ausschliessung der Selbstmörder von den katholischen Friedhöfen veranlasste 1858 die Gemeinde zur Anlage einer Begräbnissstätte an der Strasse zwischen Währing und Döbling für jene Unglücklichen, welchen die strengen Satzungen der Kirche die Ruhe in geweihter Erde versagte. Weit kräftiger ist die That des jugendfrischen Gemeinderathes, der seit 1861 die altersschwache Vertretung abgelöst hatte. Da ist es Allem voran die confessionelle Frage, die von der Gemeindestube aus durch Petitionen den Weg ins Parlament genommen. Eine der ersten Vorstellungen an den gesetzgebenden Körper war die Bitte wegen Aufhebung des Verbotes der Beerdigung nichtkatholischer Christen auf katholischen Friedhöfen. Der Geist der Toleranz schwebte über den Verhandlungen der Versammlung. Wie im Leben die Menschen trotz ihrer verschiedenen Interessen sich in der Gemeinde vereinten, so sollte auch der Tod keine Ausnahme schaffen. Das war der ethische Gedanke, der den Beschluss zeitigte: »einen Friedhof für alle Menschen zu errichten, die sich im Tode, wie im Leben gleich sind.« Zur Ausführung drängte aber auch noch eine andere die Interessen der Lebenden berührende Ursache. Die Wissenschaft hatte, indem sie den Causalnexus tödtlicher Krankheiten mit den Bodenverhältnissen der Begräbnissplätze enthüllte und deren geologische Structur mit dem Grundwasser in Verbindung brachte, ihre warnende Stimme erhoben, die in der Rathsstube nicht ungehört verhallte. Zudem drängte der Raummangel auf den Wiener Friedhöfen, in welchen man im Beginn der siebziger Jahre 1108 Grüfte und 25.449 eigene Gräber zählte, zur raschen Abhilfe. Die wiederholten Erweiterungen der Wiener Friedhöfe waren hauptsächlich durch die Zunahme der eigenen Gräber verursacht worden, welche erst in der auf die josefinische Periode nachfolgenden Zeit genehmigt wurden. Nach dem Grundsatze, dass der Tod Alle gleich mache, hatte der Kaiser jedweden Gräberluxus untersagt, die Anlage von tiefen Schachten angeordnet, deren jeder erst geschlossen werden sollte, bis er »mit einigen hundert Truhen« angefüllt war. Von dieser Regel wurden später von der Regierung für Personen höheren Ranges und Verdienstes Ausnahmen bewilligt, bis endlich die Bestattung in eigenen Gräbern allgemein gegen Entrichtung einer Taxe zugelassen wurde. Diese Neuerung erklärt die Unzulänglichkeit der josefinischen Anlagen, welche mit möglichster Ersparung an Raum hergestellt wurden.

Alles dies veranlasste den Gemeinderath, diese für die Salubrität der Stadt hochwichtigen Angelegenheiten zu einem baldigen Ab-

schlusse zu bringen. Rasch war die Platzfrage erledigt; nach Prüfung der geologischen Verhältnisse der angebotenen Terrains fiel die Wahl auf einen südöstlich vom Centrum der Stadt zum Theil in der Gemeinde Simmering, zum Theil in jener von Kaiser-Ebersdorf gelegenen Grundcomplex im Ausmasse von beiläufig 200 Hectaren. Die Ausschreibung eines Projectes für die Anlage des Central-Friedhofes erzielte eine lebhafte Concurrenz, aus welcher die Vorlage mit der Devise »Per angusta ad augusta« siegreich hervorging. Nach einigen Modificationen des Projectes begannen im September 1873 die Arbeiten und schon ein Jahr darnach, am 1. November 1874, senkte man den ersten Sarg in das weite Feld. Wie sehr auch die Bevölkerung eine Aenderung des Begräbnisswesens im Interesse der Hygiene der Stadt herbeiwünschte, so fand dennoch die Auswahl des Platzes nicht allgemeine Zustimmung und die Scheu vor dem weiten Leichenfelde, das bei seiner Eröffnung noch des äusseren Schmuckes entbehrte, hatte viele Wiener Familien zum Ankaufe von Begräbnissplätzen auf Vororte-Friedhöfen veranlasst. — Bald aber hatten lieblicher Rasen mit zierlichen Gehölzgruppen, Linden, Platanen und Ulmen über den düsteren Ort die Anmuth der Natur gelagert und den Friedhof in einen Garten verwandelt, welchen nach und nach auch die Pietät mit prächtigen Denkmalen der Kunst auszierte. So hat sich in kurzer Zeit der Centralfriedhof zur Nekropolis herausgebildet, in der seit 1. November 1874 bis 1. Juli 1888 in den gemeinsamen Gräbern 134.270 Leichen bestattet, 19.187 Einzelgräber und 608 Grüfte belegt wurden. Das ist der Friedhof der Grossstadt: grossstädtisch durch seine Anlage, grossstädtisch durch den raschen Wechsel zwischen Prunk und Bescheidenheit der Bestattungen zur Tageszeit und grossstädtisch durch das düstere Bild, welches sich zur Nachtzeit beim Anlangen der Spital- und Anatomieleichen entrollt.

* * *

Wie in den menschlichen Organismus greift das Wasser auch in jenen des Gemeinwesens zuführend und ausscheidend ein. Im individuellen eines der wichtigsten Nahrungsmittel, hat es in der Gesammtheit eine mehrfache Aufgabe. Wir hören das Rauschen des geschäftigen Elementes in dem Strassenboden, wo es die Cloake durchzieht, wir sehen die reichen Garben, die aus dem Schlauche schiessen zur Reinigung und Befeuchtung des Strassenbodens, wir empfinden das Gefühl der Beruhigung beim Anblicke der zahl-

reichen Hydranten, welchen die Bestimmung zufällt, das Wasser in den Kampf gegen das Feuer zu stellen. Seitdem das Wasser seinen Weg bis in die höchsten Stockwerke des Hauses nimmt, und jenes charakteristische Strassenbild verschwunden ist, welches sich ehemals täglich bei den Auslaufbrunnen entrollte, wo sich ein Knäuel von Menschen um einen Krug lauwarmen Wassers balgte, seitdem haben sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen Aenderungen vollzogen, die uns nächst dem wirthschaftlichem Charakter des Wassers in der Industrie auch dessen sociale Bedeutung im Gemeinwesen nahe führen. Liebig hat den Verbrauch der Seife als den Gradmesser der fortschreitenden Cultur erklärt, aber in weit höherem Grade erscheint das Wasser als ein Culturmittel, welchem ausser seiner nährenden Eigenschaft auch die hygienische Aufgabe zufällt, durch den Reiz der Haut den Menschen zu erfrischen. Die Bedeutung des Wassers in der Cultur ist von den Alten längst gewürdigt worden, ebenso seine Aufgabe im Gemeinwesen. Die zahlreichen kostspieligen Wasserleitungen, welche der Gemeinsinn der römischen Bürger geschaffen, sind Zeugen von der hohen Wichtigkeit, welche dieses classische Culturvolk dem Wasser beilegte. Kein so glänzendes Bild, wie es die römische Stadt gerade auf ädilem Gebiete entfaltet, prägt sich im deutschen Stadtleben aus. Zwar hat die Forschung nachgewiesen, dass auf dem Boden von Wien schon unter der Römerherrschaft Wasser aus der Gegend von Hernals hergeleitet wurde, aber von den späteren Tagen, als Wien unter den deutschen Städten zu Ehren gekommen, meldet die Geschichte keine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Wasserversorgung. Typisch blieb bis ins XVI. Jahrhundert der Hausbrunnen, der den Vorrath an Wasser barg; die öffentlichen Brunnen, deren hohes Alter sich aus den städtischen Rechnungen nachweisen lässt, scheinen anfänglich mehr der Zierde als dem häuslichen Bedarf gedient zu haben, denn Wolfgang Schmelzl meldet uns 1548, dass in einem jeden Hause ein Brunnen sei, »mit ketten und saylen wol versehen.« Zu jener Zeit, als der Schulmeister seinen Lobspruch geschrieben, scheint in Wien, trotz der vielen Brunnen, Wassermangel eingetreten zu sein, der bei den wiederholten Bränden sich empfindlich geltend machte und 1526 zu der Anordnung Kaiser Ferdinand I. führte, Wasser von auswärts in die Stadt zu leiten. Zwischen dem Auftrage und der Ausführung lag freilich nahezu ein halbes Jahrhundert und erst längst nach dem Tode des Kaisers melden die auf uns gekommenen Urkunden von der Hernalser Wasserleitung, mit

welcher die Wasserversorgung Wiens in das zweite Stadium ihrer Geschichte tritt. Die weitere Entwickelung geht langsam aber stetig vor sich. Je mehr sich die Vorstädte ausbreiteten, desto dringender wurde das Bedürfniss nach neuen Leitungen. Auch die zahlreichen Gärten vermehrten den Consum, dem zeitweise nur durch Zufuhr genügt werden konnte. Die Erweiterung der Leitung erfolgte nun gebietweise und zumeist nur für ganz bestimmte Zwecke; es fehlte die Einheit in der Ausführung, da auch hier die Sonderinteressen der einzelnen Gebietstheile nachtheilig wirkten. So entstanden nach und nach ausser den städtischen Wasserleitungen noch andere, theils vom kaiserlichen Hofe, theils von der Staatsverwaltung, theils von Privaten errichtet; im Ganzen 18 Quellenwasserleitungen, von denen die älteste, die k. k. Hofwasserleitung von der Siebenbrunnenwiese, im Jahre 1549 vollendet wurde. Der vermehrte Zufluss von Wasser aus der Umgebung der Stadt machte die Klagen innerhalb derselben nicht verstummen. Wieder erschien zu öfteren Malen der »Wassermann«, um das nothwendige Lebensmittel in den Vorstädten zu verkaufen, deren Bevölkerung sich von Jahr zu Jahr in Folge der Errichtung zahlreicher Fabriken vermehrt hatte. Die Wassernoth war gerade zu jener Zeit, als Kaiser Ferdinand 1835 die Regierung angetreten hatte, am empfindlichsten geworden, und Abhilfe that aus mehrfacher Ursache noth. Gelegenheit hierzu bot sich. Der Kaiser hatte den Wunsch ausgesprochen, dass statt kostspieliger Auslagen für eine Huldigungsfeier ein Fond für einen öffentlichen Zweck gebildet werden sollte. Die Wahl desselben liess die Regierung nicht lange in Zweifel: das Krönungsgeschenk sollte als Quelle des Segens für die Hauptstadt zum Baue einer neuen Wasserleitung verwendet werden, aus dem schotterigen Becken der Donau in Zukunft Wasser in reichlicher Menge fliessen. Mit der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung beginnt die dritte Periode der Wasserversorgung Wiens, die glänzend inaugurirt, im Laufe der Zeit in mehrfacher Hinsicht zur Quelle trüber Erfahrungen wurde. Veranlasst durch den Mangel an Nutz- und Trinkwasser in den westlichen Bezirken Wiens, bedurfte ihre Herstellung nahezu zehn Jahre, innerhalb welcher das Wasser in der Stadt und in den einzelnen Vorstädten eingeleitet wurde. Es waren weniger technische, als vielmehr finanzielle Schwierigkeiten, die sich der Ausführung hemmend entgegenstellten; ausserdem fehlte die beflügelnde Thatkraft und jene Energie, ohne welche stets nur Halbes statt des Ganzen geschaffen wird. Das begonnene Werk übertrug die Regierung bei dem Eintritte der finanziellen Schwierigkeiten

zur weiteren Ausführung der Stadtbehörde, welche sich veranlasst sah, das Deficit durch die städtische Umlage zu decken. Immerhin war ein Schritt nach vorwärts gethan, wenn auch ein merklicher Umschwung in den hygienischen Verhältnissen dadurch nicht erzielt wurde. So sehr auch in den wasserarmen Bezirken die neue Leitung mit Freude begrüsst wurde, und die Bevölkerung ihren Dank durch Bekränzen der Auslaufbrunnen Ausdruck gab, so gering blieb bis zum Beginne der Stadterweiterung der Begehr von Privaten zum Wasserbezug. Es verdient bemerkt zu werden, dass noch 1853, also zu einer Zeit, in welcher bereits ein behaglicher Comfort in den Wohnhäusern sich geltend machte, täglich nur 4090 Eimer für den Privatconsum abgegeben wurden. Die Ursache lag weniger in den Bezugsbedingungen als in der kostspieligen Einmündung vom Hauptleitungsrohr und hauptsächlich in der geringen Druckhöhe, die nicht hinlangte, auch die obersten Stockwerke mit Wasser zu versehen. Trotz dieses mässigen Verbrauches war die Ergiebigkeit der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung schon 1852 eine so geringe, dass der Gemeinderath, dem ein Jahr vorher auch die Albertinische Wasserleitung und der Esterhazy'sche Schöpfbrunnen in die Verwaltung übergeben worden war, sich genöthigt sah, Studien wegen Verbesserung der Wasserversorgung anzuordnen. Das Ergebniss derselben war die Verlängerung des Saugcanales und die Einführung einer künstlichen Filtration. Auf diese Weise wurde in dem Zeitraume 1853—1857 die Leistungsfähigkeit der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung von 87.200 auf 200.000 Eimer für den Tag erhöht. Nicht selten sah sich trotz dieser Erweiterung die Stadtverwaltung veranlasst, die öffentlichen Auslaufbrunnen abzusperren und so den Verbrauch einzuschränken. An die Ausspülung der Canäle, an die Bewässerung der Strassen und der öffentlichen Gärten war unter solchen Umständen nicht zu denken; für alle diese hygienischen Zwecke wurde das Wasser den Pumpbrunnen entnommen, die damals ein tägliches Wasserquantum von 1,200.000 Eimer lieferten. Nicht ohne Besorgniss sah der Gemeinderath bereits im ersten Triennium seiner Thätigkeit der Zukunft entgegen und wenn auch zu dieser Zeit die Quellenwasserleitungen durchschnittlich noch 140.000 Eimer täglich lieferten, so stand doch zu befürchten, dass bei der raschen Zunahme der Bevölkerung dem Bedürfnisse nicht dauernd entsprochen werden könne. Zu alledem kam noch, dass in den niedergelegenen Vorstädten, vornehmlich in der Leopoldstadt, unter den Weissgärbern, Lichtenthal etc. durch die Unbrauchbarkeit der Hausbrunnen zur Zeit der Ueberschwemmung der

öffentliche Gesundheitszustand bedenklich erschüttert wurde. Es lag mithin nahe, dass die Wasserfrage damals eingehenden fachlichen Erwägungen unterzogen werden musste, und thatsächlich finden sich in den Protokollen des Gemeinderathes mehrfache Verhandlungen verzeichnet, welche dem Ernste der kritischen Lage Ausdruck geben. Man kam aber trotz allen Klagen nicht zu ausreichender Abhilfe. Wohl lagen bereits in den fünfziger Jahren Projecte von Unternehmungslustigen vor, darunter der Vorschlag einer englischen Gesellschaft wegen Ueberlassung der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung und ein Anbot, Grundwasser im Steinfelde bei Wiener-Neustadt nutzbar zu machen. Keines dieser Projecte wurde aber in ernste Combination gezogen, und jede Aenderung mit dem Hinweise auf die grossen Kosten abgelehnt.

Mit dem Wechsel der Gemeindevertretung im Beginne der sechziger Jahre trat die Wasserversorgung in das vierte Stadium. Ein neues Wien war auf den Stadterweiterungsgründen aufgeblüht. Paläste entstanden mit allem Comfort grossstädtischen Lebens, und was ehemals als Luxus galt, das Wasser in Privathäuser zu leiten, wurde nun zum unabweisbaren Bedürfnisse. Das Beispiel fand rasche Nachahmung und bald waren in mehr als 600 Häusern Reservoirs am Dachboden, von wo aus die Vertheilung des Wassers erfolgte. War durch den zunehmenden Bedarf die Sorge um die ausreichende Quantität immer drohender geworden, so drängte auch die Qualität zur ernsten Erwägung der Wasserfrage. Schon 1839 hatte Grimaud de Caux auf die mineralischen Substanzen im Trinkwasser Wiens hingewiesen, und als 1859 eine vom Ministerium des Innern delegirte Commission die Hausbrunnen Wiens untersuchte, wurde in vielen derselben Wasser mit lebenden Infusorien vorgefunden. Dass ein grosser Theil der Bevölkerung den Trinkwasserbedarf von den Hausbrunnen bezog, war eine von den Aerzten wiederholt beklagte Thatsache; dass hierdurch die zymotischen Krankheiten immer herrschender wurden, eine traurige Wahrheit, die in der Mortalitätsziffer sprechenden Ausdruck fand. Der Ruf der Wiener Aerzte: »So darf, so braucht es nicht zu bleiben,« war daher auch jener des Gemeinderathes. Was von diesem Augenblicke bis zu jenem Tage, an welchem zum ersten Male die reichen Wasseradern vom Hochgebirge in das Häusermeer von Wien sich ergossen, an bienenartigem Fleisse in der Gemeindevertretung geleistet worden, welch' tiefer Ernst über all' den Arbeiten lagerte, die dahin zielten, eine der wichtigsten Bedingungen zur Assanirung Wiens zu schaffen, wird

uns durch die umfassenden Verhandlungen vermittelt, die in nahezu 100 Sitzungen bis zu jenem 19. Juni 1866 geführt wurden, an welchem der Gemeinderath beschlossen hatte, »das grösste Friedenswerk, welches jemals von einer deutschen Gemeinde unternommen wurde,« auszuführen, die segenbringende Wasserquelle aus den Tiefen des Höllengebirges nach der Stadt zu leiten. Bukle's Ausspruch, dass der wahrhaft wirksame Fortschritt nur von der Thatkraft des Menschen abhängt, hat sich auch bei der Lösung eines Problems erfüllt, das eines der ersten Elemente des Lebens und Gedeihens einer Grossstadt zum Zwecke hatte. Länger als ein Lustrum war der Gemeinderath mit den Vorarbeiten zu diesem grossen Culturwerke beschäftigt, ehe jener denkwürdige Beschluss gefasst wurde, — in einer Zeit, in welcher im Norden der Stadt der Spaten sich in die Erde senkte, um Wien mit Schanzen zu versehen. Am 3. December 1861 hatte der Gemeinderath beschlossen, Offerte für die künftige Wasserversorgung von Wien auszuschreiben. Es langten zwölf Projecte ein; ausserdem verfasste das Stadtbauamt eine Denkschrift, welche der folgenden Berathung ein schätzenswerthes Material bot. Je eingehender sich der Gemeinderath mit der Wasserfrage beschäftigte, desto mehr drang die Ueberzeugung durch, dass gutes Trink- und Nutzwasser nicht im offenen Gerinne, sondern aus dem Gebirge hergeleitet werden müsse. Ausser der Qualität des Wassers, das erfrischend, geruchlos, frei von faulenden Stoffen sein sollte, musste auch die Quantität, sowie die Möglichkeit berücksichtigt werden, das Wasser bis in die obersten Etagen der Häuser zu leiten. Nach Jahresfrist war der Gemeinderath zu dem Beschlusse gelangt, Gebirgswasser dem offenen Gerinne vorzuziehen, die Wasserversorgung für Rechnung der Commune durchzuführen und mit den Arbeiten eine Commission zu betrauen, welche sich durch Fachmänner verstärken sollte. Am 15. Jänner 1863 begann die »Wasserversorgungs-Commission« ihre Thätigkeit mit dem Aufsuchen des Quellengebietes. Der eine Theil durchforschte das Gebiet der Traisen, der andere machte auf der Neustädter Ebene Halt, um die Hand »auf die ganze Oberfläche dieses grossen Wasserherzens zu drücken«. Immer weiter ging's nun dem Gebirge zu, bis zur höchsten Spitze der Schneeberg-Alpenkette, dem Schneeberge, der »kühn sein königliches Haupt hoch über Oesterreichs Berge streckt«. Vergebens blickt das Auge nach sanft rieselnden Quellen, von keiner Seite des Gebirgsstockes rinnt Wasser herab, kein schäumender Sturzbach schiesst in geschäftiger Eile von den sonnigen Höhen. Aber der prüfende Blick

des Menschen hat das Geheimniss der Natur erforscht. In zahllose Spalten sinkt der schmelzende Schnee, theils durch die Temperatur der Atmosphäre, theils durch die aus den Klüften dringenden Erddämpfe, in das Innere des Gebirges gezogen. Zu beiden Seiten, im Höllenthale als Kaiserbrunnen, im Sirningthale als Stixensteiner Quelle nimmt er den Weg ins Freie. Das sind die Hochquellen, von welchen der »Kaiserbrunnen« durch Kaiser Karl VI. bei Gelegenheit einer Jagd entdeckt worden sein soll. Diese in Verbindung mit der Altaquelle, welche eine Tiefquelle ist, waren Gegenstand der eifrigsten Untersuchungen und eines wissenschaftlichen Exposés, in welchem das Ergebniss einer jahrelangen Arbeit niedergelegt wurde.

In allen Kreisen der Bevölkerung wurde das Dreiquellen-Project lebhaft besprochen und, wie ehedem in der josefinischen Zeit, wurden die Stimmen des Tages in einer Fluth von Broschüren laut; so fehlte es trotz Zeitungen und Zeitschriften auch diesmal nicht an Flugschriften. Bald war das Wiener Publicum in zwei Lager getheilt. Berufene und Unberufene erhoben ihre Stimmen; aber von allen Kundgebungen hatten nur zwei ein Anrecht, gehört zu werden: jene der Gesellschaft der Aerzte, welche rückhaltlos dem Quellenprojecte zustimmte, und jene des Ingenieur- und Architekten-Vereines, der unmittelbar, nachdem im September 1865 die Pläne in den Sälen des Augartenpalais ausgestellt wurden, Bedenken über die Ergiebigkeit der Quellen äusserte. Eine vom Gemeinderathe einberufene Expertise erklärte jedoch die Quellen reichhaltig genug für den Wasserbedarf der Stadt und empfahl die Ausführung des Projectes. Nach einer Debatte, die nicht weniger als zehn Sitzungen beanspruchte, beschloss der Gemeinderath unter rauschendem Beifall des auf der Gallerie zahlreich versammelten Publicums die Ausführung des Bauprojectes. Noch bevor dieser Beschluss gefasst wurde, und zwar unmittelbar nachdem sich der Gemeinderath im Princip mit der Einleitung der Hochquellen einverstanden erklärt hatte, waren auch die Schritte zur Erwerbung der Quellen eingeleitet worden. Nachdem bereits 1863 die Altaquelle angekauft worden war, und am 27. Juli 1864 Graf Ernst von Hoyos-Sprinzenstein die zwischen dem Meierhof und dem Schlosse Stixenstein entspringende Quelle der Residenzstadt zum Zwecke der Wasserversorgung unentgeltlich mit dem Bemerken überlassen hatte, dass es ihn freue, »zur Förderung einer für seine Vaterstadt so hochwichtigen und erspriesslichen Unternehmung beizutragen,« übermittelte eine Deputation des Gemeinde-

rathes Seiner Majestät dem Kaiser die Bitte der Stadt um Ueberlassung des dem Finanzärar gehörigen Kaiserbrunnens für die Zwecke der Wasserversorgung. Eine freudige Bewegung durchzog am 1. Mai 1865 die Herzen der Bewohner Wiens, als der Kaiser bei Gelegenheit der Eröffnung der Ringstrasse an den Bürgermeister die Worte richtete: »Um eine der wichtigsten Unternehmungen der Gemeinde ihrer baldigen Lösung zuzuführen, habe Ich die Anordnung getroffen, dass der Gemeinde zur Durchführung der Wasserversorgung der Kaiserbrunnen unentgeltlich überlassen werde, und Ich hoffe, dass hiermit diese Angelegenheit bald und glücklich zum Abschlusse gebracht werden wird.«

Ein einjähriger Zeitraum lag zwischen dem Beschlusse und dem Beginn der Ausführung, welche am 12. October 1869 unter zehn Offerenten dem Bauunternehmer A. Gabrielli übertragen wurde. Als am 21. April 1870 die feierliche Inaugurirung des grossen Werkes vorgenommen, und Seine Majestät durch den ersten Spatenstich dem Unternehmen die Weihe verlieh, da konnte sich wohl die Brust des Bürgers mit Stolz erfüllen über die anerkennenden Worte, mit welchen der Kaiser des Gemeinsinnes und Eifers gedachte, mit welchem der Gemeinderath bemüht war, das Wohl der Mitbürger zu fördern. Und abermals waren drei Jahre verstrichen, Jahre der Arbeit und des Fleisses! Was der Geist ersonnen — die Hand hatte es vollbracht. Das grosse Culturwerk war vollendet, wohl der schönste Abschluss jenes grossen Friedensfestes, das zur selben Zeit die Völker verschiedener Länder und Welttheile in der Kaiserstadt vereinte.

Und wieder am 24. October 1873 trat der Kaiser in die Mitte der Bürger, den Augenblick zu weihen, in welchem zum ersten Male unter dem Donner der Kanonen und begrüsst vom hellen Sonnenschein das segenbringende Nass aus dem Hochstrahlbrunnen in prächtigem Farbenspiel in die Lüfte stieg. Kaum ist je aus dem Munde des Fürsten das Lob des Bürgers und seiner Thatkraft reichlicher geflossen, als an diesem Ehrentage Wiens, an welchem der Kaiser die opferwillige Bürgerschaft »zu dem raschen Abschlusse des grössten Werkes, welches die Commune Wien jemals zu Stande gebracht«, beglückwünschte und daran die Hoffnung reihte, dass »Wohlfahrt, Aufschwung und Gedeihen der Stadt zunehmen werden von Jahr zu Jahr, bis in die späteste Zukunft, wo man des aufopfernden Gemeinsinnes der Vorfahren und jener Männer eingedenk sein wird, welche, hervorragend thätig bei Begründung, Förderung

und Durchführung des segensreichen Unternehmens, einen Ehrenplatz in der städtischen Culturgeschichte einzunehmen verdienen«. Mit hellem Jubel hatte auch die Bevölkerung den Ankömmling aus der Ferne begrüsst, der in Stollen, auf Brücken und Aquäducten den Weg nach der Hauptstadt genommen. War ja die Noth an Wasser bereits recht empfindlich geworden, da im Spätsommer 1873 die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung nicht mehr als 135.000 Eimer zu liefern vermochte. Zu alledem war die Cholera, Angst und Schrecken verbreitend, erschienen. Wie traten damals all' die Bedenklichkeiten über Zulänglichkeit und »Kostspieligkeit« gegen die Hoffnung zurück, dass mit dem frischen Elemente auch eine neue Epoche im Gesundheitswesen der Stadt beginnen werde!

Bald rauschte der frische Quell in tausend Adern den menschlichen Wohnstätten zu, gleich dienstbar dem Luxus des Palastes, wie als Labe im ärmlichen Heim. Schon im ersten Triennium war die Hochquelle bereits in 58% der Häuser einheimisch geworden. Nunmehr sind beiläufig 11.500 Häuser mit Hochquellenwasser versehen; es speist ausserdem 24 Bassins, 245 Auslaufbrunnen, functionirt für die Bespritzung durch 933 Untergrundhydranten und für Feuerlöschzwecke durch 744 Obergrundhydranten. Kaum im Wiener Boden angelangt, überschritt die Leitung schon 1874 das Weichbild der Stadt und setzte den Weg nach den Vororten fort, wo sie derzeit in 214 Auslaufbrunnen im Winter 300.000, im Sommer 380.000 Hektoliter abgibt. Schon nach einem Jahrzehnt gewann der Consum immer mehr an Ausdehnung, theils durch die Vermehrung der Bauten, theils durch die gesteigerten Ansprüche für öffentliche Zwecke. Die Nachfrage wurde immer stärker, nicht aber auch der Zufluss. Die Minimallieferung der Quellen zur Winterszeit reichte bereits Ende der siebziger Jahre nicht mehr hin, den Bedarf zu decken und drängte zur grössten Sparsamkeit im Consum, zu allerlei Cautelen gegen den unnützen Verbrauch, aber auch zur Erwägung der Mittel für wirksame Abhilfe der wiederkehrenden Wassernoth. Musste doch in der Zeit vom 29. December 1876 bis 10. Februar 1877 und abermals vom 28. December 1877 bis 19. Februar 1878 die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung aushilfsweise in Betrieb gesetzt werden, welche interimistische Massregel auf den allgemeinen Gesundheitszustand unvortheilhaft eingewirkt hatte. Diese Umstände drängten zur baldigen Lösung der bereits acut gewordenen Wasserfrage. Dass diese mit Palliativmitteln nicht erledigt werden könne, lag nahe, ebenso dass nur durch Verstärkung der Hochquellenleitung eine Wendung zum

Besseren möglich sei. Diese Erwägungen führten zu dem Beschlusse des Gemeinderathes, die Hochquellenleitung durch Einbeziehung der im Eigenthum der Commune befindlichen Höllenthalquelle zu kräftigen, die Nassquelle sowie die Reissquelle zu erweitern und erforderlichen Falls auch durch die Altaquelle das Wasserquantum zu vermehren. Mehrfache Schwierigkeiten, theils hinsichtlich der Erwerbung dieser Quellen, theils durch die wasserrechtlichen Verhältnisse, verhinderten die rasche Ausführung des geplanten Werkes. Aber Abhilfe gegen die bereits empfindlich fühlbar gewordene Noth musste im Interesse der öffentlichen Gesundheit rasch geschaffen werden. Da es nicht möglich war, in kurzer Zeit neue Hochquellen einzubeziehen, so sollte dem augenblicklichen Bedürfnisse durch Grundwasser aus dem Schotterterrain nächst Pottschach abgeholfen werden. Die chemische Analyse desselben stellte seine qualitative Beschaffenheit jener der Stixensteiner Quelle gleich; es lag also keinerlei Bedenken vor, dasselbe mittelst eines Schöpfwerkes in den Stammaquäduct der Hochquellenleitung zu heben und dadurch dem augenblicklichen Bedürfnisse zu entsprechen. Nach sechsmonatlicher Arbeit war das Wasserwerk nächst dem Schwarzaflusse bei Pottschach am 6. December 1878 vollendet. Durch das Schöpfwerk, dessen Leistungsfähigkeit seither von 17.000 Kubikmeter auf 34.000 Kubikmeter erhöht wurde und durch die Vergrösserung des Reservoirs für einen Vorrath von 224.000 Kubikmeter ist eine wirksame Abhilfe gegen den Wassermangel geschaffen worden.

Noch fliessen die Quellen oberhalb des Kaiserbrunnens in die Schwarza ab, aber bald wird ihnen die Hand des Menschen den Weg nach der Kaiserstadt weisen, dass sie dort schwesterlich vereint, eine neue Epoche der Wasserversorgung Wiens begründen.

Nicht nur durch seine Eigenschaft als Nahrungsmittel und als ein wichtiges Erforderniss für industrielle Zwecke, sondern auch durch seinen physiologischen Einfluss auf die Haut des Menschen hat das Wasser eine hervorragende Bedeutung in der Culturgeschichte erlangt. Reinlichkeit und Hautreiz sind für die Erhaltung der Gesundheit nicht minder wichtig, als die Nahrung. Die Erkenntniss dieses hygienischen Grundsatzes ist nicht erst ein Product der gegenwärtigen Culturepoche, sie wurzelt bereits im Alterthum und hat im Mittelalter, zur Zeit der grossen Epidemien, allgemein Verbreitung gefunden. Die zahlreichen Badestuben jener Zeit, worüber im Stadtarchive ein reiches Urkundenmaterial aufbewahrt ist, beweisen die grosse Wichtigkeit, welche dem äusseren Gebrauche des Wassers für die Gesundheit

beigemessen wurde. So lebhaft war damals das Bedürfniss nach Bädern in allen Kreisen der Bevölkerung, dass mildthätige Personen Stiftungen zur Verabreichung von Bädern an Arme, sogenannte »Seelenbäder« errichteten.

Bald jedoch, und zwar schon zur Zeit Ferdinand I., verminderten sich die Badestuben, welche nach der Ansicht der damaligen Aerzte in Folge der mangelhaften Einrichtungen eines grossen Theiles derselben die Verbreitung infectiöser Krankheiten begünstigt hatten. Deshalb verordnet auch die Infections-Ordnung vom Jahre 1562 die Sperre der öffentlichen »Fail-Päder«. Von dieser Zeit ab sind uns nur spärliche Nachrichten über die Bäder Wiens erhalten geblieben. Für vornehme Personen bestanden allerdings, und zwar derartig raffinirt ausgestattete Badestuben, dass die sanitätspolizeiliche Gesetzgebung zur Zeit Maria Theresia's sich veranlasst sah, gegen diesen Luxus einzuschreiten. Dagegen hat die Sanitätspolizei, mit Ausnahme einiger Verbote, die gegen das Baden in der Donau und in der Wien gerichtet waren, bis zur Errichtung des ersten Freibades im Jahre 1780 keine nennenswerthe Thätigkeit entfaltet. Von dieser Zeit an begann auf diesem Gebiete eine grössere Regsamkeit, und bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts war ein Freibad nächst dem Schüttel und ein solches im sogenannten »Fahnenstangenwasser« hergestellt. Eine grössere Aufmerksamkeit wendete die Sanitätspolizei erst in unserem Jahrhunderte den öffentlichen Bädern zu. Die seither in ziemlicher Anzahl entstandenen Privat-Unternehmungen befriedigten allerdings die Bedürfnisse der besser situirten Classen, aber bei den ziemlich hohen Preisen nicht auch jene der ärmeren Bevölkerung.

Auf wiederholtes Drängen der Wiener Aerzte entschloss sich die Regierung im Jahre 1811, auf Kosten des Polizeifonds ein öffentliches unentgeltliches Bad im Kaiserwasser zu errichten. Zwei Jahre darnach, am 6. Juni 1813, wurde die allgemeine Schwimmschule im Prater im Fahnenstangenwasser eröffnet. Wie wenig man damals in Wien die Bedeutung des Schwimmens für die Gesundheit des Körpers erfasst hatte, geht schon daraus hervor, dass die »Vaterländischen Blätter« sich veranlasst sahen, die Bevölkerung auf die Vortheile des Schwimmens aufmerksam zu machen. Um eine bessere Frequenz zu erzielen, griff man sogar zu dem sonderbaren Mittel, an Sonn- und Feiertagen auch Damen den Zutritt in den Zuschauerraum zu gestatten. Die Nothwendigkeit, die öffentlichen Bäder zu vermehren, hatte die vormärzliche Sanitätspolizei wiederholt zu umfassenden Berichten und Anträgen veranlasst, allein die Ausführung neuer An-

stalten scheiterte stets an den Kosten. Als die Geschäfte der Sanitätspolizei durch das Gemeindestatut in den eigenen Wirkungskreis der Gemeinde gereiht wurden, beschäftigte sich der Gemeinderath wiederholt mit der Errichtung neuer Bäder, ohne jedoch in diesem Zweige der Sanitätsverwaltung durchgreifende Verbesserungen eingeführt zu haben.

Erst anfangs der sechziger Jahre erwog die Stadtvertretung lebhafter eine Vermehrung der Badeanstalten, und schon 1862 wurde die Errichtung je eines Freibades im Kaiserwasser für Männer und Frauen beschlossen. Aber erst mit dem grossen »Werk der Donauregulirung« begann eine neue Epoche im öffentlichen Badewesen. Die Donauregulirungs-Commission hatte dem Gemeinderathe mehrere Plätze am rechten Ufer der Donau zur Herstellung von Bädern überlassen; auf einem derselben, oberhalb der Kronprinz Rudolfsbrücke, liess die Gemeinde eine grosse Badeanstalt mit einem Aufwande von fl. 828.731 herstellen und überliess dieselbe am 15. Mai 1876 der öffentlichen Benützung gegen Entgelt. Um aber auch dem Unbemittelten die Wohlthat eines billigen Flussbades zu ermöglichen, wurde am linken Ufer gegenüber dem grossen Bade das »städtische Freibad« für Männer und Frauen errichtet und im Jahre 1877 eröffnet. Dasselbe wurde jährlich im Durchschnitte der sieben letztverflossenen Jahre von 72.554 Personen frequentirt. Bei der weiten Entfernung dieser Bäder ist der Besuch derselben für einen grossen Theil der Wiener Bevölkerung, namentlich jenen der westlichen Bezirke mit bedeutendem Verluste an Zeit verbunden und daher nahezu unmöglich. Aber gerade diese industriereichen Bezirke erfordern eine besondere Berücksichtigung und vor Allem derartige sanitäre Einrichtungen, welche auf die Reinheit und Pflege des Körpers hinzielen. In dieser Hinsicht hat der Gemeinderath im Jahre 1886 einen wichtigen Beschluss gefasst, welchem durch seine Beziehung zur unbemittelten Classe eine sociale Bedeutung zukommt. Darnach sollen in allen Bezirken Wiens »Brausebäder« errichtet werden, Bäder, welche als ein äusserst wirksames diätetisches Mittel sich bereits in anderen Städten bewährt haben. Das erste zur Probe in dem ehemaligen Armenhause in der Mondscheingasse errichtete Bad, welches 70 Cabinen enthält, ist Ende 1887 eröffnet worden und hat sich bereits als eine sehr wohlthätige Einrichtung bewährt. Das billige Entgelt — der Preis ist einschliesslich zwei Stück Wäsche mit 5 kr. festgesetzt — sowie die physiologische Einwirkung des feinzertheilten Regens von lauwarmem

Wasser auf die Haut haben die Brause bereits zu einem beliebten Mittel der Körperpflege gemacht.

* * *

Nächst Krankheit und Alter gefährdet das Leben des Menschen der Zufall. Seine Formen sind mannigfach, seine Grenzen weit; tückisch fasst er den Menschen an und schont nicht Heiterkeit, nicht Lebenslust, nicht der Hände Fleiss und nicht das Werk des Geistes; in rasender Eile zerstört er, was jahrelanges Mühen geschaffen. Der Mensch hat sich vor ihm hüten gelernt und je höher die geistige Cultur, desto siegreicher ist der Kampf gegen die Gefahren geworden, welche das Einzelleben bedrohen. Aber ausser den individuellen Gefahren gibt es auch gemeinsame und solche, gegen welche der einzelne Mensch nicht anzukämpfen vermag; denn ohnmächtig ist der Einzelne dem entfesselten Elemente gegenüber, das gleich furchtbar ist, ob es als helllodernde Flamme oder als pfeilschnelle Woge das Leben und den Besitz gefährdet. Gegen Feuer- und Wassergefahr können nur vereinte Kräfte wirken, ihre Abwehr ist eine öffentliche Angelegenheit, welche zunächst in den örtlichen Kreis der Gemeinde fällt. — Zweifach ist auf diesem Gebiete die Thätigkeit derselben, anordnend, verbietend und dadurch verhütend bei Feuersgefahr und selbsteingreifend bei Wassergefahr und zur Bekämpfung der entfesselten Flamme. Polizeiliche und administrativ-ökonomische Thätigkeit greifen auch auf diesem Gebiete ineinander. Neben der Ueberwachung der Vorschriften zur Verhütung hat die Gemeinde auch Vorkehrungen zur Abwendung der die Sicherheit der Person oder des Eigenthumes bedrohenden Gefahr zu treffen. Je grösser der Fortschritt und die Verbreitung der Intelligenz, desto geringer sind auch die Gefahren geworden. Durch die Regulirung der Ströme, durch Sicherung der Flussufer hat die Technik dem wilden Elemente straffe Zügel angelegt. Wie segensreich hat auch auf diesem Gebiete die Wissenschaft gewaltet, von Franklin's Untersuchung über die elektrische Natur des Blitzes an bis zu den jüngsten Fortschritten der Chemie, welche die geheimen Kräfte der Stoffe ergründet. Wenn im Vergleiche mit der Vorzeit durch den Fortschritt im Ingenieurwesen die Gefahren sich vermindert haben, so sind andererseits, seitdem das Feuer im Dienste der Production steht und die Erzeugung brennbarer Stoffe wie explosiver Materialien zugenommen hat, wieder neue entstanden, gegen welche die Gesetzgebung unserer Tage, theils durch allgemeine,

theils durch specielle Vorschriften, aufgetreten ist, wodurch sicherheitspolizeiliche Bestimmungen auch in die Bau-, sowie die Gewerbeordnung verästelt wurden. Die Gesetzgebung zur Sicherung gegen Feuersgefahr hat eine reiche Geschichte, welche zeigt, wie die Ausbildung der Legislative in Verbindung steht mit den grossen Katastrophen, wie aus dem Uebel die Wohlthat entspringt und wie, je drohender der Feind, desto schärfer auch die Waffen werden. Ihr Beginn reicht in die Zeiten des ältesten Stadtrechtes zurück. Die ersten feuerpolizeilichen Bestimmungen kämpfen gegen die Fahrlässigkeit. Die Freiheit des Bürgers in seinem Hause soll nicht zur Quelle des Uebels für seine Mitbürger werden, deshalb verordnet das Leopoldinische Stadtrecht, dass der Bürger, in dessen Hause ein Brand ausbricht, sobald die Flamme ausserhalb des Daches gesehen wird, dem Richter ein Talent zu geben verpflichtet sei. Dieselbe Bestimmung wiederholt sich auch in den späteren Stadtrechten und mit dem Zusatze, dass, wenn das Haus gänzlich verbrennt, keine Strafe zu entrichten sei, weil der Bürger »genueg in sein selber schaden«. Ohne specielle polizeiliche Vorschriften richtet sich das Gesetz im Allgemeinen gegen die Fahrlässigkeit, als die Hauptursache von Feuersbrünsten. Aber nach und nach reihen sich an diese generellen Bestimmungen specielle Vorschriften. So wird in der ersten urkundlich erhaltenen Feuerordnung vom Jahre 1454 angeordnet, dass »ain jeder sein rauchfang kern lassen« solle, und durch die spätere Feuerordnung ergeht das Gebot auf »Rauchfang und Feuerstatt« acht zu haben, wozu noch bestimmte Vorschriften über die Zeit der Reinigung durch die Rauchfangkehrer kommen, deren Gewerbe schon frühzeitig als ein »polizeiliches« erklärt wird. Fast alle diese feuerpolizeilichen Ordnungen wiederholen den Ruf des Wächters: »Bewahrt das Feuer und das Licht« und ermahnen zur Vorsicht, wie z. B. die Ordnung aus dem Jahre 1639, welche dem Bürger aufträgt, »in seinem Hause zu Nachts der Letzte nieder und zu Morgens der Erste auf zu sein und Achtung zu haben, damit durch Feuer keine Verwahrlosung geschehe«.

Nach und nach richtet das Gesetz auch das Augenmerk auf die Anlage der Wohnstätten; die Feuerordnung wird zugleich zur Bauordnung, die erst in späterer Zeit sich abzweigt. Zunächst sind es die Dachbodenwohnungen, für welche bereits 1688 angeordnet wird, dass sie »über und über mit Ziegeln vermauert werden sollen«, später die Schindeldächer, die wie die hölzernen Stiegen in der inneren Stadt 1789 verboten wurden. Noch in der Feuerlösch-Ordnung vom Jahre 1817, die bis zum Jahre 1884 Geltung hatte und

in welcher zum erstenmale auch Massregeln für die Feuersicherheit in den Schauspielhäusern eingeführt wurden, sind viele baupolizeiliche Massregeln enthalten, darunter auch das Verbot der Errichtung neuer Schindeldächer, der Dachzimmer und der hölzernen Dachgesimse. Die jüngste Feuerlöschordnung vom 19. Mai 1884, die sich dem Umschwung in den Zeitverhältnissen anschloss, konnte bereits hinweisen auf die inzwischen in Kraft getretenen strafgesetzlichen Bestimmungen, auf die Vorschriften der Bauordnung, auf die gesetzlich angeordneten Vorsichtsmassregeln bei dem Bau und Betrieb von Theatern und ähnlichen Unternehmungen, dann auf die Verordnungen, durch welche einzelne feuergefährliche Unternehmungen und Unterlassungen untersagt und Vorsichtsmassregeln für die Behandlung und Aufbewahrung leicht entzündlicher Stoffe angeordnet wurden.

Weniger fortschrittlich hatte sich die Thätigkeit zur Bekämpfung der eingetretenen Feuersgefahr entwickelt. Während Paris bereits vor 100 Jahren ein Löschcorps in der Stärke von 221 Mann hatte, bestand in Wien im Jahre 1848 die Mannschaft der im XVII. Jahrhunderte sich heranbildenden Berufsfeuerwehr ausser 26 Taglöhnern noch immer wie 1759 aus 4 »Feuerknechten« und 4 Feuerknechtsgehilfen, die in langen weissen Kitteln, auf dem hochragenden Cylinder eine weisse Cocarde neben Spritze und Wasserwagen laufen mussten. Die Ursache dieser späten Entwickelung eines organisirten Löschcorps liegt in der Auffassung, dass der Feuerlöschdienst, als die Bekämpfung einer gemeinsamen Gefahr, eine öffentliche Pflicht jedes Bürgers sei. Damit war der Löschdienst mit dem Zunftwesen in Verbindung gebracht, aber schon 1858 dahin erweitert worden, dass nicht bloss die Bürger, sondern auch alle Einwohner zur Abwendung des gemeinsamen Unglücks verpflichtet seien. Daneben bestanden noch besondere Verpflichtungen für einzelne Zünfte. Die Feuerordnung vom Jahre 1454 verpflichtet die Bader mit ihren »scheffeln«, die Zimmerleute mit »hakhen und zeug« auf dem Brandplatze einzutreffen; nach den späteren Ordnungen müssen die Binder, Wagner und Tischler mit Wassergeräthschaften, die Schuhmacher mit »ledernen Ampern«, die Wirthe »mit einer gerechten Spritzen« erscheinen; später tauchen nach der Scheidung zwischen Stadt- und Vorstadtfeuern in den Vorstädten die typischen Erscheinungen der »Strapler, Holzscheiber, Wassermäuse und Schnapphahnen« auf, welche die Aufgabe hatten, die Wasserwagen anzufüllen.

In diesem Durcheinander von Menschen, welche der Glockenschlag und später die Feuertrommel zur gemeinsamen Pflicht mahnt,

mangelte es zwar nicht an einheitlicher Leitung, welche dem Stadtkämmerer zukam, wohl aber an Disciplin. Der Commandoruf verhallte im Gewirre der nicht geschulten Menge, in welcher der grösste Theil in Folge des Zwanges wenig Eifer zeigte. Wie das »lebende«, so war auch das »todte Material« — die Löschgeräthschaften — unzulänglich; nirgends in Wien, aber auch nicht in anderen Städten, eine Spur jener Einrichtungen der alten Welt, jener grossartigen Wasserhebemaschinen, welche uns Vitruv beschreibt. An Löschgeräthschaften schreiben die ältesten Feuerordnungen »Kruckhen«, Hacken, Handspritzen vor; in den späteren Ordnungen wird für jedes Haus die Anzahl der Requisiten bestimmt, die nach der Grösse des Hauses verschieden ist. Zum Halten von Feuerspritzen waren ausser dem Unterkammeramte noch das Domcapitel und die Klöster verpflichtet. Nach der Ordnung des Jahres 1817 waren in der inneren Stadt 15 grosse und 19 kleine Spritzen, in sämmtlichen Vorstädten 54 grosse und 51 Tragspritzen vorgeschrieben.

Dass es mit dem wichtigsten Löschmittel, dem Wasser, nicht besser beschaffen war, zeigt uns die Geschichte der Wasserversorgung; die Unzulänglichkeit der öffentlichen Brunnen machte strenge Vorschriften für den häuslichen Vorrath nothwendig. Die Anordnung der ältesten Feuerordnung, dass unter dem Dache Wasser »in potingen« aufzubewahren sei, wiederholt sich in den späteren Ordnungen und in dem Feuerlöschpatent des Jahres 1817 wird die Bewilligung für Neubauten von der Bedingung, einen Brunnen zu graben, abhängig gemacht.

Der Abstand, den die Gegenwart auf diesem Gebiete der Verwaltung zeigt, ist das Ergebniss des, wenn auch nicht raschen, aber sich stetig entwickelnden Fortschrittes. Da ist zunächst das »lebende Material«: eine Schaar junger und kräftiger Leute, militärisch organisirt, waghalsig und tüchtig geschult, zum Kampfe gegen das feindliche Element, wozu die Technik neue Waffen geliefert. Die Saugspritze hat seither die Druckspritze verdrängt und, freilich erst in neuerer Zeit, wiewohl schon mehr als 50 Jahre seit ihrer Erfindung verflossen sind, ist auch die Dampfspritze in den Löschdienst getreten. Aus den mannigfachen Geräthschaften ersehen wir, wie in unseren Tagen der Rettungsdienst knapp neben den Feuerlöschdienst getreten ist. Nicht mehr die Spritzen, auch nicht die Wasserwagen und nicht der Eimer, nicht mehr die Hacken und nicht die Krücken bilden, wie ehemals, das Um und Auf der Thätigkeit im Feuerlöschdienste. Das Springtuch, der Rettungsschlauch, das Rutschtuch und

die Rettungsleine, sie zeigen uns, dass die Aufgabe der Feuerwehr eine weitere geworden ist. Und nun gar erst der ungeheure Fortschritt im Meldewesen, wodurch die Brände in Wien an Heftigkeit und Ausdehnung verloren haben.

Werfen wir einen Blick zurück in die Zeit, ehe der elektrische Funke schneller als die emporzüngelnde Flamme die Menschenkräfte zur Bekämpfung derselben sammelte, in die Zeit, als das Meldungswesen einzig und allein vom Thurme zu St. Stefan erfolgte, in jene Tage, in welchen das Ausstecken der rothen Fahne zur Tageszeit und der rothen Laterne zur Nachtzeit die Richtung anzeigte, in welcher ein Brandunglück sich ereignet hatte. Das ist derselbe gemächliche, schneckenartige Gang der vormärzlichen Zeit, der nicht einmal in dem Augenblicke der Gefahr schneller werden will. Der Thürmer zu St. Stefan, der den Feuerschein wahrnimmt, schreibt den Ort des Brandes auf einen Zettel, verschliesst denselben in eine Kugel und lässt diese durch ein Rohr zum Messner gleiten, der als eilender Bote in das »Unterkammeramt« läuft und das Feuer »meldet«. Bis die Spritzen in Stand gesetzt, die Pferde besorgt, die Functionäre verständigt sind, ist ein nicht geringer Zeitraum verstrichen. Im gleichen Tempo bewegt sich auch die Ausfahrt: Voran zwei »Feuerknechte« mit der Aufgabe, Platz zu schaffen, und neben der Spritze, sowie hinter derselben das Löschpersonale, mit den Pferden um die Wette rennend. Inzwischen laufen Boten aus nach allen Richtungen, vom Thurme ertönt das Glockenzeichen, die Soldaten der Hauptwache rühren die Trommel, aus allen Häusern läuft Jung und Alt, die Fama vergrössert von Minute zu Minute das Ereignis, der Ruf dringt bis zur Burg, von wo aus ein »eilender Bote« nach den kaiserlichen Stallungen um die Hofspritze läuft. Auch die jüngere Generation wird sich an das typische Bild der Hofspritze noch erinnern, die, von sechs Schimmeln gezogen, eine gewisse innere Befriedigung schon aus dem Grunde erweckte, weil sie allgemein als Zeichen galt, dass das Feuer längst zu Ende sei.

Wie anders gestaltet sich das Bild der Gegenwart. Ueberall Fortschritt und Verbesserung, von der Meldung an bis zur Löschaction. Statt Feuerrufe, Glockenton und Trommelschlag sammelt der elektrische Funke die thatendurstige Berufsfeuerwehr zum Kampfe gegen das feindliche Element. Im sausenden Galopp geht's durch Strassen und Gassen, und schon nach wenigen Minuten greifen geschulte Hände zielbewusst, mit maschinenartiger Präcision ineinander, schiesst eine mächtige Wassergarbe aus der Erde und

winden sich Schläuche bis an den First. Mit der zunehmenden Gefahr wächst auch die Hilfe, die Reserven rücken heran, um mit frischem Muth und neuen Kräften den Kampf fortzusetzen und nicht eher zu ruhen, bis der Sieg erfochten ist. Durch seine Organisation und seine Leistungen hat das Wiener Feuerlöschcorps einen wahrhaft europäischen Ruf erworben; ihn begründet zu haben, ist das Verdienst der Gemeindevertretung, die seit 1863 vielfache Verbesserungen im Feuerlöschwesen eingeführt hat, wodurch sich die jährlichen Ausgaben, welche vordem kaum fl. 62.000 betrugen, bis heute auf fl. 268.167 gesteigert haben. Nachdem bereits 1854 für den Meldedienst vom Stefansthurm bis zur Centrale Am Hof der elektro-magnetische Telegraph eingeführt worden war, wurde 1864 die telegraphische Verbindung der Centrale mit den Filialen mittelst Kabeln vorgenommen und seit dem Jahre 1872 nach und nach auch mit sämmtlichen Theatern Wiens.

Später wurde das Meldewesen noch durch die Einführung von Automaten ergänzt, und der erste derselben im II. Bezirke bei dem Hause Nr. 78 in der Praterstrasse in Betrieb gestellt. Auch das Löschmaterial erfuhr in dieser Periode eine mehrfache Verbesserung bis zur Einführung der Dampfspritze, welche zum ersten Male am 5. Juli 1878 bei dem Dachbrande des Hauses Nr. 7 am Heumarkte in Action trat. Von den Rettungsapparaten kamen zum ersten Male in Verwendung: Der Rettungsschlauch am 7. April 1873, das Sprungtuch anlässlich des grossen Brandes am Tabor im März 1878, wobei acht Menschen gerettet wurden, das Rutschtuch am 7. März 1888 gelegentlich des Brandes im Hause Nr. 14 am Bauernmarkte.

Die Entwickelungsphasen im Feuerlöschwesen hängen meist mit grossen Brandkatastrophen zusammen, welche stets die Unzulänglichkeit der jeweiligen Einrichtungen ergeben haben. Es lässt sich dieser traurige, aber naturgemässe Connex zwischen Ursache und Wirkung bis in die früheren Jahrhunderte verfolgen und auch in der letzten vierzigjährigen Periode der Stadtgeschichte ist die schrittweise Reform auf vorausgegangene Ereignisse zurückzuführen. Nach dem grossen Brande im Schottenhof im Jahre 1854 begann die Gemeinde das Reformwerk, das dreissig Jahre später nach der furchtbaren Nacht des 8. December 1881 mit der vollständigen Reorganisation des Feuerwehrdienstes beendet wurde. Früher ein Theil des städtischen Bauamtes, ist die Wiener Feuerwehr seit 9. Mai 1884 ein selbständiges Institut mit militärischer Organisation geworden, dem im Ganzen 399 Mann angehören.

Ausser der Reform des Löschwesens ist aber auch eine andere wichtige Neuerung eingeführt worden, indem seit 1851 keine Vergütung mehr für das Ausrücken des städtischen Löschcorps eingehoben wird. Die Erfahrung hatte gelehrt, dass in Folge der hohen Kosten sehr häufig die Meldung von Bränden unterblieben und dadurch die Gefahr vergrössert worden war. Die Aufhebung des Kostenersatzes war eine Consequenz des Grundsatzes, dass die Erhaltung und Sicherheit der Person und des Eigenthums eine der vorzüglichsten Aufgaben der Gemeinde sei, welche auch mit gemeinsamen Mitteln durchgeführt werden müsse.

Auch der Schutz gegen die Wassergefahr hat seit den letzten 40 Jahren einen Fortschritt aufzuweisen, der mit dem grossen Werke der Donauregulirung im engen Zusammenhange steht. Die meisten Ueberschwemmungen, wie jene im Jahre 1849 und 1850 wurden durch Eisstauungen im Donaucanale verursacht. Eine durch den Hauptstrom der Donau verursachte Ueberschwemmung fand im Jahre 1862 statt, welche mit ihren furchtbaren Folgen an die Octobertage des Jahres 1787 gemahnte. Das tosende Element hatte in diesem Jahre die Residenzstadt in bange Furcht und Schrecken versetzt, das grause Drama war am 31. Jänner durch ein Vorspiel eingeleitet worden. Durch das Anschwellen des Ottakringer Baches, der durch die Lerchenfelderstrasse ziehend, dem Donaucanal zuströmt, war an diesem Tage der Canal in der Rofranogasse zwischen der Hauptstrasse, dem Strozzi'schen Grunde und der Rosmaringasse in einer Länge von beiläufig zwölf Klaftern eingestürzt und hatte die tiefer gelegenen Häuser unter Wasser gesetzt, das noch am selben Tage die Höhe von drei Schuh erreichte. Weit furchtbarer aber war das Ereigniss, welches sich zwei Tage darnach, am 2. Februar, durch das Steigen des Wassers in der grossen Donau, sowie im Donaucanale ankündigte. Noch gab man sich am Abend der Hoffnung hin, dass die schnell getroffenen Vorsichtsmassregeln hinreichen werden, Wien vor einer Katastrophe zu bewahren; aber schon der nächste Tag, als sich die Fluthen über die Brigittenau mit solcher Schnelligkeit ergossen hatten, dass viele Bewohner, die nicht mehr aus den Häusern flüchten konnten, auf den Dächern Schutz vor dem immer heftiger anstürmenden Elemente suchen mussten, brachte Schreckensscenen, wie sie sich vordem in solch' düsterem Bilde nicht entfaltet hatten. Vom Frost durchschüttelt, durchnässt und hungernd, waren 1420 Personen plötzlich ohne Obdach, ohne Hab und Gut, nicht mehr besitzend, als das, was sie

am Leibe trugen. Von Nussdorf bis zur Freudenau war das Land im Ausmasse von 4675 Hektaren überschwemmt. Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde, denn kalter Regen und heulender Sturmwind erschwerten die Rettungsaction, die den Aufwand aller Kräfte forderte. Aber die Gefahr und das Beispiel der Unerschrockenheit und des Opfermuthes, welches in diesen Tagen harter Prüfung der Kaiser in der herzlichen Theilnahme für die Unglücklichen bekundet hatte, befeuerte die tapferen Retter. Unbekümmert um die Gefahr hatte sich der Monarch auf einem Ponton den tobenden Fluthen anvertraut, um Hilfe und Trost zu bringen und die Rettenden zu ermuthigen. Wie am 4. Februar, an welchem der Kaiser zweimal in der Brigittenau erschienen war, um an dem Rettungswerke in eigener Person theilzunehmen, kam er auch in den nächstfolgenden Tagen wiederholt in den Ueberschwemmungs-Rayon, verblieb sogar die Nacht bis zum frühen Morgen daselbst und liess aus der Hofburg Lebensmittel zur Vertheilung bringen. Von dem Beispiele des Fürsten, der den Kummer mit seinem Volke theilte, aufgemuntert, hatten auch die öffentlichen Functionäre und die braven Pionniere, welche über Auftrag des Kaisers von Klosterneuburg nach Wien gekommen waren und noch während der Fahrt 20 Personen in der Brigittenau gerettet hatten, mit Opfermuth und Ausdauer die Rettungsarbeiten unternommen. Bürgermeister wie Gemeinderath waren eifrig bestrebt, der herrschenden Noth nach Kräften einen Damm zu setzen; von allen Seiten flossen reichlich Gaben für die Ueberschwemmten. Auch in dieser Hinsicht hatte der Monarch seine warme Theilnahme bekundet; in einem Schreiben an den Staatsminister vom 6. Februar bestimmte er »zur Erleichterung der Lage der von grösster Noth Bedrängten Wiens und Niederösterreichs« einen Betrag von zehntausend Gulden. Bis zum 7. Februar waren 39.700 Gulden an Unterstützungsbeträgen für Hilfsbedürftige eingegangen, wenige Wochen darnach schon über 200.000 Gulden. — Durch nahezu eine Woche war das furchtbare Element aus seinen Grenzen getreten, Alles verwüstend und nichts zurücklassend, als bittere Noth, Krankheit und Elend. Am 9. Februar, an dem Tage, an welchem der Kaiser die Ueberschwemmungsstätte am Tabor besuchte, begannen die Fluthen der Donau ihren natürlichen Lauf wieder aufzunehmen. Bald darauf war die Gefahr gänzlich beseitigt. Zur Erinnerung an diese Tage hatte ein Wiener Bürger ein Gemälde von der Hand Pettenkofen's ausführen lassen, welches den Besuch des Monarchen an der Ueberschwemmungsstätte am Tabor darstellt. Der Kaiser, welcher das

Bild huldvoll entgegengenommen hatte, geruhte dasselbe aus eigener Initiative der Stadtgemeinde zu überlassen, in Erwägung, »dass die Erinnerung an das traurige Ereigniss jener Tage unzertrennlich bleiben wird von der Erinnerung an die zahlreichen Thaten und Opfer echten Bürgersinnes der Wiener«. Gegenwärtig befindet sich dieses Bild, welches in der diesjährigen Gewerbeausstellung im Pavillon der Donauregulirung exponirt war, im historischen Museum der Stadt Wien.

Die Ueberschwemmung des Jahres 1862 hatte die Gemeinde zu einer Vermehrung der Vorsichtsmassregeln für den Fall einer abermals eintretenden Wassergefahr veranlasst; in den beiden darauffolgenden Jahren wurden die Depôts für Requisiten gebaut, in welchen 7637 Treppen und 18.678 Schrägen hinterlegt wurden. Die Auslagen für Ueberschwemmungs-Vorkehrungen stiegen seitdem von Jahr zu Jahr und erreichten 1870 den Betrag von 30.000 Gulden. Bis zu dieser Zeit blieb Wien von einer ähnlichen Katastrophe, wie im Jahre 1862 verschont. Aber die Beruhigung, welche sich im Laufe der Jahre eingestellt hatte, wurde durch die im Jahre 1871 eingetretene Ueberschwemmung wieder gestört. Die Wassergefahr war so plötzlich eingetreten, dass kaum noch Zeit erübrigte, die dringendsten Vorkehrungen treffen zu können. Mehr als 4000 Personen mussten delogirt werden; am härtesten war wieder die Brigittenau betroffen, zu deren Entwässerung ein Abzug in den Donaucanal hergestellt wurde. Die damals im Stadtgebiete eingeleitete Sammlung zu Gunsten der Verunglückten ergab ausser zahlreichen Spenden von Kleidungsstücken und Victualien den Betrag von 181.118 Gulden, welche an 2751 Personen vertheilt wurden. Die grossen Gefahren, welchen bisher die nieder gelegenen Bezirke stets bei anbrechendem Frühling ausgesetzt waren, hat seither die Donauregulirung für immer beseitigt. Bei dem Eisgange und dem Hochwasser im Winter 1876 leistete das neugeschaffene Bett, sowie die Regelung des Donaucanals grosse Dienste und auch die Absperrvorrichtung an der Einmündung des Wiener Donaucanals legte im Winter 1875—1876 die erste Probe ihrer Widerstandsfähigkeit ab. Wenn auch das Eindringen der Eismassen in den Donaucanal nicht gänzlich verhindert werden kann, so bewirkte doch das Sperrschiff, dass der Wasserzufluss in den Canal durch die comprimirte Eismasse bedeutend vermindert wird. Obgleich 1876 die Verhältnisse weit ungünstiger standen, als zur Zeit der grossen Ueberschwemmung im Jahre 1830, so war doch der Wasserstand am Pegel der Ferdinandsbrücke um 7 Schuh 5 Zoll geringer als 1830, in welchem

Jahre er eine Höhe von 22 Schuh anzeigte. Wiewohl bereits praktische Schiffleute im Jahre 1876 erklärt hatten, dass, wenn damals das Sperrschiff nicht bestanden hätte, der Eisstoss durch den Canal gegangen und dadurch eine grosse Ueberschwemmung der nieder gelegenen Bezirke unvermeidlich gewesen wäre, so brach sich in der Bevölkerung doch erst gelegentlich des Eisganges im Jahre 1880 die Ueberzeugung Bahn, dass das Schwimmthor Wien vor einer Ueberschwemmung bewahrt habe. Ein gleicher Erfolg war auch 1883 während des Hochwassers erzielt, da durch die Depression des Wasserspiegels im Canal Wien abermals vor einer Ueberschwemmung bewahrt blieb.

Dank dieser fortschrittlichen Einrichtungen meldet die Chronik der Stadt seither nichts mehr von jenen furchtbaren Katastrophen, welche in vergangenen Zeiten Leben, Gesundheit und Besitz von Tausenden bedroht haben.

* * *

Der Fortschritt der Volksgesundheit innerhalb der letzten 40 Jahre findet seinen Ausdruck in der verminderten Ziffer der Krankheits- und Sterbefälle. Indem die Statistik diese Erscheinungen feststellt, weist sie zugleich auch auf die Ursachen derselben zurück. Je genauer man die einzelnen Posten in der Buchhaltung der Cultur prüft, desto mehr erscheint das Urtheil begründet, dass Wien eine der gesündesten Grossstädte Europas geworden ist. Noch vor 25 Jahren hatten die einheimischen Aerzte zu wiederholten Malen auf die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse der Stadt aufmerksam gemacht, und nur allzu häufig haben sich in den ersten zwei Dritteln der abgelaufenen vier Jahrzehnte Epidemien heimisch gemacht. Seit 15 Jahren ist Wien von einer solchen verschont geblieben, gerade von jener Zeit an, in welcher die Gemeinde für die Assanirung der Stadt Millionen geopfert hat. Seit die Humanität vom Throne der grossen Kaiserin Maria Theresia aus sich zu entfalten begann, seit für die Armen und Elenden Zufluchtstätten errichtet und Reformen in der öffentlichen Krankenpflege eingeführt wurden, haben sich Geburten und Sterbefälle nach und nach das Gleichgewicht gehalten: später, als die Bevölkerung in kurzer Zeit durch die Zuwanderung sich bedeutend vermehrt hatte, traten wieder bedenkliche Erscheinungen auf; namentlich zeigen die Jahre 1806 und 1809 eine viel höhere Sterbeziffer als die Jahre 1831 und 1832, zu welcher Zeit zum ersten Male die Cholera sich ausgebreitet hat. Erst nach

Verlauf derselben siegt die Geburtsziffer über die Sterbeziffer und behauptet den Vorrang. Die sanitären Verbesserungen der Neuzeit haben Wien bereits am Ende der siebziger Jahre den günstigen Gesundheitsverhältnissen Londons nahe gebracht, man zählte in London auf 1000 Civilpersonen 23·6, in Wien 25, dagegen in Paris 26·9, in Berlin 27·7 und in Budapest 31·6 Todesfälle. Schritt für Schritt lässt sich mit der Zunahme der Assanirungsthätigkeit die Veränderung der Sterblichkeitsziffer verfolgen, die 1869 auffallend hervortritt und seither stetig fortschreitet. Das gilt zunächst von jenen einheimischen Krankheiten der Respirationsorgane, welche die Aetiologie mit den klimatischen Verhältnissen der Stadt, mit dem Körperbau und den erblichen Anlagen in Verbindung bringt; ihnen an Ex- und Intensität nahe stehen die Krankheiten der Digestionsorgane, deren Mortalitätsverhältniss beiläufig 8% der Gesammtsterblichkeit beträgt. Seit den letzten Jahrzehnten ist in beider Hinsicht eine entschiedene günstige Wendung eingetreten, die hauptsächlich nur den Verbesserungen der öffentlichen Einrichtungen gut zu schreiben ist. Speciell die Lungentuberculose, diese eigentliche Wiener Krankheit, hat sich während der letzten 20 Jahre bedeutend vermindert, denn während an derselben 1867 von je 10.000 Einwohnern 77 starben, sank die Zahl der Todesfälle im Jahre 1887 auf 61 herab. Waren es hier vorzugsweise die Verbesserungen im Wohnungswesen durch die Bauordnungen und seit der Stadterweiterung die Verbreiterung der Strassen, die Anlage öffentlicher Gärten und die Beseitigung von vielerlei Hindernissen, welche dem Zutritte von Licht und Luft entgegenstanden, so haben die Einleitung der Hochquellen, sowie die Regulirung der Donau und nicht zum Geringsten auch die sanitätspolizeiliche Ueberwachung der Nahrungs- und Genussmittel auf die Verminderung der Krankheiten des Magens und Darmtractes nicht weniger erfolgreich gewirkt, denn während 1873, also im Jahre der Einleitung der Hochquellen von je 10.000 Bewohnern 34 an Magen- und Darmtract-Entzündungen starben, hatten sich die Todesfälle im Jahre 1887 im gleichen Verhältniss zur Volksmenge auf 19 verringert. Gerade die Abnahme dieser mit den klimatischen und den Bodenverhältnissen der Stadt in enger Verbindung stehenden, ununterbrochen auftretenden Krankheiten, die in der Heftigkeit nach den Jahreszeiten abwechseln, zeigt, dass die intensive Verbesserung der Salubrität mit der Thätigkeit der Sanitätsverwaltung zusammenhängt, sie zeigt auch, dass trotz der Anspannung der geistigen wie der physischen Kräfte und trotz so mancher Schattenseite der Civili-

sation sogar jene Krankheiten in Abnahme gekommen sind, die in vergangener Zeit sich mit echt vormärzlicher Behaglichkeit ausgebreitet haben.

Mit noch grösserem Erfolge als gegen diese Krankheiten, welche sich auf dem Wiener Boden eine Heimat erzwungen haben, ist die Sanitätsverwaltung gegen jene organischen Wesen aufgetreten, welche in steter Wanderung sich dort einzunisten pflegen, wo ihnen kein oder doch nur ein geringer Widerstand entgegengesetzt wird. Einige dieser infectiösen Parasiten, deren Natur die Wissenschaft erst in unseren Tagen zu ergründen begonnen hat, sind auch während der letzten vier Decennien wiederholt in epidemischer Form aufgetreten, andere dagegen haben sich zu stationären Krankheiten entwickelt, sind aber in ihrer Heftigkeit und Ausbreitung durch die prophylaktischen Vorkehrungen der Sanitätsbehörde gehindert worden. Die meisten dieser infectiösen Krankheiten haben bereits eine Vergangenheit hinter sich; Cholera, Typhus und Blattern sogar ihre Geschichte, von den alten Infectionskrankheiten nicht zu reden, die in verflossenen Jahrhunderten viel Kummer und Leid in unsere Stadt verpflanzt hatten. Alter und Ausbreitung räumen den Blattern den ersten Rang in der Geschichte der modernen Seuchen ein, ihnen reihen sich sodann der Typhus, der unter den zymothischen Krankheiten in den Grossstädten als Gradmesser der Gesundheitsverhältnisse betrachtet werden kann, und zuletzt, aber durchaus nicht als letzte in ihren Wirkungen, die Cholera an, als eine Erscheinung, die zum ersten Male in der vormärzlichen Zeit 1831 aufgetreten ist, sich bis zum Jahre 1850 noch viermal gezeigt und an Menschenleben während dieser Periode im Ganzen 8545 Opfer gefordert hat. Von 1850 an ist die Wiener Bevölkerung von ihr abermals viermal, und zwar in den Jahren 1854, 1855, 1866 und zuletzt 1873 überrascht worden und musste im Ganzen einen Verlust von 11.088 Menschen beklagen. So gross auch diese Gesammtziffer ist, so ist immerhin die bemerkenswerthe Thatsache in Betracht zu ziehen, dass, während 1833 von 1000 Personen acht an Cholera starben, im Jahre 1873 auf dieselbe Anzahl nur mehr vier Sterbefälle entfielen. Es ist auffallend, dass auch die Cholera seit der Wirksamkeit der Hochquellenleitung nicht mehr den Weg nach Wien genommen hat. Wenn man noch die Erfahrungen über den Zusammenhang zwischen Trinkwasser und Choleraverbreitung in Erwägung zieht, welche in Manchester, Glasgow und Salford gemacht wurden, so lässt sich wohl annehmen, dass nächst der Beschaffen-

heit des Bodens das Trinkwasser von ätiologischer Bedeutung ist. Unzweifelhaft ist aber der Einfluss des Wassers hinsichtlich des Typhus und der Dysenterie. Denn als in Folge der 1877 eingetretenen Wassernoth in einigen Bezirken wieder die Hausbrunnen benützt wurden, hatten sich auch die Fälle des Unterleibs-Typhus vermehrt; eine Untersuchung der Brunnen ergab bei vielen einen hohen Gehalt an organischen und Moderstoffen sowie salpetersauren Salzen. Die Aetiologie des Typhus hat auch eine zeitliche, sowie örtliche Disposition nachgewiesen, indem der Zunahme der Erkrankungsfälle ein hoher Wasserstand der Donau und die Ueberfluthung der im Inundationsgebiete gelegenen Gemeindebezirke unmittelbar vorausgegangen ist. Seit der Abwehr der Ueberschwemmungsgefahr durch die Regulirung der Donau haben sich aber jene Krankheiten vermindert, deren Entstehung mit der Einwirkung stagnirender Gewässer, überschwemmt gewesener Wohnungen, oder des durchfeuchteten Untergrundes im ursächlichen Zusammenhange stehen. Die Statistik leitet auch hier zur unumstösslichen Wahrheit und weist nach, dass das Maximum der Typhusfrequenz innerhalb der letzten 40 Jahre regelmässig mit dem Eintritte der Wasserkatastrophen zusammenfällt. Im Jahre 1862 wurden 840 Menschen ein Opfer des Typhus, nach der Ueberschwemmung im Jahre 1871 starben an dieser Krankheit 1149; im gegenwärtigen Jahrzehnte sank die Jahressumme der Sterbefälle von 113 im Jahre 1881 auf 63 im Jahre 1887. Gleich erfreulich ist die Abnahme der Mortalitätsziffer bei der Dysenterie, die in den Jahren 1851 und 1857 epidemisch aufgetreten, in den folgenden Jahren mit einer allerdings geringen Ziffer stationär geworden, 1867 noch in 97 Fällen, 20 Jahre darnach aber nur mehr in drei Fällen einen tödtlichen Verlauf genommen hat.

Die grösste Aufmerksamkeit haben in den letzten Jahrzehnten zwei infectiöse Krankheiten erregt; die eine wegen ihrer Neuheit, die andere wegen ihres heftigen Auftretens. Diphtheritis und Blattern erscheinen in dem Budget der Gesundheit als hohe Schuldposten, die abzutragen die Prophylaxis der öffentlichen Verwaltung sich redlich bemüht hat.

Eine verlässliche statistische Ziffer hinsichtlich der Diphtheritis lässt sich nicht angeben, zumal unter dieser wissenschaftlichen Benennung, besonders in den siebziger Jahren Halskrankheiten verschiedener Art in die Statistik eingeschmuggelt wurden. Epidemisch trat dieser »Würgeengel der Kleinen« erst 1876 mit 678 Todesfällen auf, eine Sterbeziffer, die, nachdem sie ihre Höhe mit 2359 Fällen

im Jahre 1878 erreicht hatte, seither in constanter Abnahme begriffen ist.

Die grösste Bewegung, sowohl in der Kranken- als in der Sterbeziffer haben im letzten Drittel der vormärzlichen Periode die Blattern hervorgerufen, die, nachdem sie bis 1871 eine ziemlich normale Sterblichkeit (circa 300 per Jahr) veranlasst, 1872 sich epidemisch ausgebreitet und 3334 Todesfälle verursacht hatten. Die Blattern-Epidemie des Jahres 1872 war nicht nur unter allen Epidemien dieses Jahrhunderts die heftigste und hinsichtlich der Sterbeziffer die grösste, sondern auch im Vergleiche zu den Blattern-Epidemien der Vorzeit die relativ stärkste, denn sie übertraf jene des Jahres 1800 um 38 Fälle. In der darauffolgenden Zeit machte sich noch immer eine hohe Sterbeziffer geltend, die erst im Jahre 1879 wieder eine normale wurde. Im Beginne der achtziger Jahre wieder im Zunehmen, sank die Sterblichkeit im Jahre 1887 auf 67 Fälle herab.

Die zunehmende Gefahr der Blatternerkrankungen drängte in den siebziger Jahren die Behörden, der bereits im vorigen Jahrhunderte lebhaft angeregten Impffrage eine erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Die Erfahrung, welche 1873 gemacht wurde, dass bei dem epidemischen Auftreten der Blattern zuerst die Ungeimpften und erst später bei zunehmender Verbreitung auch die Geimpften befallen wurden, veranlassten die Behörden, durch eine ausgiebige Durchführung der Schutzpockenimpfung eine Verminderung der Blatternerkrankungen zu versuchen. Die Frage des Impfzwanges war bereits 1869 von dem Magistrate angeregt worden, kam aber nicht zur Lösung; man hielt den Zwang mit den Principien des Rechtsstaates nicht vereinbar, da selbst in den Zeiten des starren Absolutismus davon kein Gebrauch gemacht, vielmehr dahin gewirkt wurde, durch Belehrung und Aufmunterung die Bevölkerung von der Nothwendigkeit der Impfung zu überzeugen. Insbesondere waren es zwei Schriften, für deren Verbreitung am Ende der dreissiger Jahre die Regierung lebhaft thätig war; eine vom Grafen Salm, betitelt: »Was sind die Kuhpocken und wozu nützen sie?« und eine andere in London von der Jenner'schen Gesellschaft herausgegeben, welche Graf Harrach ins Deutsche übertragen hatte. Man hielt also an dem Principe der Impfbeförderung durch Belehrung fest, veranlasste aber auch eine jährliche Conscription der Nichtgeimpften, die für Wien dem Magistrate aufgetragen wurde und beschränkte die obligatorische Nothimpfung auf den Fall des Auftretens von Blattern

in einem Stadttheile. Seit 1876 ist die Zahl der Impfungen fortwährend im Steigen, was als Beweis für die zunehmende Erkenntniss der Bevölkerung von der Wichtigkeit der Vaccination gelten kann.

Abgesehen von den prophylaktischen Massregeln haben die Epidemien auch noch in anderer Hinsicht eine erhöhte Thätigkeit der Gemeinde veranlasst. Längst vor dem Sanitätsgesetz vom 30. April 1870, welches der Gemeinde die Durchführung der örtlichen Vorkehrungen zur Verhütung ansteckender Krankheiten und ihrer Weiterverbreitung übertragen hatte, übernahm die Gemeinde, trotzdem sie zur Errichtung von Spitälern mit Rücksicht auf ihre finanziellen Beiträge zum Krankenhausfond nicht verpflichtet ist, wiederholt die Herstellung von Noth- und Epidemiespitälern, theils durch Errichtung von Baracken, theils durch Evacuirung städtischer Gebäude und endlich im Jahre 1873 durch den Bau eines Krankenhauses an der Triesterstrasse, des ersten Pavillonspitales in Oesterreich.

Mit der administrativ-ökonomischen Thätigkeit hat die Gemeinde auch eine umfassende polizeiliche Fürsorge verbunden, insbesondere durch die Vornahme von Untersuchungen sanitätswidriger und überfüllter Wohnungen. Wie jede Grossstadt hat auch Wien seine Geheimnisse: Herbergen und Massenquartiere, diese Schattenseiten grosser Städte, dazu Zinskasernen mit übervölkerten kleinen Wohnungen, die der Miether und seine Familie noch mit dem »Bettgeher« theilt. Die Untersuchung dieser Wohnungen ergab nicht selten, dass in einem Zimmer der Aftermiether durch keine andere Grenze als die einer Kreidelinie getrennt war. Gegen diese Herde infectiöser Krankheiten ist seit dem epidemischen Auftreten von Krankheiten in den siebziger Jahren die Sanitätspolizei erfolgreich zu Felde gezogen. So zählte man 1873 in dem sogenannten Schimmelhause im III. Bezirke 1800 Personen, während heute in Folge der behördlichen Massregeln nur mehr gegen 700 Personen daselbst Unterkunft finden.

Ursachen wie Erscheinungen haben, wie die letzten vierzig Jahre lehren, auf dem Gebiete der Hygiene eine vielverzweigte Thätigkeit der Gemeinde veranlasst, deren Erfolg in der verminderten Sterblichkeitsziffer Ausdruck gefunden hat.

* * *

Ein Jahrhundert ist verflossen, seit Peter Frank den Mahnruf an die Behörden gerichtet hat, das schleichende Gift in den Adern des Volkes aufzusuchen und mit dem Verlust an Menschen sich

ebenso bekannt zu machen, als mit dem jährlichen Zuwachs. Was der Gelehrte angeregt hat, ist heute zu einer der wichtigsten Aufgaben der Verwaltung geworden, an deren Lösung die Wissenschaft den grössten Antheil hat. Je mehr die Civilisation sich entfaltet, die Cultur sich verfeinert hat, desto mehr ist trotz all' der düsteren Schatten, welche der Kampf ums Dasein in die Helle des Fortschrittes geworfen, die wirthschaftliche Bedeutung des einzelnen Menschen im Staate, wie in der Gemeinde hervorgetreten, desto klarer ist auch der ökonomische Werth der Gesundheit geworden, mit dessen ziffermässiger Feststellung sich hervorragende Fachmänner beschäftiget haben. Vor zehn Jahren hat Max von Pettenkofer bei Berechnung des Schadens, den die Krankheit verursacht, unter Anderem die Frage erörtert, welchen Werth, in einer minimalen Geldsumme ausgedrückt, die Abnahme der Sterblichkeit hätte. Pettenkofer hat nach den langjährigen Erfahrungen für München angenommen, dass auf einen Todesfall wenigstens 34 Krankheitsfälle zu rechnen sind, von welchen jeder durchschnittlich 20 Tage Verpflegszeit erfordert. Verpflanzt man Pettenkofer's Methode auf Wiener Boden, so ergibt sich ein äusserst interessantes, den Werth einer geordneten Sanitätsverwaltung charakterisirendes Resultat. Die Verminderung des Sterbepercents innerhalb der letzten 40 Jahre beträgt 1·326, denn in der Durchschnittsperiode 1848—1857 starben von je 1000 Personen 41·83, in jener der Jahre 1878—1887 dagegen nur 28·57. Wäre die Mortalität in der letzten Periode dieselbe wie in der ersten, so würde man 1887 um 10.200 Todesfälle und um 346.800 Krankheitsfälle mehr zu verzeichnen haben, welche bei einer durchschnittlichen Krankheitsdauer von 20 Tagen 6,936.000 Pflegetage erfordert hätten. Die Kosten der Krankheit und der entgangene Arbeitsgewinn mit durchschnittlich nur fl. 1 berechnet, repräsentirt die Abnahme der Sterblichkeit im Verhältnisse zu 1848 eine jährliche Ersparung von nahezu sieben Millionen Gulden!

II.

Die Erhaltung des menschlichen Organismus erzeugt das Bedürfniss nach Nahrung. Durch ihre Beziehung zur physischen Kraft, als der Voraussetzung alles menschlichen Schaffens tritt auch ihre Bedeutung in der Cultur hervor, denn indem sie Bedingung des physischen Wohles ist, beeinflusst sie auch das geistige Leben des Volkes und fördert daher mittelbar die Production idealer Güter. Im städtischen Leben gewinnt das Lebensmittel aber noch

eine sociale Bedeutung. Die Erfahrung hat gelehrt, welch' mächtigen Einfluss der Mangel an nothwendigen Lebensmitteln oder die Theuerung derselben auf das örtliche Zusammenleben in den Städten übt, welche Bewegungen Hungersnoth und hohe Preise zu verursachen vermögen. Man braucht nicht erst auf die Pharsalia des Lucanus zurückzugreifen, nicht auf die Tage Ludwig XII. oder Napoleon I. zu verweisen, um die socialpolitische Seite der Lebensmittelversorgung einer Stadt zu beleuchten, man braucht nur — um im eigenen Lande zu bleiben — einen Blick in den Codex jener Verordnungen zu werfen, durch welche die Thätigkeit der Verwaltungsbehörde für den Magen von Wien auf Jahrhunderte zurück beurtheilt werden kann. Wie sehr sich auf dem Gebiete der Approvisionirung die Gegensätze zwischen Einst und Jetzt abheben, in manchen Punkten treffen Vergangenheit und Gegenwart doch zusammen.

So weit uns die Quellen der Stadtgeschichte zurückleiten, und sie führen uns in verflossene Jahrhunderte, hat der Zweck, die Stadt mit billigen Lebensmitteln zu versehen, die heterogensten Mittel gezeitigt, von der künstlichen Eindämmung an, welche der mächtig fortschreitende Verkehr über kurz oder lang wieder durchbrach, bis zur völligen Freiheit, welche die wohlthuende Concurrenz geschaffen.

Die enge Verbindung mit dem politischen und socialen Leben, die Zu- oder Abnahme der Bevölkerung, der Werth des Geldes, kurz die Elemente des volkswirthschaftlichen Auf- und Niederganges sind das Gewicht, welches das Zünglein an der Wage bald auf-, bald niederschnellt. Wohlfeil oder theuer, an diesen beiden Begriffen hängt das Um und Auf der materiellen Zufriedenheit, die, soweit uns die Geschichte lehrt, allezeit nur ein Ideal geblieben ist, dessen Verwirklichung die besten und hellsten Köpfe vergebens erstrebt haben. Aber in diesem Streben barg sich unter dem Schutze des Gesetzes auch der Irrthum der Zeit über die wichtigsten wirthschaftlichen Fragen. Das einfache Gesetz von Angebot und Nachfrage, welches den Welthandel geregelt, schien der früheren Gesetzgebung für den localen Verkehr nicht ausreichend. Sie wuchs zu einer Fluth von Ordnungen, Satzungen, Patenten, Decreten und obrigkeitlichen Erlässen, in welchen, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur für die unmittelbare Gegenwart ein Palliativ um das andere, aber keine wirksame Abhilfe geschaffen wurde. In allen diesen den Verkehr mit Lebensmitteln regelnden Vorschriften zeigt sich ein stetes Schwanken zwischen Freiheit und Beschränkung, zwischen zünftigem Kleingeist und freihändlerischen Ideen, zwischen

dämmernder Erkenntniss wirthschaftlicher Principien und völliger Unkenntniss derselben. Selten, dass Production und Consumtion mit gleichem Masse gemessen, Verkäufer und Käufer gleichwerthig behandelt wurden. Im Grossen und Ganzen überall Engherzigkeit und Egoismus. Die Folgen dieser feindlichen Stellung gegen alle volkswirthschaftlichen Grundsätze sind denn auch jederzeit, mitunter mit elementarer Gewalt fühlbar geworden, an welcher sich die Waffen der »Wohlfeilheitspolizei« spielzeugartig gebrochen hatten. Man mag billig staunen, dass trotz all' der bitteren Erfahrungen allgemach und so recht erst in unseren Tagen überkommene Vorurtheile durch eine Gesetzgebung beseitigt wurden, welche in ihren Anläufen dahin zielte, die Sonderinteressen durch das Mittel der Concurrenz auszugleichen.

Von der Gesetzgebung zur Verwaltung ist nur ein Schritt; wie jene der Wille, ist diese die That. So lange der Wille in der Negation herrschte, so lange die Gesetzgebung mehr repressiv als fördernd war, blieb auch die Thätigkeit der Verwaltung auf die dürftigsten Einrichtungen beschränkt. Zu alledem fehlte es derselben an einem fest gegliederten Organismus, vornehmlich seit die Approvisionirung nach und nach von der Gemeinde losgelöst und in die Competenz der Staatsverwaltung geleitet wurde. Das hatte namentlich in den Zeiten, in welchen es in den Schreibstuben an dem bewegenden Geiste fehlte und nicht einmal die Routine herrschte, den verderblichsten Einfluss auf die socialen Verhältnisse genommen. Je mehr sich für die wichtigsten Consumartikel die Absatzgebiete nach auswärts erweiterten, desto empfindlicher stiegen die Preise für den localen Lebensmittelbedarf, desto mehr gährte es in den unteren Schichten der Gesellschaft.

Knapp vor den Frühlingstagen des Jahres 1848 war sowohl die Regierung, als auch der ihr in seinem ganzen Wirken untergeordnete Magistrat zu der Erkenntniss gelangt, dass repressive Massregeln ohne gleichzeitige positive Thätigkeit nicht hinlangen, Getreide in Vorrath zu halten und das Fleisch zu verbilligen. An Vorschlägen hatte es freilich nie gefehlt, denn ab und zu zuckte es doch hell auf, und so manche Idee, die den Stempel der Neuzeit trägt, lässt sich in ihrer Entwickelung bereits in verflossene Jahrzehnte zurückleiten. Die Errichtung einer Fleischhalle war bereits 1820, der Bau von Getreidebehältern schon früher angeregt, die Aufhebung der Satzung mehrmals vorgeschlagen, die Centralisirung des Marktwesens wiederholt in Aussicht genommen. Im Staatsrathe, der im Grossen

und Ganzen auch nach der josefinischen Zeit an freilich etwas gedämpften liberalen Grundsätzen festhielt und dem das Zeugniss vorurtheilsloser, wenn auch etwas allzu nüchterner Auffassung nicht versagt werden kann, herrschte im Allgemeinen die Tendenz zum Besseren. Nur litt das Gute unter den vielseitigen Erwägungen der Unterbehörden und bei dem complicirten Verwaltungsapparate fehlte es niemals an Köpfen, aber allzu häufig an Sinn. So wurde manche Wohlthat zur Plage, wie beispielsweise die Satzung, die, ein Mittel gegen die Theuerung, diese zu Zeiten sogar gefördert hat. Die unzulängliche Verwaltung der Vorzeit offenbart sich am schärfsten durch den Mangel einer ausreichenden Consumstatistik, der Grundlage einer geordneten Approvisionirung. Wo es an einer solchen Vorbedingung fehlte, war an einen wirksamen Ausgleich zwischen Bedarf und Vorrath nicht zu denken. Aus der Bevölkerungsziffer konnte allenfalls auf den Bedarf geschlossen, nicht aber auch die Vertheilung desselben beurtheilt werden. Wie sollte aber eine so wichtige administrative Vorarbeit bei den Hindernissen, die ihr entgegenstanden, durchgeführt werden? Fehlte es doch vor Allem an der einheitlichen Competenz, an einem einheitlichen Cónsumtionsgebiete, da dieses mit jenem der Stadtverwaltung nicht übereinstimmte. Denn nicht nur, dass ein grosser Theil der Vorstadt ausser allem Verband mit der Gemeindeverwaltung stand, es erweiterte sich sehr bald auch das Approvisionirungsgebiet über die Peripherie, seitdem sich ausserhalb der Stadt und der Vorstadt ein billigeres Absatzgebiet gebildet hatte. Wenn trotz all' der mangelhaften Einrichtungen, die immer in dem Augenblicke fühlbar wurden, wenn die Natur mit ihren reichlichen Gaben hauszuhalten begann, dennoch das Auslangen mit den bescheidenen Mitteln gefunden werden konnte und auch gefunden wurde, so war dies weniger ein Ergebniss der ausreichenden Approvisionirung, als der wohlgepflegten Polizeianstalten, welche stets ängstlich darauf bedacht waren, die Wiener Bevölkerung vor einem allzu lebhaften Zuwachs zu bewahren. Das hatte sich aber, seit Wien durch die Märzverfassung der Indifferenzpunkt der nationalen Gegensätze geworden, ins Gegentheil gekehrt, und je lebhafter der Menschenstrom in der Hauptstadt schwoll, desto dringender trat die Mahnung heran, mit dem Anwachsen der Bevölkerung auch die Verbesserung der Lebensmittelversorgung zu verbinden. Sie fand an der neu constituirten Gemeindevertretung ein williges, wenn auch durch die Zeitereignisse nicht ohne Grund ängstliches Organ, das die Erbschaft des früheren Regimes über-

nommen hatte. Denn die Schlachthäuser, eine Schöpfung des letzternannten Bürgermeisters J. Czapka, dem das Zeugniss nicht versagt werden kann, wie in vielen anderen Verwaltungsfragen auch auf dem Gebiete der Approvisionirung Reformen angeregt zu haben, standen schon 1848 unter Dach und Fach; die Idee der Fleischcassa war gleichfalls durch Bürgermeister Czapka angeregt, die Aufhebung der Satzung von ihm wiederholt vorgeschlagen worden. Wohl mag auch die unsichere Grundlage dieses neuen Verwaltungskörpers, vor Allem aber der Mangel einer gesetzlichen Basis die Ursache der geringen Actionslust gewesen sein, die nach den Octobertagen sich sogar zur Passivität ausgebildet hatte.

Durch das Statut vom 6. März 1850, welches das Approvisionirungswesen in den »natürlichen Wirkungskreis« der Gemeinde gereiht hatte, war dieser eine zweifache Thätigkeit zugemessen worden: Eine polizeiliche und eine administrative, oder mit den Worten des Gesetzes, die »Handhabung der Marktpolizei« und die »Fürsorge für die Approvisionirung«: erstere, als ein Gegenstand der Executive, fiel dem Magistrate, letztere vornehmlich dem Gemeinderathe zu. Es war sonach die Versorgung der Stadt mit »genügenden und billigen Lebensmitteln« wieder, wie ehedem in den mittelalterlichen Privilegien, zu einer Gemeindeangelegenheit geworden. Wenn trotz der vielen Verhandlungen der Gemeinderath der Reactionsperiode, wenige Ausnahmen abgerechnet, einen fortschrittlichen Umschwung in der Approvisionirung nicht erzielen konnte, so lag die Ursache zum grossen Theil in dem durch den Wandel der politischen Ereignisse sich bildenden Stillstand in der Gemeindeverwaltung. Nicht dass etwa der Dilettantismus herrschte, dagegen zeugen die auf uns gekommenen Verhandlungen der Stadtvertretung, die wohlbegründeten Eingaben an die Behörden und die Namen der fachlichen Referenten, die mit Beruf und Stellung auch eine reiche Erfahrung zu Eigen hatten. Seit der Lebensnerv der freien Gemeinde zwar nicht durchschnitten, aber gelähmt war, seit die Berathungen bei verschlossenen Thüren stattfinden mussten, und eine Ergänzung der Glieder auf unbestimmte Zeit verschoben wurde, seitdem hat auch in diesem wichtigen Zweige der materiellen Cultur kein Fortschritt stattgefunden. Nichtsdestoweniger geschah, was eben geschehen konnte und geschehen durfte, und wenn wir einen Blick in das städtische Budget jener Zeit werfen und die Auslagen für Marktzwecke der ersten Jahre (fl. 3905) mit den Ausgaben am Ende des Interims (fl. 20.226) vergleichen, so resultirt immerhin Dank und

Anerkennung für die Bestrebungen innerhalb dieser zehnjährigen Verwaltungsperiode, welcher die Reaction tiefe Spuren eingeprägt hatte.

Unter weit glänzenderen Auspicien begann der Gemeinderath der constitutionellen Aera seine Thätigkeit, die sich bald segensreich für die Stadt gestaltet hatte. Was seit diesen Tagen für die Vervollkommnung der Markt- und Approvisionirungsanstalten geschaffen wurde, zeigt die Umgestaltung des Marktwesens, die Centralisirung des Mehlhandels, die Errichtung des Lagerhauses; das zeigen nicht minder die Reformen, welche dahin zielten, die Uebelstände im Marktwesen zu beseitigen und den Lebensmittelverkehr durch eine ausgebreitete Concurrenz zu erweitern. Der Umschwung in den wirthschaftlichen Verhältnissen, der aufflackernde Unternehmungsgeist, die Neugestaltung der Stadt und die Veränderung in den Lebensverhältnissen drängten zur grossstädtischen Entfaltung des Marktwesens, die Zunahme der Bevölkerung zur Belebung und Erleichterung der Lebensmittelzufuhr. Gleich im Beginne der neuen Aera brach sich im Gemeinderathe, sowie im Magistrate die Ueberzeugung Bahn, dass fast in allen Zweigen der Approvisionirung Neues geschaffen werden müsse.

Die Thätigkeit der Gemeinde beschränkte sich nicht blos darauf, den localen Consum zu heben, sondern zielte auch dahin, Wien zum Mittelpunkte des Lebensmittelhandels zu gestalten. Dadurch hatte der Gemeinderath wiederholt Gelegenheit, nicht nur die wirthschaftlichen Fragen der Urproduction in den Kreis seiner Berathungen zu ziehen, sondern auch dem Verkehrswesen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Diesen beiden Richtungen entsprechen die Neuerungen, welche im Laufe der letzten vierzig Jahre durchgeführt wurden.

Durch den Bau der Markthallen sollte in Folge der Vereinigung der verschiedenen Nahrungsmittel und der dadurch erweiterten Concurrenz der Nährproducte der Bezug der Lebensmittel billiger gestaltet, durch die Erweiterung des Centralviehmarktes und die Verbesserung seiner Einrichtungen der Handel mit Schlachtvieh befördert, durch die Errichtung des Lagerhauses Wien wieder seine Bedeutung als Stapelplatz für den Getreidehandel erworben werden. Neben dieser Thätigkeit, welche die ordentlichen wie die ausserordentlichen Auslagen für das Approvisionirungswesen immer mehr und mehr erhöhten, bestrebte sich der Gemeinderath auch, Reformen im Verkehrswesen anzuregen und hauptsächlich eine Herabsetzung der Tarifsätze zu erwirken. Die wiederholten Schwankungen in den

Lebensmittelpreisen haben umfassende Verhandlungen veranlasst, welche wegen der kritischen Beleuchtung der socialen Verhältnisse und dem Einblick in die allgemeinen Zustände einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte der letzten Jahrzehnte liefern.

Im Gegensatze zu der Heimlichkeit, mit welcher in früheren Zeiten die Lebensmittelfragen in der Verwaltung behandelt wurden, zeichnen sich diese Verhandlungen durch die Oeffentlichkeit und vornehmlich dadurch aus, dass bei Erforschung der Ursachen zu wiederholten Malen nicht blos amtliche Organe, sondern auch Fachmänner thätig waren. Damit war eine wichtige Neuerung eingeführt worden, die sich äusserst wohlthätig für die Zwecke der Verwaltung erwiesen hat. Das Verdienst, diese fortschrittliche Einrichtung angeregt und gefördert zu haben, gebührt dem Gemeinderathe, welcher im Jahre 1869, zu einer Zeit, als sich in Wien die Theuerung der Lebensmittel empfindlich fühlbar machte, der Regierung ein Memorandum mit der Bitte überreichte, Fachmänner zur Abgabe eines Gutachtens zu berufen. Bald war der Wunsch der Gemeinde in Erfüllung gegangen, denn schon am 27. November 1869 tagte — in Oesterreich zum ersten Male — eine öffentliche Expertise, an deren Verhandlungen, die nahezu ein und ein halbes Jahr dauerten, sich 109 Fachmänner betheiligten. In umfassender Weise wurde damals nicht nur der Approvisionirungsapparat der Grossstadt untersucht, sondern auch die gesammte Production Oesterreichs, sowie dessen Verkehrsverhältnisse eingehenden Berathungen unterzogen, die noch in späterer Zeit ein werthvolles Substrat für die Thätigkeit in der öffentlichen Verwaltung bildeten. Für Wien waren diese Verhandlungen, welche am 8. Februar 1871 geschlossen wurden, auch noch in der Hinsicht von Bedeutung, dass von fachmännischer Seite wiederholt der innige Zusammenhang der gesammten österreichischen Production mit der Reichshauptstadt und deren hervorragende Stellung im wirthschaftlichen Güterverkehr betont wurde.

In dieser zweifachen Richtung, von welcher die eine den örtlichen Consum, die andere den Handel betrifft, bewegte sich auch die communale Thätigkeit, die einerseits in den Einrichtungen des örtlichen Marktwesens, andererseits in den Institutionen Ausdruck fand, durch welche die vornehmsten Bedingungen für einen ausgebreiteten Handel geschaffen wurden. Der leitende Grundsatz dieser regen Thätigkeit kann wohl nicht besser charakterisirt werden, als durch jene Worte, mit welchen die Enquête des Jahres 1869 ihren

Abschluss gefunden: »Eine geregelte Approvisionirung ist der sicherste Damm gegen abnorme Theuerung.«

* * *

Die örtlichen Interessen in der Lebensmittelversorgung einer Stadt erhalten ihren prägnanten Ausdruck auf dem Markte, dem Orte, wo Angebot und Nachfrage zusammentreffen und den Preis bestimmen. Dorthin reicht auch die erste Thätigkeit der Verwaltung zurück; zwar ist es nicht der Markt für den täglichen Bedarf, sondern vornehmlich der Jahrmarkt mit seinen heiteren Festen, der in den frühesten Zeiten den öffentlichen Plätzen ein farbenreiches Bild verliehen hatte. Die Jahrmärkte waren der Stadt durch fürstliche Privilegien aus den Jahren 1296 und 1382 eingeräumt und in den »Freiheiten« der Stadt Wien vom 12. October 1792 zum letzten Male bestätigt worden. Neben diesen Hauptmärkten, auf welchen sich die Producenten und Consumenten von weit und breit eingefunden hatten, entstanden bereits frühzeitig für den Localbedarf Wochenmärkte, die nach und nach zu Tagesmärkten sich herausgebildet hatten. Schon Aeneas Sylvius schildert 1450 den regen Lebensmittelverkehr und weist auf die vielen vierspännigen Wagen hin, auf welchen täglich Nahrungsmittel nach der Stadt gebracht wurden. Hundert Jahre später macht uns Schmelzl in seinem berühmten »Lobspruch der Stadt Wien« mit den Märkten und ihrer Qualität bekannt; er führt uns vom Neuen Markte, wo »Getreide in grosser Menge« zu finden ist, auf den Graben, hierauf zu den Fleischständen am Lichtensteg, von da zu St. Peter, wo Eier, Gänse, Kapaune und Grünwaaren feilgeboten werden, sodann auf die Märkte am Hof und am Hohen Markt und geleitet uns nach dem Bauernmarkt, wo Käse, Schmalz, Rüben, Kraut, Milch etc. in ausreichender Menge zu finden sind. Dem ehrlichen Schulmeister wässert der Mund bei dem Anblicke der vielen Märkte mit dem Reichthum an »seltsamen Fischen«, Krebsen und anderen leckeren Bissen, er macht seinem Erstaunen in den Worten Luft:

> »Wer das sicht, billich loben muss
> Dise Stat hie in disem Fal
> Mit schnabelwayd für ander all.«

Auch in den späteren Beschreibungen von Wien wird der Hülle und Fülle an Lebensmitteln gedacht und des regen Verkehrs auf den einzelnen Märkten. Aus der Gliederung des Marktes nach der Oertlichkeit wird uns klar, dass es anfänglich, wie in späteren Zeiten

und bis auf unsere Tage im Marktwesen an der Centralisirung gefehlt hat, an der Concurrenz der Lebensmittel unter einander, was selbstverständlich nicht ohne Einfluss auf die Preisbewegung geblieben war. Sind durch diese Beschreibungen nur die unmittelbaren Erscheinungen fixirt worden, so lassen sie uns dennoch im Zusammenhange mit der Gesetzgebung auch einen Einblick in die Thätigkeit der Marktpolizei machen. Sie lenkt zunächst ihr Augenmerk jenen Personen zu, die sich als Vermittler zwischen Producenten und Consumenten auf den Markt gedrängt hatten. Gegen sie sind alle gesetzlichen Massregeln, welche den »schädlichen Fürkauf« betrafen, fruchtlos geblieben; im Gegentheile — mit der fortschreitenden Zeit hat auch der Zwischenhandel in den verschiedensten Formen immer mehr an Ausbreitung gewonnen, bis endlich die Marktpolizei sich genöthigt sah, auch diesem Mittelglied im städtischen Marktverkehr eine Stellung anzuweisen. Durch sie wird neben der Oertlichkeit auch die Zeit ein wichtiger Factor im Marktwesen, denn während der Morgen dem Publicum gehört, gab die ausgesteckte Fahne den Zwischenhändlern das Zeichen, dass der Markt für sie frei sei. Der schlaue Sinn der Händler weiss auch hiefür ein Mittel; sie gehen den Bauern auf der Landstrasse entgegen, kaufen die Ladung auf und erscheinen als Producenten auf dem Markte. Jahrhunderte hindurch kämpfte die Marktpolizei gegen diese Uebelstände um schliesslich die Erfahrung zu gewinnen, dass die »Vorkäuflerei«, die sich inzwischen bereits in mehrere Arten getheilt hatte, nicht auszurotten sei. Vornehmlich waren es die »Fratschler« und weit mehr die »Fratschlerinnen«, die der Behörde arge Verlegenheiten bereiteten. Endlich fand man auch hierfür einen Ausweg: man machte sie zünftig, fertigte ihnen gegen Erlag von drei Gulden eine Bollete aus und eröffnete ihnen am 1. Juli 1775 den Markt für bestimmte Artikel, vornehmlich für Obst, Grünwaare, Geflügel, Butter und Eier. Damit war aber im Grunde dem Widerstreit der Interessen nicht abgeholfen; nun traten die Oebstler, Gemüsegärtner, die »Kapaunler« auf und forderten Schutz gegen die tausendköpfige Schaar der Bolletenwerber. Der Kampf begann von Neuem und setzte die Behörden in nicht geringe Verlegenheit. Mitunter half der Humor darüber hinaus, freilich der unbewusste! So endete eine Klage der Kapaunlerinnen mit der Entscheidung, dass die Ablöserleute nur Vieh »in Federn«, nicht aber »gerupftes Vieh« verkaufen dürfen, weil sonst »alle Hühner für Kapauner ausgegeben würden, was man ohne Federn nicht so leicht entdecken könne«.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts trat abermals eine Aenderung ein: die Bolleten wurden eingezogen, dafür jedoch Concessionen auf »Ständel« verliehen. Damit war die Ansässigkeit der Höckerleute auf dem Lebensmittelmarkte für die Zukunft begründet. Das »Ständel« hatte damals schon eine Bedeutung; es vertrat auf dem offenen Markte die Stelle des Hauses und der Gewerbestätte. Fleisch und Mehl wurden auf dem Markte schon frühzeitig im »Ständel« verkauft. Das Ständel war im Grunde nichts anderes als eine Filiale eines zunftmässigen Gewerbes, das seinen Schutz auf dem »offenen« Markt begehrte und auch fand.

Wenn auch von jeher im äusseren Zusammenhange mit dem Lebensmittelmarkte und dort von dem Consumenten auch stets gesucht, haben Brod und Fleisch stets eine gesonderte Stellung in der Gesetzgebung eingenommen. Im localen Verkehre trat der gewerbsmässige Charakter durch die Satzung, noch mehr aber durch die Beschränkung in der Zahl der Berechtigten hervor. So haben diese Artikel, nach und nach trotz ihrer marktmässigen Eigenschaft vom allgemeinen Lebensmittelmarkt ausgeschieden, eine Specialgesetzgebung veranlasst, die im Betracht der übrigen gewerbspolizeilichen Vorschriften eine Ausgleichung der beiden Richtungen angestrebt hat.

In örtlicher Hinsicht hat der Markt Jahrhunderte hindurch einen conservativen Charakter bewahrt. Die grossen breiten Plätze der ältesten Stadttheile sind bis auf unsere Tage Marktplätze geblieben. Das lebendige Bild, das sich dem Beobachter am Hohen Markte, am Judenplatze und am Hof schon in den ältesten Zeiten aufrollte, hat sich zum grossen Theile noch heute erhalten; nur fehlen einzelne charakteristische Typen, wie der »Bratelbrater«, den wir auf Delsenbach's Ansicht der Freiung finden, der »Flecksieder«, die »Häringer« und andere Figuren. Wie ehedem erscheinen auch heute noch die Landparteien selbst auf dem Markte und jene Schilderung, die vor mehr als hundert Jahren Nicolai von dem Markte »Am Hof« entwarf, mag im Grossen und Ganzen auch für die Gegenwart noch gelten. Noch immer bietet der Markt »Am Hof«, der sich von dem Judenplatze bis auf die Freiung erstreckt, dem Beobachter ein charakteristisches Strassenbild, das sich da im Dunkel der Nacht und beim grauenden Morgen entfaltet. Trotz Dampf und Schienenweg spielt hier der Frachtwagen noch seine Rolle. In langer Zeile reiht sich auf der Strasse nach der Stadt Gefährt an Gefährt, an der Deichsel die baumelnde Laterne, deren matter Schimmer nur

spärlich die Fahrbahn beleuchtet, und auf dem Kutschbocke, ineinandergehuscht, halb schlummernde Weiber, das Gesicht in eine breite »Gugel« gehüllt. Nach langer Fahrt ist endlich das Ziel erreicht; die Arbeit des Aufstellens beginnt und damit auch jenes bunte Gewirre, in dem trotz alles Treibens und Drängens die ordnende Hand der Marktbehörde sichtbar wird. Ein flüchtiger Blick auf die ausgelagerten Lebensmittel macht uns mit ihrer Gruppirung bekannt, die nach den verschiedenen Gattungen stattfindet. Am Judenplatze, zum Theile auch auf der Freiung und am Heidenschuss erscheinen in den Sommermonaten die Gärtner, oft 600 an der Zahl, mit Gemüse, Blumen und Obst; an sie reihen sich auf der Freiung die Landleute von Simmering, Albern, Kaiser-Ebersdorf, Ober- und Unter-Laa mit Wurzelgemüsen. Weiter aufwärts am Hof haben die Producenten aus dem Marchfeld Spargel und Paradeisäpfel ausgebreitet und unmittelbar daran jene von Theben und Pressburg Sellerie und Gurken gelagert; nahe bei der Kirche zu den neun Chören sind Massen von Gemüse aus Italien aufgestapelt. Eine besondere Gruppe bilden die Händlerinnen mit Schwämmen, welche mit den Waaren aus den Gegenden von Rekawinkel, Purkersdorf, Pressbaum etc., zumeist mit dem letzten Personenzuge der Westbahn, dem sogenannten »Schwammerlzuge«, in Wien anlangen. Mit ihnen concurriren die Verkäufer aus der Umgegend von Göpfritz, Wapoltenreith, Hohenau mit bedeutenden Quantitäten von Pilslingen. Den vorherrschenden Artikel aber bildet auf diesem Markte das Obst, das hier bergartig aufgehäuft ist; Stein- und Kernobst aus Niederösterreich, Steiermark, Böhmen, Mähren, Tirol, von jenseits der Leitha die saftigen Melonen und die wohlschmeckenden Weintrauben; auch Pfirsiche, Feigen und Kirschen aus dem Süden Europas finden hier ihre Abnehmer.

Herrscht schon vor Beginn des Marktes ein rühriges Treiben, das sich von der nächtlichen Stille der Umgebung gespensterhaft abhebt, so gewinnt in den frühen Morgenstunden das Colorit an Kraft durch die in Massen heranziehenden Käufer; zunächst Detailhändler aus der Stadt, den Vorstädten, Vororten und zur Sommerszeit auch aus den Sommerfrischen der Umgebung. Das drängt nun und treibt mit geschäftiger Eile; der Producent, um so schnell als möglich heimzukehren, der Käufer, um die Waaren wieder rasch abzusetzen, denn der grösste Theil dieser Quantitäten muss noch ein zweites Mal den Weg nach dem Kleinmarkt nehmen oder geht erst durch den »Greissler« in die Küche. So zwingt das gegenseitige Interesse

zur raschen Abwickelung und ehe die Strassen sich wieder beleben, ist für den Tagesbedarf der noch schlummernden Stadtbewohner gesorgt. Am Judenplatz herrscht wieder Ruhe, auch vor der Kirche am Hof und auf der Freiung ist wieder Raum für die Passanten geschaffen. Auf dem Marktplatz am Hof und auf den Talouds auf der Freiung vor den Palais Harrach und Hardegg, sowie vor dem Gebäude der Escomptegesellschaft beginnt dagegen ein anderes Bild sich zu entrollen. Der Process zwischen Angebot und Nachfrage vollzieht sich zum zweiten Male zwischen den »Ständlern« und den Hausfrauen oder der Köchin, jener Mittelsperson, welche bereits in den Sittenschilderungen des vorigen Jahrhunderts in die Reihe der »Vorkäufer« geschoben wird, und deren Interesse, »billig« zu kaufen, das locale Idiom als »Körbelgeld« bezeichnet.

Dem Markte »Am Hof« nahe verwandt ist jener vor dem ehemaligen Kärnthnerthore, im Volksmunde auch der »Naschmarkt« genannt, nur dass hier das locale Element durch die Typen der Höckerinnen mit ihrem urwüchsigen Idiom hervortritt, dessen Derbheit aber durch die vorherrschende Gemüthsweichheit ausgeglichen wird. Zahlreiche Anekdoten knüpfen sich an diese im Grunde ihres Herzens gutmüthige Classe, für welche die Sprache niemals als ein Mittel gilt, um die Gedanken zu verbergen. Die Höckerinnen bilden auf diesem Markte numerisch und auch ihrer Anciennetät nach die erste Gruppe. Wie »Am Hof« spielt auch hier die Oertlichkeit eine Rolle, nur dass auf dem »Naschmarkte« fast alle marktüblichen Artikel zum Verkaufe gelangen. Neben dem Grünwaarenhändler, dem Fleischer und Fleischverkäufer finden wir auf dem sogenannten »Reservemarkt« die Händler mit Kren, Erbsen, Gurken, die Gebäckverschleisser und neben diesen die Fisch- und Wildprethändler. Was diesem Markte seine eigentliche Farbe gibt, ist die Verbindung des Grossmarktes mit dem Kleinmarkte, die beide nicht, wie »Am Hof« zeitlich, wohl aber örtlich geschieden sind. Producenten und Grosshändler sind hier in sieben Gruppen geschieden, deren bedeutendste jene der Obst- und Erdäpfelhändler auf dem »Bauerngütlerplatz« sind. Ausser diesen Hauptmärkten zählte man in Wien am Beginne der sechziger Jahre noch 27 offene Märkte, deren Oertlichkeit durch die Gattung der Lebensmittel bestimmt wurden. Spargel, Hühner, Eier und hauptsächlich Fett wurde auf der Seilerstätte, Geflügel im Tiefen Graben zum Verkaufe gebracht; am Bauernmarkte wurde der »kalte Brodmarkt« abgehalten, wohin die Bäcker »altgebackenes« Brod und »Brösel« brachten; am Peter wurden noch immer Schnecken

angeboten; am »Mehlmarkt« dagegen, der seit 1857 durch die Beseitigung der Mehlstände nur mehr als historische Reminiscenz diesen Titel führt, alle Arten von Lebensmitteln zugelassen. Dazu noch in Strassen und Gassen die »grünen Ständel«, deren Verleihung 1851 von der Zuständigkeit und der Unfähigkeit zu einem anderen Gewerbe abhängig war. Alles in Allem also noch immer dasselbe Bild, wie vor hundert Jahren, allerdings in einen anderen Rahmen gefasst, und die Scenerie durch die örtliche Verschiebung in Folge der begonnenen Stadterweiterung verschieden gestaltet. Eine wesentliche Veränderung dagegen zeigen die Jahrmärkte, jene Centralpunkte des mittelalterlichen Handels, einst ein wichtiges Vorrecht der Stadt und durch die Marktgebühren für die Finanzen derselben ein reichlich fliessender Quell.

Seit durch die Veränderung der Transportmittel die Absatzgebiete sich erweitert und durch die Verbesserung der Communicationsanstalten Angebot und Nachfrage auf minder kostspieligem Wege sich vollziehen konnten, hatte sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Fieranten und mit ihnen auch die städtischen Einkünfte vermindert. Die Jahrmärkte hatten ihre Existenzberechtigung verloren und wurden 1872, also zu einer Zeit aufgehoben, in welcher es zwar nicht wie ehedem an heiteren Festen, aber für so Manchen an einem sicheren Geleite auf dem Wege der Speculation fehlte. So ist denn gleichsam als ein Symbol der Kindheit des Marktlebens nur mehr der »Christkindelmarkt« geblieben, jener Grossmarkt der Kleinen mit den kunterbunten Siebensachen, an welchen sich inmitten der Schaar heiterer Jugend auch das Alter in der Erinnerung an die goldigen Tage des Lebens erfreut.

Wie das äussere, so zeigte auch das innere Wesen des Marktes keine Veränderung. Wohl ersah schon der Gemeinderath der Bach-Kempen'schen Periode in einer radicalen Reform der Markteinrichtungen die einzige Abhilfe gegen die Lebensmitteltheuerung und die Concurrenz als das wirksamste Mittel gegen die Bewegung des Preises. Aber dem Ziele näher zu steuern, blieb den frischen Elementen des neugewählten Gemeinderathes vorbehalten, der sich zur Aufgabe stellte, »die Approvisionirung mit den gerechten Vortheilen der Producenten in Verbindung zu bringen«. Die Erkenntniss, dass dieser Zweck nicht durch locale Repressivmassregeln, sondern nur durch Einrichtungen erreicht werden könne, welche geeignet sind, Producenten aus allen Theilen der Monarchie und selbst des Auslandes aufzumuntern, führte zu dem Beschlusse, ein kaufmännisches Institut,

die Central-Markthalle, zu errichten und für den Verkehr derartige Erleichterungen zu schaffen, welche den raschen Absatz der Waare ohne Intervention der Verkäufer und ohne Vermittelung durch Zwischenhändler ermöglichen. Als am 31. October 1865 die Schlusssteinlegung des Hallenbaues stattfand, für welchen der Kaiser im Interesse der Approvisionirung Wiens Grund und Boden unentgeltlich überlassen hatte, konnte es sich der Statthalter für Niederösterreich nicht versagen, auf die erste Central-Markthalle in Oesterreich hinzuweisen, die »ein rühmliches Zeugniss von dem Streben des Wiener Gemeinderathes sei«. Der Erfolg ist freilich hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Am 20. November 1865 eröffnet, gestaltete sich der Anfang des Unternehmens recht günstig; die Betheiligung der Producenten war eine sehr lebhafte. Aus allen Kronländern der Monarchie, wie auch aus dem Auslande langten Lebensmittel ein. Algier sandte Grünwaren, Serbien Zwiebel, Frankreich Orangen und Citronen, Italien Obst. Die hohen Eisenbahntarife, deren Herabsetzung der Gemeinderath vergebens angestrebt hatte, dann das minder rationelle Gebaren und nicht zum Geringsten auch das Fortbestehen anderer Grossmärkte, welche eine Centralisirung des Marktwesens hinderten, verscheuchten nach und nach die Einsender, und die hiedurch erhöhten Preise auch die Käufer. — Die Centralhalle wurde als kaufmännisches Institut aufgelassen und in eine »Gross-Markthalle« umgewandelt. Dorthin übersiedelten nach Aufhebung der Lebensmittelmärkte auf der Seilerstätte und am »Neuen Markt« die Engroshändler für Butter, Eier, Mehl und Hülsenfrüchte. In ihrer neuen Eigenschaft hat sich die Markthalle für die Approvisionirung Wiens sehr vortheilhaft bewährt, theils durch die Concurrenz der Lebensmittel, welche naturgemäss auch den Preis beeinflusste, theils durch die massenhafte Zufuhr von verschiedenen Artikeln, hauptsächlich aus Italien. Die Halle ist dadurch zum Preisregulator geworden. Dasselbe auch für den localen Rindfleischconsum zu erzielen, ist seit 1887 im linksseitigen Trakte, sowie im Mittelraume der Fleischmarkt eröffnet worden, für welchen innerhalb eines Jahres 7,115.438 Kgr. Rindfleisch, 531.047 Kgr. Kalbfleisch, 187.545 Kgr. Schaffleisch und in Stücken: 52.825 Kälber, 8545 Schafe, 22.572 Schweine und 4591 Lämmer, zumeist aus Galizien und Niederösterreich eingesendet wurden. Der tägliche Fleischmarkt wird zunächst von Wirthen, Selchern und Fleischhauern und an Samstagen sowie an den Vortagen der Feiertage auch von den Wiener Hausfrauen lebhaft frequentirt.

Mit der Errichtung der Central-Markthalle wurde die Umwandlung des bisherigen »offenen« Marktes in den »geschlossenen« eingeleitet, die durch den Bau von Detail-Markthallen ihren Abschluss erhalten sollte. Die Absicht, die Detailhallen wie Glieder einer Kette mit der Centralhalle zu verbinden und den Bedarf der Kleinmärkte einzig und allein durch diese zu decken, kam leider in Folge Auflassung der letzteren nicht zur Ausführung. Erst ein Jahrzehnt, nachdem der Gemeinderath am 14. November 1861 beschlossen hatte, Detailhallen zu errichten, und nachdem die Schwierigkeiten der Platzfrage gelöst waren, übersiedelte der Markt auf der Seilerstätte in die erste Detail-Markthalle in der Zedlitzgasse.

Nicht so rasch, als es ursprünglich im Plane lag, wurde das Reformwerk fortgesetzt; in den ehemaligen Vorstädten fand der Verkauf von Lebensmitteln noch bis gegen Ende der siebziger Jahre auf »offenem« Markte statt. Die Verkehrsstörungen in den belebten Strassen drängten endlich auch hier zur Verlegung der Märkte in Hallen, deren erste nach Aufhebung des Marktes in der Marchettigasse und jenes in der Kirchengasse am 1. December 1877 in der Esterhazy'schen Realität im VI. Bezirke eröffnet wurde. Nach und nach entstanden auch im IV., VII. und IX. Bezirke je eine Detailhalle und schliesslich erhob sich im I. Bezirke eine zweite Halle auf dem ehemaligen Paradeplatze zwischen der Rathhaus-, der Stadion- und der Doblhoffgasse. Den Verkehr in diesen Hallen hat 1880 der Gemeinderath durch eine Marktordnung geregelt. Neben diesen Hallen behauptet aber noch immer der offene Markt sein Recht. Ausser den früher genannten Grossmärkten bestehen noch offene Märkte: Im I. Bezirke am Tiefen Graben und am Hohen Markt; im II. Bezirke am Karmeliter-, Volkert- und Brigittaplatz; im III. Bezirke der Augustinermarkt und die Märkte am Kollonitz- und Radetzkyplatz; im IV. Bezirke am Karolinenplatz; im V. Bezirke am Rochusplatz und im X. Bezirke am Columbus- und Eugenplatz.

Mit dem offenen Victualienmarkte und den Hallen ist die Geschichte des Wiener Marktwesens noch nicht abgeschlossen; ihnen reihen sich die Specialmärkte an mit ihren gleichfalls typischen Erscheinungen, eigenthümlichen Usancen und althergebrachten Formen. Da ist zunächst der Specialmarkt für Obst »Am Schanzl«, die Wiege der Wiener Höckerin, charakteristisch durch seine Staffage, ein Markt zwischen Wasser und Land, der einzige Specialmarkt, welcher nach Oertlichkeit und Form derselbe wie vor 1848 geblieben ist. Alle anderen haben theils örtlich, theils auch

in ihrem Wesen eine Veränderung erfahren; so der an interessanten Erscheinungen reiche »Heu-, Stroh- und Kalkmarkt«, der nach Auflassung des Glacis 1864 auf die Siebenbrunnenwiese verlegt wurde. Es ist ein äusserst lebhaftes Bild, das sich hier dem Beobachter entrollt und mit den Jahreszeiten wechselt. Die Hauptgruppe bilden die Heubauern aus Niederösterreich, Ungarn und der Slovakei; dazu im Herbst die Krautbauern, zumeist aus Moosbrunn, die Kalkbauern aus Rodaun und Umgebung und vereinzelt auch der Köhler aus den Thälern des Schneeberggebietes. Dazu als Käufer die Sauerkrauthändler, Fuhrwerksbesitzer, Fleischer und der stets humoristische Fiaker. Der Verkehr auf diesem »Centralmarkt« hat an Lebhaftigkeit noch zugenommen, seit mit ihm 1879 örtlich auch der Pferdemarkt vereinigt wurde, auf welchem noch heute die deutschrechtliche Form des Vertragsabschlusses durch »Betrinken des Kaufgeschäftes« gang und gäbe ist.

Hat sich auf diesem Markte so mancher Rest der »guten alten Zeit« erhalten, so prägt sich auf dem »Schlachtviehmarkt« im Gegensatz zu den Episoden des Kleinmarktes der neuzeitliche Charakter des Handels aus. Der Fortschritt hat hier viel geschaffen, vieles von grossem Werth, wie den massigen Bau mit den geräumigen, mehrschiffigen Hallen für Rinder, Kälber, Schafe und Schweine, in Stein und Eisen solid ausgeführt und, wie das monumental ausgestattete Hauptportal beweist, nicht ohne Rücksicht auf die Kunst. Das ist der Markt, der nächst seiner Bedeutung als Centralpunkt eines ausgebreiteten Handels auch ein wichtiger Factor in der Approvisionirung Wiens ist. Kein anderer Markt überragt ihn an Grossartigkeit des Verkehrs und an Musterhaftigkeit in der Gebarung. Es ist Markttag! Noch graut der Morgen, aber schon herrscht reges Leben in allen Räumen. Mäster und Händler tummeln sich geschäftig in den Stallungen, wohin bereits Tags vorher der Eintrieb erfolgt ist, die Fütterung zu überwachen, ehe der Abtrieb in die Halle erfolgt. Neue schimmernde Heerden sind indess mit dem Frühzuge angelangt, die Hallen füllen sich, und mit prüfendem Blicke durchschreiten die Käufer die langen Reihen, die Qualität des Angebotenen zu beurtheilen. Da gibt die Glocke das Zeichen. Der Markt ist eröffnet, der Handel beginnt. Die Käufer sammeln sich in Gruppen, an der Spitze der Erfahrenste, der den »Ausstoss«, die Scheidung der Waare, vornimmt, welche zum Handel ausersehen wird. Damit sind die Vorbereitungen beendet, auf welche die Unterhandlungen über den Verkaufsmodus folgen. Die Formen sind durch

die Marktordnung festgesetzt: die älteste Verkaufsart »nach Losen«. ist seither völlig ausser Gebrauch gekommen und auch der Verkauf »auf Fluss« oder die Ocularschätzung, bei welcher der Kennerblick den Preis bestimmt, ist auf dem Wiener Viehmarkte zur Seltenheit geworden und nur mehr bei »Beinlvieh« in Gebrauch; dagegen hat sich immer mehr und mehr der Verkauf nach Lebendgewicht mit Percentabzug eingebürgert, der zwischen 28—50% variirt. Ist einmal der Werth festgestellt, der Preis bestimmt, so ist das Geschäft bald beendet. Ein Handschlag, dieses Symbol der Treue und des Glaubens, macht den Kauf perfect. Was darauf folgt, ist durch die Marktordnung geregelt. Das Geldgeschäft wird durch die Vieh- und Fleischmarktcasse besorgt, sie stellt den Schlussbrief aus, gegen dessen Vorweisung die amtlichen Organe den Abtrieb gestatten, nachdem noch vorher die Waare mit dem Wiener Marktzeichen versehen wurde.

Gleichzeitig mit dem Rindermarkt findet an jedem Montag und Donnerstag auch der Jung- und Stechviehmarkt in der Kälberhalle statt. Den Verkehr auf diesem, wie auf dem Schweinemarkte, der Dienstag und Donnerstag abgehalten, und auf dem Schafmarkte, der jeden Dienstag in der Schafhalle stattfindet, wird ebenfalls durch die Marktordnung vom 3. September 1883 geregelt. Im Grossen und Ganzen bewegt sich das Geschäft auf diesem Markte ebenso, wie am Rindermarkte, nur mit dem Unterschiede, dass als Einheit auf dem Viehmarkte der Metercentner, auf jenem für Jung- und Stechvieh das Kilogramm oder das Stück, für den Handel mit Schweinen das Kilogramm, und für jenen mit Schafen das Paar gilt.

Man sieht, sowohl der Kleinmarkt, als auch die Märkte für den Grosshandel haben während der letzten 40 Jahre ihre Gestalt vielfach verändert. Im Grossen und Ganzen hat sich die nach französischem Muster durchgeführte Reform für die Approvisionirung Wiens äusserst wohlthätig erwiesen, und nicht zum Geringsten auch für die städtischen Finanzen, denn die Gesammthöhe der Einnahmen aus dem Markt- und Approvisionirungswesen ist in dem Jahrfünft 1881 bis 1885 von fl. 480.179 auf fl. 612.518 gestiegen, eine Ziffer, die wohl den besten Beweis gibt für die fortschrittliche Entwickelung des Wiener Marktwesens.

* * *

In dem marktmässigen Verkehre der Lebensmittel haben von jeher zwei Artikel, Brod und Fleisch, eine besondere Stellung eingenommen. Durch ihre Bedeutung als die wichtigsten Nahrungs-

mittel ist der Verbrauch derselben stets auch als Gradmesser der jeweiligen wirthschaftlichen Verhältnisse betrachtet worden, und wenn uns aus früheren Zeiten sonst keine Quellen überkommen wären, als jene Satzungen und Ordnungen, durch welche die Lebensmittelpolizei gegen die Theuerung dieser Consumartikel angekämpft hatte, man würde auch schon daraus auf ihre sociale Bedeutung schliessen können. In der Geschichte der Verwaltung nehmen diese beiden Artikel durch ihre nahen Beziehungen zum Welthandel und zur Urproduction auch deshalb eine hervorragende Stellung ein, weil sie gerade in der Zeit des schärfsten Zunftgeistes zuerst im gewerblichen Leben der freien Concurrenz die Bahn geebnet haben. In mehr als einer Hinsicht hat hier der Fortschritt der Zeit gewaltet. Das Lebensmittel hat sich nach und nach zu einem wichtigen Handelsartikel herangebildet, und obschon in der früheren Zeit die Stadtverwaltung sich damit begnügte, den localen Verkehr zu regeln, so hat sich die moderne Stadtverwaltung nicht blos auf Vorschriften für Fleischer und Bäcker beschränkt, sondern auch der Urproduction und dem Handel ein lebhaftes Interesse gewidmet. Mit einem Worte, das Gewerbe der Bäcker und Fleischer, dessen Geschichte sich bis in die mittelalterliche Zeit zurückleiten lässt und das noch im Ausgange der vormärzlichen Verwaltung den Mittelpunkt der Approvisionirung bildete, tritt allmälig in den Hintergrund und wird, was das vornehmste Lebensmittel — das Fleisch — betrifft, seine ehemalige Rolle auch im localen Verkehre dem Handel überlassen müssen. Dieser Umwandlungsprocess ist durch die gewerbliche Gesetzgebung schon der frühesten Zeit eingeleitet worden, denn bereits im Jahre 1331 wird den fremden Fleischhauern aus dem »gaue« die Einfuhr von Fleisch nach Wien erlaubt, eine Massregel, die oft wiederholt, sich im 17. Jahrhunderte dahin erweiterte, dass der freie Zutrieb von Vieh aus allen Vierteln des Landes unter der Bedingung gestattet wird, das Fleisch unter der Satzung zu verkaufen. War dadurch dem einheimischen Gewerbe von auswärts Concurrenz erwachsen, so tritt seit dem Ausgange des XVIII. Jahrhunderts ein Gleiches innerhalb des städtischen Gewerbes selbst durch die Einführung der sogenannten »Wohlfeilheitsfleischer« ein, jener Classe von Gewerbetreibenden, welche die Pflicht hatten, das Fleisch billiger »auszuhacken«. Die nachfolgende Zeit lässt auch auf diesem Gebiete den Stillstand erkennen, der im Vergleiche zu den früheren Verhältnissen sogar als Rückschritt bezeichnet werden kann. Hatte die josefinische Periode, im Grossen und Ganzen den Grundsätzen Turgot's

folgend, den Kampf gegen die Satzung eingeleitet, die der Kaiser als »wider die wahre Freiheit« erklärte, so sank die nachfolgende Zeit wieder in den zünftigen Charakter zurück. Die Satzung bildet wieder das Um und Auf der Approvisionirung. Der kleinliche Geist zeitigte auch kleinliche Mittel; statt der freien Concurrenz begann man allmälig das Fleischergewerbe auf einen engen Kreis zu beschränken, aus Furcht, dass bei einer Vermehrung die Satzung wegen des geringen Gewinnes erhöht werden müsse; dazu noch die ungünstigen finanziellen Verhältnisse, welche der Entfaltung des Credites hinderlich, für das Fleischergewerbe den Besitz hinlänglicher Capitalien bedingten und den minderbemittelten Fleischer in eine traurige Abhängigkeit von dem begüterten Genossen brachten. Noch ungünstiger standen die Verhältnisse im Viehhandel. Es fehlte vor Allem an der nothwendigen Centralisirung, ein Mangel, der sich am meisten in der Fleischsatzung fühlbar machte, da bei Festsetzung des Tarifes nicht blos die Preise am Wiener Markte, sondern auch jene des Olmützer und Oedenburger Marktes berücksichtigt wurden. Auch diese Massregel hatte für Wien die nachtheiligsten Folgen: denn seit gegen Ende der vierziger Jahre der Wiener Markt den Sieg über den Concurrenzmarkt zu Olmütz behauptete und die Wiener Fleischer zum grössten Theil den Besuch der auswärtigen Märkte, auf welchen seit 1846 nur noch mindergewichtiges Vieh verkauft wurde, aufgegeben hatten, vertheuerte die Combination der hohen Preise der auswärtigen Märkte den localen Consum in empfindlicher Weise. Eine Berechnung, welche 1847 vorgenommen wurde, zur Zeit, als man in den höheren Kreisen der Verwaltung die Einsicht gewonnen hatte, dass die Fleischsatzung nur aus den Wiener Marktpreisen festgestellt werden dürfe, ergab die Thatsache, dass nach der bisherigen Feststellung des Tarifes bei einem Consum von 100.000 Ochsen durch eine Erhöhung der Taxe um nur einen Kreuzer eine Ueberzahlung von 666.666 fl. stattgefunden hatte. Knapp vor dem Wandel in den politischen Verhältnissen bereitete sich, veranlasst durch die zunehmende Theuerung der wichtigsten Lebensmittel ein Umwandlungsprocess vor, der von dem Wiener Bürgermeister eingeleitet, im Staatsrathe eine kräftige Förderung gefunden hatte. Zwei Mittel sollten der Fleischtheuerung abhelfen: Die Vermehrung der Fleischergewerbe und die Verminderung der Regiekosten durch Errichtung von Schlachthäusern. Gegen die Schlachtung im Hause traten überdies auch Bedenken in sanitärer Hinsicht auf; nicht nur dass die Leitung der animalischen Abfälle in die Hauscanäle nach den amtlichen Erhebungen den Gesundheits-

zustand in einigen Vorstädten arg gefährdet hatte, es liess auch die Vieh- und Fleischbeschau Alles zu wünschen übrig. Das zweite Mittel, die Vermehrung des Fleischergewerbes, konnte nur dann von Erfolg für die Approvisionirung der Stadt sein, wenn damit zugleich auch die Voraussetzung jeder Concurrenz, der Credit, ermöglicht wurde. Zur Zeit, als die Reformverhandlungen begannen, zählte man in Wien 150 Fleischer, welche theils in eigenen Bänken, theils durch ihre »Knechte« in 107 Filialen den Verschleiss von Fleisch besorgten. Die Abhängigkeit der armen Fleischer, welche sich mit geringen Procenten begnügen mussten, sollte durch die Einführung einer Fleischcassa behoben, diese von der Gemeinde verwaltet und dadurch — wie man im Staatsrathe meinte — »dem nothwendigen Uebel der reichen Fleischer und der Zwischenhändler abgeholfen werden«. Man kam also am Ende der vormärzlichen Periode nach nahezu einem halben Jahrhunderte, durch eine »bessere Erfahrung« belehrt, zum Theil wieder auf die Josefinischen Grundsätze zurück, und nichts vermag die repressiven Massregeln der vormärzlichen Zeit besser zu beleuchten, als die Erklärung des Staatsrathes, »dass jede Beengung im Handel und Wandel nur Nachtheile zur Folge habe, die das consumirende Publicum am härtesten bedrücken und beirren«.

Nicht so rasch, als man unter solchen Verhältnissen erwarten durfte, wurden die Reformen eingeleitet. Zwar standen die Schlachthäuser bereits in den Märztagen unter Dach und Fach, aber ihre Vollendung war seit dem Wandel der Verhältnisse auf unbestimmte Zeit verschoben; auch im Uebrigen war man nach 1848 noch keinen Schritt weiter gekommen, denn noch immer bestand die Satzung und der »feste Ring« der reichen Fleischer. An eine gründliche Reform war übrigens in den bewegten Tagen nicht zu denken, zumal die Approvisionirungsthätigkeit der eben in die Verwaltung eingetretenen Bürgerschaft mehr dahin zielen musste, den augenblicklichen Bedarf an Lebensmitteln zu sichern, als Reformen für die Zukunft zu berathen. Auch die den Tagen der Bewegung nachfolgende Zeit brachte keine Neuerung, aber sie drängte dazu; denn nicht nur der Krieg, auch die Verminderung der Schlachtthiere durch Seuchen waren nicht ohne Einfluss auf den Preis geblieben. Zu alledem bot der Wiener Viehmarkt ein Bild völliger Zerfahrenheit; ein Häuflein Händler dominirte daselbst und beherrschte den Preis durch Errichtung einer Zwischenstation auf der sogenannten Kapitelwiese in Pressburg. Producenten fanden sich nur selten ein, theils weil der Zutrieb in Folge der mangelhaften Verkehrseinrichtungen zu theuer kam, theils

weil die Furcht, sich den »Händlern« ergeben zu müssen, zu gross war. Auf die Approvisionirung Wiens nahmen diese Uebelstände den ungünstigsten Einfluss, der übrigens durch die monopolistische Stellung der reichen Fleischer noch gesteigert wurde. Thatsächlich mussten die minder begüterten Fleischhauer den Centner Fleisch um fl. 5—6 theurer bezahlen und sich mit Fleisch von minderer Qualität begnügen. Schliesslich litt unter solchen Umständen der Consument am meisten; am empfindlichsten aber jener Theil der Bevölkerung, welcher in Folge der Preissteigerung genöthigt war, den Bedarf immer mehr und mehr einzuschränken. Es war also schleunige Abhilfe zum dringenden Gebote geworden. Aufhebung der Fleischsatzung, Regelung des Fleischergewerbes und Gründung einer Fleischcassa waren die Forderungen, welche 1849 ein grosser Theil der Wiener Fleischer an den Gemeinderath stellte, der die Berathungen hierüber unverzüglich einleitete. Auch die Regierung hatte inzwischen den Reformfragen die vollste Aufmerksamkeit zugewendet. In einem ausführlichen Vortrage an den Kaiser schilderte Freiherr von Bruck die Gebrechen in der Approvisionirung, nicht ohne zugleich die Mittel zu ihrer Abhilfe zu empfehlen, die dahin zielten, den Viehzüchtern den Wiener Markt zu erschliessen, den Auftrieb daselbst zu vermehren und durch Sicherung der Baarzahlung an die Producenten, sowie durch Gewährung von Vorschüssen an die Fleischer die Geldgebahrung auf eine solide Basis zu stellen. Am 22. Juni 1850 genehmigte der Kaiser die Vorschläge des Freiherrn von Bruck; die Zahl der Fleischer wurde auf 180 vermehrt, die Errichtung der Fleischcassa angeordnet und der Gemeinde zur ersten Dotirung ein Darlehen von fl. 250.000 aus Staatsmitteln bewilligt. Im Grossen und Ganzen strebte die Regierung dahin, durch Förderung der Production eine Besserung der städtischen Approvisionirungsverhältnisse zu bewirken, denn auch die Aufhebung der Fleischsatzung, wodurch von nun an der Preis des Rindfleisches nicht mehr, wie bisher, blos von der Quantität, sondern auch von der Qualität abhängig wurde, sollte in ihren Folgen den Mästern zugute kommen; die Auslagen für die Verbesserung der Race sollten in dem höheren Preise der Qualität ausgeglichen werden. Um den Zutrieb von Schlachtvieh zu vermehren, wurde ausserdem den Züchtern und Händlern gestattet, das auf dem Markte nicht verkaufte Vieh in Wien schlachten und ausschroten zu dürfen. Durch diese Einrichtungen war ein entschiedener Schritt nach vorwärts geschehen, der sich von den repressiven Massregeln der Vorzeit wesentlich abhob. Denn dass sich die Aufmerksamkeit der

Regierung und der Stadtvertretung von den Erscheinungen auf die Ursachen lenkte, war im Grunde insofern von Bedeutung, als von nun an auch die Förderung der Production und des Grosshandels in die Aufgabe der städtischen Approvisionirung eingereiht wurde. Wenn trotzdem in dem ersten Jahrzehnt der autonomen Verwaltung ein Rückgang der Fleischpreise nicht erzielt werden konnte, so lag die Ursache zunächst in den politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnissen und nicht zum Geringsten auch in der fehlerhaften Anwendung der Mittel, durch welche die Sanirung des Wiener Marktes erzielt werden sollte. Die Kriegsereignisse, die Entwerthung der Valuta, die Missernten der Jahre 1854 und 1855, sowie das wiederholte Auftreten der Viehseuche hatten trotz aller Begünstigungen, welche die Regierung dem Viehhandel angedeihen liess, die Zunahme des Auftriebes und durch die Erhöhung der Fleischpreise auch den Consum empfindlich beeinträchtigt; zu alledem hatten die neuen Einrichtungen auf dem Viehmarkte keine Aenderung zum Besseren erzielt. Zum Theile lag wohl die Ursache in dem schwerfällig bureaukratischen Apparate der communalen Fleischcassa, welcher dem kaufmännischen Verkehre nicht entsprach, zum Theile auch in dem verderblichen Differenzgeschäfte, das nach und nach in Schwang gekommen, und nicht zum Mindesten in den herrschenden Ideen der Zeit, welche wie im Gewerbe, so auch im Handel die grösstmögliche Freiheit der Bewegung anstrebten und daher jeden Zwang perhorrescirten. Mit einem Worte, durch die Fleischcassa in ihrer damaligen Organisation war der Zwischenhandel nicht beseitigt, der directe Verkehr zwischen Producenten und Käufer nicht vermittelt, eine Verbilligerung des Fleisches für den localen Consum nicht erzielt worden, denn der Marktpreis des Schlachtviehes war seit 1848 von fl. 16 für den Centner im Jahre 1857 auf fl. 23 und im Jahre 1861 auf fl. 28 gestiegen.

Den frischen Kräften, welche 1861 in der städtischen Verwaltung die Approvisionirungsgeschäfte übernahmen, war somit auch in der »Fleischfrage« ein weites Feld der Thätigkeit erschlossen. Denn nicht allein die Verhältnisse am Wiener Viehmarkte, auch die Umwandlungen in den Productions- und Verkehrsverhältnissen hatten den Fleischconsum in Wien lebhaft berührt. Das Hornvieh der inländischen Mäster war inzwischen zu einem gesuchten Exportartikel für Frankreich und England geworden und Oesterreich, das bis 1862 auf den Import angewiesen war, begann nun allmälig einen lebhaften Exporthandel. Noch im Jahrfünft 1856—1860 betrug die Einfuhr im

Durchschnitte 130.556, die Ausfuhr nur 99.670 Stück, dagegen in dem darauffolgenden gleichen Zeitraume die Einfuhr 108.420, die Ausfuhr bereits 138.058 Stück. Die Wandlung in den agriculturellen Verhältnissen war auf den Wiener Viehmarkt nicht ohne Einfluss geblieben und stellte denselben immer mehr und mehr in Abhängigkeit von dem Import aus Ländern, von welchen die Rinderpest sich nach und nach auch auf heimischem Boden ausgebreitet hatte. Diese und noch andere die Production berührenden Ursachen hatten nicht nur Fluctuationen im Gesammtauftriebe auf dem Viehmarkte, sondern auch eine Abnahme der zur Schlachtung in Wien angekauften Rinder zur Folge. Allerdings war dieser Ausfall durch die Zunahme des importirten Rindfleisches wieder ausgeglichen worden, aber immerhin gaben die Erscheinungen am Ende der sechziger Jahre dem Gemeinderathe zu neuen Reformen Anlass, mit welchem die dritte Periode der Fleischversorgung eingeleitet wurde. Die Klagen, welche die Enquête des Jahres 1869 über die Mängel am Viehmarkte in die Oeffentlichkeit brachte, waren schon vordem Gegenstand eifriger Berathungen im Gemeinderathe. Die primitiven Einrichtungen des Marktes, der Mangel an gedeckten Thierständen und Stallungen, welcher die Viehhändler nöthigte, die Schlachtthiere in Zwischenbrücken unterzubringen, dazu noch die ausgebreiteten Winkelmärkte in den Vororten, der lästige Viehtrieb durch die Stadt, vor Allem aber die unzureichende Beschaffenheit der Transportmittel veranlassten den Gemeinderath nicht nur zu einer erhöhten Thätigkeit, sondern auch zu mehrfachen Petitionen an die Regierung.

Den Mittelpunkt der Reformen aber bildete die Regelung des Viehmarktes, dessen Umgestaltung und Erweiterung der Gemeinderath bereits am 27. Juni beschlossen hatte; ein Comité bereiste die grossen Städte, um die Einrichtungen der Viehmärkte in Augenschein zu nehmen und die Erfahrungen bei der beabsichtigten Reform zu verwerthen; insbesondere war es der Markt von La Vilette, von Napoleon zu einem grossen Centralmarkt erhoben, dessen Einrichtungen die Grundlage für die Action bildeten, welche der Gemeinderath mit der provisorischen Regelung des Viehmarktes im Jahre 1873 eingeleitet hatte. An diese schlossen sich dann die Verhandlungen wegen Einrichtung des Centralviehmarktes, dessen Bau am 13. October 1879 begonnen und im Jahre 1883 vollendet worden war. Mit dem Bau des Centralviehmarktes, der einen Aufwand von mehr als drei Millionen Gulden erforderte, war also die wichtigste Bedingung zur Belebung des Viehhandels erfüllt. Aber auch noch in

einer anderen Richtung hatte sich eine Umwandlung vollzogen. Schon vor der Enquête des Jahres 1869 waren wiederholt Klagen laut geworden, dass der Handel am Viehmarkte durch die bestehende communale Fleischcassa, deren Dotation der Gemeinderath im Jahre 1862 erhöht hatte, in der freien Bewegung gehemmt werde. In dem Bestreben, jede Beschränkung des Verkehrs zu beseitigen und Käufern wie Verkäufern die vollste Freiheit einzuräumen, sah sich der Gemeinderath in Folge der zunehmenden Beschwerden veranlasst, das communale Institut der Fleischcassa vom 1. März 1870 an ausser Wirksamkeit zu setzen. Die wohlmeinende Absicht, dadurch den Markt unabhängig zu stellen, war aber, wie die Erfahrung lehrte, nicht erreicht worden. Der Handel bedarf vor Allem des Credits, und ein Markt, auf welchem wöchentlich ein Verkehr von einer halben Million Gulden stattfand, umsomehr, als nicht alle Käufer in der Lage sind, ihren Bedarf gegen Baarzahlung zu beziehen. Dem Mangel war zwar bald abgeholfen, indem die ehemaligen Makler am Viehmarkte an Stelle der aufgehobenen Fleischcassa die Creditgewährung übernahmen und nun als Commissionshändler den Verkehr zwischen Producenten und Käufern vermittelten; aber die Folge war, dass an einem Markttage nicht selten zwei Drittheile des gesammten Auftriebes von drei oder vier Commissionären vermittelt wurden, in deren Abhängigkeit nach und nach Producenten wie Käufer gelangten. Mehrmalige Versuche, dem Monopole der Commissionshändler Einhalt zu thun, scheiterten: im Gegentheile — die Händler waren eine Macht geworden, die sich im Laufe der Jahre durch die Ausbeutung des Credits noch gesteigert hatte. In diesem Stande der Verhältnisse waren Ende der siebziger Jahre Ereignisse eingetreten, welche in ihren Folgen auf den Viehhandel und mittelbar auch auf den localen Consum grossen Einfluss genommen hatten. Durch die sich immer mehr entfaltende Concurrenz des amerikanischen wie des russischen Getreides war der Cerealienbau immer weniger lohnend, daher der Landwirth genöthigt worden, den Ausfall seines Gewinnes durch eine rationelle Viehzucht zu decken. In der That fanden die Züchter und Mäster Cisleithaniens hinlängliche Entschädigung durch einen lebhaften Export nach Deutschland und England, während der Wiener Viehmarkt auf die Provenienzen aus Ungarn und Galizien, respective Russland und Rumänien angewiesen war. Das hatte sich aber mit einem Schlage geändert, als Deutschland der Ausfuhr nach Frankreich und England seine Grenzen verschlossen hatte. Die Lage der

cisleithanischen Agrarier war sonach eine drohende geworden, um deren Abhilfe in nicht weniger als 53 Petitionen Regierung wie Parlament bestürmt wurden. War die Grenzsperre Deutschlands als ein Mittel angewendet worden, um die Einschleppung der Viehseuche zu verhindern, so stand zu erwarten, dass Oesterreich in gleicher Weise gegen jene Länder verfahren werde, durch welche bisher die heimische Viehzucht am meisten gefährdet schien. In der That wurde vom 1. Jänner 1882 an der Eintrieb von russischem und rumänischem Vieh verboten und damit zugleich der inländischen Production die Deckung des heimischen Bedarfes überlassen. Ehe aber diese Massregel verwirklicht wurde, waren bei dem Gemeinderathe und bei der Regierung mehr als dreissig Petitionen überreicht worden, welche die Regelung des Geschäftsverkehrs auf dem Schlachtviehmarkte zum Gegenstande hatten. Die Beschwerden über die Hindernisse, welche der Beschickung des Viehmarktes entgegenstanden, veranlassten die Gemeinde, im Mai 1880 eine Enquête einzuberufen, bei welchem Anlasse die Producenten hauptsächlich die Regelung des Creditwesens durch Einführung einer obligatorischen Fleischcassa, sowie die Einführung einer einzigen Verkaufsart, nach Lebendgewicht ohne Percentabzug, begehrten. Dieselben Forderungen wurden anlässlich der von der Regierung 1881 veranlassten Enquête ebenfalls gestellt und fanden auch Berücksichtigung in der Marktordnung vom 3. September 1883, welche die Regierung im Sinne des Gesetzes vom 29. Februar 1880 erlassen hatte und durch die Einführung der Vieh- und Fleischmarktcassa, deren Geschäfte die Regierung am 28. Februar 1884 der Depositenbank auf die Dauer von fünfzehn Jahren übertrug.

Weniger die Einführung der obligatorischen Fleischcassa, als die Verfügung des Ministeriums vom 8. Februar 1884, dass künftighin eine Collectivvertretung der Producenten auf dem Viehmarkte nicht mehr stattfinden dürfe und jeder Eigenthümer, der nicht selbst am Viehmarkte erscheint, durch einen Bestellten vertreten werden müsse, veranlassten die hierdurch am meisten berührten Commissionäre, dann die ungarischen und — freilich nur für kurze Zeit — auch die galizischen Interessenten zur Gründung eines Trutzmarktes, welcher am 21. April 1884 in Pressburg eröffnet wurde. Die materielle Folge der Eröffnung des Concurrenzmarktes war, dass am Wiener Viehmarkte der Auftrieb, welcher in der Zeit vom 1. April 1883 bis 31. März des nächsten Jahres 159.242 Stücke betrug, in der gleichen Periode 1884—1885 auf 101.706 Stücke herabsank.

Nicht ohne Besorgniss sah die Stadtvertretung, welche für die Verbesserung des Viehmarktes grosse materielle Opfer gebracht hatte, der künftigen Gestaltung desselben entgegen. Mit grossem Eifer setzte der Gemeinderath alle Hebel in Bewegung, um die unerquicklichen Verhältnisse zu einem baldigen Ende zu bringen und die Gefahr für die Fleischapprovisionirung Wiens zu beseitigen. Ausser den Anregungen zur Herabsetzung der Viehtarife auf den Bahnen, um den Transport von Schlachtthieren zu erleichtern, zielte die Action der Gemeinde dahin, die Fleischcassa in communale Verwaltung zu übernehmen; zugleich bestrebte sich der Gemeinderath, bei der Regierung die Aufhebung der Verordnung hinsichtlich der »Bestellten« zu erwirken, die am 13. Jänner 1888 auch erfolgte. Damit hatte der Pressburger Markt sein Ende erreicht. Die Wendung zum Besseren war eingetreten, der Auftrieb wieder ein regelmässiger, der Preis ein constanter und der Wiener Schlachtviehmarkt zum einzigen Markt der Reichshauptstadt und der 47 Gemeinden ihrer Umgebung geworden.

Im engen Zusammenhange mit dem Artikel Fleisch, welcher von jeher den Gradmesser der wirthschaftlichen Verhältnisse gebildet hat, steht das Brod als Repräsentant der socialen Richtung in der Approvisionirung. Man braucht in der Geschichte der Städte nur jene Bewegungen zu verfolgen, welche durch den Mangel an Brod oder durch die Theuerung desselben veranlasst wurden. Die »Bäckerrummel« der Vorzeit, durch welche sich das Element der niederen Bevölkerungsschichten wiederholt gegen die drückenden Lebensmittelpreise Luft machte, sind nicht nur die sprechendsten Beweise für die Bedeutung des Brodes in der Culturgeschichte der Städte, sie sind auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Approvisionirung. Aber noch in anderer Hinsicht lüften diese socialen Bewegungen die Schleier der Vorzeit; sie zeigen, wie auch auf diesem Gebiete die Wirkungen stets für die Ursachen genommen wurden. Dass der Bäcker von dem Müller, dieser vom Getreidehändler und dass in allererstem Betracht der Consum von den Fortschritten in der Production, sowie von der Ausdehnung des Verkehrs abhängig sei, das leuchtete zwar schon den Verwaltungsbehörden der vergangenen Zeiten so gut, wie den heutigen ein; aber der Unterschied der früheren Tage von den heutigen liegt in den Mitteln, mit welchen Gesetzgebung und Verwaltung bedacht waren, dem Mangel an Vorräthen abzuhelfen und die Theuerung zu verhindern.

Wien, im Mittelalter der Knotenpunkt eines ausgebreiteten Handels, war wohl seiner Lage nach von jeher berufen gewesen, das Emporium für den Getreidehandel Europas zu bilden; aber mehrfache Ursachen haben den natürlichen Entwickelungsprocess in andere Bahnen geleitet, aus welchen ihn erst wieder die neueste Zeit auf die richtige Fährte lenkte. Nicht als geringstes unter allen diesen Hemmnissen eines ausgebreiteten Getreidehandels können jene repressiven Massregeln angesehen werden, welche den Handel mit Getreide, der im Jahre 1812 freigegeben wurde, in seinen wichtigsten Functionen beschränkt hatten. Dazu noch im Inneren des Landes die verschiedenen Gebietstheile durch Zolllinien geschieden, die Ausfuhr durch Verbote beschränkt, welche anderseits wieder im Retorsionswege den Import schmälerten, vor Allem aber der Mangel eines Centralpunktes für den Getreidehandel im Westen der Monarchie — das Alles zusammen hatte in seinen letzten Folgen auch auf die Approvisionirung Wiens einen Einfluss genommen, der knapp vor dem Jahre 1848 in Folge der seit 1846 anhaltenden Missernten um so fühlbarer wurde, als der Metzen Weizen, der in normalen Jahren durchschnittlich fl. 2—5 kostete, bereits auf fl. 10 gestiegen war. Wieder, wie einst in den Jahren 1805 und 1809, äusserte sich die tiefe Gährung in Excessen, welche bei den eben stattgefundenen zahlreichen Arbeiter-Entlassungen um so bedenklicher waren, und nur durch das energische Eingreifen der Privatwohlthätigkeit eingedämmt wurden. Wie sehr auch die Regierung sich bemühte, dem verderblichen Zwischenhandel zu steuern und durch eine strenge Ueberwachung der Winkelbörse im Kaffeehause des ehemaligen Bürgerspitales, sowie durch Abschaffung aller nicht zuständigen Speculanten dem »Kornwucher« zu begegnen, vermochte sie doch nicht billige Preise zu erzielen.

Unter äusserst ungünstigen Verhältnissen hatte der Gemeinderath im Jahre 1848 die Verwaltung der Approvisionirungs-Angelegenheit übernommen, aber auch er begann nicht mit anderen Mitteln, als vordem zur Anwendung kamen. Statt einer einheitlichen zielbewussten Action zersplitterte sich die Thätigkeit in eine Fülle von Details, von welchen einige sogar an die mittelalterlichen Zeiten des Stapelrechtes gemahnten, wie der Beschluss, dass, wer mit einem Getreideschiff in Wien anlangt, seinen Waarenvorrath vier Tage hindurch nur an Müller, nach Ablauf dieses Termines aber nur an besteuerte Getreidehändler verkaufen darf. Bei der mehr negativen Thätigkeit, welche sich gegen den »Kornwucher«

kehrte, drang doch nach und nach die Erkenntniss durch, dass eine Approvisionirung mit Getreide einzig und allein von Einrichtungen abhängig sei, welche den Handel begünstigen. Der erste Schritt, der in dieser Hinsicht im Mai 1849 unternommen wurde, war dahin gerichtet, dem Mangel an hinreichenden Lagerräumen, welcher viele Producenten abschreckte, ihre Waaren nach Wien zu bringen, durch die Einrichtung eines Schüttkastens am Getreidemarkte abzuhelfen. Drei Jahre später übernahm die Gemeinde die Leitung der Frucht- und Mehlbörse, aber mit keinem Erfolg, da der Zweck, dem Zwischenhandel wirksam entgegenzutreten, nicht erreicht wurde. Die allzu scharfe Bevormundung hatte zur Folge, dass Preis und Umsatz einander nicht mehr entsprachen und der Producent noch mehr als früher den Machinationen des Zwischenhändlers ausgesetzt war. Dadurch kam der Wiener Handel immer mehr ins Stocken, indess zur selben Zeit der Verkehr mit Getreidefrüchten in Pest einen lebhaften Aufschwung nahm. Kaum dass in Wien der Umsatz den Bedarf der Wiener Mühlen deckte. Die zielbewusste Thätigkeit des Gemeinderathes der sechziger Jahre und seines Nachfolgers hatte auch hier wohlthätig gewirkt. Die Beschränkung im Handel fiel und mit ihr auch die communale Frucht- und Mehlbörse, welche im Mai 1869 der autonomen Leitung und Verwaltung der Börsenbesucher überlassen wurde. Von welchem Erfolge diese Action war, zeigt die auffallende Zunahme des Umsatzes; es wurden noch im selben Jahre 2,500.000 Metzen Weizen, 750.000 Metzen Korn, 1,800.000 Metzen Gerste, 400.000 Metzen Mais, 3,000.000 Metzen Hafer und 3,000.000 Centner Mehl in den Handel gebracht. In Folge seiner autonomen Gestaltung entwickelte sich dieses Institut, das in der vormärzlichen Zeit und in den fünfziger Jahren vielfachen Hemmnissen ausgesetzt war, zu einem der wichtigsten Verkehrspunkte für den Getreidehandel. Mit der Aufhebung jeder Beschränkung im Verkehr war die erste Bedingung erfüllt, Wien zum Emporium des Handels im deutschen Osten zu gestalten.

Die nächste Ursache, welche die Entwickelung des Getreidehandels hinderte, war der Mangel an entsprechenden Niederlagsräumen. Selbst als der Transport durch die Ausdehnung des Schienennetzes gehoben war, blieben Raab und Wieselburg die Stapelplätze für den Getreidehandel, da die Fruchtbesitzer bei dem Mangel an Magazinen in Wien und bei den hohen Lagerungskosten keine Lust zeigten, ihre Waaren dahin zu bringen. Das hatte aber nicht nur

nachtheilige Folgen für den Transitoverkehr, da selbst bei günstigem Ernteergebnisse die Preise in Folge der hohen Lagerungsspesen nicht niedriger wurden, sondern auch einen Einfluss auf den localen Consum genommen, weil von der Bewegung im Handelsverkehr die Deckung des Localverkehrs und die Regelung der Platzpreise abhängig war. Diese Ursachen veranlassten schon 1853 den Gemeinderath zu dem Beschlusse, grosse Getreidemagazine aus communalen Mitteln zu errichten. Eine Commission, an der Spitze Bürgermeister Dr. Seiller, unternahm im Juli desselben Jahres die Besichtigung der Fruchtkammern in Pest, Raab, Pressburg und Wieselburg; aber zur Ausführung kam es nicht. So blieb die Lagerung auch bis zum Ende der sechziger Jahre auf einige kleine Privatmagazine und auf die Depôträume der Bahnanstalten beschränkt, die nur von geringem Einflusse auf die Belebung des Handels waren; günstiger gestalteten sich die Verhältnisse, als im Jahre 1869 die Wiener Handelsbank am Schüttel ein Lagerhaus errichtet hatte, dessen Verwaltung seit dem Jahre 1876 die Unionbank übernommen hat. Die neue Aera des Gemeinderathes brachte auch für diese wichtige Frage die gedeihliche Lösung. Die Erkenntniss, dass der Transitoverkehr nicht blos durch die Errichtung von Lagerräumen, sondern hauptsächlich durch commercielle Einrichtungen gehoben werden müsse, welche dem Producenten, sowie dem Händler auch materielle Vortheile durch Creditgewährung zuwenden, reifte in der Gemeindevertretung den Beschluss, ein kaufmännisches Institut — das Lagerhaus — zu gründen und damit eine der wichtigsten Voraussetzungen zu schaffen, um Wien für die Folge zum Hauptstapelplatz für den Getreidehandel zu gestalten. In ihrem Bestreben fand die Gemeinde mehrseitig Unterstützung. In huldreichster Weise gestattete Se. Majestät der Kaiser am 19. Februar 1876 die Benützung der Allerhöchst demselben und dem Hofärar gehörigen Grundfläche, auf welcher der grösste Theil der Maschinenhalle steht. Der restliche Theil der Grundfläche, sowie das zur Herstellung einer Bahnverbindung und für einen Landungsplatz erforderliche Territorium wurde von dem Donauregulirungsfond, die Maschinenhalle vom Handelsministerium pachtweise überlassen. In sechs Wochen waren die Adaptirungsarbeiten vollendet; am 23. October 1876 fand die Eröffnung des Lagerhauses statt. Dasselbe besteht aus zwei getrennten, durch Schienenstränge verbundenen Complexen: dem Landungsplatze an der Donau und der Prateranlage, auf welcher das grossartigste Magazin der Welt

im Flächenraume von 34.461 Quadratmeter sich erhebt. Ausser dieser Halle befinden sich hier noch kleine Magazine und für die Einlagerung von Spiritus fünf Reservoirs, zusammen mit einem Fassungsraume von einer Million Liter. Anfangs 1888 betrug die für Lagerhauszwecke verwendete Area 218.309 Quadratmeter, die verbaute Fläche 54.990 Quadratmeter, der belegbare Raum in den verschiedenen Magazinen 55.870 Quadratmeter. Der Verkehr, wie das finanzielle Ergebniss müssen nach den bisherigen Erfahrungen als äusserst günstig bezeichnet werden, denn nach dem Durchschnitt bis 1887 betrug der Gesammtumsatz 1,857.824 Metercentner, wovon 92% auf Getreide, Hülsenfrüchte, Oelsaaten und Mehlproducte entfallen. Der Gebarungsüberschuss der zur Amortisation des Anlagecapitals verwendet wurde, betrug 4·71% per Jahr.

Die rationelle kaufmännische Organisirung dieses Institutes, die wesentlichen Gebührenermässigungen für die Lagerung, die Erleichterungen im Transportverkehr, welche die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft, wie die in Wien einmündenden Eisenbahnen durch Auflassung der Ueberfuhrgebühren, durch Ausdehnung des Reexpeditionsverfahrens und die Einstellung directer Tarife gewährten, haben den raschen Aufschwung des Wiener Getreidehandels am meisten gefördert und Wien wieder zu einem hervorragenden Stapelplatze Mitteleuropas erhoben. Aus dieser günstigen Stellung des Handels sind auch der Approvisionirung Wiens wesentliche Vortheile erwachsen, indem durch die Aufstapelung bedeutender Fruchtmengen, wie sie früher selbst in den besten Erntejahren nicht stattfanden, der Localbedarf nicht nur vollständig gedeckt, sondern auch das Steigen der Platzpreise wirksam verhindert wurde.

Durch die Belebung des Getreidehandels hatte der Gemeinderath in einem Decennium erreicht, was vordem mit repressiven Massregeln die Approvisionirungsbehörden durch Jahrzehnte vergebens zu erzielen bestrebt waren. — Im localen Consum kommen ausser dem Handel auch noch Gewerbe und Industrie hervorragend in Betracht. Darauf weisen schon die Ordnungen und Satzungen hin, durch welche das Gewerbe der Müller und Bäcker bereits frühzeitig in strenge Abhängigkeit von der Lebensmittelpolizei gestellt wurde. Eine Unzahl von Vorschriften über Mass und Gewicht, in Verbindung mit den Preissatzungen, dazu noch strenge Strafbestimmungen gegen Uebertretung gesetzlicher Anordnungen und, wie das »Bäckerschupfen« zeigt, sogar öffentliche Entehrung spielen in den früheren Verwaltungsepochen eine hervorragende Rolle. Mit welchem Erfolg, zeigen

die wiederholten, immer schärfere Strafen androhenden Publicationen, in deren Eingang stets über die Nichtachtung der getroffenen Anordnungen geklagt wird. Brod soll und darf nicht fehlen in der Stadt und »Brod muss billig sein«, das sind die beiden Zwecke der Verwaltung, für welche diese zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Mittel angewendet hat.

Freie Concurrenz im Gewerbe und im localen Verkehr hat sich durch Jahrhunderte als das beste Mittel bewährt: man öffnete schon im Mittelalter Jedem das Thor, der Brod auf den Markt brachte und gestattet, wie aus der Handfeste Herzog Albrecht II. vom Jahre 1340 zu ersehen ist, jedem Bäcker, von wannen er auch kommen möge, »ze pachen und offenlichen vail ze haben nach dem satz, als der rat aufsetzet«. Nach dem Satz! Wie nahe doch die Gegensätze einander liegen! Im zünftigen Mittelalter Grundsätze der freien Concurrenz und in dem Gesetze, welches in unseren Tagen der weitesten Gewerbefreiheit Ausdruck gab, noch immer Bestimmungen über Preissatzungen. Dazwischen liegt eine Zeit, der die Worte eines Josef II.: »Alle Satzungen sind wider die wahre Freiheit« angehören; sie haben für den Lebensmittelverkehr erst in den Tagen einer neuen Aera ihre Anwendung gefunden, denn durch die Aufhebung der Brodsatzung am 1. November 1860 war der letzte Rest der mittelalterlichen Approvisionirungsgesetzgebung beseitigt worden. Von nun an herrscht die freie Concurrenz, für deren Ausbreitung der Gemeinderath stets thätig eingetreten ist; sie zeigt sich bereits 1854 äusserst wirksam, als die Beschränkungen im Landbrodhandel aufgehoben wurden, und noch mehr, als nach der Aufhebung der Satzung die Wiener Bäcker die Erzeugung von Schwarzbrod aufgegeben hatten. Von dieser Zeit an beginnt das Brod wieder ein marktmässiger Artikel zu werden und als 1870 die Bäcker erklärten, kein Kreuzergebäck zu verabfolgen, überliess der Gemeinderath, um die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu schützen, unentgeltlich Plätze in der Grossmarkthalle und auf allen Kleinmärkten. — Vermittelnd zwischen Producenten und Consumenten trat schon in früher Zeit der Zwischenhändler auf, zum nicht geringen Nachtheile der Bäcker. Als vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male die Brodfrage im Gemeinderathe erörtert wurde, zählte man 4500 Zwischenhändler, deren Provision eine und eine halbe Million Gulden betrug. Von da ab fügt sich in den Gebäcksverkehr auch der Hausirer ein, der seit 1791 von dem Feilbieten mit Mehlgebäck ausgeschlossen war, seit 1862 wieder als Ausbieter von Bretzen auf den

Strassen und in Gasthäusern und später auch mit anderen Gebäcks-sorten erschien.

Haben diese Veränderungen im Verkehr dahin gezielt, durch eine lebhafte Concurrenz Angebot und Nachfrage im Gleichgewichte zu halten und dadurch eine Theuerung des Brodes zu verhindern, so sind auch wiederholt Schritte unternommen worden, dasselbe zu verbilligen. Die Erscheinung, dass trotz billiger Mehlpreise das Gebäck in gleichem Preise geblieben, hat seit dem letzten Jahrzehnt zu eingehenden Berathungen über die Brodfrage geführt. Eine Folge derselben war die Anordnung des Verkaufes nach Gewicht, eine Art, die sich in Wien bei dem Hinneigen der Consumenten an althergebrachte Formen nicht einbürgern wollte. Wenn auch die Klagen der Consumenten über Grösse und Gewicht dieselben geblieben sind, wie vor hundert und aber hundert Jahren, in Einem stimmt gewiss auch der Unzufriedenste bei, dass das Wiener Bäckergewerbe in den letzten vierzig Jahren in der Productionsart einen höchst beachtenswerthen Fortschritt genommen und das Wiener Gebäck bislang noch keinen ebenbürtigen Concurrenten hat.

* * *

Auf dem Gebiete der Approvisionirung haben sich die Gegensätze zwischen Einst und Jetzt zunächst aus dem Fortschritte ergeben, den in den letzten vierzig Jahren die Urproduction genommen hat. Fast jeder Zweig derselben kann Zeugniss geben von der engen Verbindung der materiellen Kraft des Menschen mit jener der Natur. Seit an die Stelle der rohen Empirie die rationelle Bewirthschaftung und die Maschine in den Dienst des Landwirthes getreten, seit von den Städten aus Licht und Aufklärung sich verbreitet, die Chemie die Geheimnisse der Stoffe enthüllt und die physikalischen Zustände des Bodens klargelegt hat, seitdem sich Handel und Industrie der Urproduction schwesterlich zugesellt haben, seitdem hat die Urproduction einen grossen Erfolg zu verzeichnen: die Qualität hat über die Quantität gesiegt.

Recht auffällig tritt diese Erscheinung in der Viehzucht hervor. Vergleicht man das Gewicht des Schlachtviehes vor vierzig Jahren mit jenem von heute, so lässt sich eine bedeutende Zunahme erweisen; man notirte 1847 auf dem Wiener Schlachtviehmarkte das Durchschnittsgewicht eines Ochsen mit 497 Pfund und 1887 mit 707 Pfund (396 Kilogramm), mithin hat sich die Qualität um 42·3%

verbessert. Dazu kommt noch zu erwägen, dass Fleisch vom gemästeten Thiere in demselben Gewichte einen viel grösseren Nährwerth besitzt, als jenes vom mageren Vieh. Das zeigt uns — wie das eine Beispiel lehrt — dass Menge und Stückzahl im Consum nicht mehr entscheiden, sondern dass — will man einen genauen Einblick in die Approvisionirungsverhältnisse gewinnen — nicht blos gezählt, sondern auch gewogen werden müsse. In der städtischen Approvisionirung hat aber dieser Fortschritt in der Production auch eine sociale Bedeutung, die darin gipfelt, dass mit der Vermehrung der Bevölkerung nicht die Menge der Nahrungsmittel, wohl aber der Werth derselben zunehmen müsse.

In dem Masse, als ausserhalb der Städte die Urproduction sich immer mehr entfaltete, nahm diese im Innern der Stadt durch die Veränderung in den Lebensverhältnissen ab. Wie sich an der Stelle, wo ehemals die Rebe blühte, heute industriereiche Bezirke ausbreiten, so hat sich auch innerhalb der letzten vierzig Jahre durch die Umgestaltung der Stadt eine Wandlung hinsichtlich der Gemüsegärten vollzogen. Noch 1848 zählten die Wiener Gemüsegärtner zu den vermöglichen Bürgern, und entfaltete sich in den Vorstädten Althan, Rossau, Erdberg und Leopoldstadt die Gemüseproduction zu einem erträgnissreichen Unternehmen. Dem entsprechend gewannen auch Grund und Boden daselbst einen immer höheren Werth. Noch 1840 wurden für die Quadratklafter durchschnittlich fl. 15—18, im Jahre 1848 bereits fl. 20—30 bezahlt. Mit der zunehmenden Baulust verringerte sich allmälig auch die Bodenfläche für den Gemüsebau, der überdies durch den Anbau in den an die Vororte grenzenden Ortschaften, sowie auch durch die südländischen Grünwaaren seine frühere Bedeutung verloren hatte.

In gleicher Weise hat die bauliche Entwickelung auch die locale Milchproduction beeinflusst. Theils durch die kostspielige Futterbeschaffung, theils durch die Entwickelung des Molkereiwesens, welches zugleich die Bequemlichkeit des Publicums durch die Zufuhr begünstigte, wurde seither der Producent zum Händler umgewandelt. Wie sich hier ein Bild der Verwandlung im Kleinen entfaltet, so haben auch die grossen Umwälzungen im Weltverkehre ihren gewaltigen Einfluss auf die Consumverhältnisse der Stadt genommen. Wie die Handelsverhältnisse durch die Transportmittel und durch andere Anstalten begünstigt, sich immer weiter ausgedehnt, und Länder und Völker zu einer grossen wirthschaftlichen Association vereinigt haben, so hat die Entwickelung der Verkehrsmittel auch in die localen

Productions- und Consumverhältnisse reformirend eingegriffen. Der eherne Schienenweg, der Länder und Menschen verbindet, der Dampfer, der die schäumenden Fluthen durchfurcht, der elektrische Funke, der den Botendienst besorgt, das Telephon, das die menschliche Stimme in die Ferne leitet, sie haben, wie auf anderen Gebieten der Cultur, auch auf jenem des Consums eine Umgestaltung hervorgerufen, die sich am intensivsten in den Grossstädten fühlbar macht. In der nivellirenden Tendenz der Verkehrsmittel, den Ueberfluss dorthin abzuleiten, wo Mangel herrscht, ruht die Zauberkraft, welche das Gespenst der Hungersnoth, diesen grimmigen Feind der socialen Ordnung, für alle Zeiten aus den Culturländern gebannt hat. Durch diese Errungenschaften des menschlichen Geistes sind auch die Aufgaben der Verwaltung andere geworden. Wenn früher hinsichtlich des Getreides der Grundsatz galt, so viel als möglich »eisernen Vorrath« zu halten, so lag die Ursache hauptsächlich in der Schwerfälligkeit des Transportes und in der Schwierigkeit, den Mangel an diesem so wichtigen Nahrungsmittel rechtzeitig zu decken. — Noch im Jahre 1846, in der Zeit der Kindheit des Eisenbahnwesens, waren Frachtwagen und Ruderschiffe im vollen Dienste. Vierzig Jahre darnach bringt das geflügelte Rad 49.342 Tonnen Getreide und verfrachtet das Dampfschiff 2,082.952 Metercentner. Das Verkehrsmittel hat ausser dem Ausgleich zwischen Bedarf und Nachfrage auch eine Gleichheit in den Consumverhältnissen der Hauptstädte angebahnt. In manchem Betracht herrscht in den Grossstädten trotz der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten und der örtlichen Verhältnisse dennoch eine gewisse Gleichheit in der Approvisionirung, seitdem die Städte im Lebensmittelbezug nicht mehr auf den engen Kreis der Umgebung angewiesen sind, vielmehr ihren Bedarf durch Zufuhr aus breiteren Zonen decken. Wenn auch Lebensmittelzüge, wie sie täglich von Liverpool nach London stattfinden, bei uns noch nicht in Ausführung gekommen sind, so haben sich gleichwohl in Folge des verbesserten Verkehrswesens die Approvisionirungsverhältnisse Wiens jenen der übrigen Hauptstädte genähert. Es sei hier nur auf die Fleischzüge hingewiesen, auf die Zufuhr von Milch, auf die Verfrachtung von Brennmaterialien und insbesondere auf die Zufuhr von leicht verderbenden Lebensmitteln, welche aus dem Süden durch Nacht-Eilzug nach Wien befördert werden.

Ein nicht geringes Verdienst an dieser fortschrittlichen Entfaltung im Verkehrswesen fällt der energischen Thätigkeit des Gemeinde-

rathes zu, der, wie uns die Epoche der siebziger Jahre beweist, für einen ausgedehnten Lebensmittelverkehr mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eingetreten ist. Wie auf die Entwickelung des Transportes, so ging das Streben des Gemeinderathes auch dahin, durch Erlangung billiger Tarifsätze den Verkehr zu erweitern und dadurch den Consum zu begünstigen. Ist hier der Zukunft noch eine grosse Reform vorbehalten, so ist doch immerhin schon jetzt der Fortschritt, wenn auch nur im bescheidenen Masse, angebahnt. An die Umgestaltung in der Versendung der Güter reiht sich jene in der Bestellung an. Die stets zunehmende Verbesserung der Communicationsanstalten, wodurch die kaufmännische Speculation mit immer weniger Risiko verbunden ward, hatte auch für den Approvisionirungsverkehr wesentliche Vortheile erzielt. Zunächst wurde durch sie der directe Verkehr zwischen Producenten und Consumenten angebahnt und dadurch dem zumeist auf der Unkenntniss der Verhältnisse fussenden Zwischenhandel ein Paroli geboten. Alles in Allem hat das intensive Verkehrswesen jene Schwankungen, wie sie ehedem in den Preisen der Lebensmittel Ausdruck gefunden, gemildert, wenn auch in Folge politischer und wirthschaftlicher Verhältnisse die Preisbewegung innerhalb der letzten vierzig Jahre eine lebhafte war.

Entsprechend dem zunehmenden Fortschritte der Production hat auch die Consumtion im grossstädtischen Leben mit der Ausbreitung des Geschmackes eine höhere Culturstufe erklommen. Die Gegensätze zwischen der prunkvollen Tafel des Feinschmeckers und dem einfachen Mittagstisch des Arbeiters, zwischen dem behaglichen Luxus des Gourmands und dem nothwendigen Bedarf des Magens haben in ihrem letzten Betracht auch eine sociale Bedeutung, denn der verfeinerte Lebensgenuss in den höheren Classen verbilligt für die niederere Bevölkerungsschichte den Consum geringer Qualitäten. Man nehme nur die Wanderung, welche ein wichtiges Nahrungsmittel, das Fleisch, täglich nimmt, ehe es zu dem Consumenten gelangt. Der Fleischhauer der Stadt schickt die minderen Qualitäten nach den entlegenen Bezirken, während die Fleischer an der Peripherie und in den Vororten, sowie jene vom flachen Lande die besseren Theile nach der Stadt senden. Die Aufhebung der Satzung, welche den Verkauf des Fleisches nach Qualitäten ermöglichte, hatte den Minderbemittelten den Ankauf des »Vorderen« erleichtert.

Im Allgemeinen zeigt sich seit den letzten drei Jahrzehnten eine Zunahme der rationellen Ernährung in den Classen, in welchen

die Nahrung die Voraussetzung der nothwendigen Arbeitskraft ist. Selbst in der flottanten Masse der Taglöhner lässt sich die wachsende Neigung zur animalischen Nahrung nachweisen. Freilich bewegt sich der Consum in dieser Bevölkerungsclasse, wie die Zunahme der Pferdeschlachtungen beweist, noch immer auf der untersten Stufe der Fleischnahrung. Aber immerhin ist der Uebergang von der ausschliesslichen Cerealiennahrung zu jener des Fleisches ein Fortschritt, und es wäre wohl über das Ziel geschossen, die Zunahme des Pferdefleischconsums in einer Grossstadt bei einem so raschen Wechsel in den unteren Schichten als ein Zeichen des sinkenden Wohlstandes zu erklären. Dagegen spricht schon die Thatsache, dass gerade zur Zeit des sogenannten wirthschaftlichen Aufschwunges, als das Baugewerbe viele Taglöhner aus Gegenden anlockte, in welchen die Fleischnahrung nur eine ausnahmsweise ist, die Zunahme des Pferdefleischconsums in Wien beginnt. Noch 1869 schlachtete man für 10.000 Personen 26 Pferde, indess bereits 1870 auf dieselbe Anzahl 39 Pferde entfallen, in einer Zeit, in welcher ein günstiger Umschwung in den Lohnverhältnissen stattgefunden hatte. Erwägt man, dass in der Schweiz schon vor mehr als vierzig Jahren die geräucherte Pferdewurst ein bedeutender Handelsartikel geworden ist, dass in die Pariser Garküche das Pferdefleisch längst Eingang gefunden und dass sogar der Magen des Feinschmeckers in Wien Proben ungestörter Verdauung abgelegt hat, so wird man dem Pferdefleisch als der untersten Stufe des Fleischconsums gewiss vor der ausschliesslichen Kartoffelnahrung den Vorzug einräumen. Im Uebrigen hat sich noch in einer anderen, und zwar in aufsteigender Richtung eine Wandlung vollzogen, die umso bemerkenswerther ist, als fast alle Bevölkerungsschichten daran sich betheiligt haben; es ist die rasche Zunahme des Wildconsums, der seit den letzten 25 Jahren mit jenem von Geflügel in lebhafte Concurrenz getreten ist. Dagegen vermochte sich der Consum von Schaffleisch bis heute noch nicht einzubürgern, während, wie die Statistik nachweist, Paris von dieser Fleischgattung in einem Monat mehr verzehrt als Wien in fünf Jahren. Entschieden fortschrittlich hat sich seit vierzig Jahren der Geschmack im Wiener Gebäck ausgebildet. Versuche in den fünfziger Jahren, Brod aus Maismehl für die arbeitenden Classen herzustellen, scheiterten an der geringen Nachfrage, wie auch in der Mitte der siebziger Jahre das sogenannte »ordinäre« Gebäck in Folge des geringen Consums von den Bäckern nicht mehr producirt wurde.

Wie die Entwickelung des Geschmackes bei den Nahrungsmitteln die Qualität in den Vordergrund stellte, so verfeinerte sich auch die Art der Zubereitung in der Haushaltung wie in den öffentlichen Speisehäusern. — Die Wiener Hausfrau weiss gar meisterlich der Sparsamkeit ein Mäntelchen aufzumutzen und das einfachste Gericht recht einladend herzustellen. Auch in den öffentlichen Speisehäusern haben seit vierzig Jahren Luxus und Comfort sich entfaltet; aus dumpfen, rauchigen Stuben sind hübsch gezierte Salons entstanden, aus dem »Bierhaus« ist eine Halle geworden, man speist selbst in dem bescheidenen Extrazimmer der Vorstadt nach der Karte, in anderen Restaurants daselbst sogar nach dem Couvert. Das Tischtuch hat aufgehört nur ein Vorzug der Vornehmen zu sein und nur die Farbe desselben scheidet die »Schwemme« vom Salon.

Wien mit seiner weit und breit gerühmten Küche steht den übrigen Grossstädten würdig zur Seite, wenn auch manche Einrichtungen des Auslandes in Folge der heimischen Consumtionssitte sich in Wien nicht zu bewähren vermochten. Bei allem Sinn für Geselligkeit hat beispielsweise die Table d'hôte trotz wiederholter Versuche nicht Eingang finden können, obwohl vor hundert Jahren der gemeinsame Mittagstisch »beim Tracteur« gang und gäbe war.

Als eine Errungenschaft der letzten vierzig Jahre tritt die Association auf dem Gebiete der Consumtion hervor, welche in kurzer Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen hat. — In naher Verbindung mit den Consumvereinen, diesen Anstalten der Selbsthilfe, stehen die Volksküchen, ein Institut, welches dahin zielt, auch dem Dürftigen die Möglichkeit zu bieten, mit seinen geringen Mitteln sich ausgiebig und kräftig nähren zu können. In ihrer ethischen Bedeutung sind die Volksküchen der Ausdruck der Achtung, welche die Gesellschaft dem Ehrgefühl des Dürftigen entgegenbringt. Indem die Volksküche ohne beschämendes Almosengeben die Armuth unterstützt, und diese durch Leistung eines wenn auch nur geringen Entgeltes ebenfalls zur Erhaltung der Anstalt beiträgt, erfüllt sie eine hohe sociale Aufgabe, die um so anerkennenswerther ist, als sie durch eine Erleichterung des absolut nothwendigen Nahrungsbedarfes auch eine Besserung der wirthschaftlichen Lage der unteren Classen anstrebt. Die Entstehung der Volksküche fällt zwar in eine frühere Epoche, aber ihre Ausbildung und ihre sociale Bedeutung hat sie in Wien erst seit den siebziger Jahren erlangt, in welchen das Institut nach langer Pause wieder ins Leben gerufen wurde.

Die Anfänge der Volksküche reichen in das Jahr 1847 zurück, als sich in Wien ein Verein gebildet hatte mit dem Zwecke, Rumford-Suppe an Unbemittelte gegen Erlag von 1 Kreuzer C.-M. für ein Seitel abzugeben. Diese Einrichtung bewährte sich so vortheilhaft, dass 1848 bereits acht Filialen eröffnet wurden und der Bürgerausschuss einen Bauplatz zur Errichtung einer Kochanstalt überliess; auch während des Jahres 1849, zur Zeit der Ueberschwemmung, und in den beiden darauffolgenden Jahren hatte die »Rumford-Suppe« sich recht wohlthätig erwiesen. Nach einer Pause von zwei Jahren wurde die Kochanstalt wieder in Betrieb gesetzt und diesmal bereits statt der Rumford-Suppe eine Fleischbrühe mit Reis oder Gries verabfolgt. Erst 1855, als die Theuerung der Lebensmittel in Wien die arbeitenden Classen sehr bedrückte, entstand die erste Volksküche, aus welcher zur Mittagszeit auch Versendungen in grössere Fabriken und Anstalten, wie z. B. in die Staatsdruckerei, vorgenommen wurden.

Der Unterschied in den Consumverhältnissen der früheren Zeit von den Tagen der Gegenwart hebt sich, wie durch diese kurzen Bemerkungen nachzuweisen versucht wurde, hauptsächlich in qualitativer Hinsicht ab; aber auch die quantitative Verbesserung lässt sich aus der Bewegung des Consums während der letzten vierzig Jahre ziffermässig erweisen, wenn auch in Folge besonderer localer Verhältnisse die Consumziffer noch lange nicht dem wirklichen Verbrauche der Lebensmittel in Wien entspricht. Da muss vor Allem das Jahr 1848 ausser Betracht bleiben, das in Folge der schwankenden Consumverhältnisse als Vergleichsbasis nicht gewählt werden darf. Schon die eine Thatsache, dass 1848 um 26.000 Stück Ochsen weniger geschlachtet wurden, als ein Jahr vorher, zeigt uns die abnormalen Verhältnisse im Lebensmittelverbrauch dieser Zeit.

Dagegen stellt ein Vergleich des Jahres 1847 mit dem Jahre 1887 hinsichtlich des Schlachtviehes die bemerkenswerthe Thatsache fest, dass sich die Stückzahl des Schlachtviehes für den Wiener Consum bedeutend vermindert hat. Man zählte vor vierzig Jahren 100.243 Stück, im Jahre 1887 dagegen nur 77.456 Stück, eine Ziffer, die annähernd dem Consum des Jahres 1806 entspricht. Auf den ersten Blick müsste man also einen bedenklichen Rückgang im Fleischverbrauch beklagen, aber eine nähere Untersuchung zeigt, welche Vorsicht die Benützung statistischen Materiales bei Beurtheilung wichtiger Lebensverhältnisse fordert.

Ueberblickt man die Zahl der Schlachtungen seit vierzig Jahren, so ergibt sich, dass die Gesammtsumme der zur Schlachtung für Wien angekauften Rinder schon seit 1875 eine constante ist. Hingegen beträgt von diesem Jahre die Zufuhr an frischem Rindfleische, welche 1847 nur 6935 Metercentner betrug, 100.638 Metercentner und steigt 1887 auf 127.831 Metercentner. Während im Jahre 1847 auf je 1000 Einwohner nur 16 Metercentner importirtes Fleisch entfallen, kommen 1887 auf dieselbe Anzahl Consumenten 166 Metercentner. Es hat sich demnach die Verbrauchsmenge im Verhältniss zu der Einwohnerzahl mehr als verzehnfacht. Auch die Ziffer des Pferdefleischconsums zeigt eine aufsteigende Bewegung. Seit der ersten Pferdefleischbank, welche am 6. Mai 1854 in der Brigittenau eröffnet wurde, ist die Zahl der Ausschrotbänke bis 1887 auf 22, jene der Schlachtungen von 302 auf 5833 gestiegen. In welchem Consumverhältniss das Pferdefleisch zu dem minderwerthigen Nahrungsmittel, der Kartoffel, steht, lässt sich bei dem Mangel statistischer Nachrichten über den localen Kartoffelverbrauch nicht ermessen.

In der Fleischnahrung hat das Geflügel in Wien stets eine hervorragende Stellung eingenommen; sind wir doch sogar durch den Hühnerconsum mit der classischen Literatur in Verbindung gekommen. Leider dass uns der treffliche Pezzl in seiner Skizze von Wien (1787) über den Geflügelbedarf der Wiener vor hundert Jahren im Stiche lässt. Gewiss, das Huhn ist zum Symbol einer Zeit geworden, jenes Abschnittes in der Culturgeschichte, der als »Backhendelzeit« treffend stigmatisirt ist. Im letzten Jahre dieser Periode (1847) verzehrte Wien an Hühnern und Tauben 632.284 Paare; nach vierzig Jahren 907.242 Paare. Allerdings eine beträchtliche Ziffer, aber auf je 100 Einwohner vertheilt, entfallen vor vierzig Jahren 153, dagegen heute nur 118 Paare. Der relativ stärkste Verbrauch von Geflügel fand im Jahre 1867 statt und betrug für je 100 Einwohner 160 Paare, der geringste im Jahre1882 mit 81 Paaren für je 100 Einwohner; seither hat sich die Nachfrage wieder gehoben.

Nicht ohne Einfluss auf die Genussmittel im engeren Sinne, vornehmlich aber auf die Getränke ist die Zeit vorwärts geschritten. In dem harten Kampfe des Lebens muss der Mensch Kraft und Energie entwickeln; sie zu sammeln und zu erhalten, ist seine Pflicht. Das Mittel hierzu ist der Genuss; durch ihn wird Lebendigkeit und Lust zum Schaffen vermittelt, durch ihn gewinnt die Arbeit an Werth. Darum ist die Consumtion der Getränke in gewissem

Sinne stets ein Gradmesser der Cultur. Der Alkohol, der, in den Körper aufgenommen, zu Wasser und Kohlensäure sich verwandelt, ist ein Reizmittel, das je nach der Form und nach dem Masse seines Gebrauches Wohlthat oder Uebel bedeutet. Vor jener massenhaften Weinconsumtion, wie sie ehemals in Wien stattgefunden, in jener Stadt, deren Nutz und Ehre, wie in dem Stadtrecht 1296 geschrieben steht, »allermaist in den weingarten leit,« würde der moderne Culturmensch nur zurückschrecken; wie wenig man den Werth des Weines und seine Bedeutung für den Organismus des Menschen erfasste, geht wohl daraus hervor, dass man in Wien im Mittelalter den Rebensaft nicht selten zum Kalklöschen verwendet hat.

Verfolgen wir den Weinconsum seit vierzig Jahren, so zeigt sich eine allerdings nur geringe Abnahme, soweit es die Einfuhr betrifft. Es wurden 1847 an Wein und Weinmost 181.324 Hektoliter, im Jahre 1887 dagegen 330.582 Hektoliter eingeführt. Auf je 100 Einwohner vertheilt, entfielen 1847 44 Hektoliter, 1887 43 Hektoliter. Die Abnahme des Weinconsums, wiewohl hier nur die Einfuhr ziffermässig ausgedrückt ist, begann bereits im Anfange der vierziger Jahre, und wurde schon damals als eine auffallende Erscheinung hervorgehoben, dass der Bierconsum jenen des Weines überrage. Im Durchschnitte consumirten 1847 je 100 Einwohner 100 Hektoliter, vierzig Jahre darnach bereits 142 Hektoliter; aber während vor vierzig Jahren der grösste Theil des consumirten Bieres in den sieben Wiener Brauhäusern erzeugt wurde, sind 1887 von dem consumirten Quantum, von 1,092.226 Hektolitern, nur 251.063 Hektoliter hier erzeugt worden.

Ueberblickt man ausser dem Gebiete der Nahrungsmittel den weiten Kreis der übrigen Consumartikel, so zeigt jeder Zweig eine Veränderung. Es sei hier nur ein den Nahrungsmitteln nächstwichtiger Bedarfsartikel, das Brennmaterial, hervorgehoben. Noch 1851, als in Folge des Verbrauchs der Nordbahn, wie der Gloggnitzer Bahn, der Preis des Brennholzes stetig zugenommen hat, sah sich der Gemeinderath veranlasst, dem Publicum die Vortheile der billigen Kohlenfeuerung auseinanderzusetzen und die Regierung um Einführung derselben in den öffentlichen Aemtern zu ersuchen. Nur allmälig, dann aber mehr und am meisten durch das Fabrikswesen begünstigt, fand der mineralische Brennstoff in der Wiener Haushaltung Eingang, bis er endlich, zu einem wichtigen Bedarfsartikel geworden, den Holzconsum weit überflügelt hat. Zwei Momente

kamen dieser Umwandlung in localer Hinsicht zu statten: die Ersparniss an Raum zur Aufbewahrung und die Bequemlichkeit des Bezuges. Das Abladen des Holzes, die Verkleinerung desselben auf der Strasse zogen, abgesehen von dem Preisverhältnisse, vielfache Verkehrsstörungen nach sich. Der Kampf des mineralischen Brennstoffes mit dem Holze prägt sich am deutlichsten in den Consumziffern der Vergleichsjahre 1847 und 1887 aus. Einem Consum von 110 Kubikmeter auf je 100 Einwohner im Jahre 1847 steht im Jahre 1887 für dieselbe Anzahl von Verbrauchern ein Consum von nur 48 Kubikmeter gegenüber. Dagegen hebt sich der Consum von Steinkohle und Coaks von 267.346 Metercentner des Jahres 1847 im Jahre 1887 auf 6,765.447 Metercentner, oder mit Rücksicht auf die Bevölkerung: auf je 100 Einwohner im Jahre 1847 entfielen 64 Metercentner, im Jahre 1887 dagegen 889 Metercentner.

Im Grossen und Ganzen zeigt sich innerhalb der letzten vierzig Jahre eine im Verhältniss zur Bevölkerung steigende Vermehrung des Consums, mit welcher allerdings auch der Preis der Lebensmittel gleichen Schritt gehalten hat. Den grössten Einfluss auf die Approvisionirung haben aber in dieser Periode jene Verhältnisse genommen, welche sich nach und nach aus der Oertlichkeit des Consumgebietes gebildet haben. Der Wall, der an der Peripherie des Weichbildes seit Jahrzehnten der territorialen Entwickelung hindernd entgegensteht, hat auch die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse ihrer Bewohner empfindlich beeinflusst. Wien, unter den neun als geschlossen erklärten Städten am meisten durch die Verzehrungssteuer gedrückt, die bei den wichtigsten Lebensmitteln sich um 100% höher stellt als in anderen Städten, hat durch die fiscalische Eigenschaft des Linienwalles auch noch den Nachtheil erlitten, dass sich ausserhalb seines Grenzgebietes in den Vororten ein Lebensmittelverkehr entwickelte, der im Laufe der Zeit den Wiener Markt, sowie das einheimische Approvisionirungsgewerbe empfindlich benachtheiligt hat. Der Umstand, dass der Producent seine Waare lieber nach jenen Orten bringt, wo er nicht verhalten ist, schon im Vorhinein eine Steuer zu entrichten, begünstigte die Ausbreitung des Marktes in den Vororten und das Aufblühen der unmittelbar vor den Linien entstandenen Approvisionirungsgewerbe. Während die immer mehr und mehr sich entfaltenden Vororte, welche seit Jahrzehnten städtischen Charakter angenommen und daher längst darauf verzichtet hatten, »Orte« genannt zu werden, von der Steuergesetzgebung heute noch als flaches Land behandelt

und den kleinen Ortschaften Niederösterreichs gleichgestellt sind, enthält der Tarif für Wien mehr als fünfzig Rubriken verzehrungssteuerpflichtiger Gegenstände. Abgesehen davon, dass es diesem Tarife an einer gerechten Unterscheidung der Gebrauchsartikel in qualitativer Hinsicht fehlt, indem beispielsweise für 100 Kilogramm Nürnberger Kuchen eine ebenso hohe Steuer entrichtet werden muss, wie für 100 Kilogramm schwarzes Brod, lässt auch die gegenwärtige Einhebungsart eine sociale Unterscheidung der Bevölkerung nicht zu, indem der Arme eine gleich hohe Steuer entrichten muss, wie der Begüterte. Wie sehr aber der Unterschied zwischen Stadt und Vororte in Hinsicht der Besteuerung auf die socialen Verhältnisse der Grossstadt einwirkt, geht schon daraus hervor, dass die Steuergesetzgebung die dies- und jenseitige Bevölkerung in das Verhältniss 1 : 13 gesetzt und in Wien die nothwendigsten Lebensmittel um 7·5%, die übrigen Consumgegenstände aber um mehr als 10% vertheuert hat. Die Steuerfreiheit für geringe Mengen, welche so ziemlich dem täglichen Bedarfe eines kleinen Haushaltes entsprechen, veranlassen deshalb nicht nur die unmittelbar an der Peripherie wohnende Bevölkerung, sondern auch jene der entfernteren Bezirke und sogar auch Bewohner der inneren Stadt, ihren Lebensmittelbedarf auf den Märkten der Vororte oder bei den daselbst befindlichen Verschleissern zu decken. Man braucht nur den ameisenartigen Verkehr zu betrachten, der sich täglich und stündlich an den Linien Wiens entfaltet; nicht blos der ärmere Theil der Bevölkerung, auch die sparsamen Bürgersfrauen mit ihren Mägden besorgen den Ankauf der Lebensmittel vor der Linie. Es ist keine geringe Menge, die da im Laufe eines Jahres theils in Folge der Steuerfreiheit, theils unversteuert durch die geschickte Enveloppe der Wiener Köchin nach der Stadt gelangt. Und gerade über diese Menge fehlen uns genaue Nachrichten, da die statistischen Consumziffern nur den versteuerten Import darstellen. Dazu kommt noch die Abwesenheit eines grossen Theiles der besitzenden Classe zur Sommerszeit und, seitdem die Verkehrsmittel sich verbilligt haben, nicht zum geringsten Theile auch die Frequenz der städtischen Bevölkerung in der Umgebung Wiens.

Alles in Allem lässt sich wohl mit Recht behaupten, dass der Linienwall, einst bestimmt, Wien vor feindlichen Waffen zu schützen, nunmehr selbst zum Feinde der Stadt geworden ist, gegen den seit fast zwanzig Jahren die Stadtvertretung vergeblich die Waffen führt; denn nahezu zwei Jahrzehnte sind es, dass im Gemeinderathe zum

ersten Male der Ruf nach einer Reform der Verzehrungssteuer laut geworden. Seither ist dieser Ruf fast alljährlich in Petitionen und Resolutionen wiederholt worden, leider ohne Erfolg. Erst in jüngster Zeit ist in dieser Hinsicht wieder ein Schritt nach vorwärts geschehen, der die Erfüllung jener Hoffnung erwarten lässt, welcher der Bürgermeister am 22. November 1881 in den Worten Ausdruck gab, »dass unter den Auspicien unseres geliebten Monarchen auch diese Cardinalfrage einer glücklichen Lösung zugeführt werden wird«.

III.

»Wir wollen auch« — verordnet der Freiheitsbrief Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1237 — »gemachsamer lernung versehen, davon weishait an dem volche gelernt wird, und daz ungelert alter der chinder ...« In diesen ersten gesetzlichen Bestimmungen über die Schule ist der Zweck vorgezeichnet, den diese zu erfüllen berufen ist. Aber es bedurfte einer jahrhundertlangen Entwickelung, ehe die grosse Aufgabe gelöst, ehe Bildung und Aufklärung bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen war. In der Geschichte der geistigen Cultur unserer Stadt tritt die Schule schon frühzeitig mit der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in Verbindung, denn schon Herzog Albrecht I. überliess am 12. Februar 1296 den Bürgern und dem Rathe der Stadt das Recht, »ihren chindern einen schulmaister zu schaffen.« Die Schule wurde eine Anstalt der Gemeinde. Schon frühzeitig sorgte der Stadtrath für die unabhängige Stellung des Schulrectors; durch eine hinreichende Besoldung und durch Instructionen für denselben bethätigte er seinen Einfluss auch auf den Unterricht. Dieser war an der Bürgerschule ein weitverzweigter; ausser Latein, Griechisch und Deutsch wurden noch Dialektik und Rhethorik, Philosophie, Mathematik und freie Künste gelehrt. Auch Musik und Gesang fanden in den Schulen eine Pflegestätte; dadurch wurde schon frühzeitig der musikalische Sinn der Bevölkerung ausgebildet und so jene Liebe zur Musik wachgerufen, die schon Wolfgang Schmelzl besingt.

Es fehlen uns ausführliche Nachrichten über die Beschaffenheit der Schulen für den niederen Unterricht. Nächst den Klosterschulen, welchen im Mittelalter vorzugsweise der elementare Unterricht oblag, entstanden im Zeitalter der Reformation auch weltliche Unterrichtsanstalten. Die Quellen der späteren Zeit verkünden keinen Fortschritt, sie zeigen uns nur, dass die Kämpfe der Religionsparteien

das Schulwesen zwar aus seinem Stillstande aufgerüttelt, jedoch keinen tieferen Eindruck auf den inneren Gehalt derselben geübt hatten. Dass nicht einmal der Jesuitenorden Einfluss auf die niederen Schulen genommen, beweist uns zur Genüge, welche geringe Bedeutung man der Volksschule beigemessen hat. Es blieben denn auch alle Versuche zu einer Hebung derselben erfolglos und trotz der Unterstützung, welche der Schule durch Errichtung von Stiftungen zutheil wurde, zeigte der niedere Unterricht keinen merklichen Fortschritt. Erst anfangs des achtzehnten Jahrhunderts beginnt durch den Orden der Piaristen eine grössere Regsamkeit im Schulwesen. Die tiefe Unwissenheit, die hauptsächlich in den Schichten der ärmeren Bevölkerung herrschte, die vielen Klagen darüber, welche immer lauter wurden, führten nach und nach zu einer Vermehrung der unteren Schulen, deren man zur Zeit Maria Theresia's in der Stadt und in den Vorstädten 64 zählte. Nicht ohne Grund lenkte nun auch die Staatsverwaltung ihren Blick auf dieses bisher wenig gewürdigte Culturmittel. Als 1770 in Wien eine Zählung der schulfähigen, sowie der schulbesuchenden Kinder vorgenommen wurde, ergab sich die traurige Thatsache, dass von 19.314 schulpflichtigen Kindern nur 4665 die öffentlichen Schulen besuchten. Dem hellen Geiste der grossen Kaiserin blieb es vorbehalten, eine Reform des Schulwesens zu verwirklichen; selbe wurzelt in den vielbedeutenden Worten: »Die Schule ist und bleibt ein Politicum.« Damit war jener Process vollzogen, durch welchen der wichtigste Zweig der idealen Cultur in die Aufgaben der Staatsverwaltung gereiht wurde. Dem Worte war bald die That gefolgt; an dieser hatten die von Vaterlandsliebe erfüllten Berather der Kaiserin rühmlichen Antheil. Es war der Kaiserin noch beschieden, die Früchte reifen zu sehen; als sie starb, war die Hälfte der Schulen in Oesterreich verbessert. In ihrem Geiste setzte Josef II. das Reformwerk fort. Zwei wichtige Gesetze charakterisiren dasselbe: Die Einführung des Schulzwanges und die Gründung des Schulpatronates. Die folgende Zeit, reich an politischen Vorgängen, vollendete nicht den Bau, sie staute vielmehr die Bewegung zurück. Graf Rottenhann, der Kanzler Franz II., gab der Gegenströmung in den Worten Ausdruck, »dass in einem wohlgeordneten Staate über die kluge Ausspendung des Reichthums des Geistes ebenso, wie über jeden anderen Genuss des gesellschaftlichen Lebens eine Art Staatspolizei walten müsse.« Die Aufklärung der niederen Classen wurde für unnütz und nachtheilig erklärt, die Schule sollte keinen anderen Zweck haben,

als »recht herzlich gute, lenksame und geschäftige Menschen zu machen«. Diese Principien in gesetzliche Formen gebracht, zeitigten die politische Schulverfassung vom 11. August 1805 und den Gymnasialcodex vom Jahre 1808; sie lenkten den Unterricht von seiner wichtigsten Aufgabe, der Entwickelung des Verstandes, in eine mehr formale Richtung, welche lediglich nur die Stärkung des Gedächtnisses bezweckte. Lesen und Schreiben bildeten das Um und Auf einer Methode, die das Schulbuch des Vaters auch dem Sohne ermöglichte und in ihrem Ende eine Stagnation der geistigen Entwickelung verursachte. Zu alledem war der Unterricht ein Erwerbsunternehmen geworden, welches zwar einigen Schulleitern ein hinlängliches Einkommen gewährte, aber die Schulgehilfen mit ihrer kärglichen Besoldung dem Proletariate nahe führte und eine Gleichgiltigkeit in den Pflichten erzeugte, die kaum drastischer illustrirt werden konnte, als durch die Klage eines Schuldistrictsaufsehers, dass manche Schulgehilfen »in der Schule Romane lesen statt zu unterrichten«. Wie in der Lehrmethode und in der Stellung der Lehrerschaft spiegelte sich die mangelhafte Organisation auch in der unverhältnissmässigen Vertheilung der Schulen, in der schlechten Beschaffenheit der Localitäten, in der Ueberfüllung der einzelnen Classen und in der Ertheilung des gemeinsamen Unterrichtes an beide Geschlechter. Diese Uebelstände führten schon 1846 zu einer Untersuchung, ohne jedoch eine nachhältige Abhilfe zu bewirken. Erst 1848 begann jener Reformprocess, welcher nach einer mehr als zwanzigjährigen Dauer mit einem Gesetze abschloss, durch dessen Sanction Kaiser Franz Joseph I. der Wissenschaft und der Lehre freie Bahnen eröffnete.

Wie in den Zeiten Maria Theresia's herrschte auch 1848 in der Unterrichtsverwaltung ein frischer Zug, ein lebendiges, den praktischen Bedürfnissen entsprechendes Streben. In dem neu errichteten Unterichtsministerium wirkte damals auch der Philosoph Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der seine reichen Erfahrungen in dem »Entwurfe der Grundzüge einer Reorganisirung sämmtlicher Schul- und Studienanstalten« niedergelegt hatte. Diese Schrift kennzeichnet einerseits die fortschrittliche Gesinnung über den Werth der Volksschule, welche als das erste und wichtigste Glied im System des öffentlichen Unterrichtes erklärt wurde; andererseits die Auffassung über die rechtliche Stellung derselben im Staatsorganismus. Nach diesem Entwurfe sollte künftighin die Erhaltung der Volksschule eine G e m e i n d e a n g e l e g e n h e i t sein. Damit war im Grossen

und Ganzen auch den Intentionen der freigewählten Gemeindevertretung entsprochen, und als diese zum ersten Male am 10. Juli 1848 sich mit der Schulfrage beschäftigte, konnte der Referent auf eine kaiserliche Entschliessung verweisen, welche die Volksschulen Wiens als Communal-Anstalten erklärt hatte. Der Gemeindeausschuss, welcher die Regelung des Volksschulwesens als eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben erfasste, begann seine Thätigkeit mit der Verbesserung der Lehrergehalte. Nichts mag die geringe Vertrautheit des vormärzlichen Wiener Bürgerthums mit den öffentlichen Angelegenheiten und die Folgen der Scheu vor der Oeffentlichkeit wirksamer zu beleuchten, als die verblüffende Bemerkung eines hervorragenden Mitgliedes des Gemeindeausschusses: »seit vierzig Jahren in Wien zu sein und von der ganzen Ausdehnung der kummervollen Lage der Schulgehilfen nichts gewusst zu haben.« Um so erfreulicher erscheint der Antheil, welchen die Stadtrepräsentanz an der Hebung des Unterrichtswesens in diesen bewegten Tagen nahm. Die Erwartung, dass die Schule in den natürlichen Wirkungskreis der Gemeinde gereiht werde, wurde nicht erfüllt; die Märzverfassung hatte die Angelegenheiten der Schule den Landtagen überwiesen. Ein langwieriger Schriftenwechsel zwischen Staatsverwaltung und Gemeinde wurde im Februar 1850 beendigt; der Gemeinderath, »in Erwägung der traurigen Lage der Unterlehrer und der damit zusammenhängenden, nicht minder traurigen Zustände des Wiener Volksschulwesens,« übernahm die Verpflichtung zur Besoldung des Lehrerpersonales in der Voraussetzung, dass weder eine Schule ohne Zustimmung der Gemeinde errichtet, noch eine Erhöhung der Gehalte ohne Zustimmung derselben vorgenommen werde.

Als 1850 der neugewählte Gemeinderath seine Thätigkeit begann, waren bereits sämmtliche Trivialschulen in dreiclassige Pfarrhauptschulen verwandelt, die Lehrergehalte geregelt und Reformen im Lehrerbildungswesen angeordnet. Auch in der politischen Stellung der Schule hatte seit dem Ministerium Thun ein Umwandlungsprocess begonnen, der einige Jahre später durch den Staatsvertrag mit der römischen Curie seinen Abschluss erhielt. Der neugewählte Gemeinderath fand also bereits vorgezeichnete Bahnen, aber die Hoffnung, dass diese eine Erweiterung finden werden, und in weit höherem Masse die Erwägung der socialen Bedeutung des primären Unterrichtes seit der Umgestaltung des Staates führten zu eingehenden Berathungen über das Verhalten der Gemeinde zum Schulwesen. Sie

gipfelten in mehreren Anträgen wegen Regelung des Volksunterrichtes und in dem zähen Festhalten an dem Grundsatze, dass »die Sorge für die Schule die wichtigste Gemeindeangelegenheit sei«. Und als solche findet sie auch im Budget Ausdruck. Noch 1850 mit fl. 32.000 präliminirt, steigen die Auslagen für Schulzwecke 1851 bereits auf fl. 80.000 und erreichen 1854, die Baukosten nicht gerechnet, den Betrag von fl. 187.878. Sie waren veranlasst theils durch die Gründung neuer Schulen, theils durch die Miethe von Localitäten und durch die Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Lehrerschaft. Gering dagegen erscheint die Einnahme aus dem Schulgelde, da bereits 1851 von 30.000 Schülern der Elementarschule ungefähr die Hälfte befreit war; gering auch der Wirkungskreis der Gemeinde im Volksschulwesen: Er beschränkte sich auf das Recht, die Stellen der Oberlehrer zu besetzen, während er bezüglich der Lehrerstellen niederer Kategorien an die Terna gebunden war.

Dem Bestreben, auf die pädagogische Richtung der Volksschule Einfluss zu nehmen, stand der confessionelle Charakter der Volksschule im Wege; die Oberaufsicht über das Schulwesen führte das Consistorium. Innerhalb der engen Grenzen, welche dem Einflusse des Gemeinderathes gezogen waren, entfaltete dieser eine rege Thätigkeit. Die gewerblichen Verhältnisse drängten dazu und die Erkenntniss, dass die ausländische Concurrenz von den Wiener Industriellen nur dann mit Erfolg bekämpft werden könne, »wenn unter dem Gewerbestande die technische Ausbildung mit gleicher Sorgfalt gepflegt werde, wie solches im Auslande geschieht.« Dieses Geständniss, welches in seinen Consequenzen einem eminent praktischen Ziel zusteuerte, hatte die Gründung von Realschulen auf der Wieden und in Gumpendorf veranlasst; dort war vorweg die zunehmende Bevölkerung, deren Ziffer 1852 bereits 80.000 erreicht hatte, hier das Anwachsen der Fabriken die Veranlassung.

Wie die Bevölkerung, begrüsste auch das Ministerium diesen Fortschritt auf das Freudigste. Die Regierung, welche bei den vielfältigen Ansprüchen an den Schulfond zu der Erklärung genöthigt war, die Errichtung von Unterrealschulen nicht mehr auf sich nehmen zu können, bezeichnete den Entschluss des Gemeinderathes als »ein wichtiges Ereigniss für die Stadt Wien, als ein glänzendes Zeugniss für die Einsicht, mit welcher Bürgermeister und Gemeinderath erkennen, was wahrhaft noththue«. Die Ausführung dieses Beschlusses erhielt insoferne eine Erweiterung, als auf der Wieden statt einer Unterrealschule eine Oberrealschule errichtet wurde, wogegen sich die

Regierung bereit erklärte, zu St. Johann in der Praterstrasse eine Unterrealschule auf Staatskosten zu gründen. Dass die Gemeinde dadurch einem herrschenden Bedürfnisse Rechnung getragen, zeigte sich bereits im Beginne des zweiten Schuljahres, in welchem wegen des grossen Andranges von Schülern zu der ersten Classe eine Parallelabtheilung errichtet werden musste. Die Zunahme der Realschulen sowie der Andrang von Schülern kennzeichnen die vornehmlich praktische Richtung, welche durch den realistischen Unterricht angestrebt wurde. In dieser Hinsicht stimmt das Statut für die Realschulen vom 13. August 1851, welches sie als »fachliche Vorbereitungsschulen« erklärte, mit den Principien des Grafen von Rottenhann überein, der ihnen die Eigenschaft von »Lyceen für den höheren Bürgerstand« beigelegt hatte. Zwischen diesen Auffassungen steht allerdings nur für kurze Zeit jene des Organisations-Entwurfes vom 16. September 1849, welcher die Realschulen in die Classe der allgemeinen Bildungsanstalten gereiht hatte.

Wiederholt, am nachdrücklichsten aber im Jahre 1859, als der Zudrang zu den Oberrealschulen immer lebhafter wurde, betonte der Gemeinderath, indem er die vom Ministerium vorgeschlagene Erhöhung des Schulgeldes verwarf, dass bei der gegenwärtigen Lage der Industrie die möglichste Verbreitung technischer Kenntnisse gefordert werden müsse. Diese Absicht lenkte die Aufmerksamkeit des Gemeinderathes auch auf die Gewerbeschulen, welche in ihrer historischen Entwickelung bis in die Zeit Kaiser Josef II. zurückreichen. Auch diese Unterrichts-Anstalten, deren gesetzliche Regelung am 2. März 1851 erfolgte, hatte die Gemeinde durch Ueberlassung von Localitäten unterstützt; die erste wurde 1858 an der Gumpendorfer Realschule, bald darauf die zweite an der Wiedener Oberrealschule eröffnet. Eine gleiche Fürsorge wendete der Gemeinderath auch der fachlichen Ausbildung für den Handel zu. Auf diesem Gebiete hatte bereits 1848 die Wiener Kaufmannschaft durch die Gründung der Gremial-Handelsschule Erspriessliches geleistet, aber die höhere Ausbildung wurde erst durch die Errichtung der Wiener Handelsakademie eingeleitet, deren Eröffnung am 13. Jänner 1858 in den Localitäten des alten Arsenals auf der Elendbastei stattfand. Die Gemeinde betheiligte sich an der Gründung mit einem Betrage von fl. 12.000.

Ueberblicken wir die Leistungen für Schulzwecke in dem Jahrzehnte 1850—1860, so muss dem Gemeinderathe die billige Anerkennung werden, dass er, geleitet von dem redlichsten Streben und

erfüllt von der Wichtigkeit eines geordneten Schulunterrichtes, diesen nicht nur durch materielle Opfer gefördert, sondern auch in wiederholten Fällen den Impuls zu Verbesserungen gegeben hat. Zu einer durchgreifenden Reform aber konnte es nicht kommen, dazu gebrach es an der vornehmsten Bedingung des Fortschrittes, an der Freiheit des Handelns.

Wenn am Schlusse der ersten Verwaltungsperiode der Gemeinderath der Ansicht war, nur mehr hundert Schritte vom Ziele entfernt zu sein, so zeigte es sich gar bald, dass nicht einmal die Hälfte des Weges zurückgelegt wurde.

Mit frischem Muthe ging 1861 der neugewählte Gemeinderath daran, die prophetischen Worte, welche das Ministerium 1850 verkündete, »dass die Zeit nicht mehr ferne sein werde, wo die Wiener Volksschule eine den Bedürfnissen und Wünschen der Hauptstadt des Reiches entsprechende musterhafte Einrichtung sein werde«, in Erfüllung zu bringen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, dass auf dem Wege zur Freiheit die Bildung das beste Geleite sei, beschloss der Gemeinderath schon in den ersten Wochen seiner Wirksamkeit, an den Reichsrath die Bitte zu richten, eine zeitgemässe, den Rechten der autonomen Gemeinde entsprechende Reorganisation der Volksschule vorzunehmen. Erfahrene Schulmänner, welche damals im Gemeinderathe wirkten, mussten zugestehen, dass trotz der Vermehrung der Schulen, trotz der Opfer, welche seit zehn Jahren gebracht wurden, die Jugend nicht jene Kenntnisse besitze, die von einer gut organisirten Volksschule nothwendig erwartet werden könnten. Man musste zugestehen, dass der Samen der Volksschule nicht befruchtend wirken könne, so lange diese nicht von den Einflüssen befreit sei, welche die freie geistige Bewegung in enge Grenzen gebannt hatte. Die Thronrede vom 1. Mai 1861 reifte aber auch die Erkenntniss, dass das Recht des Volkes zur Theilnahme an der Gesetzgebung und die der Gemeinde wiederverliehene Autonomie vor Allem ein grösseres Mass von Kenntnissen bedinge, und dass zu einem gesunden Volkskörper nicht nur ein warmes Herz, sondern auch ein lichter Kopf gehöre.

Die neue Aera des parlamentarischen Lebens gab dem Gemeinderathe gleich Anfangs Gelegenheit, das ihm verfassungsmässig eingeräumte Petitionsrecht auszuüben, um eine Eweiterung der Rechte in Hinsicht derselben zu erzielen. Der erste Schritt zur Wahrung der Autonomie hatte auch Erfolg; die Gemeinde erwirkte 1865 für sämmtliche Lehrerstellen an den Communal-Volksschulen das volle

Präsentationsrecht; das Consistorium hatte von nun an keine Entscheidung mehr, sein Einfluss beschränkte sich auf die Erstattung eines Gutachtens über die Bewerber um Lehrerstellen. Damit war allerdings ein wichtiges Recht für die Gemeinde erworben, nicht aber zugleich das organische Wesen der Volksschule verändert worden, deren Grundlage in diesen Tagen noch immer die politische Schulverfassung bildete, welche den Unterricht im Zwange des Formalismus festhielt. Auch an diesen Fesseln rüttelte der fortschrittliche Sinn der Gemeindevertretung: offenen Muthes betonte sie zu wiederholten Malen, dass neues Heil für die Schule nur durch völlige Trennung derselben von der Kirche erwartet werden könne.

Als nach den harten Prüfungen des Jahres 1866 in der Liebe zu Kaiser und Vaterland die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft die Herzen schwellte, lenkte sich neuerdings der Blick auf die Schule, welcher die hohe Aufgabe zufallen sollte, die sittliche Kraft des Volkes zu entwickeln. Abermals war es die Gemeindevertretung, welche dem Wunsche der Wiener Bevölkerung Ausdruck gab, die Volksschule dem Fortschritte in der Cultur und den Anforderungen des Zeitgeistes anzupassen. Pflicht und Recht ermunterten ihn dazu und die materiellen Opfer, welche die Stadt für das Schulwesen bis zum Jahre 1867 gebracht hatte.

Seit dem Jahre 1851 hatten sich die Ausgaben für die Schule auf das Dreifache erhöht; 16 neue Schulen waren inzwischen errichtet, die bestehenden vergrössert worden. Die rasche Zunahme der Bevölkerung in einzelnen Theilen des Gemeindegebietes, die Aufhebung des gemeinsamen Unterrichtes für beide Geschlechter, sowie die schlechte Beschaffenheit der Schullocalitäten machten das Bedürfniss nach neuen Schulbauten immer dringender. Bis zum Jahre 1867 waren an Neubauten eilf Doppelschulen und vier einfache Schulen ausgeführt. In ihrem Bestreben wurde die Gemeinde durch die wohlwollende Fürsorge des Kaisers unterstützt, auf dessen Anordnung der Stadterweiterungsfond 1864 vier Plätze zum Baue von Schulen um ein Drittel des Werthes überlassen hatte.

Wie der Schule durch die Errichtung von neuen Gebäuden ein würdiges Heim geschaffen wurde, das schon in seiner äusseren Gestaltung den Fortschritt bekundete, so zeigte sich dieser auch in den übrigen Zweigen der Schulverwaltung. Von grossem Einflusse auf die künftige Gestaltung der Schule waren die Beschlüsse hinsichtlich der Schulgeldbefreiung und der Einführung des Turnunterrichtes in den städtischen Schulen. Damit trat der Gemeinderath

in hervorragender Weise in die Geschichte des öffentlichen Unterrichtes ein. Nicht dass die Frage des Turnunterrichtes in diesen Tagen die öffentliche Verwaltung in Oesterreich zum ersten Male beschäftigt hätte. Nahezu ein halbes Jahrhundert war zu Ende gegangen, seitdem die österreichische Regierung im Jahre 1817, kurz nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Friedrich Ludwig Jahn's »Das deutsche Volksthum«, dem Turnwesen Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Die Erkenntniss, dass »eine allgemeine körperliche Verweichlichung« die Hauptursache mehrfacher »unangenehmer Erscheinungen« sei, veranlasste die Regierung bereits 1817 vom Magistrate ein Gutachten zu fordern, welches befürwortend erstattet, darin gipfelte, dass der Turnunterricht Sache des Staates sei, weil diesem »daran gelegen sein müsse, einen tüchtigen männlichen Nachwuchs zu erlangen, welcher durch körperliche Erziehung Grade von Kräften, Gewandtheit und Ausdruck besitzt«. Die Regierung war dagegen der Meinung, dass der Turnunterricht »Sache der Privat- oder häuslichen Veranstaltung bleiben müsse«. Diese Ansicht war freilich weniger einer pädagogischen Erkenntniss, als einem politischen Vorurtheil entsprungen, welches vornehmlich im zweiten Jahrzehnt gegen das Turnwesen herrschte und auch einzig und allein die Ursache war, dass in Wien überhaupt erst zwanzig Jahre nach dieser Anregung (1838) die erste Privat-Turnanstalt eröffnet wurde. Nur äusserst langsam schritt der Turnunterricht fort; bis 1848 war er nur am Theresianum, an der Universität und am Löwenburg'schen Convict eingeführt; von da ab herrschte Stillstand, bis endlich durch die Gründung des Wiener Volksturnvereines 1861 sich auch der Gemeinderath veranlasst fühlte, die Errichtung von Turnschulen in jedem Gemeindebezirke zu beschliessen. Die erste Communal-Turnschule wurde bereits im zweiten Semester des Jahres 1862 im Saale des Schulhauses am Breitenfeld (Albertgasse 20) eröffnet. Um für den Unterricht tüchtige Lehrer heranzubilden, wurde auf Kosten der Commune vom Wiener Turnverein ein siebenmonatlicher Curs für 20 Volksschullehrer eröffnet. Es war ein erfreuliches Anzeichen, dass sich für denselben 111 Lehrer meldeten. Bethätigte durch diese Neuerung der Gemeinderath seine Sorge um die Bildung und Erziehung der Jugend in hervorragender Weise, so bewies er bald darauf durch die Anschaffung von Lehrmitteln für den Anschauungs-Unterricht in den Volksschulen sein Verständnis für die Mängel des Lehrsystems. Jahr um Jahr wuchs durch diese Neuerungen das Ansehen der Schule, aber auch jenes der Lehrer-

schaft, deren sociale Stellung sich von jener der vergangenen Tage gewaltig abhob. Der hungerleidende Schulgehilfe war seit wiederholten Regulirungen der Lehrergehalte zur Mythe geworden; für die Tage des Alters war durch Ertheilung der Pensionsfähigkeit Vorsorge getroffen; ausserdem wurden 1865 alle in Wien definitiv angestellten Lehrer an den Volksschulen als zuständig erklärt. Alles das zielte darauf hin, dem Lehrer jenes Ansehen zu geben, welches eine Berufsclasse nothwendig haben musste, der die Aufgabe zukam, nützliche Mitglieder der Gesellschaft heranzubilden. Mit der Verbesserung der materiellen Lage war demnach ein wichtiger Schritt geschehen; aber in einer Zeit, in welcher die Entwickelung der geistigen Kraft des Volkes immer gebieterischer drängte, musste auch in der Ausbildung der Lehrerschaft eine Umwandlung stattfinden. Auch hier schritt der Gemeinderath voran; zunächst wurden die deutschen Lehrerversammlungen auf Kosten der Commune beschickt und die Abgesandten beauftragt, auf die rheinischen Schulen in der Gegend von Mannheim und vorzugsweise auf die württembergischen und bayerischen Volksschulen ein besonderes Augenmerk zu richten. Die Lehrerversammlung in Leipzig 1865 veranlasste den Gemeinderath, die auf seine Kosten abgeordneten Lehrer mit dem Studium über die dortigen Bürgerschulen zu betrauen; endlich als 1867 der Lehrertag in Wien stattfand, förderte er diesen durch materielle Unterstützung. Lag es in der Absicht, durch diesen Verkehr der Lehrer den Gesichtskreis derselben zu erweitern, so kam schon frühzeitig und zwar bereits im Jahre 1863, als zum ersten Male die Errichtung von Bürgerschulen beantragt wurde, der Gedanke zum Ausdruck, die fachliche Ausbildung der Volksschullehrer durch die Errichtung eines städtischen Lehrerseminars zu fördern. Von den hervorragendsten Pädagogen mit wohlmeinendem Rathe unterstützt, entschloss sich 1866 der Gemeinderath zur Errichtung eines städtischen Pädagogiums. Nicht so rasch als es die energische Initiative des Gemeinderathes erwarten liess, wurde dieses Institut seinem Zwecke zugeführt. Erst nach langen Verhandlungen und nachdem Kaiser Franz Joseph I. am 14. October 1867 der Deputation des Gemeinderathes, welche in einer anderen bedeutsamen Angelegenheit vor die Stufen des Thrones getreten war, »die thätigen Bestrebungen für die Hebung und Förderung des Volksschulwesens« anerkannt hatte, wurde vom Ministerium das Statut des Pädagogiums in einer den Wünschen der Gemeinde entsprechenden Fassung genehmigt. Wie durch die Pädagogiumsfrage der con-

fessionelle Charakter des Unterrichtswesens vom Gemeinderathe in entschiedener Weise perhorrescirt worden war, so trat dieser ebenso offen in der Petition vom 30. August 1867 für die Befreiung der Schule von der Bevormundung der Kirche ein.

Als schon wenige Monate darnach (am 21. December 1867) die Wissenschaft und ihre Lehre als frei erklärt und dem Staate rücksichtlich des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht übertragen; als endlich durch das Gesetz vom 25. Mai 1868 der Unterricht von der Kirche getrennt und der Organismus der Schulbehörden geregelt wurde, konnte der Wiener Gemeinderath mit Befriedigung auf seine bisherigen Leistungen für die Volksschule zurückblicken. Wie sehr auch dessen Wirken in allen Schichten der Bevölkerung gewürdigt wurde, wie anerkennend auch das Urtheil der inländischen Presse sowie jener des Auslandes lautete, ein glänzenderes Zeugniss konnte ihm nicht zutheil werden, als durch die nun folgende Gesetzgebung, an welcher der fortschrittliche Sinn der Wiener Gemeindevertretung gut theilhatte. Begeistert für die Idee einer freien Schule im freien Staate, gab der Gemeinderath in einer Denkschrift am 6. April 1869 dem Abgeordnetenhause seine Ansicht und seine Wünsche über den Gesetzentwurf »zur Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen« kund. Sollten ja durch dieses Gesetz Generationen herangebildet werden mit der Aufgabe, die grossen Ideen der Freiheit, Bildung und Gesittung zu verwirklichen, für deren Anbahnung die Väter gekämpft und gerungen haben. Mit dem Reichsgesetz vom 14. Mai 1869, durch welches die Grundzüge des Unterrichtswesens in den Volksschulen festgesetzt wurden, war auch für die Gemeinde Wien eine neue Aera des Wirkens angebrochen. Die Aufgabe, welche das Gesetz der Volksschule stellt, »die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistesthätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen«, setzte neue Opfer voraus, die sich mit Rücksicht auf die Zwecke der Bürgerschule, welche »eine über das Lehrziel der allgemeinen Volksschule hinausreichende Bildung zu gewähren hat«, noch grösser gestaltete. Auf die Verwaltung hatte das Reichs-Volksschulgesetz, das für die späteren Landesgesetze die Grundsätze vorgezeichnet hatte, insofern Einfluss genommen, als nunmehr auch in der untersten Stufe der Schulaufsichtsbehörden das Wahl-

system eingeführt wurde. Nach dem Schulaufsichtsgesetz vom 12. April 1870, welches den Wirkungskreis des Orts-, Bezirks- und Landesschulrathes regelte, haben das passive Wahlrecht für den ersteren alle jene Personen, welche in den Bezirksausschuss gewählt zu werden fähig sind, während für den Bezirksschulrath die Wahlfähigkeit von dem activen Wahlrecht für die Gemeindevertretung abhängig ist, indess beim Landesschulrathe eine Wahl nur hinsichtlich der drei vom Gemeinderathe zu wählenden Mitglieder stattfindet. Es steht sonach die Gemeinde nur mittelbar durch gewählte Organe in Verbindung mit der Schulaufsicht: der Wirkungskreis des städtischen Bezirksschulrathes gegenüber dem Gemeinderathe wurde von diesem am 9. Mai 1871 geregelt. Alle anderen die Schule betreffenden Angelegenheiten, als: Die Errichtung und Erhaltung der nothwendigen Volksschulen, die Deckung aller sachlichen Bedürfnisse derselben, die Dotation der Lehrstellen und die Bestreitung der sonstigen Schulauslagen, die Ernennung der Lehrer und ihre Beförderung, die Gebarung mit der Lehrer-Pensionscasse gehören in den Wirkungskreis des Gemeinderathes.

Ueberblickt man die Leistungen des Gemeinderathes in diesen einzelnen Zweigen, so gewinnt man den wohlthuenden Eindruck, dass hier weit über die Pflicht geleistet wurde. Seit dem Jahre 1848 hat die Gemeinde 72 neue Schulgebäude für die Volksschule errichtet. Schon sechs Jahre vor dem Erscheinen des Volksschulgesetzes war für den Bau neuer Schulen ein Programm entworfen worden, dem 1872 ein anderes für die in den nächsten neun Jahren auszuführenden Bauten folgte. Die rasche Vermehrung der Schulbauten spiegelt den zunehmenden Aufschwung der Volksschule, deren wohlthätige Bedeutung die Bevölkerung rasch erfasst hatte. War durch die Errichtung neuer Schulen einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen, so zeigt auch die innere Einrichtung derselben, dass allen Forderungen des Schulzweckes und der Schulhygiene im vollsten Umfange entsprochen wurde: keine dunklen, dumpfigen Schulstuben mehr, überall Licht, Wärme, reine Luft, dazu gutes Trinkwasser und entsprechende Ventilationsvorrichtungen. War so dem »Schosskind der Gemeinde«, der Neuschule, ein würdiges Heim geschaffen, so brach sich auch die Ueberzeugung Bahn, dass das beste Gesetz unwirksam bleibe, wenn es an geeigneten Organen seiner Handhabung fehlt. Der Ausspruch Schleiermacher's, dass der Lehrer der »wichtigste Mann« sei, weil alle wesentliche Förderung des ganzen menschlichen Lebens auf der Erziehung beruht, musste denn auch

in diesen Tagen wieder in lebhafte Erinnerung kommen, als im gesetzgebenden Körper die Volksschule »als der Lebens- und Verjüngungsborn« des Vaterlandes erklärt wurde. Durch das Recht der Gemeinde, die Lehrer an den Volksschulen zu ernennen, erwuchs für diese eine verantwortungsvolle Aufgabe in der Auswahl tauglicher Lehrkräfte, deren weitere Ausbildung der Gemeinderath zunächst durch die Begünstigung des unentgeltlichen Unterrichtes am Pädagogium förderte. Aber noch eine andere in das sociale Leben tief eingreifende Angelegenheit tritt auf dem Lehrgebiete seit dem Volksschulgesetz hervor: die Verwendung von Lehrerinnen an Mädchenschulen.

Schon 1863 beschäftigte sich der Gemeinderath mit dieser Frage, gegen welche er sich damals ablehnend verhielt. Erst der im Schuljahre 1869—1870 fühlbare Mangel an Lehrkräften führte im September 1870 zur Ernennung von Lehrerinnen für die Gegenstände der Volksschule. Später erweiterte auch die Aufnahme des Unterrichtes weiblicher Handarbeiten in die obligaten Gegenstände dem weiblichen Geschlechte das Gebiet der Lehrthätigkeit, so dass 1870 bereits 116 Lehrerinnen in Verwendung standen, von welchen 48 auch für den Unterricht in der Volksschule befähigt waren. Im Grossen und Ganzen zeigt sich in dem Verhältnisse der Commune zur Lehrerschaft, dass jene an den Grundsätzen festgehalten hatte, welche von der Schulsection bereits im Jahre 1861 aufgestellt wurden und die dahin zielten, dem Lehrer »eine lohnende Perspective« zu eröffnen. Die Gemeinde, von der Ansicht geleitet, dass, wo die Nothwendigkeit gebietet, die Möglichkeit herbeigeführt werden müsse, hat auch seit der Wirksamkeit des neuen Schulgesetzes zu wiederholten Malen, theils durch Theuerungsbeiträge, theils durch Erhöhung der Gehalte die materielle Lage der Lehrerschaft verbessert und zu der im Jahre 1876 gegründeten Lehrer-Pensionscasse seit 1876 Vorschüsse zur Bestreitung der Fondsauslagen geleistet. Dadurch hat es die Gemeinde nicht nur ermöglicht, dass die Lehrer frei von hemmenden Nebengeschäften ihre ganze Kraft dem Berufe widmen können, sie hat in der materiellen Entlohnung des Lehrers auch der Achtung vor dem Lehrstande Ausdruck gegeben; gegenwärtig sind an den communalen Volks- und Bürgerschulen 1676 Lehrkräfte in Verwendung.

Wenn bei den bedeutenden Opfern, welche die Gemeinde dem Volksunterrichte bringt, die Frage sich aufwirft, ob diese Auslagen auch productiv seien, so steht die Beantwortung mit einer anderen

Frage in Verbindung: Welchen Einfluss das Volksschulgesetz auf die Schulfrequenz genommen hat. Die Zunahme der Schulkinder beträgt im ersten Jahre nur 0·5%, wächst aber bereits 1872 auf 16·5%. Dabei tritt am Ende der siebziger Jahre die Erscheinung zu Tage, dass eine bedeutende Anzahl von Schulkindern aus den Vororten nach den Wiener Communalschulen strömt, so dass bei dem fühlbar gewordenen Raummangel der Gemeinderath im März 1879 sich veranlasst sah, die Ortsschulräthe aufzufordern, die Aufnahme solcher Kinder nur ausnahmsweise zu gestatten. Was aber den erfreulichen Fortschritt im Schulwesen noch bedeutender kennzeichnet, ist die auffallende Erscheinung, dass im ersten Jahrzehnt in den höheren Classen der Bürgerschule die Anzahl der Schüler grösser war, als in den höheren Classen der Volksschule und dass die Anzahl der Bürgerschulen in demselben Zeitraume sich auf 28 erhöhte. Im Beginne des gegenwärtigen Jahrzehntes besuchten 53.085 Kinder die Volksschule, 16.673 die Bürgerschule. Grosse Schwankungen im Schulbesuche wurden durch die Schulgesetznovelle vom 2. Mai 1883 veranlasst, welche die Trennung der Volksschule von der Bürgerschule veranlasste. Gegenwärtig besuchen 82.882 Kinder die Communalschulen.

Man wird bei den Leistungen der Stadt für das niedere Unterrichtswesen und bei dem Entwicklungsgange der Volksschule, deren Anfänge mit dem Beginne der autonomen Gestaltung des Gemeinwesens zusammenfallen, sich der Ueberzeugung nicht verschliessen können, dass der Gemeinderath gerade zu einer Zeit, in welcher die wirthschaftlichen Fragen immer mächtiger in den Vordergrund traten und die materielle Culturpflege eine erhöhte Thätigkeit forderte, dem wichtigsten Zweige der idealen Cultur eine besondere Fürsorge zugewendet hat, wofür ihm auch wiederholt die Anerkennung der Staatsverwaltung zutheil geworden ist.

Fortschrittlich hat der Reformgeist der Wiener Gemeindevertretung auch noch auf anderen Gebieten des niederen Unterrichtswesens gewaltet. Hatte schon der Gemeinderath der fünfziger Jahre seine Aufmerksamkeit der praktischen Ausbildung des Gewerbestandes zugewendet, so lenkte auch die Stadtvertretung seit 1861 diesem Ziele zu. Diesmal mit den richtigen Mitteln. Waren die Gewerbeschulen der früheren Zeit mit ihren Erfolgen weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, so lag die Ursache vorweg darin, dass es an dem nöthigen Ferment fehlte, an der wichtigsten Vorbedingung des fachlichen Unterrichtes, an der Volksschule, deren Reform im Wiener

Gemeinderathe in dem Augenblicke in Angriff genommen wurde, als bei den Aufnahmsprüfungen in die Gewerbeschulen das »klägliche Bild von dem in der Volksschule erworbenen Wissen zutage trat«. Von dieser Zeit an trat auch die Thätigkeit des Gemeinderathes für die Gewerbeschule in den Vordergrund, und wie in der Volksschule gebührt der Stadtvertretung auch hinsichtlich der Gewerbeschule das Verdienst, zeitgemässe Reformen veranlasst zu haben, welche durch spätere gesetzliche Anordnungen sanctionirt wurden.

Mit der Sorge für das niedere Unterrichtswesen und die Fortbildung der gewerblichen Classen ist die Thätigkeit des Gemeinderathes nicht abgeschlossen. Denn auch dem höheren Unterrichte an der Mittelschule hat der Gemeinderath eine kräftige Fürsorge angedeihen lassen, die um so bemerkenswerther ist, als sie nicht durch das Gesetz, sondern lediglich durch ein ethisches Gebot veranlasst wurde. Eines Weges schreitet hier die Gemeinde mit der Staatsverwaltung, theils anregend, indem durch ihren Einfluss neue Anstalten entstehen, theils selbstthätig, indem sie solche aus ihren Mitteln errichtet. Wie durch die Gründung von Realschulen das praktische Interesse und vorweg jenes für die technische Bildung Würdigung fand, so bethätigte der Gemeinderath eine gleiche Sorgfalt auch für die humanistische Bildung durch die Errichtung von Gymnasien. Auf beiden Gebieten reicht die Wirksamkeit des Gemeinderathes in die Zeit der wiederauflebenden Autonomie zurück. 1861 wird die Communal-Unterrealschule in der Rossau errichtet, im Jahre 1864 zur Oberrealschule erhoben, 1862 eine vierte öffentliche Oberrealschule und die Herstellung eines Gebäudes für das akademische Gymnasium angeregt, für welches der Kaiser die unentgeltliche Ueberlassung eines Baugrundes im Stadterweiterungs-Rayon genehmigt hatte. Die dringende Nothwendigkeit der Vermehrung von Gymnasien veranlasste 1864 den Gemeinderath, im II. und VI. Bezirke Realgymnasien zu errichten, welche 1876 in Obergymnasien verwandelt wurden und deren Reorganisation im Schuljahre 1885 erfolgte. Das Real- und Obergymnasium in Mariahilf wurde 1868 in das vormals Esterhazy'sche Palais verlegt, für jenes im II. Bezirke 1876 ein Neubau in der Sperlgasse hergestellt, welcher, sowie das neue Realschulgebäude in der inneren Stadt (Schottenbasteigasse 7), am 18. September 1877 seiner Bestimmung übergeben wurde. Drei Jahre darauf erfolgte der Bau der Oberrealschule im VI. Bezirke, wohin die 1854 gegründete und zuletzt Schmalzhofgasse 18 ein-

gemiethete Gumpendorfer Realschule sammt der damit verbundenen Weberschule aufgenommen wurde.

Wie die Thätigkeit des Gemeinderathes sich also auch in dem aufsteigenden Bildungswesen äussert, so zeigt sich seine Mitwirkung bei jenen Anstalten, welche die Aufgabe haben, mehr der Erziehung als dem Unterrichte zu dienen. Markant tritt auch hier der Fortschritt in den letzten 40 Jahren hervor. Wenn die Gesetzgebung, sowie die öffentliche Verwaltung bisher das Augenmerk nur auf die Schule gerichtet hatten, so blieb es der neueren Zeit vorbehalten, das öffentliche Interesse auch für die Erziehung der vorschulpflichtigen Jugend zu bethätigen. Es mangelte an Instituten, welche zum Theile die Aufgaben der Familie erfüllen sollten. Die scharfe Trennung zwischen Erziehung und Unterricht lag im Geiste der älteren Schulgesetzgebung und alle Reformen sind an ihr spurlos vorübergegangen. Nur durch die Waisenpflege war die Erziehung auch in die Verwaltung einbezogen. Darüber hinaus finden sich in Wien erst im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Anfänge durch die Gründung von Kleinkinder-Bewahranstalten, eine Einrichtung, welche der Vereinsthätigkeit ihre Entstehung verdankt. Seit der Gründung des ersten Institutes im Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 sind in Wien fünf solche Anstalten entstanden, auf welche jedoch die Gemeinde keinen Einfluss hatte.

Die im Jahre 1848 angeregte Uebernahme derselben in die communale Verwaltung scheiterte damals an den ungünstigen finanziellen Verhältnissen der Stadt. Erfreulicherweise hat auf diesem Gebiete der humanitäre Sinn der Wiener Bevölkerung sowohl in den »Krippen«, in welchen Kinder zartesten Alters, deren Eltern ihrem Gewerbe nachzugehen genöthigt sind, tagsüber beaufsichtigt und verpflegt werden, als auch in den Bewahranstalten, in welchen Kinder von zwei bis sechs Jahren nebst Obhut und Pflege zum Theil auch die Verköstigung geniessen, wahrhaft segensreiche Institute geschaffen, welche auch die Commune durch Beiträge wesentlich gefördert hat.

Zum ersten Male beschäftigte sich bereits vor 25 Jahren der Gemeinderath mit der Frage der Errichtung von Kindergärten, als von der Regierung ein Gutachten über das Ansuchen des Georg Hendl zu erstatten war, der 1863 den ersten Kindergarten auf der Landstrasse eröffnete. Die Einrichtung schlägt Wurzel und regte bald auch andere Privatunternehmer an, für Kinder der mittleren und höheren Stände solche Anstalten zu errichten. Aber erst nachdem auch auf diesem Gebiete die Vereinsthätigkeit rege geworden,

entfaltete sich der Kindergarten, welchem die Aufgabe zufällt, den »schaffenden und gestaltenden Thätigkeitstrieb zu bilden« zu einer vielfach wohlthätigen Einrichtung, die der Gemeinderath theils durch Geldbeträge, theils durch unentgeltliche Ueberlassung städtischer Localitäten gefördert hat. Auch die übrigen Vereine, welche Erziehung und Heranbildung der Jugend bezwecken, werden von der Commune in ihrem edlen Streben kräftigst unterstützt. Wohlthätig haben sich in dieser Hinsicht die Knaben-Beschäftigungsanstalten erwiesen, welchen der Gemeinderath in städtischen Schulhäusern unentgeltliche Localitäten überlässt. Durch die Uebernahme des Patronates über das 1882 in Weinzierl errichtete Kaiser Franz Josef-Jugendasyl unterstützt der Gemeinderath das Wirken eines Vereines, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, verwahrloste Kinder schulpflichtigen Alters zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.

* * *

Wenn die Gemeindeverwaltung in der Pflege des Unterrichtes und der Erziehung sich nicht allein von gesetzlichen, sondern auch von ethischen Vorschriften leiten liess, so belehrt uns ein Blick in das städtische Budget, dass inmitten der Behandlung grosser materieller Fragen auch Kunst und Wissenschaft in der Wiener Rathsstube Anregung und Förderung gefunden haben. Diese Achtung der idealen Güter ist ein Erbe der Jahrhunderte, denn wie uns die Stadtrechnungen beweisen, sind Kunst und Wissenschaft in der Stadtvertretung von jeher geehrt worden. An der Stätte ihrer lebendigsten Interessen, im Rathhause, hat auch die Kunst sich heimisch gemacht, und mancher Name prangt in den Stadtrechnungen, aus welchen die Kunstgeschichte neue Quellen geschöpft hat. Die Cultur hat seither auch hier die Formen veredelt; das Metall ist nicht der einzige Ausdruck der Ehrung geblieben; die Eintragung in das »goldene Buch« hat ihm den Rang abgelaufen; dieses sinnige Zeichen vornehmen Geistes in der Bürgerschaft, das seine volle Bedeutung erst mit der Neuconstituirung der Gemeinde erhalten hat. So manche Ehrenschuld des vormärzlichen Wien ist darin abgetragen. Als in Oesterreich das Wort wieder frei geworden, als man sich erinnerte, dass auch österreichische Dichter theil hatten an den grossen culturellen Erfolgen, da durfte in dem Ehrenbuche der Stadt Franz Grillparzer nicht fehlen, der Dichter, der in seiner Vaterstadt erst in ihrer neuen Blüthe zu Ehren gekommen; auch nicht der

Vorkämpfer für Freiheit, Anastasius Grün; nicht Eduard von Bauernfeld, der congeniale Genosse des österreichischen Tragikers; nicht die Leuchten der Kunst und Wissenschaft, nicht die hervorragenden Staatsmänner, die an der Neugestaltung Oesterreichs mitgewirkt. Einen Fortschritt hat auch eine andere Form der Pietät zu verzeichnen. Eine Wanderung durch die neu eröffneten Strassen und Gassen bringt uns all' die Namen derer in Erinnerung, die zur Ehre der Stadt gewirkt haben. Mit der Achtung und Ehrung der Kunst und Wissenschaft hat der Gemeinderath von jeher auch deren Förderung verbunden. Der Mahnruf, den 1849 die Akademie der bildenden Künste an den Gemeinderath richtete, dass es an der Zeit sei, »bei der Umgestaltung aller Dinge in Oesterreich auch einen lebendigen Kunstsinn im grossen Publicum rege zu machen und dadurch auf die Bildung und Gesittung aller Volksclassen hinzuwirken«, ist selbst in jenen Tagen nicht verhallt, in welchen das Gemeindeleben, abgeschieden von der Oeffentlichkeit, ein kümmerliches Dasein fristete. Die regste Theilnahme für die Baukunst hat im Gemeinderathe von jeher praktische Bethätigung gefunden, zum ersten Male 1852 durch die Betheiligung an den Kosten zur Vollendung der Giebel des St. Stephansdomes. Von da ab bis zu jenem monumentalen Werke, des Rathhauses, durch welches dem Kunstsinn der Wiener Bürger das schönste Denkmal gesetzt wurde, hat der Gemeinderath wiederholt der Kunst werkthätige Unterstützung geleistet. Dass die Körperschaft, welche den Werth der Schule mit so tiefem Verständnisse erfasst hatte, dem Fortschritte und der Wissenschaft nicht nur ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, sondern auch der Achtung vor derselben jederzeit Ausdruck gibt, bezeugen die vielen Kundgebungen anlässlich der zahlreichen Congresse und Versammlungen, welche die Männer der Wissenschaft in der Kaiserstadt vereinigten; bezeugt die Anerkennung verdienstlicher Leistungen durch communale Auszeichnungen; bezeugt das gute Einvernehmen der Bürgerschaft mit der Universität, deren Jubelfeier 1865 in der Bevölkerung und Vertretung Wiens die herzlichste Theilnahme gefunden hat. Hat doch an dem Aufschwunge der Stadt die Wissenschaft nicht bloss einen idealen, sondern auch einen materiellen Antheil; wiederholt haben Aerzte, Juristen und Techniker ihr Wissen und ihre Erfahrung in den Dienst der Stadt gestellt und bei Expertisen mitgewirkt. In keinen Tagen ist die Wissenschaft mit dem Fleiss und der Erfahrung des Bürgers so enge verbunden gewesen, als in dem Augenblicke, als der Fortschritt in Oesterreich an alle Thüren pochte.

Und wie nach Aussen hin Kunst und Wissenschaft geachtet wurden, so hat auch im Gefüge der Verwaltung die ideale Cultur eine fürsorgende Pflege gefunden. Wie durch die Gründung des statistischen Bureaus, das zu dem Musterinstitut für andere deutsche Städte geworden ist, die Grundlage für eine rationelle Verwaltung, so ist durch die Gründung der Stadtbibliothek im Jahre 1856 ein Institut geschaffen worden, das berufen ist, nicht nur die Zwecke der Verwaltung, sondern auch die heimatliche Geschichte zu fördern. Durch die Herausgabe der »Geschichtsquellen der Stadt Wien«, dieses wichtigen Quellenmateriales für die Culturgeschichte unserer Stadt und in jüngster Zeit durch die Eröffnung des historischen Museums im neuen Rathhause ist die Forschung in werkthätiger Weise unterstützt worden.

* * *

Alle Freiheit hat keinen Bestand, wenn sie nicht getragen ist von Bildung, nicht erfüllt ist von sittlicher Kraft, nicht gefeit ist gegen die Stürme der Leidenschaften. Als vor vierzig Jahren die Gemeindevertretung von Wien zum ersten Male für die Reform der Schule eintrat, war es, um ein Wort Goethe's anzuwenden, der fromme Wunsch der Väter, »das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen«. Die ersten Anregungen dieser Körperschaft bewegten sich mehr in der Defensive gegen die ererbten Uebelstände im Schulwesen, als in einer zielbewussten Actualität, die erst im neuconstituirten Gemeinderathe zur Geltung kam. Immer klarer trat von nun an die sociale Bedeutung der Schule hervor und ihre Aufgabe, die Macht des Wissens unabhängig zu stellen von der Macht des Besitzes, die idealen Güter gleich zu vertheilen zwischen Reich und Arm, Hoch und Nieder. Es ist ein charakteristisches Zeichen, dass seit der Reform der communalen Schulen die Privat-Volksschulen in Wien von Jahr zu Jahr sich vermindert haben. Noch 1873 bestanden in Wien 94 Privatschulen mit 10.132 Schülern, zehn Jahre darnach nur mehr 748 mit 5371 Schülern.

Wie anders standen die Verhältnisse vor 1848! Wer nur einigermassen die Mittel hatte, schickte seine Kinder in eine Privatschule, denn die Kinder der Unbemittelten mussten sich mit den spärlichen Brosamen begnügen, die in den mangelhaften öffentlichen Volksschulen gespendet wurden. Damals war also die Bildung auf den Besitz fundirt, heute ist sie Gemeingut geworden!

Diese sociale Aufgabe der Schule, mit gleichem Masse Bildung und Aufklärung zu vertheilen, war in dem Augenblicke zu einer actuellen geworden, als durch die Gewerbefreiheit an Stelle des zünftigen Schutzes der Selbstschutz durch die individuelle Fähigkeit trat. Von dieser hat der Gewerbestand wiederholt Proben abgelegt auf den Culturcongressen, auf welchen immer mehr die Erkenntniss heranreifte, dass die Maschine wohl die Hand des Menschen, niemals aber dessen Geist entbehrlich zu machen, dass sie zwar die Quantität, niemals aber die Qualität zu beherrschen vermag. Der Geschmack aber setzt Bildung voraus, diese hingegen jenes Mass von Wissen, durch welches die gesunden geistigen Anlagen in die richtigen Bahnen geleitet werden. Die Heranbildung eines tüchtigen Gewerbestandes, dieses Kernes der städtischen Bevölkerung, war für den Gemeinderath der mächtige Ansporn, die Schulbildung auf eine breite Basis zu stellen.

Wenn in den vormärzlichen Tagen in den Berichten der Staatsbehörde über die grosse Zahl der Analphabeten in der Reichshaupt- und Residenzstadt geklagt wird, so überzeugt uns die letzte Volkszählung vom erfreulichen Gegentheil, denn von den 15% des Lesens und Schreibens Unkundigen gehört der weitaus grösste Theil der nicht einheimischen Bevölkerung an. Grossen Einfluss aber nahm die Neuschule auf die sociale Stellung des weiblichen Geschlechtes, dem sie weitverzweigte Wege zum Erwerbe gebahnt und sogar den Eintritt in den öffentlichen Dienst ermöglicht hat.

Der zarte Baum der Neuschule hat also bereits Wurzel gefasst zur Freude Aller, die ihn vor zwanzig Jahren gepflanzt. Nicht ein geringer Theil fällt dem Wiener Gemeinderathe zu, der nicht blos angeregt und gefördert hat, sondern, was wohl das Wichtigste ist, an der Arbeit unmittelbar thätig war. 71,404.314 Gulden sind seit 40 Jahren für die Schulen Wiens verausgabt worden; davon sind fl. 29,187.535 durch Umlagen und Schulgeld, fl. 42,216.779 aber aus den Einkünften der Gemeinde bestritten worden. Die Zunahme der Schulen, die Verbesserung der inneren Einrichtung und die Entlohnung der Lehrkräfte haben den Etat für Schulen von Jahr zu Jahr gesteigert.

Während die Volksschulen des Jahres 1848 nur fl. 33.936 erforderten, sind die Auslagen für dieselben im Jahre 1888 auf fl. 3.328.630 gestiegen und gestalten sich sonach höher als die Kosten für das gesammte Volksschulwesen Oesterreichs im Jahre 1847, welche mit fl. 3.015.591 beziffert sind.

Wahrlich, keine treffendere Bezeichnung hätte unserem Jahrhunderte gegeben werden können, als jene der »Bewegung«. Als vor zwanzig Jahren jene Bewegung ihren Abschluss gefunden, welche das Jahr 1848 angeregt hatte, als 1868 durch eine Gesetzgebung, welche die Freiheit der Lehre verkündet, die geistige Wiedergeburt Oesterreichs stattgefunden, da hatte wohl Niemand geahnt, dass zwanzig Jahre später abermals eine Bewegung entstehen werde, welche auf eine Aenderung der freisinnigen Gesetzgebung in ihren Cardinalpunkten und in ihrem Ende dahin zielt, den Zustand »politischer Indifferenz und Gleichgiltigkeit gegen das Ideale« wieder herzustellen. Mit gewohntem Freimuth hat der Wiener Gemeinderath am 27. Februar 1888 seiner Meinung dahin Ausdruck gegeben, dass »eine solche Aenderung eine tief zu beklagende Erschütterung der Verhältnisse der Schule, unermesslich in ihren verderblichen Folgen und Wirkungen bedeuten würde«; er hat es gethan in der Ueberzeugung, dass die Schule die Grundlage ist für die Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens.

IV.

Die Förderung der intellectuellen wie der physischen Kraft des Einzelnen durch die Verwaltung findet ihre Begründung in der Aufgabe des Menschen, seine physischen, geistigen und moralischen Kräfte nicht nur für sich, sondern auch für die Gesellschaft nutzbringend zu machen. Aber diese Kräfte sind nicht gleich, wie es der öffentliche Schutz ist; der gesetzlichen Gleichheit steht die wirthschaftliche Verschiedenheit des Menschen gegenüber. Am schärfsten treten diese Gegensätze des socialen Lebens in grossen Städten hervor, wo im rauschenden Alltagsleben Luxus und Noth dieselben Strassen durchmessen. Ihre Gleichmässigkeit zu allen Zeiten führt uns die Gesetzmässigkeit dieser Erscheinungen nahe, deren Wesen stets dasselbe ist, deren Formen aber im Laufe der Jahrhunderte gewechselt haben. Die Aenderung derselben hängt mit der Ausbildung der Cultur zusammen, mit der Verfeinerung der Sitten und vor Allem mit dem nothwendigen Masse von Bedürfnissen; denn die Zunahme des Verbrauches in quantitativer und qualitativer Hinsicht im Verhältnisse zur Bevölkerung lässt die Annahme zu, dass nicht blos auf den Begüterten, sondern auch auf den Unbemittelten ein grösseres Mass von Gütern kommt, als in früheren Zeiten.

Je höher die Bedürfnisse geworden, desto mehr wurde es nothwendig, zu ihrer Befriedigung die geistigen und physischen Kräfte anzuspannen. Die Einschränkung des Bedürfnisses und die allmälige Ansammlung von Werthen sind die ausgleichenden Factoren für jene Tage, in welchen die Kräfte des Menschen erlahmen: Mässigkeit und Sparsamkeit die ausgiebigsten Präventiven gegen jenen Zustand, welchen die Gesellschaft Armuth nennt. Man hat von Zeit zu Zeit sich bemüht, auch hier einen Massstab anzulegen und die socialen Erscheinungen in einen Begriff zu fassen; aber die Grenzen, welche das menschliche Wissen für dieselben setzte, haben die Ereignisse wieder jählings verrückt.

Im Allgemeinen sind es, um bei unserer Stadt zu bleiben, drei Epochen des Armenwesens, welche, von culturgeschichtlicher Bedeutung, die Auffassung über die Armuth und die Mittel, ihr abzuhelfen, charakterisiren. Die erste und primitivste Form der Armenunterstützung ist das Handalmosen; man kennt noch keinen Armen, sondern nur Bettler und die Geber sind von keinem anderen Princip geleitet, als jenem der Gottgefälligkeit und von der Ermahnung, dass eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich. Noch ist die Unterstützung des Armen eine streng individuelle Angelegenheit; noch sind Handgabe wie Stiftungen die einzigen Formen, in welchen die Gesellschaft die zunehmende wirthschaftliche Ungleichheit in den Besitzverhältnissen zu paralysiren versucht. Ein vergebliches Bemühen, da durch das Almosen nicht der Armuth gesteuert, wohl aber der Müssigang grossgezogen und der raffinirte Betrug gezeitigt wurden. Wie das Almosen nur deshalb reichlich fliesst, weil die Nächstenliebe es veranlasst und der Geber sich nur von dem Mitgefühl leiten lässt, so zielt die Bettlerlist dahin, dasselbe immer rege zu erhalten. Das Lungern vor Kirchen und Friedhöfen, der düstere Sang des Bettlers in den Strassen, der das Klagelied hinauftönen lässt in das behagliche und üppige Heim des Reichen, sind starke Reizmittel, die auf die leichte Empfänglichkeit des Gemüthes berechnet sind. Die Bettlerordnung vom 26. März 1443 macht uns mit diesen Praktiken näher bekannt und enthält den schauspielerischen Apparat, der im mittelalterlichen Städteleben ziemlich abwechslungsreich war. »Gemachte Platern, Geschwulst, Fäulen, entlehnte Kinder«, die Weiber »tragunder fraun weise mit aufgepunden Küssen«, das sind die Masken, unter welchen der Müssiggang unter dem Zeichen des Bettelstabes sich zu einer wahren Landplage entwickelt hatte, gegen die sich später eine an

Härten überreiche Gesetzgebung kehrte, welche die Epoche der Nothwehr einleitete, bis endlich das philosophische Jahrhundert mit seinen Grundsätzen der Humanität und der Achtung des Menschen und mit der Scheidung der Armen von den Bettlern jene Reformen zeitigte, die noch heute der Armenverwaltung zu Grunde liegen.

Jede dieser drei Epochen hat ihr charakteristisches Stigma. Entgegen jener Auffassung des Plautus, dass Alles, was man dem Bettler gebe, verloren sei, indem dadurch nur das Leben des Armen für sein Elend verlängert werde, steht die christlich ideale Auffassung, welche dem Bettler, dem das überirdische Reich gehört, das Almosen »um Gotteswillen« verleiht. In der zweiten Epoche tritt dagegen bereits die wirthschaftliche Bedeutung hervor, indem nach der Bettlerordnung von 1443 Niemand Almosen nehmen soll, »er sei dann des redlich und ehrhaftig nothdürftig«; in der dritten, welche durch das josefinische Reformwerk sich bis in unsere Tage erstreckt, beginnt man nicht nur die Grenzen der Armuth festzustellen, sondern auch die Armenversorgung als eine Pflicht des Staates zu erklären.

So entsteht nach und nach aus der kirchlichen und genossenschaftlichen Wohlthätigkeit zum Schutze der gesellschaftlichen Ordnung die Bettlerpolizei mit vorherrschend repressiven Mitteln, bis endlich erst im XVIII. Jahrhunderte die Armenpflege wesentlich und formlich in die Staatsverwaltung gereiht wird. Formlich durch die Organisirung der Armenbehörde; in ihrem Wesen durch jenen Grundsatz, der noch heute die Richtschnur bildet, dass nur derjenige Anspruch auf öffentliche Unterstützung erheben kann, dessen Kräfte nicht mehr auslangen, durch Arbeit die Mittel zu seiner Lebensexistenz zu erwerben. In dieser Hinsicht stimmt die josefinische Gesetzgebung mit jener der früheren Zeiten überein, denn auch die vorausgehenden Polizeiordnungen gestatten nur den wahrhaft Armen, eine Unterstützung zu erwirken. Der philosophische Geist der josefinischen Zeit begnügt sich mit der Feststellung dieser Bedingungen nicht; er untersucht auch das Recht auf Unterstützung, und im Sinne Rousseau's ruft Bouquoi, der Berather Josef II., in seinem Vortrage an den Kaiser aus: »Du, der du arbeiten kannst — so ruft die menschliche Gesellschaft ihren Mitgliedern zu — sollst nicht müssig gehen, so lange du die Kräfte hast, dir dein Brod durch Arbeit zu verdienen; aber wenn du zur Arbeit unfähig, wenn du kraftlos und unvermögend sein wirst, dann wollen die Uebrigen deine Bürde

tragen helfen und du sollst auf deren Eigenthum so weit einen Anspruch zu machen haben, als es deine unentbehrliche Versorgung erheischt.«

Der Auffassung über die Armuth in diesen drei verschiedenen Perioden entspricht auch die Gesetzgebung. Mit kirchlichen und genossenschaftlichen Bestimmungen beginnend und daher ausserhalb der weltlichen Gemeinschaft, erhält sie erst in den späteren Bettlerordnungen, die der Stadtrath in Gemeinschaft mit den landesfürstlichen Beamten eingesetzt hatte, einen öffentlichen Charakter. Weit mehr aber, als durch die städtische Gesetzgebung, haben, abgesehen von der peinlichen Gerichtsordnung Karl V., welche das Meldewesen der Fremden durch ausführliche Vorschriften regelte, die Polizeiordnungen des XVI. Jahrhunderts auf die Entwickelung der Armenverwaltung Einfluss genommen. In ihnen gewinnt der Grundsatz immer mehr Ausdruck, dass jede Gemeinde verpflichtet sei, ihre Armen zu ernähren, ein Grundsatz, der sich keineswegs wie in der josefinischen Zeit aus der philosophischen Untersuchung über das Recht auf Unterstützung, sondern lediglich aus der eisernen Nothwendigkeit gebildet hatte, die Städte von dem Ueberwuchern eines gefährlichen Proletariates zu bewahren, das sich naturgemäss am stärksten dort hindrängt, wo sich der Reichthum sesshaft macht. Damit war nun einmal der Zusammenhang zwischen Armenpflege und Gemeinde in rechtlicher Beziehung, wenn auch nur lose hergestellt, da den mit vielen Armen belasteten Gemeinden gestattet war, ihren Armen Bettelpässe zum Sammeln von Almosen in anderen Gemeinden auszustellen. Erst am Ende des XVII. Jahrhunderts tritt in den Bettelordnungen, welche mit der wachsenden Gefahr auch an Härte zugenommen hatten, insoferne eine Aenderung ein, als durch die Internirung der Bettler in Arbeitshäuser der Arbeitszwang in die repressiven Massregeln eingereiht wurde.

Ausser diesen Einrichtungen, welche lediglich die Abwehr des Bettels bezweckten, beginnt im XVIII. Jahrhundert auch die präventive Thätigkeit zunächst durch das Erschweren leichtsinniger Heiraten und durch das Verbot der Ansiedlung der armen Bevölkerung auf den Freigründen in den Vorstädten sich langsam geltend zu machen. Weit grösseren Fortschritt bekundet die theresianische Zeit: einerseits in der Gesetzgebung durch die Anordnung, dass ausser den Bürgern auch die Bewohner, welche ein Gewerbe betreiben und so »bis zur erfolgten Mühseligkeit die gemeine Last mittragen geholfen« und ebenso die Insassen nach einem zehnjährigen Aufenthalte be-

gründeten Anspruch auf Armenversorgung haben; anderseits durch die Ausdehnung der Armenpolizei zur Armenpflege, die durch die Fürsorge für arme, verlassene Kinder eingeleitet wurde. Was die Mutter begonnen, hat der Sohn vollendet. Ein so umfassendes Reformwerk wie das josefinische ist vordem niemals und auch später nicht mehr unternommen worden; denn in seinem innersten Wesen beruht unsere heutige Armenpflege auf jenen Grundlagen, welche vor mehr als hundert Jahren durch das Armeninstitut gebildet wurden. Die scharfe Individualisirung, auf welche die vorgängigen Armenverwaltungen keine Rücksicht genommen hatten, ist die hervorstechendste Eigenschaft der josefinischen Reform, welche, obgleich sie nicht über die Versorgung der absolut Armen hinausgeht und in der Präventive keinen besonderen Fortschritt bekundet, sämmtliche Zweige des Humanitätswesens einbezogen hatte. Denn nicht nur das Armenwesen, auch die Krankenpflege, die Versorgung der Waisen und Findlinge ist nach jenen Grundsätzen geregelt worden, welche der Kaiser in seinen »Directiv-Regeln« 1781 vorgezeichnet hatte. Einer eigenen Behörde, der »Stiftungs-Oberdirection« war die Durchführung der Neuerungen aufgetragen worden, welche, was die Armenpflege betrifft, darin gipfelte, dass die bisherigen Versorgungshäuser, in welchen nicht blos Arme, sondern auch Kranke und Kinder untergebracht waren, aufgehoben und für specielle Zwecke des Humanitätswesens eingerichtet wurden. Josef II. hatte im Grossen und Ganzen ebenfalls daran festgehalten, dass die gegeschlossene Armenpflege in den Versorgungshäusern nur für die gänzlich Arbeitsunfähigen, also für jene Dürftigen bestehen bleiben sollte, »welche Alters halber am Körper oder Geist so entkräftet sind, dass sie zu gar nichts fähig, dann gänzlich Blinde, Stumme oder Lahme, welche aus dem Bett nicht aufstehen können, oder sich nur so herumschleppen«, während »Leute, die zu dem allgemeinen annoch nützlich etwas beytragen konnten«, mit Handbetheilungen unterstützt werden sollten.

Eine nur oberflächliche Betrachtung der josefinischen Armenpflege leitet uns auf die Grundsätze, welche den Kaiser zu einer so umfassenden Reform veranlassten. Bisher hatte die Armenpflege darin bestanden, dass bedürftige Personen ohne Rücksicht, ob sie arbeitsunfähig oder noch im Besitze von Kräften waren, in Versorgungshäusern aufgenommen wurden. Joseph II. Streben ging dahin, die Uebelstände, die eine so geartete Armenpflege im Gefolge hatte, dadurch zu beseitigen, dass er entgegen der bisherigen Art

der Armenversorgung die Handbetheilung an die Spitze stellte und dadurch den arbeitsfähigen Dürftigen veranlasste, die öffentliche Hilfe nur in ausserordentlichen Fällen in Anspruch zu nehmen. Zur Unterstützung im Falle eintretender Noth hatten sich schon seit den frühesten Zeiten genossenschaftliche Verbände gebildet, sogenannte Bruderschaften, die aber im XVIII. Jahrhunderte mehr durch ihre theatralischen Auszierungen, als durch die Erfüllung ihres ursprünglichen Zweckes sich bemerkbar gemacht hatten. In ihren Anfängen bis ins XIII. Jahrhundert zurückreichend, hatte das Bruderschaftswesen an Ausdehnung derart zugenommen, dass in Wien zur josefinischen Zeit 116 solche Corporationen gezählt wurden. Diese genossenschaftlichen Verbände wurden vom Kaiser 1783 aufgehoben, aus denselben eine einzige Bruderschaft: »Die Liebe zum Nächsten« gebildet, und nach dem Muster des Bouquoi'schen Armeninstitutes, welches derselbe auf seiner Herrschaft in Böhmen eingeführt hatte, das Wiener Armeninstitut gegründet, das nach den Pfarreien in 29 Armenbezirke getheilt wurde. Die Dotirung dieses Institutes sollte durch freiwillige Beiträge dankbarer Geschöpfe erfolgen, »welche das Almosen als einen Zehent betrachten, den sie dem Schöpfer von dem ihnen verliehenen Ueberflusse zu entrichten schuldig sind«.

Die Trennung der Bettelpolizei von der Armenpflege, die Individualisirung der Armen durch die scharfen Grenzen zwischen Armen und Dürftigen, die Organisirung der genossenschaftlichen Armenpflege und die Vereinigung des Stiftungs- und Armenwesens unter der Oberaufsicht einer eigenen Stiftungsbehörde sind die Hauptgrundsätze des josefinischen Reformwerkes, welches der Stadtbehörde keinerlei Einfluss auf die Verwaltung des Armenwesens eingeräumt hatte. Die Armenpflege blieb auch noch späterhin dem Wirkungskreise der Regierung überlassen, bis sie endlich unter Vorbehalt der Controle durch die Regierung 1842 dem Magistrate übertragen wurde.

* * *

Zur Zeit des Reformators Josef II. waren jene Erscheinungen noch unbekannt, die später, als die Bevölkerung im Anfange unseres Jahrhunderts in auffallender Weise zugenommen hatte, in bedenklicher Weise sich fühlbar machten. Die Wohnungsnoth und in Folge derselben die hohen Miethzinse, die zunehmende Theuerung der Lebensmittel und später das Auftreten des Massenpauperismus in Folge der Productionskrisen zeigten nur zu bald die Unzulänglichkeit

der Mittel, um diesen Uebeln des grossstädtischen Lebens wirksam zu begegnen. Man stand vor Thatsachen, deren Ursachen zwar erkannt wurden, gegen deren Beseitigung aber nur ungenügende Mittel zur Anwendung kamen, die zumeist gerade das Gegentheil von dem erzielten, was durch sie bewirkt werden sollte. Die repressiven Massregeln bezweckten zunächst die Verhinderung einer allzuraschen Vermehrung der Bevölkerung. Kurz nachdem der englische Nationalökonom Malthus in seinem Aufsehen erregenden Werke: »An essay on the principles of population«, in welchem er auf die Folgen der Uebervölkerung durch das Missverhältniss zwischen der physischen und wirthschaftlichen Wachsthumsfähigkeit der Bevölkerung hingewiesen und die mathematische Formel aufgestellt hatte, dass die Vermehrung der Menschen in geometrischer, jene der Lebensmittel aber nur in arithmetischer Progression erfolge, hatte die Furcht vor dem Gespenste der Uebervölkerung eine Reihe von Massregeln veranlasst, welche dahin zielten, den Zuzug nach der Stadt zu erschweren und die Ansässigkeit von Zugewanderten zu verhindern. Bauverbote, Beschränkung der Errichtung von Fabriken, zahlreiche Ausweisungen von Fremden vermochten trotz der strengen Handhabung der bezüglichen Vorschriften den natürlichen Lauf der Dinge nicht zu hemmen; sie erzeugten vielmehr andere Uebelstände, welche auf die wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse von verderblichem Einflusse waren.

Zum ersten Male hatte in Wien 1801 die Wohnungsnoth sich empfindlich fühlbar gemacht; viele Familien waren in Folge der hohen Miethzinse obdachlos geworden und suchten bei dem Mangel öffentlicher Anstalten sogar in Todtenkammern Schutz vor den Unbilden der Witterung. Allerlei Mittel wurden in Vorschlag gebracht, unter Anderem auch die Entfernung der Pensionisten aus der Stadt, die Besteuerung luxuriöser Wohnungen und die zwangsweise Herabsetzung der Miethzinse. Daneben fehlte es nicht an praktischen Vorschlägen, die zum Theile erst in unseren Tagen verwirklicht wurden.

In diesen Tagen taucht auch zuerst die Idee auf, die Esplanade zu verbauen und die Stadt mit den Vorstädten durch Communicationen zu verbinden. Durch Aufhebung des Bauverbotes für die Vorstädte hatte die Bevölkerung daselbst schon im ersten Jahrzehnte bedeutend zugenommen, und seit 1810 das Verbot, in dem Umkreise von Wien keine neuen Gewerbe zu ertheilen, abrogirt und die freie Wahl des Ortes gestattet wurde, begann auch die Ansässigmachung in den Vororten in ziemlich rascher Weise.

Zu der Wohnungsnoth, welche seither wiederholt aufgetreten war, kamen später in Folge der Ueberproduction die Arbeitsstockungen, deren bedeutendste im Jahre 1847 durch die massenhaften Arbeiterentlassungen einen Nothstand erzeugte, zu dessen Bekämpfung die Mittel der öffentlichen Armenpflege, welche in ruhigen Zeiten zur Unterstützung der Arbeitsunfähigen allerdings ausreichten, nicht hinlangten. Das energische Eingreifen der Privatwohlthätigkeit erleichterte zwar den Organen der Armenverwaltung die Hilfsaction, beleuchtete aber zugleich auch die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Armenwesens, die zwar von der vormärzlichen Regierung wiederholt in Angriff genommen, aber einem gedeihlichen Ende nicht zugeführt wurde.

Wieder, wie einst in der vorjosefinischen Zeit, versuchte man durch Specialcommissionen den Mängeln der Armenpflege abzuhelfen. Ausländer, wie der dänische Etatsrath Vogt, wurden nach Wien berufen, um mit ihrem Rathe bei dem Reformwerke mitzuwirken, neue Fonds wurden gebildet, deren wachsende Zahl aber den Verwaltungsapparat nur noch schwerfälliger machte. Alles gipfelte schliesslich in einem Sparsysteme, dass wohl nicht besser illustrirt werden kann, als durch die Thatsache, dass die Verpflegung eines Armen niederer zu stehen kam, als die eines Sträflings.

* * *

Es ist mit der Armenverwaltung wie mit der Gesundheitspflege. Wie bei dieser durch die Wissenschaft der Hygiene die Thätigkeit der Verwaltung immer näher den Ursachen zugeleitet wurde, so hat die Gesellschaftslehre auch den socialen Krankheiten nachgeforscht, ihre Ursachen klar gelegt und gleich der Gesundheitslehre als oberstes Princip den Satz aufgestellt: »Verhüten ist besser als Abwehr.« Dies Verhüten liegt aber ausserhalb der Armenversorgung in jenen Einrichtungen, welche dahin zielen, durch die Arbeit den Besitz zu vermitteln. Die erste Stufe der Armenpflege ist demnach jene Thätigkeit der Verwaltung, durch welche die productive Kraft der Bevölkerung gefördert werden soll; sie wurzelt — um dem Dichter das Wort zu überlassen — darin, dass nur der die Freiheit und das Leben sich verdient, der täglich sie erobern muss. Im Gegenhalte zur Wohlfahrtspolizei des absoluten Staates, in welchem bei der Beschränkung des individuellen Willens die Selbsthilfe ausgeschlossen war, stellen der Staat und die Gesellschaft der neuen Zeit diese als die Bedingung ihrer Mithilfe auf. Nur wenn die Selbsthilfe nicht ausreicht,

tritt die öffentliche ein. Durch diesen Grundsatz hat die moderne Armenpflege in andere Bahnen eingelenkt, als jene der Vorzeit. Hatte diese nur die absolute Dürftigkeit im Auge, so beschäftigt sich die Gegenwart mit den Ursachen der relativen Armuth, also mit jenen wirthschaftlichen Erscheinungen, welche in die Capitalbildung störend eingreifen. Wie die öffentliche Gesundheit die Aufgabe hat, die physische Kraft zum Zwecke der Arbeit zu unterstützen, so hat die sociale Verwaltung die Pflicht, die wirthschaftlichen Bedingungen der Production zu ermöglichen.

Es mag als ein charakteristisches Zeichen gelten, dass es eine der ersten Actionen des Gemeinderathes war, für die Hebung des Gewerbes und der vaterländischen Industrie einzutreten. Von der Ueberzeugung geleitet, dass das Heranblühen des Mittelstandes nur durch die Förderung der intellectuellen wie der materiellen Kräfte bewirkt werden könne, hatte — wie schon erwähnt worden ist — der Gemeinderath für die gewerbliche Fortbildung mit Wort und That gewirkt. Die grossen Erfolge, welche die Wiener Industrie bereits auf der ersten Ausstellung in London errang, durch welche der Ruf von dem angeborenen Formensinne der Wiener Gewerbetreibenden in alle Culturländer gedrungen war, die günstigen Resultate, welche der heimische Gewerbefleiss auf den Expositionen zu München und Paris erzielte, veranlassten den Gemeinderath im Anfange der sechziger Jahre, sich mit dem Ausstellungswesen, als einem der wichtigsten Mittel zur Hebung der Production, näher zu beschäftigen. Auf Kosten der Stadt wurden zu dem zweiten grossen Völkercongresse an der Themse Wiener Gewerbetreibende entsendet, um ihre Erfahrungen im Interesse des heimischen Gewerbes zu verwerthen; mit lebhaften Sympathien begrüsste der Gemeinderath, als er 1866 von dem Handelsminister aufgefordert wurde, seine Ansicht über die Nützlichkeit der Abhaltung einer internationalen Ausstellung bekannt zu geben, die Idee einer Weltausstellung, welche er mit den Worten befürwortete, »dass Wien die Hauptstadt des durch seine Machtstellung in Europa sich an England und Frankreich anreihenden Kaiserstaates nicht zurückbleiben wolle«. Vor und nach diesen Tagen geben die Verhandlungen des Gemeinderathes wiederholt Zeugniss von seinem festen Willen, die Interessen der Gewerbetreibenden allseitig zu wahren, die Industrie zu beleben, zu schützen und productiv zu erhalten. War die gesetzliche Regelung des Gewerbewesens in den fünfziger Jahren vornehmlich vom Wiener Gemeinderathe angeregt worden, so zeigte die Hilfsaction in den siebziger Jahren, dass die Stadt-

vertretung in den Zeiten, in welchen die Creditverhältnisse im Argen lagen, und Arbeiten wegen Mangel an Capital nicht ausgeführt werden konnten, auch für eine unmittelbare Unterstützung des Kleingewerbes erfolgreich thätig war. Die Stiftung, welche die Gemeinde den hochherzigen Intentionen des Kaisers entsprechend, 1873 zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Monarchen errichtet hatte, und die neuerliche Widmung einer Capitalsanlage für unverschuldet in eine Nothlage gerathene Gewerbsleute, welche der Gemeinderath erst kürzlich zur Erinnerung an den vierzigsten Jahrestag der Regierung Sr. Majestät beschlossen, geben Zeugniss von der regen Theilnahme, welche die Stadtvertretung für das Wohlergehen des Gewerbes hegt; sie sind aber auch ein Beweis, dass die Gemeindevertretung auf dem Gebiete der socialen Verwaltung, vornehmlich in Zeiten wirthschaftlicher Bedrängnisse mit aller Macht dahin strebte, den Eintritt jenes Zustandes zu verhindern, der den Mitbürger nöthigen würde, seine Zuflucht in der Armenbetheiligung zu suchen. Es ist ein erfreuliches Zeichen des Culturfortschrittes, dass die Massregeln, welche in den letzten Jahrzehnten gegen die Verarmungsquellen ergriffen wurden, zum grössten Theile aus der Selbsthilfe hervorgegangen sind. Den besten Theil daran hat wohl die zunehmende Bildung in Folge des verbesserten Unterrichtes, der ja nicht blos die Aufgabe hat, das Wissen zu verbreiten, sondern auch den Charakter zu festigen.

Mit dem wachsenden Pflichtgefühl, für die Fälle dauernder oder augenblicklicher Noth Vorsorge zu treffen, ist auch die Zahl jener Anstalten und Vereine gestiegen, welche dahin zielen, den Spartrieb zu erregen und die Gelegenheit zur Capitalbildung zu erleichtern; dass die Einlagen in die erste österr. Sparcasse innerhalb 20 Jahren (1865—1885) von fl. 32,873.281 die Höhe von fl. 166,078.142 erreicht haben, ist ein unumstösslicher Beweis für die zunehmende Vorsicht gegen die Eventualitäten des Lebens. Die Thatsache, dass in der Neuen Wiener Sparcasse die Zahl der Einlagen unter fl. 1000 in den Jahren 1882—1886 von 21.000 auf 40.000 gestiegen ist, und dass auch jene der Postsparcassen zunimmt, mag immerhin als ein Zeichen gelten, dass gerade in den unteren Classen der Bevölkerung der Grundsatz der Selbsthilfe eine ausgedehnte Verbreitung erhalten hat.

Je mehr sich die Selbsthilfe entwickelt, eine desto höhere ethische Aufgabe fällt der öffentlichen Armenpflege, als letztem Hilfsmittel, zu. Die Erscheinungen, welche bereits am Ende der vormärzlichen Zeit zu Tage traten und die sich seither wiederholten,

haben auch die sociale Aufgabe der Armenpolizei, wie der Armenpflege, bedeutend erweitert. Noth und Elend waren zu Zeiten allgemein geworden und hatten die Massen ergriffen. Von diesem Symptom der Grossstädte ist auch Wien nicht verschont geblieben. Arbeitsstockungen, Theuerung und Epidemien, die Anspannung und Ueberreizung des Credits haben in der abgelaufenen Periode der letzten vierzig Jahre wiederholt sociale Verhältnisse geschaffen, welche die Armenpflege zu energischer Thätigkeit und zu Reformen veranlasst haben.

Die ersten Untersuchungen in Hinsicht der allgemeinen socialen Verhältnisse Wiens fanden in der Gemeindevertretung im December 1851 statt, zu einer Zeit, in welcher die Nachwirkungen der vorangegangenen Ereignisse, sowie der eingetretenen Theuerung wesentlich fühlbar wurden. Umfassende Berathungen folgten 1862, als in Folge der allerseits gefühlten Nothlage der minder bemittelten Bevölkerung der Gemeinderath einen »Nothstands-Ausschuss« eingesetzt hatte, der mit der Berathung der Mittel zur schleunigen Abhilfe betraut wurde. Bei allen diesen Anlässen hat die Gemeinde Hilfe durch Zuweisung von öffentlichen Arbeiten, durch ausgiebige Geldunterstützung, sowie durch Vertheilung von Materialien geleistet. Geleitet von der Erkenntniss, dass es verkehrt wäre, habituell gewordene Uebelstände durch Mildthätigkeit allein zu beheben und dass die Existenz einer allgemeinen Noth nur ein Zeichen von gewissen Missständen ist, war die Stadtvertretung aber auch stets bestrebt, mit den socialen Krankheiten deren Ursachen zu beseitigen.

Noch ist der Culturprocess der neueren Zeit nicht abgeschlossen, noch vollziehen sich grosse Veränderungen in der materiellen Lage der Bevölkerung, aber bei all' dem Wandel und Wechsel lässt sich im Vergleiche zur Vorzeit doch die geschichtlich, Thatsache feststellen, dass die äussere Wohlfahrt fortgeschritten ist dass Bildung, Aufklärung und Thatkraft sich als ein fester Damm gegen den Ansturm von Noth und Elend bewährt haben.

Sowohl die allgemeine Gemeindeordnung des Jahres 1849, als auch das Statut vom 6. März 1880 haben die Armenpflege in den »natürlichen Wirkungskreis« der Gemeinde eingereiht, und die Pflicht der Unterstützung der Bürger wie der Gemeindeangehörigen im Falle ihrer Verarmung gesetzlich begründet. Mit der Gemeindeangehörigkeit ist durch die moderne Gemeindegesetzgebung zugleich auch das Recht auf Unterstützung verbunden worden, dessen Mass 1863 durch das Heimatsgesetz dahin festgestellt wurde, dass der

Arme die Verabreichung des nothwendigen Unterhaltes und die Verpflegung im Falle der Erkrankung zu fordern berechtigt sei. Im Gegensatze zu den übrigen Zweigen der communalen Verwaltung, deren örtliche Grenzen sich auf das Weichbild der Stadt beschränken, erstreckt sich derzeit in Folge früherer Verordnungen der Armenrayon Wiens auch noch auf die politischen Gemeinden Hernals, Neulerchenfeld, Fünf- und Sechshaus, die in den Wiener Armenbezirk als »Vordörfer« in den Jahren 1787—1816 eingereiht wurden.

Seit nahezu fünfzig Jahren zielt das Bestreben der Gemeindeverwaltung dahin, diese abnormalen Verhältnisse zu beseitigen, und erst kürzlich, im November 1880 fasste die Gemeindevertretung den Beschluss, diese ungerechtfertigte Belastung des Armen-Budgets der Stadt Wien abzuwälzen. Weist schon die Oertlichkeit, wie sie derzeit noch besteht, zum Theil in die josefinische Zeit zurück, so zeigt auch die gegenwärtige Organisation der Armenpflege im Grossen und Ganzen noch immer jene Einrichtungen, die durch die Gründung des Wiener Armeninstitutes im Jahre 1783 eingeführt wurden. Eine wichtige Aenderung in dem System trat erst 1873 ein, als die Aufhebung der Pfarrarmen-Institute erfolgte und die Organisation des Armenwesens dem eigenen Wirkungskreise der Gemeinde überlassen wurde. An Stelle der Pfarrarmenbezirke traten 1874 die Gemeindebezirke, statt der früher ernannten Armenväter übernahmen seit 1874 die von der Bezirksvertretung gewählten Armenräthe die Geschäfte.

Wie im Mittelalter die Bürgerschaft ausserhalb des Stadtrathes durch Uebernahme einzelner Functionen thätig war, so findet sich eine gleiche Erscheinung auch in der modernen Gemeinde auf dem Gebiete der Armenpflege, an welcher sich als »Waisenmütter« auch weibliche Personen betheiligen. 537 Armenräthe, 233 Waisenväter und 54 Waisenmütter wirken derzeit in der Armenverwaltung, deren Mittelpunkt das Armen-Departement des Magistrates bildet, wo die Fäden der weit verzweigten Geschäfte zusammenlaufen. Das bewegte Treiben, das hier in den Vormittagsstunden herrscht, führt uns gleichsam typisch die Aufgaben des Armenamtes nahe. Greise, Bresthafte, Kinder und nur allzu häufig auch verkommene, arbeitsscheue Gestalten geben dem an sich nüchternen Raume lebendige Farbe; es verlohnt sich, hier eine Stunde zuzubringen, in der das Gefühl bald wehmüthig erregt, bald wieder durch die Unbändigkeit verlotterter Subjecte empört wird. Die Rohheit des Müssigganges, die Zudringlichkeit des Professionsbettlers stellen die Geduld, das wirkliche Elend das Herz auf eine harte Probe.

Im Ganzen und Grossen hat die derzeitige Armenverwaltung noch immer josefinisches Gepräge, sowohl was die offene, als auch was die geschlossene Armenpflege betrifft. Auch heute gilt als oberster Grundsatz, dass als arm nur Derjenige anzusehen sei, der sich nicht durch eigene Thätigkeit die Mittel zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zu erwerben im Stande ist und dass, so lange der Mensch über Kräfte verfügt, der Unterhalt durch die Arbeit erworben werden müsse. Anstalten, um dem Arbeitsfähigen Gelegenheit zu geben, seinen täglichen Unterhalt zu verdienen, waren bereits unter Maria Theresia errichtet worden; aber diese Institute haben sich in Folge ihres polizeilichen Charakters, der auch Denjenigen, der sich freiwillig zur Arbeit meldete, anrüchig machte, nicht bewährt. Der Müssiggänger, der überhaupt nicht arbeiten will, hat von dieser »freiwilligen« Anstalt niemals Gebrauch gemacht, der wahrhaft Bedürftige stets den Makel befürchtet, der ihm durch das »Arbeitshaus« noch in späteren Tagen anhaftete. Erst in der jüngsten Zeit hat auch hier der Gemeinderath eine wichtige Reform durch die Gründung eines Werkhauses durchgeführt, das als Armen- und nicht mehr als Polizeianstalt die Bestimmung hat, arbeitsfähigen Gemeindeangehörigen Gelegenheit zur Arbeit zu bieten.

Die Vielfältigkeit der Bedürfnisse und die Veränderung der socialen Verhältnisse haben der Armenpflege neue Aufgaben zugemessen. Denn zwischen der wirthschaftlichen Fähigkeit zur Befriedigung aller Lebensbedürfnisse und dem gänzlichen Mangel an Mitteln zur Erhaltung der physischen Existenz zeigt sich im grossstädtischen Leben gar häufig ein Zustand, in welchem das eine der wichtigen Lebensbedürfnisse schwieriger befriedigt werden kann, als das andere. Da ist Allem voran das Wohnungsbedürfniss, für welches zu Zeiten die vorhandenen Mittel nicht hinlangten und viele Menschen, die im Uebrigen durch die Arbeit sich ihren Lebensunterhalt schaffen konnten, nöthigte, die öffentliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Von den Tagen der josefinischen Armenreform bis zur Stadterweiterung betrug die Zunahme der Bevölkerung 125 Percent, jene der Wohnparteien 98 Percent und jene der Häuser 59 Percent. Die nächste Folge war, dass der Miethzins, welcher seit den dreissiger Jahren durchschnittlich um 1·5 Percent gestiegen war, in den fünfziger Jahren dagegen um 3·5 Percent sich erhöhte. In Folge des wirthschaftlichen Aufschwunges hatte die Wohnungsnoth auch nach der Stadterweiterung wiederholt Parlament und Stadtvertretung zu eingreifender Thätigkeit veranlasst. Die Erleichterungen, welche die

Gesetzgebung bei Erbauung von Wohnhäusern gewährte — sie gestattete sogar die Herstellung der Innenräume aus Holz — hatten zwar die Baulust angeregt, aber nicht auch der Wohnungsnoth wirksam abgeholfen; denn noch im Jahre 1872 sah sich die Commune veranlasst, auf dem sogenannten Hühnerhofe im fünften Bezirke zur Beherbergung obdachloser Frauen und Kinder drei Baraken zu errichten, deren Demolirung erst 1887, nach Eröffnung des städtischen Asyls auf der vormals Skene'schen Realität im X. Bezirke erfolgte, in welchem obdachlose gesunde und arbeitsfähige Gemeindeangehörige während der Nachtzeit Unterstand erhalten.

Die Abstufung der offenen Armenpflege in eine vorübergehende und in eine dauernde — eine Eintheilung, die nach der josefinischen Reform, als das Armenwesen noch von der Regierung verwaltet worden, vorgenommen wurde — besteht auch noch in der Gegenwart. In socialer Hinsicht ist die Armenbetheilung von weit grösserer Bedeutung, als die geschlossene Armenpflege in den Versorgungshäusern; denn das fluctuirende Element der blos vorübergehenden Betheilung, der Wechsel der Personen und die schwankende Anzahl der momentan Hilfsbedürftigen sind immerhin Erscheinungen, durch welche zum Theil auch die wirthschaftlichen Verhältnisse der niederen Bevölkerungsschichten Ausdruck erhalten.

Im zweiten Stadium der Armenpflege erhält der Dürftige eine Pfründe, die aber nur an solche Personen verliehen wird, deren Fähigkeit nicht mehr hinreicht, das volle Mass der Lebensbedürfnisse durch Arbeit zu befriedigen, sei es, dass die physischen oder die geistigen Kräfte mangeln.

Ein Theil der offenen Armenpflege ist die unentgeltliche ärztliche Behandlung und die Verabfolgung von Medicamenten im Falle der Erkrankung, eine Einrichtung, die bereits 1708 getroffen wurde. Josef II. hatte für diesen Zweig der Armenpflege die Frühordination im allgemeinen Krankenhause eingeführt, welche sich jedoch nicht praktisch bewährte, da ein grosser Theil der armen Bevölkerung wegen der weiten Entfernung vom Krankenhause nicht in der Lage war, die ärztliche Hilfe aufzusuchen. An ihre Stelle ist 1796 das neu errichtete Institut der Armenärzte getreten, als welche gegenwärtig 30 Doctoren der Medicin fungiren.

Der letzte Grad der Armenpflege, die Versorgung in öffentlichen Anstalten, hat eine reiche Vergangenheit, die uns in die Zeiten des Mittelalters zurückführt, in welchen der Wohlthätigkeitssinn durch Stiftungen von Anstalten sich bethätigt hat. Mit dem besten

Beispiele sind auch damals die Landesfürsten vorausgegangen; es sind uns Nachrichten überkommen von einer Stiftung des Herzogs Leopold, der in Gemeinschaft mit dem Arzte Gerhard 1211 das erste Spital in Wien, genannt »zum heiligen Geist«, errichtet hatte; von Stiftungen Friedrich des Schönen, Otto des Fröhlichen und Herzog Albrecht II. In gleicher Weise haben auch die zahlreichen Confraternitäten des Mittelalters Anstalten geschaffen, von welchen die bedeutendste »der Burger Spital« ist, dessen Gründung in die Mitte des XIII. Jahrhunderts fällt. Nur wenige dieser »Spitäler« waren für bestimmte Zwecke gestiftet, denn ausser den Krankenanstalten, welche für Leprose errichtet wurden, fanden in diesen Häusern nicht nur Arme, sondern auch Kranke, Waisen und Pilgrime Aufnahme; sie waren also Universalanstalten für alle Zweige der Wohlthätigkeitspflege. Im XVIII. Jahrhunderte begann in dieser Hinsicht eine Veränderung durch die Gründung von Krankenanstalten und Waisenhäusern und durch die Errichtung von Grundspitälern für die Armen in den Vorstädten; aber erst in Folge der Directivregeln Josef II. wurden die Universalspitäler aufgehoben und für specielle Zwecke der Armen-, Kranken- und Kinderpflege eingerichtet. Das unter Kaiser Leopold I. im Jahre 1694 erbaute Grossarmenhaus wurde zum allgemeinen Krankenhause, das spanische Spital zur Aufnahme der Waisen bestimmt, St. Marx, ehemals eine Filiale des Bürgerspitals, für arme alte Bürgersleute männlichen und weiblichen Geschlechtes, die Versorgungshäuser am Alserbach, der sogenannte »Langekeller« in der Vorstadt St. Ulrich und ausserhalb Wien jene zu Ybbs, Imbach und Mauerbach zur Aufnahme der »nicht bürgerlichen« Armen überlassen. Das Lazareth und das sogenannte »Bäckenhäusel«, der »blaue Herrgott« blieben auch späterhin Anstalten für die Armenpflege.

Die meisten dieser Anstalten stammten also aus alten Zeiten und liessen schon nach ihrer äusseren Beschaffenheit auf die Mängel der inneren Einrichtungen schliessen. In den düsteren, zumeist unreinlichen Räumen war für Jene, die einst bessere Tage erlebt, kein Trost zu finden. Das »Bäckenhäusl« war zum Sinnbilde des Verfalles geworden, ein Ort, wo alle Hoffnung aufhörte.

Auf diesem Gebiete der Armenpflege hat der Bürgersinn der Gemeindevertretung seit 1848 die schönsten Proben gegeben. Neue Bauten entstanden, deren innere Einrichtungen den Anforderungen der Hygiene vollständig entsprechen: Das Bürgerversorgungshaus 1860 auf dem Boden des alten Lazarethes, das allgemeine Versor-

gungshaus in der Spitalgasse 1868 an Stelle des Armenhauses »zum blauen Herrgott«. Der Ueberfüllung der Wiener Versorgungsanstalten zu begegnen, wurde 1876 zur Aufnahme von Verarmten die ehemalige Schlossrealität in Liesing angekauft und auch in den übrigen Anstalten die Vornahme von baulichen Veränderungen angeordnet, die, ausschliesslich der erwähnten Neubauten, für die sechs derzeit bestehenden Versorgungsanstalten einen Aufwand von Gulden 3,529.000 erfordert haben.

Im Gegenhalte zur Armenpflege, deren Einrichtungen in das vergangene Jahrhundert zurückreichen, prägt sich in der Armenkinder-Pflege der Geist der neuen Zeit und die sociale Aufgabe der Armenverwaltung aus. Der Zweck, die Kinder zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden, unterscheidet die Aufgaben dieser Verwaltung wesentlich von jenen in den übrigen Zweigen der Armenpflege. Das Armenhaus birgt die Vergangenheit, das Waisenhaus die Zukunft: Dort ein Herabsteigen, hier ein Emporkeimen; dort ein morscher Stamm, hier eine aufblühende Pflanze, die, sorglich gehegt und gepflegt, einst Früchte tragen soll. Der helle Glanz des neuzeitlichen Fortschrittes hebt sich gewaltig ab von dem Dunkel der Barbarei früherer Jahrhunderte, in welchen wir die zarte Jugend mit dem gebrechlichen Alter, die Unschuld der Kindheit mit der Verderbtheit des Vagabunden unter dem gemeinsamen Dache des Spinnhauses finden. Erst die Liebe der grossen Kaiserin hat der verlassenen Jugend ein würdiges Heim bereitet: erst Maria Theresia hat der Waisenpflege die pädagogische Richtung gegeben, die Josef II. in seinen Directivregeln noch genauer vorgezeichnet hat. Im Geiste dieser josefinischen Grundsätze hat die neue Zeit umfassende Reformen geschaffen, die zu den grössten Zierden der Gemeindeverwaltung gehören. Sie beginnen am 24. September 1861 mit dem Beschlusse der Stadtvertretung, communale Waisenhäuser zu errichten, deren erstes im October 1862 eröffnet wurde. Seither sind noch fünf andere, das letzte 1884 in Folge der hochherzigen Widmung des Wiener Bürgers Peter Sanetti im VIII. Bezirke erbaut, und ist im März 1888 das Project für ein siebentes Waisenhaus genehmigt worden, das seine Entstehung der reichen Spende der Frau Karoline Sanetti verdankt. In diesen Anstalten sind während der letzten 25 Jahre 2187 Kinder verpflegt worden.

Auch die Waisenpflege ausserhalb der Anstalten zeigt hinsichtlich der weiten Verzweigung einen bedeutenden Fortschritt, denn nicht nur Waisen, auch Kinder verarmter Eltern geniessen den

Schutz der Gemeinde, deren Vertretung erst neuerlich durch die Gründung eines Asyls für verlassene Kinder ihr warmes Herz für die Jugend bekundet hat.

Der Rückblick auf die abgelaufene Periode zeigt also auf jedem Gebiete die vermehrte Aufgabe der socialen Verwaltung; sie kann nicht deutlicher hervorgehoben werden, als durch die Thatsache, dass die Leistungen der öffentlichen Armenpflege die Jahresziffer von mehr als fünf und einer halben Million Gulden erreicht haben. Von den neun für die Zwecke der Armenpflege bestimmten Fonds sind aus dem Versorgungsfonde allein innerhalb der Jahre 1848 bis 1887 im Ganzen nahezu 62 Millionen Gulden für Armenzwecke verwendet worden, wozu die Gemeinde aus ihren Mitteln einen Betrag von beinahe $8^1/_2$ Millionen beigetragen hat.

Nimmt man dazu die Summen, die jährlich durch die gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege den Armen zufliessen, so ergibt sich Alles in Allem ein glänzendes Zeugniss nicht nur für die öffentliche Armenpflege, sondern auch für den selbst ausserhalb der heimatlichen Grenzen vielfach gerühmten Wohlthätigkeitssinn der Wiener Bevölkerung. Ist doch in den letzten 40 Jahren die Wohlthätigkeit ebenso vielgestaltig geworden, als des Menschen Leid!

V.

Auf keinem Gebiete der Verwaltung hatte ehemals die Gemeinde eine grössere Einschränkung ihrer Autonomie erfahren müssen, als auf jenem der Finanzverwaltung. In der Curatel, welche der Staat nach und nach über die fiananzielle Thätigkeit der Gemeinden verhängt hatte, liegt der Grund der langsamen Entwickelung der übrigen Verwaltungszweige. Von der Zeit an, als der Bürgerschaft das Recht entzogen wurde, über die Mittel nach ihrem Willen zu verfügen, in dem Augenblicke, als Vermögen und Einkünfte der Gemeinden nicht mehr von Jenen verwaltet wurde, welche naturgemäss an der Ordnung des Haushaltes das grösste Interesse haben mussten, nahm der Gemeinsinn und dadurch auch das Gefühl für die Gemeinsamkeit der Interessen ab. Insoferne hat die Geschichte der Finanzverwaltung nicht nur eine administrative, sondern auch eine politische und in Hinsicht der Zwecke, welche durch öffentliche Mittel erreicht werden sollen, auch eine hervorragend culturelle Bedeutung. Aus den höchst interessanten urkundlichen Einzelnheiten vergangener Zeiten lassen sich die Entwickelungsphasen der communalen Finanzverwaltung bis in das XII. Jahrhundert zurück verfolgen, da

bereits 1198 urkundlich der Stadtkämmerer genannt wird, jenes Organ, dem seit der frühesten Zeit die Aufgabe zufiel, Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde in Uebersicht zu halten und die Geldgebarung zu besorgen. Ein klares Bild der Organisirung tritt aber erst im XV. Jahrhundert hervor; denn nicht nur, dass erst seit 1424 die Rechnungen des Kämmerers nach einem Finanzjahr abgeschlossen werden, es finden sich auch Nachrichten über die Art der Controle, die, was die Steuercasse betrifft, nicht blos von Mitgliedern des Stadtrathes, sondern auch von Angehörigen der Bürgergemeinde ausgeübt wurde.

Auch der Grundsatz, dass nicht nur der Bürger, sondern auch der Inwohner steuerpflichtig sei, kommt schon frühzeitig in den Steuervorschriften zum Ausdruck. So lässt sich geschichtlich fast jeder einzelne Zweig des Finanzwesens und selbst das Deficit bis in die mittelalterliche Zeit zurückleiten; denn schon 1375 gestattet Albrecht III. zur Tilgung der Schulden eine Umlage zu erheben. Weit bedeutungsvoller für die finanzielle Selbstverwaltung ist die Stadtordnung Ferdinand I. vom Jahre 1526, jener Markstein in der Geschichte des Gemeinwesens, der den beginnenden Einfluss der Stadtverwaltung auf die Gebarung der städtischen Angelegenheiten bedeutet. Wie immer auch die Freiheit in der Selbstverwaltung durch dieses Stadtrecht eingeengt wurde, die Controle der Vermögensverwaltung der Stadt durch die Bürgerschaft war durch dasselbe nicht abgestellt, vielmehr durch genaue Vorschriften geregelt worden. So blieb der Bürgerschaft das Recht zur Controle auch in der Zeit, als der Absolutismus des Staates sich zu entfalten begann. Erst als unter Karl VI. durch die Wiener Stadtbank die städtischen Finanzen mit jenen des Staates in Verbindung gebracht wurde, begann der Staat empfindlich auf den ökonomischen Zweig der Stadtverwaltung Einfluss zu nehmen. Die finanzielle Gebarung überging aus den Händen des Stadtrathes an eine Wirthschaftscommission unter Vorsitz des Statthalters. Mit welchem Erfolge, klärt eine Untersuchung auf, welche 1779 »die grösste Schläfrigkeit und Unordnung« in der städtischen Wirthschaft erhoben hatte. Die josefinische Reform griff auch hier energisch ein und diesmal ist es der Kaiser selbst, der 1783 bemerkt, es sei nicht nöthig, den Magistrat »wie Kinder beim Weisbandel zu führen«. Die nachfolgende Zeit hielt an dieser Auffassung nicht fest, denn 1800 beginnt das Bevormundungssystem von Neuem und mit schärferem Accente als in der vorjosefinischen Zeit. Nicht nur das Präliminare, auch jede Auslage über 500 Gulden

bedurfte die Genehmigung der Regierung. In seinen Folgen zeigte dieses System allerdings ein stetes Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, aber auch einen Stillstand in der Entwickelung der Stadt. Dass unter solchen Umständen für ein administratives Talent, wie ein solches Czapka war, sich nur selten Gelegenheit bot, über die Alltäglichkeit hinaus etwas zu leisten, lag nahe. Hatte doch, um nur ein Beispiel anzuführen, der letzte ernannte Bürgermeister um die Erweiterung der Passage vom Kohlmarkt zum Graben zu ermöglichen, den Ausweg ergriffen, die Mittel hierzu 1840 durch eine — Geldlotterie aufzubringen.

Das Jahr 1848 machte auch diesen zerfahrenen Verhältnissen ein jähes Ende. Mit der wiederbeginnenden Thätigkeit der Bürgerschaft in der Gemeinde hatte die Bevormundung in der Vermögensverwaltung aufgehört und die finanzielle Autonomie ihren Anfang genommen. Man konnte ihn keinen günstigen nennen, denn zur selben Zeit hatten sich die Einnahmen im städtischen Haushalte im Gegensatze zur früheren Zeit bedeutend vermindert, da nicht nur die Steuerleistung sich verringerte, sondern auch alle aus dem persönlichen Unterthansverbande und aus den obrigkeitlichen Jurisdictionsrechten entspringenden Gebühren im Jahresbetrage von Gulden 400.000 entfielen und auch das Erträgniss der Verzehrungssteuer in Folge gänzlicher Aufhebung oder theilweiser Herabsetzung derselben für wichtige Verbrauchsgegenstände sich verkleinerte. Dazu kamen noch ziemlich bedeutende, durch die October-Ereignisse veranlasste, Auslagen, deren Ziffer die Höhe von einer halben Million erreicht hatte. Alles zusammengenommen erzeugte schliesslich ein Deficit von fl. 1,816.995, das zu beseitigen den Gemeinderath veranlasste, neue Einnahmsquellen zu schaffen und den augenblicklichen Bedarf durch Aufnahme einer schwebenden Schuld zu decken. Eine dieser neuen Quellen war die Ausdehnung der seit 1778 in den Vorstädten eingehobenen Zinskreuzer auf die innere Stadt und ein zehnpercentiger Zuschlag zu der mit dem Patente vom 29. October 1849 eingeführten Einkommensteuer. Da ausserdem auch noch die Verzehrungssteuer für die von derselben im Jahre 1848 befreiten Consumartikel wieder eingeführt wurde, ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, den Gemeinderath missliebig zu machen, so war durch diese neuen Einkünfte der finanzielle Ausfall, welchen das Jahr 1848 brachte, wieder ausgeglichen worden.

Als den Veränderungen in der Gemeinde, welche 1848 aus dem Umschwunge der politischen Verhältnisse entstanden waren, die

Gemeindeordnung des Jahres 1849 und das Statut vom 6. März 1850 gesetzlichen Ausdruck verliehen hatten, erhielt auch die finanzielle Autonomie legalen Charakter.

Dem Gemeinderathe, berufen, die autonome Gemeinde in Ausübung ihrer Rechte und Pflichten zu vertreten, war mit der Controle über die Geschäftsführung in Communalangelegenheiten auch jene der Vermögensgebarung des Magistrates mit der Verpflichtung eingeräumt worden, dafür zu sorgen, »dass das gesammte erträgnissfähige Vermögen der Gemeinde der Art verwaltet werde, um die thunlichst grösste Rente daraus zu erzielen«. Ausser dieser Controle wurde die Stadtvertretung auch berechtigt, zur Deckung der Gemeindebedürfnisse Abgaben auszuschreiben und einzuheben. Selbstbestimmung und Selbstverwaltung in Vermögensangelegenheiten der Gemeinde waren also durch das liberale Gemeindestatut wieder eingeräumt und damit auch Wohl und Wehe der Stadt von ihrer Vertretung abhängig gemacht worden. In der zehnjährigen Periode bis zur vollständigen Verwirklichung des Gemeindestatutes hatte der Gemeinderath allerdings die Pflichten eines guten Vermögensverwalters getreulich erfüllt, denn innerhalb dieses Zeitraumes sammelte die Stadtvertretung ein Vermögen an, das abzüglich der Passiven 1861 die Höhe von fl. 19,332.260 erreicht hatte. Der finanzielle Zustand der Gemeinde war also ein äusserst günstiger, zumal auch die Bedeckungsmittel sich vermehrt hatten. Auch die übrigen Einnahmsquellen zeigten eine stete Zunahme: insgesammt hatten sie sich von circa 4 Millionen im Beginne der fünfziger Jahre bis 1861 auf nahezu 7 Millionen erhoben, eine Ziffer, welcher auch jene der Ausgaben entsprach. Nimmt man den Bau von Schulen mit einem Aufwande von fl. 746.995, sowie die Strassenherstellungen und Pflasterungen im Betrage von fl. 1,671.743 als die wichtigsten Leistungen während der zehnjährigen Periode an, so ist damit so ziemlich die Thätigkeit des Fünfziger-Gemeinderathes für die Entwickelung der Stadt erschöpft, es wäre denn nur noch die Gasbeleuchtung zu erwähnen, die erst Mitte der fünfziger Jahre in allen Theilen der Stadt durchgeführt wurde.

Die zweite verheissungsvolle Epoche, welche 1861 für die Gemeinde begann, war für die Stadt schon durch das kaiserliche Handschreiben vom December 1857 eingeleitet worden. Die materiellen Opfer, welche die rasche Entfaltung der Stadt erforderte, zehrten in kurzer Zeit den Sparpfennig der Vorzeit auf; der Fortschritt trat mit immer neuen Forderungen heran, auch war die Zahl

der Gemeindeinteressenten durch die rasche Zunahme der Bevölkerung gestiegen; von allen Seiten wurden Reformen verlangt, durch welche eine Verbesserung der intellectuellen und materiellen Verhältnisse erzielt werden sollte. In der kurzen Zeit von 1861 bis 1866 hatten die currenten Ausgaben der Gemeinde die Höhe von 10 Millionen erreicht, ohne dass ihnen im gleichen Schritte die Einnahmen gefolgt wären. Als man den Voranschlag des Jahres 1866 zusammenstellte, ergab sich ein Deficit von einer Million Gulden. Eine Commission des Gemeinderathes war schon vordem betraut worden, ein Finanzprogramm zu entwerfen; sie legte dasselbe am 4. Jänner 1866 vor, zog aber ihre Anträge für so lange Zeit zurück, bis die Experten über das wichtigste Object der Neuherstellungen, die Wasserversorgung, ihr Urtheil abgegeben haben würden. Je mehr Berathungen die so jählings veränderte Finanzlage verursachte, desto mehr gewann der Gemeinderath die Ueberzeugung, dass es unstatthaft wäre, Herstellungen, welche auch späteren Generationen zum Wohle gereichen sollen, auf Kosten der Zeitgenossen durchzuführen. Es war dieser Ansicht übrigens schon nahezu zwanzig Jahre vorher, zuerst von Zelinka, Ausdruck gegeben worden, der bei der Berathung des Präliminars für das Jahr 1849 aufmerksam machte, dass es ungerecht und unbillig wäre, »die Kosten eines Objectes, welches den Vermögensstock vermehren wird, den jetzt lebenden Steuerpflichtigen aufzubürden«.

Das Programm, welches ursprünglich verfasst wurde, schloss mit der bedeutenden Summe von 63 Millionen Gulden ab, welche als Anleihe für die Herstellung der beantragten Objecte aufgenommen werden sollten. Der Krieg machte durch die Rechnung einen Strich; man begnügte sich schliesslich mit einer Anleihe von 25 Millionen, die in vier Emissionen mit fl. 21,657.500 realisirt wurde. Diese Summe hielt der Gemeinderath für hinreichend, die Kosten der Neugestaltung Wiens, dann jene der hygienischen Einrichtungen und den vermehrten Aufwand für die intellectuelle Pflege bestreiten zu können. Nach Ablauf von fünf Jahren waren bereits 19½ Millionen verausgabt, die in Aussicht genommenen grossen Werke aber noch nicht vollendet; auch Einnahmen und Ausgaben standen nicht im richtigen Verhältnisse. In beider Hinsicht musste abgeholfen werden; in erster durch eine neuerliche Anleihe, in zweiter durch eine Erhöhung der Zinskreuzer und der Zuschläge zu den directen Steuern. Wieder wurde ein Programm aufgestellt, das auf eine Anleihe im Betrage von 63 Millionen abzielte. Wie 1866 der Krieg, trat 1873

die Börsenkatastrophe dazwischen und veranlasste den Gemeinderath, die anfänglich eingestellte Summe auf 40 Millionen herabzusetzen und hievon 10 Millionen gegen Rückzahlung und Verzinsung in klingender Münze und 30 Millionen als Prämienanleihe zu begeben. Das Goldanlehen zum Course von 95%, das Prämienanlehen zu jenem von 92% begeben, brachten zusammen fl. 37,100.000 ein. Aus den beiden Anleihen hat die Gemeindevertretung in den letzten zwanzig Jahren zum grossen Theile jene ausserordentlichen Herstellungen bestritten, welche zur Verschönerung und zur Hebung der Gesundheit der Stadt beigetragen haben. Aus eigenen Geldern hat sie hiezu seit 1861 nahezu 50 Millionen und bis zum Jahre 1886 im Ganzen fl. 106,515.947 aufgewendet. Die Anlehenswerke tragen derzeit bereits eine Jahresrente von fl. 2,318.712, verzinsen somit nahezu das hiefür aufgewendete Capital, von welchem bereits 13 Millionen zurückbezahlt sind.

Die grosse Bewegung, welche seit 40 Jahren in den Einnahmen und Ausgaben stattgefunden, spricht sich deutlich in dem Vergleiche der Ziffern aus. Den Einnahmen des Jahres 1847 mit fl. 3,227.048 stehen jene des Jahres 1887 mit fl. 24,034.800, den Ausgaben von fl. 3,265.985 jene von fl. 22,641.646 entgegen. Kürzer und charakteristischer könnte ein Vergleich der vormärzlichen Zeit mit den Tagen der Gegenwart nicht gezogen werden, als durch die Thatsache, dass heute die Ausgaben für Schulen jene für die gesammte Verwaltung des Jahres 1847 überragen! Die Thätigkeit, welche das grosse Gemeinwesen während der abgelaufenen Periode bekundet hat, ist das untrüglichste Zeichen von der Kraft, von welcher die Stadtvertretung in ihrer Sorge für das öffentliche Wohl erfüllt war. Sie hat den Besten ihrer Zeit genug gethan. Was sie geleistet, dankt sie zum nicht geringen Theile dem Gemeinsinne der Bevölkerung, deren productive Kraft sich in der Leistung für Staat, Land und Gemeinde ebenfalls ziffermässig ausprägt. Im Jahre der Februar-Verfassung entrichtete Wien an landesfürstlichen Steuern fl. 8,210.832, ein Vierteljahrhundert darnach fl. 18,807.790; in Mitte der sechziger Jahre zahlt Wien 57%, zwanzig Jahre später 65% der gesammten Landesumlage. Alles in Allem hat die Bevölkerung seit 1861 für öffentliche Zwecke nahezu eine Milliarde beigesteuert.

Diese productive Kraft der Bevölkerung hat trotz so mancher Anstürme die alte Widerstandsfähigkeit bewahrt; sie hat redlich mitgewirkt an dem Culturwerke, das vor vierzig Jahren eingeleitet wurde: auf ihr baut sich die Zukunft der Stadt auf. Wien geht einer neuen

Periode seiner Geschichte entgegen: der Geist der Jahrhunderte waltet über dieser Stadt. die sich von der bescheidenen Landstadt, welche sie unter den Babenbergern war, zur Grossstadt erhoben hat unter den Habsburgern, jenem mächtigen Geschlechte, dessen Ahnen schon laut verkündeten, dass Wien »wohl werth sei, gepriesen und gefördert zu werden als das Haupt und die Behälterin des Fürstenthums«.

INHALT.

Papier der Actien-Gesellschaft der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

WIEN

1848—1888.

DENKSCHRIFT ZUM 2. DECEMBER 1888

HERAUSGEGEBEN

VOM

GEMEINDERATHE DER STADT WIEN.

II. BAND

WIEN.

IM COMMISSIONS-VERLAG VON CARL KONEGEN.

1888.

INHALT.

Papier der Actien-Gesellschaft der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

gegründet
1865
RASTLOS VORWAERTS

WIEN

1848–1888.

I.

DIE SCHULE

VON

DR. EMANUEL HANNAK.

Die Schule ist die Vermittlerin der jeweiligen Cultur einer Zeit an die heranwachsende Generation. Insofern ist sie ein getreues Abbild dieser Cultur und gewährt einen zuverlässigen Massstab zur Beurtheilung des Standes derselben. Indem aber die Schulbildung jedes Einzelnen zugleich die Grundlage abgibt, auf welcher er seine weitere Bildung aufbaut, so liegen in ihr die Bedingungen für den Fortschritt der durch die Thätigkeit aller Individuen geschaffenen materiellen und geistigen Entwicklung der Lebensgemeinschaften, seien diese nun eine Stadt oder ein Volksstamm oder ein Staat. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit, welche die Schule unter den Factoren behauptet, welche an der dem Menschen als Einzelnen und der Menschheit in ihrer Gesammtheit vorgezeichneten Aufgabe des Fortschrittes arbeiten. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass das geistige Leben eines Staates am reichsten sich entfaltet und am lebendigsten pulsirt in der Haupt- und Residenzstadt, wo der Lenker des Staates, der erhabene Förderer alles Fortschrittes als Mittelpunkt die hervorragendsten geistigen Kräfte an sich zieht und um sich sammelt, und wohin die grösste Bevölkerungsmasse aus allen Theilen des Reiches zusammenströmt, um unter den Augen und dem

unmittelbaren Schutze der höchsten Staatsgewalt aller Segnungen theilhaftig zu werden, welche im materiellen und geistigen Leben dem Borne dieses Mittelpunktes entquellen. Es kennzeichnet darum auch das Schulwesen der Reichshauptstadt den Höhepunkt der Entwicklung auf diesem Gebiete. Wenn demnach dessen Fortschritt während der glorreichen Regierung Sr. Majestät des gegenwärtigen Kaisers im Einzelnen dargelegt wird, so ist damit nicht blos ein Beitrag zur Geschichte eines einflussreichen Culturfactors in der Entwicklung dieser Stadt geliefert, sondern es ist damit überhaupt eine wichtige Periode in der Geschichte des Schulwesens des gesammten Reiches zur Darstellung gebracht.

Wird eine mächtige Bewegung der Geister durch eine neue Weltanschauung hervorgerufen, so erfasst sie alle Gebiete des menschlichen Denkens und Handelns. Ganz besonders wird aber die Schule von ihr ergriffen, weil durch diese die neuen Ideen am leichtesten und weitesten verbreitet werden. So hatte die Renaissance oder der Humanismus im XV. Jahrhunderte neben dem ungeheuren Fortschritt in der Wissenschaft und Kunst, im politischen und socialen Leben auch eine vollständige Umgestaltung des Schulwesens, das damals hauptsächlich durch die Gelehrtenschule vertreten war, im Gefolge gehabt, und so hatte die sogenannte Aufklärung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Reformen im Schulwesen hervorgerufen, die bei uns in Oesterreich besonders in der Begründung und Organisation des Volksschulwesens durch die ruhmwürdige Stammmutter unseres durchlauchtigsten Kaiserhauses, die unvergessliche Kaiserin Maria Theresia, zum Ausdrucke kamen. Eine ähnliche Geistesströmung wie die Renaissance und Aufklärung kam mit dem Jahre 1848 zum Ausbruche, mag man sie nun als Constitutionalismus oder als Liberalismus bezeichnen. In demselben Jahre bestieg Se. Majestät unser gegenwärtiger Kaiser Franz Joseph I. den Thron, so dass seine ganze Regierung unter dem Einflusse dieses Zeitgeistes steht. So erschütternd auch die Zuckungen im öffentlichen Leben waren, unter welchen diese Geistesbewegung auftrat, so waren sie doch von den wohlthätigsten Folgen für die Entwicklung des Schulwesens unseres Kaiserstaates. Dasselbe erhielt in den letzten 40 Jahren eine so gründliche und umfassende Verbesserung und Ausbildung, dass sein Fortschritt in diesem Zeitraume an Vielseitigkeit und Intensität selbst die staunenswerthen Reformen und Schöpfungen überragt, welche die grosse Kaiserin Maria Theresia auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ins Leben gerufen hat.

Der Fortschritt äusserte sich in der Erhöhung und Verallgemeinerung der Bildung und in der Verbesserung der inneren und äusseren Umstände, durch welche das Schulwesen bedingt ist.

Die Erhöhung der Bildung bezieht sich auf den Umfang und Inhalt des Stoffes, welcher durch die Schule der Jugend übermittelt und auf die Gründlichkeit, mit welcher derselbe zum geistigen Eigenthum derselben gemacht wird. Mit der Erhöhung der Bildungsziele steht eine Erweiterung der Bildungsdauer im nothwendigen Zusammenhange. — Seitdem durch das Christenthum die Ketten der Sclaverei gelöst wurden, tritt in der Entwicklung der Menschheit das Bestreben zu Tage, auch die Segnungen der Bildung in immer weitere Kreise zu verbreiten. Aus diesem Bestreben entspringt das Bedürfniss, dafür zu sorgen, dass zunächst alle Glieder der Gesellschaft einen bestimmten Grad allgemeiner Bildung erlangen, und dass für die einzelnen Berufskreise besondere Bildungsstätten geschaffen werden, welche die innerhalb dieser Kreise erforderliche Bildung zu vermitteln haben. Die Vermehrung der bestehenden und die Errichtung neuer Kategorien von Schulen trägt diesem Bedürfnisse Rechnung. Bei der Erhöhung und allgemeinen Verbreitung der Bildung erscheint es nothwendig, die Bedingungen zur Erlangung derselben zu erleichtern. Dies geschieht, indem für gute Lehrmethoden durch Heranbildung eines tüchtigen Lehrstandes Sorge getragen, indem der Unterricht durch gute Lehrmittel unterstützt, und indem während der vermehrten Dauer der Schulzeit durch zweckmässig eingerichtete Schulräume und durch Berücksichtigung der physischen Bedürfnisse der Jugend deren Gesundheit vor jeder Schädigung bewahrt wird. In all' den angedeuteten Richtungen hat das Schulwesen Wiens innerhalb der letzten 40 Jahre ausserordentliche Fortschritte aufzuweisen.

Mit der hohen Regierung vereinigten sich die autonomen Organe des Landes Niederösterreich und der Commune Wien, um das Schulwesen der Residenz auf den Stand zu erheben, auf dem es gegenwärtig steht. Auch fehlte und fehlt es nicht an der Mitwirkung privater Personen und Gesellschaften, welche das Streben der Behörden förderten und so namentlich im Schulwesen die Wahrheit des Wahlspruches Sr. Majestät zum Ausdrucke brachten:

Mit »vereinter Kräfte« Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht!

Und wahrlich, eine schwere Arbeit war es, ein Schulwesen, das seit den napoleonischen Kriegen, also seit mehr als einem

halben Säculum, vernachlässigt war, wieder emporzubringen und die Versäumnisse von zwei Menschenaltern nachzuholen. Wie dies gelang und welchen Antheil an dem Gelingen auch die Commune Wien in ihrem Wirkungskreise hat, das mögen die folgenden Zeilen darlegen.

A. UNTERRICHT UND ERZIEHUNG DER KINDER VOR DEM SCHULPFLICHTIGEN ALTER.

Mit dem ersten Aufschlagen des Auges, mit dem ersten Klange, welcher an das Ohr des neugeborenen Kindes schlägt, fängt das Lernen desselben an. Durch seine Sinne beginnt die ganze wunderbare Welt ihren Einzug in den seiner selbst noch nicht bewussten Geist des Säuglings. Die Eltern und die nächste Umgebung sind seine ersten Lehrmeister, die Familie ist seine erste Schule. Hauptsächlich ist es eine rationelle Pflege des Körpers im Allgemeinen und der Sinne insbesondere, durch welche die Familie eine richtige Entwicklung des kindlichen Geistes begründet, aber es fehlt auch nicht an besonderen Mitteln, welche sie in den Dienst ihrer Erziehung nimmt. Vor Allem sei der Bilderbogen und der Spiele gedacht, durch welche der Geist der Kinder geweckt und mit nützlichen Vorstellungen erfüllt wird. Es lässt sich kaum im Einzelnen darlegen, welchen Fortschritt in der rationellen Ernährung und Verpflegung der Kinder innerhalb der Familie die Gegenwart durch mündlichen Unterricht und durch populäre Schriften hervorgerufen hat, und welche Mannigfaltigkeit an Bilderbogen, Spielsachen und Spielen auch durch Wiener Industrielle seit den letzten Decennien erzeugt worden ist. Der Eintritt in eine wohlausgestattete Kinderstube, der Besuch von »Verlags-Buchhandlungen und Spielwaaren-Niederlagen« und namentlich eine gründliche Einsicht in eine geordnete »Ausstellung für Kinderpflege und Erziehung«, wie sie der Verein »zur Erbauung und Erhaltung an Reconvalescentenhäusern für Kinder« in den Räumen der k. k. Gartenbau-Gesellschaft im Anfange des Aprils d. J. veranstaltet hat, belehrt uns, wie viel in dieser Beziehung die letzten Decennien geleistet haben.

Die Erziehung in der Familie entzieht sich der öffentlichen Beurtheilung. Aber der humane Sinn unserer Zeit hat für Kinder, denen die Eltern wegen ihrer angestrengten Thätigkeit ausserhalb des Hauses und wegen ihrer Armuth nicht diejenige Pflege zuwenden können, welche ihnen die Familie zu gewähren hat, öffent-

liche Pflegestätten geschaffen, um ihnen die Segnungen einer rationellen Erziehung von dem zartesten Alter an zutheil werden zu lassen. Solche sind die Krippen und Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Die **Krippen** (crèches), welche der Pariser Advocat J. B. F. Marbeau 1844 begründete, verfolgen den Zweck, die Kinder der Armen im Säuglingsalter während der Zeit, in welcher deren Mütter beschäftigt sind, entweder unentgeltlich oder gegen eine minimale Geldleistung zu verpflegen. Diese wohlthätigen Anstalten fanden in Wien im Jahre 1849 Eingang. Dr. Carl Helm, k. k. Ministerialsecretär und Gemeinderath der Stadt Wien (gest. 1868), lernte sie in Belgien kennen und regte deren Gründung an. Durch seine Bemühungen wurde die erste deutsche Krippe in Wien am 4. November 1849 in der Vorstadt Breitenfeld (VIII. Feldgasse 17) eröffnet. In den folgenden zwei Jahren entstanden vier derartige Anstalten, in der Brigittenau, in der Leopoldstadt, auf der Wieden und in der inneren Stadt. Neben dem Wohlthätigkeitssinne der Wiener Bevölkerung danken diese Krippen ihr Gedeihen ganz besonders der Förderung unseres Allerhöchsten Kaiserhauses. Weiland Ihre k. und k. Hoheit Frau Erzherzogin Sophie und Ihre k. und k. Majestät unsere Allergnädigste Kaiserin Elisabeth wandten ihren Allerhöchsten Schutz diesen Pflegestätten der verlassenen Säuglinge zu, und darum glaubte der patriotische Bürgersinn die Familienfeste des geliebten Herrscherhauses auch am besten durch Errichtung solcher Krippen zu feiern. Aus Anlass der Vermälungsfeier Ihrer k. und k. Majestäten wurde 1854 eine Krippe in Lichtenthal (IX. Nussdorferstrasse 72), zur Feier der Geburt weiland der k. k. Hoheit Frau Erzherzogin Sophie, des ersten Sprossen dieses gefeierten Bundes, 1855 eine solche auf der Landstrasse (Hauptstrasse 68) und 1858 zur Erinnerung an die glückverheissende Geburt des Kronprinzen, Seiner k. und k. Hoheit des Erzherzogs Rudolf, die Kaiserin Elisabeth-Krippe auf dem Neubau (Neubaugasse 65) gegründet. Wiederholt besuchten Mitglieder des hohen Kaiserhauses diese Anstalten und förderten durch ihr leuchtendes Beispiel deren Gedeihen. Der Gemeinderath der Stadt Wien folgte diesem edlen Beispiele und gewährt alljährliche namhafte Beträge zur Unterstützung der im Gemeindegebiete gelegenen Krippen. Gegenwärtig werden in den Krippen täglich mehr als 400 Kinder verpflegt und vor den unausgleichbaren Schäden bewahrt, die eine schlechte Ernährung und Wartung der Kinder in ihrem zartesten Alter im Gefolge hat.

Wird in den Krippen ausschliesslich die körperliche Pflege der Kleinen besorgt, so muss auf der dem Säuglingsalter folgenden Altersstufe schon die geistige Entwickelung des Kindes Berücksichtigung und Förderung finden. Diese Aufgabe obliegt zunächst der Familie, aber in Anbetracht dessen, dass viele Eltern weder die Zeit und die Mittel, noch auch das Geschick besitzen, auf eine zweckmässige Weise ihre Kinder in diesem Alter zu pflegen und zu beschäftigen, wurden schon im Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland sogenannte Kleinkinderschulen errichtet, die in England (als infant-schools) Nachahmung und weitere Verbreitung fanden. Dort lernte sie der österreichische Industrielle Josef Ritter von Wertheimer (gest. 1887) kennen und schätzen. Von dem Nutzen derselben überzeugt, wirkte er durch Wort und That für deren Einführung in Oesterreich. Mit ihm vereinte sich das Bemühen des Pfarrers Johann Lindner auf dem Rennwege, des Schriftstellers Leop. Chimani und der durch ihre Jugendschriften rühmlich bekannten Karoline Pichler. Diesen Menschenfreunden gelang es, die **Kinderbewahr-Anstalten** in Wien einzuführen. Die erste wurde zum Geburtsfeste Sr. Majestät weiland des Kaisers Franz I. am 12. Februar 1830 am Rennwege (Steingasse 16) eröffnet. Bald darnach (1831) entstand ein Verein, welcher sich die Errichtung solcher Anstalten zur Aufgabe machte. Unter den Namen der Gründer erscheint auch der durch Hochderen werkthätige und segensreiche Wohlthätigkeit berühmten und von Allen verehrten Frau weiland Ihrer Majestät Kaiserin Karolina Augusta, welche zugleich als erste oberste Protectorin diesen Verein unter ihren mächtigen Schutz nahm. Als Se. Majestät der gegenwärtige Kaiser zum Throne gelangte, bestanden in Wien sieben Kinderbewahr-Anstalten, welche seitdem um fünf vermehrt wurden, von denen die am Hundsthurm (Mauthhausgasse 5) bei Gelegenheit der Vermälung Sr. Majestät unseres Kaisers im Jahre 1854 errichtet wurde. Auch diese Anstalten förderte die hohe Gunst des Allerhöchsten Kaiserhauses. Gegenwärtig waltet Ihre k. und k. Majestät die Kaiserin Elisabeth als oberste Schutzfrau über dem Vereine, und wiederholt hatten einzelne Anstalten Gelegenheit, Mitglieder des Allerhöchsten Herrscherhauses in ihrer Mitte zu begrüssen. Namentlich wendet der hohe und niedere Clerus von Wien seine wärmste Fürsorge den Kinderwartanstalten zu. Der jeweilige Fürsterzbischof von Wien steht als werkthätigster Förderer an der Spitze des Vereines, Domherren des Kathedralcapitels erscheinen als Leiter des Hauptvereines und die Pfarrherren als Vorsteher der Particular-

Vereine. Zumeist sind auch die Lehrerinnen und Wartefrauen Mitglieder weiblicher Orden. Diese Anstalten sind confessionell, wie schon aus der Leitung derselben und aus dem Stundenplane, der bis in die jüngste Zeit in Geltung war, erhellt. Nach dem von Chimani entworfenen Plane erscheinen neben den körperlichen Uebungen, den Handarbeiten, Spielen und dem Gesang, Unterhaltungen von Gott, biblische Erzählungen und Gebete unter den regelmässigen Beschäftigungen der Kleinen. Ausserdem sind moralische Erzählungen, Gedächtniss- und Verstandesübungen, Uebungen des Erkenntnissvermögens besonderen Zeiträumen vorbehalten. Ja selbst das »Buchstabiren« und »Rechnen« wurden in den Stundenplan aufgenommen. In der Aufnahme der für die Schule bestimmten Gegenstände offenbart sich das Bestreben, diese Anstalten zu Vorbereitungsclassen für die Schulen zu gestalten, was mit Rücksicht auf das zarte Alter der Pfleglinge als eine Ueberlastung derselben bezeichnet werden muss. Darin, dass besondere Halbstunden der formalen Bildung zugewiesen erscheinen und dass die körperlichen Uebungen von den Spielen, diese wieder von den Handarbeiten gesondert sind, zeigt sich die allen Anfängen menschlicher Einrichtungen anhaftende Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit, die noch dadurch erhöht wurde, dass die mit der Beschäftigung der Kinder betrauten Personen keine besondere Bildung für diesen Beruf erhielten.

Eine wesentliche Reform trat in der Einrichtung der Kinderwartanstalten ein, als in Wien die Ideen Friedrich Fröbel's, des Begründers der Kindergärten, Eingang fanden. Der erste **Kindergarten** wurde von Georg Hendl aus Friedelsheim in der Rheinpfalz 1863 errichtet. Auch die durch Wertheimer schon im Jahre 1843 gegründete israelitische Kinderbewahr-Anstalt in der Leopoldstadt wurde allmälig nach den Grundsätzen und Einrichtungen Fröbel's umgestaltet, namentlich seitdem A. S. Fischer deren Leitung übernahm (1863). Daselbst wurde auch zur Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt am 1. October 1868 nach dem Muster des »Köhler'schen Institutes« in Gotha ein Lehrcurs für Kindergärtnerinnen errichtet. Das neue Volksschulgesetz vom 14. Mai 1869 erkannte die Zweckmässigkeit und Wichtigkeit des Kindergartens an, indem es festsetzte, dass an Lehrerinnenbildungs-Anstalten neben der Uebungsschule ein Kindergarten errichtet werde (§ 27) und dass die Zöglinge der Lehrerinnenbildungs-Anstalten mit der Organisation einer gut eingerichteten Kleinkinderbewahr-Anstalt (Kindergarten) bekannt gemacht werden sollen (§ 30). Im selben Jahre entstand der

»Neubauer Kindergarten-Verein«, der im folgenden Jahre (11. Jänner 1870) den ersten Vereins-Kindergarten (Westbahnstrasse) eröffnete. Der Beifall, den diese Einrichtung fand, bewog die hohe Regierung, mittelst Ministerial-Erlass vom 22. Juni 1872, Bestimmungen über Kindergärten und mit diesen verwandte Anstalten zu treffen und die Einrichtung der Lehrcurse zur Heranbildung von Kindergärtnerinnen zu regeln. Als durch das Statut vom Jahre 1874 die Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen reorganisirt wurden, erhielten auch die Bildungscurse für Kindergärtnerinnen eine zweckmässigere Einrichtung. Nach diesen Vorschriften wurden solche Bildungscurse an der k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt (I. Hegelgasse 14) und an dem ersten Neubauer Kindergarten (1875) eingerichtet. Seitdem entstanden zahlreiche Kindergärten in allen Theilen der Stadt. Gegenwärtig zählt Wien 23 Kindergärten, in welchen gegen 1200 Kinder beschäftigt werden. Private wetteifern mit politischen und besonders Kindergarten-Vereinen in der Sorge für diese Anstalten. Insbesondere hat die Commune Wien ein grosses Verdienst um deren gedeihliche Entwickelung, indem sie für die öffentlichen Kindergärten die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt und namhafte Beiträge (durchschnittlich je 500 fl.) leistet.

Die Kindergärten weisen gegenüber den früheren Kinderbewahr-Anstalten einen Fortschritt sowohl in der äusseren Einrichtung als auch in ihrem inneren Betriebe auf. In ersterer Beziehung wurde durch Herbeiziehung eines Gartens oder Spielplatzes, durch zweckmässige Tische und Bänke, durch Beschaffung von Anschauungsmitteln (Bildern, Modellen u. a.) für das physische und geistige Gedeihen der Kinder Vorsorge getroffen. Ihrer geistigen Entwicklung tragen mannigfaltige, dem jugendlichen Geiste angemessene, ebenso unterhaltende als bildende Spiele und Beschäftigungen Rechnung. Ball-, Kreis- und Gesellschaftsspiele, das Bauen mit Steinen, das Legen von Täfelchen und Stäbchen, das Flechten, Falten und Zeichnen oder kleine Arbeiten im Garten bilden Kopf und Hand. Das Betrachten und Besprechen von Naturobjecten, Modellen und Bildern führt den Kindern einen grossen Kreis von Vorstellungen zu und entwickelt zugleich ihr Sprachgefühl. Heitere Gesänge und anmuthige Erzählungen der »Tante« (so nennen die Kinder die Kindergärtnerinnen) wenden sich an das Herz der Kleinen und legen den Grund für eine gesunde ästhetische und moralische Erziehung derselben. Dagegen ist jede Art von Unterricht grundsätzlich aus dem Kindergarten ausgeschlossen. — Ueberzeugt von den pädagogisch

richtigen Grundsätzen, nach welchen der Kindergarten die ihm anvertraute Jugend entwickelt, hat die hohe Regierung in dem angeführten Erlasse vom 22. Juni 1872 den Wunsch ausgesprochen, »die Kinderbewahr-Anstalten in Kindergärten umzuwandeln« und »so lange diese Umgestaltung nicht möglich ist, in die Kinderbewahr-Anstalten die Grundzüge des Kindergartens thunlichst einzuführen«. Thatsächlich fanden in die Kinderbewahr-Anstalten allmälig die Einrichtungen des Kindergartens Eingang. Dies hindert nicht, dass beiderlei Anstalten zum Wohle der Kleinen neben einander gesondert bestehen und in einzelnen Punkten ihre Eigenthümlichkeiten bewahren. Eigenthümlich ist den Kinderbewahr-Anstalten der confessionelle Charakter und das Vorwiegen der leiblichen Pflege, weshalb in dieselbe auch Kinder mit drei Jahren aufgenommen werden können; dagegen sind die Kindergärten interconfessionell. Sie stellen die Erziehung des kindlichen Geistes in den Vordergrund; sie dürfen deshalb die Kinder nicht vor dem vierten Jahre aufnehmen. Zudem ist die Benützung der Kindergärten nur gegen Entgelt gestattet. Freilich hat es die Unterstützung dieser Anstalten von Seite grossmüthiger Wohlthäter ermöglicht, dass an jeder Anstalt mehrere Freiplätze sind. Bei etwa 1200 Kindern, welche Kindergärten besuchen, geniessen etwa 240, also der fünfte Theil, unentgeltlich diese Wohlthat. Aber es wäre wünschenswerth, dass namentlich die Kinder der ärmeren Schichten des Volkes, denen die Familie oft keine richtige Pflege und Erziehung angedeihen lassen kann, diese in den Kindergärten fänden. Das wäre nur möglich, wenn unentgeltliche sogenannte Volks-Kindergärten errichtet würden, wie dies in einzelnen Orten bereits geschehen ist. Es ist zu hoffen, dass auch Wien diesem schon in dem wiederholt angeführten Ministerial-Erlasse betonten Bedürfniss Rechnung tragen werde, zumal auch unser Allerhöchstes Kaiserhaus sein Wohlwollen diesen Anstalten zuwendet. Als Beweis dafür dürfen wir wohl die Thatsache anführen, dass Ihre k. und k. Hoheit die Frau Erzherzogin Marie Valerie das Protectorat über den I. Josefstädter Kindergarten (VIII. Florianigasse 29) huldvollst übernommen hat.

B. DAS SCHULWESEN.

Mit dem sechsten Lebensjahre beginnt das schulpflichtige Alter des Kindes. Von dieser Zeit an fällt sein Unterricht und seine Erziehung zum grössten Theile der Schule zu. Wegen des mächtigen Ein-

flusses, den diese auf das gesammte Leben jedes einzelnen und der Gesammtheit aller Staatsbürger nimmt, wurde schon von der Kaiserin Maria Theresia, ruhmreichen Angedenkens, das Schulwesen für eine Prärogative des Staates, für ein Politicum erklärt. Darum hängt seine Entwickelung mit den politischen Verhältnissen innig zusammen.

Vor dem Jahre 1848 lag das Schulwesen Wiens tief darnieder. Seit dem Anfange unseres Jahrhundertes war für dessen Fortentwicklung nichts Wesentliches geschehen. Die Stadt hatte keinerlei Einfluss auf ihre Schulen, und die Regierung stand zum Theil noch auf den Principien der Studien-Revisions-Commission vom Jahre 1795, deren Gutachten unter dem Eindrucke der französischen Revolution verfasst, »das Uebermass der Geistesbildung oder eigentlich der Lectüre und der zur Beförderung der Lectüre nach und nach entstandenen Anstalten« als Ursache seiner »Oberflächlichkeit« und seines »Eigendünkels« bezeichnete, welcher »die ganze politische Welt in Brand zu stecken droht«, »das Landvolk zur Unzufriedenheit reizt« und »in den unreifen Verstand der Knaben schon die ersten Keime der religiösen und politischen Freigeisterei legt«.

Am schlechtesten war es wohl um den Volksschul-Unterricht bestellt. Für diesen war die von dem Grafen Rottenhan, dem Vorsitzenden der erwähnten Revisions-Commission, im Jahre 1805 entworfene politische Schulverfassung massgebend. Darnach bestanden im Jahre 1848 in Wien nebst der k. k. Normal-Hauptschule bei St. Anna nur vier Hauptschulen mit vier Classen für Knaben und eine vierclassige Hauptschule bei den Ursulinerinnen und eine fünfclassige Schule mit je zwei Jahrgängen im k. k. Civil-Mädchen-Pensionat für Mädchen. Von den übrigen Schulen waren neun Pfarrschulen mit drei Classen für Knaben und 53 Trivialschulen mit zwei Classen, welche von beiden Geschlechtern besucht wurden. Speciell für Mädchen bestanden nur vier Trivialschulen, unter denen zwei von Kaiser Joseph II. gestiftete Schulen (eine in der inneren Stadt, Bäckerstrasse, die andere in der Leopoldstadt) sich befanden. Eine halbwegs entsprechende Schulbildung vermittelten nur die wenigen Hauptschulen. An den übrigen Schulen kam nur ein Theil der Jugend über die Schwierigkeit, welche die Buchstabirmethode der Erlernung des Lesens und Schreibens bot, hinaus. Im Rechnen lernten die Kinder nach einer gleichfalls unzweckmässigen Methode die Grundrechnungsarten. Bei einer einseitigen Pflege des Gedächtnisses wurde für die Bildung des Geistes und Herzens wenig ge-

boten. Nur in der biblischen Geschichte fand das Kindesherz eine ihm entsprechende Nahrung, welche ihm oft durch die harte Schulzucht verbittert wurde. Ueberdies litten die Schulen unter dem schlechten Schulbesuch, den gesundheitswidrigen Schulräumen und der Ueberfüllung der Classen. Der Unterricht lag in den Händen der »Gehilfen«, während die »Schulmeister oder Schulinhaber«, nach denen die Schulen benannt wurden, blos die ökonomischen Angelegenheiten besorgten. Sie bezogen von den Kindern das Schulgeld und hatten für die Beleuchtung, Beheizung, Reinigung etc. der Schule aufzukommen. Bei der Menge der Kinder war ihr Einkommen keineswegs gering. Davon bekam aber der »Gehilfe« nur einen sehr bescheidenen Betrag (etwa 10 fl. monatlich, oder 3 fl. nebst der Kost). Er war vollständig der Willkür des Schulinhabers überantwortet, wurde von ihm aufgenommen und entlassen. Selbst von den Nachstunden, die er hielt, musste er den Löwenantheil dem Schulinhaber überlassen. Entsprechend der ungünstigen materiellen Stellung war auch die Bildung der Gehilfen gering. Sie wurden für ihren Beruf durch einen sechs- oder neunmonatlichen Curs vorbereitet, der sich neben einer gedächtnissmässigen Einprägung allgemeiner Grundsätze der Erziehungs- und Unterrichtslehre im Wesentlichen auf die Durcharbeitung des in den Schulbüchern der Volksschulen niedergelegten Lehrstoffes beschränkte. Solche Präparandencurse bestanden für Triviallehrer an der Hauptschule der Piaristen in der Josefstadt, für Lehrerinnen an der Hauptschule der Ursulinerinnen, für Haupt- und Triviallehrer an der Normal-Hauptschule bei St. Anna.

Für den Unterricht der gewerblichen Kreise war sehr mangelhaft vorgesorgt. Knaben und Mädchen, welche eine vierte Classe gut absolvirt hatten, genossen nach dem zwölften Jahre überhaupt keinen weiteren Unterricht. Solche Kinder, welche ihre Bildung mit einer anderen Classe abgeschlossen hatten, waren verpflichtet, an Sonntagen den Wiederholungs-Unterricht vom dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahres, Lehrlinge jedoch durch die ganze Lehrzeit zu besuchen. Aber diese Wiederholungsschulen waren schlecht besucht, namentlich hielten sich die Mädchen von ihnen fern, weil deren Eltern das Zusammentreffen ihrer Töchter mit den Lehrjungen fürchteten. Die Leistungen der Schüler waren ausserordentlich gering. Die Schulaufsichtsorgane klagen, dass man die Lehrlinge wie die Elementarschüler behandeln müsse, da sie Alles vergessen haben und da viele von ihnen der deutschen Sprache

gar nicht mächtig seien. Auch konnte man in vier- oder fünfunddreissig jährlichen Schultagen mit den wenigen Schulstunden bei dem schlechten Schülermateriale und dem unregelmässigen Besuche keine Erfolge erzielen. Dazu kam noch, dass die Lehrer für den Sonntagsunterricht nicht bezahlt wurden, weshalb sie jeden Sonntag in der Ertheilung des Unterrichtes abwechselten.

Eine bessere Vorbildung erhielten die wenigen Schüler, welche die vierte Classe der Hauptschule besuchen konnten. Daselbst wurde in zwei Jahrgängen neben der Religion die Sprache, das Rechnen, die Geographie, auch Einiges aus der österreichischen Geschichte, die Naturkunde, Mechanik, Baukunst und auch Zeichnen gelehrt. — Eine intensivere Ausbildung gewährte für die Kaufleute und Techniker die unter der Direction des polytechnischen Institutes stehende k. k. Realschule, welche zwei Jahrgänge umfasste, in denen Religion, Sprache, Elementar-Mathematik, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, Kalligraphie, das Italienische und Französische gelehrt wurden. Welch geringer Bruchtheil der Wiener Schuljugend hatte Gelegenheit, die daselbst gebotene reichere Ausbildung sich zu verschaffen!

Besser als um die Bildung der bürgerlichen Kreise war es um die der sogenannten gelehrten Stände bestellt. Als Vorbereitungsschulen für die Universität hatte Wien im Jahre 1848 vier Gymnasien, drei derselben, das akademische, das mit der theresianischen Ritterakademie verbundene und das Josefstädter, wurden von den Piaristen, das vierte von den Benedictinern des Schottenstiftes geleitet. Jedes Gymnasium bestand aus vier (drei) Grammatikal- und zwei (drei) Humanitätsclassen. Der Unterricht wurde durch Classenlehrer ertheilt, die sich streng an die vorgeschriebenen Lehrbücher zu halten hatten. Im Vordergrunde des Unterrichts standen die formalen Disciplinen: Lateinische Grammatik, Poetik und Rhetorik. Das Griechische wurde sehr mangelhaft in den drei letzten Classen betrieben; nicht besser war es um den Unterricht in der deutschen Sprache bestellt; die Naturwissenschaften waren auf die in den Lesebüchern enthaltenen Stoffe beschränkt, die Geschichte wurde in Verbindung mit der Geographie gelehrt und sollte einen vorwiegend universalhistorischen Charakter tragen. Die Mathematik erfuhr erst dann eine bessere Pflege, als besondere Lehrer für diesen Gegenstand in Verwendung kamen. Seit dem von den Piaristen zur Zeit Maria Theresia's festgestellten Gymnasial-Lehrplane waren keine wesentlichen Verbesserungen an diesen Anstalten durchgeführt worden.

Bei der mangelhaften Vorbildung der Gymnasiasten waren die zwei philosophischen Jahrgänge, welche sich an das Gymnasialstudium anschlossen und mit der Universität in Verbindung standen, mit Lehrstoff überbürdet. An ihnen wurde Religionslehre, Psychologie, Logik, Natur- und Moralphilosophie, Mathematik und Physik vorgetragen. Die Naturgeschichte, Geschichte und das Griechische waren freie Lehrfächer, welche nur von Convictisten, Stipendisten und Aspiranten der Schulgeldbefreiung besucht wurden. Bei der Masse des Stoffes konnte derselbe weder von den Lehrern in richtiger Weise behandelt, noch von den Schülern verarbeitet werden.

Gerade auf dem Gebiete des Gymnasialwesens und der philosophischen Studien erkannte man die Nothwendigkeit von gründlichen Reformen an. Wiederholt wurden Commissionen berufen, welche Verbesserungsvorschläge zu erstatten hatten, und auch in der Presse traten namhafte Gelehrte für eine durchgreifende Reorganisation dieser Anstalten ein. Dass nicht in gleichem Masse das Bedürfniss nach einer Verbesserung der Volksschule, die noch weit dringender war, weder in den Regierungskreisen, noch in der Oeffentlichkeit anerkannt wurde, hatte wohl seinen Grund in dem Umstande, dass das Volksschulwesen unter der Aufsicht und Leitung der Kirche stand und dass auf die Bildung der unteren Volksschichten kein Werth gelegt ward.

Aus der Stagnation, welche im Schulwesen Wiens Decennien lang gewährt hatte, wurde es befreit durch die Bewegung, welche im Jahre 1848 das gesammte öffentliche Leben unseres Kaiserstaates ergriff und umgestaltete. Schon die Ernennung eines besonderen Unterrichtsministers, des Freiherrn von Sommaruga (30. März 1848), kennzeichnet die Bedeutung, welche man dem Schulwesen beilegte. Das neue Ministerium begann sofort die Verbesserung des Unterrichtswesens und arbeitete einen Entwurf aus, nach welchem das öffentliche Unterrichtswesen in Oesterreich eingerichtet werden sollte. Mit der Publication des Entwurfes (18. Juli 1848) schloss Sommaruga seine Thätigkeit als Unterrichtsminister. Statt seiner übernahm Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben als Unterstaatssecretär die Leitung des Unterrichtswesens, die er bis 23. November 1848 führte, um dann Dr. Alexander Helfert zu weichen, der fortan gleichfalls als Unterstaatssecretär dem Unterrichtswesen vorstand, bis mit dem Grafen Leo Thun (18. Juli 1849) wieder ein eigener Minister für Cultus und Unterricht eingesetzt wurde. Diese Männer waren es, welche als Räthe und Diener Seiner Majestät

unseres gegenwärtigen Kaisers die Reformen im Schulwesen des Reiches und speciell auch der Reichshauptstadt Wien in Angriff nahmen, zu welchen schon unter weiland Kaiser Ferdinand der Grund gelegt worden war.

A. Das Volksschulwesen.

Um die Entwickelung des Volksschulwesens der Stadt Wien leichter zu überblicken, kann man sie in zwei Perioden, vor und nach dem Jahre 1869, in welchem die epochemachenden Volksschulgesetze erlassen wurden, gliedern.

Die erste Periode zerfällt wieder in zwei Abschnitte, in welchen die Verleihung der Verfassung vom Jahre 1861 den Wendepunkt bildet.

I. Das Volksschulwesen vor dem Jahre 1861.

α) Die Volksschule.

In der Zeit vor den denkwürdigen Gesetzen der Jahre 1868 und 1869 bestand die politische Schulverfassung zu Recht, derzufolge das Volkschulwesen Wiens unter der Aufsicht und Leitung des Clerus sich befand. Der jeweilige Domscholaster hatte die Oberaufsicht und unterstand dem fürsterzbischöflichen Consistorium. In den einzelnen Schulbezirken, deren anfangs fünf, seit 1851 acht bestanden, wurden die Schulen von den Schuldistricts-Aufsehern überwacht, mit denen sich die Pfarrer in die Aufsicht der einzelnen Pfarrschulen theilten. Den ersten Impuls zu einer Reform der Wiener Schulen gab die Allerhöchste Entschliessung vom 12. Mai 1848. Durch dieselbe wurde verordnet, die Pfarrschulen in Wien als Hauptschulen mit drei Classen zu organisiren, die Zahl der Lehrer und Gehilfen nach der Zahl der Classen zu bestimmen, ihnen fixe Gehalte anzuweisen und Pensionen für sie, sowie für ihre Witwen und Waisen festzusetzen. Zugleich wurden die Volks- und Pfarrschulen als Communal-Anstalten erklärt und der Obsorge der Commune überantwortet. Nicht lange darnach (am 2. September 1848) wurden unter dem Freiherrn von Feuchtersleben mancherlei Bestimmungen über Methode des Unterrichtes, namentlich in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, getroffen, die Einführung des Zeichnens und Turnens empfohlen und die Abhaltung von Lehrerversammlungen geboten. Bald darauf (am 23. September 1848) erschien eine Verordnung, welche den Präparanden-Curs auf ein

Jahr erweiterte und zahlreiche Verbesserungen im Lehrplane desselben einführte. Ausserdem wurde im Anschlusse an den theoretischen Curs ein praktischer Curs schon für die nächste Zeit in Aussicht genommen.

Die vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens, wie sie in dem »Entwurfe« Sommaruga's geplant erscheint, wurde aufgegeben, als das Ministerium Schwarzenberg an das Ruder gelangte. Dennoch wurde an der Hebung und Verbesserung des Wiener Volksschulwesens auch unter Helfert weiter gearbeitet. Die ersten wichtigen Massregeln, welche zu diesem Zwecke unter der Regierung Seiner Majestät erfolgten, ordnete der Ministerial-Erlass vom 26. Mai 1849 an. Ihm zufolge sollten die Wiener Schulen als dreiclassige Hauptschulen organisirt, in jedem Bezirke eine vierclassige Anstalt errichtet, die Geschlechter getrennt, auch für Mädchen dritte Classen nach Thunlichkeit geschaffen und überfüllte Classen in Abtheilungen getheilt werden. Weil im Jahre 1848 ein so bedenklicher Nothstand unter den Lehrern eingetreten war, dass der Gemeinderath zur Beseitigung desselben einen Betrag von 82.583 fl. als Aushilfe anzuweisen sich bewogen fühlte, so forderte die Regierung, um eine dauernde Verbesserung der materiellen Lage des Lehrerstandes herbeizuführen, als eine »unabweisliche Bedingung für eine zeitgemässe Ordnung des Volksschulwesens« die Regelung der Lehrergehalte und schlug vor, den Oberlehrern 800 und 600 fl., den Unterlehrern 350, 250 und 200 fl. und den Personalgehilfen, welche den älteren Oberlehrern zur Aushilfe beigegeben wurden, 150 fl. als Gehalt zu bestimmen. Auch wurde die Unsicherheit in der Stellung der Unterlehrer behoben. Es sollte sie fortan nicht der Oberlehrer aufnehmen, sondern sie sollten mittelst Decret, das die Schuldistricts-Aufseher dem Consistorium vorlegten, angestellt und nur im Falle von Unfähigkeit oder Pflichtwidrigkeit durch den Schulbezirks-Aufseher mit Gutheissung des Consistoriums entlassen werden. Bei der günstigeren Stellung, welche man den Lehrern zuwies, forderte man auch von ihnen eine höhere Befähigung. Der Ministerial-Erlass gebot, nur »geprüfte Hauptschullehrer« mittelst Decret anzustellen und in den neuorganisirten Hauptschulen wenigstens einen für Hauptschulen geprüften Lehrer zu bestellen, dem die dritte Classe zuzuweisen wäre.

Dem Auftrage des Ministeriums entsprechend, nahm das Consistorium eine Reorganisation der Wiener Volksschulen vor, über welche es am 17. October 1849 berichtete. In diesem Berichte

ist die Anregung bemerkenswerth, dass an Mädchenschulen Lehrerinnen angestellt werden sollten. Die Landesregierung sprach mit Erlass vom 22. December 1849 für die »angeordneten Verbesserungen« den dabei betheiligten Behörden, den Schuldistricts-Aufsehern, Seelsorgern, Katecheten, Lehrern, Volksschullehrern und Gemeindegliedern ihre Anerkennung aus und gab der Hoffnung Ausdruck, dass noch weitere Verbesserungen, besonders in der ökonomischen Lage der Lehrer und in den Schullocalitäten, folgen werden.

Der zuletzt angeführte Wunsch war an die Gemeinde gerichtet, welcher die Aufgabe zufiel, für die Schullocalitäten und die Besoldung der Lehrer Sorge zu tragen. Diese entsprach den Erwartungen der Regierung, indem sie die Gehalte der Lehrer erhöhte, alte Schulen erweiterte und adaptirte und neue errichtete, überhaupt keine Opfer scheute, um alle äusseren Bedingungen zu beschaffen, welche für das Gedeihen der Schulen nothwendig waren.

Die innere Ausgestaltung der Volksschule liess sich die Regierung angelegen sein, deren Anordnungen das Consistorium durchzuführen hatte. Im Jahre 1849 dachte man daran, aus Deutschland Kräfte zu gewinnen, welche an der Reorganisation des Schulwesens sich betheiligen sollten. Die Unterhandlungen, die mit Dr. Mager in Weimar, Diesterweg in Berlin, W. Wackernagel in Basel und Götzinger in Schaffhausen angeknüpft wurden, scheiterten. Es wurde deshalb Theod. Vernaleken, ein Westfale, der in Zürich auf dem Gebiete der Pädagogik überhaupt und auf dem des Sprachunterrichtes insbesondere praktisch und literarisch thätig war, berufen und als Professor an der mit dem Polytechnicum verbundenen k. k. Realschule angestellt. Die organisatorischen Arbeiten wurden dem Dechant von Böhmisch-Leipa A. Krombholz übertragen, der als Volksschulreferent im Ministerium für Cultus und Unterricht bis zum Jahre 1857 wirkte, in welchem Jahre der Ministerial-Secretär, nunmehr Sectionschef Alois Ritter von Hermann das Referat über das Volksschulwesen im Ministerium übernahm. Zur Leitung des Schulwesens jedes Kronlandes wurden im Jahre 1850 die Landesschulbehörden eingeführt, denen in den »Schulräthen« fachliche Referenten zugewiesen wurden, die auch als solche verblieben, als im Jahre 1855 an die Stelle der Landesschulbehörden das Unterrichts-Departement der Statthalterei trat. In Niederösterreich wurde zuerst als provisorischer, seit 1855 als wirklicher Schulrath M. A. Becker mit der Inspection der Volksschulen betraut. Diesen Männern oblag die Aufgabe, in Verbindung mit dem Consistorium, bei welchem

die Domscholaster Piller, seit 1855 Brauner und seit 1858 Stöger als Schulen-Oberaufseher wirkten, an der Hebung des Wiener Volksschulwesens zu arbeiten.

Am dringendsten war die Abhilfe bei der Mädchenbildung, denn um diese war es am schlechtesten bestellt. Wie schon erwähnt, bestanden für die Mädchen nur vier besondere zweiclassige Schulen, der grösste Theil wurde mit den Knaben zugleich in den Pfarrschulen unterrichtet. Deshalb wurden die Töchter gebildeter Stände von der öffentlichen Schule ferngehalten und in private Mädchenerziehungs-Anstalten geschickt, deren es eine grosse Zahl gab.

Als die Sonderung der Knaben und Mädchen vollzogen war und besondere dreiclassige Schulen für das weibliche Geschlecht errichtet wurden, ging das Ministerium daran, die zwei k. k. Mädchenschulen in der Bäckerstrasse und in der Leopoldstadt als Muster-Mädchenschulen zu organisiren. Mit Ministerial-Erlass vom 24. Juni 1850 wurden sie zu dreiclassigen Schulen erweitert, das Lehrpersonale vermehrt und ein Lehrplan festgestellt, in welchem der Gesang und die weiblichen Handarbeiten als Lehrgegenstände erscheinen. Für die erste Classe wurde der Anschauungsunterricht, als das Betrachten und Besprechen von Natur- und Kunstgegenständen aus der Umgebung des Kindes und aus der es umgebenden Natur, für die zweite Classe eine übersichtliche Darstellung der österreichischen Monarchie und genauere Beschreibung des Heimatslandes mit einigen für Mädchen interessanten Erzählungen aus der österreichischen Geschichte, für die dritte Classe eine übersichtliche Darstellung der Erdoberfläche und ausführlichere Beschreibung Europas mit etwas Geschichtlichem über einzelne merkwürdige Personen und ganze Völker, aus der Naturgeschichte und Naturlehre nur das Lehrreichste und Nützlichste mit steter Rücksichtnahme auf den Beruf und künftigen Wirkungskreis des Mädchens vorgeschrieben. Das Zeichnen und das Französische wurden als unobligate Gegenstände in den Lehrplan aufgenommen.

Aber auch an den übrigen Schulen gab es viel zu bessern. Aus einem Berichte des Consistoriums ist ersichtlich, dass im Jahre 1851 die neuerrichtete dritte Classe schwach besucht war. Es war nothwendig, den Schulbesuch zu regeln, was das Ministerium mit Erlass vom 26. Juli 1851 that. Andererseits waren die unteren Classen überfüllt, weshalb von der Statthalterei mit Decret vom 23. August 1851 im Auftrage des Ministeriums Weisungen zur

Abtheilung der ersten Classe und zur Errichtung neuer Classen erflossen.

Besonders dringend war eine Reform im Stoff und in der Methode des Unterrichtes, was die Abfassung neuer Lehrbücher im Gefolge hatte. Mit Ministerial-Erlass vom 2. September 1848 wurde den Lehrern unter eigener Verantwortlichkeit gestattet, verbesserte Methoden im Unterrichte zu gebrauchen; insbesondere wurde die Lautiermethode, die Verbindung des Lese- und Schreibunterrichtes und die Einführung des Anschauungsunterrichtes empfohlen, doch befahl ein Ministerial-Erlass vom 20. April 1849, dass bis zur Einführung neuer Lehr- und Lesebücher die bisher bestehenden als Grundlage dienen müssen, »die durch den Vortrag berichtigt, verdeutlicht und ergänzt werden können«. Inzwischen waren Becker und Vernaleken mit der Ausarbeitung von Lehrbüchern betraut. Ersterer bearbeitete die Fibel, letzterer hauptsächlich die Sprach- und Lesebücher. Da zu diesen die Gutachten der Bischöfe und Schulräthe eingeholt wurden, so dauerte es längere Zeit, ehe dieselben in Verwendung genommen werden konnten. Erst mit Statthalterei-Erlass vom 22. August 1852 konnten die Fibel und das erste Lesebuch in der neuen Bearbeitung als Lehrbücher in den Wiener Schulen eingeführt werden.

Mit der Einführung des Vernaleken'schen Sprach- und Lesebuches fand auch eine neue Methode im Sprachunterrichte Eingang. Der frühere Mechanismus hörte auf, die Weckung eines richtigen Sprachgefühles wurde betont, die Sprachregeln wurden beschränkt und in concentrische Kreise nach der Fassungskraft der Jugend gegliedert; die Orthographie und Wortbildungslehre wurde ausgiebiger gepflegt und in einen organischen Zusammenhang mit der Formenlehre gebracht. Freilich wurde auch eine neue Orthographie eingeführt, die sich auf die Dauer nicht behaupten konnte. Dem ersten Sprach- und Lesebuche folgte im Jahre 1854 das zweite nach, das in ähnlicher Weise den grammatischen Unterricht weiter führte und dessen Lesestücke in besondere Abschnitte gegliedert waren, welche Mittheilungen aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, aus der Natur- und Erdkunde und selbst aus der Geschichte enthielten. Die Auswahl der geschichtlichen Lesestücke (Christus, Paulus, Zerstörung Jerusalems, der heil. Severin, der heil. Bonifacius, der heil. Adalbert, Obrigkeit und Unterthan) kennzeichnet die Richtung, welche damals im Volksschulwesen herrschend war. Auch die Rechenbücher liess das Ministerium im Jahre 1852 umarbeiten.

Für das Schuljahr 1852/53 wurde bereits das neu bearbeitete »Uebungsbuch beim Rechenunterrichte für Schüler der zweiten und dritten Classe der Volksschulen« eingeführt.

Zugleich wurden von Seite der Regierung Weisungen an die Statthalterei und das Consistorium erlassen, wie die Leistungen der Volksschulen erhöht werden können. Ein Ministerial-Erlass vom 30. April 1852 fordert im Interesse der Jugend das »Aufsteigen der Lehrer durch mehrere Classen, empfiehlt bei der Behandlung der Kinder Vorsicht und Berücksichtigung der individuellen Befähigung und die Abhaltung monatlicher Conferenzen der Ober- mit den Unterlehrern, um sich über Lehrplan, Unterrichtsweise, Lehrstoff, benützte Lehrmittel, erzielte Fortschritte und das sittliche Verhalten der Schüler, sowie über die Vorkommenheiten in und ausser der Schule zu besprechen«. Im Jahre 1854 ordnet das Ministerium mit Erlass vom 10. December, »um den Erfolg der Aufnahmsprüfung für die Gymnasien und Realschulen zu sichern«, an, tüchtige Lehrkräfte in die dritte Classe zu geben, in der Sprachlehre eine bestimmte Terminologie einzuführen, die Conferenzen alle Monate abzuhalten, gegen den Mechanismus anzukämpfen, fleissig Wort- und Satzanalysen zu üben und in der Classification eine grössere Strenge walten zu lassen.

Ein wichtiges Moment in der Entwickelung des Wiener Volksschulwesens kennzeichnet die Erweiterung der dreiclassigen Hauptschulen auf vier Classen, welche mit Ministerial-Erlass vom 23. März 1855 verfügt wurde. Durch diesen Erlass wurden der Gesang und das Zeichnen in den Lehrplan dieser Schulen als obligate Gegenstände eingeführt. Schon der Ministerial-Erlass vom 15. September 1851 bezeichnete den Gesang als »vorschriftsmässigen« Gegenstand, wenigstens sollten die Kinder im Singen der gebräuchlichsten Kirchen- und einiger passender Schul- und Volkslieder geübt werden; nunmehr wurden in allen Classen zwei Halbstunden diesem Unterrichte zugewiesen. Das Zeichnen hatte gleichfalls schon früher eine Verordnung vom 23. März 1853 überall da, wo es die Schulverhältnisse zulässig und »erwünschlich« machen, zur Einführung in der vierten Classe empfohlen. Auch der Erlass vom Jahre 1855 führte es nur da ein, wo es die Umstände gestatteten. Bemerkenswerth ist, dass durch den neuen Lehrplan neben dem Sprachunterrichte auch dem Sachunterrichte in den drei letzten Classen je drei Stunden zugewiesen wurden, und zwar sollten in dieser Zeit die unentbehrlichen Kenntnisse in der Natur- und Vaterlandskunde

nicht in besonderen Stunden, sondern im Anschlusse an die Lehrbücher durch gelegentliche Erzählungen, durch Veranschaulichung der Gegenstände und Verweisung auf die Natur vermittelt werden. Im Elementarunterrichte wurde die Lautiermethode eingeführt und die Grundlage für die Realien durch den Anschauungsunterricht gelegt.

Für die erhöhten Ziele wurden neue Lehrbücher nothwendig. Als Lehrmittel für den Anschauungsunterricht wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. Mai 1855 »Der Anschauungsunterricht in Bildern; nach dem Stoffe zur Anschauung in der Fibel für die österreichische Volksschule« mit Franz Hermann's Anleitung zu dessen Gebrauche empfohlen. Für den Sprach- und Sachunterricht in der vierten Classe wurde ein besonderes drittes Sprach- und Lesebuch für die oberste Classe der Haupt- und Stadtschulen herausgegeben. Becker und Vernaleken wählten den grössten Theil der Lesestücke aus. Für den Abschnitt aus der österreichischen Geschichte wurden die Gutachten der Universitäts-Professoren Albert Jäger in Wien und Tomek in Prag eingeholt, und auf Grund dieser Gutachten verfasste Pater Schöpf einen Entwurf. Nachdem das im Entwurfe gedruckte Lehrbuch von den namhaftesten Schulräthen, darunter auch von Stifter in Linz, einer Prüfung unterzogen worden war, erhielten es die österreichischen Bischöfe zur Censur, und erst nachdem diese ihre Zustimmung ertheilt hatten, wurde es der Oeffentlichkeit (im Sommer 1858) übergeben.

Es offenbart sich in dieser Heranziehung der Bischöfe der mächtige Einfluss, den damals die Kirche auf die Schule nahm und der durch das Concordat vom 18. August 1855 gesetzlich festgestellt wurde. Hierdurch wurde die Schule zu einer kirchlichen Anstalt, in welcher nicht blos der Religionsunterricht, sondern auch der Unterricht in den anderen Lehrgegenständen unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt und die Bestellung der Schullehrer davon abhängig gemacht ward, dass »ihr Glaube und ihre Sittlichkeit makellos« seien. Dass diese Richtung einer gründlichen Bildung des Volkes und der Lehrer nicht hold war, beweist der Ministerial-Erlass vom 3. Juli 1856. Dieser verbietet den Lehrern, »andere Kenntnisse und in anderer Weise oder in grösserer Ausdehnung beizubringen, als dies durch den Inhalt der Lesebücher angedeutet ist«. »Die Volksschule«, heisst es weiter, »schliesst jeden rein wissenschaftlichen Unterricht aus. Hat der Schüler neben dem Religionsunterrichte, sowie auch den übrigen vorgeschriebenen

Fächern das Lesebuch seiner Classe fleissig durchgemacht, so sind ihm gerade so viel Kenntnisse zugeführt worden, als er auf seiner Stufe der Ausbildung braucht, und in der Weise, wie er es braucht. Nur Lehrer, die sich um den Inhalt des Lesebuches nicht kümmern, oder die ein Scheinwissen von einem wahrhaft nützlichen Wissen nicht sondern, fühlen das Gelüste, ausser dem Lesebuche etwa mit einer speciellen Naturgeschichte, Geographie oder Geschichte, wenn nicht gar mit einer Physik oder Technologie ihren Schülern unter die Arme zu greifen.«

Den in diesem Erlasse niedergelegten Grundsätzen gemäss wurde auf eine Beschränkung des Unterrichtsstoffes hingearbeitet. Selbst für den Rechenunterricht ertheilte die k. k. niederösterreichische Statthalterei mit Decret vom 8. März 1858 die Weisung, auf die Grundoperationen Rücksicht zu nehmen und nicht beim Kettensatz, der Gesellschaftsrechnung und Regel-de-tri zu verweilen. Sie befahl jede Rechnungsart, die nicht in die Volksschule gehört, auszuschliessen, die Anwendung der vier Species auf praktische Fälle entsprechend zu behandeln und die Fertigkeit in den vier Grundrechnungsarten im Kopfe und auf der Tafel fortwährend zu üben.

So trat in den Volksschulen Wiens nach einem durch die Bewegung des Jahres 1848 hervorgerufenen Fortschritte mit dem Jahre 1855 ein Stillstand ein, der bis zum Anfange des Jahres 1861 währte.

β) Die Wiederholungs- oder Sonntagsschule.

Nach der politischen Schulverfassung waren die Knaben und Mädchen vom Anfange des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahres, die Lehrjungen jedoch die ganze Lehrzeit hindurch verpflichtet, die Wiederholungsschulen zu besuchen. Nur wenn sie an einer höheren Lehranstalt oder zu Hause Unterricht genossen, oder eine vierte Hauptschulclasse mit gutem Erfolge abgelegt hatten, waren sie von dem Schulbesuche befreit. Daraus ist schon ersichtlich, dass das Bildungsziel dieser Schulen unter dem der Hauptschulen stand. Der Wiederholungsunterricht wurde an Sonntagen von den Lehrern und Gehilfen in den Pfarrschulen ohne jedes Entgelt ertheilt. Nur der Oberlehrer bezog vor dem Jahre 1848 zwei Kreuzer für Beheizung und Reinigung. Als aber die Lehrjungen im Einverständnisse mit ihren Meistern sich im März 1848 weigerten, diese Zahlung zu leisten, wurde keinerlei Geldbetrag eingehoben, bis das Ministerium auf die wiederholte Bitte der Lehrer mit Erlass vom 10. Jänner 1850 festsetzte, dass jeder Lehrjunge fürs Jahr einen Gulden Conventions-Münze zu entrichten habe.

Wie schlecht es mit den Wiederholungsschulen Wiens noch im Jahre 1850 bestellt war, spricht das Ministerium selbst in einem Erlasse an das Wiener Consistorium vom 19. Februar 1851 aus. Es heisst darin: »Die Verbesserung des Wiederholungsunterrichtes ist unerlässlich; sie ist ein allgemein gefühltes und ausgesprochenes Bedürfniss, dem in der möglichst kürzesten Zeit abgeholfen werden muss. Die Wiederholungsschule leistet ebenso wenig in wissenschaftlicher als in sittlich religiöser Beziehung. Gesittete leiden durch Umgang mit Schlechten Schaden, ohne anderen Nutzen zu ziehen.« Durch diese Erkenntniss bewogen, ordnete die Regierung Verbesserungen an, welche das Consistorium durchführte. Es wurden an vielen Schulen dritte Classen eingerichtet, in welche die Lehrlinge nicht nach dem Alter, sondern nach dem Bildungsgrade und mit Rücksicht auf die Gewerbe eingetheilt wurden. An den dritten Classen wurde als Hauptgegenstand das Zeichnen mit zwei wöchentlichen Stunden, und zwar mit gewerblichem Charakter, gelehrt, daneben wurde auch gelegentlich in anderen Gegenständen, namentlich in Rechtschreibung und in schriftlichen Aufsätzen unterrichtet. Das Ministerium forderte, die tüchtigsten Lehrer für die Wiederholungsschule auszuwählen, und setzte ihnen seine und des Gemeinderathes Förderung in Aussicht. Es verbot mit Erlass vom 6. Juli 1851 den Wechsel der Lehrer in den einzelnen Classen und machte ihnen die strenge Ueberwachung des Schulbesuches und des sittlichen Verhaltens zur Pflicht. Als Disciplinarmittel empfahl es, »ungezogene Lehrjungen nicht aufsteigen zu lassen oder sie sogar in eine niedere Classe zu versetzen«. Weil das Consistorium den Intentionen der Regierung rasch zu entsprechen suchte und schon im Schuljahre 1851/52 über eine zweckmässige Einrichtung des Unterrichtes in neunundvierzig Wiederholungsschulen und die Einführung von Zeichnungsclassen in einundzwanzig Schulen Bericht erstatten konnte, so erhielt es durch Ministerial-Erlass vom 17. November 1852 eine Anerkennung seiner Thätigkeit. Zugleich genehmigte das Ministerium den Vorschlag, die Zeichnungsclassen in drei Bezirke zusammenzustellen, für welche drei Zeichnungs-Inspectoren (Strehl von St. Anna, Hieser von der Landstrasser und Heissig von der Schottenfelder Realschule) ernannt wurden. Die Zahl der Zeichnungsclassen und ihrer Schülerzahl nahm rasch zu; im Schuljahre 1853 gab es dreissig solcher Classen mit 1945, im Jahre 1856 zweiunddreissig Abtheilungen mit 1878 Schülern.

Noch schlechter als um die Wiederholungsschulen der Knaben war es vor dem Jahre 1851 um die der Mädchen bestellt. »Wegen der Unzulänglichkeit der Lehrer, der Schwierigkeit der Verpflichtungsnorm, der mangelhaften Schulbeschreibung und der Besorgniss der Eltern um die Sittlichkeit ihrer Töchter« waren sie spärlich besucht und bestanden offenbar nur an wenigen Schulen. Die Statthalterei forderte deshalb mit Note vom 17. November 1851 Abhilfe, worauf das Consistorium an neunzehn Schulen den Wiederholungsunterricht für Mädchen einführte, als Lehrstoff den der zweiten, eventuell dritten Normalclasse festsetzte und wo möglich den Donnerstag für diesen Unterricht verwenden wollte. Der Ministerial-Erlass vom 29. Mai 1852, welcher die Bemühungen des Consistoriums in dieser Richtung anerkennt, spricht von »der Wiedereröffnung des Mädchen-Wiederholungsunterrichtes«, woraus geschlossen werden kann, dass vorher kein solcher Unterricht bestand. Mit demselben Ministerial-Erlass wurden Ferdinand Schubert, der Director der Normal-Hauptschule, und Schöchtner, ein Lehrer am Civil-Mädchen-Pensionat, beauftragt, Lehrbücher für Wiederholungsschulen, der Erstere für die männliche, der Letztere für die weibliche Jugend, zu verfassen. So erfreulich der Aufschwung der Wiederholungsschulen für Mädchen sich Anfangs gestaltete, so wenig nachhaltig zeigte er sich. Der Bericht des Consistoriums über das Schuljahr 1854/55 constatirt, dass blos an vierzehn Schulen ein solcher Unterricht stattfindet und dass die Zahl der schulbesuchenden Mädchen keine Zunahme aufweise.

Dieser Umstand hängt wohl damit zusammen, dass es für die Mädchen der wohlhabenden Kreise zahlreiche Privat-Lehr- und Erziehungsanstalten, die zum Theile mit Pensionaten verbunden waren, gab, und dass man in den ärmeren Schichten des Volkes bei der Mädchenerziehung das Hauptgewicht auf die Ausbildung in der Handfertigkeit legte, für welche durch Privat-Lehr- und Arbeitsschulen gesorgt war. Im Jahre 1851 zählte man in Wien dreiundzwanzig Privat-Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Mädchen, wovon allein zehn auf die innere Stadt entfielen, und überdies einundzwanzig Privat-Lehrschulen. Insbesondere erwarb sich der Frauenverein für Arbeitsschulen grosse Verdienste um die Errichtung solcher Anstalten. Der Gedanke zu seiner Gründung rührte vom Feldzeugmeister Freiherrn von Welden her. Auf seine Anregung versammelte sich ein Kreis von Frauen bei der Gräfin Nostitz und beschloss, Arbeitsschulen zu gründen, um arme Mädchen in den

Handarbeiten zu unterweisen, sie an Arbeitsamkeit zu gewöhnen und einem redlichen Erwerbe zuzuführen. Von weiland Ihrer Majestät der Frau Kaiserin-Witwe Karolina Augusta unterstützt, gründete dieser Verein zahlreiche Schulen. Im Jahre 1854 zählte man vierzehn Vereins-Arbeitsschulen, in welchen 1700 Mädchen Unterricht im Stricken, Nähen, Märken, Anfertigen von Kleidungsstücken, Ausbessern der Wäsche und Kleider erhielten und zu häuslichen Verrichtungen angehalten wurden. Der Erlös von den verkauften Arbeiten der Mädchen wurde ihnen in Sparcassen hinterlegt und beim Austritte eingehändigt. Aber auch für die Bildung des Herzens wurde Sorge getragen, indem während der Arbeit Sittensprüche und moralische Erzählungen vorgelesen, wohl auch durch Gesang das Gemüth erheitert und veredelt wurde. Noch gegenwärtig entfaltet dieser Verein eine segensreiche Thätigkeit. Unter dem Protectorate Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie erhält er in der Stadt vier Arbeitsschulen mit mehr als 500 Schülerinnen. — Auch der seit 1848 bestehende Frauen-Wohlthätigkeitsverein für Wien und Umgebung, der in seinen Wirkungskreis jede Art der Unterstützung des weiblichen Geschlechtes einbezog, suchte durch Errichtung von Arbeitsschulen seinem Zwecke zu entsprechen. Von ihm wurden im Jahre 1854 einundvierzig Arbeitsschulen erhalten, an welchen neben den oberwähnten Fertigkeiten auch das Häkeln und Sticken gelehrt wurde, das an den übrigen Anstalten vom Lehrplane ausgeschlossen erscheint. Gegenwärtig besteht noch eine Schule dieses Vereines in Margarethen mit circa 100 Schülerinnen.

Bei dem raschen Anwachsen der Arbeitsschulen sah sich die Regierung veranlasst, die Errichtung, Leitung und Beaufsichtigung derselben mit Erlass der k. k. niederösterreichischen Landesschulbehörde vom 16. Juni 1851 zu regeln. Es wurde festgesetzt, dass nur für weiblichen Handarbeitsunterricht geprüfte Lehrerinnen solche Schulen errichten dürfen und dass diese Schulen der Aufsicht der Ortsseelsorger und der Ortsschulaufseher unterstehen.

γ) Die Fortbildungsschulen.

Bei den bescheidenen Leistungen, welche die Wiederholungsschulen im Allgemeinen, besonders die der Knaben aufwiesen, war das Bestreben der für Handel und Gewerbe interessirten Kreise darauf gerichtet, der Jugend, die sich diesen Berufszweigen widmete, eine höhere Bildung zu verschaffen. Dies führte zur Gründung von Fortbildungsschulen.

Schon 1837 trat das Handelsgremium mit der Regierung in Unterhandlungen, um eine eigene Handelsschule zu gründen. Erst im Jahre 1848 wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. August unter Anerkennung »des lobenswerthen, patriotischen Strebens des Handelsstandes, den sich ihm widmenden Individuen jene Ausbildung zu geben, welche zum soliden Gedeihen desselben nothwendig ist,« die Errichtung der Gremial-Handelsschule bewilligt. Im Jahre 1849 wurde dieselbe am 11. März eröffnet. Sie umfasste drei Abtheilungen: die I. Abtheilung im k. k. akademischen Gymnasium mit drei Classen, die II. Abtheilung bei St. Anna mit zwei Classen und einer Commis-Abtheilung, die III. Abtheilung bei den Schotten. Als Gegenstände erscheinen die Religion, das Schönschreiben mit kaufmännischem Stil und kaufmännischer Correspondenz, die kaufmännische Arithmetik, Münzen-, Mass- und Gewichtskunde, Arbitragerechnung, Handelsgeographie und Handelsgeschichte, Waarenkunde, das Handels- und Wechselrecht und die kaufmännische Buchhaltung. Der Unterricht wurde Sonntag Nachmittags von drei bis sechs Uhr ertheilt. Schon am Schlusse des Jahres 1850 wurde vom Unterrichtsministerium die Erweiterung auf vier Classen genehmigt. Noch gegenwärtig erfreut sich diese Schule einer gedeihlichen Entwickelung. — Mit der Zeit entstanden auch andere Privat-Handelsschulen, selbst solche für Mädchen. Im Jahre 1856 gab es vier Privat-Handelsschulen und einen privaten Sonntagscurs des Pazelt.

Auch für die gewerblichen Kreise entstanden an den Realschulen besondere gewerbliche Fortbildungsanstalten. Die k. k. niederösterreichische Statthalterei befahl mit Erlass vom 6. August 1854 im Auftrage des Ministeriums, an selbstständigen Unterrealschulen Abend- und Sonntagsschulen zur weiteren Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen zu errichten, die unter der unmittelbaren Aufsicht des Realschuldirectors stehen sollten. An den staatlichen Realschulen auf der Landstrasse und auf dem Schottenfelde bestanden solche Schulen bereits im Jahre 1853/54. Als die Gemeinde die Realschulen auf der Wieden (1855) und in Gumpendorf (1854) errichtete, wurden auch an diesen Anstalten Abendschulen begründet. Dasselbe geschah an der vom Staate im Jahre 1855 errichteten Unterrealschule in der Jägerzeile, so dass Wien um die Mitte der fünfziger Jahre fünf solcher Schulen zählte. An diesen gewerblichen Cursen, die an Sonntagen Vor- und Nachmittags und an einem Abende in der Woche abgehalten wurden, gliederten sich die Gegenstände in eine sprachliche, naturwissenschaftliche und technische

Gruppe. Der Lehrplan wurde mit Rücksicht auf die Gewerbe, denen die Schüler jedes Curses zum grössten Theile angehörten, eingerichtet. Am stärksten wurde der Zeichenunterricht und der Unterricht in der Chemie besucht.

Zugleich beschäftigte sich die Regierung mit einer Hebung der Wiederholungsschulen. Am 31. Jänner 1856 wandte sich das Unterrichtsministerium an die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer um eine Aeusserung zur Förderung des Wiederholungsunterrichtes. Diese schlug einen geordneten Lehrplan, zweckmässige Lehrbücher, strenge Handhabung der Disciplin, namentlich gegenüber den Säumigen, zu deren Förderung Inspectoren aus den Genossenschaften zu bestellen wären, und regelmässige Prüfungen mit Auszeichnung für die Vorzüglichen vor. Mit Verwerthung dieser Vorschläge ordnete das Ministerium mit Erlass vom 30. November 1857 eine Reorganisirung der Sonntagsschulen in Wien an und regelte zugleich ihr Verhältniss zu den gewerblichen Specialschulen. Die Sonntagsschule wurde auf vier Classen erweitert und für die dritte Classe schon ein Unterricht in den Naturwissenschaften, in Geographie und Geschichte im Anschlusse an das Lesebuch vorgeschrieben, für die vierte Classe wurden neben dem Zeichnen, das die Hälfte der Stunden zugewiesen erhielt, Geschäftsaufsätze, gewerbliche Buchführung, Behandlung des Wechsels, das Rechnen mit Decimalen unter die Lehrgegenstände aufgenommen. Für die beiden letzten Classen wurden die Lehrbücher der ersten Classe der Unterrealschule als Schulbücher vorgeschrieben. Das Ansprechen der Schüler in der dritten und vierten Classe mit »Sie« und die aus den Innungen gewählten Gewerbsmeister sollten zur Besserung der Disciplin beitragen; Classificationen, Classenverlesungen und Prämien den Fortschritt der Schüler fördern, Remunerationen an die Lehrer, zu welchen die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer jährlich fünfhundert Gulden beitrug, den Fleiss und Eifer derselben anregen.

Gleichzeitig mit den Sonntagsschulen wurden durch die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer auch die mit den Realschulen verbundenen Sonntags- und Abendschulen umgestaltet und als Gewerbeschulen eingerichtet. Sie umfassten einen Jahrescurs, aber die Schüler wurden in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die erste im Freihandzeichnen, in Physik und Mechanik, in Geographie, Arithmetik und im Geschäftsstil, die zweite ausserdem noch in den Elementen der Chemie, Waarenkunde und Mine-

ralogie unterrichtet wurde. Uebrigens waren nicht alle Lehrpläne gleichartig, insbesondere wurde der Zeichenunterricht mit Rücksicht auf die unter den Lehrlingen vertretenen Gewerbe eingerichtet; an der Gewerbeschule in Gumpendorf wurde das Manufactur-, auf der Wieden das Ornament-, in der Jägerzeile das Bauzeichnen in den Vordergrund gestellt. Mit dem Jahre 1859 war die Organisation der Gewerbeschulen an allen fünf Realschulen vollendet.

δ) Die Bürgerschule.

Schon im Entwurfe des Ministeriums Sommaruga wurde die Errichtung von Bürgerschulen in Aussicht genommen, und zwar sollten sie sich aus den zwei Jahrgängen der vierten Hauptschulclasse durch Hinzufügung eines dritten Jahrganges entwickeln und den Uebergang zu den dreiclassigen Realschulen bilden. Ueber Auftrag des Ministeriums wurde vom k. k. polytechnischen Institute eine Commission eingesetzt, welche Ende 1848 einen Plan ausarbeitete, der die Grundlage für den 1849 erschienenen Organisations-Entwurf der (Gymnasien und) Realschulen in Oesterreich bildete. Nach diesem sollten neben den vollständigen Unterrealschulen von vier Classen unvollständige mit drei oder zwei Classen, die in Verbindung mit Volksschulen stehen sollten, ins Leben gerufen werden. Die Bestimmungen dieses Entwurfes kamen nicht zur vollständigen Durchführung. Doch wurden die vierten Classen der Wiener Hauptschulen schon im Jahre 1850 als Unterrealschulen eingerichtet und als solche benannt.

Den Ausgangspunkt für die Organisation der Bürgerschule bildet der Vortrag des Unterrichtsministers Grafen Leo Thun vom 12. Februar 1851 in Betreff des gewerblichen Unterrichtes überhaupt und der Errichtung der Realschulen insbesondere. Infolge der Allerhöchsten Genehmigung der gestellten Anträge erschien mit Ministerial-Erlass vom 13. August 1851 der Lehrplan für die Realschulen. Insoweit er sich auf die Unterrealschulen bezog, wurde er an den in Wien bestehenden Bürgerschulen, die aber gewöhnlich als unselbstständige Unterrealschulen bezeichnet wurden, eingeführt. Als Gegenstände erscheinen in diesem Lehrplane die Religion, Sprache, Geographie, Arithmetik nebst Zoll- und Wechselkunde, Geometrie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, das geometrische und Freihandzeichnen, die Baukunst und das Schönschreiben. Es sollten diese Schulen neben der Vorbereitung für die eigentliche Realschule, die als Oberrealschule organisirt

wurde, insbesondere eine »selbstständige Bildung für die niederen Kreise der städtischen und ländlichen Gewerbe bilden« und darum die Lehrgegenstände vorherrschend in populärer Weise behandeln.

Schulrath Becker hielt am 15. April 1852 mit den Directoren der Bürgerschulen im Beisein des Schulen-Oberaufsehers eine Conferenz ab, in welcher der Lehrplan der Bürgerschulen mit dem der Unterrealschulen in Uebereinstimmung gebracht wurde. Das Ministerium nahm mit Erlass vom 24. Juni 1852 dies zur befriedigenden Kenntniss, empfahl, die zweite lebende Sprache nicht auszuscheiden, die wöchentliche Stundenzahl nicht höher als mit dreissig Stunden anzusetzen, und schrieb Lehrtexte vor, unter denen zumeist in Wien verfasste und in jüngster Zeit (dem Jahre 1852) herausgegebene Lehrbücher erscheinen. Nur in Geschichte und in der Chemie wurden ausländische Werke empfohlen; doch ward gleich hinzugefügt, dass Dr. Hinterberger schon mit der Ausarbeitung eines Lehrbuches der Chemie beschäftigt sei. Bezüglich des Zeichnens wurden die »Zeichnungslehrer« aufgefordert, Vorlagen zu zeichnen und zur Prüfung vorzulegen.

Mit Erlass der k. k. niederösterreichischen Landesschulbehörde vom 24. Juni 1852 wurde der Zeichenunterricht an den Bürgerschulen geregelt, indem für den ersten Jahrgang das geometrische Zeichnen mit freier Hand, für den zweiten Jahrgang das Zirkelzeichnen und erst nach diesem das Freihandzeichnen nach figuralen Vorlagen vorgeschrieben wurde.

Im Jahre 1853/54 gab es sechs öffentliche und drei private mit Hauptschulen verbundene Unterrealschulen. Im Jahre 1855 wurde mit Allerhöchster kaiserlicher Entschliessung vom 11. September »in Anerkennung der von der Commune Wien zur vollständigen Regelung des Volks- und Realschul-Unterrichtes bewiesenen werkthätigen Sorgfalt« die dreiclassige Unterrealschule in der Jägerzeile auf Staatskosten bewilligt. Im Jahre 1857/58 stieg die Zahl der unselbstständigen Unterrealschulen auf sieben öffentliche und vier private.

ε) Die Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Wenn die Bildung der Jugend gehoben, die Lehrziele der Schulen erhöht werden sollten, so musste auch für eine intensivere Bildung der Lehrer vorgesorgt werden. Die Anregung zu einer Verbesserung der Lehrerbildung gab die schon erwähnte Ministerial-Verordnung vom 23. September 1848. Durch dieselbe wurde der Lehrcurs auf ein volles Jahr erweitert und folgender Cyclus von

Gegenständen eingeführt: die Religion, die Körper- und Seelenlehre nebst einer populären Gesundheitslehre, die Methode des Anschauungsunterrichtes, Leseübungen und Methodik des Lesens, Schreiben, Geometrie und Zeichnen nebst ihrer Methodik, Rechnen und seine Methodik, Sprachlehre sammt ihrer Methodik und die Hauptpunkte der populären Logik, Geographie, Geschichte und ihre Methodik, Naturgeschichte, Naturlehre, Landwirthschaftslehre und Technologie und ihre Methodik, allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, Musik und Gymnastik. Als Handbuch wurde »Diesterweg's Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer« empfohlen. Die praktische Ausbildung sollte durch weitere Bestimmungen geregelt werden. In der Einführung der Anthropologie, der Logik und Psychologie, sowie in der Betonung des methodischen Momentes zeigt sich ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der vormärzlichen Einrichtung der Präparandien. Derselbe offenbart sich auch in dem Lehrbuch, das im Schulbücherverlag für die Hand der Präparanden im Jahre 1848 erschien. Es führt den Titel: »Methodenbuch, Anleitung zur zweckmässigen Führung des Lehramtes« und behandelt die allgemeine und specielle Methodik, die Schuldisciplin und die körperliche Erziehung, an die sich zwei Abschnitte über die Pflichten des Lehrers und über die Eigenschaften eines guten Lehrers anschliessen. Nach Inhalt und Form entspricht es allen Ansprüchen, die an ein derartiges Lehrbuch gestellt werden können und bekundet ebenso sehr die gründliche Bildung als die reiche Erfahrung des Verfassers. Ein Umstand erregt bei dem angeführten Lehrplane Bedenken, nämlich die Masse des in einem Jahre zu verarbeitenden Wissenstoffes. In der That musste in dieser Beziehung die Praxis Abhilfe schaffen.

Der neue Lehrplan wurde an der Normalschule bei St. Anna im Schuljahre 1848/49 eingeführt. Das Consistorium vermehrte die Zahl der Lehrer und stellte als Turnlehrer Stephani, der schon seit dem Jahre 1845 eine von der Regierung concessionirte Lehranstalt der Gymnastik leitete, gegen eine Remuneration an.

Mit Ministerial-Erlass vom 13. Juli 1849, erfolgten die verheissenen Bestimmungen über die Erweiterung des Präparandencurses auf zwei Jahre. Der zweite Jahrgang sollte neben der Körper- und Seelenlehre und speciellen Methodik nur die Uebungen im Gesang, Zeichnen, in der Musik, in dem Obst- und Gartenbau fortsetzen, sonst aber sich hauptsächlich mit der praktischen Ausbildung der Zöglinge beschäftigen. Für diese wurden das Hospitiren, Lehrversuche und schriftliche Arbeiten, sowohl über Stoff und Methode

der beobachteten Musterlectionen, als auch »über freigewählte oder gegebene Themen aus dem Kreise ihrer künftigen Berufsthätigkeit« vorgeschrieben. Nach diesen Normen wurde im Schuljahr 1849/50 der zweite Jahrgang an dem Präparandencurse bei St. Anna eingerichtet. Doch die Erfahrung zeigte, dass in dem Zeitraume von zwei Jahren das vorgezeichnete Ziel nicht erreicht werden konnte. Deshalb musste eine Beschränkung des Stoffes platzgreifen, was im Jahre 1852, wo der Fortschrittsdrang bereits stark abgenommen hatte, erfolgte.

Da das Bedürfniss nach Lehrern zunahm, die Normal-Hauptschule bei St. Anna, welche nach Auflassung des Präparandencurses bei den Piaristen in der Josefstadt als einzige Lehrerbildungsanstalt verblieb, nicht ausreichte, um die erforderliche Zahl von Lehrern heranzubilden, so errichtete das Ministerium mit Erlass vom 2. September 1852 einen zweiten Präparandencurs an der k. k. Hauptschule des Waisenhauses. In diesem Erlasse werden zugleich Vorschriften über die Einrichtung dieses Curses ertheilt, aus denen ersichtlich ist, dass die Lehrgegenstände auf Religion, Erziehungs- und Unterrichtskunde, specielle Methodik, das Sprachfach, auf Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen, Gesang, Orgelspiel und die Generalbasslehre beschränkt wurden. Naturgeschichte, Naturlehre, Baukunst, Mechanik, Geometrie und Stereometrie sollten keine eigentlichen Gegenstände sein, sondern nur gelegentlich behandelt werden, die Geographie und Geschichte sollte sich vorzüglich mit »der Vaterlandskunde und was mit ihr zusammenhängt«, befassen. Das Streben nach Einschränkung des Stoffes bekundet auch der Ministerial-Erlass vom 29. Mai 1853, welcher den Präparandenlehrern einschärft, die Lehramtszöglinge zunächst in dem zu unterrichten und zu üben, was sie künftig als Volksschullehrer zu lehren und zu leisten haben.

Ueber eine weitere Entwickelung des Lehrerbildungswesens ist aus dieser Zeit nichts zu berichten. Die Massregeln des Ministeriums richteten sich hauptsächlich auf die Durchführung der vorgeschriebenen Normen. Es wurden Lehrbücher verfasst und im Schulbücher-Verlag gedruckt, aber daneben wurden auch andere Werke als zulässig erklärt und empfohlen. Selbst unter den Werken für die Erziehungs- und Unterrichtslehre finden sich ausländische Producte, so die Schulpädagogik Barthel's und das Lehrbuch von Schwarz-Curtmann. Zur besseren Ueberwachung der Candidaten wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. October 1855 verfügt, dass jeder der Lehrer bei St. Anna einige Candidaten zugewiesen erhalten sollte, die er als väterlicher Freund auch ausserhalb der Anstalt und speciell auch in

ihrem häuslichen Leben zu beobachten habe. Die Regierung drang auf strengere Prüfungen und forderte mit Ministerial-Erlass vom 6. Juni 1856 Ueberprüfung der Präparanden vor dem Schulen-Oberaufseher und dem Volksschulinspector. Auch auf die Fortbildung der geprüften Lehrer war man bedacht. In Erledigung des Berichtes über das Schuljahr 1856/57 beklagt sich der Ministerial-Erlass vom 23. November 1857, dass die Fortbildung, wenn sie nicht durch eine »Coërcitie« angeregt wird, lau betrieben werde. »So wenig man einer Vielwisserei des Lehrers das Wort reden kann, so fordert es denn doch der Beruf des Lehrers, der Nutzen für Kirche und Staat, dass er auch während seiner praktischen Thätigkeit, sowohl in religiös-sittlicher als auch in didaktischer Hinsicht zur Fortbildung in seinem Kreise angeregt bleibe.« Als Förderungsmittel wird die Einführung einer Lehrbefähigungs-Prüfung vor einer aus bewährten Hauptschuldirectoren zusammengesetzten Commission unter Beisein des Schulinspectors und des Schulen-Oberaufsehers vorgeschlagen.

Da zur Aufnahme in den verbesserten Präparandencurs die Absolvirung einer Unterrealschule oder eines Untergymnasiums nothwendig war, so konnte Wien aus den Lehrerbildungs-Anstalten einen seiner Aufgabe gewachsenen Lehrerstand gewinnen. Freilich waren die meisten der Gehilfen, die später als Unterlehrer erscheinen, nur für Trivialschulen geprüft. Der Gemeinderath forderte, dem Ministerial-Erlass vom 26. Mai 1849 entsprechend, dass dieselben die Prüfung für Hauptschulen nachtragen. Da gab es grosse Schwierigkeiten zu überwinden. Selbst das Consistorium nahm sich der alten Lehrer an, welche nicht im Stande waren, den Prüfungsanforderungen zu genügen, weil sie nicht die nöthige Vorbildung genossen hatten. Erst allmälig konnten die Wiener Schulen mit Lehrern besetzt werden, welche die Befähigung für Hauptschulen sich erworben hatten.

Als die Bürgerschulen eingerichtet wurden, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, Lehrer heranzubilden, welche den erhöhten Ansprüchen dieser Schulen genügen konnten. Bis zum Jahre 1855 wurden die Lehrer für die vierte Classe, aus der eben die Bürgerschule sich entwickelte, auf Grund von besonderen Lehrbefähigungs-Prüfungen (Concursprüfungen) angestellt. Um geeignete Prüfungscandidaten zu erlangen, wurden denjenigen Präparanden, welche den Curs mit sehr gutem Erfolge absolvirt hatten, sogenannte Zeichnungs-Stipendien von siebzig bis hundert Gulden gegeben. Diese Stipendisten wurden einer vierclassigen Hauptschule zuge-

theilt und hatten dort sich theoretisch weiter zu bilden, dabei auch nach Erforderniss beim Unterrichte auszuhelfen. Obwohl bezüglich der Prüfungen solcher Candidaten strengere Bestimmungen seitens des Ministeriums mit Erlass vom 26. August 1853 erlassen worden waren, so erschien doch eine Fortbildung, die zum grössten Theile dem Privatfleisse überlassen war, nicht zureichend. Darum errichtete die Regierung mit Ministerial-Erlass vom 2. November 1854 besondere Curse an den Oberrealschulen zur Heranbildung von Candidaten des Lehramtes an Bürgerschulen. An der Landstrasser Oberrealschule wurde ein solcher Curs schon im Februar 1855 und an der Schottenfelder Oberrealschule im October 1855 eröffnet. In diese Curse wurden nur solche Candidaten aufgenommen, welche die sechste Classe der Oberrealschule absolvirt hatten, nur ausnahmsweise fanden auch Präparanden, welche drei Classen der Realschule und zwei Classen der Lehrerbildungs-Anstalt zurückgelegt hatten, Aufnahme. Der Curs dauerte zwei Jahre und gliederte sich in drei Gruppen; die erste umfasste das Sprachfach, die Geographie, Geschichte und Naturgeschichte; die zweite die Arithmetik, Geometrie, das geometrische, Bau- und Freihandzeichnen, die Baukunst und Naturlehre; die dritte die Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Arithmetik. Im Zeichnen und Schreiben hatten sich Alle zu üben. Jede Abtheilung erhielt einen Lehrer, der den Einzelnen die Gegenstände, die sie zu besuchen, die Bücher, die sie zu studiren hatten, angab, sie zu schriftlichen Ausarbeitungen verhielt, mit ihnen in Conferenzen einzelne Partien besprach, Anweisungen für's Lehren gab und sie im Vortragen, Katechisiren und Prüfen übte. Die Prüfung, welche nach Abschluss des zweijährigen Curses stattfand und die Befähigung für das Lehramt an Bürgerschulen oder unselbstständigen Unterrealschulen zur Folge hatte, wurde mit Erlass der niederösterreichischen Statthalterei vom 5. April 1856 geregelt. Durch denselben wurden die Religion und die Erziehungskunde als Prüfungsgegenstände für alle Gruppen, für die erste Gruppe neben den obgenannten Gegenständen auch die Arithmetik und das Schönschreiben aufgenommen. Unzweifelhaft wurde durch diese Bestimmungen ein Lehrerstand herangezogen, der über ein für seinen Beruf ausreichendes Wissen verfügte (wurde ja doch in der Chemie sowohl die Kenntniss der organischen als unorganischen Chemie und die Ausführung einer qualitativen Analyse und einer technischen Probe auf den Werth der wichtigsten Materialien gefordert), aber die pädagogische und

methodische Ausbildung fand nicht die erforderliche Berücksichtigung, indem sie dem guten Willen einzelner Individuen, welche überdies durch ihre Bildung nicht die Garantie boten, dass sie selbst in Pädagogik und Methodik die wünschenswerthen Kenntnisse besitzen, überlassen ward.

Bei der Hebung des Mädchenunterrichtes machte sich das Bedürfniss geltend, auch die Bildung der Mädchenlehrerinnen zu verbessern. Da an den öffentlichen Lehranstalten, mit Ausnahme der zwei k. k. Mädchenschulen, keine weiblichen Lehrpersonen angestellt wurden, so erachtete die Regierung laut Ministerial-Erlass vom 5. April 1850 die vorhandenen Anstalten, d. i. den Präparandencurs bei den Ursulinerinnen und das Civil-Mädchen-Pensionat, als ausreichend. Doch wies sie darauf hin, dass Verbesserungen im Lehrplane nothwendig seien. Diese wurden durch die Instruction für den Lehrcurs zur Bildung weiblicher Lehrindividuen eingeführt. Nach ihr war zur Aufnahme ein gutes Zeugniss der dritten Classe und das sechzehnte Lebensjahr erforderlich. Der Curs hatte neun Monate zu dauern und sollte vorherrschend praktisch sein. Als Gegenstände erscheinen: Religion und Methodik des Religionsunterrichtes an der Hand der Katechetik des Bischofes Leonhard, Sprachlehre, Rechtschreiben und schriftlicher Aufsatz sammt ihrer Methodik, das Rechnen und seine Methodik, die Methodik des Elementarunterrichtes, das Schönschreiben und seine Methodik, die weiblichen Handarbeiten und jene Partien des Methodenbuches, welche die Erziehung, die allgemeine Methodik und die Schulzucht behandeln. Geographie in Verbindung mit Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre sollten als keine besonderen Gegenstände behandelt, sondern nur »einige Kenntnisse« in diesen Wissenszweigen an den Lehrbüchern für Hauptschulen vermittelt werden. Deshalb war nur wöchentlich eine Stunde diesem Unterrichte zugewiesen. Ueberhaupt waren für den Unterricht täglich zwei Stunden zu verwenden, nebstdem einige Stunden für die weiblichen Handarbeiten. Zur praktischen Ausbildung wurden das Hospitiren und schriftliche Ausarbeitungen angeordnet. Diese Normen galten aber nicht für das Civil-Mädchen-Pensionat, das als besondere Stiftung auch eine ganz eigenthümliche Einrichtung hatte. Aber auch dort war die Nothwendigkeit einer Reform fühlbar. Eine Commission berieth im November 1850 über Aenderungen im Lehrplane und in der Einrichtung der Anstalt. Auf Grund der Beschlüsse dieser Commission wurde der Lehrplan in einzelnen Punkten verbessert. Insbesondere fand die pädagogisch-

didaktische Ausbildung grössere Berücksichtigung. Die Stundenzahl für allgemeine Methodik wurde vermehrt, »die Assistenz« der Zöglinge der fünften Classe beim Unterrichte auf sieben Stunden erweitert und die Forderung gestellt, dass die Zöglinge nicht blos dem Unterrichte beizuwohnen und das Lehrverfahren zu beobachten, sondern dass sie auch selbst fleissig Probelectionen zu ertheilen haben.

Die Bildung, welche der junge Lehrer aus der Anstalt, die ihn herangebildet, mitbringt, reicht für seinen verantwortungsvollen Beruf auf die Dauer nicht aus. Indem er der Vermittler der Elemente der Cultur seines Volkes an die Jugend ist, muss er in seinen Kenntnissen mit der geistigen Cultur vorwärts schreiten. Auch die Pädagogik ist in einer stetigen Entwicklung, die ihm nicht unbekannt sein darf, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden soll. Darum ist beim Lehrstande mehr als bei jedem anderen dessen **Fortbildung** eine nothwendige Forderung. Um ihr zu entsprechen, hatte der im Jahre 1848 erschienene Entwurf Lehrerversammlungen und Schulzeitungen in Aussicht genommen.

Die Lehrerversammlungen umfassen entweder alle Lehrer eines oder auch mehrerer Bezirke oder sie beschränken sich auf die an einer Anstalt wirkenden Lehrer, in welchem Falle man sie gewöhnlich als Conferenzen bezeichnet. Bezüglich der ersteren verfügte das Ministerium mit Verordnung vom 2. September 1848, sie versuchsweise und ohne Zwang einzuführen, und bezeichnete als Zweck die gegenseitige Belehrung über Lehrgegenstände der Volksschule, über Unterrichtsmethode, Schuldisciplin, Berathung über die Herbeischaffung von Lehrmitteln, Büchern, Zeitschriften, gemeinsame Lectüre, überhaupt Besprechung alles dessen, was für die Schule von unmittelbarer Wichtigkeit ist. Mit Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1851 wurden diese Versammlungen definitiv geregelt. Es wurde verordnet, dass sie wenigstens alle Vierteljahr einmal unter der Leitung der Schuldistrictsaufseher abgehalten werden und dass die Schulräthe davon angelegentlich Kenntniss nehmen sollten, dass hiebei ein Protokoll zu führen sei, dem die vorgetragenen Aufsätze beigeschlossen werden könnten. Auch gab das Ministerium der Erwartung Ausdruck, dass sich die geistlichen und weltlichen Lehrer daran eifrig betheiligen werden. Diese Erwartung erfüllte sich bezüglich Wiens nicht. Daselbst wurde bis zum Jahre 1852 keine Versammlung abgehalten. Erst bis das Ministerium auf deren Abhaltung drang, fanden solche im Schuljahre 1852/53 statt. Be-

zeichnend ist es, dass in dem Berichte des Consistoriums über diese Versammlungen hervorgehoben wird, dass aus einzelnen Bezirken keine Protokolle vorliegen, weil »es Lehrer gebe, die sich scheuen, ihre Meinung zu Protokoll zu geben, weil sie dafür halten, dass dies zu ihrem Schaden gereichen könnte, besonders wenn sie eine Bemerkung über die neuen Schulbücher machen würden«. Darauf erwiderte das Ministerium mit Erlass vom 16. April 1853, »es sei nicht nothwendig, förmliche Berathungs-Protokolle zu führen oder die Conferenzen auf allgemeine Gegenstände des Unterrichtes und Volksschulwesens auszudehnen. Es empfehle, nur die Interessen der eigenen Schulen und allgemeine Schulfragen nur insoweit, als sie mit jenen in naher Verbindung stehen, wahrzunehmen«. Vielleicht wurde diese Erledigung von Seite der Schulaufsicht dahin gedeutet, dass die Regierung geringen Werth auf die Lehrerversammlungen lege. Sie unterliess nämlich in manchem Jahre deren Abhaltung, weshalb das Ministerium in Folge der Berichte über die Schuljahre 1853/54 und 1856/57 in den Erlässen vom 7. October 1854 und 7. September 1859 sich veranlasst sah, wegen der Unterlassung Aufklärungen zu fordern.

Neben diesen grösseren Versammlungen ordnete das Ministerium mit Erlass vom 30. April 1852 Conferenzen des Oberlehrers mit den Unterlehrern an, in welchen der Lehrplan, die Unterrichtsweise, der behandelte Lehrstoff, die benützten Lehrmittel, die erzielten Fortschritte und das sittliche Verhalten der Schüler, sowie alle Vorkommnisse in und ausser der Schule, insoweit sich letztere auf die Schule beziehen, besprochen werden sollten. Schon im Schuljahre 1852/53 wurden diese Monatsconferenzen in den Wiener Schulen eingeführt. Unzweifelhaft trugen die Lehrerversammlungen und Conferenzen zur Ausbildung der Wiener Lehrerschaft wesentlich bei.

Neben den officiellen Versammlungen gab es aber auch private Vereinigungen von Lehrern, die nicht minder die Hebung und Förderung des Lehrerstandes sich zur Aufgabe machten. Das Jahr 1848 rief mehrere solcher Vereine ins Leben. Der einflussreichste war wohl der pädagogische Centralverein, den die Instituts-Vorsteher Schubert und Fuhrmann begründeten, an deren Stelle aber bald Prof. Schulz von Strassnitzky, Jacob Spitzer und M. A. Becker als Präsidenten und der Ministerial-Secretär Alois Hermann als Schriftführer die Leitung übernahmen. Doch schon im October 1848 vertagte sich dieser Verein und wurde nicht wieder ins Leben

gerufen. Daneben gründete Jos. Kaiser den »ersten pädagogischen Verein«, dem zumeist Privatlehrer, aber auch Professoren und Schuldistrictsaufseher angehörten. Als Concurrenzverein entstand gleichzeitig ein pädagogischer Verein, dem ein Herr Franz Patatschny als Präses vorstand. Als mit der Aufhebung der Verfassung das Vereinswesen eingeschränkt wurde, verschwanden auch die Lehrervereine und damit ein immerhin beachtenswerther Factor bei der Fortbildung der Lehrerschaft.

Ein weiteres Mittel zu ihrer Fortbildung bildeten die Schulzeitungen. Die älteste war das »Oesterreichische pädagogische Wochenblatt«, das Jos. Kaiser redigirte. Es bestand seit dem Jahre 1842. Daneben gab es im Jahre 1848 auch eine »Wiener Schulzeitung«, deren Redacteur Lang war. Im Jahre 1849 versuchte der Oberlehrer Köhler ein »Pädagogisches Centralblatt« zu gründen, aber es ging schon nach einem Jahre ein. In der Erkenntniss von der Wichtigkeit einer gut redigirten Zeitschrift schritt die Unterrichtsverwaltung daran, den im »Entwurfe« angeregten Gedanken zur Durchführung zu bringen und begründete im Jahre 1851 den »Schulboten«, der zuerst unter der Redaction des Sectionsrathes Krombholz und des Schulrathes M. A. Becker erschien, denen Nitsche in der Redaction folgte. In dieser officiellen Zeitung wurden namentlich die Intentionen der Regierung der Lehrerschaft mitgetheilt und erläutert. So z. B. wurde durch Veröffentlichung von Protokollen und ihnen beigeschlossenen Arbeiten aus den Lehrerversammlungen diese Einrichtung gefördert. Aber auch durch anregende Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik und durch Recensionen neuer Werke suchte diese Zeitung für die Fortbildung der Lehrerschaft erfolgreich zu wirken.

Nicht wenig trägt zur Hebung einer Institution die Erfahrung bei, die man sich über den Zustand derselben in anderen, weiter vorgeschrittenen Ländern sammelt. Deshalb sind Instructionsreisen von Schulmännern, deren Erfahrungen im eigenen Lande verwerthet werden, für die Entwickelung des heimischen Schulwesens von grossem Belange. Von dieser Erkenntniss ausgehend, wandte sich schon der Unterstaatssecretär Freiherr von Feuchtersleben an den pädagogischen Centralverein, damit dieser ihm Männer, die zu einer solchen Mission geeignet seien, namhaft mache. Auf dessen Vorschlag wurden der Lehrer Hieser von St. Anna, Oberlehrer Köhler, der Redacteur Lang und der Lehrer Jacob Spitzer nach Deutschland und der Schweiz gesandt, um über die dortigen Schulverhältnisse Bericht

zu erstatten. Unzweifelhaft haben deren Berichte Einfluss auf die Reformbestrebungen des Ministeriums genommen. Auch auf eigene Kosten reisten Wiener Lehrer nach dem Auslande, namentlich um die allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, deren erste im September 1848 zu Eisenach abgehalten wurde, zu besuchen. Doch wurde mit Ministerial-Erlass vom 2. Mai 1854 die Theilnahme an denselben verboten. Trotzdem befürwortete im Jahre 1858 der Schuldistrictsaufseher Tiller das Gesuch des Instituts-Inhabers Kaiser, »der seit einigen Jahren mit Genehmigung seiner Vorgesetzten diese Versammlungen besuchte«, die Urlaubsbewilligung »zum Behufe eines so schönen Zweckes«.

Endlich kann noch als eines für die Fortbildung der Lehrer wirkenden Mittels besonderer Vorträge gedacht werden, die in der bestimmten Absicht gehalten wurden, die Kenntnisse der Lehrerschaft nach der einen oder anderen Richtung zu erweitern. Erwähnenswerth sind die Vorlesungen, welche Professor Schulz von Strassnitzky vom 11. November 1849 angefangen am Polytechnicum alle Sonn- und Feiertage »über Arithmetik, Geometrie und den Gebrauch des englischen Rechenschiebers« für deutsche Volksschullehrer hielt.

Die Darstellung der Entwicklung des Volksschulwesens und der damit im Zusammenhange stehenden niederen gewerblichen Bildung, sowie der Bildung und Fortbildung der Lehrerschaft während des ersten Decenniums der Regierung Seiner Majestät zeigt, wenn auch nicht jene durchgreifende Umgestaltung, wie sie das Mittelschulwesen erfuhr, doch immerhin einen Fortschritt, welcher freilich durch die auf geistigem Gebiete, namentlich seit dem Jahre 1855 hervortretende conservativ kirchliche Richtung verzögert wurde.

II. Das Volksschulwesen vom Jahre 1861—1869.

Mit der Einführung der constitutionellen Verfassung vom 26. Februar 1861 beginnt eine neue Epoche in der Entwickelung des Wiener Volksschulwesens. Durch die Constitution wurde die Gemeinde-Autonomie begründet und damit der Wiener Commune, welche früher (Ministerial-Erlass vnm 30. November 1856) von dem Einflusse auf die innere Ausgestaltung der Volksschule ausgeschlossen war, die Möglichkeit eröffnet, an derselben theilzunehmen. Durch die Pressfreiheit und das Vereinsrecht wurden weite Kreise und speciell die Lehrer in die Möglichkeit versetzt, durch Wort und Schrift für die Verbesserung der Schule einzutreten. Es wurde auf

diese Weise eine Menge bisher schlummernder Kräfte geweckt, welche als treibende Factoren einen rascheren Fortschritt in der Entwicklung des Schulwesens herbeiführten. Die Thätigkeit dieser Factoren gestaltete sich umso erfolgreicher, als auch die constitutionelle Regierung, geleitet von der Devise: »Wissenschaft ist Macht«, den Fortschritt auf allen Gebieten des staatlichen und culturellen Lebens zu ihrem Principe erhoben hatte. Mit der neuen Aera schied Graf Leo Thun aus seiner Wirksamkeit (October 1860), das Ministerium für Cultus und Unterricht wurde aufgehoben und eine besondere Abtheilung für Cultus und Unterricht im Staatsministerium errichtet, welches vom Beginne 1861 bis zum 27. Juli 1865 Anton Ritter von Schmerling, nach ihm bis 7. Februar 1867 Graf Belcredi und darnach kurze Zeit Freiherr von Beust leitete. Seit dem 5. März 1864 (bis zum 14. September 1867) stand dem Staatsministerium für Unterrichtsangelegenheiten ein Unterrichtsrath zur Seite, der keine Executive besass, aber in wissenschaftlichen und didaktischen Fragen die Regierung zu berathen hatte.

Am 2. März 1867 wurde mittelst Allerh. Handschreibens ein selbständiges Ministerium für Cultus und Unterricht errichtet, an dessen Spitze nach längerer Unterhandlung am 30. December 1867 Leopold Ritter von Hasner trat, unter dem mit dem Concordate die kirchliche Schulaufsicht und mit dieser die politische Schulverfassung aufgehoben und die Volksschule von den sie einschränkenden Fesseln befreit und einer vollständigen Umgestaltung zugeführt wurde. Bis zu dieser Zeit war noch die politische Schulverfassung in Kraft und wurde auch in der Verwaltung des Wiener Volksschulwesens nichts geändert, ausser dass statt des Schulrathes M. A. Becker im Jahre 1864 Vincenz Prausek als Inspector für die Volksschulen in das Unterrichts-Departement der Statthalterei trat, während der erstere mit der Aufsicht der Realschulen betraut wurde.

α) Die Volksschule.

Die Reform der Volksschule brachte zuerst der Wiener Gemeinderath in Anregung. Nachdem die Allerhöchste Thronrede vom 1. Mai 1861 »die Verwirklichung freier Institutionen« verkündet hatte, betrachtete es die Vertretung der Commune Wien als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Volksschulen auf eine der Residenz und ihrer autonomen Gemeinde würdige, den Anforderungen der Zeit entsprechende Stufe zu bringen. Sie führte den Turnunterricht ein, erhöhte und regulirte die Gehalte der Lehrer, erweiterte und

adaptirte die alten und baute neue, zweckmässig und mitunter künstlerisch ausgeführte Schulhäuser.*) Auch suchte sie durch Anschaffung von Lehrmitteln den Unterricht anschaulich und zweckentsprechend zu gestalten und für eine Erweiterung des Unterrichtsstoffes in den Realien vorzusorgen.**)

Die Bestrebungen des Gemeinderathes zur Hebung der Volksschulen wurden durch die Lehrerschaft unterstützt. Die Lehrer Köhler, Mair und Paullal, welche auf Kosten der Wiener Gemeinde an der deutschen Lehrerversammlung in Gera (1862) theilgenommen hatten, erstatteten in ihrem Berichte an den Gemeinderath Vorschläge, welche die Errichtung sechsclassiger Bürgerschulen, die Einführung des Zeichnens, Singens und Turnens als obligater Gegenstände, des Unterrichtes in den Realien schon von der zweiten Classe an, die Errichtung eines Lehrerseminars, die Abhaltung von Lehrersynoden, die Hebung des Lehrerstandes und eine Revision der politischen Schulverfassung bezweckten. In ähnlichem Sinne waren die Petitionen gehalten, mit welchen sich die Wiener Lehrer im Jahre 1863 an den niederösterreichischen Landtag und im Jahre 1864 an das k. k. Staatsministerium wendeten.

Die Regierung konnte sich der Erkenntniss nicht verschliessen, dass die zu Reformen im Volksschulwesen drängende Strömung berechtigt sei. Da aber die politische Schulverfassung und das Concordat zu Recht bestanden, so konnte sie nicht an eine vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens denken, wie sie die im Gemeinderathe und der Lehrerschaft verbreitete Meinung forderte. Doch behielt sie die Verbesserung der Wiener Schulen im Auge.

Im Februar 1862 veranstaltete der k. k. Unterstaatssecretär Freiherr von Helfert eine Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen aus Anlass der Londoner Weltausstellung,

---

*) Wenn der künstlerisch ausgeführten Schulbauten gedacht wird, so darf der Schulbau der evangelischen Gemeinde nicht übergangen werden, der sich neben der Technik in einfacher Schönheit erhebt. Er beherbergt die evangelischen Schulen für Knaben und Mädchen, welche als Privatschulen eine den öffentlichen analoge Entwickelung genommen haben. Seit dem Jahre 1850 war die Knabenschule eine dreiclassige Hauptschule mit zwei Unterrealschul-Classen, neben ihr bestand eine zweiclassige Mädchenschule. Da aber die Schulclassen in der Stadt zerstreut waren, so beschloss die evangelische Gemeinde, einen neuen Bau aufzuführen. Se. Majestät widmete ihrem Schulvorstande für diesen Zweck (1859) einen Baugrund, auf dem der Bau, zu dem auch die Wiener Commune einen Beitrag leistete, 1862 begonnen und 1865 vollendet wurde. Im folgenden Jahre wurde die Unterrealschule auf drei, die Mädchenschule auf vier Classen erweitert.

**) Ueber die Fürsorge der Gemeinde um das Volksschulwesen vergleiche den Abschnitt: Verwaltung von Dr. Carl Glossy.

welche den Stand des Volks- und Mittelschulwesens zur Anschauung brachte. Die Wiener Schulen waren hierbei schwach vertreten. Doch zeigte sich, dass in denselben neue Methoden (die Lautiermethode, die Schreiblesemethode, das Tactschreiben) nach Geltung rangen, und dass Wiener Schulmänner neue Lehrbücher und Lehrmittel schufen, unter denen die Greiner'schen und Hermann'schen Schreibhefte, der Bleich'sche Rechenapparat, der mittelst Walzen verschiedene Zahlenbilder zum Vorschein brachte, Hermann's Musterbogen zur Anfertigung von beweglichen Buchstaben, sein Rechenapparat zur Versinnlichung der Bruchtheile, Dr. Hillardt's stigmographische Tafeln für den Schreib-, Zeichen- und geometrischen Anschauungsunterricht hervorzuheben sind. Mit dem Rechenschaftsberichte, den Freiherr von Helfert an den Staatsminister v. Schmerling über die Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen in Wien erstattete, schloss dieser für die Entwickelung des österreichischen Schulwesens wichtige Staatsmann seine amtliche Thätigkeit ab.

Der Besuch und die Besprechung der Ausstellung war der Entwickelung des Volksschulwesens speciell in Wien nur förderlich. Man erkannte die Mängel und gleichzeitig auch die Mittel zur Besserung. Vielleicht ist es als Wirkung dieser Ausstellung zu bezeichnen, dass durch Erlass des Staatsministeriums vom 26. Juni 1863 mit Beginn des Schuljahres 1863/64 das Zeichnen an den Volksschulen als obligater Gegenstand eingeführt wurde.

Von dem Bestreben, den »deutschen Sprachunterricht« zu verbessern, zeugen die den Wiener Lehrerversammlungen fürs Schuljahr 1865 vorgelegten Fragen: *a*) Soll in den vier Classen ein abgesonderter grammatischer Unterricht ertheilt werden? *b*) Wie viel in jeder Classe? *c*) Welchen Nutzen haben die im Anhange des Lesebuches angefügten Sprachübungen?

Dass man von Seite der Behörden auch eine Erweiterung des Unterrichtsstoffes, namentlich mit Rücksicht auf die Realien, in Aussicht genommen hatte, verrathen die von der k. k. niederösterreichischen Statthalterei für das Jahr 1866 empfohlenen Conferenzfragen: *a*) Welches ist der Begriff und Zweck des sachlichen Unterrichtes in der Volksschule? *b*) In welchem Verhältnisse steht daselbst der sachliche Unterricht zum formalen und zum Anschauungsunterrichte? *c*) Bei welchem Lehrgegenstande und wie soll derselbe ertheilt werden?

Dieselbe Rücksicht auf den Unterricht in den Realien war wohl für die Regierung massgebend, als sie eine neue Ausgabe der für

die Volksschulen bestimmten Lesebücher beschloss und für diesen Zweck am Anfange des Jahres 1866 eine Commission zusammensetzte, welcher die Schulräthe Prausek und Becker, das Mitglied des Unterrichtsrathes Joh. Hermann, Prof. Egger, Schuldirector Schwöd, Oberlehrer Bernhard, Musterlehrer Niernberger und der Inhaber einer Privatschule, Niedergesäss, angehörten.

Die traurigen Erfahrungen, die Oesterreichs Heere im Sommer 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern gemacht hatten, schrieb die öffentliche Meinung nicht ohne Grund der Ueberlegenheit der preussischen Schulmeister zu. Diese Ansicht trug viel dazu bei, dass die Reform des Volksschulwesens überhaupt, in Wien insbesondere einen rascheren Fortgang nahm.

Schon am 10. Mai 1866 berief der niederösterreichische Landesausschuss die Schulräthe Prausek und Joh. Hermann, die Gemeinderäthe Dr. Ficker und Dr. Kolatschek, den Director der Normalhauptschule Röll, Prof. Stark und die Lehrer Niernberger und Spitzer als Experten, welche neben der Verbesserung der Elementarschule auch die Errichtung von Lehrerseminaren und den Vorgang bei Anstellung und Entlassung der Lehrer berathen sollten. Der Rücktritt des Ministeriums Belcredi (Februar 1867) ermuthigte die fortschrittlich gesinnten Elemente, für eine vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens einzutreten.

Während der Lehrerverein »Volksschule« mit Zustimmung des Staatsministeriums die Vorbereitungen zur Abhaltung eines »österreichischen Lehrertages in Wien« traf, beantragte der Herbst-Kaiserfeld'sche Club im Reichsrathe (11. Juni 1867) die Emancipation der Schule von der Kirche. Gleichzeitig (25. Juni 1867) stellten die Demokraten im Wiener Gemeinderathe den Antrag auf eine »radicale Reform des Volksschulwesens« und auf die »vollständige Uebergabe der Volksschule an die Gemeinde«.

Am 5. und 6. September 1867 wurde der erste österreichische Lehrertag im k. k. Redoutensaale abgehalten. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage: »Ist die österreichische Volksschule das, was sie sein soll? Wenn nicht, wie kann sie zweckmässig umgestaltet werden?« Nach einer lebhaften Discussion fasste er seine Beschlüsse in Resolutionen, welche dem Unterrichtsministerium unterbreitet wurden, zusammen. In denselben wurden für die Volksschule vollständige Selbständigkeit und die Aufsicht durch intelligente Volksschulmänner, eine Erweiterung der Schulpflicht auf acht, vom sechsten bis zum vier-

zehnten Jahre, und demgemäss auch die Erhöhung der Lehrziele mit Rücksicht auf das praktische Leben gefordert, das Turnen als obligater Lehrgegenstand und die Freiheit der Wahl der Methode und der Lehrmittel beansprucht, die Reform der Lehrer-Bildungsanstalten, die Errichtung von Fortbildungsschulen für bereits angestellte Lehrer und Stipendien für die sie besuchenden, sowie die Gründung von Erziehungs- und Unterrichtsvereinen als nothwendig hervorgehoben, ein gesetzlicher Rechtsschutz für die Lehrer und die Heranziehung derselben zur Theilnahme an der Schulgesetzgebung verlangt und statt des Schulgeldes die Einführung einer Schulsteuer empfohlen. Die Verwirklichung dieser Wünsche, welche mit der Lehrerschaft auch alle wahren Freunde der Schule theilten, liess nicht lange auf sich warten.

Die Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 waren der erste Schritt hierzu. Dieselben setzten im Artikel 17 fest: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachzuweisen hat. Für den Religionsunterricht in den Schulen ist von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft Sorge zu tragen; dem Staate steht rücksichtlich des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu. Entsprechend diesen Staatsgrundgesetzen wurde durch das Gesetz vom 25. Mai 1868 die kirchliche Schulaufsicht aufgehoben und die staatliche Schulaufsicht organisirt. Durch § 2 wurde der Unterricht in allen Lehrgegenständen mit Ausnahme der Religion als unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft erklärt, der § 6 erschloss die Lehrämter an den öffentlichen Schulen gleichmässig allen Staatsbürgern und die Paragraphen 9 und 10 stellten die Schulaufsichtsbehörden fest. Die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen erhielt das Unterrichtsministerium. Zur Leitung und Aufsicht über das Erziehungswesen, dann über Volksschulen, Lehrer-Bildungsanstalten und Mittelschulen wurde in jedem Kronlande ein Landesschulrath, speciell für die Ueberwachung der Volksschulen in jedem Bezirke ein Bezirksschulrath und in jeder Schulgemeinde ein Ortsschulrath eingesetzt.

Unterdessen wurde im Unterrichtsministerium auf Grundlage der in den letzten Jahren erschienenen süddeutschen Gesetze unter Herbeiziehung einzelner Schulmänner, nach Einholung zahlreicher

Gutachten von Behörden und Vereinen ein Volksschulgesetz ausgearbeitet, das dem Reichsrathe vorgelegt ward. Nachdem es in demselben durchberathen und beschlossen worden war, erhielt es am 14. Mai 1869 als Reichsvolksschulgesetz von Sr. Majestät die allerhöchste Sanction. Durch dieses Gesetz wurde das Volksschulwesen Oesterreichs auf eine solche Höhe gebracht, dass es sich würdig dem bestorganisirten deutschen an die Seite stellen kann.

β) Die Wiederholungsschulen und die gewerblichen Fortbildungsschulen.

Auch an diesen Schulen machte sich das Bedürfniss nach Reformen schon im Anfange der sechziger Jahre geltend. Als mit der neuen Gewerbeordnung vom 20. December 1859 der Zwang, für die Freisprechung ein Zeugniss der Wiederholungs- oder gewerblichen Fortbildungsschule beizubringen, aufgehoben wurde, sank an den Wiederholungs- und Gewerbeschulen der Besuch in auffallender Weise. Da zugleich die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung standen, so waren die fünf Gewerbeschulen Wiens im Sommer des Jahres 1862 der Auflösung nahe. Das Handelsministerium wandte sich deshalb an die Gemeinde mit dem Antrage, diese Anstalten in die communale Verwaltung zu übernehmen. Der Gemeinderath nahm diesen Antrag in seiner Sitzung am 30. September 1862 zwar nicht an, widmete aber 3000 fl. diesen Schulen und forderte gleichzeitig eine Regelung des Gewerbeschulwesens. Auch der niederösterreichische Landtag des Jahres 1863, an den sich die Handels- und Gewerbekammer um eine Subvention der Gewerbeschulen gewandt hatte, sprach bei Zusicherung derselben (in der Höhe von je 3000 fl. für drei Jahre) den Wunsch nach einer Reorganisation dieser Schulen aus. Indessen war ein Promemoria des Lehrkörpers der Wiedener Gewerbeschule bei der k. k. Statthalterei eingelaufen, das zur Hebung des Gewerbeschulwesens die Nothwendigkeit des Besuchszwanges und der Verbesserung des Volksschulwesens betonte. Dies veranlasste die ständige Commission der Handels- und Gewerbekammer, welche das Gewerbeschulwesen leitete, über die Reorganisirung des Sonntags- und Wiederholungsunterrichtes zu berathen und als Resultat dieser Berathungen einen Entwurf für die künftige Einrichtung der Gewerbeschulen auszuarbeiten (24. November 1863).

Die Handels- und Gewerbekammer wandte sich mit dem Plane einer Reform der Gewerbeschule an das k. k. Staatsministerium, und

dieses berief eine Commission, welcher der Schulrath Becker, der Schulenoberaufseher Stöger, der Director der Landstrasser Oberrealschule Weiser und der Director der Normalhauptschule bei St. Anna Röll beigezogen wurden. Auf Grund der Berathungen wurden am 5. Juni 1864 Bestimmungen über die sonntägigen Wiederholungs- und über die Fachschulen für Gewerbelehrlinge erlassen. Darnach gliederten sich die gewerblichen Anstalten: *a)* In Wiederholungs- und Fortbildungsanstalten; *b)* in gewerbliche Fachschulen.

Erstere bestanden an den Hauptschulen, die mit oder ohne Unterrealschulen waren, und sollten drei oder vier Classen umfassen. An ihnen konnte der Unterricht auch an den Abenden der Wochentage ertheilt werden. Ueber den Unterricht, die Lehrgegenstände und Schulbücher wurden die bereits bestehenden Normen aufrecht erhalten. Die Lehrmittel sollten durch Wohlthäter, durch die Gemeinde oder durch Gewerbegenossenschaften beschafft werden, die Lehrkräfte Remunerationen erhalten. Die Aufsicht wurde den Organen der Volksschulaufsicht zur Pflicht gemacht, ausserdem blieben fürs Zeichnen die Zeicheninspectoren bestehen. Ueberdies sollten die Genossenschaften besondere Inspectoren zur Förderung dieser Schulen bestellen. Zur Aufrechthaltung eines guten Schulbesuches wurden für Lehrherrn und Fabrikanten, die ihre Lehrlinge nicht zur Schule verhalten, Geld- und Arreststrafen oder die Entziehung des Rechtes, Lehrlinge zu halten, festgesetzt.

Bezüglich der Fachschulen wurden nur ganz allgemeine Normen erlassen. Ueber Einrichtung und die Massregeln zur gehörigen Benützung sollten die Gewerbegenossenschaften Beschlüsse fassen und diese der Landesstelle vorlegen. Sie sollten auch die unmittelbare Aufsicht haben. Die Regierung behielt sich blos die Ueberwachung des Unterrichtes vor. Bei der Durchführung dieser Bestimmungen an den Wiener Gewerbeschulen im Jahre 1864 trat insoferne eine Verbesserung ein, als jetzt der Unterricht auf zwei Jahre ausgedehnt und ins erste Jahr die allgemeine, ins zweite die besondere fachliche Bildung verwiesen wurde. Auch die Feststellung einer Aufnahmsprüfung und die Freiheit der Wahl der Gegenstände förderte den Erfolg des Unterrichtes, indem nur solche, die Fähigkeiten und Interesse besassen, an demselben theilnahmen. Neu erscheint die Einführung des Religionsunterrichtes und die Verlegung des sonntägigen Nachmittagsunterrichtes auf den Abend eines Wochentages. Im Ganzen umfasste der Unterricht 6—7 Stunden in der Woche.

Im folgenden Jahre 1864/65 wurde durch Gründung einer neuen Gewerbeschule an der Rossauer Realschule die Zahl dieser Anstalten auf sechs erweitert.

Bemerkenswerth ist im Gewerbeschulwesen dieser Zeit die Errichtung des sogenannten praktischen Jahrganges an der Gumpendorfer Unterrealschule. Im Organisationsstatut für Realschulen wurde ein solcher letzter Jahrgang im Anschlusse an die Unterrealschule (Bürgerschule) für jene Schüler ins Auge gefasst, die aus der Unterrealschule unmittelbar ins praktische Leben übertreten. Auf Anregung des um das Schulwesen hochverdienten Vorstandes von Gumpendorf, K. Garber, beschloss der Gemeinderath im Jahre 1862 die Errichtung dieses Jahrganges an der dortigen Realschule. Mit dem Schuljahre 1862/63 trat er ins Leben und bestand bis zum Jahre 1875. An ihm wurde neben der Religion kaufmännische Correspondenz, Handelsgeographie und Geschichte, mercantiles Rechnen, chemische Technologie und Waarenkunde, Buchhaltung, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht gelehrt.

Diesem Beispiele folgend, eröffnete der Lehrkörper an der Wiedner Oberrealschule am 1. October 1863 für Gewerbsleute und Gesellen einen Abendcurs, in welchem geometrisches und Bauzeichnen, gewerbliches Freihandzeichnen, Mechanik, Maschinenkunde, praktisches Rechnen und Buchhaltung gelehrt wurden.

Doch mit diesen Massnahmen war dem herrschenden Bedürfnisse nach einer gründlichen Reform des Gewerbeschulwesens nicht Rechnung getragen worden. Die darauf abzielenden Vorschläge der Handels- und Gewerbekammer hatte die Regierung nicht berücksichtigt, sondern sich damit begnügt, unter Aufrechthaltung der bisherigen Organisation minder wesentliche Verbesserungen einzuführen. Deshalb kam die Bewegung, welche durchgreifende Veränderungen in der Organisation der Gewerbeschulen anstrebte, nicht zum Stillstande.

Die Gemeinde und die Genossenschaften wandten sich mit Vorschlägen an die Regierung, so dass diese sich bewogen fühlte, eine Commission zur Regelung der Gewerbeschulfrage unter dem Vorsitze des Statthalters Freih. v. Weber am 18. Jänner 1867 zusammenzurufen. Auf Grund dieser Berathungen trat schon im Jahre 1867 eine Aenderung in der Einrichtung der Wiener Gewerbeschulen ein. An die Stelle der Handels- und Gewerbekammer, die auf ihr Ansuchen von der Leitung der Gewerbeschule enthoben wurde, trat eine eigene Gewerbeschul-Commission, die aus je

zwei Vertretern des niederösterreichischen Landesausschusses, des Wiener Gemeinderathes und der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und aus sechs Vertretern der Gewerbegenossenschaften gebildet wurde. Der Lehrplan griff zum Theile auf den Entwurf zurück, den schon im Jahre 1863 die Handels- und Gewerbekammer vorgelegt hatte. Darnach gliederten sich diese Schulen in drei Jahrescurse: in einen Vorbereitungscurs, in welchem Religion, Geschäftsaufsätze, gewerbliches Rechnen, Geographie, geometrisches und Freihandzeichnen gelehrt wurden, und in einen fachlichen Curs von zwei Jahren. In dem ersten Jahre wurden Religion, geometrisches und Freihandzeichnen, Physik, Mechanik, Chemie, Technologie und Modelliren betrieben, während im zweiten Jahre die ganze Stundenzahl (acht) ausschliesslich dem Fachunterrichte, also z. B. in Gumpendorf der Theorie und Praxis der Weberei und dem Manufacturzeichnen gewidmet war.

Während in Wien die sechs Gewerbeschulen schon am 12. October 1867 in der neuen Einrichtung eröffnet wurden, beschäftigte sich der niederösterreichische Landtag mit der gesetzlichen Regelung der gewerblichen Fortbildungsschulen. Seine Beschlüsse erhielten mit der kaiserlichen Sanction vom 28. November 1868 Gesetzeskraft. Durch dieses Landesgesetz wurde namentlich für die Erhaltung dieser Schulen vorgesorgt, indem die Kosten derselben auf die Gewerbetreibenden (60%), auf die Commune Wien (20%), auf den Landesfond (10%) und auf die Handels- und Gewerbekammer (10%) vertheilt wurden. Auch wurde hierdurch die Leitung der Gewerbeschulen insoferne abgeändert, als dieselbe dem inzwischen entstandenen Landesschulrathe übertragen ward, dessen Berathungen zwei Vertreter der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und zwei aus den Gewerbeschul-Inspectoren des Landes von diesen gewählten Vertreter beigezogen werden sollten.

γ) Bürgerschulen.

Auch in diesem Zeitraume bildeten die mit Hauptschulen verbundenen Unterrealschulen, deren Organisation bis zum Jahre 1867 ungeändert blieb, die zur Heranbildung des Bürgerstandes bestimmten Anstalten. Bei den Vorschlägen, welche im Gemeinderathe, in den Vereinen und in der Presse zur Reorganisation der Volksschulen gemacht wurden, trat das Bestreben zu Tage, die Bürgerschule mit der Volksschule zu einer Einheit zu verschmelzen, während sie bisher eigentlich doch nur die Unterstufe zur Oberrealschule

bildete. Selbstverständlich musste für diesen Fall eine Aenderung in den Lehrplänen sowohl der Volks- als auch der Bürgerschulen angestrebt werden.

Das Bedürfniss einer Umgestaltung der Bürgerschule wurde unabweislich, als mit Ministerial-Erlass vom 24. August 1867 eine Aenderung in der Einrichtung der Realschulen eintrat. Es wurden diese Schulen nicht mehr als »Vorbildungsstätten für die gewerblichen Beschäftigungen«, sondern als den Gymnasien analoge Anstalten aufgefasst, welche eine allgemeine humane Bildung zu vermitteln und für die technischen Hochschulen vorzubereiten haben. Demgemäss trat die Rücksicht auf das praktische Leben, die fachliche Ausbildung, in den Hintergrund. Darum wurden im Lehrplane der Unterrealschule die Baukunst, die Wechsel- und Zollkunde beseitigt und der Unterricht in den technischen Fächern, in Chemie und im Zeichnen, beschränkt. Damit hörten diese Anstalten auf, Bürgerschulen zu sein. Sie bildeten nur mehr die Unterstufe einer allgemeinen Bildungsanstalt.

Als darnach die Reorganisation des Volksschulwesens von Staatswegen in die Hand genommen wurde, musste im Zusammenhange mit den Volksschulen auch eine höhere Bildungsstätte für die unmittelbar ins praktische Leben eintretenden bürgerlichen Kreise geschaffen werden. Das Reichs-Volksschulgesetz vom Jahre 1869 that dies, indem es die Bürgerschule ins Leben rief, die bei uns dieselbe Stellung und Aufgabe zugewiesen erhielt, welche die »Secundärschulen« in der Schweiz, in Belgien und Frankreich oder »die Mittelschulen« in Deutschland haben.

δ) Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Bei dem Drange nach einer Reform der Volksschulen machte sich auch das Bedürfniss geltend, die Lehrerbildung zu heben. Die bisherigen Präparandencurse genügten nicht, und vielfach wurden Stimmen laut, dass man Lehrer-Bildungsanstalten mit mehreren Jahrgängen errichten solle. Eine solche hatte der Gemeinderath Biehl im Auge, als er 1861 den Antrag stellte, zur Erinnerung an die am 1. Mai 1861 gehaltene Thronrede ein Schullehrer-Seminar zu gründen. Dieser Antrag hatte zwar keine unmittelbare Folge, aber die Erweiterung der Lehrerbildung blieb auf der Tagesordnung.

Die Regierung verschloss sich nicht der Ansicht, dass die Hebung der Lehrerbildung wünschenswerth sei, doch begnügte sie sich damit, die bestehenden Vorschriften zu verschärfen, ohne wesent-

liche Aenderungen in den bestehenden Verhältnissen vorzunehmen. Da der Präparandencurs am k. k. Waisenhause schwach besucht war, so wurde er 1861 aufgehoben. Es blieb für die Lehrer Wiens nur der Präparandencurs bei St. Anna bestehen. Gleichzeitig mit der Ernennung des neuen Directors Alois Röll traf das Staatsministerium im Herbste 1863 mehrere Anordnungen zur Hebung dieser Anstalt. Es sollte die Zahl der Präparanden beschränkt werden, indem nur solche, welche das sechzehnte Jahr vollendet hätten und eine gute Vorbildung, namentlich auch in der Musik, durch gute Zeugnisse und eine strenge Aufnahmsprüfung nachwiesen, aufgenommen werden sollten. Zum Studium für die pädagogischen Disciplinen wurde die allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre von Franz Hermann empfohlen. In besonderen Vorträgen sollten die Candidaten über die österreichische Schulorganisation, namentlich das Verhältniss des Lehrers zu seinen Vorgesetzten, zur Gemeinde und zu den Eltern der Kinder belehrt werden. Die Verwendung der Candidaten als Supplenten an den Wiener Schulen wurde verboten. Die Ertheilung des Unterrichtes der Präparanden sollte nur einer kleinen Zahl vorzüglich dazu geeigneter Lehrer zugewiesen werden. Um die Präparanden leicht zu überwachen, wurde es als wünschenswerth bezeichnet, dass sie in einer bestimmten Zahl bei vertrauenswürdigen Familien Aufnahme fänden. Zu diesem Zwecke wurde für Unterstützung würdiger und zugleich dürftiger Candidaten ein Betrag von 500 fl. aus dem Normalschulfond auf die nächsten drei Jahre bewilligt.

Mit der Beschränkung der Zahl der Aufzunehmenden und mit der besseren Vorbildung derselben wurde jedenfalls die Leistungsfähigkeit der Lehranstalt erhöht. Auch dadurch suchte die Regierung die Bildungsziele der Lehrerschaft zu erhöhen, dass sie die Prüfungsvorschriften strenger handhabte. Mit Erlass des Staatsministeriums vom 21. September 1865 wurde verfügt, dass die Candidaten am Schlusse des zweiten Jahrganges, selbst wenn sie mit gutem Erfolge ihre Prüfungen ablegen, blos ein Zeugniss entweder für die Befähigung als Unterlehrer an Haupt- oder an dreiclassigen Volksschulen erhalten. Nur ganz hervorragende Leistungen solcher Präparanden, die mehrere Jahre im Schuldienste gestanden waren, werden durch ein Befähigungszeugniss als »Lehrer für Hauptschulen« ausgezeichnet. Im Allgemeinen können sich die Uebrigen, die minderwerthige Zeugnisse erhalten hatten, erst nach dreijähriger Praxis zur Prüfung für Lehrer an Hauptschulen melden.

Diese Massregeln der Regierung befriedigten keineswegs das herrschende Bedürfniss nach einer besseren Ausbildung der Lehrer. Im Jahre 1865 unterschrieben 656 Volksschullehrer eine Petition an den niederösterreichischen Landesausschuss um Errichtung eines Lehrerseminars.

Selbst der Regierung unterstehende Organe traten für eine Erweiterung des Präparandencurses ein. Volksschulinspector V. Prausek veröffentlichte Ende 1866 eine Abhandlung über Lehrerbildung, in welcher er gesonderte Lehrer-Bildungsanstalten für Triviallehrer und für Hauptschullehrer vorschlug und für letztere einen Bildungscurs von drei Jahren forderte. Auch an dem Präparandencurse bei St. Anna tagte 1866 ein Comité unter dem Vorsitze des Directors Röll, das sich für eine Erweiterung der Anstalt auf drei Jahrgänge aussprach.

In diesem Sinne wurde mit Ministerial-Erlass vom 23. Mai 1868 die Reorganisation der Anstalt in Aussicht genommen, indem die Haupt- und Unterrealschule in eine Uebungsschule verwandelt und Stellen für einen Director, einen Lehrerbildner und vier Hauptlehrer systemisirt wurden. Doch erst die Volksschulgesetze vom 14. Mai 1869 führten allmälig jene Umgestaltung herbei, welche eigentlich schon im Jahre 1848 angestrebt worden war.

Ehe die Lehrer-Bildungsanstalten so eingerichtet wurden, dass die aus ihnen entlassenen Zöglinge den höheren Anforderungen, welche die von der Commune angestrebten erweiterten Volks- und Bürgerschulen an ihre Lehrer stellten, genügen konnten, erschien es nothwendig, Vorkehrungen zu treffen, damit die bereits angestellten Lehrer sich die ihnen fehlende Bildung erwerben können. Das erste Mittel zu diesem Zwecke war der Beschluss des Gemeinderathes vom 16. Jänner 1863, »es solle zwar für die Anstellung als Lehrer in Wien das Zeugniss der Lehrbefähigung für Hauptschulen genügen, aber jede Gehaltserhöhung oder Beförderung durch das Bestehen einer Prüfung für das Lehramt an der unselbständigen Unterrealschule, der sogenannten Bürgerschule, bedingt sein«. In Folge dieses Beschlusses des Gemeinderathes kam die Frage einer systematischen Fortbildung der Wiener Lehrerschaft zur öffentlichen Verhandlung. Zunächst suchten die Lehrer selbst zwangslose Fortbildungscurse an den Unterrealschulen einzurichten, an denen tüchtige und kenntnissreiche Mitglieder aus ihrer Mitte oder aus den Lehrkörpern der Gymnasien und Realschulen Vorträge hielten. So wurden schon im Frühjahre 1863 an der Zoller-Bernard'schen Unterrealschule am Neubau und an der Landstrasser Realschule derartige

Curse eröffnet. Später entstand der Curs in der Schottenfelder Oberrealschule. Auch Schulrath Becker hielt an Sonnabenden bei St. Michael Vorlesungen über allgemeine und specielle Pädagogik. Alt und Jung sah man mit anerkennenswerther Emsigkeit den Vorträgen zuströmen, die sich zumeist auf die Realien, in welchen die Vorbildung der Meisten am mangelhaftesten war, bezogen. Doch die materiellen Opfer, welche die Lehrer hiebei ihrer Fortbildung brachten, und die Erkenntniss von der Nothwendigkeit einer allseitigen gründlichen Weiterbildung führte zu dem Wunsche, dass der Gemeinderath einen Fortbildungscurs für alle Lehrer Wiens errichte. Auf Anregung des Oberlehrers Köhler beschloss eine in der Technik tagende Versammlung von Lehrern, in dieser Angelegenheit eine Petition an den Gemeinderath zu richten. In dieser am 6. October 1865 verhandelten Petition schlugen die Lehrer »unter Auferlegung schwerer Opfer an Zeit, geistiger Anstrengung und Hintansetzung materiellen Erwerbes« einmüthig einen Fortbildungscurs von zwei Jahrgängen vor, für welchen der Gemeinderath durch Honorirung der vortragenden Professoren, welche namhaft gemacht wurden, sorgen möge. Zwar wurde diesem Ansuchen unmittelbar keine Folge gegeben, nur sprach man den Lehrern für das Bestreben nach ihrer Fortbildung die Anerkennung aus; doch setzte der Gemeinderath eine Commission aus Gemeinderäthen und Schulmännern zusammen, welche einen Plan berathen sollte, den Dr. Kolatschek zur Gründung einer Anstalt, die Lehrer für die zu errichtenden Bürgerschulen heranzubilden hätte, vorgelegt hatte. Der von dieser Commission durchberathene Plan wurde den hervorragendsten Pädagogen Deutschlands (Diesterweg, Stoy, Ziller, Thilo, Lüben, Dittes, Kellner u. A.) zur Begutachtung vorgelegt.

Schon im Beginne des Jahres 1866 langten die Gutachten ein, auf Grund deren die Begründung einer dreiclassigen Lehrer-Fortbildungsanstalt, »**des Pädagogiums**«, beschlossen wurde. Doch stellte das Staatsministerium mit Erlass vom 10. November 1866 solche Bedingungen, dass der Gemeinderath nahe daran war, den Plan fallen zu lassen und eine Zahl Wiener Lehrer an deutsche Lehrerseminare zu senden. Erst als ein eigenes Unterrichtsministerium geschaffen und mit der Leitung desselben zeitweilig Freiherr von Hye betraut wurde, führten die Unterhandlungen der Gemeinde, an denen sich in hervorragender Weise Dr. Karl Hoffer betheiligte, zu einem günstigen Ergebnisse. Mit Erlass vom 24. October 1867 ertheilte das Unterrichtsministerium seine Zustimmung zur Errichtung

einer privaten Fortbildungsanstalt für Lehrer unter der Bedingung, dass der Besuch facultativ sei, dass »bei Ausschreibungen von Stellen und Lehreranstellungs-Decreten künftig insolange Umgang genommen werde, dass nicht etwa diesbezüglich wegen eintretenden Bedürfnisses die Zustimmung des Ministeriums eingeholt und erlangt werde«.

Nun ging der Gemeinderath daran, die Lehrkräfte für die neue Anstalt zu gewinnen. Dr. Ficker und Dr. Kolatschek reisten nach Deutschland und gewannen Dr. Friedrich Dittes, Schulrath in Gotha, als Director, dem Dr. Otto Wilmann, Instructor an der Ziller'schen Uebungsschule in Leipzig, als Ordinarius beigegeben wurde. Am 12. October 1868 wurde das »Pädagogium« in den Räumen der Volksschule vor dem Stubenthor (Zedlitzgasse) eröffnet und erfreute sich grossen Zuspruches. Es meldeten sich im Ganzen 215 Lehrer zur Aufnahme.

Nachdem für die Jahre 1868—1870 provisorische Lehrpläne vom Lehrkörper und der Pädagogiums-Aufsichts-Commission entworfen und durchgeführt worden waren, trat erst mit dem Schuljahre 1870/71 ein definitiver Lehrplan, der mit Ministerial-Erlass vom 2. October 1871 genehmigt wurde, in Kraft. Darnach erstreckte sich der Unterricht auf drei Jahrgänge; der erste hatte einen vorbereitenden Charakter und beschränkte sich ausser dem Unterrichte in der deutschen Sprache und Literatur, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Welt- und Heimatskunde im Zeichnen- und Formenarbeiten nur auf die mit Uebungen, Hospitiren und Prakticiren verbundene Unterweisung in der Methodik der Unterstufe. Die beiden oberen Jahrgänge erweiterten die Methodik auf die Mittel- und Oberstufe und nahmen noch die Weltgeschichte, Anthropologie, Logik, die Pädagogik und ihre Geschichte hinzu, gliederten sich aber in einen humanistischen und realistischen Curs. Ausserdem wurde als facultativer Gegenstand das Französische in den Lehrplan aufgenommen.

Auf diese Weise erhielt die Lehrerschaft Wiens eine ihren Bedürfnissen entsprechende Fortbildungsstätte. Aber es erhielt auch die Commune durch die Regierung eine in ihrer Art einzige Anstalt als werthvolles Privilegium zugestanden, was als ein Beweis der Anerkennung bezeichnet werden kann, derer sich das schulfreundliche Wirken des Wiener Gemeinderathes erfreute.

Ausser dieser fachlichen Fortbildung bot sich der Wiener Lehrerwelt wiederholt die Gelegenheit dar, in besonderen, mit ihrem Berufe entfernter zusammenhängenden Kenntnissen und Fertigkeiten sich auszubilden. So hielt Dr. Melicher in den Jahren 1863 und

1864 bei St. Anna Vorträge über Bienenzucht; während der Ferien 1868 und 1869 wurden am Polytechnicum landwirthschaftliche Lehrcurse abgehalten, an denen sich an zweihundert Lehrer aus allen Theilen Oesterreichs betheiligten.

Von anderen Fortbildungsmitteln sei in erster Reihe der **Conferenzen und Versammlungen** gedacht. Es wurde im vorigen Abschnitte hervorgehoben, dass die Regierung neben den Localconferenzen, die sich an allen Schulen eingebürgert hatten, die Abhaltung von Lehrerversammlungen forderte. Bisher waren solche in den einzelnen Bezirken spärlich und unregelmässig abgehalten worden; im Mai 1861 berief der Schulenoberaufseher Prälat Stöger alle Wiener Lehrer zu einer Versammlung, um die Bezirkslehrer-Conferenzen wieder in Schwung zu bringen. Durch einen Erlass des Staatsministeriums vom 27. Juni 1862 erfolgte der Auftrag, die Lehrerconferenzen regelmässig zu halten, zugleich wurde die Theilnahme an denselben den Schulaufsichtsorganen und der Pfarrgeistlichkeit angelegentlichst empfohlen. Das bewog das Consistorium, am 26. October 1864 an die Schuldistrictsaufseher die Weisung ergehen zu lassen, in jedem Semester eine Lehrerversammlung zusammen zu rufen.

Schon aus Anlass der im Jahre 1861 abgehaltenen allgemeinen Lehrerconferenz wurden Stimmen laut, die sich darüber beschwerten, dass die zahlreichen Lehrerinnen und Instituts-Vorsteherinnen Wiens zur Theilnahme nicht eingeladen worden waren. Doch erst am 21. November 1867 berief Schulrath V. Prausek eine Versammlung von Lehrerinnen, der im Jahre 1868 drei andere folgten. Diese Sonderversammlungen und der schon 1862 durch den Gemeinderath Raffelsberger in der Gemeindevertretung eingebrachte Antrag, an Mädchenschulen vorzugsweise Lehrerinnen anzustellen, sind die hervorstechendsten Momente in der Entwickelung der Lehrerinnenfrage vor dem Jahre 1869.

Neben den officiellen Versammlungen gewannen aber in der constitutionellen Aera die Vereine der Lehrerschaft und die von diesen Vereinen veranstalteten Versammlungen erhöhte Bedeutung. Von Vereinen entstand im October 1863 auf Anregung des jetzigen Directors Franz Mair der Verein »Volksschule«, den zuerst Oberlehrer Köhler als Präses leitete. Noch gegenwärtig blüht dieser Verein und trifft Vorkehrungen zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. Daneben wurde im März 1864 der »Wiener Lehrerverein« gegründet, der, von Jacob Spitzer angeregt, an den

pädagogischen Verein des Jahres 1848 anknüpfte. Ihm stand längere Zeit der Institutsinhaber und Gemeinderath Bondi vor. Dieser, sowie der von Dr. Kolatschek im Jahre 1868 gegründete »Erziehungsverein«, verschwanden nach kurzer Dauer. Dagegen behauptete sich bis auf die Gegenwart der im Jahre 1868 gegründete »Verein der Erzieherinnen«, welcher als Verein der katholischen Lehrerinnen und Erzieherinnen gegenwärtig unter dem hohen Protectorate Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia steht. In den Versammlungen dieser Vereine wurden durch Vorträge und Besprechungen pädagogisch-didaktischer Fragen die Bildung der Lehrerschaft und der Fortschritt in der Entwickelung des Schulwesens wesentlich gefördert. Namentlich ist in dieser Beziehung der allgemeinen Lehrerversammlungen zu gedenken, die auf Anregung des Vereines »Volksschule« als österreichische Lehrertage abgehalten wurden. Des ersten österreichischen Lehrertages, der im September 1867 in Wien abgehalten wurde, wie seiner für das Volksschulwesen Oesterreichs und auch Wiens höchst bedeutsamen Beschlüsse wurde bereits gedacht. Im folgenden Jahre fand der Lehrertag Ende August in Brünn statt.

Nicht minder förderlich wirkten auf das einheimische Schulwesen die **Instructionsreisen**, welche Wiener Schulmänner nach dem Auslande unternahmen. Insbesondere legte der Gemeinderath darauf Gewicht, dass einzelne Mitglieder der Wiener Lehrerschaft an den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen sich betheiligen und gleichzeitig die Schulverhältnisse in Deutschland studiren. Zu diesem Zwecke bewilligte er besondere Reisestipendien. So wurden zu den Lehrerversammlungen nach Gera (1862), nach Mannheim (1863), nach Hildesheim (1867) je drei Schulmänner auf Kosten der Commune entsendet. Aber auch die Regierung entsandte nach Mannheim den Schulrath Becker und den Ministerialsecretär Dr. Hillardt. Welch' wohlthätige Folgen die Einsicht einheimischer Schulmänner in das weit fortgeschrittene Unterrichtswesen Deutschlands für unser Schulwesen hatte, wurde im Einzelnen schon berührt und bedarf keines weiteren Beweises.

Von den **Zeitungen**, welche unter den Fortbildungsfactoren der Lehrerschaft nicht übersehen werden dürfen, erschienen auch in diesem Zeitraume das »österreichische pädagogische Wochenblatt« Jos. Kaiser's und der »Oesterreichische Schulbote«, dessen Redaction seit 1864 Dr. Hillardt leitete. Daneben entstand 1861 die »Volksschule«, 1862 die »Allgemeine österreichische

Schulzeitung« von Jacob Spitzer, das »Schulblatt« und 1867 die »Freien pädagogischen Blätter« von Jessen. Die Vermehrung der Fachblätter, die verschiedenen Parteischattirungen der Lehrerschaft angehörten, hat durch die vielseitige Beleuchtung der auf der Tagesordnung stehenden Schulfragen zu deren Klärung wesentlich beigetragen. Sie hat auch durch Heranziehung zahlreicher Mitglieder des Lehrerstandes zu schriftstellerischer Thätigkeit unter demselben das Streben nach gründlicher pädagogisch-didaktischer Bildung verbreitet und durch Mittheilungen der Ergebnisse fachlicher Studien und Forschungen der beruflichen Ausbildung der Lehrerschaft und dem Fortschritte in der Schulpraxis wesentliche Dienste geleistet.

III. Das Volksschulwesen von 1869 bis auf die Gegenwart.

α) Die Volks- und Bürgerschule.

Nachdem das langersehnte und mit aller Anstrengung erstrebte Volksschulgesetz mit dem 14. Mai 1869 in Kraft getreten war, entwickelten sowohl die Schulbehörden als auch die Commune eine rege und vielseitige Thätigkeit, um die grossartigen Reformen, welche hierdurch geboten waren, ins Leben zu rufen. Das k. k. Unterrichts-Ministerium erliess am 12. Juli 1869 Uebergangsbestimmungen zur Durchführung des neuen Gesetzes und stellte vorläufig auch das Lehrziel fest, das in dem Auge behalten werden solle. Genauere Bestimmungen wurden mittelst Verordnung vom 20. August 1870 durch die Schul- und Unterrichtsordnung getroffen. Der niederösterreichische Landtag beschloss Gesetze, die mit dem 5. April 1870 in Wirksamkeit traten, durch welche die Errichtung, Erhaltung und der Besuch an den öffentlichen Volksschulen und die Rechtsverhältnisse der Lehrer in Niederösterreich, speciell auch in Wien geregelt wurden, und richtete mit dem Gesetze vom 12. October 1870 die Schulaufsicht in diesem Kronlande ein. Darnach wurde der k. k. niederösterreichische Landesschulrath constituirt, in welchem auch drei von dem Gemeinderathe der Stadt Wien gewählte Mitglieder Sitz und Stimme erhielten. Die unmittelbare Aufsicht über die Schulen der einzelnen Bezirke übernahmen die Ortsschulräthe, die aus einer grösseren Anzahl von gewählten Mitgliedern bestehen, denen Vertreter des Lehrstandes und des Religionsunterrichtes beigegeben wurden. Das gesammte Volksschulwesen Wiens wurde unter die Aufsicht und Leitung des Bezirksschulrathes gestellt, an dessen Spitze der Bürgermeister steht, und in welchem ausser den Schulmännern und

den Vertretern der verschiedenen Confessionen gegenwärtig 15 von dem Gemeinderathe gewählte Mitglieder wirken.

An die Gemeinde Wien trat die Verpflichtung heran, die mit der Erweiterung der Schulpflicht und die hierdurch bedingte Vermehrung der Schulen und mit der Verbesserung des Diensteinkommens der Lehrer gesteigerten Kosten zu bestreiten, indem ihr als Gemeinde die Auslagen für Errichtung, Vergrösserung und Erhaltung der Schulen, als Schulbezirk die Bezüge des Lehrpersonales zufielen. Welch' grosse materielle Opfer die Wiener Gemeinde brachte, um die äusseren Bedingungen, welche für eine gedeihliche Entwickelung des Volksschulwesens erforderlich sind, zu beschaffen, wurde bereits früher auseinander gesetzt.

Aber auch an der inneren Um- und Ausgestaltung des Volksschulwesens arbeitete die Gemeinde im Vereine mit den staatlichen Behörden und der Lehrerschaft eifrig mit.

Schon im August 1869 entwarf die Schulsection des Gemeinderathes den Lehrplan für sechsclassige Volksschulen, der am 10. August im Plenum angenommen, mit Ministerial-Erlass vom 14. September 1869 genehmigt und mit Beginn des Schuljahres 1869/70 eingeführt wurde. In demselben wurde auf der Elementarstufe der Anschauungsunterricht eingeführt und die Schreiblesemethode empfohlen. In der dritten Classe begann der Unterricht in den Realien mit der Heimatskunde, die sich in der IV. Classe zur Vaterlandskunde erweiterte und auf der Oberstufe in der V. und VI. Classe in den naturkundlichen, geographischen und geschichtlichen Unterricht gliederte. Im naturkundlichen Unterrichte sollten auf dieser Stufe die bereits besprochenen Naturobjecte wiederholt, durch neue Repräsentanten vermehrt und in Gruppen zusammengestellt und eine genauere Kenntniss des menschlichen Körpers mit Hervorhebung der wichtigsten Sätze aus der Gesundheitslehre vermittelt werden. Ausserdem sollten die wichtigsten Naturerscheinungen und ihre Gesetze erklärt, und aus der Chemie dasjenige, was zum Verständniss für das häusliche Leben, das Gewerbe und die Landwirthschaft erforderlich ist, behandelt werden. Die Geometrie begann schon mit der Flächenberechnung in der III. Classe und schritt zur Berechnung der Oberflächen vierseitiger Prismen in der IV. Classe vor. Auf der Oberstufe trat sie mit dem Zeichenunterrichte, der schon in der IV. Classe mit dem Zeichnen geradliniger Figuren und Körper mittelst Zirkel und Lineal zu beginnen hatte, in der V. und VI. Classe auch als Freihandzeichen-Unterricht zur Darstellung

einfacher Körper nach der Natur oder nach Vorlagen führen sollte, in Verbindung und setzte die Darstellung räumlicher Gebilde und Gegenstände nach gegebenen verjüngten oder erweiterten Massstäben fort. Das Rechnen sollte als Kopf- und Zifferrechnen namentlich mit Rücksicht auf das praktische Leben behandelt und auf die Waaren-, Zeit-, Gewinn-, Verlust- und Gesellschafts-Rechnung, die wälsche Praktik und die Interessenrechnung, auf die wichtigsten Flächen- und Körperberechnungen und die Elemente der Buchführung erweitert werden. Gesang und Turnen wurden als obligate Gegenstände für alle Schulen, die weiblichen Handarbeiten und die Haushaltungskunde als solche für die Mädchenschulen erklärt. Der Religionsunterricht, welcher der Kirche und den Religionsgesellschaften überlassen wurde, sollte durch die kirchlichen Behörden festgestellt werden.

Durch das Volksschulgesetz vom Jahre 1869 wurde die **Bürgerschule** neu organisirt. Sie sollte »eine über das Lehrziel der allgemeinen Volksschule hinausreichende Bildung gewähren« und aus drei Jahrgängen bestehen, die auch als die letzten Jahrgänge einer nach acht Jahresstufen gegliederten Volksschule eingerichtet werden konnten. In ihnen sollte der Unterricht durch Fachlehrer ertheilt werden. In dem Ministerial-Erlass, welcher die Lehrpläne der Wiener Schulen genehmigte, sprach das Ministerium den Wunsch aus, dass die Gemeinde »Bürgerschulen« gründe. Dem entsprach letztere, indem schon im Jahre 1871 acht solcher Schulen (vier für Knaben und vier für Mädchen) eröffnet wurden, deren Zahl sich stetig mehrte. Sie traten an die Stelle der unselbständigen Unter-Realschulen und standen mit den Volksschulen in Verbindung, und darum erhielten sie den Namen »Volks- und Bürgerschulen«. Die Lehrpläne stellte das Ministerium im Anschlusse an die Schul- und Unterrichtsordnung vom Jahre 1870 bereits fest. Darnach wurden in den Bürgerschulen die Religion, die deutsche Sprache, die sich auch auf die Einführung in die deutsche Literatur zu erstrecken hatte, die Geographie und Geschichte, die Naturgeschichte und Naturlehre, die Arithmetik, die Geometrie und das geometrische Zeichnen, das Freihandzeichnen, Singen und Turnen und für Mädchen die weiblichen Handarbeiten und die Haushaltungskunde als obligate Gegenstände, die französische Sprache als unobligat gelehrt.

In demselben Jahre, in welchem die Wiener Weltausstellung den Erfolg der durch Hofrath R. v. Eitelberger geleiteten Kunstgewerbeschule des Museums für Kunst- und Industrie zur allgemeinen

Kenntniss brachte, erliess das Ministerium nicht ohne Einfluss dieses um die Entwickelung der heimischen Kunst hochverdienten Mannes am 9. August 1873 eine Verordnung, durch welche der Zeichenunterricht an den Volks- und Bürgerschulen vollständig umgestaltet wurde. Unter Berücksichtigung dieser Verordnung und mit Verwerthung der bisherigen Erfahrungen wurden mit Ministerial-Verordnung vom 18. Mai 1874 neue Lehrpläne für Volks- und Bürgerschulen verfasst, welche in Folge des Beschlusses des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 25. November 1874 auch in den Wiener Schulen eingeführt wurden. Im Wesentlichen blieb der Unterrichtsstoff gegenüber den früheren Plänen unverändert. Doch fand eine zweckmässigere Vertheilung desselben statt. Die Haushaltungskunde wurde als besonderer Lehrgegenstand der Mädchenschulen ausgeschieden.

Seitdem blieb die Organisation der Wiener Schulen durch ein Decennium ungeändert. Als die Schulgesetz-Novelle vom 2. Mai 1883 erschien, wurden in den Wiener Schulen einzelne durchgreifende Aenderungen nothwendig. Durch den § 48 dieser Novelle war es geboten, bei den Schulleiterstellen die Religion des Bewerbers zu berücksichtigen, weshalb bei der Ausschreibung für die Oberlehrerstelle im II. Bezirk, Sperlgasse, zum ersten Male die Befähigung zur Ertheilung des israelitischen Religionsunterrichtes verlangt wurde. Vor Allem aber glaubte der Gemeinderath der Novelle auch in der Richtung Rechnung tragen zu sollen, dass er die Bürgerschulen von den Volksschulen loslöste und als besondere Anstalten organisirte. Es wurde demnach am 13. Juni 1884 eine räumliche Trennung der Volks- und Bürgerschulen beschlossen, und die Schulen wurden in fünfclassige Volks- und dreiclassige Bürgerschulen gegliedert.

In Durchführung der Novelle und der durch dieselbe gestatteten Schulbesuchs-Erleichterungen nahm der Bezirksschulrath in Wien vom 24. October 1883 für die Kinder, die auf solche Erleichterungen Anspruch erheben, einen regelmässigen Besuch während des ganzen siebenten Schuljahres und einen wöchentlich dreistündigen Unterricht während des Winters im achten Schuljahre in Aussicht. Der k. k. niederösterreichische Landesschulrath genehmigte diesen Beschluss mit Decret vom 1. October 1884 und erliess gleichzeitig einen Lehrplan für den Unterricht solcher Schulen im letzten Schuljahre; der sich auf die Religion, die deutsche Sprache, das Rechnen und die geometrische Formenlehre, die Naturkunde, die Geographie und Geschichte, das Schreiben und das Zeichnen erstreckt. Zu diesem

Zwecke errichtete der Gemeinderath durch Beschluss vom 6. November 1884 im Gemeindegebiete sechs Sammelclassen, und zwar drei für Knaben und drei für Mädchen, welche Schulbesuchs-Erleichterungen geniessen.

Die Novelle rief manche Aenderungen im Lehrplane der Bürgerschule hervor, welche mit Verordnung des Unterrichts-Ministeriums vom 8. Juni 1883 im Allgemeinen bestimmt und mit Ministerial-Erlass vom 1. April 1884 in detaillirten Lehrplänen für die verschiedenen Zwecke, denen diese Schulen dienen sollen, kundgemacht wurden. Mit Rücksicht auf diese Lehrpläne wurden vom Wiener Bezirksschulrathe für die Wiener Bürgerschulen besondere Lehrpläne ausgearbeitet, welche mit Erlass des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 23. April 1884 eingeführt wurden. Darnach sind die Knaben-Bürgerschulen als solche mit »gewerblicher Richtung«, die Mädchen-Bürgerschulen als solche mit »bürgerlich-gewerblicher Richtung« eingerichtet. Mit den Aenderungen im Lehrplane der Bürgerschule war auch eine Revision des Lehrplanes der fünfclassigen Volksschule, des Unterbaues für die Bürgerschule, erforderlich. Die hierüber von dem Wiener Bezirksschulrathe vorgelegten Entwürfe erhielten mit Beschluss des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 11. Juni 1884 die Bestätigung.

Seit dem Schuljahre 1884/85 wird nach diesen Lehrplänen, welche gegenüber den früheren zwar mancherlei Aenderungen im Einzelnen und in der Vertheilung des Unterrichtsstoffes aufweisen, aber im Ganzen an den Lehrzielen der Volksschulgesetze vom Jahre 1869 festhalten, der Unterricht in den Wiener Volks- und Bürgerschulen ertheilt. Die einzige wesentliche Aenderung ist die Ausscheidung des Turnens aus der Reihe der obligaten Gegenstände der Mädchenschulen.

Mit dem durch das Gesetz vom Jahre 1869 geänderten und erhöhten Lehrziele der Volks- und Bürgerschulen war auch die Herbeischaffung von Lehrbüchern und Lehrmitteln, welche diesen Lehrzielen entsprechen, geboten. Dadurch, dass das Privilegium des Schulbücher-Verlages, ausschliesslich die für Volksschulen erforderlichen Lehrbücher herauszugeben, aufgehoben wurde, war die freie Concurrenz auf diesem Gebiete eröffnet. Diese fand auch dadurch eine Förderung, dass die Lehrbücher und Lehrmittel zwar der Approbation des k. k. Unterrichts-Ministeriums bedurften, aber für Volksschulen vom Bezirksschulrathe, für Bürgerschulen von der Local-Lehrer-Conferenz vorgeschlagen werden konnten. Die Folge der freien Con-

currenz war, dass die österreichischen Schulmänner sich beeilten, zweckentsprechende Schulbücher und Lehrmittel zu schaffen. Namentlich erschienen seit dem Jahre 1869 zahlreiche »Fibeln« und »Lesebücher« sowohl für die Stadt- als auch für die Landschulen; aber auch fürs Rechnen, für die Geometrie und für die Realien wurden zahlreiche Lehrbücher speciell von Wiener Schulmännern verfasst. Desgleichen bemühte sich die Wiener Lehrerwelt in Verbindung mit Industriellen, Bilder für den Anschauungsunterricht, Schulatlanten und Wandkarten, Tafeln und Apparate für den Unterricht in der Naturkunde, Vorlagen und Modelle für den Zeichenunterricht herauszugeben, um hierdurch dem Unterrichte die einzig richtige Grundlage, die Anschauung, zu geben.

Auch der k. k. Schulbücher-Verlag betheiligte sich an dem Wetteifer zur Schaffung guter Lehrtexte. Im Jahre 1875 wurde eine Commission im Ministerium unter dem Vorsitze des jetzigen Hofrathes Dr. G. Ritter von Ullrich zusammenberufen, welche die Volksschullesebücher zu bearbeiten hatte. Diese gestaltete die bisher im Schulbücher-Verlage erschienenen Lesebücher vollständig um. Es erschien die Fibel in der Bearbeitung von J. Vogl und Branky, ein dreitheiliges Lesebuch für die nieder organisirten Schulen, dessen erster Theil die obige Fibel bildet, dessen zweiter und dritter Theil von Zeynek, Dr. J. Mich und A. Steuer bearbeitet wurde, ein fünftheiliges und ein achttheiliges Lesebuch, an denen ausser Dr. Ullrich und Branky auch W. Ernst gearbeitet hatte. Von denselben Verfassern rührt auch das dreitheilige Lesebuch für Bürgerschulen her. Diese unter der Aegide des Unterrichts-Ministeriums erschienenen Lesebücher haben die meisten anderen aus dem Gebrauche verdrängt. Gegenwärtig beschäftigt sich neuerdings eine Commission im Ministerium mit der Revision dieser Bücher.

Die Wiener Gemeinde hat auf die Verfassung der Lesebücher und auf die Verfertigung von Lehrmitteln keinerlei Einfluss nehmen können, aber sie sorgte und sorgt dafür, dass die Schulen die erforderlichen Lehrbücher und Lehrmittel besitzen und dass diejenigen Kinder, deren Eltern nicht in der Lage sind, sie mit den für einen gedeihlichen Unterricht erforderlichen Büchern, Lehrmitteln und Materialien zu versehen, dieselben unentgeltlich erhalten. Durch die mit Beschluss vom 18. Juni 1872 erfolgte Gründung einer permanenten Lehrmittelausstellung, die im October 1874 in der Westbahnstrasse 25 eröffnet und im laufenden Schuljahre in das aufgelassene Rathhausgebäude verlegt wurde, bietet sie den

Lehrern Gelegenheit, neue Lehrmittel kennen zu lernen, den Industriellen, ihre Erzeugnisse bekannt zu machen. Auch entsprach sie den gesetzlichen Forderungen, indem sie zur Fortbildung der Schuljugend an den einzelnen Schulen »Schulbibliotheken« errichtete.

β. Wiederholungs- und Fortbildungsschulen.

Mit der achtjährigen Schulpflicht wurde die Wiederholungsschule überflüssig, da die Kinder bis zum 14. Lebensjahre schulpflichtig wurden. Deshalb wurden diese Schulen im Jahre 1872 geschlossen.

Doch zeigte die Erfahrung, dass Kinder, welche ihrer Schulpflicht genügt hatten, trotzdem den Anforderungen, welche in den gewerblichen Fortbildungsschulen, die sie zur Erweiterung ihrer Bildung besuchen sollen, nicht entsprachen. Theilweise ist der mangelhafte Unterricht, den sie vielleicht in Folge schlechten Schulbesuches oder unzureichender geistiger Fähigkeiten genossen hatten, theilweise die ungenügende oder gänzlich mangelnde Kenntniss der deutschen Sprache an diesem Umstande schuld. Um solche Lehrlinge zur Aufnahme in die gewerblichen Fortbildungsschulen, deren später gedacht werden wird, vorzubereiten, wurden im Jahre 1873 von der Gewerbeschul-Commission im Sinne des Landesgesetzes vom 3. März 1873 gewerbliche Vorbereitungscurse eingeführt, welche als Pflichtschulen an die Stelle der früheren Wiederholungsschulen traten. Sie gliedern sich in zwei Classen und sind in den städtischen Schulen untergebracht. Der Unterricht wird wöchentlich in sieben Stunden von den städtischen Lehrern ertheilt.

Hier ist es wohl am Platze, eines Vereines zu gedenken, dessen Aufgabe es ist zu verhindern, dass die deutschen Kinder in fremdsprachigen Ländern ihrer Muttersprache verlustig werden und dass sich die bedeutenden Kosten für die Vorbereitungscurse, welche der Wiener Bevölkerung zufallen, stetig steigern. Der **deutsche Schulverein,** der in Wien (1880) gegründet wurde und daselbst auch seinen Vorstand hat, gehört, obgleich seine Wirksamkeit ausserhalb Wiens sich erstreckt, doch gewiss auch zu den hervorragendsten Factoren auf dem Gebiete der Schule unserer Residenzstadt. So wie diese, durch Jahrhunderte die Reichshauptstadt Oesterreichs, den patriotischen altösterreichischen Geist bewahrt hat, ihn hegt und pflegt, so pflegt der deutsche Schulverein fern von jeder politischen Thätigkeit die deutsche Sprache und damit ein wichtiges, den österreichischen Staat einigendes Band. Damit erklärt es sich, dass Wien die Wiege dieses

Vereines ist, der bis Ende 1887 mehr als anderthalb Millionen Gulden für deutsches Schulwesen und deutschen Unterricht verausgabte und gegenwärtig 37 Vereinsschulen mit 94 Abtheilungen und 52 Vereins-Kindergärten mit 66 Abtheilungen mit einem jährlichen Kostenaufwande von 122.460 fl. erhält und ausserdem 83.750 fl. als Unterstützungen für andere Schulen verwendet. Der altösterreichische Geist Wiens bekundet sich auch darin, dass von 120.000 Mitgliedern des Vereines auf Wien allein 12.500, die sich auf zwanzig Ortsgruppen vertheilen, entfallen.

γ. Die Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Gleichzeitig mit der Organisation der Volks- und Bürgerschulen erfuhren auch die Lehrerbildungs-Anstalten eine durchgreifende, dem erhöhten Stande der Volksschulen entsprechende Umgestaltung. Mit dem Gesetze vom 14. Mai 1869 wurden die Grundzüge hierzu entworfen. Darnach sollten sowohl Lehrer- als auch Lehrerinnen-Bildungsanstalten mit vier Jahrescursen eingerichtet und mit Uebungs- und Musterschulen, die Lehrerinnen-Bildungsanstalten auch mit einem Kindergarten in Verbindung gesetzt werden. Der Unterricht sollte sich neben der Pädagogik auf alle an den Bürgerschulen zu lehrenden Gegenstände, ausserdem bei den männlichen Zöglingen auf die Landwirthschaftslehre und Musik, bei den weiblichen auch auf fremde Sprachen erstrecken. Am Schlusse des vierten Jahrganges haben sich die Zöglinge einer Reifeprüfung aus allen gelernten Gegenständen zu unterziehen, die zur Anstellung als Unterlehrer oder provisorischer Lehrer berechtigt. Zur definitiven Anstellung als Lehrer ist ein Lehrbefähigungs-Zeugniss erforderlich, das durch eine Prüfung vor einer besonderen Commission zu erwerben ist. Zur Durchführung dieses Gesetzes wurden die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten vorerst mit Ministerial-Verordnung vom 12. Juli 1869 auf drei Jahre erweitert, mit dem Jahre 1872/73 sollten sie als vierjährige Anstalten eingerichtet werden. Dieselbe Ministerial-Verordnung traf auch Bestimmungen über den Director, den Lehrkörper, die Schüler, die Prüfungen, die Uebungsschulen und die Lehrmittel und organisirte besondere Bildungscurse für Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten. Ein Jahr darnach wurden mit Ministerial-Verordnung vom 19. Juli 1870 detaillirte Lehrpläne für die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten vorgeschrieben. Für die männlichen Zöglinge wurde in der Musik der Gesang und das Violinspiel als obligat, das Clavier- und Orgelspiel als unobligat erklärt; für die weiblichen Zöglinge

erscheint die französische Sprache, der Gesang und das Clavierspiel unter den obligaten, die englische Sprache als nicht obligater Gegenstand.

Es galt nunmehr die neue Organisation an den Wiener Anstalten einzuführen. Dies an der k. k. Lehrer-Bildungsanstalt bei St. Anna zu thun, wurde Theodor Vernaleken, der schon in den fünfziger Jahren an der Verbesserung der Volksschule gearbeitet hatte, ausersehen. Im März 1870 übernahm er die Direction der Anstalt und lenkte sie in die neuen Bahnen ein. — Die Ursulinerinnen konnten den gesetzlichen Anforderungen nicht entsprechen; deshalb gaben sie die Fortführung ihrer Lehrerinnen-Bildungsanstalt auf. Das bewog das Ministerium, sofort eine k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt ins Leben zu rufen, die noch im Herbste 1869 an der k. k. Mädchenschule in der Bäckerstrasse errichtet ward. Zum Leiter der Anstalt, welche vorläufig zwei Classen umfasste, wurde Robert Niedergesäss ernannt. Aus den engen Räumen übersiedelte sie bald nach dem St. Annagebäude in der Johannesgasse.

Doch nur ungern verschmerzten die Ursulinerinnen ihre so lange fortgeführte Präparandie. Sie traten in Unterhandlungen mit der Regierung und mit einzelnen Mitgliedern des Lehrkörpers der staatlichen Lehrer-Bildungsanstalt. Nachdem sie den Hauptlehrer dieser Anstalt, J. Hofer, zur Leitung gewonnen hatten, eröffneten sie im Jahre 1871 eine nach den neuen Gesetzen eingerichtete Privat-Lehrerinnen-Bildungsanstalt, welche später das Oeffentlichkeitsrecht erhielt.

Als das Ministerium die staatliche Lehrerinnen-Bildungsanstalt eröffnete, drängte sich die Frage auf, ob das k. k. Civil-Mädchen-Pensionat nicht aufgelassen und der Aufwand dafür in Stipendien verwandelt werden sollte. Es wurden darüber langwierige Unterhandlungen bei der Statthalterei, dem Landesausschusse und im Ministerium geführt. Schliesslich wurde die Anstalt, deren Protectorat im Jahre 1872 Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth huldvollst übernommen hatte, als Internat belassen, doch zufolge den Anträgen des damaligen Landes-Schulinspectors Dr. Georg Ritter von Ullrich nach dem Statut für Lehrerinnen-Bildungsanstalten organisirt. Schon im Herbste 1874 konnte der Unterricht nach dem neuen Lehrplane ertheilt werden. Am 25. November 1875 genehmigte Se. Majestät das neue Statut, demzufolge das Pensionat als Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit einer fünfclassigen Uebungsschule eingerichtet ward. Die fünfclassige Uebungsschule hat nur externe Schülerinnen. Die Pensio-

närinnen treten in den Vorbereitungscurs der Lehrerinnen-Bildungsanstalt ein, in welchem sie zwei Jahre zubringen, um dann durch vier Jahre den Bildungscurs zu besuchen. Bei der Erweiterung der Anstalt wurde auch eine Vermehrung der Räumlichkeiten nothwendig. Deshalb wurde gleichzeitig mit dem neuen Statute von Sr. Majestät der Zu- und Erweiterungsbau genehmigt der in den Jahren 1877/78 zur Ausführung gelangte. Im Jahre 1878 fanden zum ersten Male auch in dem Lehrerinnen-Bildungscurse externe Zöglinge Aufnahme, und es konnte die Uebungsschule mit der ersten Classe eröffnet werden. Seit dem Jahre 1882 besitzt die Anstalt alle systemisirten Classen.

Das Statut, nach welchem das Civil-Mädchen-Pensionat eingerichtet wurde und noch zum Theile eingerichtet ist, führte das Ministerium durch Verordnung vom 26. Mai 1874 als »Organisations-Statut der Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen in Oesterreich« ein. Es wurde hierdurch das, was bereits in den Verordnungen der Jahre 1869 und 1870 bestimmt war, genauer ausgeführt und Manches in Folge der gemachten Erfahrungen abgeändert. Um den Uebergang von der Volks- und Bürgerschule zu den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten zu erleichtern, wurde die Errichtung von Vorbereitungscursen gestattet und für diese Curse ein Lehrplan vorgeschrieben. Die pädagogischen Disciplinen fanden eine bessere Vertheilung. Während früher nur Anthropologie, Logik und die Pädagogik in geschichtlicher Darstellung als Lehrstoff der II. und III. Classe vorgeschrieben waren, wurde nunmehr dem zweiten Jahrgange die Erziehungslehre in Verbindung mit psychologischen Belehrungen, dem dritten Jahrgange die Unterrichtslehre, der als Einleitung die Behandlung der logischen Verhältnisse dienen soll, und dem vierten Jahrgange die Geschichte der Pädagogik als Lehrstoff zugewiesen. Das Hospitiren und die Lehrübungen wurden genauer geregelt; der Lehrstoff in der Mathematik für die männlichen Zöglinge durch die Trigonometrie erweitert, in den Realien anders vertheilt. Das Clavierspiel und die französische Sprache wurden aus den obligaten Lehrgegenständen ausgeschieden, der Unterricht in der Haushaltungskunde aufgelassen. Durch dieses Statut erhielten die österreichischen Lehrer und Lehrerinnen-Bildungsanstalten eine solche Einrichtung, dass sie eine tüchtige, selbst den gesteigerten Anforderungen der Neuschule entsprechende Lehrerschaft heranbilden konnten. Sie traten würdig an die Seite der Lehrerseminare in den deutschen Ländern, die zu den besten ihrer Art zählen.

In dieser Organisation verblieben die Wiener Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten fast ein Decennium lang. Die Regierung war darauf bedacht, die äusseren Bedingungen der von ihr erhaltenen Anstalten in Wien zu bessern. Das alte Jesuiten-Collegium von St. Anna, das die k. k. Lehrer- und die k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in seinen Räumen barg, entsprach nicht den Anforderungen, welche heutzutage an Schullocalitäten gestellt werden. Darum wurde zuerst 1876 für die Lehrer-Bildungsanstalt ein neues Gebäude in der Geusaugasse auf der Landstrasse gebaut und ihr auch ein Garten als Versuchsfeld für den landwirthschaftlichen Unterricht zur Verfügung gestellt, im Jahre 1885 bezog auch die Lehrerinnen-Bildungsanstalt ein neues zweckmässig eingerichtetes Gebäude, das der Staat zwischen der Hegel- und Schellinggasse mit nicht geringem Aufwande aufgeführt hatte.

Eine Aenderung trat in der Organisation der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten in Folge der Novelle vom 2. Mai 1883 ein. Mit Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 wurde deshalb ein neues Statut für diese Anstalten erlassen. Die wesentlichste Abweichung von dem früheren Statute besteht darin, dass in dem vierten Jahrgange nur die Methode der einzelnen Lehrfächer aufgenommen, der sachliche Unterricht dagegen ausgeschieden wurde, wodurch eine Verschiebung, aber auch zugleich eine Reduction des Unterrichtsstoffes hervorgerufen ward. So wurde in der Mathematik die Trigonometrie ausgeschieden, der Unterricht in der allgemeinen Geschichte von sechs auf vier, in der Naturgeschichte von sieben auf sechs, in der Physik von neun auf sieben Stunden reducirt. Eine wesentliche Erweiterung erhielt der Musikunterricht an Lehrer-Bildungsanstalten, indem in den zwei unteren Jahrgängen das Clavier-, in den zwei oberen das Orgelspiel als obligater Lehrgegenstand eingeführt ward. Hierin, sowie in dem Betonen der vorhandenen Lehrpläne, Erlässe, Verordnungen und Gesetze bei dem methodischen Unterrichte zeigt sich jene Zeitströmung, die weniger auf das Wissen, als auf das praktische Geschick Gewicht legt.

Je höher und rascher die Bildung fortschreitet, desto grösser wird das Bedürfniss nach **Fortbildung** derjenigen, welche diese Bildung in ihren Elementen zu vermitteln haben. Von dieser Erkenntniss durchdrungen, hat die Regierung im Gesetze vom 14. Mai 1869 einen eigenen Abschnitt über die Fortbildung der Lehrer aufgenommen. Darin werden als Förderungsmittel für diesen Zweck »Schulzeitschriften, Lehrerbibliotheken, periodische Con-

ferenzen und Fortbildungscurse« namhaft gemacht. Jedenfalls sind die zuletzt erwähnten Curse insbesondere geeignet, eine allseitige gründliche Fortbildung zu gewähren. Die Regierung hat mit Ministerial-Verordnung vom 6. April 1870 die Errichtung solcher Curse während der Ferien in der Dauer von vier bis acht Wochen an den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten in Aussicht genommen.

In Wien erschienen sie überflüssig, weil das Pädagogium der Commune in weit besserer und umfassenderer Weise für diesen Zweck wirkte. Da jedoch in Folge der neuen Einrichtung der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten sich Reformen an dieser Anstalt als wünschenswerth herausstellten, so wurde im Jahre 1882 eine »Reorganisation« derselben vorgenommen, welche das Ministerium mit Erlass vom 21. September 1882 genehmigte. Die wesentlichste Aenderung bestand darin, dass das Pädagogium auf vier Jahrescurse erweitert wurde, von denen zwei der methodischen Fortbildung, welche mit Lehrübungen und pädagogischen Conferenzen verbunden ist, zwei der wissenschaftlichen zu dienen haben. Erstere erfüllen gleichzeitig den Zweck, auf die Lehrbefähigungsprüfung für allgemeine Volksschulen, letztere auch den auf die Lehrbefähigungsprüfung für Bürgerschulen vorzubereiten. Mit Rücksicht darauf gliedert sich auch der wissenschaftliche Curs nach den drei bei diesen Prüfungen festgestellten Gruppen, in eine sprachliche, naturwissenschaftliche und mathematisch-technische Abtheilung. Auch insofern trat eine Aenderung in der bisherigen Einrichtung ein, als für den methodischen Unterricht und die Schulpraxis nicht wie früher ein Ordinarius, sondern mehrere dem Lehrkörper der Uebungsschule entnommene Lehrkräfte herangezogen wurden. Im Herbste 1882 wurde der neue Lehrplan durchgeführt, und seitdem trat keine wesentliche Aenderung in demselben ein. Der zahlreiche Zuspruch, den das Pädagogium von Seite der Lehrerschaft Wiens und der Umgebung findet, zeigt, dass durch dasselbe einem bestehenden Bedürfnisse Rechnung getragen wird. Er ist auch ein deutlicher Beweis dafür, dass in der Lehrerschaft ein reges Streben nach Fortbildung sich geltend macht.

Die Regierung trug sich bei Erlassung des Volksschulgesetzes mit dem Gedanken, an den Universitäten oder technischen Hochschulen pädagogische Seminarien zu errichten, an welchen auch Lehrer der Volksschulen eine umfassende Ausbildung erlangen könnten; doch eine im Jahre 1871 einberufene Enquête, der Sectionschef Czedik, Ministerialrath Ficker, Masius und Ziller aus Leipzig, Stoy aus Heidel-

berg und Dittes aus Wien beigezogen wurden, wies den Plan zurück. Deshalb wurde in der Schulnovelle vom Jahre 1883 der auf diese pädagogischen Seminare bezügliche Passus des Schulgesetzes dahin abgeändert, dass das Ministerium zur weiteren Ausbildung für den Lehrerberuf, insbesondere in den Lehrgegenständen der Bürgerschule besondere Lehrcurse einrichten werde. Solche Curse erwiesen sich als nothwendig, weil das Niveau der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten so herabgesetzt wurde, dass die an ihnen gebildeten Zöglinge sich anderweitig die für die Bürgerschul-Lehramtsprüfung erforderlichen Kenntnisse verschaffen müssen. Zur Durchführung dieser Bestimmung wurde ein Statut solcher Bürgerschul-Lehrercurse mit Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 erlassen. Aber da in Wien das Pädagogium die Aufgabe, welche diese Curse haben, in mehr als ausreichender Weise löst, so wurde von ihrer Errichtung für Wien durch die Regierung Umgang genommen.

Neben den Fortbildungscursen werden die **Conferenzen** von dem Schulgesetze als Förderungsmittel der Fortbildung bezeichnet. Die Localconferenzen an den einzelnen Anstalten hatten sich bereits in der früheren Periode als ein unentbehrlicher Bestandtheil in den Organismus der Schulen eingeleibt. Durch die neuen Schulgesetze wurden Bezirks- und Landes-Lehrerconferenzen eingeführt, die unter der Leitung der betreffenden Inspectoren stattzufinden haben. Erstere finden seit dem Jahre 1869 jedes Jahr gewöhnlich gegen Schluss des Schuljahres in allen Bezirken der Gemeinde Wien statt. Die erste Landes-Lehrerconferenz, zu der Abgeordnete der Bezirksconferenzen sich versammeln, wurde in Wien im September 1874 unter dem Vorsitze des Landes-Schulinspectors Dr. Ullrich abgehalten. Nach dem früheren Gesetze sollte alle drei Jahre eine solche Conferenz stattfinden, die Novelle vom Jahre 1883 erweiterte den Zeitraum auf sechs Jahre.

Durch die mittelst Ministerial-Verordnung vom 8. Mai 1883 erlassenen Durchführungs-Bestimmungen zur Novelle wurden auch besondere Bürgerschullehrer-Conferenzen eingeführt, in welchen die speciellen Angelegenheiten der Bürgerschulen zur Berathung kommen. Seit dem Jahre 1884 finden in Wien alljährlich solche Versammlungen statt.

In diesen Conferenzen sollen nicht blos alle auf die innere und äussere Einrichtung der Schulen bezüglichen Angelegenheiten zur Besprechung kommen, sondern es soll in ihnen »ganz besonders durch Vorträge wissenschaftlichen und pädagogischen Inhalts, durch

Vorführung des praktischen Lehrverfahrens in bestimmten Unterrichtsgegenständen und durch Ausstellung von Lehrmitteln die Fortbildung der Lehrer angestrebt werden«.

Nicht weniger als die officiellen Conferenzen fördern auch die privaten Versammlungen der Lehrerschaft ihren Fortschritt und ihre berufliche Thätigkeit. Unter ihnen ist zunächst der neunzehnten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu gedenken, welche in den Pfingstfeiertagen (8. bis 10. Mai) des Jahres 1870 in Wien tagte und aus allen Theilen Oesterreichs und Deutschlands beschickt wurde. Hauptsächlich beschäftigte sich diese Versammlung mit der Lehrerbildung und dem Religionsunterrichte. — Den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen reihen sich nach der Zahl der Theilnehmer zunächst die allgemeinen österreichischen Lehrertage an. Der sechste und siebente dieser Tage wurde in Wien in den Jahren 1874 und 1879 abgehalten. Bei dem letzten wurde der Beschluss gefasst, einen allgemeinen österreichischen Lehrerbund zu gründen. Aber im selben Jahre trat der Wechsel im Regierungssystem ein, durch welchen der Gegensatz zwischen den Nationalitäten verschärft wurde. Deshalb schlossen im Jahre 1882 zu Reichenberg die allgemeinen österreichischen Lehrertage ihren Bestand ab, und es wurde ein deutsch-österreichischer Lehrerbund (1884) mit dem Sitze in Wien begründet. Durch diesen werden deutsch-österreichische Lehrertage zusammengerufen. Der erste deutsch-österreichische Lehrertag wurde in Troppau im Jahre 1884 abgehalten, der zweite fand während der Ferien des Jahres 1886 in Wien statt und beschäftigte sich insbesondere mit der Schulzucht.

Auf Niederösterreich beschränkt sich der niederösterreichische Landes-Lehrerverein, welcher schon 1870 entstand und in Wien seinen Vorstand hat. Auch seine Versammlungen erfreuen sich reger Theilnahme und wirken fördernd auf das Schulwesen im Allgemeinen und speciell auf das der Stadt Wien, der die meisten Mitglieder dieses Vereines angehören.

Die regelmässigen Versammlungen werden in der Regel durch **Vereine** zusammenberufen, hängen also mit dem Vereinsleben zusammen. Auf diesem Gebiete ist namentlich seit dem Anfange der siebziger Jahre eine rege Entwickelung bemerkbar. Schon im Jahre 1870 constituirte sich der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen, der neben der Vertretung der Interessen seiner Mitglieder und ihrer Fortbildung auch die Gründung des »Heims«, einer Pension für stellenlose und eines Asyls für erwerbsunfähige Lehrerinnen und Er-

zieherinnen sich zur Aufgabe macht und sich für diese wohlthätige Einrichtung des Protectorates Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Valerie erfreut. Von den früheren Vereinen verschwand der »Erziehungsverein«. Dagegen blühte der Verein »Volksschule« und wurde selbst von der Regierung mit Gutachten über Schulfragen betraut. Eine Schwächung erfuhr der Verein, als innerhalb seiner Mitglieder sich ein Gegensatz zwischen Volks- und Bürgerschullehrern ausbildete. Dies führte 1876 zur Begründung eines eigenen Vereines »Bürgerschule«. Ausserdem entstanden im II., III., VIII., IX. und X. Bezirke besondere Lehrervereine. Auch ist der »Wiener pädagogischen Gesellschaft« zu gedenken, welche sich durch ihre Jahrbücher selbst ausserhalb der Grenzen des Vaterlandes Anerkennung erwarb.

Die Vereine tragen nicht nur durch ihre Versammlungen zur Förderung der Lehrerschaft und des Schulwesens bei, sondern sie sind mitunter auch Herausgeber von **Zeitschriften**, welche die Regierung auch unter die Fortbildungsmittel der Lehrer eingereiht hat. So gibt der Verein »Volksschule« ein gleichnamiges Blatt heraus, das sich bis auf die Gegenwart eines grossen Leserkreises erfreut. Auch der Verein »Bürgerschule« schuf eine unter seinem Namen erscheinende Zeitung, welche die Interessen der Bürgerschullehrer zu wahren bestimmt ist. Von den Zeitungen der früheren Periode her behaupteten sich der »Oesterreichische Schulbote«, welcher aber seinen officiellen Charakter einbüsste, und die »Freien pädagogischen Bätter«. Neu erstanden die »Christlich-pädagogischen Blätter«, die P. Pannholzer redigirt, und im Jahre 1884 »Schule und Haus«, eine Zeitschrift, durch welche die Herausgeber Eichler und Jordan die Verbindung zwischen den auf die Erziehung der Kinder massgebenden Factoren inniger gestalten wollen. In jüngster Zeit (1887) begann der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen »Mittheilungen« zu publiciren, und mit Beginn des Jahres 1888 erschien als Organ des niederösterreichischen Landes-Lehrervereines die »Niederösterreichische Schulzeitung« unter der Leitung des Vorstandes K. Huber.

Neben dem bildenden Worte trägt die Lectüre von gediegenen Werken am meisten zur Fortbildung der Lehrer bei. Darum hat das Reichsschulgesetz angeordnet, dass in jedem Schulbezirke **eine Lehrerbibliothek** anzulegen sei, welche von einer durch die Bezirks-Lehrerconferenz gewählten Commission verwaltet werden solle. Diese Forderung führte das Ministerium durch, indem es mit Erlass vom

15. December 1871 eine eigene Ordnung für die Bezirks-Lehrerbibliotheken erliess. In Wien wurden in Folge dessen in allen Bezirken Lehrerbibliotheken errichtet, und die Gemeinde gewährte Dotationen zur Gründung, Erhaltung und Erweiterung derselben. Am Schlusse des Schuljahres 1885/86 zählte man in allen zehn Bezirks-Lehrerbibliotheken ausser den Broschüren, Karten, Vorlage- und Bilderwerken etc. 4680 Bände. Doch wurden die Bücher aus diesen Bibliotheken nicht viel benützt, einerseits weil die Art und Weise der Benützung umständlich ist, andererseits weil bei der grösseren Zahl der Bibliotheken der Vorrath an Büchern kein bedeutender sein kann. Deshalb tauchte schon vor mehreren Jahren der Plan auf, die zehn Bibliotheken, in eine allgemeine Bezirksbibliothek zu vereinigen. Ob diese stärker in Anspruch genommen würde, als dies bisher mit den getrennten Büchersammlungen der Fall ist, erscheint zweifelhaft.

Eine weit ausgiebigere Verwendung finden die Local-Lehrerbibliotheken, die an jeder Schule vorhanden sind. Dergleichen Bibliotheken bestanden schon in früherer Zeit. Schon im Jahre 1856 erliess die Regierung Vorschriften über die Wahl der Bücher für dergleichen Bibliotheken. Die Gemeinde sorgte für die Begründung neuer und die Erweiterung der vorhandenen Bibliotheken an den einzelnen Schulen; im Jahre 1884 zählten dieselben 56.731 Bände, die gewiss schon auf 60.000 gestiegen sein dürften.

Es ist demnach der Lehrerschaft in allen Richtungen Gelegenheit zur Fortbildung geboten. An ihr ist es, diese Gelegenheit zu nützen. Um ihr dies zur Pflicht zu machen, hat schon im Jahre 1857 (Erlass vom 23. November), wie früher (pag. 33) erwähnt wurde, das Ministerium die Einführung einer **Lehrbefähigungsprüfung** befürwortet. Durch das Gesetz vom Jahre 1869 wurde ausdrücklich neben dem Reifezeugniss, das am Schlusse der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten erworben wird, zur definitiven Anstellung das Lehrbefähigungs-Zeugniss gefordert, das nach einem praktischen Schuldienste von zwei Jahren durch eine Prüfung vor besonders eingesetzten Commissionen erlangt werden kann. Schon mit Ministerial-Verordnung vom 15. November 1869 wurden viele solcher Commissionen darunter auch eine in Wien errichtet. Durch Ministerial-Verordnung vom 5. April 1872 erfolgten neuen Vorschriften für die Prüfungen der Lehrer an Volks- und Bürgerschulen, welche in der Hauptsache noch heutzutage gelten. Die Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 hat Einzelnes geändert, namentlich die Erwerbung

der Lehrbefähigung für Bürgerschulen davon abhängig gemacht, dass der Candidat oder die Candidatin schon die Befähigung für Volksschulen erworben hat und wenigstens drei Jahre im praktischen Schuldienste steht. Durch diese Prüfungen sind die aus den Bildungsanstalten abgehenden Zöglinge verhalten, auf ihre Fortbildung Aufmerksamkeit und Mühe zu verwenden.

Wenn wir zurückblicken auf die Entwickelung, welche das Volksschulwesen durch 40 Jahre nahm, so drängt sich uns der ungeheure Fortschritt auf, der in diesem Zeitraum erzielt wurde. Früher wurde die grösste Zahl der Kinder in zweiclassigen Schulen nothdürftig unterrichtet und kaum in die Elemente der Religion, des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeführt. Jetzt lernt die Jugend in achtclassigen Anstalten nicht blos die Elementargegenstände in einem bedeutend erweiterten Umfange, sondern auch noch viele andere fürs Leben wichtige Kenntnisse und Fertigkeiten. Früher waren die Schulzimmer, in denen die männliche und weibliche Jugend zusammengepfercht sitzen musste, Marterstuben, welche der durch seine niedrige sociale Stellung verbitterte, zum Sclaven herabgewürdigte Gehilfe mit der Ruthe und dem Stocke beherrschte. Jetzt eilt die Jugend vergnügt in die Lehrzimmer und freut sich auf den Unterricht, den der zu einem menschenwürdigen Dasein erhobene, sorgfältig gebildete Lehrer an der Hand zahlreicher Lehr- und Anschauungsmittel in anregender Weise ertheilt. Wenn wir die frische Heiterkeit der Jugend beim Unterrichte beobachten, wenn wir die Schulpaläste, welche die Commune ihrer Jugend gebaut hat, durchwandeln und hier die lichten und geräumigen Säle, die zweckmässig eingerichteten Schulgeräthe, die schöne Ausstattung der Zimmer, die mit Lehrmitteln und Büchern angefüllten Sammlungen betrachten und uns erinnern, wie es vor 40 Jahren an einer zweiclassigen Trivialschule aussah, so müssten wir entweder blind sein oder nicht sehen wollen, wenn wir den riesigen Fortschritt der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit leugnen wollten. Und weil die Zahlen am klarsten diesen Fortschritt zum Ausdrucke bringen, so mögen auch diese herbeigezogen werden. Im Jahre 1848 gab es 70 Schulen, von denen 53 zweiclassig waren, so dass im Ganzen etwas über 200 Classen bestanden, gegenwärtig zählt Wien 149 Schulen mit mehr als 1500 Classen. Während die Bevölkerung nicht einmal auf das Doppelte (um 100%) gestiegen ist, hat sich die Zahl der Classen auf mehr als das Siebenfache (um 600%) vermehrt.

Diesen gewaltigen Aufschwung dankt die Stadt Wien Sr. Majestät dem Kaiser, der durch das Volksschulgesetz vom Jahre 1869 den

reichen Segen einer höheren Bildung für seine Völker erschloss, und der durch die Verfassung der Gemeinde Wien und ihrer Bevölkerung das Recht gewährte, an der Ausbildung ihrer Schulen mitzuwirken. Sie dankt ihn aber auch ihrer Vertretung, welche, durchdrungen von der Wichtigkeit der Bildung im Allgemeinen und der Schule insbesondere, keine Kosten scheute, um das Schulwesen der Haupt- und Residenzstadt zu heben und zu jener Höhe der Entwickelung zu bringen, auf der es als Muster und Vorbild den übrigen Theilen des Reiches zur Nacheiferung dienen kann. Mögen keine rauhen Hände diese Entwickelung stören und mögen die Mittel, welche Wien seinem Schulwesen zuführt, immer reichlicher fliessen! Sie werden in der Bildung der Bevölkerung zu einem Schatze, der tausendfältige Früchte trägt und weithin Glück und Segen verbreitet.

B. Die Gymnasien.

Die ältesten Schulen Wiens sind wohl die Gymnasien, die sich aus den mittelalterlichen Kloster- und Stiftsschulen entwickelt hatten. Vor dem Jahre 1848 waren sie es fast ausschliesslich, in denen die männliche Jugend für die höheren Berufsclassen vorgebildet wurde. In ihrer Organisation verrieth sich noch der ihnen durch die Ratio Studiorum der Jesuiten im Anfange des XVII. Jahrhunderts aufgeprägte Charakter. Schon vor dem Jahre 1848 hatte sich das Bedürfniss nach ihrer Umgestaltung geltend gemacht. Mit diesem denkwürdigen Jahre wurde sie unter dem Ministerium Sommaruga in Angriff genommen. Der wiederholt erwähnte Entwurf vom 18. Juli 1848 setzte die Grundzüge fest, nach welchem die Regierung die Reorganisation der Gymnasien vornehmen wollte. Es sollten die Lyceen mit den Humanitätsclassen zu einem Obergymnasium von vier Classen vereinigt, unter die obligaten Gegenstände die deutsche Sprache und Literatur, die Grundbegriffe der Aesthetik, Logik und Psychologie, die Naturgeschichte mit den Elementen der Physiologie, die Physik, der Gesang, die Gymnastik verbunden mit Exercierübungen, und als unobligate Fächer das Hebräische, Französische, Italienische, Englische, die Kalli- und Tachygraphie und das Zeichnen aufgenommen werden. Am Schlusse der Gymnasialstudien sollte eine Maturitätsprüfung die Reife der Abiturienten feststellen. Die Leitung einer Anstalt wurde dem Lehrkörper unter dem Vorsitze eines aus seiner Mitte selbstgewählten Directors, die aller Gymnasien einer Provinz einem Landes-Gymnasialdirector zugewiesen. Der Unterricht sollte unentgeltlich ertheilt werden und in einer Classe des Unter-

gymnasiums sollten höchstens 80, in einer des Obergymnasiums höchstens 120 Schüler Aufnahme finden.

Während die auf das Volksschulwesen bezüglichen Principien des Entwurfes erst nach 20 Jahren zur Geltung gelangten, begann im Gymnasialwesen sofort die im Entwurfe vorgezeichnete Reform.

Unter Freiherr von Feuchtersleben wurde eine Commission zusammengesetzt, welche diese Reform in Angriff zu nehmen hatte. Der Vorsitzende derselben war Ministerialrath Exner, ihm standen zur Seite die Humanitäts-Professoren Enk (v. der Burg) aus Iglau und Podlaha aus Wien.

Auf Grund der Berathungen dieser Commission erschien eine Ministerial-Verordnung vom 28. August 1848, welche schon für das Schuljahr 1849 Veränderungen in der Organisation der Gymnasien vornahm. Der erste Jahrgang der Philosophie wurde mit dem Gymnasium vereinigt, das Lateinsprechen und die Schlussprüfungen entfielen, die »deutsche Sprachwissenschaft« wurde für alle Classen, die Naturgeschichte schon für die I. Classe vorgeschrieben. Ausserdem gab die Verordnung methodische und didaktische Winke für den Unterricht und gebot Lehrmittelsammlungen anzulegen. Um für die neuorganisirten Gymnasien geeignete Lehrkräfte zu gewinnen, beantragte Prof. Enk im December 1848 die Errichtung eines philologischen Seminars, zu dessen Leitung im Jahre 1849 Prof. Dr. Hermann Bonitz aus Stettin berufen wurde. Unter dessen Mitwirkung wurde der »Organisations-Entwurf für Gymnasien und Realschulen« ausgearbeitet, nach welchem die Gymnasien in Oesterreich eingerichtet wurden. Er erhielt nicht gleich Gesetzeskraft und sollte erst durch die Praxis erprobt werden. In ihm verehrt die vaterländische Pädagogik ein Denkmal hoher Einsicht in die Aufgaben der Mittelschulen und in die Mittel und Zwecke, welche zur Lösung dieser Aufgaben führen. Insbesondere erschloss sich in den beigegebenen Instructionen den Lehrern ein Schatz von pädagogisch-didaktischen Grundsätzen, welche ihnen in ihrem Berufe einen kundigen und zuverlässigen Führer boten.

Durch diesen Entwurf bekamen die Gymnasien Oesterreichs eine vorzügliche, den Zeitverhältnissen entsprechende Einrichtung. Es wurde nicht einseitig die classische Bildung betont, wie dies damals in den deutschen Gymnasien der Fall war. Nicht blos die Mathematik und Geschichte, sondern auch die Naturgeschichte und Physik wurden mit einer reichen Stundenzahl bedacht und damit ein Gegengewicht gegen das Ueberwiegen der classischen Studien geschaffen.

Doch blieb die humanistische Bildung der Hauptzweck. Mit Rücksicht darauf wurden dem Unterrichte in den classischen Sprachen die richtigen Wege gewiesen. Nicht so sehr die formale Bildung, sondern die Lectüre der classischen Schriftsteller, der »unerschöpflichen Quelle wahrhaft humaner Bildung« sollte den Hauptzweck der Erlernung des Lateinischen und Griechischen bilden. Daneben sollte die deutsche Sprache an allen Gymnasien gelehrt werden, weil einerseits dadurch die allgemeine Bildung gefördert wird, indem sich dem Schüler eine Literatur erschliesst, welche an Bildungskraft und Reichthum sowohl in ästhetischer, als wissenschaftlicher Beziehung vor vielen ausgezeichnet ist, andererseits weil es das Bedürfniss eines mächtigen Reiches ist, dass wenigstens die Gebildeten aller Theile desselben sich unter einander zu verstehen die Fähigkeit haben. Gegenüber dem im Jahre 1848 publicirten Plane zeigt der Organisations-Entwurf nur insoferne eine Abweichung, als er die Physiologie ganz ausscheidet, den Gesang und die Gymnastik unter die unobligaten Gegenstände verweist und aus der Reihe dieser das Hebräische und die Tachygraphie beseitigt.

Das Ministerium entwickelte eine ausserordentliche Thätigkeit, um die Umgestaltung des Gymnasialwesens ins Werk zu setzen. Zahlreiche Verordnungen und Erlässe enthielten Weisungen über die Behandlung der Gegenstände, andere trugen für die Beschaffung der erforderlichen Lehrmittel namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften Sorge; auch fehlte es nicht an Erlässen, welche über Administration und Conferenzen Belehrungen ertheilten.

Vor Allem war es dringend nothwendig, die erforderlichen Lehrbücher und Lehrer zu gewinnen. Der Organisations-Entwurf verweist in seinen Instructionen auf ausserösterreichische Lehr- und Handbücher. Es galt nunmehr im Inlande die erforderliche Literatur zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurde mit Ministerial-Erlass vom 16. April 1850 das Privilegium des Schulbücherverlags für Gymnasien aufgehoben. Schon im Anfange der fünfziger Jahre war ein grosser Theil der Lehrbücher durch einheimische Verfasser und zwar zumeist durch Schulmänner, welche an Wiener Mittel- und Hochschulen wirkten, besorgt. Für den Unterricht in der lateinischen Grammatik verfasste der Professor des Schottengymnasiums M. Schinnagl (1853) Grammatik und Lesebücher, Texte der lateinischen Classiker gaben die Wiener Universitätsprofessoren Em. Hoffmann und Grysar heraus und ein griechisches Elementarbuch erschien von dem Director des Theresianums Dr. A. Capellmann (1853/54), eine Ilias

von dem Professor derselben Anstalt, Hochegger (1853), deutsche Lesebücher, welche Jahrzehnte lang an den Gymnasien im Gebrauche blieben, verfasste der Ministerialsecretär Mozart (1850—1853), naturgeschichtliche Lehrbücher für die Untergymasien gab der Professor am k. k. akademischen Gymnasium, A. Pokorny (1853—1854), heraus, die sich bis auf die Gegenwart behaupteten und selbst ausser den Grenzen Oesterreichs Verbreitung fanden; eine Botanik für die Obergymnasien rührt von dem ursprünglich am Theresianum thätigen Professor G. Bill (1854) her; desgleichen verfassten die Wiener Universitätsprofessoren Baumgartner (1852) und Kunzek (1853) Lehrbücher der Physik.

Die geeigneten Lehrkräfte sollte zunächst das philologische Seminar liefern, an dem Bonitz mit hingebendem Eifer wirkte. Im Jahre 1850 wurde es zu einem historisch-philologischen Seminare erweitert, und die Leitung der historischen Abtheilung Prof. Grauert aus Münster übertragen. Zur Heranbildung der Candidaten für Physik, Chemie und Physiologie wurde gleichzeitig mit bedeutenden Kosten das physikalische Institut auf der Landstrasse gegründet und mit der Leitung der Professor R. v. Ettingshausen betraut.

Der Ministerial-Erlass vom 30. August 1849 veröffentlichte das im Wesentlichen bis zum Jahre 1884 giltige Gesetz für die Prüfung der Candidaten des Gymnasial-Lehramtes, durch das schon in den nächsten Jahren ein den Anforderungen der neuen Schule entsprechender Lehrerstand derselben zugeführt wurde.

Um ein Organ zu schaffen, das einerseits die Intentionen der Regierung auf pädagogisch-didaktischem Gebiete zum Ausdrucke brächte, anderseits den österreichischen Gymnasiallehrern Gelegenheit böte, die Resultate ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit und die im Lehramte gemachten Erfahrungen zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, gründete das Ministerium im Jahre 1850 die schon im Entwurfe vom Jahre 1848 in Aussicht genommene »Oesterreichische Gymnasial-Zeitschrift«, deren Redaction Dr. Bonitz übernahm, den hierbei Mozart und der auch als Dichter bekannte Gabr. Seidl unterstützten. Noch heute besteht diese Zeitschrift, die nicht wenig zur günstigen Entwickelung unserer Gymnasien beigetragen hat.

Ein Hauptverdienst an der Reorganisation der Gymnasien gebührt dem schon erwähnten Ministerialrath Exner, der als Referent für das Gymnasialwesen mit hingebendem Eifer wirkte. Leider erlag er bald (Juni 1853) seiner übermässigen Anstrengung und wurde

durch Kleemann ersetzt, der bis zum Jahre 1870 das Gymnasialwesen im Unterrichtsministerium leitete.

Mit dem Jahre 1854 war die Umgestaltung der Gymnasien in Oesterreich vollzogen. Durch Ministerial-Erlass vom 28. December 1854 wurde nunmehr der mit Allerhöchst. Handschreiben vom 9. December 1854 genehmigte Organisations-Entwurf definitiv als Norm für die Einrichtung der Gymnasien eingeführt. Bei der Gelegenheit wurden einige Aenderungen im Stundenausmasse und in der Vertheilung der Gegenstände getroffen. Die Naturwissenschaften wurden um zwei Stunden verkürzt, welche den philologischen Disciplinen zugewandt wurden. Auch wurde die Naturgeschichte, »weil sie einen zweifelhaften Werth hat zur Beurtheilung der Reife der Examinanden«, aus den Gegenständen der Maturitätsprüfung entfernt, dagegen statt ihrer die philosophische Propädeutik eingeführt, deren Stundenzahl durch die Ausdehnung auf die VII. Classe erweitert ward.

In Wien begann die Reform der Gymnasien schon im Jahre 1848 mit der Aufhebung der Convicte und Alumnate. Am 10. August wurde das Managetta'sche Alumnat, am 17. August das k. k. Stadtconvict aufgehoben. Mit Verordnung vom 25. August wurden die Löwenburg'schen, Kielmannsegge'schen und Kallmünzerschen Stiftungsplätze in Handstipendien verwandelt, aber das Löwenburg'sche Convict als Privat-Erziehungsanstalt belassen. Nur das Theresianum verblieb als öffentliche Anstalt, doch ward es in Allem, was die Einrichtung und Leitung betrifft, dem Unterrichtsministerium untergeordnet und die Aufnahme in dasselbe auch Nichtadeligen eröffnet. Ausserdem verfügte das Ministerium mit Erlass vom 1. September 1849, dass der Piaristen-Orden aus dem dortigen Gymnasium entfernt und dass dieses auch auswärtigen Schülern zugänglich gemacht werden solle. Im Schuljahre 1848/49 bestanden ausser dieser Anstalt, die sich zumeist auf interne Schüler beschränkte, drei öffentliche Gymnasien: das k. k. akademische Gymnasium bei der Universität, das Gymnasium der Schotten und das der Piaristen in der Josefstadt. Sie waren noch als sechsclassige Anstalten eingerichtet und zählten am Schlusse des Schuljahres 1848/49 1211 Schüler, ungerechnet die Privatisten, von denen sich allein am akademischen Gymnasien 180, bei den Schotten 219 hatten einschreiben lassen.

Mit dem Schuljahre 1849/50 wurden all' die angeführten Anstalten als Gymnasien mit sieben und im Jahre 1850/51 als solche mit acht Classen organisirt. Um diese Umgestaltung erwarb sich grosse Ver-

dienste der im Jahre 1849 zum Schulrath und Gymnasial-Inspector für Niederösterreich ernannte, schon früher erwähnte Karl Enk von der Burg und die Directoren der Anstalten, unter denen Wilhelm Podlaha, provisorischer, seit 1852 definitiver Director des k. k. akademischen Gymnasiums, mit Enk zugleich an dem Organisations-Entwurfe mitgearbeitet hatte und deshalb in die Intentionen desselben genau eingeweiht war, während Dr. A. J. Capellmann, der im September 1850 durch die Regierung aus Coblenz zur Leitung des Theresianums berufen war, seine als preussischer Oberlehrer gemachten Erfahrungen und seine ausgedehnten philologischen Kenntnisse speciell in der griechischen Sprache in seinem neuen Wirkungskreise verwerthen konnte. Bei den Schotten blieb der frühere Präfect Conrad Luttinger, bei den Piaristen gleichfalls der frühere Präfect Anton Rössler als provisorischer Director thätig. Im Jahre 1851 gab es am Schlusse des Schuljahres am akademischen Gymnasium 325, am Theresianum 294, (darunter 210 externe), bei den Schotten 349, bei den Piaristen 463 (darunter 64 Privatisten), im Ganzen 1431 Schüler.

Ungestört entwickelten sich die Wiener Gymnasien unter dem fördernden Einflusse des Unterrichtsministeriums und der niederösterreichischen Landesschulbehörde. Leider wurde Podlaha schon 1853 seiner segensreichen Wirksamkeit entrissen. Als Ersatz wurde Dr. Capellmann mit der Leitung des akademischen Gymnasiums betraut, die er bis zum Jahre 1860 führte. Die Direction des Theresianums übernahm der ehemalige Professor am Polytechnicum Dr. Demel.

Der Ministerial-Erlass, durch welchen der Organisations-Entwurf in Kraft gesetzt worden war, hatte auch die Bestimmung getroffen, dass im Jahre 1858 eine Commission zusammengesetzt werden solle, welche die vorhandenen Einrichtungen prüfen und etwaige Verbesserungsvorschläge erstatten sollte.

Inzwischen war das Concordat (18. August 1855) abgeschlossen worden, welches dem Episcopate auch einen Einfluss auf die Gymnasien einräumte. Es machte sich in Folge dessen eine rückläufige Strömung im Gymnasialwesen bemerkbar. Man schied die sphärische Trigonometrie aus und beschränkte die dem Unterrichte in den Naturwissenschaften eingeräumte Stundenzahl.

Um den Jesuiten die Möglichkeit, Gymnasien zu errichten, zu verschaffen, wurde dem Jesuitengeneral P. Beckx 1856 zugestanden, dass die Anstalten des Ordens von der Aufsicht der Gym-

nasial-Inspectoren befreit seien, dass ihre Lehrer keine Prüfung abzulegen brauchen, dass an ihnen wieder Classenlehrer eingeführt und die Realien aus den Gegenständen des Untergymnasiums entfernt werden können. Unter dem Einflusse dieses Ordensgenerals veröffentlichte das Ministerium auf Grund der ihm zugekommenen Modificationsvorschläge in der Gymnasial-Zeitschrift vom Jahre 1857 (S. 794) einen Entwurf, nach welchem manche wesentliche Abänderungen in der Organisation der Gymnasien stattfinden sollten. Es sollte darnach die Stundenzahl der philologischen Disciplinen vermehrt, der Unterricht in der geometrischen Anschauungslehre aus den drei ersten Classen und der Unterricht in den Naturwissenschaften aus dem Untergymnasium ganz ausgeschieden werden. Es zeugt aber ebenso sehr von der hohen Einsicht, als von der Objectivität und Unparteilichkeit des Ministers Grafen Thun, dass zugleich mit dieser Publication eine Aufforderung an die Redaction der Gymnasial-Zeitschrift und an alle Fachmänner erging, ihr Urtheil über die geplante Veränderung öffentlich zum Ausdrucke zu bringen. Fast allgemein sprachen sich die Schulmänner für Beibehaltung des Organisations-Entwurfes und gegen die Rückkehr zum alten Systeme, zu welcher die Modificationsanträge die Wege bahnen sollten, aus. Durch die zutreffenden Gründe, welche in den aus diesem Anlasse in der Gymnasial-Zeitschrift erschienenen Abhandlungen vorgeführt wurden, fühlte sich das Ministerium bewogen, an der Organisation der Gymnasien keine wesentliche Aenderung vorzunehmen. Es konnte in seiner Ansicht nur dadurch bestärkt werden, dass die Ende September 1858 in Wien tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sich gleichfalls zu Gunsten der bestehenden Einrichtung der Gymnasien aussprach.

Als Oesterreich durch das October-Diplom vom Jahre 1860 und die Februar-Verfassung vom Jahre 1861 in die Reihe der constitutionellen Staaten trat, schien die Gefahr einer Rückbildung der Gymnasien beseitigt. Da erfolgte in der ersten Session des Reichsrathes ein Angriff auf dieselben von Seite der čechisch-nationalen Partei. Dr. Franz Čupr stellte am 2. August 1861 den Antrag auf eine »Revision der Mittelschulen« und forderte Umgestaltung der Unter-Gymnasien zu Bürgerschulen, in welchen die classischen Sprachen thunlichst zurückgedrängt und durch die Landessprachen und das Zeichnen ersetzt und das System der Classenlehrer wieder eingeführt werden sollte, und die Einrichtung der Obergymnasien als Lyceen mit Beseitigung der Maturitätsprüfung. Dieser unerwartete

Angriff fand eine energische Zurückweisung von Seite der Fachmänner im Schulwesen. In erster Reihe entgegnete Bonitz in der Gymnasial-Zeitschrift. Ihm schloss sich ein Verein von Lehrern der Gymnasien und Realschulen Wiens an, der sich indessen gebildet hatte und der auf die Entwickelung der Wiener Mittelschulen einen wohlthätigen Einfluss übte.

Die Gründung dieses Vereines ging von Franz Hochegger, aus, der nach dem Rücktritte Dr. Capellmanns als Director am k. k. akademischen Gymnasium wirkte. Auf seine Anregung versammelten sich im Jahre 1860 zahlreiche Mitglieder des Lehrstandes der Mittelschulen Wiens und beschlossen die Gründung eines Vereines, der im folgenden Jahre (19. Mai 1861) die behördliche Genehmigung erhielt und den Namen »Mittelschule« annahm. Hochegger war der erste Präsident desselben. Selbstverständlich nahm dieser Verein sofort den Čupr'schen Antrag in Verhandlung und arbeitete eine Denkschrift aus, welche er dem Reichsrathe und dem k. k. Staatsministerium überreichte. In dieser Denkschrift wurden die Čuprschen Anträge zurückgewiesen und deren Ablehnung befürwortet. In der That drang Čupr mit seinen Vorschlägen nicht durch, und die Gymnasien verblieben in ihrer bisherigen Einrichtung.

Indessen steigerte sich der Besuch der Wiener Gymnasien von Jahr zu Jahr. Während im Jahre 1854 das akademische Gymnasium 388, das Josefstädter 384 Schüler besuchten, stieg die Schülerzahl bis zum Jahre 1858 auf 508 und 520. Es erschien die Errichtung eines neuen Gymnasiums dringend nothwendig. Deshalb wandte sich der Gymnasial-Inspector Karl Enk von der Burg am 28. October 1859 an den Bürgermeister der Stadt Wien Dr. Joh. Casp. Seiller und befürwortete die Errichtung eines Gymnasiums im VI. Bezirke. Das Misslingen dieses Versuches schreckte den hochverdienten Schulmann nicht ab, für die gute Sache zu wirken. Im Jahre 1862 übermittelte er eine Denkschrift, welche die Nothwendigkeit eines fünften Gymnasiums für Wien darlegte, gleichzeitig dem niederösterreichischen Landesausschusse und dem Gemeinderathe der Stadt Wien. Die »Mittelschule« unterstützte auf Anregung ihres Vorsitzenden, des schon genannten Gemeinderathes Dr. A. Ficker, die Bestrebungen Enk's und überreichte eine Petition um Errichtung eines neuen Gymnasiums im VI. Bezirke und einer vollständigen Realschule dem niederösterreichischen Landtage. Da der niederösterreichische Landtag die Gründung eines Gymnasiums in Wien nur unter der Bedingung zugestand, dass die Commune Wien den grössten

Theil der Lasten übernehmen, aber von der Schulverwaltung ausgeschlossen sein sollte, so beschloss der Gemeinderath am 18. Februar 1864 auf Kosten der Commune zwei Untergymnasien zu gründen, die aber so eingerichtet werden sollten, dass die sie absolvirenden Schüler auch zum Eintritte in die Oberrealschulen vollständig befähigt sein würden. Zur Feststellung des Lehrplanes wurde eine Commission eingesetzt, welche unter Mitwirkung des Vereines »Mittelschule« und zahlreicher Fachmänner den Lehrplan feststellte, welcher die Grundlage für die Organisation der beiden Communal-Realgymnasien, die im Jahre 1864 am 10. October eröffnet wurden, bildete. Mit ihnen war ein neuer Organismus im Mittelschulwesen Wiens und Oesterreichs überhaupt geschaffen.

Die Realgymnasien unterschieden sich von den übrigen Gymnasien zunächst darin, dass in der III. Classe an die Stelle des Griechischen für solche Schüler, die sich den Realschulen zuwenden wollten, das Französische trat, dass das Zeichnen als obligater Gegenstand mit je vier Stunden aufgenommen wurde, dass die Geographie in der II. und III. Classe je eine Stunde zugewiesen erhielt und dass der naturwissenschaftliche Lehrstoff anders vertheilt und der Chemie ein ganzes Semester gewidmet ward. Zum Director der Leopoldstädter Anstalt, welche im Braun'schen Stiftungshause in der Taborstrasse eingemiethet wurde, ernannte der Gemeinderath Dr. Pokorny; für das Mariahilfer Realgymnasium wurden Räumlichkeiten in der Schmalzhofgasse Nr. 18 gewonnen und zum Director Dr. Benedict Kopezky bestellt. Die Anmeldung zahlreicher Schüler machte gleich im ersten Jahre die Errichtung von Parallelclassen nothwendig.

Ausser dieser für die Schulgeschichte Wiens bedeutungsvollen Gründung der Realgymnasien sind aus dieser Zeit bezüglich der Gymnasien keine wesentlicheren Massnahmen zu erwähnen. Die herrschende Theuerung bewog die Regierung zufolge kaiserl. Entschliessung vom 21. Februar 1863, das Schulgeld um 50% (von 12 fl. C.-M. auf 18 fl. 90 kr.) zu erhöhen und den dadurch erzielten Mehrertrag unter den Director und die rangältesten Lehrer der betreffenden Anstalt als Tantième zu vertheilen. Drei Jahre später, am 6. Februar 1866, erkannte eine kaiserliche Entschliessung den stabil angestellten Gymnasiallehrern den Professor-Titel zu. Von der warmen Fürsorge, welche die Regierung dem Wiener Mittelschulwesen zuwandte, zeugt der Prachtbau des k. k. akademischen

Gymnasiums in der Christinengasse. Bis zum Jahre 1866 war dieses in den ungesunden und finsteren Räumen der alten Universität untergebracht. Als Hochegger die Direction übernahm, war sein Bemühen darauf gerichtet, für die an Schülern stetig zunehmende Anstalt ein neues Schulgebäude zu erreichen. Se. Majestät gewährte mit Allerh. Entschliessung vom 12. Jänner 1862 einen Baugrund und schon im Jahre 1863 wurde der Bau nach den Plänen des Oberbaurathes Schmidt begonnen. Am Anfange des Schuljahres 1866 fand die feierliche Eröffnung des neuen Schulhauses statt, das wohl zu den schönsten Gebäuden der Residenz zählt.

Im Gefolge der Neuordnung des Staates, die nach dem Jahre 1866 Platz griff, trat ein Aufschwung des culturellen Lebens ein, der sich auch in der steigenden Frequenz der Mittelschulen bekundete. Am Beginne des Schuljahres 1868 war die Zahl der Gymnasiasten auf nahezu 2800 Schüler gestiegen, für die nur vier vollständige und zwei Untergymnasien bestanden. Es machte sich demnach das Bedürfniss nach einer Vermehrung und Erweiterung dieser Anstalten fühlbar. Wieder war es der um Wiens Mittelschulwesen hochverdiente Gymnasial-Inspector Karl Enk v. d. Burg, welcher schon am Anfange des Jahres 1867 bei der Regierung die Errichtung eines neuen Obergymnasiums und bei dem Gemeinderathe die Ergänzung der zwei Realgymnasien zu Obergymnasien in Anregung brachte. Der Gemeinderath trug zuerst dem herrschenden Bedürfnisse Rechnung, indem er dem durch Regierungsrath Dr. Ficker vertretenen Referate seiner Schulsection beipflichtete und nach dem Berichte des für die Schule stets mit Begeisterung eintretenden Gemeinderathes Dr. Karl Hoffer im Jahre 1867 die Ergänzung der beiden Realgymnasien zu Obergymnasien beschloss. Zugleich wurde eine geringe Abänderung des Lehrplanes beantragt, indem dem Religionsunterrichte in der VIII. und dem deutschen Sprachunterrichte in der VI. Classe je eine Stunde entzogen, dafür aber dem Unterrichte in den Naturwissenschaften in allen Classen des Obergymnasiums und dem mathematischen Unterrichte in der VI. und VIII. je eine Stunde zugegeben wurde. Das inzwischen ins Leben gerufene Unterrichtsministerium unter der Leitung des Justizministers Ritter v. Hye genehmigte diese Beschlüsse der Gemeinde am 11. December 1867.

Zugleich mit dieser Genehmigung wurde von der Regierung die Errichtung einer Mittelschule auf Staatskosten in Aussicht gestellt und das Gutachten der Gemeinde über den Ort und die Einrichtung derselben eingeholt. Die Gemeinde sprach sich zu

Gunsten eines vollständigen Gymnasiums im VII. Bezirke aus, während der Verein »Mittelschule« auf Anregung des Professors und nachmaligen Landesschulinspectors Krist die Errichtung zweier Realgymnasien in den der inneren Stadt näher gelegenen Theilen des III. und IX. Bezirkes befürwortete.

Die Regierung pflichtete der Ansicht der »Mittelschule« bei, und es wurde durch Allerh. Entschliessung vom 15. Jänner 1869 die Errichtung zweier Real-Obergymnasien angeordnet, von denen eines im III. Bezirke, in den von der dortigen Oberrealschule verlassenen Räumen (Rasumoffskygasse), das andere auf den Stadterweiterungsgründen vor dem IX. Bezirke seinen Platz finden sollte. Das Landstrasser Real-Obergymnasium wurde mit den vier Classen des Realgymnasiums bereits im Herbste 1869 eröffnet. Die Direction erhielt der als tüchtiger Mathematiker in der Schulwelt bekannte Professor des akademischen Gymnasiums Gernerth. Für das andere Gymnasium wurde in der Wasagasse ein schönes und zweckmässiges Gebäude aufgeführt. Erst nachdem dieses vollendet war, konnte die Eröffnung desselben unter Leitung des Directors Ptaschnik, welcher früher am Theresianum erfolgreich gewirkt hatte, im October 1871 stattfinden.

Mit dem Jahre 1870 kann eine neue Epoche in der Entwickelung der Gymnasien begonnen werden. Während bisher die Regierung das Hauptgewicht auf die Ausgestaltung der bestehenden Einrichtungen legte, machte sich seit dieser Zeit ein Drang nach Reformen bemerkbar, welcher sich vielfach durch »die öffentliche Meinung«, die bekanntlich ohne Schwierigkeit künstlich erzeugt werden kann, beeinflussen liess. Kann man die ersten zwanzig Jahre seit Bestehen des Organisations-Entwurfes als die conservative Epoche im Gymnasialwesen bezeichnen, so kann man der zweiten, noch gegenwärtig dauernden Epoche das Attribut der neuerungssüchtigen oder reformatorischen beilegen.

Nachdem das Unterrichtsministerium unter Ritter von Hasner sich hauptsächlich mit der Organisation der Volks- und Realschulen beschäftigt hatte, kam unter dem Unterrichtsminister Dr. Karl v. Stremayer, der im Jahre 1870 Hasner's Stelle einnahm und mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1879 das Unterrichtswesen leitete, auch die Frage an die Tagesordnung, ob an dem Lehrplan der Gymnasien nicht Aenderungen wünschenswerth erscheinen. Es wurde im Herbste 1870 eine Enquête ins Ministerium berufen, welche hauptsächlich solche Verbesserungen am Lehrplane

der Gymnasien vorschlug, durch welche das Gymnasium sich dem Lehrplane der Realschulen näherte. Ohne Verminderung der Stundenzahl und des Lehrstoffes für die humanistischen Fächer sollte den mathematischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen eine Vermehrung der Stunden und des Stoffes eingeräumt, der Geographie ein besonderes Lehrpensum in besonderen Stunden zugewiesen und das Zeichnen im Untergymnasium als obligat erklärt werden. Es ist auffallend und für die damalige Zeitströmung charakteristisch, dass zur selben Zeit, als die Realschulen mit Rücksicht auf den Zweck, die Grundlagen einer allgemeinen Bildung zu legen, die humanistischen Disciplinen in den Vordergrund stellten und die fachliche Bildung hintansetzten, die Gymnasial-Enquête den entgegengesetzten Standpunkt einnahm und im Lehrplane der Gymnasien sich für eine Erweiterung der für's Leben erforderlichen Realien aussprach. In dieser realistischen Strömung machte sich der Einfluss bemerkbar, den »neue Männer« auf die Entwickelung des Mittelschulwesens nahmen.

Universitätsprofessor Bonitz, der ein Hauptverdienst an der Hebung und Umgestaltung der österreichischen Gymnasien beanspruchen konnte, war schon 1867 aus Oesterreich geschieden, um in Berlin eine neue Thätigkeit zu entfalten. Ministerialrath Kleemann und Gymnasialinspector Dr. K. Enk v. d. Burg, welche der Durchführung des Organisations-Entwurfes hauptsächlich ihre Kräfte geweiht hatten, waren zu Greisen geworden, die jüngeren Männern den Platz räumten, welche im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung erlangt hatten. Von diesen sind Ficker, Suess und v. Czedik hervorzuheben, die alle im Gemeinderathe Wiens und im niederösterreichischen Landtage, Suess und v. Czedik auch im Reichsrathe im Interesse des vaterländischen Schulwesens wirkten und sich speciell um das Wiener Schulwesen verdient machten. Alle Drei waren insbesondere an der Schöpfung der Realgymnasien betheiligt. Alois Czedik von Bründlsberg, ursprünglich Professor an der Gumpendorfer und Wiedener Oberrealschule, wurde im Mai 1870 als Sectionschef ins Unterrichtsministerium berufen; ihm folgte bald, im October 1870, Dr. Ad. Ficker nach, der als Ministerialrath nach Kleemann das Referat über die Mittelschulen übernahm. Suess, dessen Name in der Wissenschaft gefeiert ist, wirkte nur kurze Zeit als Landes-Schulinspector für die Realschulen Niederösterreichs in einer Stelle, welche erst im Jahre 1870 geschaffen wurde und mit der die Inspection der realistischen Fächer der Gymnasien

verbunden war. Seine Hauptthätigkeit fällt in die parlamentarischen Körperschaften und in den niederösterreichischen Landesausschuss, wo er längere Zeit hindurch das Referat über das Schulwesen des Landes Niederösterreich vertrat.

Das Jahr 1870 (9. April) brachte eine Erhöhung der Bezüge des Lehrstandes und zugleich des Schulgeldes an den staatlichen Mittelschulen und die Uebernahme des Ordensgymnasiums der Piaristen durch den Staat.

Als im Jahre 1871 mit dem Ministerium Hohenwart eine Aenderung in der inneren Politik des Staates Platz griff und der Ministerialrath Jos. Jirecek das Unterrichtsportefeuille erhielt, wurde der für seine Verdienste um die Mittelschule mit dem Charakter eines Hofrathes ausgezeichnete Gymnasialinspector Karl Enk von der Burg, für Alle unerwartet, »auf eigenes Ansuchen« in den Ruhestand versetzt. Statt seiner erhielt die Inspection der Gymnasien und der humanistischen Fächer Ad. Lang, früher Director in Marburg, zuletzt Professor am Landstrasser Real- und Obergymnasium. Mit Enk, der sofort in seine Heimat, das liebliche Salzburg, übersiedelte und dort noch vierzehn Jahre lang bis zu seinem am 20. October 1885 erfolgten Tode in regem geistigen Verkehr seinen Ruhestand genoss, war ein Mann geschieden, der mit seiner Begeisterung für den Organisations-Entwurf als der Repräsentant der conservativen humanistischen Richtung bezeichnet werden kann.

Schon in den letzten Tagen seiner Amtsthätigkeit, im August 1871, erschien eine Ministerialverordnung, durch welche der Lehrplan der Geographie und Geschichte wesentlich erweitert wurde, indem die Geographie als gesonderter Gegenstand eine selbständige Stellung erhielt und in der Geschichte die Fortführung der allgemeinen Geschichte bis auf die Gegenwart und eine besondere Behandlung der österreichischen Geschichte vorgeschrieben ward. Der im Ministerium herrschenden Richtung entsprechend, fanden die Realgymnasien allgemeine Verbreitung und ein besonderer Ministerial-Erlass vom 17. April 1872 stellte die Organisation derselben fest und empfahl sie, »um die Wahl des Berufes hinauszuschieben und weil die Untergymnasiasten eine grössere formale Bildung und geistige Rührigkeit bekunden,« besonders kleineren Städten, die hiedurch der Jugend beide Bildungsrichtungen eröffnen.

Umso auffälliger ist es, dass der Staat in Wien zufolge Allerhöchster Entschliessung vom 13. Februar 1872 ein nach dem Namen Sr. Majestät benanntes Gymnasium errichtete, das anfangs in den

Räumen des städtischen Pädagogiums in der Fichtegasse eingemiethet, später in die Hegelgasse verlegt wurde. Zum Director desselben wurde der Professor des k. k. akademischen Gymnasiums Karl Schmidt ernannt. Die Ursache zur Errichtung dieser Anstalt lag in dem ausserordentlichen materiellen Aufschwunge, den Wien nach dem Rücktritte des Ministeriums Hohenwart genommen hatte. In Folge dessen stieg der Zufluss der Schüler zu den Mittelschulen; namentlich strömte die Jugend den Realschulen zu, weil ihr nach Absolvirung der technischen Hochschule die Hoffnung auf eine baldige Anstellung winkte. Um der Ueberproduction in den technischen Fächern vorzubeugen, dürfte das neue Gymnasium geschaffen worden sein.

Der Charakter dieser Epoche übte auch Einfluss auf die Einrichtung der Gymnasien. In einer Zeit, in welcher auf dem Gebiete des Handels und der Industrie mit Leichtigkeit Reichthümer erworben wurden, Männer, welche in Dienste der Eisenbahnen und Fabriken traten, bald zu hohen Bezügen gelangten, sank der Werth der allgemeinen und stieg der der besonderen fachlichen Bildung. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass mit Ministerial-Erlass vom 13. August 1873 im Anschlusse an die Vorschläge der Enquête vom Jahre 1870 die Zahl der Unterrichtsstunden in der Naturgeschichte und der Physik an Untergymnasien und zum Theile auch an Obergymnasien erweitert und dass am 9. August 1873 ein besonderer Lehrplan für das Zeichnen an Realgymnasien und Gymnasien erlassen wurde.

Da in Folge des steigenden Zuflusses von Menschen nach der Residenz und des erleichterten Erwerbes eine Vertheuerung aller Lebensbedingungen eintrat, so erachtete es die Regierung als nothwendig, die Gehalte der Beamten zu erhöhen und zu regeln. Dies geschah durch das Gesetz vom 15. April 1873, demzufolge die Mittelschul-Directoren in die VII., die Professoren in die IX., event. VIII. Rangsclasse versetzt wurden.

Der mächtige Aufschwung, den Wien genommen hatte, kam in der Weltausstellung des Jahres 1873 deutlich zu Tage. Er fand auch in der stetigen Zunahme der Schülerzahl Ausdruck. Im Jahre 1875/76 zählte Wien in den Gymnasien über 3500, im Jahre 1876/77 über 3900 Schüler. Man musste auf eine Vermehrung der vorhandenen Anstalten Bedacht nehmen. Diese Aufgabe fiel, da die Commune Wien durch die Auslagen für das Volksschulwesen und für die Wasserleitung zu sehr in Anspruch genommen war, dem Staate zu. Durch diesen erfolgte mit Allerh. Entschliessung vom 23. Jänner 1877

die Gründung eines Staatsgymnasiums im II. Bezirke, das in die Räume, welche durch die Uebersiedlung des communalen Real-Obergymnasiums frei werden sollten, verlegt wurde, und dessen Leitung der Professor des k. k. akademischen Gymnasiums, Dr. Joh. Hauler erhielt. Schon im Herbste 1877 konnte das neue k. k. Staatsgymnasium eröffnet werden.

Dass der Staat sich bewogen fühlte, davon abzugehen, Realgymnasien zu schaffen und wieder ein reines Gymnasium errichtete, hat seinen Grund in der veränderten Zeitrichtung. Der wirthschaftliche Niedergang, welcher dem Jahre 1873 gefolgt war, führte zu einem Ueberschusse an Individuen, welche sich den wirthschaftlichen Berufskreisen zuwandten. Deshalb wurden viele von ihnen brotlos, und die Möglichkeit, bald nach zurückgelegten Studien eine Stellung zu finden, verringerte sich von Jahr zu Jahr. Das hatte wohl zunächst zur Folge, dass die Frequenz an der Realschule abnahm. Aber auch darin äusserte sich dieser Einfluss des wirthschaftlichen Lebens auf die Schule, dass an den Realgymnasien die Zahl der Realisten stetig sank. Dazu kam noch die Erkenntniss, dass durch die Erweiterung des Unterrichtes in den Realien ohne Beschränkung der humanistischen Disciplinen »eine Ueberbürdung der Jugend« sich bemerkbar machte. Es wurden deshalb mit Ministerial-Erlass vom 17. Februar 1876 Weisungen an die Lehrkörper erlassen, um die Ueberlastung der Jugend hintanzuhalten. Auch der Verein »Mittelschule« beschäftigte sich in mehreren Sitzungen, an denen die Universitätsprofessoren Hartl, Lorenz, Schenkl und der Landes-Schulinspector Lang lebhaften Antheil nahmen, mit dieser Frage.

Im Unterrichtsministerium waren indessen mancherlei Veränderungen eingetreten. Ministerialrath Dr. A. Ficker, welcher der Schöpfer der Realgymnasien genannt werden kann, war schon 1873 als Sectionschef zur Leitung des Bureaus der administrativen Statistik übergegangen. An seiner Stelle hatte Ministerialrath Krischek das Referat über die Mittelschulen übernommen. Die actuell gewordenen Klagen über Ueberbürdung der Jugend einer-, die geringere Werthschätzung der Bildung an Realschulen andererseits veranlassten das Ministerium, mit Erlass vom 31. Jänner 1877 die beiden staatlichen Real-Obergymnasien im III. und IX. Bezirke in reine Gymnasien mit obligatem Zeichenunterrichte zu verwandeln. Dieselben Beweggründe leiteten es bei der Gründung der neuen Mittelschule in der Leopoldstadt, die auch als reines Gymnasium organisirt wurde. Je weniger Schüler sich den Realschulen

zuwandten, desto höher stieg der Besuch der Gymnasien. Deshalb wurde mit Allerhöchster Entschliessung vom 3. Juli 1878 ein neues, das eilfte Gymnasium in Wien gegründet, das mit zwei Classen im September 1879 auf der Wieden bei St. Thekla eröffnet ward. Die Leitung desselben erhielt der Gymnasialdirector von Wiener-Neustadt, Dr. W. Biehl. In demselben Schuljahre 1879/80 erreichte die Zahl der Gymnasiasten den höchsten Stand. Man zählte in allen Gymnasien 4821 Schüler. Um dieser Ueberfülle zu steuern, ergingen schon im Herbste des Jahres 1880 durch den Erlass des Landesschulrathes vom 3. September Weisungen an die Directionen, bei der Aufnahme der Schüler deren Eltern zu belehren, wie langwierig und kostspielig der Weg zu einer Lebensstellung durch das Gymnasium sich gestalte, und sie auf den gewerblichen Beruf zu verweisen, für welchen der Staat zahlreiche Anstalten errichtete. Auch sollten nach den Intentionen der Regierung sich nur fähige Schüler diesen Studien zuwenden. Zudem wurde durch Ministerial-Verordnung vom 7. Mai 1879 das Schulgeld in Wien auf 30 fl. für's Untergymnasium, auf 40 fl. für's Obergymnasium, mit Ministerial-Verordnung vom 12. Mai 1886 durchgehends auf 50 fl. erhöht. In Folge dessen trat ein Rückgang in der Schülerzahl ein. Sie war im Schuljahre 1886/87 auf 4554 herabgesunken.

Für die innere Organisation der Gymnasien war in der jüngsten Zeit die zum Dogma weiter Kreise gewordene Ueberzeugung von der Ueberbürdung der Schüler massgebend; namentlich als Landes-Schulinspector Adolf Lang im Jahre 1878 an die Seite des Ministerialrathes Krischek in das Unterrichtsministerium berufen ward. Weil man die Ueberbürdung zum Theile der methodischen Ungeschicklichkeit und der mangelhaften Ausbildung der Lehramtscandidaten in der Pädagogik und Didaktik zuschrieb, wurden schon mit Ministerial-Erlass vom 27. November 1876 genauere Bestimmungen in Bezug auf das Probejahr, das jeder Lehramtscandidat an einer Mittelschule zum Zwecke seiner praktischen Ausbildung zurückzulegen hat, angeordnet. Als eine Quelle der Ueberbürdung für die Schüler der letzten Classe erachtete man die Maturitätsprüfung. Man suchte deshalb mit Ministerial-Erlass vom 15. Juni 1878 den Prüfungsstoff zu vermindern, indem neben der Naturgeschichte und philosophischen Propädeutik auch die Religion und das Mittelhochdeutsche aus den Prüfungsgegenständen ausgeschieden und die Prüfung aus Geschichte auf die grossen historischen Epochen, aus Physik auf die Fundamentalsätze, aus Mathematik auf den Ge-

brauch der Lehrsätze beschränkt ward. Im folgenden Jahre wurde mit Ministerial-Erlass vom 22. Jänner 1879 auch das Erlassen der Prüfung aus Geschichte und Physik gestattet, wenn der Candidat in den vier letzten Semestern wenigstens die Note »lobenswerth« erhalten hatte.

Im Laufe des Jahres 1879 trat eine Aenderung in der inneren Politik des Staates ein, die nicht ganz ohne Einfluss auf das Gymnasialwesen blieb. Das Unterrichtsministerium kam bald nach dem Rücktritte Ritter v. Stremayer's an Baron Conrad von Eybesfeld. Doch verblieben die Referenten für das Mittelschulwesen in ihrer Stellung. Es machte sich aber in Angelegenheit der Gymnasien der Einfluss Adolf Lang's in nachdrücklicher Weise bemerkbar. Schon in dem Ministerial-Erlasse vom Jahre 1876 wurde darauf verwiesen, dass die nicht zweckentsprechend verfassten Lehrbücher auch eine der Ursachen sind, welche die Ueberbürdung der Jugend veranlassen. Jetzt, wo durch die neue politische Strömung sich die Ansprüche des katholischen Clerus und der einzelnen Nationalitäten steigerten, schien auch in Bezug auf die Lehrbücher die Berücksichtigung dieser Ansprüche geboten. Dies führte zur Ausscheidung einzelner Lehrtexte, zur Durchsicht und Umarbeitung anderer und zur Einschärfung und sorgfältigen Handhabung der in Bezug auf den Gebrauch der Lehrbücher bestehenden Verordnungen. Der Ministerial-Erlass vom 31. März und die Ministerial-Verordnung vom 15. August 1880 erscheinen als Ergebnisse dieser Thätigkeit des Unterrichtsministeriums.

Um die Ueberbürdungsfrage, die noch immer an der Tagesordnung blieb, von derselben verschwinden zu machen, glaubte man durchgreifende Massnahmen treffen zu sollen. Die Hauptursache suchte man in dem Lehrplane und in der unrichtigen methodischen Behandlung des Lehrstoffes. Demnach wurde im Jahre 1882 eine Enquête zusammenberufen, welche den Lehrplan einer Revision unterziehen und geeignete Vorschläge zur Verbesserung erstatten sollte. Im Jahre 1884 war die mühsame Arbeit beendet, und es konnten die Ergebnisse derselben der Oeffentlichkeit übergeben werden. Das geschah durch die Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1884.

Im Lehrplane traten mancherlei Verschiebungen und Beschränkungen ein. Am meisten wurde hiedurch der Unterricht in der deutschen Sprache am Obergymnasium betroffen, indem man jeder Classe drei Stunden zuwies, aber das Mittelhochdeutsche aus-

schied und statt dessen in der V. und VI. Classe einen grammatischen Unterricht einführte, welcher sich mit der Lautlehre der neuhochdeutschen Sprache, der Wortbildung, der Genealogie der germanischen Sprache und den Principien der Sprachbildung beschäftigen soll.

Die Instructionen, welche gleichzeitig »hinausgegeben« wurden, enthalten viele bis ins Detail gehende methodische Weisungen, die offenbar den Zweck verfolgen, dem Lehrer beim Unterrichte als Richtschnur zu dienen. Da dieselben von verschiedenen Schulmännern herrühren, deren jeder in seinem Fache besondere Ansichten vertritt und für seinen Gegenstand möglichst hohe Ziele im Auge hat, so fanden sie keineswegs ungetheilten Beifall; auch erreichten sie nicht den Zweck, die Ueberbürdung zu verringern. Im Gegentheil erscheinen sie geeignet, dieselbe zu fördern, indem sie oft erfahrene Schulmänner, die sich durch eine langjährige Praxis eine ihrer Individualität ganz entsprechende zweckmässige Methode geschaffen haben, zwingen, sich einem fremden Lehrgang und einer ihnen vielleicht widerstrebenden Technik des Unterrichtes anzupassen.

Als nach dem Rücktritte des Freiherrn Conrad von Eybesfeld im November 1885 Dr. Gautsch von Frankenthurm das Unterrichtsministerium übernahm, trat der Ministerialrath Krischek (1886) in den Ruhestand und wurde durch den bisher als Referent in Schulangelegenheiten bei der k. k. niederösterreichischen Statthalterei thätigen Statthaltereirath Dr. Erich Wolf ersetzt. In dieser neuesten Aera blieben die seit 1880 im Gymnasialwesen herrschenden Bestrebungen ungeändert, nur kamen sie mit grösserem Nachdrucke zur Geltung. Je empfindsamer der katholische Clerus und die Nationalitäten wurden, desto sorgfältiger glaubte man im Interesse des österreichischen Patriotismus die Lehrbücher durchsehen und reinigen zu sollen. Zugleich verfolgte man hierbei auch den Zweck, durch Beschränkung des Stoffes der Ueberlastung der Jugend entgegenzuarbeiten und durch Ermässigung der Preise die Anschaffung zu erleichtern. In derselben Absicht fasste man den Plan, Lehrtexte für Mittelschulen durch den Schulbücher-Verlag herauszugeben. Aehnliche Rücksichten, wie bei der Revision der Lehrbücher, riefen den Ministerial-Erlass vom 16. December 1885 hervor, durch welchen eine Revision der Schülerbibliotheken an Volks- und Mittelschulen angeordnet wurde. Es geschah dies in der ausgesprochenen Absicht, Alles zu beseitigen, was geeignet schiene, die

Jugend in patriotischer, religiöser oder sittlicher Beziehung ungünstig zu beeinflussen.

Neben dieser Thätigkeit zeigt sich in dem neuen Ministerium die Neigung, den Wünschen des Hauses und der öffentlichen Meinung entgegenzukommen. Die Verlegung der Schulzeit in der untersten Classe auf eine spätere Stunde, die Abschaffung der Location (Ministerial-Erlass vom 26. Jänner 1886), das Verbot für Directoren und Lehrer der Mittelschule, Kostzöglinge zu halten (Ministerial-Erlass vom 20. November 1886), der Auftrag an die Lehrkörper, Classenkataloge zu führen, in welche das Publicum Einblick erhält (Ministerial-Erlass vom 2. Mai 1886), und endlich die Forderung, dass die in die Reichsvertretung gewählten Mitglieder des Lehrerstandes an den Communalschulen Wiens während der Dauer ihres Mandates vom Unterrichte gänzlich enthoben werden, kennzeichnen die Absicht der Regierung, etwaigen Klagen des Hauses über Mangel an Rücksicht, über Unbilligkeit oder Befangenheit des Lehrerstandes vorzubeugen.

Ueberdies behielt das neue Ministerium die Ueberbürdungsfrage im Auge. Manche Bestimmungen wurden seitens desselben getroffen, um hierin Abhilfe zu schaffen. So setzte das Gesetz vom 3. Juni 1886 fest, dass die Kinder bei der Aufnahme in die Mittelschule wenigstens zehn Jahre alt sein sollen. Der Ministerial-Erlass von 2. Mai 1887 beschränkte die Zahl der Schülerarbeiten und der den Schülern zuzumuthenden schriftlichen Aufzeichnungen und durch den Ministerial-Erlass vom 1. Juli 1887 wurden Weisungen über den Unterricht in den classischen Sprachen gegeben, durch welche namentlich der grammatische Unterricht beschränkt und die mit diesem verbundenen mündlichen und schriftlichen Uebungen einer rationelleren Behandlung zugeführt werden sollten.

Seitdem sind keine bemerkenswerthen Massnahmen oder Veränderungen im Gymnasialwesen Wiens zu verzeichnen. Die vierzigjährige Entwickelung desselben zeigt sich einerseits in der Vertiefung und Ausdehnung, anderseits in der Verallgemeinerung des Studiums. Mit der Vertiefung soll die gründlichere Behandlung bezeichnet werden, welche die einzelnen Gegenstände erfahren, die durch eine tüchtige Fachbildung der Lehrer, gediegene Lehrbücher und Lehrmittel erreicht wird. Die Ausdehnung des Studiums äussert sich darin, dass der Bildungskreis der Gymnasialjugend auf alle, sowohl für die allgemeine Bildung als auch für das praktische Leben wichtigen Gegenstände erweitert wurde. Der Vorzug der österreichischen, also auch der

Wiener Gymnasien besteht eben darin, dass die Kenntniss der Objecte und Erscheinungen der Natur an denselben nicht vernachlässigt, sondern dass auch diese Quelle menschlichen Wissens in den Strom geleitet wird, der befruchtend und veredelnd auf Herz und Geist der Jugend einwirkt. Der Fortschritt kennzeichnet sich aber auch dadurch, dass diese Bildung weiten Kreisen zufliesst. Im Anfange der fünfziger Jahre gab es vier Gymnasien und etwa 1500 Schüler an denselben; jetzt zählt Wien eilf Gymnasien und mehr als 4500 Schüler. Während die Bevölkerung der Stadt nicht einmal um 100% gestiegen ist, nahm die Zahl der Gymnasiasten um 300% zu.

C. Realschulen.

Die ersten Grundzüge zur Errichtung besonderer Realschulen in allen Theilen des Reiches lieferte der schon wiederholt erwähnte Entwurf des Ministeriums Sommaruga vom 18. Juli 1848. Darnach sollten die Bürger- und Realschulen zwischen den Volksschulen und den technischen Instituten stehen und mehreren Zwecken dienen.

Nach dem Rücktritte Sommaruga's wurde im Ministerium auch die Realschulfrage erörtert. Namentlich fiel dem Referenten für technischen Unterricht, P. Dr. Marian Koller, die Aufgabe zu, diese neue Art von Schulen ins Leben zu rufen. Dieser durch seine wissenschaftliche Thätigkeit am Kremsmünsterer Lyceum rühmlichst bekannte Benedictiner entwarf auch unter Beiziehung anderer Schulmänner den »Plan der Realschulen«, welcher als zweiter Theil des Organisations-Entwurfes im Jahre 1849 veröffentlicht wurde.

Die eigentliche Organisation der Realschulen nimmt ihren Ausgangspunkt von dem Vortrage, den Minister Graf Leo Thun am 12. Februar 1851 »in Betreff des gewerblichen Unterrichtes überhaupt und der Errichtung von Realschulen insbesondere« Sr. Majestät hielt. Darin beklagte er den Mangel an Anstalten für die Bildung der industriellen Classen der Bürger, hob deren Nothwendigkeit hervor und verwies auf die Ueberfüllung der mit den technischen Instituten in Wien und Prag verbundenen Realschulen, und fuhr fort: »Aber nicht bloss als Vorbereitungsanstalten für höhere technische Bildung sollen diese Mittelschulen dienen, sie haben auch eine selbständige Aufgabe zu erfüllen. Sie sollen dem eigentlichen Gewerbestande die Gelegenheit bieten, sich die für seinen Beruf nöthigen Kenntnisse auf die geeignetste Weise zu erwerben.

Bei der bisherigen Beschaffenheit des öffentlichen Unterrichtes konnte sich die zahlreiche und wichtige Classe der Bevölkerung, welche der Pflege und Ausübung der industriellen Gewerbe obliegt, nicht diejenige technische Bildung aneignen, die ein so allgemeines und weit verbreitetes Bedürfniss ist. Die Folgen davon sind auffallend, und hierin ist ein Hauptgrund zu suchen, warum die österreichische Industrie in einzelnen Zweigen hinter jener unserer westlichen Nachbarn zurückgeblieben ist. Gegenwärtig, wo Veränderungen des österreichischen Zolltarifes bevorstehen, durch welche das Prohibitiv-System gänzlich aufgegeben, und wo der grosse, durch seinen inneren Werth nothwendig siegreiche Gedanke einer mitteleuropäischen Zolleinigung angestrebt wird, ist die Behebung dieses Uebelstandes mehr als je zuvor dringend nothwendig.« Nachdem auf die nothwendige Concurrenz Oesterreichs, des im Herzen Europas gelegenen Landes, mit der auswärtigen Industrie hingewiesen wurde, wird als erforderliche Vorbedingung hiefür »die Regelung des gesammten technischen Uuterrichtes« gefordert. »Für diesen Bau ist ein fester, weit ausreichender Grund nothwendig.« Den sollten Unterrealschulen von zwei oder drei Classen für den gewerblichen Unterricht, Oberrealschulen für die weitere Ausbildung und Handwerker-, Sonntags- und eigentliche Specialschulen für die Bedürfnisse des Gewerbestandes schaffen. Der Vortrag gipfelte in dem Antrage, sowohl in Wien als auch in Prag die eine Realschule von der Technik loszulösen und eine zweite Realschule zu gründen.

Se. Majestät genehmigte mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. März 1851 die Vorschläge des Unterrichtsministers und bewilligte die Bestreitung der Auslagen für die zwei Oberrealschulen Wiens aus dem Studienfonde. Aus der k. k. Realschule an der Technik entstand die k. k. Oberrealschule auf dem Schottenfelde, welche in den zweckmässig adaptirten Räumen des Gemeindehauses der Vorstadt Schottenfeld untergebracht und am 13. November 1851 unter der Leitung des früheren Professors der k. k. Realschule, Franz Hauke, eröffnet wurde. Die andere Oberrealschule fand auf der Landstrasse in der Rasumoffskygasse ihren Platz. Obgleich diese Anstalt vom Grund aus neu eingerichtet und mit all' den zahlreichen Lehrmitteln ausgestattet werden musste, so konnte sie doch schon am 12. November unter dem Director Dr. Josef Weiser, der früher in Lemberg an der technischen Akademie die Physik gelehrt hatte, feierlich eröffnet werden.

Mit der Gründung der beiden Realschulen ist eine wichtige Epoche im Schulwesen Oesterreichs eingeleitet. Aus dem Vortrage, welcher zu deren Gründung führte, ist einerseits der weitsehende Blick und die staatsmännische Einsicht zu erkennen, welche die Regierung damals im Schulwesen bethätigte, andererseits aber auch die Bedeutung ersichtlich, welche diese Art von Schulen für das wirthschaftliche Leben des Staates hat.

Mit Rücksicht auf die den Realschulen gestellten Aufgaben wurde von dem Lehrplane des Jahres 1849 theilweise abgegangen, und mit Ministerial-Verordnung vom 13. August 1851 ein neues Statut erlassen, demzufolge in der dreiclassigen Unterrealschule, für welche der Name Bürgerschule nicht mehr in Anwendung kam, auch die Wechsel- und Zollkunde, die Chemie und Baukunst, in der Oberrealschule die Maschinenlehre, specielle und technische Chemie und das Modelliren in den Lehrplan aufgenommen und die Stundenzahl für's Zeichnen wesentlich vermehrt wurde. Dagegen wurde der Geschichtsunterricht aus der Unterrealschule entfernt und auf eine gelegentliche »Einstreuung« oder »Beifügung« geschichtlicher Notizen beschränkt.

Zugleich mit der Errichtung dieser zwei Oberrealschulen wurden die vierten Classen der Hauptschulen zu Unterrealschulen von zwei oder drei Classen erweitert. Der Zuspruch, den die Realschulen fanden, zeugt von dem Bedürfnisse, dem sie entsprachen. Im Jahre 1852/53 waren an den Unterrealschulen 1897 Schüler, an der Landstrasser Oberrealschule wurden 554, an der Schottenfelder 658 Schüler gezählt.

Dieser Andrang lenkte die Aufmerksamkeit des Wiener Gemeinderathes auf diese zeitgemässe Schöpfung der Regierung. In der Erkenntniss von der Wichtigkeit und Zweckmässigkeit der Realschule, beschloss er am 19. November 1852, drei vollständige Unterrealschulen bei St. Johann in der Leopoldstadt, auf der Wieden und in Gumpendorf zu gründen. Zuerst wurde die Errichtung der Gumpendorfer Unterrealschule in Angriff genommen. Schon am 18. October 1854 wurde die Anstalt feierlich eröffnet. Mit der Gumpendorfer Unterrealschule hat die Grosscommune Wien die erste Mittelschule gegründet und damit bewiesen, dass sie Bildung und Fortschritt hochschätzt und keine Opfer scheut, wenn es gilt, die Cultur der Bevölkerung zu heben. Ein Jahr später, am Namenstage Ihrer Majestät, dem 19. November 1855, fand die feierliche Eröffnung der von der Stadt Wien »der Ausbildung und dem

Aufschwunge des Gewerbefleisses« gewidmeten Oberrealschule auf der Wieden statt.

In demselben Schuljahre wurde auch die k. k. Unterrealschule in der Jägerzeile ins Leben gerufen, für welche Se. Majestät mit Allerh. Entschliessung vom 11. September 1855 die zur Erhaltung und Einrichtung erforderlichen Auslagen aus dem Studienfonde anwies, bei welcher Gelegenheit Hochderselbe der Commune Wien die Anerkennung »für die bei der vollständigen Regelung des Volks- und Realschulunterrichtes bewiesene werkthätige Sorgfalt« aussprach.

Während diese Gründungen erfolgten, ging die Sorge der Regierung dahin, die neugegründeten Anstalten auch im Innern auszugestalten. Es galt zuerst Lehrer für sie heranzuziehen. Diesem Zwecke diente das Prüfungsgesetz für Lehrer an selbständigen Realschulen, das mit Ministerial-Verordnung vom 24. April 1853 erlassen wurde. In Wien wurde eine Prüfungscommission eingesetzt, vor welcher sowohl Hörer der Universität als auch der technischen Hochschule die Lehrbefähigung für Realschulen erwerben konnten. Um für die unselbständigen Unterrealschulen geeignete Lehrer zu gewinnen, wurden im Jahre 1854 sowohl an der Landstrasser als auch an der Schottenfelder Oberrealschule besondere Bildungscurse für Candidaten des Lehramtes an unselbständigen Unterrealschulen errichtet, deren bereits (p. 34) gedacht ward. Dann brauchte man Lehrbücher und Lehrmittel, welche nach Aufhebung des Privilegiums des Schulbücherverlages für Realschulen mit Allerh. Entschliessung vom 15. März 1850 Dank dem Eifer des Lehrerstandes in kurzer Zeit, zumeist durch in Wien wirkende Autoren geschaffen wurden. So kamen schon in den ersten Jahren von Wiener Schulmännern verfasste Lehrbücher und Lehrmittel in Verwendung: In der deutschen Sprache die Lese-, Sprach- und Literaturbücher von Professor Theod. Vernaleken; in der Geographie das von Director Hauke verfasste Lehrbuch; in der Arithmetik und Geometrie waren Lehrbücher von den Professoren der Technik Beskiba und Schulz v. Strassnitzki und dem Professor der Schottenfelder Realschule Glasl in Gebrauch. Für die Naturgeschichte verfasste der Wiener Universitätsprofessor Zippe ein Lehrbuch. In der Physik standen die vom Universitätsprofessor Kunzek und vom Director Dr. Weiser gearbeiteten Lehrbücher in Gebrauch. Ein Lehrbuch der Chemie rührte von dem Professor der Schottenfelder Oberrealschule Dr. Hinterberger her. Für's Zeichnen schufen der Professor der-

selben Anstalt Heissig und der Professor an der Landstrasser Oberrealschule Hieser geeignete Vorlagen.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse begünstigten die Entwickelung der Realschulen. Die in dem Vortrage des Unterrichtsministers Grafen Thun berührte neue Handelspolitik, welche mit dem Prohibitiv-System brach, kam im Jahre 1853 zur Durchführung und führte zu einem lebhaften Verkehre mit dem Auslande. Die internationalen Ausstellungen der fünfziger Jahre (zu London 1854 und Paris 1855) erschlossen der einheimischen Industrie einen Einblick in die Art und Weise der Production anderer Länder und der Verwerthung ihrer Erzeugnisse. In Folge dessen wurden neue Eisenbahnen gebaut und eröffnet, Geld- und Creditinstitute geschaffen, die ihr Capital in Handels- und Industrieunternehmungen verwertheten. Für alle diese Einrichtungen waren Kräfte erforderlich, die eine entsprechende Bildung besassen. Solche lieferten die Realschulen. Deshalb mehrte sich die Zahl der Realschüler, man zählte in Wien im Jahre 1857 allein an den drei Oberrealschulen und der selbständigen Unterrealschule in Gumpendorf 1407 Schüler.

In demselben Jahre erhielt die Lehrerschaft der Realschule ein Organ, welches die Interessen dieser Anstalten vertrat und pädagogisch-didaktische Fragen des Realschulwesens besprach. Die Professoren der Landstrasser Oberrealschule E. Hornig und W. Warhanek begründeten eine Zeitschrift, betitelt »Realschule«, an welcher später A. Schmitt von der Gumpendorfer Unterrealschule als Mitredacteur wirkte. In den Jahren 1859—1861 erschien sie unter dem Titel: »Zeitschrift für die österreichischen Realschulen und verwandten Anstalten«, in den Jahren 1862 und 1863 als »Mittelschule, Zeitschrift für Realschulen und Gymnasien« unter der Redaction von B. Kopezky, (Schulrath) A. Kral und W. Warhanek. In dieser Zeitschrift wurden die Mängel, die in der Organisation der Realschulen bestanden, blossgelegt. Als der grösste Uebelstand zeigte sich die Verquickung mannigfaltiger Ziele, welche man gleichzeitig erstrebte. Die Unterrealschule sollte als niedere, die Oberrealschule als höhere Gewerbeschule dienen und die ganze Realschule sollte theils für die Kunstakademie, theils durch eine fachliche und gleichzeitig allgemeine Bildung für das technische Studium vorbereiten. Da man im Lehrplane all' diesen Zwecken Rechnung tragen wollte, so trat eine Ueberbürdung im Lehrstoff ein. Das Bestreben einer Partei der Realschullehrer, das namentlich W. Warhanek vertrat, war darauf gerichtet, die Realschule dem Gymnasium anzunähern

Es sollte die Realschule nicht fachliche, sondern allgemeine Bildung vermitteln und das »moderne Gymnasium« sein, das Feuchtersleben und Exner zuerst geplant hatten. Zwar drang auch bei der Regierung die Erkenntniss durch, dass die Realschule nicht so mannigfaltigen Zwecken dienen könne. Schon im Jahre 1853 verliess sie den Standpunkt, dass die Realschule die Vorschule für die Kunstakademie zu bilden habe, weshalb durch Ministerial-Erlass vom 15. Jänner 1854 die Stundenzahl für das Freihandzeichnen verringert ward. Aber im Uebrigen blieb es beim Lehrplane vom Jahre 1851. Die auf eine Reform der Realschulen abzielenden Aufsätze und Vorschläge behielten vorläufig nur einen akademischen Werth.

Mit der Stadterweiterung und dem Zufluss an Menschen, der in deren Gefolge eintrat, machte sich das Bedürfniss nach neuen Realschulen fühlbar. Da in der inneren Stadt keine Realschule bestand, so fand die von Eduard Döll im Jahre 1859 gegründete, von dem Ministerium mit Erlass vom 6. Februar 1859 mit dem Oeffentlichkeitsrechte versehene Privat-Oberrealschule grossen Zuspruch. Den Umstand, dass in der Rossau, Alservorstadt und Josefstadt keine Realschule bestand, machte sich Franz Meixner zunutze und errichtete mit Genehmigung der k. k. niederösterreichischen Statthalterei vom 30. Juli 1861 eine Unterrealschule in der Rossau, die er im Jahre 1862 zu einer Oberrealschule erweiterte, für die er mit Ministerial-Erlass vom 24. April 1865 das Oeffentlichkeitsrecht erwarb.

Aber auch die Commune Wien fühlte die Verpflichtung, für die weit ausgedehnten nordwestlichen Bezirke ihres Gebietes eine dem Bedürfnisse der Bevölkerung entsprechende Anstalt zu schaffen. Mit Beschluss vom 13. August 1861 wurde eine Unterrealschule in der Rossau (Grünethorgasse 8) gegründet und schon im Herbste eröffnet. Der günstige Besuch derselben bewog die Gemeindevertretung, sie mit Beschluss vom 13. September 1864 zu einer Oberrealschule zu erweitern.

Es zählte somit Wien fünf selbständige und sieben unselbständige öffentliche Realschulen (darunter drei Oberrealschulen), als im Mai 1862 die für die Geschichte des Schulwesens denkwürdige Londoner Weltausstellung eröffnet wurde. Die früheren Weltausstellungen beschränkten sich auf eine Ausstellung vereinzelter für den Unterricht und die Schule verwerthbaren Objecte. Bei der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1862 wurde zuerst der Plan durchgeführt, eine besondere Abtheilung ausschliesslich den »Mitteln und Methoden des Unterrichtes« zu widmen, in welcher eine

übersichtliche und systematische Darstellung der Entwickelung und des Standes des Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten geboten werden konnte. Das österreichische Unterrichtsministerium veranlasste eine Ausstellung der Leistungen Wiens und der Provinzen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, die zunächst in Wien stattfand und durch die Besichtigung und Kritik seitens der Fachmänner viel zur Förderung des Schulwesens speciell der Hauptstadt beitrug. Wie es die Sache mit sich bringt, zogen namentlich die Real- und Fachschulen aus derselben Nutzen. Aber auch in London erfreute sich die österreichische Ausstellung ehrenvoller Anerkennung. Namentlich wiesen die Wiener Realschulen schöne Erfolge im Zeichnen und in plastischen Arbeiten auf. Es konnte der damalige Leiter der Unterrichtsangelegenheiten, Unterstaatssecretär Freiherr von Helfert, welcher hauptsächlich um die Ausstellung sich bemüht hatte, in seinem Rechenschaftsberichte an den Staatsminister von Schmerling mit gutem Grunde auf den erfreulichen Stand hinweisen, in welchem sich das Schulwesen, namentlich die Realschulen befanden. Aber die Londoner Weltausstellung wirkte auch insofern förderlich auf die Entwickelung der Realschulen, als hiedurch namentlich Wiener Schulmännern Gelegenheit geboten wurde, das Schulwesen anderer Länder kennen zu lernen. Von der Commune Wien wurden Director Teirich und Professor Pisko und vom Landesausschusse die Professoren Hessler und Güntner, sowie der Assistent Grimburg dahin gesandt, um die gesammelten Erfahrungen für die österreichischen Schulen zu verwerthen.

Das in Folge der erlassenen Constitution entstandene regere öffentliche Leben, die Erweiterung des Gesichtskreises in allen mit der Schule im Zusammenhange stehenden Schichten, welche durch einen grösseren Verkehr, durch die Freiheit der Presse, durch das aufblühende Vereinswesen herbeigeführt worden war, brachten die Frage von der Reform der Realschule aus dem Gebiete der akademischen Discussion zur thatsächlichen Geltung. Der Verein »Mittelschule« beschloss am 1. April 1864 eine Denkschrift über die Reorganisation der Realschulen und die Erweiterung der Rechte der Realschüler auszuarbeiten und wählte zu diesem Zwecke ein Comité, dem unter Anderen Regierungsrath Ficker, Schulrath Kral, die Realschuldirectoren Walser und Weiser, die Realschulprofessoren Krist und Schmued angehörten. Nachdem der Entwurf in vielen Vereinsversammlungen durchberathen und abgeändert worden war, wurde er am 13. Februar 1865 dem Staatsminister Ritter von Schmer-

ling überreicht. Gleichzeitig beschäftigte sich auch der neugeschaffene Unterrichtsrath mit dieser Angelegenheit. Von der Wichtigkeit, die man in Regierungskreisen den Realschulen zuwandte, zeugt auch die Bestellung eines eigenen Landesschulinspectors für diese Schulen, als welcher seit 1865 M. A. Becker, der bisher die Volks- und Realschulen gleichzeitig beaufsichtigt hatte, ausschliesslich bestimmt wurde.

Indessen waren die Jahre 1865 und 1866 durch ihre inneren und äusseren Verwickelungen nicht geeignet, eine Besserung in dem Verhältnisse der Realschulen herbeizuführen. Auch verschied im Jahre 1866 der bisherige Referent für den technischen Unterricht im Ministerium, P. Dr. Marian Koller. Statt seiner übernahm der Sectionsrath J. Ritter von Tandler sein Ressort. Unter ihm gewann Professor Beer, welcher neben Director Dr. Weiser im Unterrichtsrathe das Real- und Gewerbeschulwesen vertrat, grossen Einfluss. Unter der Mitwirkung dieser Männer wurde an die Verbesserung der Realschulen die Hand gelegt. Durch Ministerial-Verordnung vom 21. August 1867 wurden die Zoll- und Monopolsordnung und die Baukunst aus den Unterclassen, die Maschinenlehre aus den Oberclassen entfernt, die Zahl der Lehrstunden in der Chemie, dem Zeichnen und der Kalligraphie beschränkt, dagegen die in der Sprache, der Geographie und Geschichte, der Mathematik und der Naturwissenschaften um etwas erhöht und in den Unterclassen die Geschichte als besonderer Unterrichtsgegenstand eingeführt.

Zur selben Zeit wurde in der Pariser Weltausstellung nach dem Vorbilde der Londoner eine Ausstellung aller auf die Erziehung und den Unterricht bezüglichen Einrichtungen veranstaltet, an der sich auch Oesterreich in hervorragender Weise betheiligte. Neben dem damaligen Ministerialsecretär Alois (Ritter v.) Hermann und dem Volksschulinspector V. Prausek wurde der Wiener Realschulprofessor Dr. A. Machatschek in das Comité gewählt, das diese Ausstellung vorbereitete. Es war gewiss ein ehrenvolles Zeugniss für den Stand der Realschulen Oesterreichs und speciell Wiens, das zu der Ausstellung auf diesem Gebiete am meisten beigetragen hatte, dass die Jury der Ausstellung den österreichischen Realschulen eine »goldene Medaille« zuerkannte.

Als die Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 das Realschulwesen den Landtagen zuwiesen, arbeitete das Ministerium, an dessen Spitze damals Ritter von Hasner stand, unter Mitwirkung Beer's einen Gesetzentwurf über die Einrichtung der Realschulen aus,

welcher den einzelnen Landtagen vorgelegt wurde. Der Landtag von Niederösterreich beschloss auf Grundlage des ministeriellen Entwurfes das Realschulgesetz, welches mit 3. März 1870 die kaiserliche Sanction erhielt. Das Ministerium hatte nunmehr nach den einzelnen Landesgesetzen die Lehrpläne auszuarbeiten, an deren Zustandekommen der inzwischen ins Ministerium berufene Regierungsrath Dr. A. Ficker arbeitete. Mit ihm trat eine Aenderung in der Vertheilung der Referate im Ministerium ein, indem das Referat für Realschulen mit dem für Gymnasien verbunden, dagegen von dem für technische Hochschulen getrennt wurde. Auch in der Aufsicht der Wiener Realschulen trat ein Wechsel ein; an der Stelle Becker's übernahm der Realschulprofessor Dr. Jos. Krist die Inspection der Realschulen. Diese Wandlung in der Aufsicht der Realschulen kennzeichnet schon äusserlich die Richtung, in welcher ihre Reform sich bewegte. Sie wurden in ihrer Einrichtung den Gymnasien genähert und von dem Ballast, den sie als gewerbliche, d. h. also fachliche Anstalten mit sich führten, befreit. Ihr Zweck beschränkt sich seitdem darauf, »mit besonderer Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen eine höhere allgemeine Bildung als die Volks- und Bürgerschulen zu gewähren« und »die Vorbereitung für die auf diesen Disciplinen beruhenden höheren Schulen« zu bilden. Um diese Zwecke zu erreichen, ward die Realschule auf sieben Jahrgänge, wovon vier auf die Unterrealschule entfallen, erweitert, und es wurden die französische und englische Sprache unter die obligaten Gegenstände aufgenommen. Die Zeit für dieses Studium sollte an der Oberrealschule durch die Entfernung des Religionsunterrichtes aus den Gegenständen derselben gewonnen werden. Als Abschluss der Realschule wurde analog den Gymnasien eine Maturitätsprüfung angeordnet, für welche am 9. Mai 1872 eine genaue Vorschrift erlassen ward. Auch insofern fand eine Gleichstellung der Gymnasien und Realschulen statt, als die Bezüge des Lehrpersonales, die Lehrbefähigungsprüfungen, die Normen für die Lehrtexte, das Schulgeld u. dgl. äussere Schuleinrichtungen in gleicher Weise für beide Art von Schulen unter der Gesammtbezeichnung »Mittelschulen« festgestellt wurden. Was also früher an den Gymnasien in Bezug auf diese Angelegenheiten erwähnt wurde, gilt auch für die Realschulen Wiens.

Die Thätigkeit der Schulbehörden war nunmehr darauf gerichtet, diese Umwandlung der Realschulen zur Durchführung zu bringen. Grosse Schwierigkeiten, welche bis zur Gegenwart noch nicht voll-

ständig überwunden sind, bot die Einführung der modernen Sprachen unter die obligaten Unterrichtsgegenstände. Es fehlte an den erforderlichen Lehrkräften für diese Fächer. Um dieselben zu gewinnen, wurde an der Wiener Universität mit Ministerial-Erlass vom 22. Mai 1872 ein Seminar für französische und englische Sprache errichtet, dessen Leitung dem ordentlichen Professor für romanische Sprache, Dr. Ad. Mussafia, dem aus Breslau berufenen ausserordentlichen Professor Zupitza Julius und dem Privatdocenten Ferdinand Lotheisen übertragen wurde.

Aber auch die Lehrerschaft der Realschulen fühlte das Bedürfniss für ihre Interessen und für die Förderung und Entwickelung der ihr anvertrauten Schulen in der Oeffentlichkeit mit grösserem Nachdrucke zu wirken. Es traten die Mitglieder der Lehrkörper an den Realschulen Wiens im Jahre 1871 zu einem besonderen Vereine »Die Realschule« zusammen, der speciell die Angelegenheiten dieser Schulen wahrzunehmen sich zur Aufgabe stellte. Der erste Präses dieses Vereines war der Director der Oberrealschule in dem I. Bezirke, Eduard Döll. Mit demselben Jahre begann auch das Erscheinen einer Zeitschrift, deren Titel »Realschule« das Programm derselben deutlich kennzeichnet. Da ihr Redacteur Ed. Döll zugleich dem Vereine gleichen Namens vorstand, so ist es selbstverständlich, dass in ihr die Bestrebungen dieses Vereines zum Ausdrucke kamen. Während aber der Verein bis auf die Gegenwart in gedeihlicher Entwickelung besteht, ging die Zeitschrift im Jahre 1875 ein.

So wirkten Regierung und Lehrerschaft mit vereinten Kräften an der Durchführung der im Realschulwesen eingetretenen Reformen. Es ist bezeichnend für das rege Streben nach Vervollkommnung dieser Anstalten, dass der Verein »Realschule« in seiner zweiten Sitzung am 6. April 1872 über den Lehrplan der reorganisirten Realschule verhandelte und in seiner dritten Sitzung am 8. Juli 1872 die Zweckmässigkeit der Erweiterung der Realschulen auf acht Jahrgänge besprach. Es dürfte die erstere Verhandlung nicht ohne Einfluss auf den Ministerial-Erlass vom 17. Juni 1872 gewesen sein, durch welchen der Lehrplan in der Weise abgeändert ward, dass die Zahl der Lehrstunden für Chemie und Freihandzeichnen in der Oberrealschule eingeschränkt, für Geographie und Geschichte vermehrt wurde.

Neben der inneren Ausgestaltung nahm auch die Beschaffung der erforderlichen äusseren Bedingungen, unter denen diese Schulen gedeihen, die Fürsorge der massgebenden Kreise in Anspruch. Da

mit dem neuen Realschulgesetz die sogenannten unselbständigen Unterrealschulen aufhörten, so wurden dieselben in Bürgerschulen umgewandelt. In Folge dieser Umwandlung hätte die Leopoldstadt, welche doch zu den bevölkertsten Vorstädten gehört, jeder Realschule entbehrt. Um den Bedürfnissen dieses Bezirkes Rechnung zu tragen, wurde mit Allerh. Entschliessung vom 4. Juli 1871 die unselbständige Unterrealschule St. Johann zu einer k. k. Staats-Unterrealschule erhoben und zu deren Leitung der Director des k. k. Oberrealgymnasiums in Ober-Hollabrunn, Dr. Julius Spängler, berufen. Der Andrang zu dieser Anstalt bewog das Ministerium zufolge Allerh. Entschliessung vom 15. Februar 1872, sie zu einer Oberrealschule zu erweitern, als welche sie mit dem Schuljahre 1872/73 die V. Classe eröffnete.

Auch durch die Verlegung der Landstrasser Oberrealschule in das zweckmässig adaptirte Gebäude der ehemaligen Tabakfabrik in der Hinteren Zollamtsstrasse, das unfern des Donaucanals gelegen ist, wurde der Bevölkerung in der Leopoldstadt es ermöglicht, ihren Kindern den Besuch einer Realschule zu erleichtern. Das zeigte sich auch in der Steigerung der Frequenz an dieser Anstalt. Vom Jahre 1869/70 auf das Jahr 1870/71, in welchem die Uebersiedlung der Anstalt erfolgte, stieg die Schülerzahl von 227 auf 276, um mehr als 20%.

Im Allgemeinen bewirkte der materielle Aufschwung im Anfange der siebziger Jahre, dessen schon gedacht wurde, dass insbesondere die Realschulen starken Zuspruch fanden. Im Jahre 1871/72 war die Zahl der Schüler, trotzdem die unselbständigen Realschulen ausgeschieden waren, an den öffentlichen Realschulen Wiens und den zwei privaten Oberrealschulen im I. (Döll) und im VIII. Bezirke (Meixner) auf 3047 gestiegen.

Das Jahr 1873 brachte die Wiener Weltausstellung, auf welcher die Wiener Realschulen durch Lehrmittel und Schülerleistungen würdig vertreten waren. In Folge derselben wurde insbesondere der Werth des Zeichenunterrichtes für die Förderung des industriellen Lebens gewürdigt. Insbesondere trat der um die Hebung der österreichischen Kunstindustrie so hoch verdiente Hofrath Ritter von Eitelberger für eine Reform dieses Unterrichtes ein. Auf seine Anregung und unter Theilnahme des Realschuldirectors Ed. Walser erschien mit Ministerial-Verordnung vom 9. August 1873 der noch jetzt giltige Lehrplan für das Freihandzeichnen an Realschulen, welchem im nächsten Jahre durch Ministerial-Verordnung vom 6. Mai 1874 Instructionen folgten.

Die stetig zunehmende Zahl der Realschüler machte die Erweiterung der vorhandenen Anstalten nothwendig. So wurden schon im Jahre 1870 bei der Wiedner, im Jahre 1873 bei der Landstrasser Oberrealschule Zubauten aufgeführt, welche Raum für die nothwendig werdenden Parallelabtheilungen und für die bei der intensiven Pflege der Chemie und des Zeichnens erforderlichen Laboratorien und Säle boten. Vor Allem ist aber des Musterbaues zu gedenken, den die hohe Regierung in Angriff nahm, um der in ihren Räumlichkeiten ausserordentlich beengten k. k. Oberrealschule in der Leopoldstadt eine würdige Stätte zu bereiten. Es wurde auf dem Volkert ein Platz ausgemittelt, auf welchem im Jahre 1873 der Bau unter Leitung des Architekten Josef Schaidt begonnen und mit einem Aufwande von mehr als 800.000 fl. im Jahre 1875 zu Ende geführt wurde. Wohl in keinem Gebäude wurde all den Forderungen, welche die Hygiene und die Technik des Unterrichtes an Beheizung, Ventilation, Aborte, Einrichtung der Zeichensäle, der Laboratorien, des Turnsaales etc. stellen, in solch vollkommener Weise Rechnung getragen, als in diesem Schulpalaste.

Trotz der Erweiterungen der bestehenden Anstalten, erwiesen sich diese als unzulänglich, alle sich zur Aufnahme meldenden Schüler aufzunehmen. Es machte sich das Bedürfniss nach Errichtung neuer Anstalten fühlbar. Die Regierung kam diesem Bedürfniss entgegen, indem sie zufolge Allerh. Entschliessung vom 7. Juni 1875 zwei neue Unterrealschulen gründete; die eine im II. Bezirke (Glockengasse 2), die andere im V. Bezirke (Rampersdorfergasse 20). Letztere erhielt in dem Director der Troppauer Oberrealschule, Alexander Lamberger einen erprobten Leiter, während erstere provisorisch durch Professor Wilhelm Duras geleitet wurde, bis im Jahre 1877 der Director der Linzer Oberrealschule, Josef Lang, definitiv die Direction erhielt.

Auch die Commune Wien suchte trotz der Ungunst der Verhältnisse die von ihr erhaltenen Realschulen zu erweitern und zu vergrössern. Die von ihr begründete Oberrealschule in der Rossau wurde 1877 in die Schottenbasteigasse verlegt, wo für sie ein stattlicher und zweckentsprechender Bau aufgeführt worden war. Die Gumpendorfer Unterrealschule wurde 1880 zu einer Oberrealschule erweitert und erhielt ein neues geräumiges und schönes Gebäude in der Marchettigasse, worin sie im Herbste 1881 in feierlicher Weise das Schuljahr eröffnete.

Mit diesem Baue war den äusseren Bedürfnissen der Wiener Realschulen vollständig Rechnung getragen. Es waren für alle Schüler, welche sich diesen Studien zuwandten, hinlänglich viele Schulen vorhanden, die mit allen der Gesundheit und den Unterrichtszwecken erforderlichen Einrichtungen und Mitteln ausgestattet wurden. Mit den geänderten politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen hörte der Zudrang zu den Realschulen auf. Bis zum Jahre 1877/78 war die Schülerzahl stetig im Steigen und erreichte in diesem Schuljahr die grösste Höhe, 3471 Schüler; seitdem sank sie wieder bis 1881/82 auf 2900, hob sich aber langsam wieder im Jahre 1884/85 auf 3084, im Jahre 1886/87 auf 3219 Schüler.

Während Regierung und Gemeinde für die materielle Lage der Realschulen mit allem Eifer sorgten, war die Aufmerksamkeit der staatlichen Organe auch auf die innere Entwickelung dieser Schulen gerichtet.

Da nach dem Eingehen der Döll'schen Zeitschrift »Die Realschule« ein Organ für die Interessen der Realschule fehlte, so begründete die Regierung im Jahre 1876 analog der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien die »Zeitschrift für das Realschulwesen, deren Redaction der Professor an der technischen Hochschule, Dr. Jos. Kolbe, und die Realschulprofessoren Ad. Bechtel und Moriz Kuhn übernahmen. Hiermit schuf das Ministerium eine Stätte, in welcher die Behörden die Absichten, die sie bei ihren Erlässen und Massnahmen für die Realschulen leiten, kund thun und darlegen, aber auch die Lehrer die Erfahrungen, die sie sich in der Praxis erwerben, und etwaige Verbesserungsvorschläge zur allgemeinen Kenntniss und Besprechung bringen und endlich selbständige pädagogische oder wissenschaftliche Abhandlungen und Besprechungen neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur der verschiedenen Realschuldisciplinen veröffentlichen können. Diese Zeitschrift erschien um so dringender geboten, als die Gymnasialzeitschrift mit Materiale überfüllt war und sich deshalb zumeist auf das Gebiet der altclassischen Philologie beschränkte.

Ein deutlicher Beweis für die Nothwendigkeit einer Vermehrung der Zeitschriften für das Mittelschulwesen liegt aus jüngster Zeit vor, indem die Vereine der Mittelschullehrer in Wien (»Mittelschule« und »Realschule«), Prag (»Deutsche Mittelschule«) und Graz (»Innerösterreichische Mittelschule«) sich gedrungen fühlten, 1877 eine neue Zeitschrift, betitelt »Mittelschule«, zu begründen, welche die Professoren Dr. Langhans und Dr. Tumlirz in Wien und Dr. E. Maiss

in Prag redigirten, denen sich bei der Redaction des II. Jahrganges die Professoren M. Glöser und K. Zelger zugesellten.

Die Zeitschrift für das Realschulwesen erschien besonders wichtig, als es galt, die Erfahrungen, die man mit dem reformirten Lehrplan der Realschulen gemacht hatte, zu sammeln und sie zu einer besseren Ausgestaltung der inneren Organisation der Realschulen zu verwerthen. Mit dem Ablaufe des Jahres 1877 war nämlich die Möglichkeit geboten, festzustellen, wie sich der Lehrplan vom Jahre 1870 bewährt hatte, denn in diesem Jahre wurde zuerst die Maturitätsprüfung an Realschulen mit solchen Schülern gehalten, welche schon seit der I. Classe nach dem neuen Lehrplane unterrichtet worden waren. Es war damit der Zeitpunkt gekommen, in welchem das Ministerium die im Jahre 1870 geschaffenen Institutionen überprüfen und revidiren konnte. Diese Revision war um so dringender, als die Realschulen seit dem Jahre 1870 ausschliesslich den Charakter von allgemeinen Bildungsstätten, welche für die Hochschulen, die auf den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen beruhen, vorbereiten, erhalten hatten, und als in der Organisation der technischen Hochschulen in den Jahren 1872 und 1873 durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden waren. Die Arbeit wurde wesentlich dadurch erschwert, dass die Ergebnisse, welche die bisherigen Erfahrungen im Realschulwesen boten, dadurch beeinträchtigt wurden, dass an den Realschulen ein häufiger Lehrerwechsel stattgefunden und an vielen Anstalten auch eine Anzahl gesetzlich nicht befähigter Lehrer gewirkt hatte. Von geringerem Belange war es, dass es nach den Ländern dreizehn verschiedene Realschulgesetze gab, weil in diesen Gesetzen ausser der Reihe der Obligat- und Freifächer keine Einzelbestimmungen über den Lehrplan enthalten waren. Dennoch musste bei der Revision der Verschiedenheit der Landesgesetze und der örtlichen Verhältnisse Rechnung getragen werden. Aber gerade deshalb schien es nothwendig, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Lehrzielen und Lehrgängen aller Realschulen zu Stande zu bringen. Man musste es verhindern, dass in der Bildung der Realschüler der einzelnen Länder grössere Unterschiede platzgreifen.

Von diesem Gesichtspunkte geleitet, nahm das Unterrichtsministerium, das damals Dr. Ritter v. Stremayer leitete, die Revision der Lehrpläne für die Realschule vor. Das Referat dieser Schulen lag in den Händen des Ministerialrathes Krischek, welcher in seiner früheren Lehrthätigkeit sich gerade auf dem Gebiete des

mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes reiche Erfahrungen erworben hatte. Ihm stand Landesschulinspecter Adolf Lang, ein Vertreter der philologischen Fächer, zur Seite. Im niederösterreichischen Landesschulrathe sassen auf dem Gebiete der Realschule erfahrene Schulmänner; Dr. Mathias Wretschko (als Inspector für Realschulen) und Heinrich Schramm (als Inspector des gewerblichen Schulwesens), deren Mitwirkung nur günstigen Einfluss auf das beabsichtigte Werk nehmen konnte. Unter Beiziehung zahlreicher anderer Schulmänner wurde ein Normallehrplan für Realschulen ausgearbeitet, welcher mit Ministerial-Verordnung vom 15. April 1879 veröffentlicht wurde und als eine »von der Erfahrung dargebotene Richtschnur für die Aenderungen an den Schulen der einzelnen Länder« dienen sollte. Doch wurde derselbe mit einzelnen Aenderungen erst mit Ministerial-Verordnung vom 27. April 1880 für das Schuljahr 1880/81 zur Durchführung vorgeschrieben. Gleichzeitig wurden Instructionen zu dem Lehrplane veröffentlicht, welche einerseits den Lehrern, »ohne ihrer Selbständigkeit den wünschenswerthen Spielraum zu entziehen«, die Wege, auf welchen sie ohne Umwege und Missgriffe zum vorgezeichneten Ziele gelangen, weisen, andererseits den Aufsichtsorganen die Ausübung ihrer Thätigkeit erleichtern sollten.

Vergleicht man den Normallehrplan mit dem des Jahres 1870, so ergibt sich allerdings eine Ermässigung der Lehrziele in einzelnen Gegenständen. Es war eben damals das Schlagwort von der »Ueberbürdung der Schüler« in Schwung gekommen und Landesschulinspector Ad. Lang hatte seiner Ueberzeugung von der Ueberbürdung der Realschüler in den Berathungen der »Mittelschule« öffentlich Ausdruck gegeben. Man suchte die Ursache der Ueberbürdung in den Realien und darum fanden hauptsächlich in diesen einzelne Einschränkungen statt. So wurde der Unterricht in der Mathematik um eine, der in der Chemie um zwei Stunden verringert; im Zeichenunterrichte die Stundenzahl zu Gunsten des Freihandzeichnens verschoben; der Unterricht in der Physik an der Unterrealschule gleichmässiger vertheilt. Aber diese Erleichterungen wurden dadurch wieder aufgehoben, dass für den Unterricht in der französischen und englischen Sprache ein um zwei Stunden erhöhtes Stundenmass festgestellt ward, weil ohne dieses ein den Aufgaben der Schule entsprechender Erfolg nicht erreichbar schien.

In diesen Bahnen bewegt sich der Unterricht an der Realschule noch heute. Seitdem ist von keiner bemerkenswerthen Aende-

rung auf dem Gebiete des Realschulwesens der Residenz zu berichten, von der nicht schon bei den Gymnasien Erwähnung gethan worden wäre.

Mit hoher Befriedigung und berechtigtem Stolze kann Wien auf die Fortschritte blicken, welche unter der Regierung Seiner Majestät das Realschulwesen innerhalb seines Gebietes gemacht hat. Aus der einen k. k. Realschule, die mit ihren zwei Classen eine bescheidene Vorbereitungsanstalt für das Polytechnicum bildete, sind während der letzten vierzig Jahre acht öffentliche Realschulen entstanden, neben denen noch drei private bestehen. An ihnen geniessen gegenwärtig so viel Tausende von Schülern die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes, als früher Hunderte die einzige überfüllte Anstalt besuchten. Wie weitgehend und gründlich dieser Unterricht ist, kann schon aus dem Umstande ersehen werden, dass an die Stelle der früheren zwei Jahrgänge nunmehr sieben getreten sind. Betrachten wir die Einrichtung dieser Anstalten, die Lehrpläne, die Lehrbücher und Lehrmittel und die Schulpaläste, welche diesen Schulen eingeräumt sind, so müssen wir die Zeitepoche preisen, in welcher diese Art von Schulen eigentlich erst entstanden ist, den Aufschwung der Wissenschaften bewundern, durch den ihre innere Einrichtung bedingt ist, und von Dank erfüllt werden gegen Diejenigen, die durch ihre Einsicht und Opferwilligkeit diese schöne Entwickelung herbeigeführt haben.

Wenn Wien schon in der Entwickelung der Volksschulen und Gymnasien allen anderen Ländern und Städten des Reiches voranging, so wurden seine Realschulen geradezu das Muster, nach dem die anderen Anstalten dieser Art eingerichtet wurden. Wurde doch, als es galt, in Ungarn zu Pest und Kaschau Oberrealschulen zu errichten, der Director der Landstrasser Oberrealschule Dr. J. Weiser zur Organisation dieser Anstalten dahin abgesandt. Unter den Verfassern der Lehrtexte und Lehrmittel für Realschulen erscheinen die Wiener Realschulprofessoren am stärksten vertreten.

So bildete und bildet Wien die Metropole des Schulwesens im Reiche. Zwar haben die politischen und nationalen Verhältnisse in unserem Doppelstaate Wiens Einfluss und Geltung seit dem Jahre 1861 immer mehr eingeengt, aber für das deutsche Schulwesen des Reiches ist es noch immer der Mittelpunkt, von welchem Anregung und Belebung ausgeht, in welchem jeder der Schule dienliche Vorschlag verständnissvolles Entgegenkommen und eine sachliche Behandlung findet, und nach welchem die Lehrerschaft

der Provinzen zustrebt, um daselbst die für den Beruf erworbenen und im Berufe erweiterten Kenntnisse am erfolgreichsten zu verwerthen und zu verbreiten. Den sprechendsten Beweis hierfür liefert ein Ereigniss aus der jüngsten Vergangenheit.

Aus den Kreisen des Wiener Vereines »Die Mittelschule« ging im Frühjahre 1888 der Plan hervor, zur gegenseitigen Anregung und zur Wahrnehmung des Interesses der Mittelschule und ihrer Lehrer nach dem Vorbilde der weit verbreiteten Lehrertage alle Lehrer der deutschen Gymnasien und Realschulen zu einem »Mittelschultage« nach Wien zusammenzuberufen. Sofort fand dieser Plan lebhaften Beifall, und schon zu Pfingsten dieses Jahres versammelten sich Directoren und Lehrer deutscher Mittelschulen aus allen Theilen des Reiches, um zu beschliessen, dass regelmässig in jedem Jahre solche »Mittelschultage« abgehalten werden sollten. Als es sich nun, um den Ort, an welchem diese Tage abgehalten werden sollten, handelte, wurde zwar die Möglichkeit, verschiedene Orte zu diesen Versammlungen zu wählen, offen gelassen, aber sowohl die Vertreter der innerösterreichischen Mittelschulen in Graz, als auch die der deutschen Mittelschulen in Prag gaben der Ueberzeugung Ausdruck, dass nur Wien der Ort sein könne, wo diese Tage am zweckmässigsten und erfolgreichsten stattfinden könnten. Möge auch fernerhin Wien das Muster und der Mittelpunkt für alle deutschen Mittelschulen des Reiches bleiben und mögen Staat und Gemeinde, wie bisher, die wärmste Fürsorge den Realschulen zuwenden, deren Einfluss auf das gesammte wirthschaftliche Leben, insbesondere auf Gewerbe und Handel, Kunst und Industrie so nachhaltig ist, dass ihr Gedeihen geradezu einen Massstab für die jeweiligen wirthschaftlichen Zustände des Staates abgeben kann.

D. Die Gewerbeschulen.

Mit der Erweiterung der Schulpflicht auf acht Jahre und mit der damit zusammenhängenden Erhöhung der Lehrziele der Volks- und Bürgerschule musste eine durchgreifende Aenderung in den gewerblichen Fortbildungsschulen Platz greifen. Sie erschien um so dringender, als die Realschulen durch das neue Statut vom Jahre 1870 den Charakter von gewerblichen Schulen vollständig abgestreift hatten. Man musste als Ersatz hiefür Bildungsstätten für die gewerblichen Kreise schaffen. Das führte einerseits zu einer Erweiterung und Umgestaltung der schon vor dem Jahre 1870 bestehenden

und bei dem Volksschulwesen bereits behandelten gewerblichen Fortbildungsschulen, andererseits zur Schöpfung von Fachschulen und höheren Gewerbeschulen.

Was die letztere Art der Schulen anbelangt, so wurde mit ihrer Errichtung schon im Jahre 1870 begonnen. Die erste Anstalt war die k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule, welche die Allerhöchste Entschliessung vom 24. September 1870 ins Leben rief. Andere höhere Fachschulen und Versuchsanstalten folgten bald nach.

Alle diese Schulen hängen so innig mit der Entwickelung des Handels und des Gewerbes, der Kunst und Industrie zusammen, dass deren Geschichte in jene Theile des vorliegenden Werkes gehört, welche die materielle Cultur, die bildende Kunst und das Kunstgewerbe in der Residenz zu behandeln haben. Hier möge nur die Entwickelung jener Schulen zur Darstellung kommen, welche als Erweiterung der ehemaligen Wiederholungsschulen und als Ersatz für die reorganisirten Unterrealschulen zu betrachten sind. Es sind dies die gewerblichen Fortbildungsschulen und die niederen Fachschulen.

Sie stellen sich auch insoferne als ein selbständiger Organismus dar, als sie eine einheitliche Leitung in der Gewerbeschul-Commission besitzen, während die höheren Gewerbe- und Fachschulen direct dem k. k. Unterrichtsministerium untergeordnet sind.

α) Die gewerblichen Fortbildungsschulen.

Die Gewerbeschul-Commission übernahm, wie bereits erwähnt wurde, schon im Jahre 1867, allerdings provisorisch, die Leitung der Gewerbeschulen von der Handels- und Gewerbekammer. Schon während ihres Provisoriums war sie auf eine Verbesserung und Vermehrung der Schulen bedacht. Im Lehrplane wurde an den im Jahre 1867 aufgestellten Bestimmungen festgehalten. Hauptsächlich war das Bestreben der Commission darauf gerichtet, die Zahl der Schulen zu vermehren. Bisher hatten solche für Lehrlinge an der Realschule in der Jägerzeile, auf der Landstrasse, Wieden, in Gumpendorf, auf dem Schottenfeld und in der Rossau bestanden. Es machte sich das Bedürfniss fühlbar, auch für die Mädchen Fortbildungsschulen zu errichten. Die Commission fasste im Februar 1870 den Beschluss, vorläufig mit der Errichtung einer solchen Schule den Versuch zu machen. Unterstützt von der Gemeinde und namentlich dem Gemeinderathe Dr. Schrank konnte schon am 20. März 1870 die erste Fortbildungsschule für

Mädchen in den Räumen der Volksschule, VII. Zieglergasse 49, feierlich eröffnet werden. Der Unterricht wurde daselbst am Sonntag Vormittags und an drei Abenden der Wochentage ertheilt und erstreckte sich auf das Zeichnen, die Sprache in Verbindung mit Geschäftsaufsätzen, das gewerbliche Rechnen, die Buchführung und die Anfangsgründe der Physik und Chemie. Der starke Zudrang (über 300 hatten sich gemeldet) machte die Errichtung von Parallelclassen schon im ersten Jahre nothwendig. Um dem hierdurch zum Ausdrucke gekommenen Bedürfnisse Rechnung zu tragen, beschloss die Commission schon im Juni 1870, eine zweite Gewerbeschule für Mädchen zu errichten, die erst im October 1872 in dem II. Bezirk, Czerningasse 11, eröffnet wurde. Zugleich wurde der Unterricht an beiden Mädchenschulen in der Weise geregelt, dass eine gewerbliche und eine kaufmännische Abtheilung eingeführt ward. In beiden wurden Rechnen, deutsche und französische Sprache, Zeichnen und Schönschreiben gelehrt, dazu kam noch in der gewerblichen Abtheilung Physik und Chemie, in der kaufmännischen Geographie, Wechselkunde und kaufmännische Buchhaltung.

Inzwischen war zufolge des Landesgesetzes vom 26. Jänner 1872 die provisorische Gewerbeschul-Commission zurückgetreten. An ihrer Stelle übernahm die aus zwei Vertretern des niederösterreichischen Landesausschusses, zwei Vertretern der Handels- und Gewerbekammer, aus acht Vertretern der Gewerbetreibenden und je einem Vertreter des k. k. Landesschulrathes und der Gemeinde bestehende (definitive) Gewerbeschul-Commission am 15. Juni 1872 die Leitung der Geschäfte und wählte Eduard Suess zum Obmann und Dr. Schrank zu dessen Stellvertreter. Bald nach ihrer Constituirung beschäftigte sie sich mit der Errichtung einer neuen Gewerbeschule. Der Gemeinderath der Stadt Wien hatte in löblichem Eifer um die Ausbildung der gewerblichen Kreise in der Sitzung vom 8. August 1871 beschlossen, der Commission in allen Bezirken, wo noch keine Gewerbeschulen bestanden, geeignete Schullocalitäten zur Errichtung solcher Schulen zu überlassen und sie hierbei auf das Wirksamste zu unterstützen. Die Commission machte von diesem Anerbieten vorläufig keinen Gebrauch. Rücksichten auf die Bedürfnisse der Bevölkerung und die günstigen äusseren Bedingungen bestimmten sie, an der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule beim Gusshause eine neue Gewerbeschule zu errichten, welche im October 1872 eröffnet wurde. Ihre Organisation beweist, welche Forderungen sich in Bezug auf die Lehrpläne der Gewerbeschulen

geltend machten. Im Lehrplan dieser Schule erscheinen nur fachliche Gegenstände: die Baukunde, die Mechanik, Technologie und Maschinenlehre, das Zeichnen als Bauzeichnen, geometrisches, Freihand- und Manufacturzeichnen und die gewerbliche Buchhaltung. Sie wurde in fünf Abtheilungen gegliedert: *a*) für das vorbereitende Zeichnen; *b*) für das Baugewerbe; *c*) für das Maschinengewerbe; *d*) für das Zeichnen für Kunst- und Kleingewerbe; *e*) in den allgemeinen Zeichencurs.

Dagegen kam die Commission bald in die Lage, vom Wiener Gemeinderathe Localitäten für die gewerblichen Vorbereitungscurse in Anspruch zu nehmen, welche durch die Commission mit Beschluss vom 26. Jänner 1873 als Pflichtschulen zum Ersatze der aufgelassenen Sonntags-Wiederholungsschulen ins Leben gerufen wurden. Indem die Gemeinde bereitwilligst die hierzu erforderlichen Räumlichkeiten und Utensilien zur Verfügung stellte, konnten sie schon Anfangs Mai 1873 an elf städtischen Schulen eröffnet werden.

In derselben Sitzung, welche diese Curse einrichtete, wurde auch die Errichtung einer dritten gewerblichen Fortbildungsschule für Mädchen beschlossen; doch verzögerte sich die Eröffnung bis zum Jahre 1875. Im October dieses Jahres wurde dieselbe im IX. Bezirke, Währingergasse 53. eröffnet.

Das Jahr 1873 brachte die Weltausstellung in Wien, an welcher sich mehrere der Gewerbeschulen durch Ausstellung von Lehrplänen und Schülerarbeiten betheiligten. Sie wurde für die Förderung der Ausbildung der gewerblichen Jugend insoferne verwerthet, als diese unter Führung der Lehrer die Ausstellung besuchte.

Mit Beginn des Jahres 1874 legte Prof. Ed. Suess seine Stelle als Obmann und Mitglied der Gewerbeschul-Commission nieder. Statt seiner wurde Dr. Joh. Ferd. Schrank zum Obmann gewählt, den wieder als Obmann-Stellvertreter Ferd. Reder ersetzte. Als dieser im Jahre 1875 die Cassaführung übernahm, trat Dr. Weitlof als Obmann-Stellvertreter in den Vorstand. Der Umfang, welchen das Gewerbeschulwesen in Wien bereits genommen hatte und der hohe Werth, den die Regierung auf dasselbe legte, bewog sie, beim niederösterreichischen Landesschulrathe einen besonderen Inspector für die gewerblichen Schulen zu bestellen. Als solcher wurde der Director der Oberreal- und Maschinenbauschule in Wiener-Neustadt, Heinrich Schramm, im Herbste 1874 berufen.

Die folgenden Jahre sind durch Errichtung zweier neuen gewerblichen Fortbildungsschulen bemerkenswerth. Im Jahre 1876

wurde die gewerbliche Fortbildungsschule in Margarethen, Rampersdorferstrasse, bei der dortigen Staatsrealschule, im Jahre 1877 die am k. k. Taubstummen-Institute auf der Wieden für taubstumme Lehrlinge eröffnet.

Neben der Errichtung und Erhaltung der Schulen beschäftigte sich die Commission auch mit der Beschaffung der erforderlichen Lehrbücher und Lehrmittel, namentlich auch mit der Hebung der Bildung und des Schulbesuches der Lehrlinge. Am schwierigsten war wohl die Aufgabe, die Lehrlinge zu einem regelmässigen Besuche zu verhalten. In dieser Beziehung musste auf die Lehrherren gewirkt werden, damit diese ihre Lehrlinge zwingen, regelmässig zur Schule zu kommen, andererseits musste eine Controle eingeführt werden, damit die Lehrherren die Ueberzeugung gewinnen, dass ihre Lehrlinge ihrer Pflicht in dieser Beziehung nachkommen. Um das Streben nach Fortbildung in den Schülern anzuregen und die Erfolge des Unterrichtes zu sichern, wurden Ausstellungen der Schülerarbeiten am Jahresschlusse veranstaltet und auch die vor dem Jahre 1870 übliche Betheilung der besten Schüler mit silbernen und bronzenen Medaillen am Jahresschlusse vorgenommen. Seit 1875 entfielen diese Auszeichnungen, weil auch an den Volksschulen im Jahre 1874 die Prämienvertheilungen aufgehört hatten.

Die in dem ersten Lustrum gemachten Erfahrungen suchte die Commission dazu zu verwerthen, um durchgreifende Verbesserungen an dem Lehrplane vom Jahre 1868 vorzunehmen und normative Bestimmungen über den Schulbesuch zu schaffen. Durch diese Reorganisation der gewerblichen Fortbildungsschulen sollte ein einheitlicher Plan gewonnen und die Freizügigkeit der Lehrlinge ermöglicht, zugleich aber sollten die auf den Schulbesuch abzielenden Bestimmungen zur allgemeinen Geltung gebracht werden. Schon im Jahre 1876 wurde nach diesem Plane der Unterricht eingerichtet, doch erst mit dem Erlasse des Landes-Schulrathes vom 30. Mai 1877 wurde der neue Lehrplan genehmigt.

Er gliedert den Unterricht in zwei Jahrgänge; der erste Jahrgang umfasst alle Gegenstände, deren Kenntniss mehr oder weniger jedem Gewerbetreibenden wünschenswerth ist. Daher hat jeder Lehrling sämmtliche Gegenstände dieses Jahrganges zu besuchen. Es sind dies: die deutsche Sprache und Geschäftsaufsätze, die Geographie, das Rechnen und die gewerbliche Buchführung, die Geometrie, das geometrische und Freihandzeichnen. Dagegen sind in den zweiten Jahrgang Fachgegenstände aufgenommen, unter

denen der Schüler die Auswahl mit Rücksicht auf sein Gewerbe treffen kann. Auch sind diese Fachgegenstände nach den Schulen in verschiedener Weise vertheilt. Als solche Fachgegenstände erscheinen: das Zeichnen für Baugewerbe, für Maschinengewerbe, für Kunst und Kleingewerbe, das Modelliren, die Physik, die gewerbliche Chemie, die Projectionslehre, die Elemente der Bauconstructionslehre, der Mechanik und Maschinenlehre, die Buchführung und Gewerbegesetzkunde. Auch an den Fortbildungsschulen für Mädchen wurde der Unterricht neu organisirt, indem er auf drei Jahrgänge, von denen der erste die untere, der zweite die obere gewerbliche Abtheilung und der dritte die kaufmännische Abtheilung umfasst, vertheilt wurde.

Seitdem ist keine wesentliche Aenderung am Lehrplane vorgenommen worden, ausser dass seit dem Jahre 1884 das Turnen als Unterrichtsgegenstand während der Wintermonate Aufnahme fand.

Die Richtigkeit und Zweckmässigkeit der Organisation bekundete sich durch die Erfolge, welche durch die Leistungen der Schüler erreicht wurden. Namentlich traten diese zu Tage, als in Wien im Jahre 1880 eine niederösterreichische Gewerbe-Ausstellung in der Rotunde veranstaltet wurde. An derselben betheiligten sich auch die gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen durch Ausstellung von Lehrplänen, Lehrmitteln und Schülerarbeiten. Hauptsächlich war es das Verdienst des Regierungsrathes Eduard Walser, dass die Leistungen dieser Schulen in so günstiger Weise zur Geltung kamen. Der Gewerbeschul-Commission wurde für diese Ausstellung die höchste Auszeichnung, das »Ehren-Diplom«, zuerkannt. Dies bewog Se. Excellenz den Unterrichtsminister, mit Erlass vom 3. October 1880, für den so bedeutenden Fortschritt, »der sich bei der Ausstellung in einem so jungen Zweige unseres Unterrichtswesens« bekundete, allen Factoren, welche an dieser »gedeihlichen Entwickelung« mitwirkten, seine »warme Anerkennung« auszusprechen. Die Gediegenheit der Wiener Fortbildungsschulen und die Richtigkeit ihrer Einrichtung und Verwaltung fand auch indirect dadurch die Anerkennung des Unterrichtsministeriums, dass dasselbe Niederösterreich bei der Verordnung ausnahm, die es am 24. Februar 1883 bezüglich der Organisation der gewerblichen Fortbildungsschulen erliess. Es gab hierdurch der Ueberzeugung Ausdruck, dass die Organisation dieser Schulen in Niederösterreich und speciell Wien keiner weiteren Regelung bedürfe. Ja wir können mit gutem Grunde hervorheben, dass bei dieser Verordnung die Verhält-

nisse Wiens und die hier im Laufe der Jahre geschaffenen Bestimmungen das Muster abgaben, nach welchem die Fortbildungsschulen der anderen Länder eingerichtet werden sollten. Zu dieser Behauptung berechtigt uns die Thatsache, dass damals (seit 1882) im Unterrichtsministerium als Beirath des Referenten für Kunstgewerbeschulwesen, Dr. Freiherr v. Dumreicher, der Landesschulinspector Heinrich Schramm wirkte, welcher seine Erfahrungen zum grössten Theile seiner Amtswirksamkeit in Wiener-Neustadt und Wien zu danken hatte und gerade wegen seines in dem reich entfalteten Gewerbeschulwesen Wiens erworbenen fachlichen Wissens und administrativen Geschickes berufen war, bei der Organisation der Gewerbeschulen ein massgebendes Urtheil abzugeben.

An seiner Stelle erhielt die Inspection der gewerblichen Schulen von Niederösterreich der Director der Leopoldstädter Oberrealschule Dr. Julius Spängler, der noch heute mit ihr betraut ist. Auch im Vorstande der Gewerbeschul-Commission war eine Aenderung eingetreten. Dr. Schrank legte die Obmannstelle im Jahre 1879 zurück; statt seiner wurde Dr. M. Weitlof zum Obmanne gewählt, dem Dr. W. Lustkandl als Vertreter an die Seite trat.

Nachdem für Lehrpläne, für Disciplin, Schulbesuch und die materielle Lage der Schulen durch zweckmässige Gesetze und Vorschriften gesorgt war, musste sich die Thätigkeit der Commission darauf richten, die bestehenden Anstalten in ihrem Bestreben nach einer intensiven Fortbildung der Lehrlinge mit allen Mitteln zu unterstützen und dem Bedürfnisse der gewerblichen Bevölkerung nach einer gesteigerten Bildung Rechnung zu tragen. Um ein geeignetes Mittel zu gewinnen, den Fleiss und Eifer der Schüler anzuregen und die Unterrichtserfolge zu erhöhen, wurde im Jahre 1884 der Beschluss gefasst, wieder Auszeichnungen für Fleiss und gute Sitten zu verleihen; doch sollte dies in der Weise geschehen, dass die durch Fleiss und gute Aufführung hervorragenden Schüler auf ihren Namen lautende Spareinlagen von 5 bis 10 fl. erhalten. Hierdurch bezweckte man zugleich, den Sinn für Sparsamkeit bei den Betheilten zu erwecken und zu erziehen.

Dass die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse auch ihren Einfluss auf die gewerblichen Fortbildungsschulen geltend machten, zeigt sich deutlich in der Schülerzahl, die mit der wirthschaftlichen Entwickelung sank und stieg. Im Jahre 1871 nahm man an diesen Schulen 1253 Lehrlinge auf, im Jahre 1874 war die Zahl der Aufgenommenen (ohne die Mädchen) auf 1807 gestiegen;

dagegen sank sie in dem Jahre 1875 auf 1595 herab. Eine unbedeutende Steigerung war in den folgenden Jahren bemerkbar; bis im Jahre 1880 ein kräftiger Aufschwung eintrat und die Schülerzahl 2055 erreichte. Von da an ist alljährlich der Zuwachs immer stärker. Da im Anfange des Schuljahres 1883/84 über 2500 Lehrlinge aufgenommen wurden, so erschien eine Vermehrung der Anstalten dringend geboten. Es wurde darum mit dem Beginne des Jahres 1884/85 eine neue Fortbildungsschule im VIII. Bezirke, Zeltgasse 7, in den Räumen der Knaben-Bürgerschule eröffnet. Aber diese Vermehrung genügte nicht dem herrschenden Bedürfnisse. Im Jahre 1885 mussten trotzdem, dass mehr als 2700 Lehrlinge Aufnahme fanden, viele zurückgewiesen werden. Deshalb beschloss die Commission, für das Schuljahr 1886/87 drei neue Fortbildungsschulen zu errichten. Sie wurden in dem IV. Bezirk, Schaumburgergasse 7, im IX. Bezirke, Alserbachstrasse 23 und im X. Bezirke, Eugengasse 30/32, im Herbste 1886 eröffnet.

Weil auch die Zahl der Mädchen, welche die Fortbildungsschulen besuchten, fortwährend zunahm, so wurde im selben Jahre eine vierte Fortbildungsschule für Mädchen im X. Bezirke, Erlachgasse 31/33 errichtet, an welcher Gruppenunterricht in weiblichen Handarbeiten in je fünf wöchentlichen Stunden ertheilt wird, wobei das Zuschneiden, Nähen und Ausbessern der Wäsche, das Märken, Schlingen, Weiss- und Buntsticken und Kleidermachen geübt wird.

So hatte sich binnen der zwei letzten Decennien das gewerbliche Fortbildungswesen in reicher Weise entfaltet. Abgesehen von den gewerblichen Vorbereitungscursen, bestehen gegenwärtig zwölf solche Schulen für Lehrlinge und vier für Mädchen. Die Fortbildungsschulen für Lehrlinge sind auf alle Bezirke vertheilt, doch zählen der I. und IV. Bezirk zwei derartige Anstalten. Die meisten (sieben) sind mit Realschulen, vier mit Bürgerschulen verbunden und eine steht in Verbindung mit der k. k. Staatsgewerbeschule, in welcher die ehemalige k. k. Bau- und Maschinen-Gewerbeschule aufging.

Diese Schulen sind ein deutliches Zeugniss für die Segnungen, welche die constitutionelle Verfassung dadurch brachte, dass sie die Autonomie des Landes und der Gemeinde, und die Freiheit der Vereinigung einzelner Individuen verkündete und auf diese Weise Kräfte entfesselte, die bis dahin geschlummert hatten. Die gewerblichen Fortbildungsschulen sind eine Schöpfung, an deren Entwickelung die Gewerbetreibenden, die Commune Wien, der Landesausschuss

und die Handels- und Gewerbekammer von Niederösterreich als Factoren arbeiteten. Sie wurden gegründet und werden erhalten aus den Mitteln, welche aus den genannten Quellen ihnen zufliessen. Es sind nicht geringe Summen, welche für diesen Zweck von den genannten Körperschaften verwendet wurden und noch werden. Im Jahre 1869/70 betrugen die Ausgaben 27.000 fl., im Jahre 1871/72 schon 33.000 fl. Durch die Errichtung der gewerblichen Vorbereitungscurse verdoppelten sich dieselben. Im Jahre 1873/74 wurden fast 68.000 fl. verausgabt; im Jahre 1875/76 waren die Ausgaben auf nahezu 100.000 fl. gestiegen, wovon mehr als 48.000 fl. für die Vorbereitungscurse in Verwendung kamen. Im Jahre 1881/82 stieg die Höhe der Ausgaben auf 125.000 fl., wovon 47.000 fl. auf die Vorbereitungscurse entfielen. Die letzte Rechnung vom Jahre 1886/87 weist 150.031 fl. Ausgaben im Allgemeinen, davon 49.812 fl. für die Vorbereitungscurse aus.

β) Fachschulen und fachliche Fortbildungsschulen.

Ausser den gewerblichen Fortbildungsschulen, welche einen allgemeinen Charakter haben, bestehen fachliche Fortbildungsanstalten, deren Unterricht sich auf die Gegenstände, welche für ein einzelnes Gewerbe nöthig sind, beschränkt. Insoferne die Vorbildung für die Aufzunehmenden dieselbe ist als an den allgemeinen gewerblichen Fortbildungsanstalten und sie auch unter der Leitung und Verwaltung der Gewerbeschul-Commission stehen, kann sich die Darstellung ihrer Entwickelung an die der allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschulen passend anschliessen. Die specielle Aufsicht der einzelnen dieser Schulen obliegt einem aus Vertretern des betreffenden Gewerbes gebildeten Schulausschusse. Zur Erhaltung derselben werden von den Gewerbetreibenden 75% von den für die allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschulen nach den angeführten Quoten eingezahlten Beträgen rückerstattet. Ausserdem beziehen die meisten von ihnen eine staatliche Unterstützung, welche aber an die Bedingung geknüpft ist, dass Statut und Lehrplan vom Unterrichtsministerium genehmigt und dass die Lehrkräfte von demselben bestätigt werden.

Die älteste dieser fachlichen Bildungsanstalten ist die Gremialhandelsschule (I. Krugerstrasse 3). Die Anfänge dieser Anstalt wurden in dem Abschnitte, der über die Wiederholungs- und Fortbildungsschulen der Volksschule handelte, dargestellt. Im Jahre 1871 erhielt diese Schule ein neues Statut, das von der k. k. nieder-

österreichischen Statthalterei mit Erlass vom 14. Mai 1871 genehmigt wurde. Als mit dem Landesgesetze vom 26. Jänner 1872 und vom 3. März 1873 neue Bestimmungen über die Organisation der Fachschule für Gewerbe und Handel getroffen und diese Fachschule der Leitung und Ueberwachung der Gewerbeschul-Commission unterstellt wurde, erwies sich eine Abänderung des Statutes für nothwendig. Diese erfolgte im Jahre 1876 und wurde durch den niederösterreichischen Landesschulrath mit Erlass vom 26. Juli 1876 genehmigt. Nach dem neuen Statut führt die Schule den Titel: »Gremial-Handelsfachschule des Wiener Handelsstandes«. Der Unterricht wurde auf drei Jahrgänge mit je sechs wöchentlichen Stunden vertheilt. Im Jahre 1879 wurden ein Abendcurs, ein Commiscurs und Curse für französische, englische und italienische Sprache und Stenographie errichtet, an welchen der Unterricht gegen ein an die betreffenden Lehrkräfte zu entrichtendes Honorar ertheilt wird. Im Interesse eines besseren Fortschrittes der Schüler schien eine Erweiterung der Unterrichtszeit wünschenswerth. Diesem Wunsche trug der niederösterreichische Landesschulrath Rechnung, indem er die Errichtung eines Vorbereitungscurses gestattete und gleichzeitig mit Erlass vom 6. Juni 1883 einen genauer bestimmten Lehrplan genehmigte. Nach diesem Plane wird noch gegenwärtig unterrichtet. Demzufolge zerfällt die I. Classe in zwei Abtheilungen. In der Unterabtheilung wird nur deutsche Sprache, Rechnen und Schreiben, in der Oberabtheilung werden wieder dieselben Gegenstände, aber vom kaufmännischen Standpunkte, und ausserdem Naturlehre gelehrt. In der II. Classe erscheinen das kaufmännische Rechnen, die einfache Buchhaltung, die Wechsel- und Handelsgesetzkunde, die Handelscorrespondenz und Handelsgeographie, in der III. Classe das kaufmännische Rechnen, die doppelte Buchhaltung, die Handelscorrespondenz und Waarenkunde als Unterrichtsgegenstände. Der Abend- und Commiscurs und die Sprachcurse blieben bestehen. Welche Ausdehnung diese Schule gewonnen hat, erhellt aus dem Umstande, dass der Unterricht in 25 Classen ertheilt wird, und dass die Zahl der Schüler 1500 übersteigt.

An den Gewerbeschulen bestanden vor dem Jahre 1868 nur zwei Fachschulen: an der Gumpendorfer Gewerbeschule für Manufacturzeichnen und Weberei und an der Gewerbeschule in der Jägerzeile für Baukunde mit praktischen Uebungen in der Bauhütte und Schlosserwerkstätte.

Die Zeichen- und Webeschule in Gumpendorf wurde im Jahre 1867 von der provisorischen Gewerbeschul-Commission über-

nommen und durch die von der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule losgelöste Manufacturzeichenschule in Folge eines Uebereinkommens mit dem k. k. Unterrichtsministerium erweitert. In dieser Form als Fachschule für Weberei und Manufacturzeichnen blieb sie ein Decennium lang, von 1871—1881, in den Räumen des Gemeindehauses in Gumpendorf. Als die Gemeinde bei dem Neubau der Realschule in der Marchettigasse einen selbständigen Tract für diese Anstalt aufführte, waren die Bedingungen zu deren Erweiterung gegeben. Die Gewerbeschul-Commission setzte deshalb ein Comité ein, welches über die Umgestaltung und Erweiterung der Anstalt berathen sollte. Auf Grund dieser Berathungen wurde beschlossen, mit der Zeichen- und Webeschule die Fachschule für Posamentierer, die sich im Laufe der Zeit von ihr losgelöst hatte, und räumlich auch die II. Section des technologischen Gewerbemuseums zu verbinden. Die neue Anstalt sollte den Titel »Lehranstalt für Textilindustrie« erhalten. Nachdem die Regierung 21.000 fl. zur Anschaffung von Maschinen und Apparaten bewilligt und die Subvention für die Manufacturzeichenschule für's Jahr 1882 von 1500 auf 12.000 fl. erhöht hatte, konnte die Einrichtung der Anstalt rasch gefördert werden. Im Februar 1882 wurde sie in Gegenwart Sr. Excellenz des Unterrichtsministers Baron Conrad feierlich eröffnet. Nach dem Lehrplane, welcher mit Ministerial-Erlass vom 27. Mai 1885 genehmigt wurde, zerfällt die Anstalt in vier Abtheilungen. Die I. Abtheilung ist Fachschule, in welcher in zwei Jahrgängen täglich Vormittags und an fünf Nachmittagen Unterricht im Zeichnen und Weben ertheilt wird. Die II. Abtheilung ist eine fachliche Fortbildungsschule, an der Sonntag Vormittags und Montag Abends das Zeichnen und Weben gelehrt wird. Die III. Abtheilung ist die Posamentierschule und zerfällt in einen theoretischen und praktischen Curs. Für die zweite und dritte Abtheilung ist kein bestimmtes Zeitausmass vorgezeichnet. Der Lehrcurs kann nach Bedarf auf zwei oder mehr Jahre ausgedehnt werden. Die IV. Abtheilung wird durch die Wirkereischule gebildet, welche gleichfalls in einen theoretischen und praktischen Curs zerfällt; die Dauer des ersteren ist auf ein Jahr festgesetzt. Die Anstalt bewährte sich als ein das Gewerbe und die Industrie in den westlichen Vororten fördernder Factor und erfreut sich vielseitiger Unterstützung. Ihr Ruf verbreitete sich bald in weite Kreise, selbst über die Grenzen unseres Vaterlandes. Celebritäten aus Oesterreich, Deutschland und Frankreich kamen, um dieselbe

kennen zu lernen. Eine ganz besondere Auszeichnung, welche Lehrer und Schüler der Anstalt zu eifriger Thätigkeit anspornte, war der hohe Besuch, mit welchem Se. k. und k. Hoheit der Herr Erzherzog Karl Ludwig dieselbe am 7. Mai 1882 beehrte.

Die zweite Fachschule, die vor dem Jahre 1868 bereits bestand, war die mit der Realschule in der Jägerzeile verbundene Bauhütte und Schlosserwerkstätte, welche von dem k. k. Hofzimmermeister Hasenauer errichtet und von dem k. k. Hofsteinmetzmeister Wasserburger mit den erforderlichen Materialien versehen wurde. Da jedoch der daselbst ertheilte Unterricht mit dem entwickelten Stande der Baugewerbe nicht mehr im Einklange stand, so wurde schon vom Schuljahre 1872 an der Fachunterricht daselbst aufgehoben. Dafür wurde der Zeichenunterricht an der mit der dortigen Realschule verbundenen Gewerbeschule erweitert.

Dem Bedürfnisse für das Bau- und Maschinengewerbe eine Bildungsanstalt zu schaffen, wurde durch Errichtung der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule und der mit ihr verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule, bei welcher eine Abtheilung für Baugewerbe und eine andere für Maschinengewerbe gebildet ward, Rechnung getragen. Aus der ersteren Anstalt entwickelte sich (1876) die erste österreichische Baugewerkschule, welche als höhere Fachschule direct dem Unterrichtsministerium untergeordnet war, und die mit ihr verbundene fachliche Fortbildungschule für Maurer, Steinmetze und Zimmerleute, die 1883 im IX. Bezirke, Schwarzspanierstrasse 3, errichtet ward.

Als eine Reorganisation der k. k. Staatsgewerbeschule platzgriff, durch welche allen Schülern in baugewerblicher Richtung die Gelegenheit geboten war, sich zweckentsprechend auszubilden, wurde der ersten österreichischen Baugewerkschule und der fachlichen Fortbildungsschule für Maurer, Steinmetze und Zimmerleute die staatliche Subvention entzogen; in Folge dessen hörten beide Anstalten mit Schluss des Schuljahres 1884/85 auf zu bestehen. Die Reorganisation der k. k. Staatsgewerbeschule hatte auch eine Aenderung im Lehrplane der mit ihr verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule zur Folge. Mit dem Beginne des Schuljahres 1885/86 wurde zufolge Ministerial-Erlass vom 12. September 1885 der vorbereitende erste Jahrgang aufgelassen und der bisherige zweite und dritte Jahrgang als erster und zweiter Jahrgang in Abtheilungen nach dem Maschinen-, Bau- und Steinmetzfach und dem Fach für Kunst- und Kleingewerbe gegliedert.

Das Landesgesetz vom 26. Jänner 1872 hat mit § 83 den Gewerbetreibenden die Errichtung und Erhaltung gewerblicher Fachschulen zur Pflicht gemacht. Dieser Pflicht suchten einzelne Genossenschaften zu entsprechen: es wurden schon im Jahre 1872 von den Genossenschaften der Posamentierer, Schneider und Uhrmacher Fachschulen errichtet.

Da der Eifer der Genossenschaften aber in Folge der Krise, welche im Jahre 1873 über unser wirthschaftliches Leben hereinbrach, erkaltete, so fühlte sich der k. k. niederösterreichische Landesschulrath mit Erlass vom 22. October 1873 bewogen, die Gewerbeschul-Commission aufzufordern, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht einer weiteren Anzahl von hervorragenden Gewerben dieses Platzes die Errichtung von Fachschulen wünschenswerth erscheine und wie die Kostenerfordernisse gedeckt werden können. Die Gewerbeschul-Commission setzte sich mit dem Wiener Magistrate und den Genossenschaften in Verbindung, betonte die Nothwendigkeit der Fachschulen, und befürwortete die Errichtung einer Fachschule für Tischler und Drechsler und arbeitete einen Plan für die projectirte Fachschule für die Bronze-Industrie, für Gold- und Silberarbeiter aus.

Mit dem Schuljahre 1874 übernahm die Commission zufolge Erlasses des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 25. November 1874 die Aufsicht über die Fachschulen. Damals bestanden ausser den schon erwähnten Fachschulen für Manufacturzeichnen und Weberei, für das Baugewerbe und der Gremial-Handelsschule eine Fachschule für Posamentierarbeiten, welche 1881, wie bereits erwähnt ward, in der Lehranstalt für Textilindustrie aufging; eine Fachschule für Kleidermacher im I. (Stubenbastei 3) und VII. Bezirke (Neustiftgasse 35), welche mit Ende des Schuljahres 1875/76 in Folge von Conflicten, die in der Genossenschaft bei der Wahl des Schulausschusses ausbrachen, aufgelöst wurde; eine Fachschule für Uhrmacherlehrlinge, eine Fachschule für Lehrlinge der Drechslergenossenschaft und eine Fachschule für Buchdruckerlehrlinge. Im September 1878 konnte nach langen Unterhandlungen die Fachschule für Gold-, Silber- und Juwelenarbeiter und Graveure eröffnet werden.

Im Jahre 1879 hatte die Spänglergenossenschaft einen Zeichencurs für ihre Lehrlinge und Gehilfen ohne behördliche Genehmigung errichtet. Unter Mitwirkung der Gewerbeschul-Commission erhielt sie mit Erlass des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 21. September 1881 die Erlaubniss zur Fort-

führung des Zeichencurses. Ebenso wurde mit Erlass vom 28. September 1881 der Wiener Tischlergenossenschaft ein Fachzeichencurs für ihre Lehrlinge bewilligt, der in den Räumen der k. k. Staatsgewerbeschule Unterkunft fand. Im Jahre 1883 wurden drei neue Fachschulen eröffnet: die Fachschule für Lehrlinge der Anstreicher und Wagenlackirer, die Fachschule für Lehrlinge der Bäckergenossenschaft und die fachliche Fortbildungsschule für Lehrlinge der Zimmermeister, Bau- und Steinmetzmeister in Wien. Die zuletzt genannte Schule stand in Verbindung mit der ersten österreichischen Baugewerkschule und befasste sich blos mit der Fortbildung der Baulehrlinge der Bau- und Steinmetzmeister. Sie wurde aber durch Einbeziehung der Zimmermeisterlehrlinge erweitert und der Gewerbeschul-Commission untergeordnet, während die Baugewerkschule direct dem Ministerium unterstand. Der Auflösung dieser Schule wurde bereits erwähnt. Im Jahre 1884 errichtete die Genossenschaft der Zuckerbäcker eine fachliche Fortbildungsschule für Lehrlinge der Zuckerbäcker. Im folgenden Jahre 1885 gelang es der Genossenschaft der Gürtler und Bronzewaarenfabrikanten, die Errichtung einer Schule, welche sie seit dem Jahre 1874 anstrebten, zu ermöglichen. Am 20. September 1885 wurde die fachliche Fortbildungsschule für Gürtler, Bronzearbeiter und Ciseleure gegründet. Mit Beginn des vorigen Schuljahres 1886/87 wurde durch Gründung einer fachlichen Fortbildungsschule für Lehrlinge der Buchbinder, Ledergalanterie-, Futteral- und Cartonnagewaaren-Erzeuger die Zahl der bestehenden fachlichen Fortbildungsschulen, welcher Titel ihnen seit dem Jahre 1883 officiell zuerkannt wurde, abgeschlossen.

Genauer in die Organisation dieser Schulen und in ihre Lehrpläne einzugehen, fehlt der Raum. Auch ist es nicht möglich, im Einzelnen die Wirksamkeit zu verfolgen, welche die Gewerbeschul-Commission und andere einflussreiche Factoren zur Erhaltung und Entwickelung des gewerblichen und fachlichen Fortbildungswesens entfalteten. Es genüge der Hinweis, dass die k. k. Ministerien des Unterrichtes und des Handels, der k. k. niederösterreichische Landesausschuss, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer, der niederösterreichische Gewerbeverein und die Commune Wien die Thätigkeit der Gewerbeschul-Commission mit allen Mitteln unterstützten, dass aber auch die Genossenschaften im Allgemeinen und einzelne ihrer Mitglieder insbesondere ihnen ihre warme Fürsorge zuwandten und durch häufige Besuche und Inspectionen, durch Zu-

wendung von Geldbeträgen, Lehr- und Bildungsmitteln die Bildung in ihren Berufskreisen und damit die Entwickelung ihres Berufszweiges förderten.

Die Leistungen dieser Schulen sind aber neben den äusseren Bedingungen auch wesentlich abhängig von der Fähigkeit und Berufsfreudigkeit ihrer Lehrer. Ihnen gebührt ein wesentlicher Antheil an den Erfolgen, welche ihre Schulen und ihre Schüler erringen. Es ist gewiss ein sprechendes Zeugniss für deren Tüchtigkeit, für den Eifer und die Begeisterung, mit der sie sich ihrem Berufe widmen, wenn die Leistungen ihrer Schulen sich der Anerkennung massgebender Kreise erfreuen. Dass dies der Fall ist, zeigt sich bei den Ausstellungen, welche fast alle Schulen am Jahresschlusse veranstalten, zeigt sich aber recht anschaulich und deutlich für Jedermann in der Gewerbeausstellung, welche Wien aus Anlass des 40jährigen Jubiläums Sr. Majestät in der Rotunde veranstaltet hat. In dieser Ausstellung bildet die Ausstellung der Gewerbeschul-Commission, welche von dem Director der Landstrasser Oberrealschule, Regierungsrath Alexander Lamberger, mit viel Geschick eingerichtet wurde, für jeden, der ein Interesse für die vaterländische Schule, heimische Kunst und heimisches Gewerbe besitzt, eine ebenso lehrreiche als anregende Abtheilung. Die daselbst ausgestellten Schülerarbeiten der gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen weisen Leistungen auf, die geradezu überraschend wirken. Mit Befriedigung wird daher jeder gute Patriot erfüllt, wenn er diesen staunenswerthen Fortschritt erkennt, weil er hoffen darf, dass dies die Gewähr bietet, dass Oesterreich im Gewerbe und in der Industrie durch eine rationelle Pflege seines Schulwesens und seiner Staatswirthschaft zu einer hervorragenden Stellung unter den europäischen Staaten gelangen und zu materieller Blüthe emporsteigen werde.

Ein Unterpfand dafür, dass von höchster Stelle dem gewerblichen Schulwesen die volle Beachtung zu Theil wird, zeigt das Interesse, welches Se. Majestät bei seinem ersten Besuche in der Gewerbeausstellung dem Gewerbeschulwesen entgegenbrachte. Unter der Führung des Vorstandes der Gewerbeschul-Commission Dr. Weitlof und des Regierungsrathes Lamberger durchschritt Hochderselbe alle Räume und verfolgte im Einzelnen die Leistungen aller Schulen. Die Befriedigung und Anerkennung, welche Se. Majestät am Schlusse der Besichtigung äusserte, wird ein mächtiger Sporn für alle hierbei betheiligten Kreise sein, durch weitere Entwickelung und Pflege der

einheimischen gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen für das Wohl des Vaterlandes zu wirken und damit einer patriotischen Pflicht zu entsprechen.

Es ist im Geschichtsleben einer Stadt gewiss nur ein kurzer Zeitraum, den wir bei der Betrachtung der Entwickelung ihres Schulwesens durchmessen haben. Vierzig Jahre, nicht viel mehr als ein Menschenalter, zogen an unserem Geiste vorüber. Und doch, welche gewaltigen Veränderungen und Reformen, welch' grossartiger Aufschwung auf allen Gebieten der Schule! Es ist schwer zu sagen, wo die Entwickelung am reichsten sich vollzog. Wenn wir die zweiclassigen Volksschulen des Jahres 1848 mit ihrer Ueberfülle an Schülern, mit ihren elenden dumpfen Schulräumen in Gegensatz stellen zu den achtclassigen Volks- und Bürgerschulen, die jetzt reich an Zahl in allen Stadttheilen sich erheben und unser Auge schon durch die schönen geräumigen Gebäude, welche für sie eingerichtet wurden, auf sich ziehen, wenn wir die Lehrbücher von damals und den Mangel aller Lehrmittel vergleichen mit der Fülle trefflicher Bücher und Lehrmittel, die uns z. B. in der Lehrmittelausstellung der Stadt Wien begegnen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie vordem die Lehrer und Lehrerinnen nur durch neun Monate für ihren Beruf gedrillt wurden und wie dagegen jetzt ein sorgfältiger vierjähriger Unterricht und eine zweijährige Praxis erforderlich ist, um ihnen die Befähigung zu verschaffen, dass sie die Jugend richtig und erfolgreich unterweisen: so gelangt man zu der Ueberzeugung, dass die Fortschritte auf dem Gebiete des Volksschulwesens am augenfälligsten und grössten sind. In der That sind die Errungenschaften im Volksschulwesen deshalb von der hervorragendsten Bedeutung, weil deren Folgen der grössten Masse der Bevölkerung zugute kommen und weil auf ihnen als Voraussetzung das Gedeihen jener Bildungsanstalten beruht, welche vor Allem berufen sind, mit der fachlichen Bildung des Handels- und Gewerbestandes die Concurrenzfähigkeit desselben zu heben und dadurch die breiten Schichten der städtischen Bevölkerung einer günstigeren Lage zuzuführen. Die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen konnten sich nur darum so gedeihlich entwickeln, weil mit dem Bildungsniveau auch das Bildungsbedürfniss im Gewerbestande gestiegen ist. Sollte einmal, woran jeder gute Patriot nur mit banger Besorgniss zu denken vermag, wieder die Volksschule in ihrer Bildungszeit und in ihren Bildungszielen herabgesetzt werden,

so würde damit auch das gesammte gewerbliche Bildungswesen in seiner Grundlage erschüttert und ein Bau dem Verfalle zugeführt werden, auf welchen nicht blos Wien, sondern ganz Oesterreich stolz sein darf. Denn, während für die Entwickelung des Volksschulwesens fremde Muster vorlagen, namentlich die deutschen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten das Vorbild abgaben, nach welchem die einheimischen Schulen dieser Kategorie eingerichtet werden konnten, so fand Wien und Oesterreich für seine gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen keine Muster vor, an die es sich anschliessen konnte. In ihrer Einrichtung musste es sich vielmehr von den besonderen localen und den allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen leiten lassen. Diesem Umstande ist jene Mannigfaltigkeit zu danken, welche sich in diesen Anstalten offenbart, und welche gerade die Vorbedingung ihrer gedeihlichen Entwickelung und Blüthe ist. Die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen sind eigenste einheimische Schöpfung und als solche bildeten sie vielfach das Vorbild, welches andere Länder bei der Einrichtung ihrer Schulen gleicher Kategorie nachahmten. Wenn wir überdies erwägen, dass diese Schulen in ihrer reichen Gliederung und in ihrer entwickelten Organisation aus den früheren Wiederholungsschulen, in denen die Jugend kaum dahin gebracht wurde, die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht zu vergessen, entstanden sind, so müssen wir zugestehen, dass dieser Fortschritt noch in höherem Masse unsere Bewunderung und Anerkennung erregt, als dies beim Volksschulwesen der Fall ist.

Die Volksschulen und die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen überliefern die Jugend ihrer Schulen direct dem Leben. Bei diesen gilt vor Allem der Grundsatz, »non scholae sed vitae discimus«. Darum hängt das materielle Gedeihen eines Staates und im engeren Kreise auch einer Stadt inniger mit der Entwickelung dieser Schulen als mit der der sogenannten höheren Bildungsanstalten zusammen, welche hauptsächlich Vorbildungsstätten für die Hochschulen bilden und die allgemeine Bildung für die höheren Schichten der Gesellschaft liefern. Wenn wir zunächst den Fortschritt ins Auge fassen, welche die eine Art dieser Schulen, die Gymnasien, in den letzten vierzig Jahren aufweisen, so ist derselbe bedingt durch die hohe Entwickelung, welche die humanistischen Wissenschaften, auf welche das Hauptgewicht in den Gymnasien gelegt wird, in unserem Jahrhunderte erlangten. Die Errungenschaften der classischen Philologie, der Germanistik, der Historiographie spiegeln sich in den Lehrzielen

und Lehrplänen dieser Anstalten. Ein Vergleich der alten Grammatikal- und Humanitätsclassen und der mit Lehrstoff und Schülern überfüllten Lyceen, in welchen einseitig nur das Lateinsprechen und Schreiben gepflegt, alle anderen Fächer vernachlässigt wurden, mit den gegenwärtigen Gymnasien, die das Latein nicht vernachlässigen, daneben aber die für die ideale Bildung noch wichtigere griechische und deutsche Sprache und Literatur, die Geographie und Geschichte pflegen, verdeutlicht die staunenswerthen Fortschritte, welche diese Schulen innerhalb der letzten Decennien gemacht haben. Bei diesen Schulen können wir wie bei den Volksschulen darauf hinweisen, dass Deutschland uns die Vorbilder lieferte, welche bei uns Nachahmung fanden. Diese Nachahmung bestand aber keineswegs in einer getreuen Copie der deutschen Gymnasien.

Durch eine Beschränkung der classischen Studien und durch eine grössere Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen trug man in Oesterreich der in der Wissenschaft herrschenden Richtung Rechnung und hierdurch bahnte man in der Entwickelung dieser gelehrten Schulen eine Reform an, welche das Wesentliche ihrer Einrichtung rettete und sie doch mit der durch die kolossalen Fortschritte in den Naturwissenschaften bedingten Umgestaltung in der allgemeinen Bildung in Uebereinstimmung brachte. Wie richtig und zeitgemäss diese Reform im Gymnasialwesen war, zeigt der Umstand, dass man in Deutschland daran geht, ähnliche Aenderungen im Lehrplane der Gymnasien vorzunehmen, wie sie bei uns schon im Jahre 1849 durchgeführt wurden.

Wenn der Fortschritt in den Gymnasien Wiens in dem betrachteten Zeitraume augenfällig ist, so tritt er noch viel deutlicher in den Realschulen, der zweiten Art der höheren Bildungsanstalten, zu Tage. Aus der höchsten (vierten) Classe der Hauptschulen und der zweiclassigen k. k. Realschule, die eine Vorbereitungsanstalt der Technik abgab, entwickelte sich ein Organismus, der sieben Bildungsjahre umfasst und neben einer gründlichen Ausbildung in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern auch die humanistische Bildung nicht vernachlässigt, indem in den Lehrplan die modernen Sprachen, die deutsche Sprache und Literatur und die Geschichte aufgenommen wurden, welche die wichtigsten Grundlagen für diese Bildungsrichtung liefern. Wie bei den Gymnasien die Fortschritte in den humanistischen Wissenschaften, so prägen sich bei den Realschulen die Errungenschaften in den Naturwissenschaften, in der

Mathematik und in den technischen Wissenschaften aus. Auch in der Einrichtung der Realschulen ging Oesterreich seine eigenen Wege. Zwar gab es auch in Deutschland Realschulen und höhere Gewerbeschulen. So wenig aber diese Anstalten eine gleichmässige Organisation hatten und haben, so eigenartig und unabhängig vollzog sich in Oesterreich die Entwickelung der Realschulen.

Während an den Gymnasien seit dem Jahre 1851 keine durchgreifende Veränderung erforderlich schien, trat eine solche wiederholt bei den Realschulen ein, ein Zeichen, dass diese Anstalten in innigerer Beziehung zu den veränderlichen öffentlichen, namentlich wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes stehen, als die Gymnasien.

Wenn der Einfluss der Volksschulen und gewerblichen Schulen sich mehr in der materiellen Cultur der Bevölkerung geltend macht, so tritt der Werth der Realschulen und Gymnasien deutlicher in dem geistigen Leben des Volkes hervor. So wie die Wissenschaft in ihrer Entwickelung auf die Reform dieser Schulen einwirkte, so haben diese wieder durch die Erhöhung der Lehrziele und durch die tüchtige Schulung ihrer Zöglinge dahin gewirkt, dass die wissenschaftliche Forschung an den von ihnen entlassenen Schülern wackere Mitarbeiter erhielt, und dass Universitäten und technische Hochschulen sich zu hoher Blüthe entfalteten. Wenn in den verschiedenen Wissenschaften Oesterreich Männer aufzuweisen hat, welche sich den hervorragendsten ihres Faches würdig an die Seite stellen, wenn die Schienenwege Oesterreichs durch die langen Tunnels, durch kühne Brücken und Viaducte, auf denen sie über die hohen Bergpässe führen, als Wunderwerke gelten, wenn die Donauregulirung, die Wiener Wasserleitung, die vielen grossartigen Bauten, die Wien und andere Städte des Reiches zieren, berechtigte Bewunderung erregen, so gebührt von diesem Verdienste kein geringer Antheil dem Aufschwunge, den die Gymnasien und Realschulen genommen.

Zeigt sich schon in der Organisation der verschiedenen Anstalten, welche die Bildung der einzelnen Schichten der Bevölkerung vermitteln, in der verhältnissmässig kurzen Zeit ein so gewaltiger Fortschritt, so wird derselbe um so auffälliger, wenn man die Zahl der Anstalten, die während dieser Zeit in Wien errichtet wurden, und die Zahl der Schüler und Schülerinnen, die an ihnen gebildet werden, betrachtet. Man muss eine Zeitepoche segnen, in welcher so Vieles geschaffen und so grosse Opfer gebracht wurden, um eine gründliche Bildung in allen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten und damit das materielle und geistige Wohl derselben zu fördern.

Man muss aber auch die Verdienste aller jener Factoren dankbar anerkennen, welche an dieser schönen Aufgabe arbeiteten und noch arbeiten.

In dieser Beziehung bewährte sich der Gemeinderath der Haupt- und Residenzstadt als der eifrigste und werkthätigste Förderer jedes Fortschrittes im Bildungswesen Wiens. Ihm waren keine Opfer zu gross, wenn es galt, der Bildung eine neue Stätte zu schaffen und dadurch der Bevölkerung eine Quelle zu erschliessen, die befruchtend auf deren physisches und geistiges Wohl wirkt. Nicht blos auf dem Gebiete des Volksschulwesens und der gewerblichen und fachlichen Bildung hat die Commune Wien die ihr zugewiesenen Leistungen gern und willig übernommen und in aussergewöhnlichem Masse und mustergiltiger Weise ausgeführt; sie hat auch da, wo sie keine Pflicht traf, grosse Opfer nicht gescheut, um Wien zu dem Mittelpunkte geistiger Bildung zu erheben, der es noch immer ist und hoffentlich bleiben wird. Die Realschulen, die Gymnasien und das Pädagogium sind Schöpfungen, welche die Commune freiwillig geschaffen hat, und welche ein beredtes Zeugniss von dem Werthe geben, den sie auf die Bildung legt. Aber die Commune hat nicht blos die äusseren Bedingungen zur Entwickelung des grossartigen Schulwesens der Hauptstadt zu einem grossen Theile hergestellt, sie hat auch den Fortschritt in der inneren Entwickelung vielfach angebahnt und beschleunigt, jederzeit gefördert.

Doch gebührt das grösste Verdienst in der inneren Umgestaltung der hohen Regierung. Diese hat durch Gesetze, welche sie den gesetzgebenden Körperschaften vorlegte, jene grossartigen Umwälzungen in unserem gesammten Schulwesen herbeigeführt, die dasselbe den der am weitesten fortgeschrittenen Staaten an die Seite stellten, sie hat durch das Unterrichtsministerium, die Statthalterei und deren Organe die Reformen ins Leben gerufen und durchgeführt, welche in Folge der neuen Gesetze und Verordnungen erforderlich waren, sie hat den weitaus grössten Theil der höheren Schulen gegründet und aus Staatsmitteln erhalten, sie hat jederzeit es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, eine tüchtige Lehrerschaft zu erziehen und dadurch die unerlässliche Vorbedingung für das Gedeihen jedes Schulwesens zu schaffen.

Dass aber Gemeinde und Regierung, die Gesammtheit und jeder Einzelne an der Förderung und Ausgestaltung des Schulwesens der Hauptstadt mitwirken und es zu dieser Höhe emporbringen konnten, das dankt die Kaiserstadt ihrem geliebten und allverehrten

Kaiser, dem Inhaber aller Gewalt, dem Geber der Verfassung, dem Schutzherrn aller Bildung, dem Hüter und Pfleger aller geistigen und materiellen Güter seines Volkes.

Se. Majestät hat durch die Sanction der Gesetze die Bahnen gewiesen, in welchen sich das Bildungswesen des Reiches zu entwickeln hat, er hat durch die Auswahl seiner Rathgeber und vollziehenden Organe für Männer gesorgt, die mit Eifer und Verständniss an dessen Entwickelung arbeiteten, er hat durch die Gewährung der Verfassung die Autonomie der Gemeinde und die Freiheit des Individuums begründet und hierdurch den Wetteifer geweckt, mit dem sich Gemeinde, Vereine und Individuen an der Förderung des Schulwesens betheiligten, er hat aber auch durch zahlreiche Allerh. Entschliessungen speciell die Schulen Wiens vermehrt und so die landesväterliche Huld und Gnade, in der er der alten Kaiserstadt gewogen ist, zum Ausdrucke gebracht. Wenn Wien daher das 40jährige Jubiläum der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers festlich begeht, so thut es dies im Gefühle des tiefsten Dankes für die vielseitige Unterstützung und Förderung, welche das Schulwesen der Stadt während dieser Zeit erfuhr, durch die es ermöglicht wurde, dasselbe »mit vereinten Kräften« zu jener Blüthe zu erheben, in welcher es gegenwärtig steht.

II.

WISSENSCHAFT UND LITERATUR

VON

DR. ROBERT ZIMMERMANN.

I.

Die Entwickelung der Wissenschaft läuft parallel mit jener der wissenschaftlichen Anstalt, die der Literatur mit jener des Volksgeistes. Wie aus der niederen Schule, die den Zwecken der allgemeinen, allmälig die höhere, welche jenen der Standesbildung dient, und schliesslich die Akademie, welcher die Wissenschaft Selbstzweck ist, sich herausbildet,

ebenso folgt auf die Literatur, die wie im Volkslied der Ausdruck des ungeschulten, durch die natürlichen Schranken der Volksseele, jene des geschulten, aber durch Standesinteressen und geschichtliche Bedingungen gebundenen, schliesslich die Literatur, welche die Wiege des gleichfalls, aber ästhetisch geschulten, durch andere als die Kunstforderungen ungebundenen Geistes ist. Jene bedarf der Unabhängigkeit der Forschung, diese der Freiheit der Aeusserung: beide sind der Wissenschaft und der Literatur in Wien zwar verhältnissmässig spät, aber in desto reicherem Masse zutheil geworden.

Jene wie diese haben daselbst obige Stadien durchlaufen. Die Geschichte der Wissenschaft in Wien beginnt mit der Stiftung der Domschule bei St. Stefan, jene der Literatur mit der Pflege des Helden- und des Minnesanges am Hofe Leopold's des Glorreichen unter den babenbergischen Fürsten. Durch den Habsburger Rudolf erfolgt nach dem Muster der ersten auf deutschem Reichsboden gestifteten Hochschule, jener zu Prag, die Gründung der nun mehr als halbtausendjährigen Wiener Universität: unter dem Habsburger Otto dem Fröhlichen erlebt durch die Schwänke Nidhard des Fuchses, des Pfaffen vom Kahlenberg, das heimische Lied und das heitere Naturell des ostmärkischen Volksstammes eine glänzende Blüthe. Die Wiedererweckung der classischen Studien bürgert in Wien, wo unter Kaiser Maximilian I. gelehrte Philologen, wie Celtes und Cuspinianus, thätig sind und die Hochschule nicht weniger als 7000 Hörer zählt, den Humanismus ein, während zugleich die Literatur, dem Zuge der Zeit gehorchend, antikes Gewand anlegt. Wie Petrarca's und Tasso's in Rom, Ulrich's von Hutten in Augsburg, so werden in der Wiener Aula lateinische Dichterkrönungen gefeiert, von welchen die im Jahre 1558 stattgefundene die vorletzte, die nach langem Zwischenraum, im Jahre 1724 abgehaltene die letzte, unter allen die des Konrad Celtes durch Kaiser Max die bekannteste und für die Wiener Geschichte die ehrenvollste ist.

Der Stockung des wissenschaftlichen Lebens, welche in Folge der gegen das Eindringen des Geistes der Reformation in das Innere der Erblande gerichteten Massregeln in steigendem Grade die Hochschule beschleicht, ihre gelehrtesten Männer vom Lehrstuhle hinweg in die Einsamkeit der Studirstube scheucht, oder der Wissenschaft fremden, öffentlichen und privaten Beschäftigungen zuführt, geht eine gleiche, auf dem Gebiete des literarischen zur Seite. Während der volksthümliche Charakter der durch die Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache und die Einführung des Volksgesangs

in die öffentliche Gottesverehrung den Sinn für die Muttersprache erweckenden kirchlichen Neuerungen im übrigen Deutschland der lateinischen Gelehrten- eine deutsche Laiendichtung an die Seite setzt, bleibt in Wien Wolfgang Schmelzle's Lobspruch auf die Wiener für lange das letzte durchschlagende Lebenszeichen localer Sinnes- und Schaffensart.

Mit der Uebergabe der Hochschule, oder zum mindesten zweier Facultäten derselben, der philosophischen und theologischen, in die Hände des Jesuitenordens, welche durch Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 erfolgt, geht jener Stillstand allmälig, aber stetig, in Niedergang über, der sich nicht blos im Sinken der gelehrten, schriftstellerischen Thätigkeit, sondern, und fast noch mehr, in jenem der Hörerzahl und zwar nicht blos an den beiden, der Leitung des Ordens unmittelbar unterstehenden, sondern in gleicher Weise an den übrigen, durch diesen nur mittelbar beeinflussten Facultäten, der juridischen und medicinischen, kundgibt, welche beide zur Unbedeutendheit verödend sich darstellen. Während die als Organ der Kirchenspaltung aufgetretene und deshalb den leitenden Mächten bedenklich erscheinende Muttersprache inner- und ausserhalb der Schule zurückgesetzt und höchstens als unvermeidliche Aeusserung niedrig stehender Volksschichten in örtlicher und dialektischer Absonderung geduldet wird, geht das Bestreben dahin, der Sprache der alten Kirche erweiterte Geltung zu erobern und für die verdrängte, aber insbesondere in ihrem dramatischen und theatralischen Theil, den bei allen Ständen der Zeit beliebt gewordenen Komödien, Mysterien und Moralitäten, schwer vermisste, sprachverwandte Literatur durch zum Theil prunkvoll ausgestattete lateinische Schulkomödien, opernhafte Festspiele und Allegorien Ersatz zu schaffen.

Aus dieser Zeit tiefsten Standes geistigen Schaffens, sowohl auf gelehrtem wie auf poetischem Felde, treten, ausser der auf anderem Gebiet typisch gewordenen Gestalt des burlesk-humoristischen Kanzelredners, des unter dem Namen Abraham a Sancta Clara bekannten Schwaben Ulrich Megerle, als charakteristische Züge der Physiognomie des damaligen Wiens zwei den denkbar gegensätzlichsten Stufen ursprünglicher Genialität angehörige Gestalten hervor, deren eine die höchste universelle Vergeistigung des allgemein deutschen, die andere die originell-individuelle Verkörperung des Wiener localen Naturells vertritt. Zur nämlichen Zeit, da die gelehrte Bedeutung Wiens durch die Abhängigkeit seiner höchsten wissenschaftlichen Anstalt von ausserwissenschaftlichen Zielen und Zwecken in der

Wurzel bedroht erscheint, taucht zum ersten Mal der Gedanke eines der Wissenschaft als Selbstzweck ausschliesslich gewidmeten Instituts, einer, nach dem Muster der 1666 in Paris, 1675 zu London, 1700 zu Berlin gestifteten Gesellschaften der Wissenschaften, in Wien an dem Sitze des Kaisers des deutschen Reichs zu gründenden kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auf und wird die dem Umfang nach geringe, aber dem Inhalt nach bedeutungsvollste Schrift damaliger Wissenschaft in Wiens Mauern niedergeschrieben. Träger jenes Gedankens und Verfasser dieser Schrift wird der umfassendste Geist damaliger Gelehrtenwelt, dessen Kopf nach Friedrich's II. Wort für sich allein eine Akademie war, der ebenso universalistisch-weltbürgerlich, als einheitlich-kaiserlich gesinnte Leibniz, Protector desselben und Veranlassung der Schrift, der zu seinem Gebrauch in französischer Sprache abgefassten und von ihm gleich einem Schatze aufbewahrten Monadologie, wird der erste Bürger des damaligen Wien, der treue »Sohn, Freund und Diener« dreier Kaiser, der »edle Ritter« der Monarchie, Prinz Eugen von Savoyen. Aus gemeinsamen Mitteln, durch die Heranziehung der Stände, nicht allein des Erzherzogthums, sondern sämmtlicher unter dem Szepter des letzten männlichen Habsburgers, welcher bereits mit dem Plan einer pragmatischen Sanction des unauflöslichen Verbandes aller Erblande umging, vereinigten Königreiche und Länder, sollte die künftige Akademie im Interesse des Ganzen, »zur Ehre des Kaisers und zum Nutzen des Reichs« geschaffen, das Ansehen der Wissenschaft durch deren Anerkennung gehoben, die Unabhängigkeit der Forschung durch die Befreiung der Mitglieder von bevormundender Aufsicht gesichert werden. Wie der im Keim der pragmatischen Sanction schlummernde Einheitsstaat ein halbes Jahrhundert später durch die reformirende Thätigkeit der grossen Kaiserin und ihres Sohnes, so hat die in Leibnizens Plan vorbereitete Idee einheitlicher Vertretung der Wissenschaft der Gesammtmonarchie in Wien, allerdings noch um ein Jahrhundert später, in der durch den unmittelbaren Vorgänger Sr. regierenden Majestät, Kaiser Ferdinand I., im Jahre 1847 vollzogenen Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ihre Verwirklichung gefunden.

Wenn in dieser, allen absichtlichen und absichtslosen Hemmnissen zum Trotz schliesslich erfolgten Errichtung der Akademie der unausbleibliche Sieg der Idee wissenschaftlicher Freiheit, so erscheint in dem Geschick der zweiten der vorher erwähnten Gestalten die allen auf künstlichem oder natürlichem Wege herbeigeführten Unter-

drückungs-, Um- und Verbildungsversuchen trotzende Unverwüstlichkeit des derben, aber in seinem urwüchsigen Humor kerngesunden Wiener Volksnaturells gleichsam versinnbildlicht. Wie gegen das Ende des XVII. und den Anfang des XVIII. Jahrhunderts die deutsche poetische Volksseele an den Höfen von den hochgehenden Fluthen italienischen Opernsturmes und verführerischen Balletprunkes überspült, in den bürgerlichen Kreisen, mit Ausnahme des in den Erblanden zum Verstummen gebrachten evangelischen Kirchenliedes, unter dem Schwulst Lohenstein'scher Alexandriner erstickt, in die fremden Fesseln französischer Formen und Regeln verstrickt wird, trotzdem aber, noch ehe des Jahrhunderts Hälfte erreicht ist, zu neuem Leben erwacht, in unversiegter Fülle zu kaum geahnter Höhe emporschiesst: so wird in dem von der Pest schwer heimgesuchten Wien der nicht blos legendarische Volkssänger, in dessen Person im Gegensatz zur überfeinerten und aus der Fremde eingeschleppten Hypercultur das unverdorbene Gemüth und der naive Witz des localen Naturells incarnirt erscheint, mit Todten als Scheintodter in der Pestgrube begraben und geht als lebendiger Beweis, dass der Wiener so wenig, wie die echte dichtende Volkseele, untergeht, ins Leben zurückgeweckt, aus derselben unversehrt, ungebrochenen Lebensmuthes, humoristischen Selbsttrost auf den Lippen, welcher den Kehrreim des Liedes vom »lieben Augustin« zugleich mit dessen Namen unvergänglich gemacht hat, zu neuer, kaum gehoffter Kraftentfaltung hervor, wie sie die Wiener Volksseele wenige Jahrzehnte darauf in der Localkomödie der Prehauser und Bernardon erfunden, zu den Schalksnarrenpossen der Gleich und Nestroy gesteigert, in den gemüth- und phantasievollen Zauberspielen Raimund's zu poetischer Verklärung geläutert hat.

Mit dem Aussterben des habsburg'schen Mannesstammes beginnt für die Erblande des Hauses eine neue politische, in deren, sowie in Folge des seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts anhebenden Aufschwunges des nationalen Geistes im deutschen Volke, für Wissenschaft und Literatur in Wien eine neue Periode. Der durch den Tod Kaiser Karl's VI. herbeigeführte Uebergang der karolingischen Krone auf das Haupt eines anderen Fürstenstammes bringt einerseits den in Folge andauernden Besitzes aus dem Bewusstsein fast entschwundenen Gegensatz habsburgischer Haus- und deutscher Reichsinteressen zu fühlbarer Klarheit: die durch die pragmatische Sanction zu Gunsten der Erbtochter zum ersten Mal urkundlich ausgesprochene, staats- und völkerrechtlich gefestigte Einheit

und Untheilbarkeit der österreichisch-ungarischen Erblande weckt andererseits, unterstützt durch die hingebende Abwehr gemeinsamer Feinde und gemeinsamer Gefahr, das Gefühl einheitlicher Zusammengehörigkeit aller Länder und Völkerstämme, welches der staatsmännischen Idee einer nicht blos durch die Einheit der Person, sondern durch solche der Gesetzgebung, Verwaltung und Bildung zum politischen Ganzen verschmolzenen Monarchie willfährig entgegenkam. Wien, bis dahin im politischen Sinne wenig mehr als eine im äussersten Osten gelegene Grenzstadt des deutschen Reiches, dessen erwähltes Oberhaupt seinen jeweiligen Sitz nach Bedürfniss oder Belieben an wechselnden Stätten und in verschiedenen Städten des Reiches aufschlug, in Augsburg oder Innsbruck, in Prag oder Nürnberg, in Wiener-Neustadt oder in Wien residirte: dieses Wien erwuchs mit dem Aufkommen der durch die grosse Kaiserin ergriffenen und geförderten Reformidee der Verdichtung des bis dahin locker verknüpften Ländergewebes zum einheitlichen Staatskörper allmälig nicht blos zum politischen, sondern auch in socialem und culturhistorischem Sinne zum Mittelpunkt der unter dem Scepter des nunmehr habsburg-lothringischen Hauses vereinigten Provinzen, von welchem aus und zu welchem zurück der einheitlich pulsirende Umlauf nicht bloss der materiellen, sondern der geistigen Lebenssäfte bis an die fernsten Marken und von den entlegensten Posten der Monarchie, wie das Lebensblut vom und zum Herzen, strömte, oder, nach Wunsch und Hoffen der staatlichen Lenker, doch strömen sollte.

Die unausbleiblichen Folgen dieses für Wien bedeutungsvollen Umschwunges liessen nicht auf sich warten. Der nächste Rückschlag der durch die Erstarkung des Staatsbewusstseins nothwendig gemachten Ausdehnung des staatlichen Einflusses auf bis dahin von demselben unberührt gebliebene oder aus freien Stücken anderen Mächten, z. B. der Kirche überlassene Gebiete machte sich auf dem Felde der Wissenschaft durch die Reform des höheren Unterrichts, die Begünstigung und, trotz des anfänglichen Anscheines des Gegentheiles, leise auftretende Befreiung der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Forschung geltend. Auf dem Literaturmarkte wurde derselbe alsbald durch die von obenher nicht nur geduldete, sondern offen gutgeheissene Reform des öffentlichen Schauspielwesens, durch die Belebung und Erleichterung der Kenntnissnahme des Inlandes von den in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts überreich aufsprossenden Blüthen und Früchten zeitgenössischen deutschen Schriftthumes, welche durch die straflose Gestattung des Nachdruckes sogar die Grenze des recht-

lich Erlaubten überschreitet, sowie durch rege Empfänglichkeit für die ebenso rasch aufschwellenden als wechselnden Geister- und Geistesrichtungen deutscher Dichtung und Wissenschaft von Seite des Lesepublicums, wie eifrige Aneignung und leider zum Theil kritik- und talentlose Nachahmung von Seite der im bisher in literarischer Hinsicht fast jungfräulich gebliebenen Boden Wiens über Nacht zahlreich aufschiessenden Schriftstellerwelt fühlbar. Wissenschaft und Literatur in der nunmehrigen erbländischen Haupt- und Residenzstadt Wien erfuhren mit dieser zugleich und durch diese im Staat eine dem Fortschritt der Cultur im übrigen Deutschland entsprechende Standeserhöhung.

Die Reform der Wiener Universität, die mit jener der medicinischen Facultät begann, mit der Bereicherung und Ergänzung der rechtswissenschaftlichen durch die staatswissenschaftlichen Studien sich fortsetzte, wurde nach der im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens vollendet, nach innen durch die Verweltlichung der bis dahin ausschliesslich geistlichen Händen überlieferten philosophischen Facultät, nach aussen durch die Widmung eines des staatlich anerkannten Ansehens der Wissenschaft würdigen monumentalen Prachtbaues von Seite der grossen Kaiserin. Dem Schöpfer der ersteren, dem ebenbürtigen Schüler des in der Geschichte der medicinischen Wissenschaft durch seinen classischen Wahlspruch: »Naturam sequi honos medici« unvergänglichen Boerhaave, Gerhard van Swieten, schwebte als Vorbild bei derselben die Einrichtung der auf Beobachtung der menschlichen als Theil der allgemeinen Natur und praktische Ausbildung des künftigen Arztes gebauten medicinischen Schule der Universität zu Leyden vor, auf deren Lehrstuhl er selbst seinem Meister nachgefolgt und woher er als Leibarzt und Rathgeber in allen Wissenschaft und Geistescultur betreffenden Dingen an den Hof Maria Theresia's berufen war. Die Reform der juristischen Facultät wurde nach dem Muster der im Jahre 1734 gestifteten, ihrer Jugend ungeachtet durch den Ruf ausgezeichneter Lehrer, wie Schlözer, rasch zu massgebender Bedeutung in allen Recht und Staat angehenden Fächern gelangten Universität zu Göttingen, welche bis dahin schon längst Hörer aus den ersten Familien der Erblande an sich gezogen hatte, vollzogen. Durch die Erhebung der einheimischen Rechtsstudien auf diejenige Höhe, welche die ausländischen einnahmen, sollte den Angehörigen der Erblande die Möglichkeit, in der Heimat für den Rechts- und Staatsdienst in würdiger Weise sich auszubilden, eröffnet, der, dem erwach-

ten österreichischen Staatsbewusstsein widerstreitenden, Abhängigkeit vom Auslande, wie auf anderen, so auf diesem Felde der Wissenschaft ein Ende gemacht werden. Träger solcher zugleich von einem allgemeingiltigen wie von einem localpatriotischen Bestreben eingegebenen Neuerung auf diesem wie auf anderen Gebieten, insbesondere auf jenem der Literatur, des Zeitungs- und des Theaterwesens, war Sonnenfels, welcher im Jahre 1776 als Erster Vorlesungen über politische Oekonomie und Staatswissenschaften hielt und die, der in den Vordergrund getretenen Staatsidee angemessene, Umwandlung der bisherigen, ausschliesslich juridischen, welche Richter und Advocaten, in juridisch-politische Studien, welche vor allem im Staate brauchbare Beamte bilden sollten, ins Werk setzte. Eine Reform der bisher sogenannten »geistlichen« Facultäten, der philosophischen und theologischen dagegen, fand nur insoferne statt, als in der ersteren an die Stelle der Mitglieder des Jesuitenordens, solche anderer Orden, z. B. Benedictiner und Piaristen, Weltgeistliche und Laien ohne Unterschied als Lehrer traten, in der letzteren die Anstellung der Lehrer und Leitung der Schüler dem bisher ausschliesslichen Einfluss der Kirche zwar nicht entzogen, aber neben und über diesem das Aufsichtsrecht staatlicher Oberherrlichkeit zur Geltung gebracht wurde. Sowohl die Stellung der sogenannten »philosophischen« zu den Studien der drei sogenannten »oberen« Facultäten, als Inhalt und Umfang derselben, blieb unverändert; dieselben wurden wie bisher als gemeinsamer Vorbereitungscurs für jene angesehen, die Pflege der darin aufgenommenen Wissenschaften, der Philosophie, Philologie und Geschichte, der Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte, nicht als Zweck, sondern als Mittel zu jenem der sogenannten »höheren«, d. i. der theologischen, juridischen und medicinischen Facultätswissenschaften angeordnet, besser gesagt, zugelassen, letztere selbst aber, der Aufgabe wahrer Stätten der Wissenschaft zwar keineswegs entsprechend, doch bei dem durch die natürliche Begrenzung ihres Umfanges gegebenen Charakter dieser Facultäten in minderem Grade widersprechend, zunächst und vorherrschend in den Dienst an sich hochwichtiger, aber äusserlicher Zwecke gestellt und nach Inhalt und Umfang deren praktischen Bedürfnissen untergeordnet und angepasst.

Das Erwachen der Wiener Literatur begann mit dem Rückschlag der in Leipzig durch Gottsched durchgesetzten Vertreibung der Pritsche des Hanswurst von der anständigen Schaubühne und der Umgestaltung des Dramas nach französischem Muster auf das

Wiener Theater; wurde nach der durch Kaiser Josef II. eingeführten Aufhebung oder doch Erleichterung der bisher der freien Gedankenäusserung in Schrift und Druck im Wege gestandenen Hemmnisse unter dem Einflusse des der Ausbreitung der deutschen Sprache als allgemeinen Verständigungs- und Verwaltungsorganes günstigen Staatsinteresses durch eifrige Aufnahme und Nachfolge nach allen in der deutschen Literatur des Aufklärungs-Jahrhunderts einander ablösenden Richtungen fortgesetzt und fand oder suchte doch zu finden, dem lebendig gewordenen Impuls des einheitlich geschlossenen, vaterländischen Gemeinwesens entsprechend, in der Verwirklichung einer von patriotischem Geiste getragenen, der poetischen Verherrlichung der im habsburgischen Regentenhause verkörperten Idee des österreichischen Einheitsstaates gewidmeten Kunst seine Vollendung. War doch der im Kreise seiner Anhänger ebenso gerühmte, wie in jenem seiner Gegner berüchtigte Rector Magnificus der als Hochschule deutscher Sprache und Dichtung gepriesenen Universität des »kleinen Paris« jener Zeit in Gesellschaft seiner ihm an Geist und Geschmack weit überlegenen Frau, des ersten Blaustrumpfes der deutschen Literatur, der Einladung ergebener Wiener Freunde folgend, selbst am Sitze des Kaiserhofes erschienen, als Repräsentant deutscher Dichtung und Wissenschaft von der Kaiserin-Königin mit dieser in feierlicher Audienz empfangen und durch das Geschenk einer goldenen Denkmünze mit ihrem Brustbilde in huldreicher Weise ausgezeichnet worden. Wie eine in gewisser Hinsicht verhängnissvolle Parodie des von Gottsched davon getragenen Sieges über den deutschen Hanswurst musste es erscheinen, wenn Sonnenfels dreissig Jahre später dem Wiener Polichinell, der oft groben und schmutzigen, aber nicht selten witzreichen und als festgehaltenes Erbe jahrhundertlanger Uebung volksthümlich gewordenen Stegreifkomödie zu Gunsten des regelmässigen, d. h. durch die Poetik Gottsched's und die sogenannten drei Einheiten des französischen Classicismus gemassregelten Schauspieles den Krieg ankündigte und aus dem mit Erbitterung und Beharrlichkeit von beiden Seiten geführten Kampfe zwar insofern als Sieger hervorging, als jene von den Brettern des unter seinem Beirath neugeschaffenen und geleiteten k. k. Hof- und bald darauf Nationaltheaters verschwand, dagegen insofern eine für den von Eitelkeit nicht freien Mann empfindliche Niederlage erlitt, als dieselbe auf den Bühnen der Vorstädte sich in unausgesetzten Verwandlungen als unüberwindlich erwies und in der Posse »Der grüne Hut« ihren vornehmthuenden Gegner mit aristo-

phanischem, ins Wienerische übersetztem Humor dem Gelächter der Zuschauer preisgab. Die für die Reform des Wiener Theaters epochemachenden »Briefe über die Wienerische Schaubühne« von Sonnenfels, deren erster im Jahre 1767 erschien, traten mit Lessing's, für die Entwicklung des deutschen Dramas entscheidender, »Hamburgischer Dramaturgie« fast gleichzeitig ans Licht; der Unterschied beider dramaturgischen Neuerungen, deren erste den praktischen Erfolg an der kaiserlichen Hofbühne, deren zweite die nachhaltige Wirkung in der wissenschaftlichen Theorie des deutschen Dramas für sich hatte, lag aber darin, dass der Urheber der ersteren gerade dasjenige, die Theorie Gottsched's und der Franzosen, empfahl, was jener der letzteren, der Lobredner des echten Aristoteles und Bewunderer Shakespeares, nicht nur bestritt, sondern, was Gottsched betraf, durch seine als Student im Verein mit der wackeren Neuberin durchgesetzte Theaterreform als für immer beseitigt ansehen durfte. Die namhaftesten Wiener Dramatiker jener Zeit, Cornelius von Ayrenhoff und der Freiherr Tobias von Gebler, von welchen der Erstere seines Lustspieles »Der Postzug« wegen sogar bei Friedrich II. in Ansehen, der Letztere mit Lessing, den er hochachtete und sogar nach Wien zu verpflanzen gedachte, ebenso wie mit dessen Freunde Nicolai in Briefwechsel und persönlichen Beziehungen stand, weisen in Folge jenes durch die »Briefe« vermittelten Einflusses zahlreiche Spuren Gottsched'schen, aber fast keine Lessing-schen Geistes auf. Dagegen bezeugen zwei unter den Werken des Erstgenannten befindliche Trauerspiele, deren eines »Hermann den Cherusker«, das andere dessen in römischer Gefangenschaft der deutschen Heimat entfremdeten Sohn »Thumelicus« zum Gegenstande hat, dass das am Hofe des deutschen Kaisers errichtete und durch diesen selbst mit diesem Namen beschenkte »Deutsche Nationaltheater« die Pflege nationaler Sprache und nationaler Stoffe nicht nur zuliess, sondern ermunterte, in der Auswahl der letzteren aber mit der durch Klopstok in die Literatur eingeführten, durch dessen Bardiet »Die Hermannsschlacht«, sowie durch seine und seiner vom Rauschen Teutoburgischer Eichen trunkenen Göttinger Jünger Begeisterung tonangebend gewordenen Verherrlichung taciteischen Volks- und altgermanischen Heldenthums einerlei Richtung einzuschlagen sich anschickte. Wie in obigen Dramen durch die Stoff-, so wird in der reichlich fliessenden Quelle epischer und lyrischer Dichtung des damaligen Wiens der Klopstok'sche Einfluss in der Verwandtschaft der metrischen Form und im Ausschluss des

Reims merklich: Michael Denis, der »Barde Sined«, bedient sich in seiner Bearbeitung des pseudoossian'schen Heldenliedes des messiadischen Hexameters und in seinen und seiner weniger als mittelmässigen Nachahmer Ratschky, Retzer, Haschka u. A. Oden und Hymnen werden die metrisch nichts weniger als tadellosen Silbenmasse des deutschen Vorbildes in bis zur Unkenntlichkeit entstellten, antik sich geberdenden Strophen nachgehallt. Aber auch dessen Gegenpol, der leichter geschürzte Zauber Wieland's, dessen »Idris« einst die steiftugendlichen Hainbündler zum Scheiterhaufen verurtheilten und dessen Bildniss sie mit Nägeln an den Stamm der heiligen Eiche schlugen, hat in unserer, der vielberufenen »Keuschheitscommission« zum Trotz, nur zu sehr sinnes- und leider oft mehr als billig sinnlichfroh gebliebenen Donaustadt entgegen-, wenn auch dem Original weitaus nicht gleichkommendes Echo gefunden. Ueber die langathmigen, leider auch langweiligen Heldengedichte Alxinger's, den dem karolingischen Sagenkreise entlehnten »Doolin von Mainz« und den frei erfundenen »Bliomberis«, hat des Verfassers des Oberon »Ritt ins alte romantische Land« wenige Licht-, aber desto mehr Schattenseiten gebreitet. Eine wirklich originelle, keinem fremden Vorbild nachgeformte Blüthe, deren Parfum freilich nicht das feinste ist, brachte der Wiener für grotesken Humor sehr gedeihliche Boden in Blumauer's, des deutschen Scarron, in ihrer Art noch heute einzig dastehender travestirter Aeneis hervor. Ihren crassen Uebertreibungen mag die nach der Aufdeckung und Aufhebung zahlreicher kirchlicher Missbräuche in der damaligen Wiener Gesellschaft üblich gewordene Rücksichtslosigkeit zur Entschuldigung dienen, von welcher unter anderen des als verdienstvoller Naturforscher bekannt gewordenen Ignaz von Born burleske Satire: »Monachologia oder Naturgeschichte der Mönchsorden« als ein mehr sprechendes, denn Zeit, Ort und Verfasser besonders ehrendes Zeugniss erhalten geblieben ist.

Durch diese und in ähnlichem Geiste gehaltene Schriften, wie z. B. die nach Wieland's und A. G. Meissner's Muster dem Namen, nicht dem Inhalt nach in die antike Welt verlegten Romane des ehemaligen Conventualen des Kapuzinerklosters auf dem Neumarkt, Ignaz Aurelius Fessler, ist der Literatur, durch jene Reform des höheren Unterrichts, ist der Wissenschaft jener Zeit in Wien der Stempel des zugleich aufklärungs- und bevormundungssüchtigen achtzehnten Jahrhunderts aufgedrückt worden. Zwar diejenigen Wissenszweige, welche, wie die Medicin humanitären, wie die legislativen und Staatswissenschaften einem politischen Interesse dienen, fanden

von Seite des Staates eifrige Pflege und Aufmunterung. Erstere haben in Folge dessen in Männern wie van Swieten, van Hal und vor allen Peter Frank, dem Schöpfer einer bis dahin unbekannt gebliebenen Kunst staatlicher Gesundheitspflege unter dem unscheinbaren Namen der medicinischen Polizei, letztere in Solchen, die theils wie von Riegger, von Martini, von Zeiller, den durch die herrschende Idee staatlicher Einheit nahe gelegten Gedanken einheitlicher Gesetzgebung durch ihre Vorträge nicht nur vorbereiteten, sondern auch ihrerseits an die nach dem Muster des preussischen Landrechtes geplante und in Angriff genommene Ausarbeitung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches werkthätige Hand anlegten, theils, wie Royko, Rautenstrauch und vor allen Thomas Dolliner, durch eine vom staatlichen Gesichtspunkt aus unternommene Revision des canonischen Rechts, diesen und die aus ihm abgeleiteten, weitgehenden Folgerungen gegen bis dahin unbestrittene Ansprüche der geistlichen Macht in Schutz nahmen, durch Gelehrsamkeit und Erfolg hervorragende Vertreter aufzuweisen. Dagegen zeigt sich bei denjenigen Wissenszweigen, welche kein anderes Ziel haben, als die Erkenntniss, gleichviel in welcher Richtung und mit welchen Ergebnissen, zu fördern, die entgegengesetzte Erscheinung. Treten schon im Umkreise der medicinischen Wissenschaften die theoretischen, welche der reinen Naturerforschung, gegen die praktischen, welche der Anwendung der durch jene erlangten Resultate zur Heilung des erkrankten Organismus gewidmet sind, Pathologie, Anatomie und vor allem Physiologie, gegen die klinische Kunst zurück: so wird in dem der juridischen das Studium des allgemeinen, sowohl des auf philosophischer Basis ruhenden, wie des geschichtlich erwachsenen, aber für praktische Anwendung im Staate ausser Gebrauch gekommenen Rechts, wie das römische und canonische, das deutsche Reichsrecht und dessen Geschichte, in steigendem Masse beschränkt und in den Hintergrund gedrängt, dagegen jenes des besonderen, auf dem Grunde einheimischer Gesetzgebung ruhenden, innerhalb der zu einem politischen Gemeinwesen verbundenen und durch fortschreitende Einheitlichkeit der Gesetzgebung in gleichem Masse zur staatlichen Einheit zu verschmelzenden Erbländer in praktischer Geltung bestehenden Rechts in entsprechendem Grade gefördert und ausgedehnt. Dort wird dem tiefen Naturkenner der heilkundige Arzt, hier dem weitschauenden Rechtsgelehrten der gesetzkundige Beamte vorgezogen. Ungünstiger noch gestaltet sich auf diesem Wege das Loos der Wissenschaften des Umkreises der philosophischen Facultät und

unter diesen wieder jenes der sogenannten humanistischen, wie Philosophie, Geschichte und Philologie, nachtheiliger als das der sogenannten realistischen Fächer, wie Mathematik und Naturwissenschaften, insbesondere Astronomie. Letztere verdankt ihrer innigen Beziehung zur Zeitrechnung, zum Kalenderwesen, zur Regelung der Schiffahrt und in diesem Falle hauptsächlich zur geodätischen Gradmessung des Erdkörpers, in jener Zeit den durch seine Theilnahme an der durch Maupertuis begonnenen nordeuropäischen Gradmessung namhaft gewordenen Vertreter und Director der Wiener Sternwarte P. Maximilian Hell. Die Naturgeschichte fand eine Stütze nicht blos an ihrer Unentbehrlichkeit für die Bedürfnisse des ärztlichen Studiums, die zur Errichtung eines botanischen Gartens auf dem Rennwege und zur Berufung des auch als Chemiker für seine Zeit bedeutenden Botanikers Jacquin an die Universität führte, sondern auch an der Vorliebe einzelner Mitglieder des Kaiserhauses, wie Kaiser Franz I. für Mineralogie, insbesondere Edelsteinkunde und Chemie, Kaiser Franz II. für Botanik, welche zur Bereicherung und Umgestaltung der ursprünglich mehr im Geschmack der an den Höfen beliebt gewesenen Raritäten- und Curiositäten-Cabinette, als wissenschaftlicher Sammlungen eingerichteten naturhistorischen Hofmuseen drängte, aus deren Custoden- und Vorsteherkreisen in der Folge ausgezeichnete Fachgelehrte hervorgegangen sind. Dagegen scheint die reine und angewandte Mathematik, welche gegen Ende des achtzehnten und im Beginn des laufenden Jahrhunderts in Frankreich durch Monge, in Deutschland durch Gauss auf eine hohe Stufe gehoben wurde, auf die damalige Wiener Gelehrtenwelt ebensowenig Anziehung geübt zu haben, wie, wenn man absieht von der durch Maria Theresia ins Leben gerufenen orientalischen Akademie, das Studium der Philologie überhaupt und, mit Ausnahme der bleibenden Verdienste, welche sich der berühmte Numismatiker Eckhel um die antike Münzkunde erworben hat, das des classischen Alterthums insbesondere. An der ersteren, obgleich sie ursprünglich nur bestimmt war, dem praktischen Bedürfniss der Ausbildung von »Sprachknaben« und Dolmetschern für den diplomatischen und consularischen Dienst im türkischen Orient entgegenzukommen, hat der in Ansehung der Zeit, und noch lange nachher auch seinem wissenschaftlichen Range nach, erste Orientalist der deutschen Literatur, der als Geschichtsschreiber des osmanischen Reiches wie als Kenner und allerdings mitunter mehr wort- und sinntreuer als künstlerisch vollendeter poetischer Uebersetzer morgenländischer Dichtungen berühmt gewor-

dene Josef Freiherr von Hammer-Purgstall seine Vorbildung genossen. Die zunächst auf die gelehrte Erklärung und Ausbeutung der durch kostbare Erwerbungen und einheimische Funde in der Antiken- und Münzsammlung des kaiserlichen Hofes seit Jahrhunderten aufgespeicherten archäologischen Schätze gerichtete, aber auch beschränkte Thätigkeit Eckhel's vermochte der Erweckung und Hinwendung des Sinnes auf die gerade um jene Zeit durch F. A. Wolf im übrigen Deutschland sich vollziehende Umwandlung der bisher einseitig auf das Sprachliche bezogenen philologischen Wissenschaft in eine auf die Erforschung der Gesammterscheinung des classischen Alterthums ausgedehnte classische Alterthumskunde nicht Vorschub zu leisten. Das geschichtliche Interesse, durch die Belebung des patriotisch-dynastischen Gefühls für die Person und den Nachfolger der grossen Kaiserin und des durch deren Reformen gewonnenen österreichischen Staatsbewusstseins erwacht und naturgemäss auf die Betrachtung und Erforschung der Geschichte der vaterländischen Dynastie und der österreichischen Heimat hingewiesen, wird nicht nur durch die zu jener Zeit, und noch lange nachher, allgemein herrschende, ängstliche Abschliessung der in Archiven niedergelegten und sorgfältig geheim gehaltenen unentbehrlichen Geschichtsquellen überhaupt, sondern in Wien noch insbesondere durch die in Folge der revolutionären Ereignisse im Westen Europas rege gewordene und unterhaltene Abneigung, der Oeffentlichkeit Einsicht in die leitenden Fäden des politischen Gewebes zuzugestehen, und dieselben fremder Beurtheilung auszusetzen, zurück- und niedergehalten oder doch, wie es z. B. bei dem oben genannten Werke Hammer-Purgstall's der Fall ist, auf die Betrachtung und Darstellung weitabgelegener Staaten und Ereignisse abgelenkt. Für die Lage und Aussichten der Philosophie endlich ist es bezeichnend, dass derjenige Mann, welcher durch seine berühmt gewordenen »Briefe über die Kantische Philosophie«, deren erster im Augustheft 1786 von Wieland's »Deutschem Mercur« erschien, nach Kant's eigenem Zeugniss dessen Philosophie im deutschen Publicum zuerst Bahn gebrochen und zum Verständniss verholfen hat, der Vorgänger Fichte's auf dem Lehrstuhl zu Jena, dessen eigenes System nach des Letzteren Ausspruch das Uebergangs- und Vermittlungsglied zwischen der kritischen Philosophie und der Wissenschaftslehre bildet, Karl Leonhard Reinhold, ein geborener Wiener gewesen ist, in dieser Stadt bis zu seinen ersten Mannesjahren gelebt, gedacht und zu seiner nachherigen, so rühmlich ausgefallenen Sendung sich geschickt gemacht, demungeachtet aber,

so sehr er es wünschte, in seiner österreichischen Heimat von öffentlicher Seite weder Anerkennung noch Anstellung jemals erlangt hat.

Aber wenn auch dem aus Wien entsprungenen Verkünder der Philosophie Kant's, so ist doch dieser selbst Wien nicht verschlossen geblieben. Dieselbe hatte in Oesterreich bald nach ihrem Auftreten warme Anhänger gefunden, unter welchen Paul Baron Herbert in Klagenfurt, um Reinhold's Vorlesungen zu hören, selbst als wissbegieriger Schüler nach Jena gepilgert, durch diesen auch mit Schiller in Verkehr gebracht und als begeisterter Verehrer des Kriticismus in die Heimat entlassen worden war. In Wien wurde dieselbe zuerst durch Lazarus Bendavid, einen Angehörigen der in Folge des Auftretens Mendelssohn's um Philosophie sich lebhaft interessirenden jüdischen Gesellschaftskreise Berlins, eingeführt, welcher daselbst nach dem in Berlin, das zu jener Zeit einer Universität noch entbehrte, gegebenen Muster in Privatkreisen philosophische, mit grossem Beifalle aufgenommene Vorlesungen hielt und diese so lange fortsetzte, bis ihm, wie es den Anschein hat, auf Betrieb des damaligen einzigen officiellen Vertreters der Philosophie an der Wiener Universität, Franz Samuel Karpe, des Verfassers eines im Geiste kritiklosen Eklekticismus gehaltenen Lehrbuches der Philosophie »ohne Beinamen«, das an allen österreichischen Anstalten, wo Philosophie gelehrt wurde, bis in die Hälfte des laufenden Jahrhunderts herab, allerdings nur nominell, als vorgeschriebenes Lehrbuch galt, die Erlaubniss zu denselben entzogen und er selbst zur Rückkehr nach Preussen genöthigt wurde. Diese gegen die Philosophie Kant's an den Tag gelegte Feindseligkeit vermochte doch nicht zu hindern, dass dieselbe sich in Privatkreisen erhielt, ja sogar nach dem Beispiele hervorragender katholischer Theologen ausserhalb Oesterreichs, die sich, wie Herculan Oberrauch in Salzburg, der Postulirungsmethode Kant's bedienten, um mittelst derselben die Hauptsätze der natürlichen Religion als Postulate der reinen Vernunft abzuleiten, in den vorgeschrittenen theologischen Kreisen der Hauptstadt, z. B. in dem geistigen Urheber und ersten Director der unter Kaiser Franz errichteten höheren Ausbildungsanstalt für junge Geistliche bei St. Augustin, Burgpfarrer Jakob Frint, Gönner und in des letzteren Lehrbuch der Religionswissenschaft, welches an allen österreichischen Hochschulen für den im Jahre 1805 neu eingeführten Gegenstand der philosophischen Religionslehre als Leitfaden vorgeschrieben wurde, Eingang fand. Ebensowenig wie Kant's, ist die Philosophie seiner Nachfolger, der an leitender Stelle gegen sie herrschenden

Abneigung oder zum mindesten Gleichgiltigkeit ungeachtet, auserwählten Geistern Wiens in der Folgezeit ferngeblieben. Wie auf die ältere Generation, welcher z. B. Grillparzer, Michael Enk u. A. angehörten, Kant, so übte auf die jüngere, aus deren Kreisen zahlreiche geistige Führer und Leiter der jüngsten Vergangenheit, wie z. B. J. N. Berger, Unger, Glaser, v. Hasner, v. Eitelberger, v. Heider u. A. hervorgegangen sind, Hegel aus der Ferne seinen in Worten, Werken und Wirken kenntlich an's Licht getretenen Zauber aus. Schon der nächste Nachfolger Karpe's auf der Wiener Lehrkanzel, der in Folge seines bei Beurtheilung der Werke des im Jahre 1820 seines Lehrstuhls zu Prag enthobenen edlen Denkers Bolzano an den Tag gelegten Freimuthes vor der Zeit von seiner Lehrthätigkeit entlassene Leopold Rembold, wandte sich anfänglich Jacobi's, später Herbart's Richtung zu und verpflanzte seine Vorliebe für die erstere auf den älteren, jene für die letztere auf den jüngeren seiner Schüler und Nachfolger, v. Lichtenfels und F. Exner, welcher letztere nachher als Professor in Prag der Begründer einer Herbart'schen Schule in Oesterreich, als Berather und Freund der Leiter des ersten Ministeriums für Unterricht in Oesterreich, v. Feuchtersleben und Graf Leo Thun, in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Männern, wie J. A. Zimmermann, Bonitz, Lott u. a. der geistige Urheber der durchgreifenden Reform des höheren Unterrichtes geworden ist. Neben und unabhängig von diesen an ausserhalb Oesterreichs gegründete Schulen sich anschliessenden Strömungen, zu welchen zuletzt auch noch eine in Schopenhauer's Fahrwasser dahinfliessende sich gesellte, ist im Laufe des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts in Wien eine, wenn auch vorwiegend in theologischen Kreisen heimische, doch nicht nur Wesen und Namen der Philosophie, sondern nach ihrem Entstehungsort und dem bleibenden Sitze ihres geistigen Urhebers und Stifters, Anton Günther, und einiger seiner hervorragendsten Schüler, wie C. F. v. Hock, Emanuel Veit, C. Werner, V. Knauer, v. Hoffinger u. a. den Namen einer eigentlichen und originellen Wiener Philosophie mit Recht für sich in Anspruch nehmende philosophische Schule entstanden und hat sich von hier aus durch Männer, wie Knoodt, Zukrigel, Th. Weber, Mertens u. a. weit über Deutschlands katholisch gebildete Kreise verbreitet.

Als die edelste Frucht der durch die Josephinischen Reformen erfolgten Weckung des politischen Bewusstseins dem Geiste, durch die, wenn auch einseitig den vermeintlichen Classicismus begünstigende Sonnenfels'sche Reform der Schaubühne der Form nach, in

der Wiener Literatur wachgerufenen Bewegung darf die zugleich, und zwar beinahe zu sehr für die künstlerische Wirkung, von reinster Begeisterung für staatsbürgerliche Tugend und aufopfernde Pflichterfüllung getragene, ohne Noth in die strengen, zu jener Zeit von den Classikern der Nation längst abgestreiften Regeln Corneille's und Racine's gezwängte dramatische Dichtung Heinrich von Collin's angesehen werden, dessen tragisches Erstlingswerk »Regulus« dem Dichter auch in Goethe's und Schiller's Urtheil Achtung erworben und auf der damals tonangebenden Bühne Weimars ehrenvolle Aufnahme gefunden hat. Der österreichische Patriotismus, der hier noch verkleidet im römischen Gewande mit antiker Würde sich Luft machte, sollte in Folge der nach Auflösung des deutschen Reiches und Erhebung der Erblande zum erblichen Kaiserstaat eingetretenen ungünstigen politischen Verhältnisse bald Gelegenheit finden, in dem denkwürdigen österreichischen Befreiungskriege von 1809, welcher dem allgemein-deutschen um vier Jahre vorausging und zum Vorbild diente, zu reinster, leider erfolgloser Flamme opferwilliger Hingebung emporzulodern. Der Dichter des sich für sein Vaterland opfernden »Regulus« und des für die Verschonung der undankbaren Vaterstadt dem gewissen Tode entgegengehenden »Coriolan« ist es auch gewesen, welcher der österreichischen Vaterlandsliebe, im Munde der durch kaiserlichen Aufruf zum bewaffneten Gesammtwiderstande gegen den gemeinsamen Feind mündig gewordenen Bevölkerung, durch seine, das fremdartige Römerpathos mit der natürlichen Sprache der heimischen Volksseele vertauschenden unvergänglichen, auf den Schlachtfeldern von Ebersberg und Aspern mit Begeisterung gesungenen »Liedern des Landwehrmannes« Worte gab und dadurch der dem poetischen Werthe nach vielleicht übertroffene, der Lauterkeit der Gesinnung und der Wärme des Gefühls nach mindestens ebenbürtige Vorgänger der Körner, Arndt und Schenkendorf geworden ist. Welche Richtung der für Oesterreich, wie sein Zeit-, Alters- und Standesgenosse Heinrich von Kleist für Preussen, begeisterte Dichter, dem das Unglück seines Vaterlandes, wie diesem, das Herz brach, und der, wie dieser, gerade in dem Jahre (1811) durch vorzeitigen Tod hinweggerafft wurde, in welchem eine ungewohnte Himmelserscheinung den kaum mehr Erlösung zu hoffen wagenden Gemüthern der Völker Beider den nahe bevorstehenden Sturz des von Beiden gleichgehassten Erbfeindes zu verkünden schien, bei längerem Leben eingeschlagen haben würde, lässt sich zum Theil aus derjenigen, welche sein ihm gesinnungsverwandter, an

dichterischem Talent weit hinter ihm zurückstehender Bruder Matthäus von Collin, der nachherige Erzieher des Herzogs von Reichstadt, der Verfasser zahlreicher Dramen aus der vaterländischen Geschichte einhielt, theils aus dem Umstande errathen, dass er selbst mit dem Plane eines den Gründer der österreichischen Monarchie, Rudolf von Habsburg, zu verherrlichen bestimmten Epos »Rudolfias« sich trug, welches später von seinem Freunde Ladislav Pyrker nach seinem Entwurf ausgeführt wurde, und dessen echt österreichische Grundidee nachher auch in Grillparzer's vaterländischem Hauptwerke: »König Ottokar's Glück und Ende« ihre dramatische Verklärung gefunden hat.

Nach der Niederlage Preussens und der Ueberschwemmung fast des gesammten Deutschlands durch die Franzosen war das zwar durch die Schlachten von Ulm und Austerlitz gedemüthigte, aber durch die von Innen heraus erweckte Volkskraft noch ungebrochene Oesterreich zum Hoffnungsanker aller Derjenigen, welche die Wiederherstellung des deutschen Reiches ersehnten, dessen Hauptstadt Wien zum Vereinigungspunkt aller Gegner des Franzosen- und Freunde des eben erst durch den ungeahnten Aufschwung seiner Sprache und Literatur zu bisher unerreichtem Glanz und Ansehen emporgestiegenen deutschen Volksthums geworden. Preussische Officiere und deutsche Schriftsteller, wie Pfuel, Varnhagen und der feurige Leo von Seckendorf, traten in's österreichische Heer, Berliner Publicisten, wie Gentz, Dichter und Gelehrte, wie Fr. Schlegel und Adam Müller, in österreichischen Staatsdienst ein, um gegen Napoleon zu kämpfen und zu wirken. Die von diesem aus Paris verbannte, durch ihren Aufenthalt in Weimar und ihren Freund und Reisebegleiter A. W. Schlegel, den Erzieher ihrer Söhne, für deutsche Philosophie und Literatur begeisterte Frau v. Staël schlug ihren Wohnsitz in Wien inmitten der napoleonfeindlichen europäischen Gesellschaft auf und wurde dadurch Veranlassung, dass Schlegel daselbst vor einem auserlesenen Publicum seine berühmt gewordenen Vorlesungen »über dramatische Kunst und Literatur« abhielt, welche als ausführliches Programm der romantischen Schule für die Geschichte der deutschen Literatur epochemachend, für die Entwickelung derselben, insbesondere der dramatischen, in Wien aber geradezu entscheidend geworden sind. Wie man von dem Buche der Staël »De l'Allemagne« gesagt hat, dass durch dasselbe Deutschland für die Franzosen gleichsam »entdeckt« worden sei, so lässt sich nicht ohne Grund behaupten, dass durch die Vorlesungen Schlegel's und die in Folge

der Franzosenherrschaft in Deutschland eingetretene vorübergehende oder bleibende Niederlassung zahlreicher, den damals höchststehenden deutschen Bildungskreisen angehöriger Staatsmänner, Militärs, Gelehrten, Dichter und Schriftsteller in Wien und einigen anderen Städten der Monarchie namentlich in Prag, wo Brentano und Tieck sich heimisch machten, die gewaltige, auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit durch die Philosophie und Poesie der classischen und der auf diese gefolgten romantischen Periode vollzogene Umwälzung, wie für Oesterreich überhaupt, so insbesondere für Wien erst zur Thatsache geworden sei. Dass die Mehrzahl derselben, ausser den Stiftern und Führern, den Brüdern Schlegel, von welchen Friedrich mit seiner Gattin Dorothea Mendelssohn-Veit, der einstigen Seele der geistreichen Kreise Berlins und Jenas, dauernd in Wien verblieb, wie es bei deren auf die Belebung des nationalen Volksgeistes durch Hinweis auf dessen einstige mittelalterliche Herrlichkeit gerichteten Gesinnung natürlich war, der romantischen Schule entstammte, hat in der Wiener Wissenschaft und Literatur nach den Befreiungskriegen deutliche Spuren zurückgelassen. Aus der Vorliebe Schlegel's für Calderon und Lope ist die lange Reihe von Bearbeitern und Nachahmern des spanischen Dramas abzuleiten, welche mit Schreyvogel-West, dem einstigen unmittelbaren Schüler August Wilhelm's in Jena, begann, mit Grillparzer sich fortsetzt und mit Fr. Halm endet. Aus derselben Quelle, verbunden mit der historischen Erinnerung an den einstigen Zusammenhang des Hauses Habsburg mit Spanien, floss die gelehrte philologische Beschäftigung mit der alten spanischen Sprache und Literatur, durch welche Ferdinand Wolf, unterstützt durch die in diesem Zweige überreich ausgestatteten Schätze der k. k. Hofbibliothek, einer der Begründer der romanischen Philologie und der Vater der von Wien ausgegangenen Schule derselben geworden ist, als deren Haupt der daselbst noch gegenwärtig als Lehrer thätige A. Mussafia betrachtet werden darf. Die Verherrlichung des Mittelalters und der deutschen Vorzeit weckte den Sinn nicht blos für die Reste der Bau- und bildenden Kunst, sondern auch für die erhaltenen Denkmale altdeutscher Sprache und Dichtung, um deren Herausgabe und Erklärung, wie um die Sammlung und Erhaltung der ersteren, Alois Primisser, der Custos der seit ihm berühmt gewordenen Ambrasersammlung, sich zuerst Verdienste erworben und dadurch die Reihe der Kenner und Pfleger altdeutschen Schrift- und Volksthums eröffnet hat, welche sich durch Theodor v. Karajan, Diemer, J. Haupt u. a. vermittelt, bis zu den Germanisten der Wiener

Gegenwart fortsetzt. Am stärksten legt die durch sie hervorgerufene retrospective Geistesrichtung sich auf dem geschichtlichen, insbesondere auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, in kaum geringerem Grade auf jenem der politischen, kirchlichen und schliesslich der religionsphilosophischen Probleme und Fragen an den Tag, auf deren ersterem sie, wie es im Wesen der Geschichte liegt, mit der Aufhellung und Feststellung des Thatbestandes sich begnügt, auf deren letzterem, wie es dem Wesen einseitiger, aber mit voller Gefühlswärme gehegter Ueberzeugung entspricht, zur Wiederherstellung vergangener Zustände drängt.

In Wien fand dieselbe einerseits durch die bereits bei Collin und dessen Geistesverwandten eingetretene Hinwendung auf die vaterländische Geschichte, andererseits durch das in Folge der unerträglich gewordenen Schwankungen aller gegebenen staatlichen, kirchlichen und socialen Verhältnisse in wachsendem Grade empfundene Bedürfniss stabiler Grundlagen in Staat, Kirche und Gesellschaft vorbereiteten Boden. Die Balladen Collins, deren Stoff, wie in »Herzog Albrecht's Hund«, »Herzog Leopold vor Solothurn«, »Kaiser Max auf der Martinswand«, der Geschichte des heimischen Regentenhauses entlehnt war, bildeten gleichsam das poetische Vorspiel zu den quellenmässigen Studien und Forschungen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und jener der einheimischen Herrscherfamilie, deren Ergebnisse theils in historischen Zeit- und periodischen Schriften, wie Hormayr's »Archiv« und dessen jährlich wiederkehrendem »Taschenbuch für vaterländische Geschichte«, theils in selbstständigen Werken, Regesten und Urkundensammlungen, wie Chmel's »Geschichte Kaiser Friedrich's IV.«, des Fürsten Lichnowsky's »Geschichte des Hauses Habsburg«, deren urkundlicher Theil von E. Birk herrührt, an's Licht traten. Dieselben fanden nicht nur in den durch Nationalität und politische Vergangenheit hervorragenden Königreichen der Monarchie, wie in Ungarn durch Mailath, in Böhmen durch Palacky, innerhalb ihrer Sondergeschichte Nachahmung, sondern übten auch ihrerseits wieder auf die Literatur befruchtende Rückwirkung, als deren Widerhall die historischen Romane der Karoline Pichler, wie »Friedrich der Streitbare«, »Die Schweden vor Prag« u. a., Ladislav Pyrker's Epopöen habsburgischer Kaiser, Rudolf's I. als Helden der schon genannten »Rudolfias«, Karl's V. als solchen seiner »Tunisias«, zu betrachten sind, deren später Nachhall noch in Anastasius Grün's »letztem Ritter«, in L. A. Frankl's »Habsburglied« und »Don Juan d'Austria« nachklingt, sowie als deren Echo die Dramen aus

der vaterländischen Geschichte erscheinen, deren Reihe Th. Körner während seiner nur zu kurz währenden Thätigkeit als Theaterdichter der Burgbühne in Wien durch seinen »Zriny« eröffnete, Matthäus v. Collin durch zahlreiche Beiträge, unter denen »König Bela's Flucht« der beste ist, erweiterte, Grillparzer, wie dessen »Ottokar« und »Bruderzwist im Hause Habsburg« beweisen, wenn ihm dazu die Ermunterung geworden wäre, zur Höhe Shakespeare'scher Historien erhoben haben würde.

Das Ausbleiben derselben, des patriotischen Geistes ungeachtet, von dem diese in echt vaterländischer Richtung sich bewegende poetische Strömung getragen ward, ist nicht nur für den Dichter, welchem dadurch vorzeitiges Verstummen auferlegt wurde, sondern für das ganze Gedeihen der heimischen Literatur während der ersten Hälfte des Jahrhunderts verhängnissvoll geworden. Dasselbe war nur eine der zahlreichen nachtheiligen Folgen, welche das nach der endlich mit Hilfe der aufgerufenen Volkskraft erfolgten Niederwerfung des übermüthigen Siegers verstärkt hervorgetretene und herrschend gewordene grundlose Misstrauen der leitenden Kreise in die seit Jahrhunderten bewährte unwandelbare dynastische Treue und den durch schwere Erlebnisse gereiften Sinn für gesetzliche Ordnung und massvollen Fortschritt der geleiteten Stände auf allen Gebieten nach sich zog. Auf jenem der Wissenschaft und Literatur traten dieselben einerseits in negativer Weise als Hemmung der freien Gedankenäusserung in Wort und Schrift durch allerdings strenger vorgeschriebene als gehandhabte Censur der einheimischen, und als ebensolche der ungehinderten Gedankenvermittlung durch ängstliche Sichtung und eifriges, glücklicherweise leicht und oft umgangenes Verbot fremder Geistesproducte, anderseits in positiver Weise durch die vorsätzliche und merkliche Begünstigung solcher Geistesrichtungen an den Tag, welche in Staat, Kirche und Gesellschaft das Festhalten am oder die Rückkehr zum Alten als sicherstes Heilmittel in Aussicht stellten. Beide zusammengenommen, haben der Wissenschaft und Literatur in Wien innerhalb der Periode, die von den Wiener Verträgen bis zu den Märztagen des Jahres 1848 reicht, das Gepräge verliehen.

Weder an wahren Gelehrten noch an reichbegabten Dichtern hat dieser mehr als ein Menschenalter umfassende Zeitabschnitt Mangel gelitten. In denselben fallen aus dem Umkreise der humanistischen Wissenschaften Philosophen wie Günther, Philologen wie Bartholomäus Kopitar, der berühmte Herausgeber des »Glagolita Clotzianus« und als solcher der Begründer jener südslavischen Richtung der

Slavistik, als deren glänzender Fortsetzer und gegenwärtiges Haupt sein durch ihn gebildeter Schüler Miklosich anzusehen ist, die Germanisten v. Karajan und Diemer, die Orientalisten Hammer-Purgstall und Wenrich, die Historiker Chmel, Lichnowsky, Birk, innerhalb des Umkreises der realistischen Wissenschaften Mathematiker wie Petzwal, Astronomen wie Littrow, Physiker wie Baumgartner und Ettingshausen, Technologen wie Prechtl und Altmütter, Mineralogen und Geologen wie Mohs und Haidinger, Botaniker wie Jacquin d. J. und der Polyhistor Endlicher, der gleich berühmt als Naturforscher, wie als Herausgeber archivalischer Geschichtsquellen, gelehrter Sinologe und Verfasser einer chinesischen Grammatik geworden ist, Kliniker wie Hildebrand, Chirurgen wie Bischoff und Wattmann, und gegen das Ende dieses Zeitraumes in ihren Anfängen die nachherigen Reformatoren der Medicin und Begründer der »Wiener Schule«: Rokitansky, Skoda, Schuh, Sigmund, Kolletschka u. A. Den Beginn des Zeitraums bezeichnet Grillparzer's mit dem Erscheinen der »Ahnfrau« glänzend aufgegangenes, aber für den Dichter selbst durch die von Schreyvogel's Hand seinem Werke eingeimpfte Schicksalsidee verhängnissvoll gewordenes Gestirn. Der Ausspruch Schiller's (in der »Braut von Messina«), dass die Schuld der Uebel grösstes sei, schien sich am Dichter der »Ahnfrau« in buchstäblicher Weise erfüllen zu sollen: Müllner's, des Schicksalsdichters »Schuld« ist für Grillparzer, der nun einmal durchaus dessen Nachahmer und Gesinnungsgenosse sein sollte, zum »Uebel« geworden. Der Dichter der »Ahnfrau« hatte, wie jener der »Schuld«, des trochäischen vierfüssigen Verses nach spanischem Vorbild sich bedient; eine gleichzeitige Wiener Dichterin, Therese v. Artner, in ihrem Trauerspiele »Die That« zu der letzteren gleichsam den zweiten vorangehenden Theil hinzugedichtet; die in der »Ahnfrau«, wie in Schiller's »Braut von Messina«, die Schuld der Väter an den Enkeln rächende Nemesis wurde mit des eben die Bretter beherrschenden Pseudoschicksalstragikers blind waltendem Fatum verwechselt, und Grillparzer mit Unrecht, wie der zu jener Zeit als reuiger Bekehrter und in Art weiland Abraham a Sancta Clara's populär-grotesker Kanzelredner gleichfalls in Wien lebende Zacharias Werner, um seines »24. Februars«, und E. Raupach in Berlin, um seines Schauspieles »Der Müller und sein Kind« willen, mit Recht der Classe der (Müllner'schen) Schicksalsdramatiker beigezählt. Wie wenig dadurch dessen eigenstes Wesen getroffen war, geht daraus hervor, dass er in keinem seiner späteren Werke auf die in der »Ahnfrau« scheinbar eingeschlagenen Wege wieder zurückgekommen

ist. In den ihr zunächst gefolgten Dramen, dem Trauerspiel »Sappho« und der Trilogie »Das goldene Vliess«, erscheint er durch den der antiken Welt entlehnten, allerdings aus dem kalten Pathos staatsbürgerlicher Pflichtstrenge in die wallende Gluth menschlicher und übermenschlicher Schwächen und Leidenschaften getauchten Stoff und die dem einfachen Bau der antiken und der dieser nachgebildeten französischen Tragödie verwandte Form fast wie ein durch Schlegel'sche Schule hindurchgegangener Fortsetzer Collin's in dessen erster, auf dem Gipfel seiner dramatischen Dichterthätigkeit in seinem wie er selbst sagt, durch den Eindruck des miterlebten Riesenkampfes Oesterreichs und Napoleon's ihm eingegebenen Trauerspiele »König Ottokar's Glück und Ende«, der zugleich scenisch mannigfaltigen, in Sprache und Charakteristik ebenso schwungvoll-pathetischen, als local- und individuell realistischen Form nach als Schiller's nächster, dem aus der vaterländischen Geschichte geschöpften und vom Feuer des edelsten Patriotismus durchglühten Stoff nach wieder als Collin's ebenbürtiger Geisteserbe aus dessen letzter Periode. Es ist zu beklagen, dass die im Sinne einer Darstellung völkerbeglückenden und staatenbegründenden Sieges patriarchalischer Herrscherweisheit über Frieden und Staaten durch masslosen Ehrgeiz zerstörendes despotisches Heldenthum angelegte Dichtung fälschlich im Sinne selbstsüchtiger Verherrlichung des Sieges der deutschen über die slavische Nationalität missverstanden und dadurch aus einem, alle Stämme der Monarchie zum einheitlichen Ganzen zu einigen bestimmten Völkerbande zu einem, Bruderstämme der Monarchie zu entfremden und zu trennen geeigneten Keile umgedeutet worden ist. Die Opposition, welcher das in diesem Sinne ausgelegte Werk ausserhalb Wiens, insbesondere in dem eben damals in Folge des durch geschichtliche und philologische Studien wiedererwachten Interesses für einheimische slavische Sprache und Literatur von dem Beginne nationaler Sonderbestrebungen heimgesuchten Böhmen und in dessen Hauptstadt begegnete, und welche selbst in dem Jugendwerke eines dem nichtslavischen Theil der Bevölkerung angehörigen Dichters, in Uffo Horn's jenem Grillparzer's direct gegenübergestellten Drama »Otakar« bewussten poetischen Ausdruck fand, konnte nur leider die Folge haben, dass bei der erklärlichen Abneigung, leise erwachenden, unerwünschlichen Spaltungen Nahrung zu geben, der vom Dichter betretene Weg ohne Ermunterung blieb und dieser selbst aus Mangel einer solchen von demselben zurücktrat. Das seines Vorgängers würdige Seitenstück aus der so glücklich be-

gonnenen Reihe österreichischer »Historien«, das Gemälde »Ein Bruderzwist im Hause Habsburg«, mit der ergreifenden Charakterzeichnung Kaiser Rudolf's II., blieb im Pulte des Dichters ruhen: an der Stelle des historischen gewann das nach spanischem Muster überfein zugespitzte Charakter- und das phantastisch-ausschweifende Traum- und Märchendrama die Oberhand; mit der vom Hauch dem Alterthume fremder Sentimentalität angewehten Erneuerung der Sage von Hero und Leander kehrte der Dichter auf den zwischen Romantik und Classicismus ungewiss schwankenden Boden zurück, dem seine »Sappho« und »Medea« entsprossen war. Das vaterländische Drama in Wien blieb seitdem verstummt; der politisch fühlende Dichter, auch wenn sein Gedicht, wie das des »Wiener Poeten«, vom lautersten Patriotismus eingegeben war, durfte sich nur Luft machen im »Auslande«.

Der Druck, der auf dem Drucke lastete, hat eine doppelte Literatur hervorgerufen: eine, die sich ihm fügte, eine andere, die ihm entfloh. Jener gehörten einerseits alle diejenigen Schriftsteller an, welchen derselbe kein Hemmniss war, weil sie ein höheres Bedürfniss als das, der blossen Unterhaltung zu dienen, entweder nicht empfanden oder ein solches zu erfüllen freiwillig verzichteten, anderseits aber auch solche, die in der Thatsache erschwerender Bevormundung unabhängigen Geistesfluges einen willkommenen Vorwand und erwünschten Deckmantel erblickten, um ihrer eigenen, auf kleinliche Ziele und die Befriedigung frivoler Gelüste gerichteten Neigung die Zügel schiessen zu lassen. Ersterer Richtung entsprang die für jene Zeit charakteristische, in üppiger Fülle aufsprossende Saat der im alltäglichen Sinne durch Einband und Inhalt elegant sein wollenden Wiener Almanachs- und Taschenbücherliteratur, unter deren, allen Kreisen der antiken Mythologie und der einheimischen wie fremden Pflanzenwelt entliehenen Göttinnen-, Musen-, Nymphen- und Blumennamen, auf goldgeränderten Blättern meist dilettirende Verskünstler harmlose Gefühle und Einfälle preisgaben. Aber auch echte Dichter wie Bauernfeld, Betty Paoli, Deinhardstein, Frankl, Gabriel Seidl, Nepomuk Vogl, der schwungvolle Sänger der »Todtenkränze« und der »Nächtlichen Heerschau«, Zedlitz, der feinsinnige Verfasser der Detail-»Studien«, Adalbert Stifter, ja selbst Grillparzer, dessen plastisch gemeisseltes Charakterbild »Der alte Spielmann« zuerst in der »Iris« erschien, und Fr. Halm verschmähten es nicht, in die durch alle Stände sich ausbreitende Region von Seide und Gold schimmernder, ungefährlicher »Lesefrüchte« herabzusteigen.

Der dramatische Poet, der auf den von der Censur reingescheuerten Brettern der Hofbühne sich heimisch machen wollte, hatte die Wahl, sich entweder wie Bauernfeld mit Geschick und Glück auf der durch den einstigen Burgtheaterdirector Kotzebue dieser Bühne vererbten und unter dem verfeinernden Einfluss der höfischen Zuschauerschaft veredelten Bahn des höheren Gesellschafts- und Conversationsstückes zu bewegen, oder wie Zedlitz mit »Tasso's Krönung und Tod auf dem Capitol« auf den verklärenden Gipfel des Künstlerdramas sich zu erheben, oder wie Deinhardstein mit »Hans Sachs« in die helle Niederung poetischer Schusterwerkstatt sich niederzulassen, oder wie Fr. Halm das dramatische Duett zweier »in einem Schlag« sich zugleich fliehender und suchender Herzen in immer wechselnden Formen spitzfindiger Gefühlssophistik und bald phosphorescirend aufschäumender, bald zierlich geglätteter Wechselrede auszuspinnen. Der epische Dichter, von der Vergangenheit des eigenen Landes abgewandt, zog, wie Frankl im »Colombo«, die Entdeckung des fernen Welttheiles jener der vaterländischen Heimat vor; der Lyriker, eingedenk des Verdammungsurtheiles, welches die österreichischen »Götter Griechenlands«, das der Hinneigung zum Heidenthume verdächtigte Gedicht Grillparzer's »Campo Vaccino« getroffen hatte, setzte der überwallenden Gluth seines Gedankenpathos weisliche Dämpfer auf und überschritt selten das gern und weitgeöffnete Reich unschädlicher Natur-, Frauen- und Selbstvergötterung. Eine solche Literaturgestaltung, der zum Theil hervorragenden Begabung der Schriftsteller, die sich derselben anzuschliessen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse genöthigt waren oder freiwillig anschlossen, ungeachtet, konnte mit der inzwischen hauptsächlich in Folge der Julirevolution seit den dreissiger Jahren im übrigen Deutschland mächtig gewordenen politisch- und socialreformatorischen Geisterbewegung, deren Ausdruck auf dem Gebiete der Wissenschaft die Philosophie Hegel's und seiner Schule, insbesondere des zum Aeussersten ausschreitenden linken Flügels derselben, auf literarischem Gebiete, bis zum Beginne der vierziger Jahre, die durch Heine und Börne geistig befruchtete Schule des »jungen Deutschlands«, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die von der obsolet gewordenen Schwärmerei für Freiheit und Vaterland zum directen Angriff auf das Bestehende fortgeschrittene politische Richtung war, weder, wie allerdings begreiflich, auch nur entfernt gleichen Schritt halten, noch in ihrer nothgedrungenen Farblosigkeit und ängstlichen Abschwächung die Gunst eines mit dem veränderten Geiste der Zeit

innerlich umgewandelten und durch den trotz der Grenzsperre fast zu reichlichen Genuss der verbotenen Früchte des Auslandes verwöhnten Publicums gewinnen oder behaupten. Jene andere dagegen, welche das literarische Feld von Anfang an nur als freien Spielraum für untergeordnete oder lüsterne Ergötzlichkeit oder für die Verfolgung persönlicher und anderer, von ästhetischen Aufgaben weit abliegender, Interessen betrachtete, musste nur noch mehr dazu beitragen, auf das Wiener einheimische Schriftstellerthum der »vormärzlichen« Zeit den von der grösseren Hälfte desselben unverschuldeten Schein der Zurückgebliebenheit, auf die Kaiserstadt selbst nach dem beissenden Worte ihres grössten Sohnes den Verdacht eines »Capua's der Geister« zu werfen. Drei Schriftsteller, der humoristisch angelegte, ursprünglich, wie seine Nacheiferung Collin's in dem von diesem angeschlagenen Ton vaterländischer Wehrmannslieder und seine Theilnahme an der als Versammlungsort der besten Köpfe Wiens und durch ihre polizeiliche Verfolgung berühmt gewordenen »Ludlamshöhle« beweist, eines höheren Fluges fähige Castelli, A. Bäuerle, M. G. Saphir: der Erste durch seinen Hang zu oft witziger, aber in's Obscöne behaglich herabgezerrter Spassmacherei, der Zweite durch seine fast ein Menschenalter hindurch von ihm geleitete Theaterzeitung, welche die durch den Mangel öffentlicher Besprechung höherer Tagesinteressen für das Bedürfniss der Lesewelt offen gelassene Lücke durch kleinliche Neugier reizenden und nährenden »Theaterklatsch« und unwürdige Possen auszufüllen bestimmt war, der Dritte durch die ihm in aussergewöhnlichem Grade eigene Gabe, allerdings des am leichtesten in's Spielende ausartenden, in seinem Munde aber häufig genug treffend gewordenen Witzes, des Wortwitzes, welche er in seiner Zeitschrift »Der Humorist« zu frivoler Dienstbarkeit für persönliche Launen und Gegnerschaften erniedrigte, haben zu dieser unbilligerweise auf die ganze Schriftsteller-, ja die gesellschaftliche Welt des damaligen Wien ausgedehnten, nachtheiligen Voreingenommenheit des Urtheiles der von der wahren Sachlage schlecht unterrichteten Fremde, das Ihrige, ja das Meiste beigetragen.

Die daheim eingedämmte oder freiwillig zurückgehaltene Flamme loderte über der Grenze desto leuchtender empor. Unter den Stammgästen des sogenannten »Silbernen Kaffeehauses« an der Ecke des Neumarktes und der Plankengasse, welches nach der Aufhebung der »Ludlamshöhle« der Sammelplatz der Wiener Dichter und Schriftsteller geworden war, hatten zwei mit ihren censurwidrigen

Ergüssen frühzeitig den Flug über die schwarzgelben Grenzpfähle angetreten, und der eine von beiden war seinen Freiheit ersehnenden Gesängen mit seiner eigenen Person in deren vermeintliches Land über dem »grossen Wasser« vorausgeeilt. Der Sprosse eines der ersten Adelsgeschlechter der Monarchie, des uralten deutschen Fürsten- und Grafenhauses Auersperg, unter dem Dichternamen Anastasius Grün, und ein auf magyarischem Boden geborener, aber deutsch redender und dichtender Abkömmling ungarischer Adelsfamilie unter dem Dichternamen Nikolaus Lenau waren es, welche zuerst, Ersterer durch sein aristokratisches Standesbewusstsein, Letzterer durch sein nationales Verfassungsbewusstsein unterstützt, den Censurbann brachen und den in ihnen wie in der Mehrzahl ihrer Heimatsgenossen lebendig gewordenen Fortschrittsdrang für das literarische Publicum durch die üppige Pracht und Bilderfülle des einen, die schwermüthige Gluth und Gedankentiefe des anderen in überraschender Weise zu dichterischem Ausdruck brachten. Jener, von wärmster Anhänglichkeit an die Heimat erfüllt, dehnte auch seine »poetischen Spaziergänge« nicht über die Umgebungen der Kaiserstadt und die waldige Höhe des ihm geistesverwandten lustigen Rathes Herzog Otto's des Fröhlichen, des »Pfaffen vom Kahlenberg«, und das Mass seiner vom Stifte des Censors nicht geduldeten Forderungen nicht über die höfliche Bitte, »so frei sein zu dürfen, frei zu sein«, aus; dieser, im Lande der Yankees von utopischen Hoffnungen geheilt, kehrte »amerikamüde« in dieselbe zurück, um die melancholische Verzweiflung an der Verwirklichung des geträumten Ideals in den ihm geistesverwandten Gestalten des »finsteren Gottesmannes« Savonarola, des unselig ringenden Faust, der für ihren Glauben hingeschlachteten Albigenser zu verkörpern und an der Schwelle einer Zeit, die manchem seiner heissesten Wünsche Erfüllung zu verheissen schien, in Geisteszerrüttung zu enden. Beide poetische Dioskuren, welche, wie ihre classischen Vorgänger, durch persönliche Freundschaft verknüpft waren, warfen, wie jene über das kleine, aber durch sie in der Geschichte der Literatur gross dastehende Weimar, so über das grosse, aber in dieser bis dahin seinem wirklichen Werthe nicht gleichstehende Wien einen verklärenden Schimmer, welchem es dieses zu danken hat, dass zu dem durch eine tausendjährige gemeinsame Geschichte geschaffenen Bewusstsein uralter Stammes-, auch das erhebende Gefühl innerer Geistesverwandtschaft der Bewohner der Ostmark getreten ist. Eine Schaar nicht durchaus tadelloser Nachahmer schloss sich den glücklichen Führern an; aus

Wien, wo Dräxler-Manfred, Ed. Duller, F. Schuselka, H. Rollett, wie aus anderen literarisch fruchtbaren Städten der Monarchie, vor allen aus Prag, wo C. Herlosssohn, E. Ebert, Uffo Horn, Kuranda, Fr. Bach, A. Meissner, M. Hartmann, aus Pest, wo Karl Beck, F. Szarvady u. a. zu Hause waren, begann gegen das Ende der dreissiger und während der vierziger Jahre eine literarische Auswanderung, die ihre Hauptniederlassung in Leipzig, ihren Hauptvereinigungspunkt in der von Kuranda, anfänglich in Brüssel, später in Leipzig, herausgegebenen und sowohl, was den auf Vermittlung hauptsächlich des österreichischen mit dem allgemein europäischen Geiste gerichteten Inhalt, als die nach französischem Muster stylistisch sorgfältig geglättete Eleganz der Darstellungsform betraf, mit nicht gewöhnlichem Geschick redigirten Zeitschrift »Die Grenzboten« fand. Letztere ist nicht nur durch die von ihr vertretene Richtung für die nach den Märztagen 1848 eingetretene Umgestaltung der politischen Verhältnisse tonangebend, sondern durch die in ihrem Redactionsbureau herangewachsene, publicistisch und stylistisch erzogene Journalistenschule für die nachherige, insbesondere nach deren technischer und formeller Seite hin, wider alles Erwarten glänzend ausgefallene Entfaltung des Journalismus in Oesterreich entscheidend geworden.

Seit dem Beginne der vierziger Jahre machten leise Vorboten kaum noch merklicher Wandlung der von den leitenden Kreisen bis dahin der Wissenschaft und der Literatur gegenüber festgehaltenen Massnahmen sich fühlbar. Nicht nur die seit Jahren wiederholt angekündigte, aber immer wieder hinausgeschobene Umgestaltung des längst veralteten mittleren und höheren Unterrichtswesens, sondern auch die seit Leibniz' und Lessing's Zeiten verschollene Idee der Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften begannen, erstere unter dem Einflusse des Freiherrn von Pillersdorf, letztere unter dem Schutze des sich der Freundschaft Alexander v. Humboldt's rühmenden Staatskanzlers Fürsten v. Metternich selbst, greifbare Gestalt anzunehmen. Hervorragende Schulmänner des In- und des Auslandes wurden von der damals bestehenden k. k. Studien-Hofcommission mit der Ausarbeitung ausführlicher Pläne für die künftige Organisation der österreichischen Gymnasien beauftragt, zwei derselben, der Humanitätsprofessor J. A. Zimmermann aus Prag und der Reformator der bayerischen Gymnasien, der Benedictiner P. Benedict Richter aus Augsburg, nach Wien an den Sitz derselben einberufen, die Berathungen seit dem Jahre 1846 auf die Reform der Universitäten, unter Zuziehung ausgezeichneter Universitätspro-

fessoren, wie des Philosophen Exner aus Prag, des Physikers Ettingshausen in Wien, insbesondere auf die Hebung der zu Lycealcursen herabgesunkenen philosophischen Facultätsstudien ausgedehnt. Unter dem Eindrucke des europäischen Rufes, welchen das medicinische Studium zu Prag, unter der klugen Leitung seines Directors, des Protomedicus Nadherny, durch Lehrer wie Krombholz, Oppolzer, Hyrtl, und Schüler wie Dietrich, v. Kiwisch, Scanzoni, von denen der Erstgenannte nach Erlangen, die beiden Anderen nach Würzburg berufen worden waren, bereits erworben hatte, das medicinische Studium in Wien durch die Meister der pathologischen Anatomie und der Auscultations- und Percussionsmethode Rokitansky und Skoda eben von neuem zu erwerben im Begriffe stand, wurden umfassende Erweiterungen und Unterstützungen des naturwissenschaftlichen und klinischen Lehr- und Hilfsmaterials, durch die Erneuerung oder Neuerrichtung wissenschaftlicher Institute, Laboratorien, Sammlungen und Fachbibliotheken in Aussicht genommen. Um die Wiederbelebung des einst von dem Prinzen Eugen so lebhaft empfohlenen Projectes der Akademie der Wissenschaften erwarben sich namhafte, obwohl ihrem wissenschaftlichen Standpunkte nach ganz verschiedenen, um nicht zu sagen entgegengesetzten, Richtungen angehörige Gelehrte, wie der exacte Mathematiker, Astronom und Naturforscher J. Littrow und der speculative Philosoph und Theolog A. Günther, in gleichem Grade anerkennenswerthes Verdienst. Beide nahmen, der Eine, welcher die Philosophie aus dem Gebiete der Akademiewissenschaften ausgeschlossen wissen wollte, für die auf Erfahrung und Thatsachen gestützte, also ebenso für die Natur- wie für Geschichts- und Sprachwissenschaft, der Andere, welcher die Aufnahme derselben in die Akademie befürwortete, für die auf Speculation und Folgerungen der sich selbst überlassenen Vernunft sich berufende Wissenschaft, Unabhängigkeit der Forschung und Freiheit der Aeusserung durch Schaffung und angemessene Dotirung eines der Wissenschaft als Selbstzweck ausschliesslich gewidmeten staatlichen Institutes, in von amtswegen erstatteten Gutachten wie in öffentlich in der Beilage zur Augsburger »Allgemeinen Zeitung« geführten literarischen Streitigkeiten, mit beredten Worten in Anspruch. Während die endlich begonnene und einige Jahre hindurch eifrig betriebene Studienreform mit dem Ablauf des Jahres 1847 abermals in's Stocken gerieth und durch die bald darauf eingetretenen tumultuarischen Ereignisse des Jahres 1848 noch weiter hinaus gezögert wurde, leuchtete den Bemühungen um die Akademiestiftung ein

günstigerer, obwohl für die beiden oben genannten Vorkämpfer gleich ungnädiger Stern. Die Akademie kam zu Stande, aber weder Littrow noch Günther befanden sich unter deren Mitgliedern; den Ersten, der aus dem Streite für und gegen die Aufnahme der Philosophie insofern als Sieger hervorgegangen war, als das Gründungsstatut dieselbe in der That ausschloss, hatte noch vor deren Eröffnung der Tod hinweggerafft; für den Anderen aber gab es, eben weil er Philosoph war, in der neuen Heimat der Wissenschaft weder Sitz noch Stimme.

Das für die Geschichte der Wissenschaft in Wien, wie im ganzen Umfange der Monarchie, epochemachende Ereigniss der Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften fand durch Kaiser Ferdinand I. am 14. Mai 1847 statt; die Früchte desselben aber sind erst im Laufe der vierzigjährigen Regierungszeit seines unmittelbaren Nachfolgers zu vollendetem Durchbruch und segensreicher Entfaltung gekommen. Gerade zweihundert Jahre waren seit der Geburt des Mannes (1646), welcher zuerst den Gedanken ihrer Begründung gefasst und dessen Verwirklichung durch sinnreich ausgedachte finanzielle Hilfsquellen möglich zu machen gesucht hatte, verflossen; die späte Erfüllung seines und seines im besten Sinne österreichisch gesinnten Gönners heissesten Wunsches fiel mit der in der ganzen deutschen Gelehrtenwelt mit warmer Theilnahme begangenen Feier von Leibnizens zweihundertstem Geburtstag bedeutungsvoll zusammen. Die neue kaiserliche Akademie war ein unmittelbar unter den Schutz der höchsten Macht gestelltes Institut, dem zur Vermittlung seines Verkehres mit den Regierungsbehörden ein den höchsten Kreisen, zu wiederholten Malen ein dem Allerhöchsten Herrscherhause selbst entnommener Curator beigegeben war. Dieselbe besass das Recht der Selbstergänzung durch Vorschlag ihrer wirklichen Mitglieder, welche der kaiserlichen Ernennung, der freien Wahl ihrer correspondirenden und Ehrenmitglieder im In- und Auslande, welche der kaiserlichen Bestätigung, sowie ihrer Vorstände und Secretäre, welche der kaiserlichen Genehmigung bedurften, ferner das Recht der Selbstverwaltung der ihr vom Staate alljährlich zur Bestreitung ihrer auf Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen und Unternehmungen und Drucklegung wissenschaftlicher Werke und Abhandlungen gerichteten Auslagen zugewiesenen, sehr ansehnlichen Dotation, und war bezüglich der Auswahl und des Inhaltes ihrer Publicationen dem Urtheile keiner anderen, welchen Namen immer führenden Behörde unterworfen. Die des Wesens der Wissenschaft

allein würdige Stellung vollkommener Freiheit und Unabhängigkeit von jeder wie immer gearteten Bevormundung, zugleich mit der vom Staate ausgehenden Anerkennung des ehrenvollen Ranges ihrer auserlesenen Vertreter inmitten der bürgerlichen Gesellschaft, sowie der Besitz und die selbständige Verfügbarkeit der zur Förderung der Wissenschaft unentbehrlichen, häufig höchst beträchtlichen Mittel war dadurch erreicht, die bis dahin fast ausschliesslich vorhanden gewesene Verbindung des Betriebes der Wissenschaft mit dem Berufe des Unterrichtes gelöst, die Möglichkeit eines der gelehrten Beschäftigung ganz hingegebenen Lebens gegeben und dessen Sorgenfreiheit durch die Aussicht auf Veröffentlichung aller derselben wahrhaft würdigen Ergebnisse durch die Akademie, unbeeinflusst von der eben herrschenden Mode der Zeit, dem guten Willen und den Mitteln der Buchhändlerwelt, gesichert. In den der Gründung nächst vorhergehenden Jahren schon hatten einzelne, theils der historisch-philologischen, theils der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung angehörige Gelehrte das Bedürfniss gefühlt, aus ihrer Vereinzelung herauszutreten und sich mit Gleichstrebenden zum Zweck gemeinschaftlicher Forschung, Mittheilung und wissenschaftlicher Publication auf eigene Kosten zu privaten Gesellschaften zu verbinden. Als Frucht der einen derselben, an deren Spitze Karajan stand, sind die von diesem im Vereine mit Birk, Feil, Sacken u. a. herausgegebenen »Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte«, als solche einer anderen, welche der damals bedeutendste Mineralog und Geolog, der Schöpfer der geologischen Reichsanstalt, Wilhelm Haidinger, in's Leben rief, die Vorträge und Abhandlungen der »Freunde der Naturwissenschaften« zu betrachten. Der Schoss dieser Vereine barg den Keim der Akademie; aus der Mitte des ersteren ist ein namhafter Theil der Mitglieder der nachherigen philologisch-historischen, aus jener des letzteren ein eben solcher der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe hervorgegangen. Unter den bei der Stiftung ursprünglich ernannten wirklichen Mitgliedern fanden sich Angehörige aller Länder und Völkerstämme der Monarchie; Wien war unter denselben durch Hammer-Purgstall, Chmel, Meiller, Wenrich, Pfizmaier, F. Wolf, Karajan, J. Arneth, Baumgartner, Ettingshausen, Petzwal, Stampfer, Endlicher, Schrötter, Hyrtl und Haidinger vertreten. Als Zeichen, dass den geistigen Urhebern des abschliessenden Inhaltes des Akademiestatutes nicht bloss eine Akademie im Sinne des Pariser Institut de France, sondern zugleich in jenem der Académie Française vorschwebte,

konnte es gelten, dass auch zwei Dichter, Grillparzer und Fr. Halm, sich unter den zuerst ernannten Mitgliedern befanden. Bei dem Letzteren (Baron Münch-Bellinghausen) erschien dies durch seine Stellung als erster Beamter einer gelehrten Anstalt, wie die k. k. Hofbibliothek, sowie durch seine philologische Vertrautheit mit spanischer Sprache und Literatur gerechtfertigt; bei dem Ersteren durfte es als eine in der Person des grössten österreichischen Poeten der österreichischen Literatur dargebrachte anerkennende Huldigung angesehen werden und wurde als erste dieser Art mit Recht freudig begrüsst. Als Sitz wurde der jungen Schöpfung anfänglich eine leerstehende Räumlichkeit im Gebäude des k. k. Polytechnicums, nach der in Folge der politischen Ereignisse eingetretenen, zeitweiligen Verlegung eines Theiles der Universitätsvorlesungen, der philosophischen und juridischen Facultät, in den weitläufigen Bau des ehemaligen kaiserlichen Lustschlosses Favorite, in welchem die von Maria Theresia einst als Ritterakademie gestiftete und, wenn auch auf erneuerter Grundlage, noch heute blühende Erziehungsanstalt untergebracht ist, aber von Sr. Majestät dem regierenden Kaiser das unter Maria Theresia für Universitätszwecke aufgeführte, durch seine Schicksale während einer aufgeregten Zeit denkwürdig gewordene Haus in der inneren Stadt, die sogenannte Aula, eingeräumt.

Der Wissenschaft als Selbstzweck war in der Akademie das Band vom Munde genommen; die Wissenschaft als Gegenstand der höchsten Stufe des Unterrichtes und die Literatur, auch wo sie anderen als wissenschaftlichen Zwecken zum Ausdrucke dient, sollten dasselbe nicht lange mehr zu tragen haben. Der Selbständigkeit der Forschung folgte die Freiheit der Lehre wie die der mündlichen und schriftlichen Gedankenäusserung sozusagen auf dem Fusse. Beinahe gleichzeitig mit der Errichtung der Akademie hatten die angesehensten Gelehrten, Universitätsprofessoren, Dichter und Schriftsteller Wiens eine ebenso massvolle als eindringliche, mit ihrem vollen Namen unterzeichnete Denkschrift an die obersten Staatsbehörden gerichtet und darin, wenn nicht die gänzliche Aufhebung, doch eine der in anderen Staaten des damaligen deutschen Bundes seit Jahren bestehenden, seit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's IV. auch in Preussen eingetretenen, ähnliche Erleichterung der Censur, unter welcher zunächst die Befreiung rein wissenschaftlicher und solcher literarischer Erzeugnisse verstanden war, deren Umfang zwanzig Druckbogen überschritt, für die einheimische Literatur in

Anspruch genommen. Die zwar nicht durch dieselbe veranlasste aber den mehr als bescheidenen Umfang der in derselben gestellten Bitte weit überschreitende Antwort wurde den Unterzeichnern durch die kaum ein Jahr darauf, am 14. März 1848 öffentlich verkündete, völlige Aufhebung der bisher bestandenen Präventiv- und Verheissung der Einführung durch ein besonderes Pressgesetz zu regelnder Repressivbehandlung der Presse zu Theil, welcher am folgenden Tage bekanntlich die Ankündigung verfassungsmässiger Zustände, und damit die gesetzliche Sicherung gegen die anders als ausnahmsweise und vorübergehend mögliche Wiederkehr ähnlicher Zwangsverhältnisse folgte. Noch am Abende des 14. März erschien ein von Ludwig August Frankl verfasstes, an die Wiener Universität gerichtetes Gedicht, welches, gedruckt und in den Strassen vertheilt, als erstes censurfreies Blatt in der Geschichte der Literatur in Wien und Oesterreich Erwähnung beanspruchen darf.

Die Aufhebung der Censur macht für die Literatur, wie die Stiftung der Akademie für die Wissenschaft in Wien Epoche. Durch dieselbe wurde wie durch die Akademie eine Wissenschaft, welche als Ergebniss von jeder anderen, als von der Rücksicht auf die Wahrheit, unabhängiger Forschung, so eine Literatur, welche als der unverfälschte Ausdruck des in der Bevölkerung thatsächlich denkenden, fühlenden und strebenden Geistes angesehen werden kann, überhaupt erst möglich. Dass unter dessen auf diesem Wege zur Oeffentlichkeit gelangenden Gedanken und Bestrebungen wahnwitzige und unlautere sein können und werden, die durch das Urtheil der Lesewelt wie des gesetzmässigen Richters der Verdammung anheimfallen, ist ebenso natürlich, wie, dass die sich selbst überlassene Forschung mitunter zu Folgerungen führt, welche voreilig für Endergebnisse genommen und durch das Urtheil der fortgeschrittenen Forschung, oft der späten Nachwelt berichtigt werden. Die Freiheit der Presse und die Freiheit der Forschung ist wie die Lanze des Achilles, welche die Wunden, die sie schlägt, auch allein wieder zu heilen im Stande ist. Die neugewonnene, ungewohnte Fessellosigkeit hat in Wien, wie anderswo, auf literarischem Felde, wie auf manchem anderen Gebiet, zunächst mehr tumultuarischen, als für den Kunst- und Literaturfreund erfreulichen Bewegungen Spielraum gewährt; die erlangte, ebenso plötzliche als unvorbereitete Selbständigkeit der Forschung hat mancher unreifen Idee, manch überflüssigem Ballast wissenschaftlich bedeutungsloser Thatsachen, von dem selbst die Schriften der jungen Akademie nicht freigeblieben sind, Gelegenheit

geboten, sich geltend zu machen. In der Literatur wie in der Wissenschaft ist durch den freiwirbelnden Schwung der Bewegung selbst die Spreu vom Weizen geschieden, innerhalb der durch sie ausgefüllten vierzigjährigen Regierungszeit Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef der unter der Sonne der Befreiung gekeimten Saat eine reichliche Ernte zu Theil geworden.

II.

Die Thronbesteigung des jungen, achtzehnjährigen Kaisers am 2. December 1848, gerade hundert Jahre nach dem Frieden von Aachen, durch welchen der achtjährige österreichische Erbfolgekrieg beendigt, die pragmatische Sanction auf's neue gewährleistet und der Bestand der habsburg'schen Erblande als einer untheilbaren Monarchie für immer gesichert worden ist, bildet auch für Wissenschaft und Literatur in Wien die Grenzscheide zweier Perioden, von denen die eine als fast zum Greisenthum herabgesunkenes Beharren des Alten, die andere als dem Wesen der Verjüngung entsprechendes Trachten nach Neuem bezeichnet werden kann. Eine mehr als ein Menschenalter umfassende Friedenszeit machte zwischen Glück und Unglück wechselnden Kriegen, ein in streng hierarchischer Bevormundung zum Automaten gewordener Verwaltungsmechanismus unaufhörlich sich wiederholenden, zwischen Umbildung, Sistirung und Neubildung auf und ab schwankenden Verfassungs- und Verwaltungsexperimenten Platz. Für unzerreissbar gehaltene Bande, welche den Staat mit anderen Staaten, mit seinen eigenen ererbten Bestandtheilen verbanden, oder, wie im Concordat, mit der Kirche zu verbinden begonnen hatten, wurden gelöst, um wieder geknüpft, oder geknüpft, um wieder gelöst zu werden. Die ungehemmte Kraft, die schrankenfreie Erwerbs- und Unternehmungslust hielt sich den kühnsten wie den abenteuerlichsten Wagnissen für gewachsen. Der übermächtig gewordene Widerwille gegen jede Art des Zwanges begnügte sich nicht, dem Ehrgeiz oder der Gewinnsucht des Individuums, dem Selbstgefühl oder der Selbstsucht einzelner Volksstämme und Länder im Wege stehende Schranken niederzureissen, er übertrug seinen Befreiungsdrang auch auf die leblose Natur, überwand räumliche und zeitliche Entfernungen durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone, brach dem durch Auen, und Sandbänke gestauten Lauf der mächtigen Herzader der Monarchie freie Bahn, dicht vorbei an der durch ihre geographische Lage zum Herzen derselben vorbestimmten Kaiserstadt, und schuf

diese selbst durch Sprengung der die innere Stadt mit einem Festungsgürtel einschnürenden, der Freiheit der Luft und des Verkehrs beraubenden Wälle aus einer in weitem Umkreise von dorfähnlichen Vorstädten und Vororten umlagerten Klein- in eine durch die Stadterweiterung, durch den Geschmack und die Pracht ihrer märchenhaft über Nacht emporgeschossenen Strassen, Plätze, Brücken, öffentlichen und Privatgebäude mit den Millionenstädten Europas an Ausdehnung und Bevölkerung wetteifernde, durch Reiz der Lage und Anmuth des städtischen Gewandes sie alle übertreffende Grossstadt um.

Die Freigebung der Wissenschaft hat die Reform der Hochschulen, jene der Literatur die Entfaltung des politischen und unpolitischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens nach sich gezogen. Die Thätigkeit der Akademie begann mit der den veränderten äusseren Verhältnissen entsprechenden inneren Ausgestaltung ihres eigenen Organismus. Die Aufnahme der Philosophie, welche einst den Gegenstand des Streites zwischen dem Vertreter der Erfahrungs- und jenem der speculativen Wissenschaft gebildet hatte, brachte die Unabhängigkeit der Forschung von kirchlichen, die mit ihr zugleich erfolgende der Staatswissenschaft, deren auch nur akademische Discussion noch vor Kurzem als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen wäre, die Freiheit derselben vom staatlichen Gesichtspunkte zum Ausdruck. Dem erweiterten Umfang ihrer Bestrebungen entsprechend wurde die Zahl ihrer wirklichen Mitglieder (von 48 auf 60) vermehrt, aber zugleich der bisher schwankend gebliebene Charakter der Akademie in dem strengen Sinn einer ausschliesslichen Gelehrtengesellschaft festgestellt und, mit einer einzigen Ausnahme, des Lustspieldichters Bauernfeld, fortan nur hervorragenden Männern der Wissenschaft der Eintritt in dieselbe geöffnet. Innerhalb ihres nun mehr als vierzigjährigen, die gesammte Regierungszeit des gegenwärtigen Monarchen umfassenden Bestandes hat die kaiserliche Akademie ebensowenig aus dem Auge verloren, dass sie eine wissenschaftliche, wie dass sie eine in erster Reihe österreichische Anstalt sei und die Aufgabe habe, nicht allein jeder Wissenschaft und jedem diese zu fördern geeigneten Unternehmen, sondern vor allem jeder Oesterreich selbst betreffenden Forschung und jedem Oesterreich angehörigen Forscher hilfreiche Hand und Beistand zu gewähren. Nach beiden Richtungen hin sind von der Akademie weit aussehende, nur durch das dauernde Zusammenwirken gelehrter Kräfte und reichlicher Mittel ermöglichte Unternehmungen theils selbständig

hervorgerufen, theils freigebig unterstützt worden. Die Herausgabe der Acta conciliorum, der Acten des Baseler und die in Aussicht stehende des Kostnitzer Concils durch Birk, die durch die auf Vorschlag des Philologen Bonitz von der Akademie niedergesetzte Commission in Angriff genommene und unter Zuhilfenahme einer grossen Anzahl in- und ausländischer Gelehrten sorgfältig bearbeitete neue Textesausgabe der lateinischen Kirchenväter, Dichter und Prosaiker der ersten christlichen Jahrhunderte, bieten der Kirchengeschichte wie dem Sprachforscher unschätzbares, die langen Bändereihen der unter den Namen »Fontes rerum Austriacarum«, »Monumenta Habsburgica« und »Archiv für österreichische Geschichte« von der Akademie in Druck gelegten Documente, Urkunden und Monographien dem vaterländischen Historiker ebenso reichliches als verlässliches, erst seit der durch die hochherzige Liberalität des regierenden Kaisers gestatteten Eröffnung der Staatsarchive dem Forscher zugänglich gewordenes Quellenmaterial. Der archäologische Reichthum der Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets wurde, in des älteren Arneth kundiger Auslegung, durch die Akademie, würdig ausgestattet, zum Eigenthum der gebildeten Welt gemacht; das ein reiches, bedeutsames und bisher fast unberührtes Feld griechischer Plastik, die athenischen Grabreliefs zum ersten Male und in ganzer Vollständigkeit wissenschaftlich zu verwerthen bestimmte, grossartig angelegte Bilderwerk ist, nur in Folge der Uebersiedlung seines geistigen Urhebers, Conze, nach Berlin, nicht über das Stadium der bereits weit vorgeschrittenen Vorbereitung hinausgelangt. Einheimische Rechtsgeschichte und germanische Sprach- und Alterthumskunde hat die Akademie durch die weitläufige Sammlung und Publication »Deutscher Weisthümer« aus ganz- und halbdeutschen Kronländern von der Hand bewährter Fachmänner wie Siegel, Tomaschek, Zingerle u. A. gefördert. Unter den in ihrem Kreise gepflegten Zweigen der Philologie tritt neben der classischen die moderne nach allen drei Hauptsprachstämmen Europas, dem romanischen, germanischen und slavischen, mit besonderem Nachdruck, der geographischen Lage und der geschichtlichen Ueberlieferung entsprechend, die orientalische Philologie, und zwar sowohl die semitische wie die turanische und iranische, in jüngster Zeit besonders die indische, hervor. Allgemeine Linguistik und vergleichende Sprachwissenschaft, seit dem berühmt gewordenen Funde von Fayûn und der kritischen Herstellung des »Papyrus Rainer« auch die Aegyptologie, sind mit dem Polyglottismus der ersten wissenschaft-

lichen Anstalt eines polyglotten Reiches Hand in Hand vorgegangen, Miklosich als slavischer, Hammer-Purgstall, Pfizmaier als orientalische Philologen, Fr. Müller als Ethnolog sind europäische, fast alle Vertreter dieser wie der vorangeführten geschichtlichen Wissenschaften, sind weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannte und anerkannte Berühmtheiten geworden. Nicht minder glänzend und vielseitig hat die Thätigkeit der Akademie auf dem weiten, der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe zugefallenen Gebiete sich gezeigt. Die erste im Dienste der Wissenschaft unternommene Expedition der jungen österreichischen Marine, die Weltumsegelung der Fregatte »Novara« unter den Auspicien des Erzherzogs Ferdinand Max und der Führung des energischen, einst an der Wiener Sternwarte durch den älteren Littrow zum nautischen Astronomen ausgebildeten Freiherrn v. Wüllerstorf, stand mit den Zielen und Bestrebungen der Akademie im innigsten Zusammenhange und wurde von dieser nicht nur auf das ausgiebigste unterstützt, sondern die reiche, auf alle Zweige wissenschaftlicher Naturforschung sich ausdehnende Ausbeute derselben grösstentheils durch Mitglieder und unter Aufsicht der Akademie bearbeitet und in Druck gelegt. Der Akademie gebührt das Verdienst, die zur endlichen Begründung einer Meteorologie als Wissenschaft unentbehrlichen, aber nur in einem Grossstaat in dem erforderlichen Masse herzustellenden Vorbedingungen durch die von ihr nachdrücklich befürwortete und von der Regierung in entgegenkommender Weise verfügte Ueberziehung des gesammten Reichsbodens mit einem Netze wohlgewählter und mit deren Mittelpunkt Wien telegraphisch verbundener meteorologischer Beobachtungsstationen geschaffen, der Munificenz der kaiserlichen Regierung die dankbare Anerkennung, durch die Anlage und Vollendung der grossartig ausgestatteten k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus das von dem ausgezeichneten einstigen Director der Sternwarte zu Prag, Karl Kreil, daselbst in kleinem Umfange und mit beschränkten Mitteln gegen Ende der dreissiger Jahre begonnene, seit seiner Uebertragung nach Wien durch ihn und seine Nachfolger Jelinek und Hann unter den Auspicien der Akademie stetig erweiterte und vervollkommnete Werk zu einem der Wissenschaft und eines Grossreiches würdigen Abschluss gebracht zu haben. Unter den mathematischen Publicationen, welche durch die Akademie ermöglicht wurden, ragen Petzwal's »Auflösung der Differentialgleichungen« und Oppolzer's des Jüngeren »Canon der Finsternisse« hervor; um die mathematische und experimentelle Physik hat, von

den Altmeistern Baumgartner und Ettingshausen angefangen, eine lange Reihe ihrer Mitglieder, wie Grailich, Stefan, Bolzmann u. A. um jene, so Lang, Mach, Loschmidt u. A. um diese sich verdient gemacht. Die Chemie weist in dem einst bevorzugten Schüler Liebig's, Redtenbacher, dem durch seine Untersuchungen über den Phosphor zuerst berühmt gewordenen Schrötter, die Phytochemie insbesondere in Rochleder, die organische Chemie überhaupt in Hlasiwetz, Barth, Lieben, Linnemann u. A. anerkannte Vertreter auf. Auf dem weiten Felde der beschreibenden Naturwissenschaften erfreuen sich die Namen der einstigen und jetzigen Akademiker Zippe, Reuss, Tschermak als Mineralogen, Haidinger, Hauer, Hochstetter, Suess als Geologen, Endlicher, Fenzl, Kerner, Leitgeb, der Erfinder der »Vorweltlichen Landschaften« Franz Unger, Wiesner als Botaniker, die beiden Letztgenannten als Pflanzenphysiologen, ferner Schmarda, Claus, der Ichthyologe Steindachner als Zoologen wohlverdienten Rufes im Kreise der Fachgenossen. Auf dem Gebiete jener Wissenschaften, welche dem medicinischen Facultätsstudium am nächsten stehen, glänzen aus dem Schosse der Akademie deren einstiger langjähriger Präsident Rokitansky neben Skoda, der Anatom Hyrtl neben dem Physiologen Brücke und dem Chirurgen Billroth als Sterne erster Grösse; die einst in Wien einheimischen, kaum minder namhaften Physiologen Ludwig und Hering haben seitdem ihren Wohnsitz, Jener nach Leipzig, Dieser nach Prag verlegt. Kaum übersehbar ist die Fülle des wissenschaftlichen Materials, welches in den trotz ihres verhältnissmässig kurzen Bestandes schon nach hunderten zu zählenden Bänden der Sitzungsberichte und Denkschriften beider Classen, von Naturforschern, wie die vorgenannten, Geschichts- und Sprachforschern, wie die Historiker Arneth, Birk, Chmel, Aschbach, Höfler, Lorenz, Büdinger, Sickel, Zeissberg, Meiller, Fiedler, Gindely, Huber, Helfert u. A., wie die Philologen Bonitz, Vahlen, Miklosich, Wolf, Mussafia, Karajan, Diemer, Heinzel, Scherer, Hartel, Schenkl, Gomperz, wie die Orientalisten Hammer-Purgstall, Pfizmaier, F. und D. H. Müller, Kremer, Bühler, Reinisch u. A. niedergelegt erscheint. Aber nicht weniger hoch anzuschlagen ist der kaum zu ermessende Grad wissenschaftlicher Anregung und Aufmunterung zu selbständiger Theilnahme an gründlicher Forscherarbeit, welche der ausserhalb der Akademie stehenden, älteren und jüngeren Gelehrtenwelt durch die grossherzige Liberalität, mit welcher die Akademie dieser Ehre würdigen Arbeiten von Nichtmitgliedern die Aufnahme in ihre Schriften gestattete, die Mittel des Einzelnen übersteigende Unter-

suchungen, wie z. B. Wurzbach's weit über fünfzig Bände umfassendes »Biographisches Lexikon der österreichischen Monarchie«, durch ihre Unterstützung ermöglichte, der Belebung und Förderung des wissenschaftlichen Geistes in Wien und im Reiche, insbesondere bei der heranwachsenden Generation, der Erbin der Zukunft, zu Theil geworden ist. Fast die ganze jüngere Forscherwelt Wiens hat sich in und an der Akademie heran entwickelt; nach dem Muster und grösstentheils unter der Aegide hervorragender Mitglieder derselben haben sich zahlreiche wissenschaftliche Fachgesellschaften und gelehrte Privatvereine gebildet, unter welchen die Geographische Gesellschaft, um deren Gründung der Weltreisende Hochstetter und der Alpen- und Gletscherforscher Simony, die Anthropologische Gesellschaft, um deren Stiftung der Ethnograph Friedrich Müller und der Anatom Langer sich Verdienste erwarben, erstere für Weltkunde und Forschungsreisen, insbesondere in Afrika, letztere für prähistorische Cultur- und Menschenkunde Erhebliches geleistet haben. Als wissenschaftliche Anstalten grossen Styles, welche, obgleich selbständig, doch mit der Akademie, sei es durch die Persönlichkeit ihrer Mitglieder, sei es durch die Verwandtschaft ihrer Aufgaben, in nahem Zusammenhange stehen, müssen Staatsinstitute, wie die statistische Centralcommission, die Centralanstalt zur Erhaltung alter Bau- und schriftlicher Denkmale und die k. k. geologische Reichsanstalt, von denen die erste, wie schon der Name anzeigt, statistischen, die zweite historischen, die dritte naturwissenschaftlichen Zwecken, alle drei in Ausdehnung, vor der Einführung des Systems des Dualismus, über das Gesammtreich, seit derselben über den Umfang der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, dienen, angeführt werden. Seit, Dank der erhabenen Hochherzigkeit des regierenden Monarchen, das hemmende Vorurtheil gegen die gelehrte Oeffentlichkeit geschwunden und unter der einsichtsvollen Leitung des gegenwärtigen Vorstandes Alfred v. Arneth, der als tact- und geschmackvoller Geschichtsschreiber des Prinzen Eugen und der Kaiserin Maria Theresia aus dessen unerschöpflichen Schätzen seine besten Kräfte gezogen hat, die Benützung der so lange ängstlich gehüteten Räume des (nicht mehr »geheimen«) k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in liberalster Weise in- und ausländischen Historikern freigestellt worden ist, darf auch dieses, eine der reichsten, vielseitigsten und bestgeordneten Urkundenkammern der Welt, als gelehrte Anstalt betrachtet werden. Man wird nicht irre gehen, wenn man behauptet, dass der in allen staatlichen, städtischen und Privatkreisen in Sammlung, Erhaltung und Verall-

gemeinerung historischer Reste und Ueberlieferungen jeder Art an den Tag tretende geschichtliche Sinn, durch welchen so manches Bau-, Kunst- und Schriftwerk von drohendem Untergange gerettet, manches in Bezug auf Stadt und Stätte werthvolle Museum zusammengebracht, oder vor beklagenswerther Zerstreuung bewahrt worden ist, von den vaterländischen Geschichtstendenzen der Akademie den kräftigsten Sporn, die werkthätigste Unterstützung und die ihrer Stiftung wie ihrem Geiste angemessene patriotische Richtung empfangen hat.

Wie es die erste That der Akademie war, die Unvollständigkeit ihres Organismus durch die Hinzufügung neuer wissenschaftlicher Glieder zu ergänzen, so war es das erste Bemühen der für Oesterreich neuen Schöpfung eines besonderen Unterrichts-Ministeriums, die ins Stocken gerathenen Reformarbeiten des öffentlichen Unterrichts, der Universitäten und Gymnasien, von neuem aufzunehmen. Dieselben begannen unter der Leitung des als Dichter und Denker achtungswerthen, durch sein in fast unzähligen Auflagen verbreitetes, in seiner humanen und edelpopulären Haltung Hufeland's »Makrobiotik« und Kant's berühmter Schrift »Ueber die Macht des Gemüthes« geistesverwandtes Buch »Zur Diätetik der Seele« der Mit- und Nachwelt theuer gewordenen Feuchtersleben, welchem für die Reform der philosophischen Studien abermals Exner, für jene der medicinischen ein damals noch junger Gelehrter, der durch seine zootomischen Forschungen und populären Vorträge für alle Stände bekannt gewordene Professor der Zootomie an der Wiener Universität, Bernhard Brühl, zur Seite stand, bereits im Sommer des Jahres 1848. Dieselben wurden jedoch in Folge der eingetretenen inneren und äusseren Verwirrungen und Verwicklungen erst nach der inzwischen erfolgten Thronbesteigung des regierenden Kaisers, unter dessen erhabenen Auspicien, durch den Unterrichtsminister Leo Grafen v. Thun, dessen Vertrauensmann Exner blieb, durch die Studienordnung vom Jahre 1850 für die Universitäten, durch den unter Beirath des aus Preussen berufenen Philologen Bonitz zu Stande gekommenen Organisationsentwurf vom Jahre 1849 für die Gymnasien, für jene zum vorläufigen, für diese zum bis auf die Gegenwart währenden Abschlusse geführt. Hatte einst van Swieten's Reform der Universitäten das Bedürfniss und den von der Pflege der Wissenschaft für den Staat zu erhoffenden Nutzen in den Vordergrund gestellt und deshalb das gesammte Studienwesen einer streng schulmässigen Bevormundung durch vom Staate vorgeschriebene Lehrbücher und Prüfungszwang unterworfen, so

wehte durch die Erlässe des neuen Unterrichts-Ministeriums, deren einer (vom 13. October 1849) als Zweck der Universitäten »die Pflege echter Wissenschaftlichkeit und wahrer Charakterbildung« bezeichnete, ein anderer (vom 5. Juli 1851) die freigewählten akademischen Behörden, die an die Stelle der bisherigen, von der Regierung ernannten Studiendirectoren zu treten hatten, aufforderte, sich in dem ihnen in Folge der anerkannten Lehr- und Lernfreiheit durch die neue Gesetzgebung anvertrauten Wirkungskreise »mit Muth und Entschiedenheit« zu bewegen, der verstärkte, von der Forschung auf den Unterricht ausgedehnte Hauch desselben, im edelsten Sinne befreienden Geistes, aus welchem die Stiftung der kaiserlichen Akademie und die Aufhebung der Censurschranken entsprungen waren. Nach dem bewährten Muster der deutschen Universitäten ausserhalb Oesterreichs wurde dem Grundsatze der Lehrfreiheit entsprechend Wahl und Inhalt des Lehrstoffes dem Lehrer, jenem der Lernfreiheit gemäss Wahl des Lernstoffes dem Inhalt und dem Lehrer nach, von welchen fortan für jedes Fach mehrere vorhanden sein sollten, dem Hörer anheimgestellt. An die Stelle der bisherigen halbjährigen und Jahresprüfungen, welche den Mechanismus blos äusserlicher, gedächtnissmässiger Einprägung statt dauernder, von innen ausgehender Aneignung zur Folge hatten, traten im Laufe oder nach Vollendung der Studien von den künftigen Beamten, Advocaten, Lehrern vor neben den Professoren aus praktischen Berufsmännern zusammengesetzten Commissionen abzulegende Staatsprüfungen. Für die künftigen Aerzte wurden die letzteren durch die wie bisher in Gegenwart von Regierungsvertretern abgehaltenen strengen Prüfungen für die Doctorswürde ersetzt. Die Einführung des Institutes der Privatdocenten, als von der Regierung weder angestellter noch besoldeter, von der Facultät auf Grund wissenschaftlicher Leistungen zum Lehramte zugelassener und darin von der vorgesetzten Unterrichtsbehörde lediglich bestätigter Privatgelehrten, sicherte ebenso die Selbständigkeit der Lehre, wie die Einführung des Collegienhonorars die Unabhängigkeit des Lehrers. Die Leitung der Universität als Corporation wurde in die Hände der Professorencollegien der vier Facultäten, an deren Spitze alljährlich aus der Mitte der ordentlichen Professoren gewählte Vorsteher (Decane) standen, zu oberst in jene des aus diesen zusammengesetzten akademischen Senates, dessen Vorsitz der gleichfalls aus den ordentlichen Professoren gewählte Rector zu führen hatte, niedergelegt. An der Wiener Uni-

versität, wo bisher nicht die vom Staate ernannten Professoren. sondern, nach einer in den mittelalterlichen Anfängen des Universitätswesens, in welchen der promovirte »Doctor« mit dem »Docens« (Professor) gleichbedeutend war, begründeten, im Verlaufe der Zeit des Sinnes und der Berechtigung längst verlustig gegangenen Uebung, die an derselben promovirten Doctoren die Facultät ausgemacht, den Rector und die Decane aus den Ihrigen gewählt hatten, kamen zu den vier Professorencollegien noch ebensoviele sogenannte Doctorencollegien hinzu. Letztere, deren Vorstände gleichfalls unter dem Namen von Decanen im Senate sassen, obgleich dem Unterricht ganz fernstehend, auf Leitung und Vertretung der Universität bestimmenden, auf deren Geist und Richtung je nach der im Schosse der von ihnen vertretenen Collegien vorwaltenden, nicht selten parteiisch gefärbten Gesinnung häufig nachtheiligen Einfluss übten, wurden erst durch die im Jahre 1872 erfolgte definitive Organisation der akademischen Behörden beseitigt und sammt ihren Collegien aus dem akademischen Verbande, hoffentlich für immer, ausgeschieden. Mit ihnen verschwand aus der Wiener Universität der letzte Rest des mittelalterlichen, von der Zeit ihres Ursprunges derselben anhaftenden Charakters. Noch im Jahre 1851 hatte dieser in dem auf das Universitätsstatut sich berufenden Widerstande gegen die Bekleidung akademischer Amtswürden durch Andersgläubige anachronistisch sich ausgeprägt und nicht nur damals einen der ausgezeichnetsten Gelehrten, Karajan, zur Niederlegung seines Lehramtes veranlasst, sondern auch keinen unbeträchtlichen Theil der akademischen Lehrerschaft von der im Jahre 1865 festlich begangenen und durch die seltene Rednergabe des damaligen Rectors Hyrtl oratorisch verherrlichten Gedächtnissfeier der fünfhundert Jahre zuvor erfolgten Stiftung der Hochschule ferngehalten. Dagegen bot jene fünffache Centennalfeier der erhabenen Munificenz des regierenden Kaisers den in gleicher Weise nicht sobald wiederkehrenden Anlass, seiner dem freien Unterricht wie der freien Wissenschaft gleich huldvollen Gesinnung in einem der Ueberlassung des ehemaligen Universitätsgebäudes an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften analogen Grossmuthsacte an die im Geiste der neuen Studienordnung umgewandelte Universität durch die Verheissung eines neuen, dem gerade hundert Jahre vorher von seiner grossen Ahnfrau der Hochschule gewidmeten, in keiner Weise nachstehenden, wie der Erfolg gezeigt hat, jenes noch weit übertreffenden Universitätsgebäudes Ausdruck zu geben.

Mit der Vollendung dieses letzteren, eines nach den genialen Plänen Ferstel's entworfenen Prachtbaues, wie keine zweite Hochschule des Continentes sich eines gleichen zu rühmen hat, im Jahre 1884, gelangte die innerliche, durch das Reformwerk der Jahre 1850 und 1872 vollzogene Umwandlung der Wiener Universität auch äusserlich zum Abschluss. Die philosophische Facultät war durch jenes aus der untergeordneten Stellung eines propädeutischen zu dem allen übrigen ebenbürtigen Range eines wirklichen Facultätsstudiums gehoben und dadurch in die Lage versetzt worden, nicht nur wie die übrigen, der Wissenschaft im Hinblick und mehr oder weniger in Beschränkung auf einen, wenn auch immerhin ausgedehnten Berufskreis, sondern als solcher, und zwar im ganzen Umfang möglichen Wissens methodisch geschulte und zukünftiger Selbstforschung und Fortbildung gründlich vorgebildete Jünger heranzuziehen. Wie mit der Aufhebung der Censur im Inlande, so war mit jener des Bücherverbotes gegenüber dem Auslande, die bisher den geistigen Wechselverkehr von diesseits und jenseits der Grenze hemmende Sperre abgenommen und es bedurfte nur eines Schrittes, um die Freizügigkeit der Gedanken auch auf die als Träger derselben anzusehenden literarischen und gelehrten Personen auszudehnen. Wo es im Inlande an geeigneten Lehrkräften fehlte, nahm die Regierung keinen Anstand, dergleichen aus dem Auslande zu berufen; wo deren vorhanden waren, oder dazu Hoffnungen gaben, wurden sie an die gebührenden Stellen gesetzt oder Aussicht auf diese denselben eröffnet. Die Wiener Universität verdankt diesen Massregeln der kaiserlichen Unterrichtsbehörden eine lange Reihe ausgezeichneter, theils aus der Fremde berufener, theils einheimischer akademischer Lehrer, unter welchen von den ersteren der Natur der Sache nach die verhältnissmässig grösste Anzahl auf die fast neugeschaffene philosophische Facultät, von den letzteren, wie es gleichfalls in der Art und Weise der bisherigen Entwicklung der Hochschule lag, der grössere Theil auf die drei übrigen Facultäten, der grösste auf die seit altersher bedeutende medicinische Facultät entfiel. Die theologische Facultät, die ihrer Eigenthümlichkeit halber von dem neuen Wesen der Dinge am wenigsten berührt werden konnte, und deren aus der Philosophie Günther's empfangenen geistigen Anregung durch die im Jahre 1857 erfolgte kirchliche Verurtheilung der letzteren der Boden entzogen wurde, hat in dem von Günther aus-, aber zum Thomismus übergegangenen »christlichen Philosophen« C. Werner einen Lehrer besessen, dessen Ruf als

Denker und Schriftsteller über die ganze katholische Gelehrtenwelt, in dem als Orientalist und Reisender im Morgenland und im scandinavischen Norden bekannt gewordenen H. Zschokke, einen Gelehrten, dessen Ruf über vier Welttheile verbreitet ist. In die juristische Facultät ist an der Stelle der darin in Uebung befindlichen philosophischen Begründung und rationalistischen Commentirung des positiven Rechtes, in welcher Männer wie Hye und Winiwarter Meister waren, der im übrigen Deutschland durch Savigny, Puchta und Stahl geweckte Geist der historischen Rechtsschule eingezogen und, seit der im Jahre 1856 unter dem Einflusse des als Kirchenrechtslehrer und kirchlichgesinnter Publicist berühmten G. Philipps erfolgten gänzlichen Beseitigung der Rechtsphilosophie, der herrschende geworden. Dieser selbst, wie der gleich ihm aus München berufene Romanist v. Arndts, der geistreiche Verfasser des »Geist des römischen Reiches«, v. Jhering, der aus Mecklenburg stammende gelehrte Canonist Maassen, der von Karlsruhe nach Wien übergesiedelte deutsche Reichs- und Rechtshistoriker H. Siegel, unter den einheimischen der gelehrte, aber baroke Kirchenrechtslehrer Pachmann, der um die humane Reform des Gefängnisswesens verdiente Strafrechtslehrer Wahlberg, die ursprünglich in der Schule Hegel'scher Dialektik gebildeten Dioskuren der österreichischen Jurisprudenz, Josef Unger und Julius Glaser, von denen der erste durch die Schöpfung eines »Systems des österreichischen Privatrechts«, der letztere als unermüdlicher und schliesslich mit Erfolg gekrönter Vorkämpfer der Geschworenengerichte sich einen unvergänglichen Namen in der vaterländischen Rechtsgeschichte gesichert hat, der gleichfalls Hegel'scher Schule entstammende Rechtsphilosoph L. v. Hasner und der aus demselben Kreise hervorgegangene, seit seiner durch Nationalhass bewirkten Entlassung aus dänischem Staatsdienst, durch mehr als ein Vierteljahrhundert der Wiener Hochschule angehörende Nationalökonom Lorenz v. Stein, sowie dessen Fach- aber nicht Geistesgenosse, der socialistisch angehauchte und durch sein meteorgleiches Auftauchen und Versinken fast abenteuerlich gewordene Schwabe Schäffle, haben während dreier Decennien einen Glanz um die Wiener Juristenfacultät ergossen, dessen Widerschein nicht nur das durch der Genannten Worte und Werke lebhaft erregte und dauernd bestimmte gelehrte und praktische, sondern auch in nicht geringem Grade das politische Leben und die Gesetzgebung, insbesondere die des Justizwesens, getragen hat. Mehrere derselben waren und sind Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften des Staates; ein der älteren Rechtsschule, Hye, vier der jüngeren ange-

hörige Professoren, Hasner, Unger, Glaser und Schäffle, haben, die ersten für längere, der letztgenannte für kurze Zeit, den akademischen Lehrstuhl mit der Ministerbank vertauscht. Die medicinische Facultät wurde durch die Zuweisung der beschreibenden Naturwissenschaften, wie es an den ausserösterreichischen Universitäten längst üblich war, an die philosophische Facultät, eines Theiles ihrer Lehrer und ihres Lehrstoffes verlustig. Durch die im Jahre 1870 verfügte Aufhebung des von Kaiser Josef II. zur Ausbildung von Militärärzten gestifteten Josephinums und die Vereinigung des militärärztlichen mit dem Universitätsstudium der Medicin, wurde sowohl die Zahl ihrer Lehrkanzeln wie die ihrer Hörer ansehnlich vermehrt. Namen, wie die Rokitansky's, der Kliniker Oppolzer, Skoda, Bamberger, Duchek, Nothnagel, der Chirurgen Schuh, Dumreicher, Pitha, Billroth, Albert und Dittel, der Physiologen Brücke und S. Exner, der Anatomen Hyrtl und Langer, der Ophthalmologen Arlt, Jäger und Stellwag, der Gynäkologen C. und G. Braun, Späth, Chrobak und Breisky, der Syphilidiologen und Dermatologen Sigmund und Hebra, der Laryngoskopen und Rhinoskopen Schrötter und Störck, deren Kunst in Wien durch Türk erfunden und von hier aus durch Czermak verbreitet wurde, der Ohrenärzte Gruber und Pollitzer, des Zoochemikers Ludwig, haben den Ruf der »Wiener Schule« als einer im Sinne ihrer Begründung durch van Swieten wahrhaften hohen Schule der Erfahrung und auf mechanische Naturauffassung und exacte Diagnose gestützten Heilmethode in ununterbrochener Reihe erhalten, gefestigt und zum alljährlich Schüler und Jünger in der Zahl von mehreren Tausenden, nicht nur aus allen Theilen der Gesammtmonarchie, sondern aus allen europäischen Ländern, ja aus sämmtlichen Welttheilen, heranziehenden Weltruf gesteigert. Die philosophische Facultät, welche die bis dahin in Oesterreich am weitesten zurückgestandenen, zum Theil in das Universitätsstudium niemals aufgenommenen Fächer in sich schloss, hat durch die in Folge der neuen Studiengesetze bewerkstelligte Einverleibung der bisher mit der medicinischen Facultät vereinigt gewesenen naturwissenschaftlichen Lehrzweige eine ebenso beträchtliche Erweiterung, als durch das Bedürfniss der Belebung bisher zurückgebliebener und der Schaffung bisher gänzlich ungepflegter Fachstudien den stärksten Zufluss auswärtiger Lehrkräfte erfahren. Die classische Philologie hat durch Fachgelehrte ersten Ranges wie Bonitz, Vahlen, an welche sich, neben dem aus Neisse nach Graz und von dort nach Wien berufenen Schlesier E. Hoffmann und dem aus den Rheinlanden nach Wien gezogenen Grysar, einheimische, aber

in strenger Schule gereifte hochbegabte Lehrkräfte, wie Schenkl, Hartel, Gomperz u. A. anschlossen, die damit eng zusammenhängende Archäologie und Epigraphik durch den Gehilfen und Schüler Mommsen's, Hirschfeld und dessen Nachfolger Bormann, beide aus Preussen, sowie durch den Erforscher der Insel Samothrake, Conze aus Hannover, und den Entdecker der werthvollen homerischen Basreliefs von Cilicien, Benndorf aus Sachsen, dauernden Aufschwung genommen. Das Geschichtsstudium förderten die Rheinländer Grauert und Aschbach und der um die Anfänge der Geschichte Oesterreichs verdiente Kurhesse Büdinger, mit denen die Eingeborenen, der durch kritische und kaustische Schärfe ausgezeichnete Geschichtspolitiker Lorenz und der durch ausgebreitete Beherrschung des Quellenmaterials und massvolle Umsicht bedeutende v. Zeissberg, wetteiferten. Das Studium der historischen Hilfswissenschaften, der Paläographie, Schrift- und Urkundenlehre wurde durch den Schöpfer des »Instituts für österreichische Geschichtsforschung«, A. Jäger, und den Reformator und Vollender desselben, der seinerseits der Urheber eines dem deutschen Archäologischen Institut auf dem Capitol nachgebildeten Istituto storico Austriaco in Rom zum Zweck der Durchforschung der endlich durch die Grossherzigkeit des Papstes Leo XIII. der gelehrten Benützung freigegebenen vaticanischen Archive geworden ist, den berühmten Kenner und Herausgeber der karolingischen und Kaiser-Urkunden, v. Sickel, mit glänzendem Erfolge gepflegt. Für die Philosophie bedeutete die Berufung des einst aus seiner Heimat Wien, der Begeisterung für Herbart zu Liebe, nach Göttingen ausgewanderten und von dort an die Universität der Vaterstadt zurückgerufenen Lott und des als Mensch und Denker achtungswerthen Tiroler Jüngers der positiven und Offenbarungsphilosophie Schelling's, G. Schenach, einen bemerkenswerthen Aufschwung, welchen höher zu steigern der Erstere nur durch seine andauernde Kränklichkeit, der Letztere durch seinen frühzeitigen Tod gehindert worden ist. Von den bis dahin an der Wiener Universität niemals vorgekommenen Fächern, der deutschen, romanischen und slavischen Philologie, fasste die erste, nachdem Karajan sein Lehramt niedergelegt hatte, durch dessen ehemaligen Lehrer Hahn aus Heidelberg und dessen Nachfolger, den Schweizer F. Pfeiffer, und dem Schillerbiographen C. Tomaschek, so feste Wurzel in Wien, dass von den drei späteren Vertretern des Faches daselbst, sämmtlich geborenen Oesterreichern, zwei, der in Wien geborene und theilweise daselbst, theilweise zu Berlin gebildete, durch sein letztes Werk, die »Deutsche Literaturgeschichte« weit über die Kreise der Fachgenossen

hinaus bekannt gewordene W. Scherer, und der in Graz geborene Gœtheforscher E. Schmidt, der Universität durch Rufe ins Ausland entführt worden sind, der Verlust des dritten, R. Heinzel, nur durch dessen freiwillige, von treuer Anhänglichkeit an den heimischen Boden zeugende Ablehnung verhütet wurde. Für die romanische Philologie hat der Fortsetzer F. Wolfs, der Dalmatiner Mussafia in Wien Schule gemacht; in der Slavistik besass die Universität ein Menschenalter hindurch an Miklosich einen als Fachgelehrten und Fachlehrer unvergleichlichen Vertreter, dessen Platz nunmehr durch dessen ehemaligen Schüler Jagić würdig ausgefüllt wird. In der orientalischen Philologie haben sich nebst dem gegenwärtigen Director des nach dem Muster der Wiener Orientalischen Akademie in Berlin gegründeten Orientalischen Institutes, E. Sachau, der Linguist F. Müller, die Semitologen Karabaček und D. H. Müller, der Aegyptologe Reinisch, die Indologen Boller und Bühler als Lehrer hervorgethan; die jüngste aller Philologien, die englische, ist in Wien durch Zupitza und Schipper erfolgreich eingeführt worden. Das noch vor wenigen Jahrzehnten an deutschen Universitäten ungewohnte Fach der neueren Kunstgeschichte ist durch einen ausgewanderten Oesterreicher, A. Springer, in Bonn, Strassburg und Leipzig in Schwung gebracht, in Wien durch den Schöpfer des Oesterreichischen Museums und des Kunstgewerbes, Eitelberger, und den Dürerforscher Thaussing zur Blüthe erhoben, das an den meisten Universitäten noch heute brachliegende Feld der Musikwissenschaft durch den als Musikästhetiker wie Kritiker gleich ausgebreiteten Rufes geniessenden E. Hanslick siegreich für die Hochschule behauptet worden. In weit geringerem Grade machte bei den Fächern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe das Bedürfniss des Zuflusses ausländischer Lehrkräfte sich geltend. In der Physik und den beschreibenden Naturwissenschaften besass die Wiener Universität, in der reinen und angewandten Mathematik das Wiener Polytechnikum schon vor der neuen Studienordnung ausgezeichnete Lehrkräfte, von welchen der Physiker Ettingshausen der Botaniker Endlicher, der Zoolog Kner an jener, der Mathematiker Petzwal, die Mechaniker Stampfer und Burg an diesem, in die neue Aera herübergetreten sind, von den letztgenannten der Erste die Lehrkanzel an der technischen Hochschule nachher mit jener an der Universität vertauschte. Ettingshausen wurde der Gründer des ersten physikalischen Instituts in Wien, wie er der Erste gewesen ist, welcher daselbst noch vor Beginn der neuen Studienperiode Vorträge über mathematische Physik vor einem auserlesenen Hörerkreise, fast

durchgehends nachherigen Forschern und Professoren (nach Pariser Vorbild) gehalten hat. Unter seinen Nachfolgern, dem genialen Erfinder Doppler, den glücklichen Experimentatoren Grailich, Lang, Mach, F. Exner, den tiefsinnigen mathematischen Physikern Stefan, Loschmidt, Bolzmann, erhob sich dasselbe mit seinen Abzweigungen, dem physikalischen Cabinet und dem physikalisch-chemischen Laboratorium, zu einer hohen Schule der Physik, aus welcher werthvolle Entdeckungen und eine Reihe ausgezeichneter Fachgelehrten hervorgegangen sind, welche zum Theil, wie Bolzmann, zur Zierde auswärtiger Hochschulen dienen. Die reine Mathematik, die bis zum Uebertritt Petzwal's an die Universität ihren Hauptsitz am Polytechnikum, seit diesem in Winkler daselbst einen würdigen Vertreter hatte, wurde an der Universität durch E. Weyr's jugendliche Kraft und des derselben nur zu kurze Zeit angehörigen Königsberger glänzende Lehrgabe in nachhaltigen Schwung gebracht. Die Astronomie, welche trotz der, wie in der berühmten Familie Struve, durch drei Generationen sich forterbenden Fachthätigkeit der beiden aufeinander gefolgten Directoren der Sternwarte, Littrow, Vater und Sohn, unter den ungünstigen Verhältnissen der Lage dieser Anstalt inmitten des Tumultes und des verdüsterten Horizonts der inneren Stadt gelitten hatte, erwarb nicht blos unter der gegenwärtigen Regierung ein neues, nach den um- und einsichtsvollen Entwürfen und Plänen des noch vor der Vollendung verstorbenen C. v. Littrow durch dessen Nachfolger E. Weiss den strengsten Anforderungen der Wissenschaft entsprechend ausgestattetes, in freier Lage vor der Stadt, auf dem die Gegend beherrschenden, historisch denkwürdigen Bergvorsprung, der Türkenschanze, grossartig angelegtes Gebäude, sondern gewann auch in Theodor Oppolzer, dem Sohne des unvergleichlichen Klinikers, einen ebensolchen Meister für die berechnende, wie in dem von fast unerhörtem Glück begünstigten Kometen- und Planetoidenentdecker J. Palisa einen solchen für die beobachtende Seite der Wissenschaft.

Die Errichtung eines neuen, zwei vollständig eingerichtete chemische Laboratorien umfassenden Gebäudes machte die Verdoppelung der Lehrkanzeln der Chemie, die Ausscheidung des botanischen Hofmuseums aus dem bis dahin von ihm eingenommenen, zu Universitätszwecken bestimmten Auditorium des botanischen Gartens, und dessen Verlegung in das neue naturhistorische Hofmuseum, die Gründung eines eigenen botanischen Universitätsmuseums möglich, die Absonderung des systematischen vom physio-

logischen Theil der Botanik, die Neustiftung einer Lehrkanzel für Pflanzenphysiologie und eines derselben gewidmeten Specialinstitutes nothwendig. Die Zoologie wurde mit einer besonderen vergleichend-anatomischen und einer zootomischen Anstalt, Mineralogie und Petrographie, Geologie und Paläontologie wurden, wie mit eigenen Lehrstühlen, so mit Museen, Laboratorien und Sammlungen bereichert. Um die Verwerthung des reichlichen Lehrmaterials durch Forschung und Unterricht, wie um die Hebung aller angeführten Zweige der Naturwissenschaft haben deren gleichzeitige oder aufeinander gefolgte Vertreter und Vorsteher, die Chemiker Redtenbacher, Rochleder, Barth, Lieben, die Botaniker Fenzl, Reichardt, Kerner, die Pflanzenphysiologen F. Unger und Wiesner, die Zoologen Schmarda, Claus, Brühl, die Mineralogen Reuss, Tschermak, Schrauf, der Geologe Suess und der Paläontologe Neumayer die grössten Verdienste sich erworben. Mit den bisher Genannten ist die Zahl der allmälig um die Mutterpflanze der Universität aufgesprossten Unterrichts- und wissenschaftlichen Zwecken dienenden Anstalten und Sammlungen lange nicht erschöpft; fast an jeden Unterrichtszweig haben der praktischen Ausbildung gewidmete, mit fachlichem Lehr- und Hilfsapparat und mit Stipendien für die Zöglinge reichlich versehene Seminare: für classische, moderne und orientalische Philologie, für Geschichte, Archäologie und Epigraphik, für Mathematik und Pädagogik, sowie für rechts- und staatswissenschaftliche Studien sich angereiht, die als lebendige Pflanzstätten zugleich die strenge Methodik des Forschens auf den akademischen Nachwuchs vererben und wie die aus ihnen hervorgegangenen wissenschaftlichen Mittheilungen an den Tag legen, Geschick und Gelegenheit zu selbstthätigen Leistungen bieten. Den Neubauten der Sternwarte und der chemischen Laboratorien haben sich solche des pathologisch-anatomischen Instituts und der anatomischen Theater angeschlossen; zum sichtbaren Zeichen des Wachsthums, des Umfanges und der Bedeutung der Wissenschaft hat die Menge der ihr ausschliesslich, oder wie dies bei den fast ausnahmslos zu klinischen Zwecken mitbenutzten Krankenhäusern der Fall ist, mittelbar gewidmeten Baulichkeiten eine solche Höhe erreicht, dass sie aus ihrer Zerstreuung über verschiedene Stadtgegenden zu einem Ganzen vereinigt, ein stattliches Stadtviertel ausmachen würden.

An die Reform der Universität haben im Laufe der Zeit jene der protestantisch-theologischen Lehranstalt, des Polytechnicums und der bestandenen Fachschulen für Forst- und Handelswissenschaft sich

angeschlossen. Erstere wurde, dem Geiste der Gleichberechtigung aller staatlich anerkannten Confessionen entsprechend, zum Rang einer der katholisch-theologischen Facultät an der Universität gleichstehenden, jedoch letzterer nicht einverleibten Facultät mit den einer solchen zukommenden Rechten und Pflichten erhoben und durch die auf diesem Wege erworbene akademische Lehrfreiheit, sowie durch die Berufung hervorragender, zum grossen Theile auswärtiger Lehrkräfte wie Rosskoff, v. Otto, Lipsius, Vogel, Frank u. A. dem Zufluss und der Betheiligung an der bis dahin ihr verschlossen gebliebenen lebendigen Bewegung der evangelisch-theologischen Wissenschaft zugeführt. Das seit seiner Eröffnung im Jahre 1817 mit der Realschule, die zur Vorbereitung für die höheren technischen Curse bestimmt war, verbundene, seiner inneren Einrichtung nach in eine technische und eine commercielle Abtheilung geschiedene Polytechnicum wurde in Folge der durch die neue, Industrie und Gewerbe begünstigende Zeitrichtung hervorgerufenen Neubegründung zahlreicher Realschulen als den humanistisch-organisirten Gymnasien parallel laufender realistischer Bildungsanstalten, von der Realschule getrennt, als nach dem Muster der Universität unter selbst gewählten Vorständen autonom organisirte, wie jene aus Facultäten, so aus fünf relativ selbständigen wissenschaftlichen Fachschulen zusammengesetzte »technische Hochschule« den Realschulen in ähnlicher Weise wie die Universität den Gymnasien übergeordnet. Dasselbe hat auch in dieser neuen Gestalt den alten, weit über die Grenzen Oesterreichs verbreiteten, durch Männer wie Prechtl, den ehemaligen Jugendfreund Grillparzer's Altmütter, dessen Schüler Karmarsch den Ruf der Wiener Technologie nach Braunschweig und von da über ganz Deutschland trug, den Mathematiker Stampfer, den Chemiker Meissner, den Mechaniker Burg, Petzwal u. A. wohlbegründeten Ruf des Instituts, seinerzeit des ersten dem Range und, mit Ausnahme der unter weit bescheideneren Verhältnissen bestandenen Anstalt zu Prag, auch der Zeit nach, im Bereich der deutschen Bundesstaaten, durch Lehrer wie Schrötter, Hlasiwetz, Pohl, Winkler, Stummer, Pierre, Waltenhofen, Doderer, Rziha u. A. erneut und behauptet. Aus der ehemaligen commerciellen Abtheilung ging eine eigene, aus Privatmitteln der Wiener kaufmännischen Welt geschaffene höhere Fachschule hervor, die sich unter dem Namen einer Handelsakademie mit dem Titel und der Verfassung einer »Hochschule« schmückte. Die bisher ausserhalb Wiens in dem inmitten des Wienerwaldes gelegenen Mariabrunn recht an ihrem Platze gewesene Forstakademie

wurde in die Stadt verlegt und in Verbindung mit höheren landwirthschaftlichen Cursen zu einer Hochschule für Bodencultur umgestaltet, unter deren Lehrern v. Seckendorff, Perels, Wilckens, v. Liebenberg u. A. sich einen Namen gemacht haben. Die gleichfalls nach dem Vorbild der Universitätsreform vollzogene Umbildung der k. k. Akademie der bildenden Künste, an deren Spitze ein akademischer Rath mit einem Präsidenten stand, in eine Hochschule der bildenden Kunst, an deren Spitze ein von und aus den Professoren frei gewählter Rector steht, kann als nicht zur Geschichte der Wissenschaft, sondern der Kunst gehörig hier nicht weiter verfolgt werden.

Die Aufhebung des Studienzwanges wie die Aufhebung der Censur waren Acte der Staatsgewalt. Das Aufleben des wissenschaftlichen wie das eines neuen literarischen Geistes kann nur das Werk der Volksseele selbst sein. Ersteres hat sich, begünstigt durch die Akademie der Wissenschaften, geweckt und geleitet durch eine weise Unterrichtsverwaltung, unterstützt durch zahlreiche, wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Privatvereine, ebenso vielseitig als verhältnissmässig rasch entwickelt. Letzteres hat, durch langanhaltende Bevormundung des freien Gebrauches seiner Kraft entwöhnt, durch den Wechsel der politischen Verhältnisse seines bisher bevorzugten Inhaltes, der censurgerecht verhüllten, aber um desto feiner zugespitzten Anspielung auf die bestehenden Zustände, beraubt, und in den auf den Umschwung zunächst folgenden Jahren durch das Auftauchen neuer, hervorragender poetischer Talente noch nicht begünstigt, zugleich mit dem politischen und Verfassungsleben, eine fast ein Decennium währende Uebergangsperiode durchgemacht. Innerhalb derselben sind es die Nachklänge der alten und die Vorboten einer neuen Dichterschule, welche neben einander auftreten; ihr Ende wird, wie jenes der politischen durch die Herstellung verfassungsmässiger Zustände nach dem italienischen Kriege, so literarisch durch die im Jahre 1859 in Wien stattgefundene grossartige Feier des hundertjährigen Gedächtnisstages von Schiller's Geburt nach aussenhin bezeichnet.

Unmittelbar vor dem Umschwunge war die Macht der politischen Anspielung am grössten: Bauernfeld's »Deutscher Krieger« und dessen, die Tendenz handgreiflich zur Schau stellendes pasquillartiges Lustspiel »Grossjährig« verdankten derselben einen fast unerhörten Erfolg. Unmittelbar nach demselben war diese am geringsten; die Wirkung des ersten censurfreien Lustspieles Bauernfeld's »Ein neuer

Mensch« blieb weit hinter jener des Vorgängers zurück, und der Mund des »Wiener Poeten«, mit dem verglichen, andere Freiheitssänger zwar oft Wiener, aber nicht immer Poeten waren, blieb fürder geschlossen. Dagegen fand unter dem Eindrucke der kriegerischen Ereignisse in Italien das patriotische Gefühl in Grillparzer's »Radetzkylied« und Zedlitz's »Soldatenbüchlein« schwungvolle Töne österreichischer Vaterlandsliebe wieder, wie sie seit H. Collin's »Wehrmannsliedern« nicht mehr vernommen worden waren. Der absichtsvolle Versuch, Blüthen vom Schlage der »Amaranth« im Wiener Boden Wurzeln fassen zu machen, endete mit dem selbstgewählten Rückzuge des als Professor der Literatur an die Universität berufenen Dichters Oskar von Redwitz. Dagegen bürgerten freiwillig aus dem »Reiche« eingewanderte Poeten, die sich wie Fr. Hebbel schon vor, wie H. Laube und Mosenthal nach dem Beginne der neuen Aera in Wien niederliessen, daselbst sich ein, machten Schule und übten auf Geist und Gang der literarischen Bewegung nachhaltigen Einfluss. Hebbel's tiefsinnig grübelnder Genius führte den Ernst und die philosophische Gedankenvertiefung, von welcher bisher unter den einheimischen Dichtern nur bei dem philosophisch durchgebildeten Grillparzer die Rede sein konnte, in die Literatur ein. Laube's auf reale Erfolge gerichteter praktischer Sinn und technisches Bühnengeschick dehnte die natürliche Darstellung der gegebenen Wirklichkeit, deren bis dahin nur das Conversations- und das Volksstück sich rühmen durften, auf alle Zweige derselben aus. Mosenthal's glücklicher Instinct für das in Oesterreich, unter dessen Alpenvölkern die ursprüngliche Volks- und Bauernnatur so gut wie unverfälscht sich erhalten hat, Lebensfähige und Verheissungsvolle hob das Bauerndrama und Volksschauspiel, welchem bisher Alex. Baumann durch sein allerdings reizendes »Versprechen hinter'm Herd« nur die komische Seite abzugewinnen verstanden hatte, mit tragischer Färbung in die Bühnensphäre empor. Vor ihm, und fast gleichzeitig mit Auerbach, hatte der Deutschböhme Josef Rank das deutsche Bauernleben im Böhmer-, wie jener das im Schwarzwalde, mit keckem Griff zum Gegenstande des Romanes und der Novelle gewählt. Nebst und neben den vorigen ist Adalbert Stifter, dessen Anfänge gleichfalls noch der vorangegangenen Periode angehören durch die anschauliche Kraft seiner »Landschaften in Worten«, die erst gegen das Ende seiner Laufbahn in musivische Kleinkunst ausartete, in jener Uebergangszeit am meisten in den Vordergrund getreten.

Hebbel's, des nächst Grillparzer und H. v. Kleist bedeutendsten deutschen Dramatikers der nachclassischen Zeit, hervorragendste Werke sind, von der »Maria Magdalena« angefangen bis zu der Trilogie der »Nibelungen«, in Wien entstanden und dieses hat das Recht und den Stolz, ihn als den seinigen anzusehen. Laube hatte, als er nach Wien kam, die jungdeutsche Periode seiner schriftstellerischen Entwicklung hinter sich und ist, ausser seinen Verdiensten um die Bühne als langjähriger Leiter des Burg- und Gründer des Stadttheaters, für die Wiener Literatur weniger durch seine, das anständige Mittelmass höchstens in dessen Trauerspiel »Essex« übersteigenden, in anderen z. B. in dem Schauspiel »Böse Zungen« sogar unter dasselbe herabsinkenden Bühnenwerke, als vielmehr durch seinen, grösstentheils auf österreichischem, zu nicht geringem Theile auf Wiener Stadtboden spielenden, von lebendiger Vertrautheit mit Volksart und Oertlichkeit zeugenden, siebenbändigen Roman »Der deutsche Krieg« in drei Abtheilungen: »Junker Hans«, »Waldstein« und »Bernhard von Weimar« zum Wahrzeichen geworden, welcher nicht blos als des Verfassers beste, sondern im Fach des historischen Romans als eine der werthvollsten Leistungen der deutschen Literatur überhaupt, in der österreichischen insbesondere, von den veralteten Geschichtserzählungen der Pichler abgesehen, des reichlich gebotenen vaterländischen Stoffes ungeachtet, als eine in ihrer Art einzig dastehende bezeichnet werden muss. Von Mosenthal's Dramen hat wenigstens eines: »Deborah«, und zwar nicht blos seiner, die jüdische Emancipationsfrage mehr als streifenden Tendenz halber, die Runde um die Welt gemacht; ein anderes, »Der Sonnwendhof«, bleibt dadurch bemerkenswerth, dass es der Vorläufer der Richtung gewesen ist, in welcher das seinem Vorgänger an dramatischer Energie weit überlegene Talent L. Anzengruber's späterhin nicht kleine und wohlverdiente Erfolge errungen hat.

Der veränderte Ton in den Wiener Literaturkreisen wurde zuerst in dem 1863 erschienenen »Wiener Dichterbuch« vernehmlich, welches der durch seine gelungenen Charakteristiken Grillparzer's und Stifters und seine in mancher Hinsicht verunglückte Biographie Hebbel's bekannt gewordene E. Kuh herausgegeben hat. Was an demselben zuerst in die Augen fällt, ist die gänzliche Abwesenheit der gemüthlich tändelnden Almanachslyrik der vorhergegangenen Zeit, das Streben, künstlerische Vollendung der poetischen Form mit affectvoller Vertiefung werthvollen Gedankengehaltes zu vereinigen, und eine Färbung des letzteren durch den düsteren Hauch

einer pessimistischen Weltanschauung. Wie zum Zeichen des endgiltigen Bruchs mit der ein halbes Jahrhundert künstlich unterhaltenen geistigen Abgeschlossenheit und der fortan unzerstörbar mit der Gesammtentwicklung des deutschen Geistes hergestellten Gemeinsamkeit, trägt die »junge Schule« das Mal ihres Ursprunges aus einem sowohl von dem kritischen Grillparzer's wie dem speculativen Hebbel's unterschiedenen philosophischen Lager, aus jenem des inzwischen in Folge ernüchternder Erfahrungen im deutschen Publicum weniger durch die Unwiderstehlichkeit seiner wissenschaftlichen Beweise als durch jene seiner glänzenden schriftstellerischen Eigenschaften zu beherrschendem Ansehen gelangten Schopenhauer an der Stirne. Das poetisch bedeutendste und philosophisch tiefdringendste Talent, das der einheimische Boden gezeugt und die durch die veränderten Zeitverhältnisse und die Umgestaltung des Unterrichtswesens gehobene Athmosphäre der Bildung gezeitigt hat, Robert Hamerling, der nachherige Dichter der in das farbenprächtige Prunkgewand eines Byron und Lenau gehüllten, von philosophischer Gedankenlast in Hebbel's Weise fast überschweren Epen »Ahasverus in Rom« und »Der König von Zion«, sowie des, eingehende, aus den Quellen geschöpfte Vertrautheit mit dem classischen Alterthum und glühendste Schönheitsbegeisterung athmenden Künstleromanes »Aspasia«, erschien hier zum ersten Male in vielversprechender, wenn auch noch nicht in der ihm vor anderen eigenthümlichen Gestalt. Der Abschluss der hauptsächlich durch die Verdienste in Oesterreich heimisch gewordener Schriftsteller ausgefüllten Uebergangs-, der Beginn einer an eingeborenen Talenten reichen und fruchtbaren neuen Zeit war durch dessen Auftreten besiegelt.

An der zeitweiligen Verarmung schriftstellerischer Production hatte aber nicht blos das längere Ausbleiben auftauchender Talente, sondern, und zwar vielleicht in noch höherem Grade, das im Gefolge eines nach Aufhebung der Censurschranken in bis dahin ungekannter Fülle emporgeschossenen Journalismus veränderte Fahrwasser und literarische Bedürfniss der Lesewelt die Schuld getragen. Während die Massenhaftigkeit des Stoffes der rastlos bedürftigen Tagespresse zu seiner Bewältigung fast alle federgewandten Hände in Anspruch nahm, wurde durch deren unvermeidliche Hast der producirende Schriftsteller von der zum künstlerischen Schaffen unentbehrlichen anhaltenden Versenkung in und ausschliessliche Hingabe an seine Aufgabe abgelenkt, die echt künstlerische Production entweder völlig erstickt, oder länger als billig zurückgehalten. Darin

liegt vielleicht der Grund, dass aus jener an Anregungen so überreichen Zeit nur wenige Werke einheimischer Schriftsteller nennenswerth und auch unter den vorübergehend in weiteren Kreisen bekannt gewordenen solche sind, die wie z. B. der pseudonym erschienene Roman F. Prantner's (Leo Wolfram) »Dissolving Views« ihr flüchtiges Aufsehen weniger dem unleugbaren Talent des Verfassers, als den angeblich oder vermeintlich darin enthaltenen indiscreten Anspielungen oder Enthüllungen zu danken haben.

Die erwachende literarische fällt mit der wiederhergestellten politischen Selbständigkeit im Beginne der sechziger Jahre zusammen. Talentvolle eingeborene Schriftsteller, welche bisher, den vorübergehend verdüsterten Verhältnissen zu entgehen, im Auslande geweilt hatten, schlugen in Wien ihren bleibenden Wohnsitz auf; neue Talente tauchten empor; die Bedeutung der Kunst für das gesellschaftliche Leben nahm durch ihren Trägern, todten wie lebendigen, öffentlich dargebrachte Huldigungen sichtbare Gestalt an. Unter den ersteren ist Ferdinand Kürnberger, der Verfasser des Romanes »Der Amerikamüde«, der Römertragödie »Catilina« und des Künstlerdramas »Firdusi«, als Novellist, Essayist und Kritiker durch psychologische Vertiefung, mitunter an Verschrobenheit streifende Eigenartigkeit der Auffassung und schonungslose Offenherzigkeit die bedeutendste, Hermann Rollett durch seine Kreuz- und Querfahrten als, übrigens ziemlich harmloser, politischer Lyriker, eine in weiten, als verdienstvoller Gemmen- und Goetheforscher in ernsten Fachkreisen bekannt gewordene Erscheinung. Unter der neu auftauchenden Schriftstellerwelt macht sich das zuerst in Hamerling merklich gewordene Ferment Schopenhauer'scher Weltanschauung geltend bei dem als Dramatiker und Novellist vornehm veranlagten Ferdinand v. Saar, dem Verfasser der historischen Doppeltragödie »Heinrich IV.«, der Trauerspiele »Die Brüder de Witt«, »Tempestá«, »Die Wohlthat« und der Tragödie der trägen Ueberkraft »Tassilo«, des tiefgeschöpften geistlichen Seelengemäldes »Innocens« und anderer »Novellen aus Oesterreich«, unter welchen »Die Steinklopfer« und »Marianne« wie geschliffene Krystallspiegel glänzen. Stärker noch tritt jener Einfluss hervor bei dem mehr didaktisch als dichterisch angelegten Lyriker und Erzähler Stephan Milov (von Milenkovics) und bei dem buddhistisch angehauchten tief sinnenden und fühlenden Sänger und Seher welterlösenden Nichtseins H. Lorm (H. Landesmann). Auf die erhebende Schillerfeier folgte nach wenig mehr als einem Decennium die Errichtung des durch A. Grün und L. A. Frankl gegründeten Schiller-

monumentes. Vierzehn Jahre nach der Feier des hundertjährigen Geburtstages des grössten deutschen, wurde jene des achtzigjährigen Geburtstages des grössten österreichischen Dramatikers, letztere durch seltene Gunst des Schicksales angesichts der lebendigen Gegenwart des Gefeierten von Wien begangen. Wie bei Gelegenheit der ersteren durch das Oberhaupt der deutschen Nation zu Ehren Schiller's, so wurde aus Anlass dieser durch eine Gesellschaft edler Wiener Frauen zu Ehren Grillparzer's ein Ehrenpreis zur Hebung deutscher dramatischer Kunst und Dichtung gestiftet. An der Person des Dichters, dessen Wirken und Werke unter der Ungunst der vorangegangenen Zustände am schwersten gelitten hatten, trat der vollzogene Umschwung der Lage am sichtbarsten hervor. Seine, wie »Hero« und »Medea«, fast von der Bühne verschwundenen Gestalten wurden durch Laube auf dieselbe zurück-, in seinem Pulte schlummernde durch diesen und Weilen der Lese- und Zuschauerwelt zum ersten Male zugeführt. Der glänzende Erfolg des barock-genialen Lustspiels »Weh dem, der lügt«, dessen Fall bei seinem ersten Erscheinen auf den Brettern im Jahre 1839 dem Dichter fast das Herz gebrochen hatte, bewies, dass das Publicum ein anderes geworden war. Grillparzer's Name erscheint seitdem als Schutz und Schirm der künftigen Entwicklung des Dramas in Wien vorangesetzt und der Tod des im Jahre 1874 Hingeschiedenen, dessen Stolz und Streben dahin gegangen war, der Nationaldichter Oesterreichs zu werden, wurde bei dessen unter zu Massen angeschwollener Betheiligung aller Stände stattgefundenem Leichenbegängnisse von Jung und Alt seiner Vaterstadt Wien, und, was mehr sagen will, ausserhalb derselben, »soweit deutsche Zunge klingt«, als Verlust der Nation empfunden.

Das literarische Wesen Wiens in der Gegenwart fliesst nach Geist und Gehalt mit dem allgemein-deutschen in Eins zusammen. Wie überhaupt, hat sich in Wien das literarische Durchschnittsmass erhöht; die um Kopfeslänge und mehr über andere hervorragenden, geschweige bahnbrechenden Genien sind seltener geworden. Der dramatische Grillparzer-Preis hat keinen neuen Grillparzer hervorgelockt; der deutsche Schiller-Preis ist darin nicht glücklicher gewesen. Tonangebende Lyriker und Epiker wie A. Grün und N. Lenau sind aus der gegenwärtigen Generation nicht hervorgegangen. Dagegen ist die erzählende Literatur wie überall so auch hier, begünstigt durch den realistischen Zug der Zeit, in den Vordergrund getreten, und, was auch zu den bezeichnenden Gesichtszügen der literarischen Gegenwart gehört, ist die Betheiligung der Frauenwelt an

der schriftstellerischen Production eine nicht nur der Menge, sondern dem Werthe nach in fast unverhältnissmässigem Grade regere geworden.

»Rosen und Lieder«, wie es in A. Grün's »Lubomirsky« heisst, »gehen in Wien nicht aus«. Auch zwischen dem ersten, von E. Kuh und dem zweiten im Jahre 1882 von K. E. Franzos herausgegebenen Wiener Dichterbuch ist eine neue lyrische Dichtergeneration herangewachsen, nicht wie jene vom Hauch pessimistischen Weltschmerzes angekränkelt, sondern der sinnvollen Betrachtung, dem gesunden Genusse und der anschaulichen Wiedergabe des Wirklichen zugewandt. Von der fast überzahlreichen Menge mögen nur längst zum Vollklang gekommene Namen wie die des seltenen Dichterpaares Albrecht und Wilhelmine v. Wickenburg, der sinnigen Marie v. Ebner-Eschenbach, des gedankenvollen Alfred Berger, der durch ihre Frühreife ausgezeichneten Verfasserin des Epos »Herrmann«, Marie Eugenie delle Grazie, des preisgekrönten Sängers des Liedes der Deutschen in Oesterreich, J. Winter, der mehr oder minder eigenthümlichen Poeten Hans Grasberger, J. J. David, Max Kalbek und des den Einfluss R. Wagner'scher »Offenbarungen« zur Schau tragenden R. Kralik an dieser Stelle genannt sein.

Auf der Scheide des zwischen Lyrik und Epos schwebenden ethisch-religiösen Lehrgedichtes bewegen sich die von edlem Pathos getragenen, mit orientalischer Bilderfülle geschmückten, aber von einem unklar gährenden Mysticismus nicht freizusprechenden Dichtungen »Der entfesselte Prometheus« und »Renatus« des die deutsche, erst in der Schule angelernte Sprache mit seltener Meisterschaft handhabenden Polen Siegfried Lipiner, der sich auch als Uebersetzer der Werke von Adam Mickiewicz, des »Herrn Thaddäus« und der »Todtenfeier« einen wohlverdienten Namen gemacht hat.

Unter den Dichtungen epischen Genres verdient neben der leider unvollendet gebliebenen, klangvollen »Romfahrt« Johannes Nordmann's, dem sinnvollen »Astorga« und der farbenprächtigen »Marina« der Gräfin Wickenburg, sowie dem nach Geist und Form vielmehr auf einen männlichen als weiblichen Autor rathen lassenden Heldengedicht »Herrmann« Eugenien's delle Grazie, der stahlglattschimmernde und stahlhart klingende Romanzenkranz Julius von der Traun's (Alex. Schindler's) »Toledanerklingen« und F. Keim's volksthümliches Bauernheldenlied »Stefan Fadinger« einen Ehrenplatz. Als Dramatiker sind F. Nissel mit seiner »Agnes von Meran« und Josef v. Weilen mit »Tristan«, »Gräfin Dolores« u. A. in die Fussstapfen

Halm's, letzterer mit seinem besten Werke: »Graf Horn« in die der neueren Franzosen, Alfred v. Berger mit seinem Erstlings- und bisher einzigem dramatischen Versuch »Oenone« und F. Keim mit seiner »Sulamith«, ersterer nicht ohne Glück, in jene Grillparzer's getreten. Der als Dichter und Director auf der Wiener Burgbühne berühmt gewordene Adolf Wilbrandt, dessen durch die classische Darstellung der gewagten Hauptrolle von Seite Charlotte Wolter's vielberufene Römertragödie »Arria und Messalina« ebenso, wie dessen dreiactige Nibelungentragödie im Scurzo: »Kriemhild« in Wien entstanden ist, dessen Trauerspiel »Gracchus« bei der ersten Vertheilung des dramatischen Grillparzer-Preises den Preis erhielt, gehört, streng genommen, nicht zu den eingebornen Schriftstellern. Ludwig Anzengruber, der Verfasser des »Pfarrers von Kirchfeld«, der »Kreuzelschreiber«, des »Meineidbauers« und des Trauerspiels: »Stahl und Stein« (von anderen zu schweigen) hat die zuerst von Mosenthal auf die Bühne gebrachte tragische Seite der Conflicte des Bauernlebens mit tief gehendem Verständniss und packender Virtuosität in ebenso psychologisch wahren als theatralisch wirksamen Seelen- und Naturgemälden hervorgekehrt, durch Schärfe und Originalität der Charakterschilderung, spannende Führung und Lösung der Handlung, volksthümliche Kraft und Färbung der Sprache das Bauerntrauerspiel dem bürgerlichen und der Tragödie ebenbürtig und des ihm sowohl von Seite des Schiller- wie des Grillparzer-Preisgerichtes zu Theil gewordenen Preises würdig gemacht. Schauspiel und Lustspiel, ausser durch den bis ins hohe Alter in sich selbst gleicher Weise thätig gebliebenen Bauernfeld, dessen den Geist einer feinen Geselligkeit wiederspiegelnde Produkte, von den frühesten »Bekenntnissen« bis zu den spätesten »Aus der Gesellschaft« und »Landfriede«, sich auf den Brettern erhielten, haben, das erstere an Eduard Mauthner's »Eglantine«, das letztere an Siegmund Schlesinger (»Wenn man nicht tanzt« u. v. a.), M. G. Klapp's »Rosenkranz und Güldenstern«, an F. Triesch's, F. v. Schönthan's fast bedenklich den Schwank und die Posse streifenden Komödien Erscheinungen verständigen Bühnengeschicks aufzuweisen. Eine eigenthümliche Gattung historisch costümirter Dramolette nach Art Musset'scher Proverbes ist durch die mit Beifall aufgenommenen Einacter »Ein Abenteuer des Dauphin« von Gräfin Wickenburg und »Die Witwe Scarron« von E. Granichstätten geschaffen, von letzterem auch, jedoch keineswegs zum Vortheil, auf die durch ihre Einförmigkeit ermüdende Reihenfolge von vier, nur durch die Aehnlichkeit der Situation unter einander verwandten Einzelactern erweitert worden.

Als grossstädtischer Mittelpunkt einer reichgegliederten Gesellschaft bietet Wien für die Novelle und den Roman, als gemeinsamer Brennpunkt einer national und culturhistorisch bunt gefärbten Umgebung für das ebenso fremd- als eigenartige Cultur- und Sittenbild der Länder und Volksstämme des polyglotten Reiches naheliegende Anregung dar. Letzterer Umstand hat frühzeitig dazu vermocht, Typen und Treiben jenseits der östlichen Sprachgrenzen wohnender, aber durch ihre Angehörigkeit zur Monarchie der Einsicht und dem Einfluss des Westens offen liegender Völkerbruchtheile in die deutsche Literatur einzuführen. Erstere Eigenschaft hat später, als nach der Natur der Verhältnisse zu erwarten gewesen wäre, zur Folge gehabt, dem erzählenden Bilde aus der Gesellschaft, statt des abstract-allgemeinen, das local-concrete Gepräge eines Abbildes der Wiener Gesellschaft aufzudrücken.

Unter den Völkerfragmenten, deren sociales Culturleben auf diesem Wege Literaturgut geworden ist, sind die Juden und Galizianer, unter den ersteren sowohl die in Böhmen wie die in Polen und in der Bukowina einheimischen, unter den letzteren sowohl die eigentlichen Polen wie die kleinrussischen Ruthenen, insbesondere die Huzulen oder russinischen Karpathenbewohner in erster, čechische Böhmen und hanakische Mährer in zweiter Reihe zu nennen.

Um die Darstellung jüdischen Wesens haben sich L. Kompert und K. E. Franzos, jener durch seine charakteristischen »Geschichten aus dem Ghetto« um die Schilderung der Juden in Prag und in Böhmen, dieser durch seine »Juden von Barnow,« »Halbasiatisches« und »Der Rabbi von Sadagora« um jene der Juden im russischen Podolien und in der Bukowina durchschlagende Verdienste erworben. Das unter dem Firniss europäischer Cultur wenigstens theilweise schlummernde Halbbarbarenthum der höheren, und die naive, ihrer selbst unbewusste, gegen Gewalt und Druck des adeligen Herrn bei der Gerechtigkeit der Regierung und des im fernen Wien thronenden Kaisers vertrauensvoll Recht suchende Volkskraft der niederen Stände Polens haben Leopold v. Sacher-Masoch durch seine lebensvollen Darstellungen »Aus der galizischen Revolution« und seine scharfmarkirten Culturbilder aus Galizien, unter welchen die Charaktergemälde »Der Don Juan von Kolomea« und »Der Capitulant« als wahre Cabinetsstücke in niederländischer Manier hervorzuheben sind, und gleichfalls K. E. Franzos durch seinen, dem Stoffe nach mit Heinrich v. Kleist's »Michael Kohlhas«, der Form nach mit Gogol's berühmtem »Taras Bulba« wetteiferndem Roman »Der Kampf ums Recht« mit ebenso

naturtreuen als unverwischbaren Zügen gekennzeichnet. Das slavische Dorfleben in Böhmen und Mähren hat in Marie v. Ebner-Eschenbach eine ebenso feine Beobachterin als liebevolle Darstellerin, wie die vornehme Wiener Gesellschaft, welcher sie selbst durch Geburt und Stellung angehört, in ihren Skizzen aus der Adelswelt eine von Standesvorurtheilen freie und gegen die Schwächen ihrer Kaste nicht selten schonungslose Beurtheilerin gefunden. Unter den Dorfromanen derselben zeichnet sich »Božena« durch die mit, bei weiblichen Autoren seltener, Energie durchgeführte Zeichnung eines bis zur scheinbaren Härte in der folgerichtigen Handlungsweise der eigenen ethischen Ueberzeugung verharrenden weiblichen Charakters aus dem Volke aus; unter den oft mit einer Art baroken Humors gewürzten kleinen Erzählungen haben »Lotte, die Uhrmacherin« durch ihre an holländische Kleinkunst erinnernde Abschilderung des Stilllebens der Uhrmacherwerkstatt, »die Freiherrn von Gemperle« durch liebevolle Schilderung grotesk ausgearteteter und doch liebenswürdiger Originalität, das Thierseelengemälde »Grambambuli« durch die ebenso neue als mit seltener Kunst zur Wahrscheinlichkeit erhobene Darlegung ergreifender, an's Ethische streifender Conflicte in der Seele des Hundes ihren Ruf als Erzählerin begründet. Wie in ihren Werken das ländliche Leben mit dem noch kaum erloschenen Verhältniss ehemaliger Gutsherren und Gutsunterthanen, so spiegelt sich in den Romanen F. Uhl's und E. Marriott's (Emilie Mataja's) das städtische Leben in seinen vielseitigen Gestaltungen und zwar in der Weise, dass, wie in jenen der Widerschein österreichischer Provinzial-, so in diesen jener Wiener Localzustände und Strömungen dem Leser ins Auge fällt. Der seit der Belebung des Kunstsinnes und Kunstgewerbes durch die Gründung des Oesterreichischen Museums für die Physiognomie des Inneren, seit der Stadterweiterung und die von reicher Decoration begleitete Bauthätigkeit auch für jene des Aeusseren des Wiener Lebens charakteristisch gewordene Zug zur Verschönerung des Nutzbringenden und Veredlung des Alltäglichen machte sich zuerst in des Erstgenannten stilistisch fein ciselirtem Roman »Haus Fragstein« durch die ins Minutiöse eingehende Beschreibung für die Handlung zwar wichtiger, mit der Schilderung lebensvoller Charaktere, die im Roman stets die Hauptrolle spielt, verglichen, aber doch nur nebensächlicher Kunstobjecte geltend. Als das Ganze der Handlung und der Handelnden durchdringendes, in Worten und Werken den ans Bacchantische grenzenden ästhetischen Taumel, welcher seit dem Auftreten Makart's der Wiener gesell-

schaftlichen Kreise sich bemächtigt, in dem mit Recht berühmt gewordenen, an die Glanzzeiten niederländischer und venetianischer städtischer Kunstliebe mahnenden Festzuge desselben seinen Gipfelpunkt erstiegen hat, widerstrahlendes Element trat derselbe in dessen für die Geschichte Wien's symbolisch gedachten Culturgemälde: »Farbenrausch« auf. Den grellbunten Gegensatz zur ernsten Stille und edlen Einfalt einer den Effect blendender Mittel verschmähenden Kunstrichtung hat der Dichter im Bilde der beiden Hauptpersonen, in welchen ohne Mühe die Gesichtszüge zweier, jeder in seiner Art höchststehenden, aber der Art nach grundverschiedenen zeitgenössischen Künstler wiedererkannt werden, beredt zur Anschauung gebracht. Jene, unter dem Einflusse wenigstens scheinbar glänzenden wirthschaftlichen Aufschwunges, der in der Wiener Weltausstellung, in welcher neben dem Wiener Reichthum auch der Wiener Geschmack einen wohlverdienten Triumph feierte, seine höchste, leider auch für lange Zeit letzte Blüthe trieb, zur Herrschaft gelangte Durchdringung des Lebens mit der Kunst bildet die Licht-, die in Folge des ebenso plötzlich als vollständig hereingebrochenen Niederganges gleich schrankenlos wie vorher die Zuversicht, ausschweifende Ernüchterung und Selbstzerstörung die Schattenseite des damaligen Wien. Jene hat in Uhl's, diese in Marriott's Romanen, der halt- und sternenlose Pessimismus, der als marastischer Bodensatz von dem rasch verflogenen Goldrausche zurückgeblieben ist, insbesondere in deren »Familie Hardenberg« eine durch nackte Treue an Erbarmungslosigkeit reichende Schilderung erfahren. Tritt hier der das Gemüth verhärtende Druck finanzieller Noth in fast abschreckender Weise zu Tage, so zeigt sich in einem anderen Werk derselben Verfasserin: »Der geistliche Tod«, dessen Stoff dem Berufsleben des geistlichen Standes entlehnt ist, der die Seele zerfleischende Zwang der geistlichen Noth in nicht minder ergreifender, aber durch Einfachheit, Mass und ethisches Zartgefühl ungleich mehr befriedigender Gestalt. Neben dem die Wiener, wie die Literatur der Gegenwart überhaupt beherrschenden realistischen, glücklicherweise bisher dem zolaistischen sogenannten Naturalismus ferngebliebenen Hang macht sich in diesen und ähnlichen Schöpfungen, wie in dem die Rückwirkung des auf der Familie des Verbrechers lastenden Vorurtheils auf diese selbst ergreifend wenn auch nicht folgerichtig schildernden Roman M. v. Ebner's: »Das Gemeindekind«, in dem für die »moralische« Krankheit als juristischen Entlastungsgrund Partei ergreifenden pädagogischen Sittengemälde L. Kompert's »Heini und Franzi«, wie in den ererbte und

veraltete Vorrechte mit ungeschminkter Naturwahrheit geisselnden Erzählungen D. Spitzer's: »Das Herrenrecht« und J. J. David's: »Das Höferecht«, endlich in F. Pachler's feingedachtem Ehestandsbild »Die erste Frau« der prickelnde Reiz socialer Tendenzprobleme vernehmlich. Ein später aber bestrickender Nachhall halbverklungener Romantik weht durch die erst nach des Dichters Tode ans Licht getretenen Novellen Fr. Halm's, sowie durch die im bunten Flügelstaube mittelalterlicher Knappen- und Klosterliebe schimmernden Erzählungen A. Schindler's: »Schelm von Bergen«, »Die Aebtissin von Buchau«, und den leider unvollendet gebliebenen, nach dem Vorbild des »Simplicissimus« entworfenen Soldaten- und Schelmenroman aus dem dreissigjährigen Kriege, »Oberst Lumpus«, und weist, der Erzählungskunst ihrer Verfasser entsprechend, den ersteren dicht neben den spanischen und den nur mit diesen vergleichbaren Erzählungen H. v. Kleist's, den letzteren ebenso wie der kleinen aber meisterhaften Zellenplauderei J. J. David's: »Petre quo vadis«? in nächster Nähe der mit poetischer Farbenpracht und tragikomischem Humor in gleicher Weise gesättigten, ritterlichen und Renaissancegenrebilder Scheffel's und C. Ferdinand Meyer's einen Ehrenplatz an.

Wie neben dem Drama das derb locale Volksstück, so ist neben dem Roman der feinen Gesellschaft auf localem Untergrund der Wiener Volksroman entsprungen. Derselbe Mann, der in seinen Bauerntragödien den vierten Stand bühnenfähig, hat denselben in seinen Bauernromanen salonfähig gemacht, ohne ihn, glücklicher als Auerbach, zum »Salonbauer« zu travestiren. Anzengruber's mit tiefer Kenntniss der Bauernseele durchgeführter Roman: »Der Schandfleck« legt eine hässliche aber naturwahre Seite bäuerischer Familiensitte bloss; aus dem in seiner urwäldlichen Einfachheit ergreifenden Bergwüsten-Idylle: »Der Einsam'« ist das effectvolle Drama: »Stahl und Stein« hervorgegangen. Der Roman »unter dem Strich«, durch seinen Einfluss auf die Massen wichtig, durch seine Richtung auf die Befriedigung des Lesebedürfnisses selten mehr als die Frucht gewerbsmässiger Federhast, ist in Wien eine Zeit hindurch durch den talentvollen Eduard Breier, insbesondere in historisch-vaterländischem Sinne, auf eine Höhe gehoben worden, auf der dessen zahlreiche fingerfertige Nachfolger ihn nicht zu erhalten vermocht haben.

Akademie und Hochschulen haben den Aufschwung der Wissenschaft, die Erweiterung und Erleuchtung des Geisteshorizonts hat neben der Erhöhung und Vertiefung des allgemeinen, insbesondere die

Ausbreitung und Ausbildung des periodischen Schriftthums zur Folge gehabt. Zur Zeit der Aufhebung der Censur in Wien bestanden daselbst neben wenigen »belletristischen«, unter welchen die von L. A. Frankl herausgegebenen »Sonntagsblätter« durch vornehme Haltung und gediegenen Inhalt sich auszeichneten, und einem literarisch-kritischen Organ, den von A. A. Schmidl besorgten »Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst«, welche die Stelle der einstigen werthvollen, aber in Wien nur zum kleinsten Theile verfassten und fast gar nicht gelesenen »Wiener Jahrbücher der Literatur« vertraten, jedoch lange nicht ausfüllten, nicht mehr als zwei politische Zeitungen, von welchen die amtliche »Wiener Zeitung« die Fortsetzung des ehemaligen »Wiener Diarium«, die andere, der von Pilat herausgegebene »Oesterreichische Beobachter«, das Männer wie Gentz, A. Müller, Jarcke u. A. zu seinen Mitarbeitern zählende Organ der Staatskanzlei war. Die durch dieselbe geöffneten Schleussen ergossen eine namenlose Fluth mit der Tagesströmung auftauchender und wieder verschwindender Blätter und Blättchen, unter welchen einzelne, wie der von dem unglücklichen, als geistreicher Musikkritiker mehr, denn als Politiker an seinem Platze befindlichen A. Becher redigirte »Radikale«, ein trauriges Andenken zurückgelassen, andere, wie die von A. Zang, nach dem Muster der grossen französischen Journale, insbesondere der von Emile de Girardin redigirten La Presse, gegründete »Presse«, durch das industriöse Geschick des Herausgebers und das Talent der Redaction bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben. Die von E. v. Schwarzer schon im Vormärz geschickt redigirte »Zeitschrift des Oesterreichischen Lloyd« wurde als »Wiener Lloyd« von Triest nach Wien verpflanzt, wo sie eine zeitlang unter F. Bodenstedt's, lange Zeit unter des genialen H. Warren's Leitung stand. Die »Wiener Zeitung« verjüngte sich unter Eitelberger's Redaction, in welcher demselben zuerst der vom »Ausland« her eingewanderte geschmeidige L. Schweitzer, der tüchtige G. Seuffert, der gewandte Publicist in weiland Gentz'scher Manier, E. v. Teschenberg und zuletzt der feinsinnige Dramaturg F. Uhl folgten, durch eine wissenschaftlich-kritische Beilage, aus welcher sich in den Jahren 1863—1867 als Sammel- und Vereinigungspunkt der besten literarischen Kräfte Wiens die von B. Bucher sorgfältig geleitete, leider nach nur zu kurzem Bestande einem übel angebrachten Ersparungseifer zum Opfer gefallene »Oesterreichische Wochenschrift für Literatur und Kunst« herausentwickelte.

Den österreichischen Staatsgedanken vertrat die nach dem Vorbilde der ehemaligen Cotta'schen »Deutschen Vierteljahrschrift« unter

der umsichtigen und opferwilligen Leitung J. B. Meyer's vortrefflich redigirte »Oesterreichische Revue« (1863—1867), mit vorzüglicher Berücksichtigung der ethnographischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Gesammtmonarchie im centralistischen, vertritt deren ebenbürtige Nachfolgerin und Fortsetzung, die »Oesterreichisch-Ungarische Revue« (seit 1886), unter der bedachtsamen Führung des gleichnamigen Sohnes des Herausgebers der ersteren, dem inzwischen eingetretenen Umschwung der inneren Lage gemäss, in streng dualistischem Sinne. Beide, von den besten wissenschaftlichen und literarischen Kräften unterstützt, bilden eine Fundgrube für das bunte geistige und materielle Leben, wie die »Mittheilungen der Central-commission zur Erhaltung der Baudenkmale«, die Publicationen des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, und v. Lützow's zwar in Leipzig erscheinende, aber von Wien aus entsprungene und seit fast einem Vierteljahrhundert mit Glück und Geschmack redigirte »Zeitschrift für bildende Kunst«, für das im Mittelalter üppig blühende und in der Gegenwart fast überreich entfaltete Kunstleben des Reiches und seines natürlichen Schwerpunktes, der Kaiserstadt.

An die Stelle der »Grenzboten«, bis zum März 1848 des Sammelpunktes der österreichischen Politiker im Auslande, welche in andere Hände und in das Lager der Gegner übergingen, trat die von deren bisherigem Herausgeber Kuranda neu ins Leben gerufene »Ostdeutsche Post« in Wien und verpflanzte den in der Schule ihres Begründers herangebildeten Generalstab weltmännisch geschulter und stilistisch eleganter Publicisten in die österreichische Hauptstadt, welcher seitdem dazu beigetragen hat, deren periodische Presse, mindestens in ihren Hauptorganen, zu einem, jener der europäischen Grossstädte ebenbürtigen, der in deutscher Sprache erscheinenden, etwa die »Münchener Allgemeine« und die »Kölnische Zeitung« abgerechnet, mehr noch der Form als dem Gehalt nach überlegenen Range zu erheben. Von der »Presse« hat sich sodann unter der Leitung zweier, in literarischer wie in geschäftlicher Hinsicht gleich seltenen journalistischen Talente, deren gleiche fast nur in dem Schöpfer der nun hundertjährigen englischen »Times«, John Walter, oder den Begründern der »Allgemeinen Zeitung«, Cotta und Huber, zu finden sind, M. Etienne und M. Friedländer, das umfangreichste und bedeutendste Zeitungsunternehmen Wiens, die »österreichische Times«, die »Neue Freie Presse« abgelöst, unter den Weltorganen insofern einzig dastehend und darum bewunderungswürdig, weil es sich nicht wie andere, z. B. das von G. Heine, dem jüngsten Bruder des

Dichters, als simple Fremdenliste begonnene und als grösstes Localblatt noch heute bestehende »Fremdenblatt«, das »Neue Wiener Tagblatt« und das »Wiener Tagblatt«, die »Deutsche Zeitung«, die »Wiener Allgemeine Zeitung«, die »Volks-Zeitung«, ehemals »Vorstadt-Zeitung« u. v. a., die sich zu weitverbreiteten Zeitungen von kleinen Anfängen aus allmälig entwickelt, sondern vom ersten Tage seines Erscheinens an fertig wie aus Jupiters Haupt unter den wenigen Seinesgleichen Fuss gefasst, und allen Wandlungen zum Trotz geistig wie materiell sich auf gleicher Höhe erhalten hat. Dieselbe ist, was den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts, wie die stilistische Sauberkeit der Form betrifft, für die Wiener Journalistik zum typischen Muster geworden; unter dem erlesenen Kreise ihrer Mitarbeiter ober und unter dem Strich finden sich neben den mehr oder minder hinter dem Schleier der Anonymität verhüllten hervorragenden Partei- und Tagespolitikern sachlich wie fachlich bedeutende Schriftsteller und Kritiker auf jedem der durch besondere, dem Hauptblatte angehängte Fachblätter für Literatur, Kunst, Unterricht, Landwirthschaft und Verkehrswesen vertretenen Gebiete. Die musikalische Kritik in Hanslick's, die dramaturgische in Speidel's Händen, das Feuilleton durch H. Wittmann's graziöse Causerie, A. Königsberg's, K. v. Thaler's und vieler anderer geist- und stilgewandte Essais, der zum grossstädtischen erhobene Localhumor durch Oppenheim's witzige und des »Wiener Spaziergängers« D. Spitzer's spitzige Feder bilden die geistige Glanzseite des Blattes. Von seiner materiellen haben die Besucher der Wiener Weltausstellung, auf welcher demselben ein besonderer Pavillon gewidmet und dessen ganzer, in seiner Verwicklung bewunderungswürdiger administrativer und technischer Mechanismus den Augen des Publicums offen gelegt war, ein eben so grossartiges als, innerhalb der deutschen Sprachgrenzen wenigstens, einzig dastehendes Erinnerungsbild davongetragen.

Die Bahn ist durchlaufen. Das wissenschaftliche Leben der Gegenwart ist die Frucht der Befreiung der Forschung durch die Gründung der Akademie und die Reform des höchsten Unterrichts; das literarische und publicistische Schaffen ist eine solche der Befreiung der Schrift durch die Aufhebung der Censur. Die vierzigjährige Regierungszeit Kaiser Franz I. war eine Periode der Stagnation; die eben so lange des Kaisers Franz Josef I. ist eine solche der Bewegung. An der Spitze der Mitglieder der kaiserlichen Akademie prangt der Name des Kronprinzen Rudolf; an der Spitze der Mitarbeiter des grossartigen,

der Schilderung und Verherrlichung des gemeinsamen Vaterlandes geweihten Unternehmens: »Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild« steht nicht blos als des höchsten Protectors, sondern als werkthätigen Schriftstellers, welcher die Stadt seiner Geburt und den Wald ihrer Umgebung durch seine Feder geehrt hat, jener des Thronerben der Monarchie. Anderer Thatsachen bedarf es nicht zur Bezeugung des wohlthuenden Umschwunges, welchen die Wissenschaft und Literatur in Wien zwischen einst und jetzt, vom Regierungsantritt bis zum heutigen Jubeltage Sr. Majestät des regierenden Kaisers erfahren hat!

III.

DIE BILDENDEN KÜNSTE

VON

CARL VON LÜTZOW.

Die vierzig Jahre Stadtgeschichte, welche dieses Buch erzählt, haben unter den vielen hier geschilderten Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt auch eine früher ungeahnte Blüthe der Kunst in Wien hervorgebracht. Dass mit dem gesteigerten Verkehr und der zunehmenden Bedeutung der Städte sich Schönheitssinn

und Kunst in frischer Kraft entfalten, ist eine allerorten zu beobachtende erfreuliche Thatsache im Völkerleben unserer Zeit. Alt-Nürnberg und Augsburg scheinen in den neuen Centren des Weltverkehrs verjüngt und zehnfach vergrössert wieder aufzuerstehen. Aber kaum in einer zweiten Stadt des Continents hat bei dem Umgestaltungsprocess des inneren und äusseren Lebens die bildende Kunst eine so durchgreifende und ruhmvolle Mission erfüllt, wie in dem modernen Wien. Was immer man für Mängel entdecken mag an seinen städtischen Einrichtungen und Gewohnheiten: über die hohe Rangstellung der Kunst in Wien herrscht nur Eine Meinung. Der erste Blick auf den Palastgürtel der Ringstrasse klärt den Wanderer darüber auf, dass er hier nicht nur eine erweiterte und verschönerte, sondern eine von der Kunst völlig neu geschaffene Stadt vor sich hat.

Eine solche Neuschöpfung, die Arbeit dreier durch Schicksalsschläge schwer heimgesuchter Decennien, konnte nicht das Werk einer einzelnen Bevölkerungsclasse oder eines bevorzugten Standes sein. »Der universelle Beruf macht erst die Grossstadt voll und ganz, sie ist eine Encyklopädie des Städtewesens in Folio.« Dieses Wort Riehl's findet in eminentem Grade seine Anwendung auf das heutige Wien. Durch ihr universelles Gepräge tritt die österreichische Kaiserstadt in Gegensatz gegen alle Städte von bestimmt umgrenztem Charakter und zugleich gegen die früheren Epochen ihrer eigenen Geschichte, welche einen ausgesprochen socialen Farbenton zeigten. Wie Felsen im Wogenschwall stehen die Denkmale der Vergangenheit, die stolzen Adelspaläste und Kuppelkirchen des Barockstils und der ehrwürdige Stefansdom, mitten in dem Gedränge des modernen Häusermeeres. Sie selbst haben dafür gesorgt, dass sie unangetastet bleiben. Aber Alles, was schwächerer Constitution ist, Haus um Haus, Gasse um Gasse, fällt rettungslos dem Processe der Neugestaltung anheim. Dieser kann zeitweilig seinen Gang verlangsamen, durch politische Widerwärtigkeiten und Stockungen des Völkerlebens gehemmt. Aber der ruhige grosse Schritt des Jahrhunderts ist nicht aufzuhalten; und je näher wir dessem Ende kommen, um so herrlicher wird das Bild des neuen Wien sich abrunden und vollenden, als der wohlgefügte Körperbau eines mächtigen Gemeinwesens, welches alle treibenden Gedanken unserer Zeit in sich aufzunehmen und, dem eigenen Genius treu, mit heiterer Schönheit und Lebenskunst zu verschmelzen weiss.

Die Anfänge der modernen Bauthätigkeit Wiens und damit der Ursprung seiner heutigen Kunstblüthe führen uns über den Beginn der Stadterweiterung zurück nahe an die Bewegung des Jahres 1848. Es ist oft erzählt und allgemein bekannt, dass der Neubau der Alt-Lerchenfelder Kirche den Impuls zu der Umgestaltung des Bauwesens gab. Dem Schlendrian der staatlichen Baubureaux, in welchen alle Pläne für die öffentlichen Bauten von architektonisch gedrillten Beamten entworfen zu werden pflegten, wurde ein Ende gemacht und die Architektur dem freien Wettbewerb der Künstler zurückgegeben. Der hochbegabte jugendliche Schweizer Architekt Johann Georg Müller entwarf den Plan zu dem neuen Gotteshause; nach seinem frühen Tode wurde dasselbe durch Franz Sitte und Eduard van der Nüll zu Ende geführt, von welchen Ersterer im constructiven, Letzterer im artistischen Theil der Aufgabe sein Talent bewährte. Das Innere der schönen Alt-Lerchenfelder Kirche gab zugleich den Anstoss zu einer grossartigen Schöpfung monumentaler Malerei, zu dem Freskencyklus Joseph Ritter v. Führich's und seiner Genossen. Der kleinbürgerliche Zuschnitt des Wiener Kunstlebens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte die Malerei fast ausschliesslich auf Genre, Porträt und Landschaft beschränkt, und auf diesen Gebieten freilich in den Bildern eines Danhauser und Fendi, eines Waldmüller, Gauermann und ihrer Zeitgenossen manches Werk voll kerniger Schönheit und echtester Naturpoesie zu Tage gefördert. Aber die grosse Malerei historischen und idealen Stils konnte in der Stickluft des Metternich'schen Oesterreich nicht gedeihen. Peter Krafft's realistische Geschichts- und Soldatenbilder blieben ohne lebensfähige Nachfolge. Die Romantiker und Neu-Deutschen wandten Wien den Rücken oder siechten kraftlos dahin. Der temperamentvolle, märchenduftige Schwind fand in München, der edle, zartsinnige Ed. v. Steinle in Frankfurt seinen Wirkungskreis. Nur Führich, allerdings bei Weitem das stärkste Talent dieser ernsten Richtung, wurzelte fest in der österreichischen Heimat und legte schon in seinem Passionscyklus der in den vierziger Jahren von Rösner erbauten Johanneskirche an der Praterstrasse eine Probe seines Berufes zur monumentalen Kunst ab. Der Freskenschmuck der Alt-Lerchenfelder Kirche, zu dessen Ausführung J. Binder, C. v. Blaas, Fr. Dobyaschofsky, Ed. v. Engerth, Leop. Kupelwieser, K. Mayer, Jos. Schönmann und Leop. Schulz sich mit Führich vereinigten, hat die auf den Meister gesetzten Hoffnungen glänzend gerechtfertigt. Er ist, wenn auch kein in allen Theilen gleich ge-

lungenes, doch im Grundgedanken imponirendes Werk idealen Stils, das mit seiner Fülle poetischer Motive und in seiner kraftvoll blühenden Farbenpracht einen dauernden Ruhmestitel der österreichischen Kunst bildet.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Bau und der Ausschmückung der Alt-Lerchenfelder Kirche, welche vom Ende der vierziger bis in die ersten sechziger Jahre dauerten, stieg der Riesencomplex des neuen Arsenals vor der Belvederelinie empor (1849—1856). Unter den daran betheiligten Architekten, Hansen, Ludw. Förster, Rösner, van der Nüll und Siccardsburg, haben die beiden Letzteren das phantasievoll componirte Commandanturgebäude mit seinem ernsten, gediegenen Hallenhof, der Erstere das prächtige Waffenmuseum ausgeführt. Auch hier, wie bei der Alt-Lerchenfelder Kirche, wurden die Schwesterkünste zum reichen Schmuck des Ganzen aufgerufen. Durch die mit Statuen geschmückte Vorhalle und das imposante Treppenhaus gelangen wir in den Centralraum des Waffenmuseums. Umstrahlt von einer Gold- und Mosaikenpracht, welche uns den Glanz der Capella Palatina ins Gedächtniss ruft, sind hier die geistigen Mächte der Völkergeschichte von Rahl's wuchtiger Hand in den Allegorien des Treppenraumes verkörpert, während im Inneren, auf den weiten Flächen des Kuppelsaales und der anstossenden Compartimente, Carl v. Blaas die Grossthaten des österreichischen Heeres in kraftvoll realistischer Weise schilderte. Dem kirchlichen Freskencyklus in der Alt-Lerchenfelder Kirche wurde mit diesem umfassenden Werke monumentaler Historienmalerei, dessen Ausführung im Wesentlichen den sechziger Jahren angehört, eine grundlegende Schöpfung profanen Inhalts an die Seite gestellt. — Aber nicht nur durch die geschilderten Leistungen an und für sich und durch das wiedergewonnene Zusammenwirken aller bildenden und ornamentalen Kräfte zu einem wohlgeordneten Ganzen sind diese ersten Schöpfungen der modernen Wiener Kunst epochemachend für unsere Zeit geworden. Es kam dazu noch ein wichtiges persönliches Moment. Wie der Architekt durch die Proclamirung eines bestimmten Stilprincips, das in beiden besprochenen Fällen ein frühmittelalterliches war, wieder künstlerischen Charakter und Glauben gewann, so lernte man auch von dem Maler, um ihn vom schulmässig gedrillten Handwerker zu unterscheiden, wieder eine bestimmte, in Fleisch und Blut übergegangene künstlerische Ueberzeugung fordern. Führich und Rahl, die Bahnbrecher der grossen Historienmalerei in Wien, waren solche Glaubenshelden ihrer Kunst, gleich feurig und beredt in Wort und

Schrift, wie mit Stift und Pinsel. Sie haben ebenso sehr durch das Gewicht und den Ernst ihrer Persönlichkeit, wie durch ihr geisterfülltes und auf die höchsten Ziele gerichtetes Wirken der Wiener Kunst die ihr gebührende Stellung zurückerobert.

Und doch haftet an jenen ersten Schöpfungen der fünfziger und sechziger Jahre ein exotischer Zug; sie entstanden weit draussen in der Vorstadt, vor der Linie; ein lebendiger, sichtbarer Zusammenhang mit dem Kunstinneren der Stadt fehlte. Für dieses war inzwischen durch das Allerhöchste Handschreiben vom 20. December 1857 das erlösende Wort gesprochen worden. Die Stadterweiterung begann, und damit die Verwirklichung eines Gedankens, welcher seit lange schon die Gemüther beschäftigt, auch vierzig Jahre früher bereits zu einem bestimmten Project geführt hatte, sich aber erst jetzt als unaufhaltbar erwies. Als leitende Grundsätze für das grossartige Unternehmen wurden festgesetzt: dass zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten eine unmittelbare Verbindung geschaffen und zugleich alle diejenigen Massregeln ergriffen werden sollten, welche die Bedeutung des Werkes erheischte. Den geistigen Urhebern des Planes schwebte die erweiterte Stadt als ein einheitliches Ganzes vor, welches nach den Gesetzen der Schönheit gestaltet werden sollte. Der alte Festungsgürtel fiel. Aus dem Ertrage der dadurch gewonnenen Baugründe wurde der Stadterweiterungsfonds geschaffen, der zur Bestreitung aller aus der Durchführung des Werkes entstehenden Kosten und vornehmlich zur Herstellung von öffentlichen Gebäuden monumentalen Stiles dienen sollte. Für die Erzielung des Bauplanes galt wiederum das Princip der allgemeinen Concurrenz, welche im Jahre 1858 ins Werk gesetzt wurde. Die Wiener Architekten van der Nüll und Siccardsburg, Ludwig Förster und Friedr. Stache gingen aus derselben als Sieger hervor. Mit Benutzung der von ihnen herrührenden Projecte wurde sodann im k. k. Ministerium des Innern unter Leitung des Hofrathes M. Ritter v. Löhr der zur Durchführung gelangte Plan ausgearbeitet, welcher am 1. September 1859 die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers erhielt.

Auf Grundlage dieses im Einzelnen später modificirten Planes, welcher somit nicht ausschliesslich das Werk von Architekten ist, woraus die ihm anhaftenden Mängel sich zum grossen Theil erklären, begann zunächst an der Seite des Donaucanals die Abtragung der Stadtmauern. Im Jahre 1875 hat das Demolirungswerk des alten Bollwerkes gegen die Türkengefahr durch die Beseitigung der

Auffahrt zur Bellaria an der k. k. Hofburg seinen Abschluss gefunden. Gleichzeitig schritt man an die Anlage der neuen Stadttheile auf dem Glacisraum der früheren Festung. Die Hauptverbindungslinie, die Ringstrasse, deren Anlage im Jahre 1863 begann, wurde durch die Praterfahrt vom 1. Mai 1865 dem allgemeinen Verkehr übergeben. In den seitdem verflossenen dritthalb Decennien ist nicht nur der ganze ursprüngliche Festungsrayon mit den neuen Strassenzügen, Plätzen und Monumentalbauten bis auf unscheinbare Reste vollkommen ausgebaut, sondern auch ein grosser Theil der Vorstädte an den erweiterten und regulirten Verbindungsstrassen mit zahlreichen Neubauten ausgestattet, endlich mit der Umgestaltung der inneren Stadt, des Grabens, des Stephansplatzes, der Kärntnerstrasse, der uralten Quartiere nördlich und westlich vom Hohen Markt der Anfang gemacht worden. Binnen Kurzem geht Wien selbst im Kern seiner frühesten Ansiedelung einem vollständigen Umgestaltungsprocess entgegen.

Fragen wir nun, welche gesellschaftlichen Kreise und Interessensphären in erster Linie bei dem Neubau der Stadt in Action gekommen sind, so tritt hier vor Allem die Macht des Capitals dominirend hervor. Grossindustrie und Börse bemächtigten sich des Terrains und das Wiener Zinshaus wäre Gefahr gelaufen, dem nüchternsten Kasernenstil anheimzufallen, wenn die Kunst nicht Halt geboten hätte. Hansen's Heinrichshof, der Gründung H. v. Drasche's, gebührt das nie genug zu schätzende Verdienst, für den modernen Zinspalast die höhere Tonart angeschlagen zu haben, welche jetzt in den Grossstädten der Neuzeit ihren Wiederhall findet. In dem üppigen, kraftvollen Gliederbau, in der prunkenden Farbigkeit dieser von Rahl mit Fresken geschmückten Häuserinsel spricht sich die Wiener Eigenart mit stolzem Frohsinn aus. Dadurch war das neue Zinshaus gewissermassen salonfähig geworden. Der wirkliche Palast, der Wohnsitz des Fürsten und Aristokraten, trat mit ihm in eine Reihe; ja die Mitglieder der ältesten Feudalgeschlechter verschmähten und verschmähen es nicht, selbst Zinspaläste zu errichten, deren Inneres unter der Hülle der glänzendsten Architektur oft ein förmliches Repräsentantenhaus aller Bevölkerungsclassen, vom Greisler bis zum Finanzbaron, umfasst. Einen höheren Impuls für die eigentliche Palastarchitektur gab das Eintreten der Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses in die Reihen der Bauherren an der Ringstrasse. Ferstel erbaute (1863 bis 1866) an der Ecke des Schwarzenbergplatzes und des Kolowratringes den stattlichen Palast

des Erzherzogs Ludwig Victor und wenige Jahre später (1865 bis 1867) entstand am Parkring Hansen's edler Palast des Erzherzogs Wilhelm. In beiden, vornehmlich in dem letzteren, ist die Aufgabe einer Palastanlage grossen Stiles auf's Glücklichste gelöst und zugleich mit dem Rhythmus der Häusercolonnen vollkommene Harmonie eingehalten. — Als ein Muster vornehmer Palastbaukunst im Stil eines Familienhauses grösster Gattung mag hier das Palais des Grafen Larisch von van der Nüll angereiht werden. — Dem Charakter des aristokratischen Clubhauses entspricht in wahrhaft classischer Weise Schwendenwein's »Adeliges Casino«.

Im Vorgefühl der im Werden begriffenen grossen Umgestaltung war inzwischen bereits 1856 auch der Anfang mit den Monumentalbauten auf dem späteren Stadterweiterungsrayon gemacht durch die Grundsteinlegung zur Votivkirche, welcher fünf Jahre später der Beginn des ersten öffentlichen Gebäudes von weltlich-idealer Bestimmung, der des neuen Operntheaters, folgte. Es gibt seither keine Gebäudegattung höherer Art, welche unter den öffentlichen Bauten Wiens nicht ihre typische Vertretung gefunden hätte. Auf die zierliche Votivkirche (vollendet 1879), das jugendfrische Meisterwerk Ferstel's, ein wahres Compendium der verjüngten kirchlichen Kunst unserer Tage, folgten fünf andere gothische Kirchenbauten in den Vorstädten und Vororten, in welchen der geniale Hauptmeister mittelalterlicher Architektur in Wien, Friedrich Schmidt, der modernen christlichen Baukunst der Kaiserstadt den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat: die Lazaristenkirche an der Mariahilferlinie (1862), die Kirche unter den Weissgärbern (1872), die Pfarrkirche in der Brigittenau (1874), die Kuppelkirche in Fünfhaus (1875) und die Kirche der Lazaristen in Währing (1878). Vergleicht man diese Neuschöpfungen mit den schüchternen Versuchen L. Förster's, Rösner's u. A. aus den vierziger Jahren, so zeichnen sie sich vor Allem durch ihre technische Gediegenheit und Wahrheit aus. Der Stil ist ihnen nicht in willkürlicher Wahl von Aussen angeheftet, sondern mit constructiver Folgerichtigkeit aus dem Material herausentwickelt. Was Ferstel mit Kranner's Hilfe in dieser Hinsicht bei der Votivkirche für den Steinbau gethan, hat Schmidt mit gleichem Erfolge auf den Ziegelrohbau übertragen. Der hergebrachte Verputz wurde dadurch aus dieser Sphäre siegreich verdrängt und der Feinheit und Strenge der architektonischen Formensprache die Bahn geebnet. In Schmidt's Werken gesellt sich dann zu dem technisch-constructiven Verdienst noch ein Zug echt künstlerischer Freiheit und Beweglichkeit, welcher

ihn bei aller Treue gegen die mittelalterliche Tradition auch den Forderungen der neuen Zeit und des localen Geschmackes gerecht werden lässt. Der Geist jener alt-schwäbischen Schule, in welcher die bedeutendsten österreichischen Architekten des Mittelalters wurzeln, erscheint in unserem Dombaumeister von St. Stephan, dem Leiter seiner eben zum Abschlusse gelangenden Restauration, zu neuem Leben wieder auferwacht. — Was nebenher von anderen Architekten im Kirchenbau geschaffen worden ist, z. B. die im Inneren wohlgelungene Elisabethkirche auf der Wieden von Bergmann und desselben Meisters Pfarrkirche in der Vorstadt Favoriten, eine Pfeilerbasilika im Stile der italienischen Renaissance, macht, bei aller Verdienstlichkeit, auf höheren künstlerischen Werth keinen Anspruch. Reizvoll in ihrer Art sind zwei Versuche Hansen's, dem byzantinischen Stil neugriechischer Provenienz in unserem Kirchenbau Geltung zu verschaffen: die farbenprächtige griechische Kirche am alten Fleischmarkt und der schöne kleine Kuppelbau der evangelischen Friedhofscapelle. — Als Specialitäten mauresken Stiles verdienen schliesslich die beiden israelitischen Tempel in der Leopoldstadt Beachtung, der ältere von L. Förster 1853 bis 1858 errichtet, der neuere (1887 vollendet), ein zierliches, namentlich in seiner Decoration wohlgelungenes Werk.

Die Reihe der öffentlichen Bauten weltlichen Charakters auf den Stadterweiterungsgründen begann, wie schon bemerkt, mit dem neuen Hofoperntheater (1861 bis 1869). Solidität in technischer Beziehung, reiner Materialbau, Gediegenheit bis ins letzte decorative Detail: das waren auch für van der Nüll und Siccardsburg die ersten Anforderungen an ihr Werk. Da sie in Bezug auf die ihnen zu Gebote stehenden Mittel in derselben glücklichen Lage waren, wie Ferstel bei der Ausschmückung der Votivkirche, so hat sich ihre Schöpfung auch, gleich jener, zu einem förmlichen Inbegriff aller bildenden und ornamentalen Künste gestaltet. Was für die monumentale Seite der Aufgabe vielleicht ein Mangel war: van der Nüll's vorwiegend auf's Decorative gerichteter Sinn und Geschmack, das kam der feinen Ausarbeitung und Ausschmückung des Gebäudes entschieden zu Gute. Denn van der Nüll fasste die ornamentale und gewerbliche Kunst nicht als ein unselbständiges Beiwerk und eine leere Hülle auf, sondern er verstand es, in jedem noch so unscheinbaren Detail Seele und Leben zu wecken. Er ist dadurch zum Regenerator des Wiener Kunstgewerbes geworden und hat speciell durch die decorativen Arbeiten im neuen Hofoperntheater zu der

Blüthe der Luxusindustrie im heutigen Wien den Grund gelegt. An seiner Seite und nach seinem jähen Tode war, abgesehen von dem trefflichen Siccardsburg und ihrem gemeinsamen Schüler Gugitz, vor Allem der für das Gesammtgebiet der ornamentalen Künste feinbegabte Joseph Storck als Zeichner und Leiter des umfassenden Unternehmens thätig. Ausser den Kunstgewerben fanden auch die bildenden Künste in den Hallen des Opernthea ters Raum zu breiter Entfaltung. Die Namen Rahl's und Schwind's, H. Gasser's und Hähnel's glänzen unter der Schaar von Malern und Bildhauern, die hier ihr Bestes leisteten. Dobyaschofsky, Engerth, Laufberger, Sturm und viele Andere reihen sich ihnen an.

Das edle Beispiel, das damit gegeben war, äusserte seine Wirkungen in den weitesten Kreisen. Vereinswesen und Geschäftswelt, Staat und Gemeinde wetteiferten mit dem Allerhöchsten Kaiserhause in der Neugestaltung und Ausschmückung der ihren Lebensaufgaben dienenden monumentalen Bauten. Das Gebäude der Gartenbaugesellschaft (1865), der Cursalon (1866), das Künstlerhaus (1868), der Neubau der Gesellschaft der Musikfreunde (1870) bezeichnen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zugleich die Etappen einer immer ernsteren und höheren Erfassung der gesteckten Ziele. Der zweimalige Erweiterungs- und Umgestaltungsprocess, welchem Weber's gelungenes Künstlerhaus durch Streit und Jul. Deininger unterzogen werden musste, bezeugt den mächtigen Aufschwung des Genossenschafts- und Ausstellungswesens. Hansen's schöner Musikvereinsbau würde seiner Aufgabe noch würdiger entsprechen, wenn er in besserem Material hätte ausgeführt werden können. — Unter den zahlreichen dem Schulwesen dienenden Neubauten sind Fellner's Handelsakademie, Hansen's Evangelisches Schulhaus auf der Wieden mit seinem herrlichen Pfeilerhallenhof, Schmidt's Akademisches Gymnasium und der Bau der neuen Staatsgewerbeschule von Avanzo und Lange besonders hervorzuheben, letzterer vornehmlich als ein imponirender Beweis für den bedeutsamen Fortschritt, welchen das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich während der letzten Jahre gemacht hat. — Die Geschäfts- und Handelswelt ist an der Neugestaltung Wiens vornehmlich mit drei künstlerisch hervorragenden Werken betheiligt: Ferstel's reizvollem Bankgebäude (1856 bis 1860), Hansen's Börsenbau (vollendet 1877) und dem im Werden begriffenen Bau der Frucht- und Mehlbörse von K. König, denen noch verschiedene Neubauten grösserer Bankinstitute, wie der Erweiterungsbau der Nationalbank von Schmidt, die Bodencreditanstalt und

der Giro- und Cassen-Verein von E. v. Förster, die Länderbank von Wagner, die Verkehrsbank von Schachner u. a. sich anreihen. Der gewaltige Raum, welchen die Saalbauten in den Werken Hansen's und K. König's in Anspruch nehmen, erinnert an das altrömische Vorbild der forensischen Basilika, das in diesen modernen Verkehrshallen seine Nachahmung findet. Und nichts kann bezeichnender sein für den Sieg der Kunst auf allen Gebieten des grossstädtischen Lebens, als dass auch an den Stätten, wo sonst nur die Ziffer gilt, sich die Macht des Schönen Eingang verschafft hat.

Dass die Stadtgemeinde selbst, in deren Schoss alle diese gewaltigen Vorgänge sich vollzogen, als solche nicht müssig bleiben werde, den geliebten Heimatsboden zu schmücken und ein monumentales Zeugniss ihrer Macht und Selbständigkeit aufzurichten, konnte man erwarten. Auch wenn der ehrwürdige Rathhausbau in der Wipplingerstrasse weniger ungenügend sich erwiesen hätte für die unaufhörlich gesteigerten Ansprüche der Gegenwart, würde man einen neuen Communalpalast haben schaffen müssen. Das alte Centrum der Stadt war an den Ring vorgeschoben. Dort musste das Bauwerk sich erheben, das als weithin sichtbares Wahrzeichen der Grösse und Herrlichkeit der Stadt dastehen sollte. Der zunächst für das Rathhaus in Aussicht genommene Platz am Parkring musste bald aufgegeben werden, da sich die Area als viel zu klein erwies und niemals zu der centralen Bedeutung hätte erhoben werden können, welche der Mittelpunkt der städtischen Verwaltung forderte. Der hochherzige Beschluss Sr. Majestät des Kaisers, den alten Paradeplatz auf den Glacisgründen zwischen Burgthor und Schottenthor zu opfern, ermöglichte nicht nur für den Rathhausbau die einzig entsprechende Platzwahl, sondern brachte auch den Gesammtplan der Ringstrassenanlage erst zu seinem würdigen Abschlusse. Der »Paradeplatz der Wiener Architektur« entstand. In der Mitte das Rathhaus, rechts und links Parlament und Universität, gegenüber das neue Hofburgtheater: so ordnen sich die vier Meisterschöpfungen der bedeutendsten Architekten des neuen Wien zu einem in Stein gemeisselten Viergesang zusammen. Dazu als begleitende Stimmen die hallenumsäumten Prachtzeilen des Rathhausviertels und im Centrum dieses Ganzen eine blühende Parkanlage mit Brunnen und Bosquets, welche zur Aufnahme grosser Sculpturwerke einladet. Das ist der architektonische Glanzpunkt der verjüngten Kaiserstadt und einer der herrlichsten, stolzesten Plätze der Welt.

Der Architekt des neuen Rathhauses hat wohl daran gethan, sich bei der Conception seines Werkes an die Vorbilder des späten Mittelalters anzuschliessen. Denn dieses war die erste Zeit der Blüthe des Städtewesens, in welcher die Baugedanken des kräftig emporgediehenen Bürgerthums ihre typische Gestalt gewannen. Der alte Wartthurm ward damals zum Rivalen des Kirchthurms und des Burgfrieds, als Ausdruck der communalen Herrschaft neben der geistlichen und fürstlichen. Luftige Hallen, weite Höfe und Säle dienen dem im Innern sich rührenden Verkehr, den Versammlungen und Festlichkeiten. Die freiere Behandlung der von der kirchlichen Baukunst entwickelten Formen entspricht dem weltlichen Charakter des Ganzen und schliesst auch eine decorative Anlehnung an andere Stilweisen nicht aus. — Wie glücklich Schmidt für diese bewegliche Fortentwickelung der mittelalterlichen Baukunst begabt ist, beweist vornehmlich sein 1886 vollendetes kaiserliches Stiftungshaus mit der an venetianische Motive gemahnenden und doch durchaus originellen Façade, welche die Individualität des Meisters unter allen seinen Schöpfungen vielleicht am prägnantesten zum Ausdruck bringt.

Ebenbürtig und nicht minder glücklich in der Wahl der Stile treten Parlament und Universität dem Rathhaus zur Seite. Der Sitz der parlamentarischen Körperschaften stellt sich uns in den Bauformen jenes classischen Volkes dar, welches den völkererziehenden Gedanken der Freiheit geboren, ihm in Leben und Wissenschaft die erste Gestalt gegeben hat. Söhne des Nordens waren es vorzugsweise, welche die reinen Gebilde hellenischer Kunst in unseren Tagen wieder zum Leben erweckten. Es ist, als ob dadurch die in der modernen Wissenschaft aufgetretene Anschauung von dem uralten Völkerzusammenhange zwischen den Bewohnern der Nordländer Europa's und den Stämmen, welche vor Jahrtausenden die dorischen Bauformen nach Hellas brachten, bestätigt werden sollte. Dem Dänen Thorwaldsen, dem Erneuerer der hellenischen Sculptur, folgte der Däne Hansen als der bedeutendste Repräsentant der hellenischen Architektur im neunzehnten Jahrhundert. Auch ihm hat die Nothwendigkeit des Bauprogrammes manche Concession an die moderne Weise abgetrotzt. An die Stelle des geschlossenen einfachen Hallenbaues muss er die reichere Gruppe treten lassen. Auch die Mehrstöckigkeit ist unabweisbar; sie hat sich nur der einen, dominirenden Ordnung zu fügen. Dem Ganzen gibt vornehmlich der Stempel hellenischen Wesens, der säulengetragene Giebelbau, sein Gepräge; und Formen wie Ornament, Material wie technische Behandlung sind so

edel und gediegen, dass wir uns beim Anschauen und Prüfen dieser schön gegliederten Marmormassen in die Zeiten Alexanders von Macedonien zurückversetzt wähnen. Das Innere hat zwei hervorragenden Schülern Rahl's, die mit dem Architekten von Jugend auf in treuer Stilgemeinschaft schufen, Aug. Eisenmenger und Christ. Griepenkerl, zur erneuten Bethätigung ihrer farbenfrohen Kunst in ernsten Friesbildern Anlass geboten. Für das Aeussere ist eine reiche plastische Decoration bestimmt, welche noch zum Theil ihrer Vollendung harrt. Pilz, Hellmer, Kundmann, Benk, Haerdtl, Weyr, Myslbeck und zahlreiche andere jüngere Kräfte sind dabei in erfolgreichem Wetteifer betheiligt. Erst nachdem dieser belebende Schmuck, der in den Giebelfeldern sich von leuchtendem Goldgrund abhebt, in allen Stücken vollendet sein wird, kann über Hansen's grossartigste Schöpfung das Endurtheil gefällt werden.

Die Universität, das Gegenstück zu dem Parlamentsgebäude, tritt uns als der Sitz des Humanismus in den Formen der Renaissance entgegen. Ferstel, der hier sein letztes Wort gesprochen, war nach seinen mittelalterlichen Jugendwerken früh zu der modernen Bauweise übergegangen. Abgesehen von den verschiedenen Palastbauten und Häusern, deren im Vorbeigehen oben schon gedacht wurde, hatten insbesondere das Chemische Laboratorium der Universität und das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie (1871) seine geistige Wahlverwandtschaft mit den Italienern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts dargethan. Während Hansen in seinem Bau der Akademie der bildenden Künste (1877), soweit nur immer möglich, die classischen Formen vorherrschen liess, finden wir Ferstel eifrig bemüht, dem beweglicheren Stil der Frührenaissance zu folgen und auch in der Auswahl der technischen Mittel (glasirter Terracotta, Sgraffito u. dgl.) auf die Traditionen der Italiener zurückzugreifen. In dem Bau der Universität ist er schliesslich zu den Vorbildern der Hochrenaissance übergegangen. Sangallo und Michelangelo inspirirten ihn bei der Anlage des grossen Hallenhofes, Motive von Palladio und Scamozzi waren massgebend für die Gestaltung des Aeusseren. Aber bei allem Respect vor der Ueberlieferung, welchen das Ganze bezeugt, erhebt sich dasselbe doch zu freier und schöner Eigenthümlichkeit, zu dem selbständigen Ausdruck jenes edlen, feinen, weltmännischen Wesens, das auch der Persönlichkeit Ferstel's ihren Zauber verlieh.

Hellenistisches Alterthum, spätes Mittelalter und Hochrenaissance herrschen somit an den drei bisher betrachteten Seiten des

gewaltigen Platzes, an dessen vierter Seite das neue Hofburgtheater sich erhebt. Hier stehen wir vor einer Schöpfung durchaus moderner Art. In der Façade des Gebäudes, welches von Hasenauer nach einem von ihm und Gottfried Semper gemeinsam ausgearbeiteten Entwurf errichtet und im Sommer 1888 in allen Theilen vollendet wurde, klingt zwar Michelangelo's Ordnung von den Bauten des Capitolsplatzes in Rom vernehmlich nach. Aber in der Gesammtanlage wie in der sonstigen künstlerischen Durchbildung und Ausstattung des Ganzen haben wir ein durchaus eigenartiges Werk vor uns, das in der zierlichen Pracht seiner Erscheinung den Geist der modernen Wiener Kunst zu festlich heiterem Ausdruck bringt.

Die nämliche, nur in weit grossartigeren Dimensionen sich vollziehende Verschmelzung italienischer und einheimischer Traditionen erkennen wir in den beiden Riesenbauten der kaiserlichen Hofmuseen und dem in der Ausführung begriffenen Erweiterungsbau der k. k. Hofburg. Den beiden Museen, welche zur Aufnahme der kunst- und naturhistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses bestimmt sind, liegt ein im Jahre 1867 preisgekröntes Project von Hasenauer zu Grunde, welches dann von dem Urheber in Verbindung mit Gottfr. Semper umgearbeitet und seit dem Frühjahr 1872 unter ausschliesslicher Leitung von Hasenauer ausgeführt wurde. Der Erweiterungsbau der k. k. Hofburg, zu welchem in Semper's publicirten Projecten ein an das Forum Trajani erinnernder Plan vorliegt, soll sich in Stil und Anlage den Baugedanken Fischer's von Erlach anschliessen und aus zwei in der Mitte segmentförmig eingezogenen Palastfronten bestehen, welche sich hinter den beiden Reiterdenkmalen des äusseren Burgplatzes erheben werden. Ein verbindender Mittelbau mit hochaufragender Kuppel soll dem Ganzen als Abschluss dienen. Die gewaltigen Ordonnanzen der bereits vollendeten Theile dieses grossartigen Gebäudecomplexes gemahnen uns an die Palastfronten Sanmiccheli's. In der zierlichen Ornamentik, welche die Massen belebt, kommt wieder die heimische Weise zur Geltung. Die Wahl des Stils findet in der ganzen Oertlichkeit wie in der Natur der Aufgabe ihre Rechtfertigung. An der Stätte, wo die Meister des Barockstils, ein Fischer v. Erlach und Matthielli, ihre brausenden Register gezogen haben, würde jeder sanftere Stilaccord wirkungslos verhallt sein.

Unsere Musterung der Monumentalbauten des modernen Wien ergiebt zugleich einen Abriss der hier in Stein gemeisselten Stilgeschichte. Es ist derselbe kunstgeschichtliche Process, den die

Architektur des neunzehnten Jahrhunderts allerorten aufweist, nur mit bestimmten Wiener Accenten, welche dem volleren, reicher modulirten Organ des Volksgeistes entsprechend stets eine Bevorzugung der späteren vor den früheren und strengeren Stilformen zeigen. Auch die Privatarchitektur hatte dieses Repetitorium der Stile durchzumachen, das uns vom Hellenenthum bis zum Mittelalter, von der Frührenaissance bis zum Barock und Rococo geführt hat, und eben sich anschickt, auch Louis Seize und Empire in sein Repertoire aufzunehmen. Dass weder die antike noch die mittelalterliche Formensprache diese Gebiete dauernd beherrschen werde, liess sich vermuthen. Auch die sogenannte deutsche Renaissance fand hier nur wenig Anklang. Alle diese Stile sind aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgewachsen, eignen sich sehr wohl für das in Wien schwer einzubürgernde Familienhaus, aber nicht für den hier dominirenden grossstädtischen Zinspalast. Nur die aus dem römischen Weltstil erwachsene italienische Renaissance mit ihrem wohlgegliederten, kraftvoll profilirten Stockwerksbau konnte in Wien wirklich zur Herrschaft gelangen. Sie übte diese zunächst in jenen massvoll edlen Formen, welche den besten Werken Romano's und Schwendenwein's, dem früheren Palais Schey, dem Palais Wiener, auch mehreren stattlichen Bauten von Schachner, Tietz, Tischler, Wagner, Streit, Claus und Gross, Thienemann, Dörfel, Abel, Schumann und Anderen eigen sind. Was in diesen Bauten, auch ganz abgesehen von ihrer vornehm wirkenden Façadenarchitektur, durch praktische Grundrisseintheilung, schöne luftige Vestibul- und Treppenräume, gediegene und reiche Decoration für das moderne grossstädtische Wohnhaus geleistet worden ist, wird immer einen Glanzpunkt unseres Kunstlebens bilden. — Neben der strengeren Weise hatte sich jedoch schon früh auch eine freiere und opulentere Richtung geltend gemacht. Van der Nüll's Waarenhaus der Firma Haas und Hasenauer's Aziendahof am Graben, verschiedene Häuser von Stattler, Wurm u. A. sind als Vorbilder dieser Gattung zu nennen. Besonders rühmenswerth ist an manchen der genannten Werke das Bestreben, mit den conventionellen Formen auch den hergebrachten Verputzbau zu überwinden und echtes Steinmaterial, selbst farbigen Marmor an seine Stelle zu setzen. Ausser dem Aziendahof und dem Klein'schen Hause von Tietz sind namentlich der eben im Bau begriffene Granitpalast der Gesellschaft Equitable von Streit und das von Fellner und Helmer erbaute Haus der Herzogin de Castries in der Rothenthurmstrasse mit seiner ganz aus Granit und Marmor hergestellten Façade in dieser Hinsicht beachtenswerth. Die letztgenannten

beiden Architekten, die Erbauer des früheren Stadttheaters (jetzigen Ronacher'schen Etablissements) und des im Entstehen begriffenen deutschen Volkstheaters, zählen zu den wenigen Vertretern der deutschen Renaissance in Wien (Kranner'sches Haus am Stephansplatz, Margarethenhof), haben diese jedoch in ihren neuesten Schöpfungen gegen einen zierlichen Rococostil Altwienerischen Charakters eingetauscht, der auch von Seiten anderer jüngerer Architekten, vorzugsweise bei der Decoration vornehmer Prachträume, wieder eifrige Pflege findet. Unter den Anhängern der deutschen Renaissance verdient A. v. Wielemans einen Ehrenplatz. Er hat den Stil nicht nur im Privatbau mit Glück angewendet, sondern ihm mit seinem fein durchgebildeten Justizpalast auch unter den Monumentalbauten eine Stelle zu erobern gewusst. Sein Eckhaus am Stock-im-Eisenplatz ist ein ansprechender Versuch, der gemalten Façade wieder Anklang zu verschaffen. Das Beispiel wäre namentlich bei dem unabweislich gewordenen Umbau der alten Stadt häufigerer Nachfolge werth, als sie ihm bisher zu Theil geworden ist. Dasselbe gilt von der durch Ferstel, Laufberger, Kosch u. A. wieder eingeführten Majolica- und Sgraffito-Decoration. Vornehmlich in Verbindung mit dem noch immer allzu seltenen Ziegelrohbau, mit glasirten Terracotten oder auch mit farbigem Stein, würde diesen malerisch reizvollen Verzierungsweisen noch manche bisher unerreicht gebliebene Wirkung abzugewinnen sein. Ein schönes Beispiel verwandter Gattung bietet das Porzellanhaus des Herrn Wahlis von Korompay. — Den der deutschen Renaissance verwandten Stil, welchen Ernst und Wächtler, K. Kaiser, Wendeler und Hieser, Roth, v. Wieser u. A. bei Häusern und Innendecorationen mit Glück angewendet haben, sehen wir neuerdings mehr und mehr barocken Formen weichen. In den verschiedensten Theilen der Stadt erheben sich Façaden mit korbartig ausladenden Erkern und Balconen, zeltförmigen Fensterbedachungen, verschnörkeltem Holz- und Eisenwerk, und auch im Innern dieser Bauten erobert sich die Barock- und Rococo-Decoration immer mehr Terrain. Rumpelmayer, Adam, Bressler und Korompay sind als die namhaftesten Vertreter dieser Stilweise zu bezeichnen. — Ein glänzendes Muster moderner Spätrenaissance hat Karl König in seinem Ziererhof (neuerdings Philipphof) aufgestellt. Hier verbinden sich lebensvoll wirksame einheimische Traditionen mit der gediegensten Kenntniss der von den grossen Italienern ausgebildeten Formenwelt. Auch für die technische Ausführung und die plastische Decoration ist dieser edle Bau ein Musterwerk. — Die jüngste Phase des palastartigen Wiener Zinshauses

ist als die des opulenten Stiles zu bezeichnen. Franz Neumann hat in seinen mit grossartigen Laubengängen ausgestatteten Häusern am Rathhausplatz dafür den Ton angeschlagen. Aber während sich hier die Gesammtform der Anlage, für welche ein von Friedr. Schmidt entworfener Plan vorliegt, noch in massvoll bewegten Linien hält und gediegene Feinheit in der Ausführung den Formenreichthum durchdringt, drohen in jüngster Zeit barocke Willkür und Streben nach Effect um jeden Preis alle bestehenden Schranken gewaltsam niederzureissen. An hundert Strassenecken schiessen Kuppelthürme empor; breite Mansardendächer von geschweifter, ausgebauchter, aufgeblähter Gestalt bekrönen die Mittelrisalite der Façaden. Kaum hat sich ein solches Dachungeheuer auf den Baukörper eines Zinspalastes niedergelassen, so reckt daneben schon ein zweites, noch absonderlicheres, seine Glieder in die Lüfte. Wir sind am Gegenpol des Kasernenstils angelangt; auf die Nüchternheit folgte der Uebermuth und es ist nicht abzusehen, wohin dieser noch führen wird.

Hocherfreulich ist es dagegen, dass in jüngster Zeit auch das Familienhaus, das Stiefkind der Wiener Architektur, einen künstlerischen Aufschwung genommen hat. Was im Centrum der alten und neuen Stadt nur höchst vereinzelt und schwierig zu erreichen war, das vollzieht sich an der Peripherie, vornehmlich in dem unter Ferstel's und Borkowski's Leitung entstandenen Cottage-Viertel. Hier sind eine grosse Anzahl mustergiltiger Familienhäuser in jenem von England herübergekommenen Stil entstanden, welcher gediegene Schlichtheit mit Comfort und Eleganz zu verbinden weiss. Durch die Anlage des Parkes auf dem Terrain der »Türkenschanze« wird dieses in raschem Wachsthum begriffene Häuserviertel neue Reize und Anziehungspunkte gewinnen. Es wäre dringend zu wünschen, dass bei dem bedeutendsten städtischen Bauproject, dessen Verwirklichung wir von der nächsten Zukunft zu gewärtigen haben, bei der Anlage des neuen Wien-Boulevards, dem Familienhause und dem palastartigen Wohnhause herrschaftlichen Stils die ihm gebührende Stelle gewahrt werden könnte. Die beiden Palais der Freiherren von Rothschild auf der Wieden, von den Architekten Girette und Destailleurs, dürfen als schwer zu überbietende Muster derartiger Anlagen gelten. Welch' ein reizvoller Anblick würde es sein, wenn eine Kette ähnlicher, wenn auch viel schlichterer kleiner Paläste, mit Vorgärten und reichem Gitterwerk, von Blumenbeeten und Gebüsch begleitet, sich neben den Alleen des neuen Boulevards hinzöge und im Weichbilde von Schönbrunn in zierlichen Cottages ihren Abschluss fände!

Die Geschichte der modernen Städte lehrt, dass auch das Verkehrswesen mit seinen Bahnhofshallen, Stationshäusern und Viaducten sich keineswegs unempfänglich erweist für die Anforderungen der Schönheit. Wien lässt in seinen Bahnhöfen einen Fortschritt in dieser Hinsicht klar erkennen, obschon bei dem Mangel einer Centralstation der Hallenbau hier keine so riesigen Dimensionen angenommen hat, wie an anderen Orten. Der Vergleich der älteren Bahnhöfe, des Nordbahnhofes und des Westbahnhofes, mit dem Neubau des Südbahnhofes von Flattich und Wilhelm, dem Nordwestbahnhof von Bäumer und namentlich mit dem Bahnhof der Franz Josefs-Bahn von Barvitius, zeigt das schrittweise Vorwiegen einfach grosser, massvoll durchgebildeter Anlagen über einen verschwenderischen Decorationsstil, der hier ohne alle Berechtigung ist.

Der auch für Wien zum dringenden Bedürfniss gewordene Bau einer Stadtbahn wird die schwierige Aufgabe zu lösen haben, die praktischen Zwecke des grossstädtischen Verkehrs mit den Forderungen der Kunst in Einklang zu bringen.

Einen wichtigen Factor in dem Gesammtbilde jeder städtischen Ansiedelung bilden die Brücken. Da nicht die Donau selbst, sondern nur ein vom Hauptstrom abgezweigter Canal und der Wienfluss das Innere der Stadt durchziehen, blieb für Wien ein so grossartiger Brückenbau, wie ihn Budapest in seiner Kettenbrücke besitzt, leider ausgeschlossen. Der gewaltige Bau der Kronprinz-Rudolfsbrücke wird erst seine volle Bedeutung erhalten, wenn einst die Donaustadt verwirklicht ist. Die künstlerisch gestalteten oder doch verzierten kleineren Brücken innerhalb der Stadt, die Elisabethbrücke, die Aspernbrücke, die Tegetthoffbrücke, die Stephaniebrücke, die Augartenbrücke u. a. kommen ihrer verhältnissmässig unbedeutenden Dimensionen wegen für den Prospect des Ganzen kaum in Betracht.

Man hat es oft laut beklagt, dass bei der Anlage des neuen Wien für grössere Plätze und wirkungsvoll angelegte Avenuen zu wenig gesorgt worden sei. Bei dem wiederholt in Discussion gezogenen Generalplan für die weitere Entwickelung der Stadt wird man diesem bedeutsamen Element gewiss die nöthige Beachtung widmen.

Der Mangel an Plätzen erklärt zum Theil auch die Seltenheit plastischer Monumente und kunstvoll geschmückter Brunnen. Erst die jüngste Zeit begann eifrig nachzuholen, was seit der Glanzepoche des Barockstils nahezu gänzlich vernachlässigt worden war: mit glücklichen Erfolgen vornehmlich auf dem Gebiete der

Monumentalbildnerei, während für die Brunnensculptur noch viel zu schaffen übrig bleibt.

Für die Lage der Dinge in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeugen Marchesi's Monument des Kaisers Franz, die Brunnen von Schwanthaler und von van der Nüll und Preleuthner auf der Freiung und vor der Wiedener Paulanerkirche. Trotz aller Gediegenheit der ersteren beiden und trotz aller Zierlichkeit des letzteren können wir uns doch eines Lächelns kaum erwehren bei dem Gedanken, dass dies der Stand der damaligen Wiener Bronzeplastik war. Alles Leben, aller Schwung schien darin wie erstorben. — Die Geschichte der Sculptur weist mehrere Belege dafür auf, dass ihr Gedeihen in erster Instanz von der Einkehr zum Naturstudium, zur Charakterstrenge bedingt ist. Auf die Naturalisten und Charakteristiker folgen die Idealisten und Stilisten. So war es auch in dem heutigen Wien. Der akademische Normalstil, wie er seit Canova's und Franz Zauner's Tagen durch Klieber, Kaehssmann, den trefflichen Bauer u. A. gepflegt wurde, hätte nie einen frischen Schoss zu treiben vermocht ohne den kräftigen Impuls, der von Fernkorn's und Hans Gasser's Werken ausging. Man hat sie den Romantikern beigezählt. Es kann das nur heissen, dass Beide von innen heraus, der Eine von der Charakter-, der Andere von der Empfindungsseite her, zu einer neuen plastischen Ausdrucksweise zu gelangen strebten. Das fein angelegte Talent Hans Gasser's hat in Wien mehr anregend als durchgreifend gewirkt. Sein »Donauweibchen« im Stadtpark, seine Statue Ihrer Majestät der Kaiserin in der Halle des Westbahnhofes, seine schönen Nischenfiguren am Carltheater, sein Sonnenfels auf der Elisabethbrücke, seine decorativen Arbeiten im alten Magistratsgebäude, die Brunnenfiguren vor dem Hofoperntheater und manche seiner Porträtbüsten (Jenny Lind, Rahl, Marko u. A.) zeugen von edler Naturauffassung und frischem Lebensgefühl. Aber der echte plastische Zug geht ihnen ab, welchen die monumentale Bildnerei grossen Stiles fordert. Anton Fernkorn's derbere und schwungvollere Natur war dazu angethan, diesen Stil wenigstens vorzubereiten, wenn auch nicht in vollendeter Weise durchzubilden. Sein Heiliger Georg im Hofe des Palais Montenuovo, sein Erzherzog Karl und Prinz Eugen auf dem äusseren Burgplatze sind die ersten Denkmale stilvoller Bronzeplastik im modernen Wien. Ihm verdanken wir zugleich die Wiederbegründung einer gross angelegten Kunstgiesserei für Bronzewerke, ohne welche die selbständige Entwickelung dieses hochwichtigen Zweiges der einheimischen Kunst nicht denkbar gewesen wäre. Die durch lange

Jahre von Fernkorn geleitete, neuerdings ihres staatlichen Charakters entkleidete, treffliche Anstalt steht gegenwärtig unter der Direction von Pönninger und Röhlich. Neben ihr hat in jüngster Zeit auch die Kunstgiesserei von Turbain sich mit glücklichem Erfolge dem Bronzeguss monumentalen Stils zugewendet. Während man früher grössere Aufträge dieser Art in München, Lauchhammer oder Nürnberg ausführen lassen musste, besitzt Wien jetzt für alle derartigen Arbeiten, die grössten wie die kleinsten, ausgezeichnete Kräfte. Das Schwarzenberg-Monument in Wien, die Tegetthoff-Denkmäler in Wien und Pola, das Schiller-Denkmal und das Beethoven-Denkmal, der statuarische Bronzeschmuck des Hofoperntheaters, der Hofmuseen, des Parlamentsgebäudes, endlich das grossartige Maria-Theresia-Denkmal in Wien und zahlreiche andere Werke des Erzgusses wurden in den genannten Giessereien hergestellt.

Die Entwickelung des Erzgusses hatte den Aufschwung der monumentalen Bildnerei zur Voraussetzung. Auch in dieser Hinsicht emancipirte sich Wien von der Production des Auslandes, ohne gegen die segenbringenden Wirkungen freier Wettbewerbung blind zu sein. Der geistvolle Hähnel, der poetisch feinbegabte Schilling sind durch bedeutsame Schöpfungen edler Conception hier vertreten. Der Erstere nahm auch als Lehrer längere Zeit hindurch auf die hervorragendsten Talente der jüngeren Wiener Schule, wie Kundmann, Benk, Gastell u. A. einen nachhaltigen Einfluss. Das letzte Decennium hat diesen Schulzusammenhang gelöst, seit durch die Berufung Zumbusch's und Kundmann's an die reorganisirte Bildhauerabtheilung der Wiener Akademie, für welche in dem Gebäude nahe der Belvedere-Linie besondere Werkstätten und Schulräume aus Staatsmitteln hergestellt wurden, in Wien für die volle künstlerische Ausbildung der nachwachsenden Generation hinreichend gesorgt ist.

Die schwierigsten Aufgaben der Bronzebildnerei fielen Zumbusch zu und seine Kraft ist gewachsen angesichts der immer höher gesteckten Ziele: dem gewaltigen Genius Beethoven's wie der schlichten Grösse Radetzky's ist er in gleicher Weise gerecht geworden, und in seinem figurenreichen Denkmal der grossen Kaiserin hat er dem Ideal völkerfreundlicher Herrscherwürde, welches diese hohe Frau verkörperte, einen allgemein verständlichen Ausdruck zu verleihen gewusst.

Obwohl auch Kundmann, wie u. A. sein Tegetthoff und seine schönen Victorien vor den beiden Hofmuseen beweisen, dem strengen Stil der Bronzeplastik durchaus nicht fern blieb, bewährte

sich seine fein durchgeistigte Kraft doch vorzugsweise auf dem Gebiete der Marmorsculptur. Zwei Wiener Kinder edler Art, Schubert und Grillparzer, verdanken ihm ihre plastische Verkörperung. Auch Raimund möchten wir durch ihn in Marmor verewigt sehen, wie jene, von Grün umgeben, an einem der belebtesten Punkte der neuen Parks, als den guten Genius der Jugend und der Volkspoesie.

Die Wiederbelebung und geistige Verfeinerung der Marmorsculptur darf überhaupt als eine der erfreulichsten Erscheinungen in unserem Kunstleben bezeichnet werden. Die besten Kräfte mussten verkümmern, so lange man für sie nur Sandsteinfiguren an Kirchenportalen oder Kasernenthoren als Aufträge kannte. Was Bauer und Klieber, auch H. Gasser und Pilz an tüchtigen Arbeiten in diesem Material geliefert, erhebt sich selten über das decorative Niveau. Noch fabrikmässiger, wenn auch in technischer Hinsicht oft recht anerkennenswerth, sind die zahlreichen Figuren in Terracotta, mit welchen viele, selbst öffentliche Bauten Wiens am Aeusseren wie im Inneren ausgestattet sind. — Um so verdienstlicher ist es, dass die jüngste Epoche vornehmlich in dem reichen Sculpturenschmuck der Universität und des Parlamentsgebäudes den edlen Marmor wieder in sein Recht eingesetzt hat. Für das Innere der Universität schuf Zumbusch die überlebensgrosse Marmorstatue Sr. Majestät des Kaisers im Toisonordensornate. Durch den Giebelschmuck der Universität, welche die Erscheinung der Pallas Athena unter den Göttern darstellt, bewährte Josef Tautenhayn, der treffliche Medailleur, auch in der Kunst grossen Stils seine Meisterschaft. Die Hauptaufgabe bei der plastischen Ausschmückung des Parlamentsgebäudes fiel Edmund Hellmer zu. Sein eben vollendeter Marmorschmuck des Mittelgiebels über der vorderen Eingangshalle verherrlicht in grossgedachter lebensvoller Gestaltung den Kaiser als den Geber der Verfassung, umringt von den Personificationen der Kronländer Oesterreichs. Das Material dieser Sculpturen ist der überhaupt in der neusten Zeit vielfach zur Anwendung gekommene grosskörnige Laaser Marmor. Der plastische Schmuck des Parlamentsgebäudes wird erst ganz vollendet sein, wenn auch die Rampenpfeiler, die Flaggenhalter und der für die Mitte des Vorgartens bestimmte Austriabrunnen ihre Plätze füllen. — Für die Brunnenplastik thut, wie schon früher angedeutet wurde, dringend ideale Hilfe noth. Was die letzten Decennien in diesem Gebiete hervorgebracht, steht nicht auf der Höhe der Zeit. Anton Wagner's reizendes Gänsemädchen erfüllt seinen Zweck nur innerhalb einer beschränkten Raumsphäre; der

stattlich componirte Albrechtsbrunnen wird verdorben durch seinen plumpen Figurenschmuck; die schönen Talente Theodor Friedl's, Tilgner's, Weyr's für Arbeiten solcher Gattung wurden bisher nur unzureichend ausgenützt. Die letzteren Beiden massen kürzlich ihre Kräfte in kühn erdachten Entwürfen für den plastischen Schmuck des Hochstrahlbrunnens vor dem Schwarzenberg'schen Sommerpalais, leider ohne dass der aus der alten Wiener Tradition hervorgekeimte Gedanke bis jetzt auf fruchtbaren Boden gefallen wäre.

Die Steinsculptur kirchlichen Stils besitzt vornehmlich in Joseph Gasser, dem Urheber zahlreicher stilvoller Bildwerke an der Votivkirche und an anderen Bauten, sowie an Franz Erler, einem Schüler Bauer's, ausgezeichnete Vertreter. Bei dem wiedererwachten Bestreben, die kirchliche Kunst dem fabrikmässigen Betriebe der modernen Ausstattungsateliers zu entreissen, dürfen wir auch für diesen edlen Zweig eine regere Förderung erhoffen.

Dasselbe gilt von der Grabsculptur, welche lange Zeit hindurch zu einem noch kümmerlicheren Dasein verurtheilt war, als die übrigen Gattungen der Bildnerei. Als Mittelpunkt des neuen, auf Grundlage der Pläne von Mylius und Bluntschli errichteten Wiener Centralfriedhofes ist ein plastisch reich ausgestatteter Camposanto gedacht, in dessen Hallen und näherer Umgebung die hervorragenden Bürger Wiens ihre Ehrengräber finden sollen. Architektur und Plastik arbeiten gemeinsam daran, diese Stätte der Pietät in würdiger Weise auszustatten, und nach der Weise der Alten durch Schönheit zu verklären, was dem Tode verfallen ist. Dort erheben sich bereits die architektonisch reich und zierlich ausgeschmückten Grabdenkmäler von John und Uchatius, entworfen von Wielemans, sowie das von Hauser und Herdtle gezeichnete Denkmal Eitelberger's; unter den plastisch ausgestatteten Grabmälern seien erwähnt: das Grab Amerling's von Benk, die in der Ausführung begriffenen Denkmäler für Makart von Edm. Hellmer und für Schubert von Kundmann, endlich das Denkmal für die Opfer des Ringtheaterbrandes mit der Gestalt der trauernden Vindobona von Weyr.

Kehren wir von den Gräbern in das bewegte Leben zurück und sehen uns nach den mannigfachen Aufgaben um, welche der Festraum, das Haus, die Geselligkeit, der Ruhmsinn, das Luxusbedürfniss der Plastik stellen, so hat die Wiener Kunst für Alles dies eine Fülle von reizenden Schöpfungen und beweglichen Talenten aufzuweisen. Namentlich da, wo die grosse Plastik an's Decorative grenzt oder sich schlechtweg als Ornament gibt, sprudelt ein alter,

stets reichlich genährter Born echt Wienerischer Findigkeit und Geschicklichkeit. Wie sich dieser angeborene Formensinn vor zwanzig oder dreissig Jahren leicht in's Romanische, Byzantinische und Gothische hineinfand, ebenso gefügig folgte er mit dem Aufkommen der modernen Geschmacksrichtung den mannigfaltigen Wendungen der Renaissance bis in den gegenwärtig besonderer Gunst sich erfreuenden Barockstil. Durch diesen kommt namentlich die Stuccodecoration wieder neu in Gebrauch und wird hoffentlich bei tieferem Eindringen in den Geist der alten Muster noch zu feinerer Blüthe sich entwickeln als bisher, um der fabrikmässigen Cementverzierung den Weg zu verlegen. Aus dem Gebiete der plastischen Ornamentationskunst mag hier nur auf die zahlreichen Arbeiten von Lavigne, Müller, Pokorny, Schindler, Schönfeld, Schönthaler und Völckel hingewiesen werden. — In der decorativen Sculptur vorwiegend figürlicher Art besitzt Wien, wie bereits angedeutet, an Friedl und Weyr zwei Talente von hohem Rang. Von Ersterem rührt u. A. die grandios bewegte Heliosgruppe am Ziererhof (jetzt Philipphof), von Letzterem der figurenreiche Bacchuszug an der Façade des neuen Hofburgtheaters und die im Stile Michelangelo's componirte plastische Decoration an der Decke des Zuschauerraumes in demselben Gebäude, sowie der malerisch componirte Reliefschmuck für das Grillparzerdenkmal her. Auch in Werken plastischer Kleinkunst hat er sich ausgezeichnet. — Für die Kleinplastik ist in erster Linie der aus der Dresdener Schule stammende, feinbegabte Otto König, der Schöpfer zahlreicher sinnig erfundener Brunnengruppen, Tafelaufsätze und sonstiger Zierarbeiten, mit Erfolg thätig. Doch cultivirt er zugleich, wie u. A. seine herrliche Victoria für Pola beweist, die grosse Sculptur mit entschiedenem Beruf. — Durch ihr mit König gemeinsames Wirken an der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums sehen sich der treffliche August Kühne, der vorzügliche Ciseleur Stephan Schwarz und der namentlich als Holzbildschnitzer bewährte H. Klotz auf die Pflege der decorativen Sculptur kunstgewerblichen Charakters hingewiesen. Das blühende Gedeihen des Kunstgewerbes wird nur dieser steten innigen Verbindung mit der Kunst verdankt.

Eine Specialität ersten Ranges besitzt Wien in seinem Porträtbildhauer Victor Tilgner. Er hat mit energischem Griff über den ihm anerzogenen Idealstil hinaus den geistvollen Naturalismus der Quattrocentisten wieder in das plastische Bildniss einzuführen gewusst. Seine Porträtbüsten des Grafen Edmund Zichy, des Fürsten Salm,

Ludw. Lobmeyr's, Aimé Boué's, Leop. Müller's, der Frau Wolter und viele andere sind Meisterschöpfungen geistvoller Charakteristik. Von der sie beherrschenden malerischen Auffassung und Behandlung ist nur ein Schritt zur wirklichen Malerei; wir finden es daher ganz natürlich, dass Tilgner als einer der Ersten sich der plastischen Polychromie zugewendet und auch in dieser Hinsicht einige mustergiltige Leistungen hervorgebracht hat. Vornehmlich in der Darstellung weiblicher Schönheit von einem gewissen pikanten Liebreiz, welcher die Morbidezza der Formen wie ein zarter Duft umweht, ist Victor Tilgner ein mit Recht weitberühmter Meister. — In plastischen Kleinkunstwerken, Gruppen, Büsten von lebensvoller Ausführung und geschickter Polychromie hat sich neben ihm Arthur Strasser als ein verwandtes Talent von seltener Kraft bewährt.

Wenn man die gedrängte Colonne der übrigen tüchtigen bildhauerischen Kräfte Wiens überblickt, die Costenoble, Schmidgruber, Silbernagel, Haerdtl, Natter, Pendl, von den Jüngeren und Jüngsten David, Düll, Hoffmann, Kalmsteiner, Lax, Probst, Schwerzek, Seib, Seidan, Sterzer, Swoboda, Vogel, H. Bitterlich, Brandstetter u. A., so möchte man wünschen, dass für sie Alle noch lange die Zeit regen Schaffens fortdauern möge, deren sich das neu erstandene Wien in den letzten Decennien zu erfreuen hatte. Die Monumentalbauten stehen bis auf die Hofburg vollendet da. Aber noch fehlt manches Denkmal, welches Wien seinen grossen Bürgern, den Heroen deutschen Geistes, den Staatsmännern wie den Feldherren, den Männern des Wortes wie der That schuldet. Das Mozart- und das Göthe-Denkmal befinden sich in Vorbereitung; Anastasius Grün und Lenau sollen zur Seite Schiller's ihre Plätze bekommen; für Starhemberg und seine Ruhmesgenossen aus der Türkenzeit wird sich in St. Stephan das von Edm. Hellmer ausgeführte grossartige Monument erheben. Doch nicht nur auf den weiten Plätzen und im Innern der Kirchen und Paläste, sondern auch an mancher anderen, dicht an den frequentesten Strassen gelegenen Stelle, inmitten der Parks, an Kreuzungen und Rampen, in Höfen und Nischen wären leicht noch viele wirkungsvolle Standpunkte für Werke der statuarischen Kunst zu finden, welche dem Gesammtbilde der Stadt zur belebenden Zierde gereichen würden. Wie oft erringt ein plastisches Werk als Modell in einer Ausstellung sich den höchsten Preis und muss dann Jahre lang im Atelier seines Urhebers oder in Gängen und Magazinen vergebens auf einen Besteller seiner definitiven Ausführung harren! Die Städte des Alterthums waren mit Tausenden von Statuen und

Gruppen angefüllt. Nichts gewährt uns in Italien eine festere Ueberzeugung von der seit Jahrhunderten fortwirkenden, das ganze Volk durchdringenden Triebkraft der Kunst als der Reichthum des Landes an plastischen Kunstwerken. Das Brunnenbassin, die Markthalle, der Spielplatz, der Spitalhof haben dort an dem Segen der Kunst keinen geringeren Antheil als die Bauten und Plätze von idealer Bestimmung. Niemand erblickt darin eine Entweihung des Schönen, dass um Benvenuto's »Perseus« und Gian Bologna's »Raub der Sabinerinnen« die liebe Gassenjugend sich tummelt und dass die Thüren Ghiberti's, die nach Michelangelo's Wort würdig wären, die Pforten des Paradieses zu sein, unmittelbar an das dichteste Strassengewühl mit dem Staub und den Fährlichkeiten des täglichen Lebens herangerückt sind. In räumlicher Nähe spricht geistige Hoheit nur um so vernehmlicher und mächtiger.

Auch als häuslicher Schmuck wäre der Plastik neben der Malerei noch eine weit ergiebigere Thätigkeit zu wünschen, als ihr bisher zu Theil geworden. Wir gewähren hier gewöhnlich nur der plastischen Kleinkunst, höchstens der Porträtbüste Raum und begnügen uns für die letztere nicht selten mit Surrogaten. In der plastischen Kleinkunst hatte Wien von jeher sich ausgezeichneter Kräfte zu rühmen. An Jos. Dan. Böhm, Jos. Cesar, den Urheber des schönen O'Donnell-Schildes, Franz Gaul d. Aelt., Conr. Lange, K. Radnitzky reihen als Hauptvertreter der jüngeren Generation Jos. Tautenhayn, Ant. Scharff, Friedr. Leisek u. A. sich an. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich namentlich auf das Gebiet der Medailleurkunst, in welcher Ant. Scharff neuerdings durch seine geist- und lebensvollen Miniaturporträts einen weit über die Grenzen der Heimat hinausreichenden Ruhm sich erworben hat. Jos. Tautenhayn, den wir als Bildhauer grossen Stils gewürdigt haben, cultivirt mit wachsendem Erfolge die Goldschmiedekunst idealen Inhalts: der Schild mit der Darstellung des Kentaurenkampfes und die Fruchtschale mit dem Raube der Proserpina und den vier Elementen, beide im Besitze Sr. Majestät des Kaisers, bilden die Glanzpunkte seiner bisherigen Thätigkeit. — Auch Weyr und Karl Sterrer wandten ihr Talent wiederholt ähnlichen Aufgaben zu.

Eifrigerer Pflege und wärmerer Sympathie als die Sculptur erfreut sich in Wien von Altersher die Malerei. Sie liegt dem weichen, musikalischen Sinn des Volkes näher, sie besitzt mehr Lebensfülle und in die Sinne fälligen Glanz. Nicht Gedankentiefe und

schwerwiegender Ernst, sondern Anmuth, Kraft und blühendes Colorit bilden die Grundzüge der Wiener Malerschule. — Vergleicht man die drei Koryphäen der neudeutschen und romantischen Richtung, welche Oesterreich und insbesondere Wien in der an Cornelius und Overbeck sich anschliessenden Künstlergruppe vertreten, nämlich Führich, Schwind und Steinle, mit den Repräsentanten der verwandten deutschen Schulen, so tritt selbst in dieser strengen, zeichnerischen, weltfernen Kunst die österreichische Stammeseigenthümlichkeit deutlich zu Tage. Wessen Sinne geschärft sind für die Wahrnehmung geistiger Zusammenklänge aus verschiedenen Sphären, der wird das Uebereinstimmende herausfühlen, das in Schwind's Märchenbildern und in Schubert's Liedern lebt. Und wer in Führich's Zeichnungen blättert, in seinem Genoveva-Cyklus, der Erzählung vom »Verlorenen Sohn« oder in den Illustrationen zum Thomas a Kempis, den umweht stets ein Hauch unmittelbarer Naturempfindung, der auch das Entlegene ihm lieb und vertraut macht. Noch die allerletzten Schöpfungen des Meisters tragen diesen untrüglichen Stempel. Die Hand des Greises wurde zitterig, aber sein inneres Empfinden blieb kraftvoll, sein Naturgefühl malerisch lebendig bis zur letzten Stunde. — Bei Rahl und vollends bei Makart bedarf dieser malerische Grundzug, dessen die österreichische Kunst sich zu rühmen hat, keiner besonderen Betonung. Nur das ist beachtenswerth, dass der farbige Sinn des Ersteren sich mit einem plastischen Zuge der Composition verband, während die Kunst des Letzteren absolut nur malerische Gesetze kannte. Darin spiegelt sich klar der Umschwung der Zeit. Und wir wissen, dass den Stimmführern von heute selbst Makart's Ideal schon für ein überwundener Standpunkt gilt. Von der Linien- und Formenschönheit ist man zur Schönheit der Farbe und des Tones, von dieser wiederum zur ausschliesslichen Verherrlichung des Lichtes übergegangen, und die neuesten Hell-Licht-Maler perhorresciren ebensosehr die früheren Hell-Dunkel-Maler und Tonvirtuosen, wie diese vor Jahren sich abwendeten von den Meistern des Conturs und der Composition. Aber während an anderen Orten die Anhänger der verschiedenen künstlerischen Glaubenslehren sich unduldsam bekämpfen, gilt in Wien das grossstädtische »Leben und Lebenlassen« selbst in diesem Punkte. Wie in der Baukunst und Bildnerei, so blüht auch auf dem Felde der Malerei neben dem Neuen, das uns der Tag bringt, das Alte kräftig fort und Alles wirkt zusammen zu einem vielstimmigen farbenfrischen Ganzen.

Von den höheren Gattungen der Malerei hat die religiöse Historie gegenwärtig einen schweren Stand. Den ganzen Glaubensinhalt der christlichen Lehre nach Art der Bilderfolgen des Mittelalters in einem Cyklus grosser Wandgemälde darzustellen, ist nur Führich und seinen Genossen in der Alt-Lerchenfelder Kirche zu Theil geworden. Mancherlei Schöpfungen kirchlichen Stils, Altarbilder und Wandfresken, von den älteren Historienmalern der Epoche, wie Kupelwieser, Dobyaschowsky, Leop. Schulz u. A., sind in den Kirchen der Vorstädte und der Umgebungen versteckt, und fallen daher für die Entwickelung im Ganzen wenig in's Gewicht. Der gothische Stil, in welchem fast sämmtliche neueren Kirchen Wiens erbaut sind, lässt eine breite Massenentfaltung der Wandmalerei nicht zu. Diese muss sich in das Terrain mit der Glasmalerei theilen, und letztere hat denn auch in Wien aus der ihr günstigen Sachlage erfreulichen Gewinn gezogen. Unter den Malern kirchlichen Stils, welche für beide Zweige mit schönem Erfolge wirkten und wirken, ist in erster Linie Trenkwald zu nennen. Von seiner Hand rührt der malerische Schmuck des Kapellenkranzes der Votivkirche her; die farbenprächtigen Glasgemälde schildern das Leben der heiligen Jungfrau, die sinnig erfundenen, in zartem Frescoton gehaltenen Wandgemälde stellen die Entwickelung des Mariencultus dar. — Auch die Decoration des grossen Saales im akademischen Gymnasium ist in ihren figürlichen Theilen (Einzelfiguren der theologischen Tugenden, Kirchenväter und Landespatrone) Trenkwald's Werk. An der Ausführung war Mich. Rieser mit beschäftigt. — Führich selbst war in der Votivkirche bei der Ausschmückung der Fenster und Oberwände des hohen Chors durch Compositionen betheiligt, welche von seinem Schüler Aug. v. Woerndle ausgeführt wurden. — Ludwig Mayer, ebenfalls ein begabter Schüler Führich's, malte in der Chorapsis der Brigittenauer Kirche eine Reihe von Fresken mit Scenen aus dem Leben der heiligen Brigitta. — Zwei andere Jünger des Meisters, K. Madjera und K. Schönbrunner, bethätigten sich bei der Ausmalung der Kuppelkirche von Fünfhaus. — In jüngster Zeit hat auch das glänzend hergestellte Innere der Schottenkirche reichen modernen Bilderschmuck bekommen: von Aug. Eisenmenger und seinem Schüler Jos. Straka stammen je zwei Altargemälde, von einem anderen Schüler des Ersteren, Jul. Schmid, mehrere zum Theil kolossale, auf Leinwand gemalte Deckengemälde her, welche dem Raum zur farbigen Zierde gereichen. Den von Ferstel entworfenen schönen Hochaltar schmückt ein von Rieser

componirtes Mosaikgemälde. — Unter den besonders für die kirchliche Glasmalerei beschäftigten Künstlern sind in erster Linie Joh. Klein, Laufberger, der schon mehrfach genannte Rieser, Steinle und die zwei Gebrüder Jobst namhaft zu machen. Nach den Compositionen der Letztgenannten wurden, abgesehen von zahlreichen Glasgemälden in den modernen Kirchen Wiens, auch mehrere der schönen, von Wiener Bürgern und Familien gestifteten neuen Fenster in St. Stephan angefertigt, welche dem ehrwürdigen Dom einen lang entbehrten glänzenden Schmuck verleihen. Die Fenster wurden zum Theil von der Geyling'schen, zum Theil von der Neuhauser'schen Tiroler Glasmalerei-Anstalt ausgeführt.

Weit umfassender stellt sich uns die Thätigkeit der Historienmalerei profanen Stils dar; und zwar überwiegt hier entschieden die Darstellung idealen Inhalts, während die realistische auffallend zurücktritt.

In den sechziger Jahren herrschte Rahl's Einfluss vor. Zu seinen grossartigen Malereien für das Arsenal, deren bereits gedacht wurde, und von denen leider das Wichtigste blosser Entwurf geblieben ist, kamen der Paris-Cyklus im Palais Todesco, der bisher unausgeführte Fries für die Universität in Athen, die Einzelfiguren am Heinrichshof, der Vorhang für das Hofoperntheater und viele andere Compositionen gleicher Gattung. In allen diesen Werken waltet ein antiker Geist. Allerdings hat Rahl, namentlich in früherer Zeit, auch romantische und christliche Stoffe (Manfred, Hagen, Bilder bei den Piaristen und in der griechischen Kirche) in seinen Gestaltungskreis gezogen. Aber sein eigentliches Lebenselement war die classische Welt. Entweder entnimmt er den Stoff der hellenischen Götter- und Heroensage, und dichtet ihn, wie vornehmlich in seinem schönen Paris-Cyklus, in schöpferischem Sinne weiter, oder er giesst die grossen Gestalten und Ideenkreise der allgemeinen Culturwelt und der vaterländischen Geschichte in Formen von antiker Prägung um. Was ihn dabei von seinen deutschen Gesinnungsgenossen, z. B. von Bonaventura Genelli, wesentlich unterscheidet und ihm den durchaus Wienerischen Zug verleiht, ist die üppige, farbige Art der Erscheinung, welche allen seinen Schöpfungen eigen ist. Er hat sie genährt durch das Studium der grossen Venetianer, von denen besonders Tizian, Giorgione und Bonifazio seiner Empfindung sympathisch waren, und hat ihnen zugleich, in dem gern von ihm angewendeten Goldgrund, etwas von jener feierlichen Pracht der byzantinischen Kunst anzueignen gewusst, welche ja so vielfach ver-

schlungen war mit der schimmernden Culturblüthe der Republik von S. Marco. — In dem feurigen, gluthäugigen Meister mit dem Silenskopf steckte überdies ein grosses und nachhaltig wirksames didaktisches Talent. Kein moderner Wiener Maler hat in dem umfassenden Sinne grundsätzlich Schule gemacht, wie Rahl. Er bedurfte und bildete sich für die Ausführung seiner umfangreichen monumentalen Decorationen eine Reihe von ausgezeichneten Hilfskräften heran, welche dann später zu eigener freier Thätigkeit gelangt sind. Für Wien sind von seinen Schülern vornehmlich Ed. Bitterlich, Aug. Eisenmenger und der aus Oldenburg gebürtige Christian Griepenkerl, ferner Gust. Gaul und A. George-Mayer, der Landschaftsmaler Jos. Hoffmann, auch Mantler, Ign. Seelos und Romako, für Budapest in erster Linie K. Lotz und Mor. Than hervorzuheben. Als Hilfsarbeiter des Meisters und als Vertreter seiner Kunstrichtung von selbständiger Kraft stehen Bitterlich, Eisenmenger und Griepenkerl obenan. Bitterlich und Griepenkerl haben u. A. die Entwürfe Rahl's für das Hofoperntheater (Deckengemälde und Vorhang) nach dem Tode des Meisters allein ausgeführt. Unter den eigenen Schöpfungen der drei genannten Künstler seien noch genannt: die Deckengemälde und Wandzwickel im Speisesaale des Grand Hôtel (von Eisenmenger und Bitterlich), die Deckengemälde im früheren Palais Epstein (von Bitterlich und Griepenkerl), sowie im Palais W. Gutmann (von Bitterlich), sodann die schönen Wandfriese in den beiden Häusern des Parlaments (von Eisenmenger und Griepenkerl), endlich der herrlich bewegte, farbenprangende Fries im Stiegenraume der Hoffestloge des neuen Burgtheaters (von Eisenmenger). Die letzteren, erst in der jüngstverflossenen Zeit vollendeten Werke zeugen für die dauernde Lebenskraft der Schule, welche zwar keiner ihr wesensverwandten Neuerung sich verschlossen, vielmehr nach der malerischen Seite hin manchen frischen Reiz gewonnen, aber die Grundsätze, wie sie Rahl gelehrt, consequent aufrecht erhalten und fortentwickelt hat.

Ungefähr gleichzeitig mit Rahl und seinem Nachwuchs gewann in Wien ein verspäteter Absenker der Cornelianischen Schule Boden, dessen Triebkraft sich zwar mit jenem nicht messen kann, der aber gleichwohl in unserer geschichtlichen Uebersicht nicht unerwähnt bleiben darf. Wir meinen den im Jahre 1852 von Prag nach Wien berufenen Christian Ruben, welcher zwanzig Jahre lang die einflussreiche Stelle des Directors der k. k. Akademie der bildenden Künste bekleidete und eine Anzahl der tüchtigsten jüngeren Kräfte Wiens zu seinen Schülern zählte. Wir nennen darunter Ferd. Laufberger,

Arthur Grottger, Leopold Carl Müller, Mich. Rieser, K. Swoboda und Matth. Trenkwald. Die verschiedenen Richtungen, welche diese zum Theil bereits früher genannten Künstler vertreten, bekunden deutlich, dass es sich hier nicht um eine so geschlossene Phalanx von Gleichgesinnten oder Gleichgestimmten handelt, wie bei den Schülern Rahl's. Entwickelung der Individualität, nicht Uebermittelung einer bestimmten Doctrin war das Grundprincip der Ruben-schen Schule, und aus dieser sehen wir daher eine Anzahl von Malern hervorgehen, welche zum Theil den strengen Stil des Cornelius und seiner Zeitgenossen pietätvoll weiterpflegen, wie Trenkwald und Rieser, zum andern Theil sich empfänglich zeigen für geistig weit abgelegene, moderne Darstellungsweisen und Gedankensphären, wie Arthur Grottger, Laufberger und Leop. Müller. Von dem Letzteren wird unten bei der Genremalerei noch die Rede sein; Grottger's phantasievolle, weiche, lyrische Natur nahm in den Compositionen historischen Stils eine speciell polnisch-nationale Färbung an; ein Talent von ungemeiner Beweglichkeit und Anstelligkeit war das Ferdinand Laufberger's. Abgesehen von seinen zahlreichen Bildern und Zeichnungen genrehaften und satirischen Charakters, umfasste seine Thätigkeit die verschiedensten Zweige der historischen Composition. In der Votivkirche entwarf er, von den Glasfenstern abgesehen, die reizvollen musivischen Gestalten im Baldachin des Hochaltares und die schwebenden Engel am Vierungsgewölbe. Für das Hofoperntheater lieferte er den zweiten Vorhang mit den anmuthigen Kindergruppen und symbolischen Darstellungen zur Charakteristik der Tanzkunst und der leichten Musik. Auch im Gebiete der vorwiegend ornamentalen Kunst, mit welcher ihn seine Stellung an der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums in nähere Berührung brachte, war er als Zeichner und Maler schöpferisch thätig. Unter den Künstlern, welche den Stil der modernen Wiener decorativen Malerei und Kunstindustrie während der sechziger Jahre begründet und auch noch in dem darauffolgenden Decennium wesentlich mit bestimmt haben, ist Laufberger als einer der Begabtesten zu nennen. — In verwandter Sphäre wirkt seit Jahren Franz Lefler; eine Reihe geschmackvoller decorativer Malereien in den modernen Häusern Wien's rührt von seiner geschickten Hand her.

Inzwischen war aber mit Hans Makart's Auftreten in Wien ein Umschwung von weitreichender Bedeutung eingetreten, der namentlich für Alles, was ideale Historie und Decoration heisst, völlig neue

Grundanschauungen herbeiführte. Die Ausstellung der »Modernen Amoretten« (1868), welcher kurz darauf die der »Sieben Todsünden« (oder der »Pest in Florenz«) sich anschloss, bezeichnet den Beginn der wunderbaren Laufbahn, welchen dieses allzu früh wieder verloschene Gestirn vor unseren staunenden Blicken hier durchmessen hat. Im Jahre 1869 folgte der damals neunundzwanzigjährige Künstler dem Rufe Seiner Majestät des Kaisers nach Wien, um sich auf dem ihm überlassenen Grunde nahe dem Gusshause jene weltberühmte Werkstatt zu errichten, welche selbst ein Kunstwerk von stimmungsvoller Pracht, gleichsam die farbige Hülle der darin waltenden und schaffenden Persönlichkeit war. Der bisherigen Kunstanschauung mit ihrem Fach- und Schachtelwesen trat hier zum ersten Mal wieder ein Genius nach Art jener Alten gegenüber, welchem die gesammte Kunst nur ein grosses einheitliches Ganzes war, organisch zusammenhängend, lebensvoll, lichterfüllt, eine zweite Natur innerhalb der ersten. Diese Persönlichkeit hatte auch das mit der Natur gemein, dass sie völlig naiv und scheinbar unbewusst die Aufgabe ihres Daseins erfüllte. Sie war unausgesetzt thätig und doch glich dieses rastlos arbeitsame Leben einem ununterbrochenen Festtage. Denn Alles, was mit ihm in Berührung kam, legte Feiertagskleider an, umgab sich mit Schmuck und Farbenpracht. Darin war der Zauber begründet, welchen Makart auf alle Lebenskreise übte. Wenn ihn Hoch und Niedrig, Handwerker und Künstler, der bürgerliche Kunstfreund wie der vornehme und fürstliche Mäcen gleich schätzten und liebten, so lag dem das richtige Gefühl zu Grunde, dass Alle auf eine solche Natur ein Recht haben, wie auf die Sonne, die uns bescheint. Makart's Wirksamkeit konnte sich ebenso wenig örtlich wie menschlich beschränken. Seine Werke durchzogen die Welt gleich leuchtenden Meteoren. Was er für Wien geschaffen hat, repräsentirt nur einen kleinen Bruchtheil seiner enormen Thätigkeit. Aber Eines gab er den Wienern allein: den Festzug vom Mai des Jahres 1879! Und das war eigentlich der ganze Makart: ein von ihm geschaffener lebendiger Fries aus vielen Hunderten in Festgewänder gekleideter Menschen, die für einige Stunden wenigstens den Traum jenes erhöhten Daseins träumten, zu dessen Verwirklichung uns die Kunst gegeben ward. — Prüfen wir Makart's grosse Compositionen historischen Charakters auf ihren Stoffinhalt und ihre künstlerische Grundtendenz, so ergibt sich, dass ihnen allen etwas von dieser Festtagsstimmung eigen ist. Sei es, dass er uns in die Götter- und Geisterwelt blicken lässt, wie in dem »Bacchusfest« oder den »Modernen

Amoretten«, sei es, dass er geschichtliche Momente wählt, wie den »Einzug Carl's V.« oder das »Huldigungsfest der Katharina Cornaro«: immer sind es Verherrlichungen der Daseinslust und der Genussfreudigkeit, welche seiner Phantasie den höchsten Schwung verleihen. Die reale Historie im Sinne seines Lehrers Piloty spielt bei Makart eine untergeordnete Rolle. Und dass auch das Bildniss, das Rückgrat der Historie, seine Stärke nicht war, ist allbekannt. Nichtsdestoweniger geht durch alle seine Schöpfungen ein kühner idealer Zug, ein hinreissender Strom glühender Empfindung, der sich in nie vorher gesehenen Farbentönen Ausdruck verschaffte. Er war ein Poet in seiner Art und ein Künstler, der bei aller innigen Vertrautheit mit den grossen Coloristen der alten Schulen doch ganz sein eigenes modernes Gepräge, seinen durchaus persönlichen Stil hatte. Dass er so früh abberufen wurde, ohne seine letzten, im Auftrage des Allerhöchsten Kaiserhauses unternommenen Arbeiten vollenden zu können, ist einer der schwersten Schläge, welcher die Wiener Kunst betroffen hat. Sein Entwurf für den Plafond des Stiegenhauses im kunsthistorischen Hofmuseum offenbart uns das Genie des Meisters in seiner ganzen bezaubernden Gewalt.

Auch Canon (Hans v. Straschiripka), Makart's Rivale bei der Ausmalung der kaiserlichen Museen, war ein hervorragendes coloristisches Talent, aber von mehr verstandesmässigem und grüblerischem Wesen als der träumerisch blickende Salzburger, dem Alles mühelos vom Himmel in den Schoss fiel. Seine glücklichsten Schöpfungen sind einige Werke ruhiger Existenzmalerei, wie das »Fischermädchen«, die »Mittagsruhe«, das »Familienglück«, die »Vier Elemente« und eine Anzahl kraft- und lebensvoll gemalter Porträts (wie das des Feldzeugmeisters v. Hauslab, des Schriftstellers E. Ranzoni, der Frau Friedländer, der Gräfin Schönborn u. a.), welchen man Canon's tiefe Kenntniss der alten Meister anfühlt, ohne dass deren Schatten störend vor das Bild der Natur träte. Nicht so voll und rein ist unsere Freude an den grossen, gedankenreichen Schöpfungen des Meisters, wie die »Loge Johannis« oder der »Kreislauf des Lebens« (für das Stiegenhaus des naturhistorischen Hofmuseums). Hier drängen sich Reflexion und Studium bisweilen allzu weit in den Vordergrund und dem Stil fehlt der eigenthümliche Stempel einer schöpferischen Individualität.

Es wurde schon oben als ein charakteristischer Zug der Wiener Kunst hervorgehoben, dass es ihr an bedeutenden Vertretern der Historienmalerei realistischer Art fast gänzlich fehlt. Das gilt von

der früheren, aber ganz vorzugsweise von der heutigen Zeit. Ein Pet. Joh. Nep. Geiger und Leander Russ kamen über die historische Illustration und den Carton nicht hinaus. Einer der tüchtigsten Repräsentanten der modernen Geschichtsmalerei, Carl v. Blaas, zu dessen Schülern Sigm. l'Allemand, Huber, Horovitz u. A. zählen, blieb mit seinen oben erwähnten Fresken im Waffenmuseum des Arsenals ohne jede eigentliche Nachfolgerschaft in Wien. Einzelne gut gemalte Historien- und Ceremonienbilder lieferten Ed. Engerth und C. Wurzinger. — Zu den wenigen grösseren Schöpfungen weltlicher Frescomalerei, welche in jüngster Zeit entstanden sind, gehören die Friesbilder und Zwickel im Gemeinderathssaale des neuen Rathhauses, von Ludwig Mayer (1886—1887). Sie veranschaulichen eine Reihe der wichtigsten Momente aus der Geschichte der Stadt, geben die Charakterbilder hervorragender Persönlichkeiten und versinnlichen zugleich die Wirksamkeit der Gemeinde auf den verschiedenen Gebieten des wirthschaftlichen und geistigen Lebens. Auf den letzteren idealen Darstellungen ruht auch hier das Hauptgewicht.

Es würde somit dem inneren Wesen der Wiener Historienmalerei durchaus entsprechend gewesen sein, wenn Anselm Feuerbach's poetisch angelegte Natur in Wien zu bedeutender Wirksamkeit gelangt wäre. Dass dies leider nicht der Fall gewesen ist, findet vorwiegend in Umständen persönlicher Art seine Begründung. Die einzige umfangreiche Schöpfung, welche der Meister in Wien zurückgelassen hat, sein »Titanensturz« mit den dazu gehörigen kleineren Deckengemälden für die Aula der k. k. Akademie der bildenden Künste, entspricht in der Durchführung nicht mehr ganz dem hohen Fluge der Conception, welcher Feuerbach eigen war. Einzelne Gestalten zeugen freilich immer noch von gewaltiger Kraft.

Wenn wir das letzte Werk der monumentalen Architektur Wiens, das neue Hofburgtheater, auf seinen malerischen Schmuck ansehen, so begegnen uns dort die jüngsten Talente der Schule und darunter auch einer der begabtesten Jünger Feuerbach's, Albert Hynais. Von ihm rühren die schönen Plafondgemälde im Zuschauerraume her: Lünetten und Rundbilder mit Darstellungen der dramatischen Dichter alter und neuer Zeit und ihrer Charaktertypen. Es ist ein entschieden französischer Zug in diesen hellen, farbenfrischen Malereien, der sich aus des Künstlers längerem Aufenthalt in Paris erklärt. Die geistvolle Charakteristik und die ideale Grundstimmung des Ganzen erscheint uns dagegen als ein Erbstück aus der Schule Feuerbach's, an deren Traditionen Hynais mit aller Treue hängt. —

Ed. Charlemont's grosse figurenreiche Compositionen im Foyer des Theaters haben ein vorwiegend französisches Gepräge. — In die echt Wienerische Sphäre versetzen uns dagegen die verheissungsvollen Werke der Gebrüder E. und G. Klimt und ihres Genossen Franz Matsch. Ihre Darstellungen der verschiedenen Epochen des Theaterwesens an den Gewölbedecken der grossen Treppenhäuser, besonders die der antiken Bühnenwelt angehörigen Scenen dürfen als brillante Leistungen dieser Art von decorativer Kunst bezeichnet werden. — Auch Rob. Russ, Hugo Charlemont und K. Karger sind unter den für den malerischen Schmuck des Gebäudes beschäftigten Meistern in Ehren zu nennen. — Den ganz im Geiste des Barockstils gedachten Vorhang malte J. Fux, der Leiter des Costümwesens im Hofburgtheater, welchem auch die Bühne ihre reiche scenische Ausstattung verdankt. — Fasst man das dort Geleistete in einem Ueberblick zusammen, so ergibt sich eine Summe von Talent und Geschick, welche keinen Vergleich zu scheuen braucht. Ein Schwind ist freilich unter dieser jungen Malergeneration nicht anzutreffen; die Romantik ist dahin. Aber der feine Schönheitssinn der Wiener Schule, der auch Schwind eigen war, ist derselbe geblieben. Er spricht zu uns nur in einer anderen, modernen Sprache.

Neben Ed. und H. Charlemont, Karger, Fux und ihren gleichgesinnten Altersgenossen ist als einer der begabtesten Vertreter dieser Decorationsmalerei neuesten Stils noch besonders Julius Berger hervorzuheben, aus dessen Schule mehrere der hoffnungsvollsten jüngeren Künstler hervorgegangen sind. Wenn Makart sich zu einigen seiner Compositionen durch Paolo Veronese inspiriren liess, so hat sich Berger vorzugsweise an G. B. Tiepolo's hell schimmerndem Frescoton ein Muster genommen. Seine leider unausgeführten Entwürfe für den Justizpalast, seine Deckengemälde in den Palais Ofenheim und Zierer, seine Arbeiten für das kaiserliche Schloss im Lainzer Thiergarten, sowie seine zahlreichen köstlichen Randverzierungen, Titelbilder, Diplome u. s. w. bekunden ein eminentes malerisches Talent und eine ernste, gediegene Kunstanschauung. — Unter dem Nachwuchs haben Gilbert Lehner, Eduard Veith, Leopold Burger und Franz Schallud Anspruch darauf, hier erwähnt zu werden. Von dem Ersteren rühren u. a. die poesievollen, in der Ausführung begriffenen Malereien für den Zuschauerraum des neuen deutschen Volkstheaters in Wien her.

Die Betrachtung der decorativen Malerei im weitesten Sinne hat uns wiederholt auf das Gebiet der ornamentalen Kleinkunst ge-

führt, für welche heute neben Berger vornehmlich Karger, C. Fröschl, Fr. H. Giesel, R. Rössler u. A. Vorzügliches leisten. Dieser ganze Kunstzweig bildet eine Specialität der Wiener Schule. Als ein Prachtwerk der Miniaturmalerei aus den fünfziger und sechziger Jahren soll hier nur an das reich verzierte Messbuch erinnert werden, welches Se. Majestät der Kaiser dem Papste Pius IX. zum Geschenk machte. Eine Reihe von Historienmalern strengen Stils, an ihrer Spitze Führich und Kupelwieser, C. Madjera, Chr. Ruben, Leop. Schulz, Trenkwald, Bonaventura Emler, auch C. v. Blaas, Pet. Joh. Nep. Geiger u. A. waren dafür beschäftigt. In ähnlichen Arbeiten haben sich neben Laufberger und Jos. Machold besonders C. Geiger, Jos. Schönbrunner und Joh. Klein hervorgethan, Letzterer fast ausschliesslich in Miniaturbildern und Illustrationswerken kirchlichen Inhalts. Der alten Weise des Nordens entsprechend überbietet die religiöse Miniaturmalerei und der darauf sich gründende Bilddruck auch heute noch an Umfang und Bedeutung die grosse Kunst kirchlichen Stils.

Wenn wir nun in die heutigen Tages allerorten mit lebhaftem Eifer gepflegten Gebiete der Cabinetsmalerei eintreten, so bewahrt Wien auch auf diesen seinen hohen Rang, obwohl der Stoffkreis und der Charakter mancher Schaffenszweige durch die Neugestaltung des Lebens, den erweiterten Verkehr, die stete Berührung mit dem Auslande sich von Grund aus verändert haben.

Im Porträt hat Heinrich v. Angeli, der Bildnissmaler der fürstlichen und vornehmen Welt unseres Zeitalters, den Ruhm seines Vorgängers aus der Metternich'schen Epoche, Friedrich Amerling's, nicht nur geerbt, sondern übertroffen. Ausser seinen verschiedenen Bildnissen Sr. Majestät des Kaisers und der übrigen Mitglieder des Allerhöchsten Herrscherhauses besitzen die durch Nachbildungen weit verbreiteten Porträts des verewigten Kaisers Friedrich III., Moltke's, Manteuffel's und anderer zeitgenössischer Heldengestalten durch die schlichte Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Auffassung einen bleibenden historischen Werth. Seine grosse Beliebtheit in den aristokratischen Kreisen verdankt Angeli vorzugsweise den zahlreichen Porträts vornehmer Damen, die er ohne jeden falschen Reiz, mit dem Blick und Geschmack des vollendeten Weltmannes aufzufassen und in Ausdruck, Tracht und Beiwerk auf's Glücklichste zu charakterisiren weiss. Wenn es der Porträtmalerei gelungen ist, gegenüber dem Lichtbilde und den von ihm in's Leben gerufenen mechanischen Reproductionsarten, sich nicht nur in den höchsten, sondern auch in den

mittleren Kreisen der Gesellschaft siegreich zu behaupten, so hat sie dies zum grossen Theile dem berechtigten Ansehen zuzuschreiben, welches Meister wie Angeli ihr zu verleihen wussten. Heute ist keine Gefahr mehr, dass sie verkümmern werde. Ein vergleichender Blick auf die übrigen Wiener Porträtisten der älteren und jüngeren Generation, auf Aigner, Raab, Schrotzberg, auf Eugen Felix, Sigmund l'Allemand, Gust. Gaul, Victor Stauffer u. A. führt zu dem Ergebniss einer entschieden im Aufsteigen begriffenen Entwickelung. In jüngster Zeit haben sich die Bildnissmaler Wiens mit Vorliebe wieder der Pastelltechnik zugewendet, in welcher besonders C. Fröschl und A. Trentin excelliren.

Den Uebergang von der Historie und der Porträtmalerei zum Genre bilden manche Darstellungsgebiete, welche gegenwärtig nur in beschränktem Umfange cultivirt werden, obgleich sie dem Wesen nach zu Höherem berufen wären. Dahin gehört vor Allem die Schlachtenmalerei und das Soldatenbild friedlicher Natur, welche in dem genialen Aug. v. Pettenkofen, in Strassgschwandtner, den beiden l'Allemand, Bensa, Jos. v. Berres, dem talentvollen Polen T. Ajdukiewicz und Anderen ausgezeichnete Vertreter besitzen. Der Uebergang des dramatisch bewegten in den ruhigeren Stil, welchen die Entwickelung dieses Zweiges veranschaulicht, ist leicht erklärlich aus dem veränderten Charakter der Zeiten. — In der Schwebe zwischen Historie und Genre halten sich auch manche Darstellungen sagenhaften, allegorischen und legendarischen Inhalts, wie sie z. B. Wilh. Bernatzik und Hans Schwaiger mit rühmlichem Erfolge schufen. — Beruf zur Malerei ernsten Stils bekundeten auch Alex. Golz, A. Hirschl, J. V. Krämer, A. H. Schram und andere jüngere Talente.

Den erfreulichsten und reichhaltigsten Anblick gewähren das eigentliche Genre und die Landschaftsmalerei. Der Hauptmeister der Wiener Genremalerei aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Ferd. Waldmüller († 1865), ragt allerdings nur noch mit den Werken seines Greisenalters in den Bereich unserer Darstellung herein. Aber der Geist seiner Kunst lebt fort, nicht nur in seinen unmittelbaren Schülern, wie dem trefflichen Friedr. Friedländer, sondern auch in der nachwachsenden Generation, welche in Stoffwahl und Stil zu seiner Anschauungsweise sich zurückwendet. Eine Zeit lang schien es, als ob die streng locale Färbung, welche das bürgerliche und ländliche Genre der Wiener Schule früher charakterisirte, einem vaterlandslosen Kosmopolitismus weichen sollte. Alles, was malerisch interessant war, beschäftigte die Künstler, ergötzte das Publicum;

ob der Gegenstand einheimischer Natur, ob entlegenen Ursprunges war, galt nicht nur gleich, sondern oft überwog sogar der fremdartige Reiz die Freude am Nahen und Althergebrachten. Pettenkofen, der unübertroffene Darsteller des österreichischen Soldatenlebens, nahm die malerische Natur der östlichen Reichshälfte, das Zigeunervolk, die braunen Söhne der Puszta, in sein Repertoire auf, griff dann zu Stoffen aus der vornehmen Welt des achtzehnten Jahrhunderts zurück, entwarf Illustrationen zum »Gil Blas« und entzückt seine Bewunderer jedes Jahr durch reichen Erntesegen köstlicher Studien und Bildchen aus neuen Stoffgebieten, von immer feiner hingehauchter Stimmung und immer virtuoserer Technik. Nach Süden und weit in das bunte Völkergewimmel der orientalischen Welt zogen Alois Schönn und Leopold Müller aus; der Letztere schildert mit Vorliebe das moderne Egypten und seine von der afrikanischen Sonne gebräunten Rassetypen in der grandiosen, farbig schimmernden Umgebung der Denkmäler des Nillandes. Zu seinen tüchtigsten Schülern zählt P. Iovanowits, der ein verwandtes Gebiet cultivirt. An der Spitze einer venetianischen Colonie, zu welcher der hochbegabte Eug. v. Blaas, Franz Ruben u. A. gehören, glänzt der unvergleichliche Aquarellist Ludwig Passini. Seine Volkstypen und Scenen aus dem modernen Leben der Lagunenstadt sind jedoch nur die feinste Blüthe zahlreicher ähnlicher, das ganze Wesen der italienischen Nation umfassender Charakterschilderungen. — Gegenüber diesen mehr oder weniger fremdartigen und entlegenen Stoffgebieten machte sich nun in letzterer Zeit auch in Wien ein entschiedenes Wiedereinkehren in die heimische Sphäre geltend. In dem leider früh verstorbenen Kurzbauer, dem Urheber der »Ereilten Flüchtlinge«, lebte die novellistisch gefärbte Weise des unvergesslichen Danhauser wieder auf. Dann kamen die geschmackvollen Darsteller des modernen Lebens, der jungen Damenwelt und der Kindernatur, Ed. Charlemont, C. Karger, Franz Rumpler, R. Geyling, C. Probst, L. Minnigerode und Andere von gleicher, vorwiegend lyrischer Begabung, deren liebliche, zartgetönte Bildchen oft durch das Gretchencostüm oder ein Stück moderner deutscher Renaissance erst ihren vollen Reiz gewinnen. — Die jüngste Generation warf auch diesen letzten Rest von Poesie ab und bekennt sich zu dem entschiedensten Realismus und Localpatriotismus. Das »Kleinleben der Grossstadt« ist ihr bevorzugter Stoffkreis. Nur Wenige von diesen Kleinmalern blicken auf vergangene Zeiten zurück, wie Joh. Hamza, der geschickte Darsteller von Rococoscenen. Die Gegenwart ist ihr

eigentliches Lebenselement, und zwar vornehmlich das gegenwärtige Leben der mittleren und niederen Stände. Das »Dienstmädchenbureau«, das »Wartezimmer vor Gericht«, die »Lotterieschwestern« sind bezeichnende Titel ihrer Darstellungen. Gisela, J. Kaufmann, C. v. Merode, A. Müller, E. Nowak, C. Zewy zählen zu den Vertretern dieser Richtung. Wenn ihr Stoffgebiet namentlich das interne Leben umfasst und dadurch ihre Darstellung vielfach einen episodischen Charakter annimmt, so erheben sich andere Künstler verwandter Richtung zu Schöpfungen wahrhaft typischer Natur, wie Jos. Engelhart in seiner köstlichen Gouache: »Die Banda« und in dem Pastell des frierenden »Kestenbraters«. Da stehen wir nahe dem Grenzbereiche der Kunst Adolf Menzel's und wollen wünschen, dass eines der vielversprechenden jungen Wiener Talente glücklich den Fuss in diese Sphäre setzen werde!

Die moderne Landschaftsmalerei bewegt sich von jeher mit gleichmässigem Pendelgang zwischen Stilbild und Stimmungsbild hin und her. Den mittleren Durchgangspunkt zwischen beiden bildet der Naturalismus. Auch in Wien hat das landschaftliche Stilbild ausgezeichnete Vertreter aufzuweisen. Die ideale Landschaft mit biblischer und mythologischer Staffage nach Poussin's Art, oft sonnendurchglüht in der Weise des Claude Lorrain, war das Lieblingsgebiet Karl Marko's. Die grossen Anschauungen des Münchener Hauptmeisters der stilistischen Schule, Carl Rottmann's, fanden in Albert Zimmermann, dem langjährigen Leiter der Landschaftsclasse an der Wiener Akademie, ihren begeisterten Apostel. Joseph Hoffmann, der schon erwähnte Schüler Rahl's, schafft heute noch mit rühmenswerther Ausdauer in der gleichen Richtung. Er überträgt gleichsam die Lehren seines Meisters von der historischen auf die landschaftliche Composition. Das landschaftliche Stilbild findet sich überall ein, wo der Historienmaler landschaftlichen Hintergrund braucht. Wahrhaft classische Muster dieser Verbindung von Figur und Natur, von feinster Empfindung erfüllt, hat Führich geschaffen. Auch Trenkwald's Compositionen besitzen in der linienschönen Landschaft nicht selten einen ihrer kräftigsten Anziehungspunkte. — Wenn die Linie, der Bau, die Grösse der Natur bei diesen landschaftlichen Stilisten in der Regel das Hauptelement bildet, so erfasste sie Makart hingegen von der Seite ihrer vegetativen Kraft und Fülle. Gleich in seinen ersten Werken, vornehmlich in den »Modernen Amoretten«, tritt der Natursinn des Meisters mächtig hervor und umstrickt uns mit dem Zauber seines Schönheitsgefühles und seiner

Farbe. Die Grundfarbe von Makart's Landschaften war bekanntlich nicht das frische Waldesgrün, sondern ein warmes Braun, das bisweilen ins Gelbliche und Graue sich abtönt, in die Farben der weltbekannten »Makartbouquets«. Damit war der Ton angeschlagen für das moderne Stimmungsbild, und letzteres beherrscht neuerdings die Wiener Landschaftsmalerei. Gerade aus Zimmermann's Schule sind die Hauptvertreter dieser ihm eigentlich entgegengesetzten Richtung, Eugen Jettel und der hochbegabte Jacob Emil Schindler, hervorgegangen, auch Robert Russ, der neben dem »paysage intime« mit gleichem Glück die decorative Malerei und das landschaftliche Charakterbild cultivirt. Selbständige Tonweisen von zarter und einschmeichelnder Klangwirkung schlägt Ed. v. Lichtenfels (namentlich in seinen Landschaften aus den Donaugegenden) an. Auch Jul. Mařak, der unvergleichliche Charakteristiker des Waldes, ist als Zeichner von feinster Empfindung hier anzureihen. Aug. Schäffer gehört in den gleichen Zusammenhang mit seinen Mondaufgängen und Motiven aus den Praterauen.

Von den namhaften Künstlern der jüngeren Generation heben wir ferner Darnaut, Ditscheiner, L. H. Fischer, Hlavaček, Onken, Zetsche, Zoff, von den Malerinnen verwandter Stilrichtung die früh verstorbene Marie v. Parmentier, Tina Blau und die meisterhafte Darstellerin des österreichischen Bauernhauses, Frau Wisinger-Florian hervor. Letztere cultivirt auch das Stillleben und die Blumenmalerei mit vorwiegend coloristischer Tendenz, wie sie namentlich Hugo Charlemont mit durchgreifendem Erfolge in diesem Gebiete zur Geltung gebracht hat. Auf dem realistischen Standpunkt verharren M. Schödl, Camilla Friedländer, Josef Schuster u. A.

Die schlichte Wiedergabe der Natur, die mittlere Region zwischen den beiden geschilderten Darstellungsarten, hat keine geringere Zahl von Repräsentanten aufzuweisen als jene. Thomas Ender und Franz Steinfeld waren die Begründer dieser naturalistischen Schule, der Letztere mit ausschliesslich einheimischem Stoffgebiete, der Erstere, seit seiner brasilianischen Reise, ein gleich scharfer Beobachter der fernen Naturwunder wie der Berge und Waldthäler seines Vaterlandes. Was er begonnen, führte Selleny, der Maler der Novara-Reise, mit glänzenderem Talente weiter. Sein Schüler ist der Maler der sonnedurchglühten Thäler Südtirols, Gottfried Seelos. An Steinfeld's und des ihm gleichgesinnten Mössmer's Art schlossen Anton Hansch, Höger, Holzer, Munsch, Halauska, Obermüllner, Vöscher u. A. sich an, als treue, farbenfrische Darsteller der heimischen Natur.

Einen besonderen Ehrenplatz für sich beansprucht der bedeutendste Architekturmaler Wiens, der namentlich im Aquarell unvergleichliche Rudolf Alt. Seit einem halben Jahrhundert beherrscht er das von seinem Vater Jacob Alt († 1872), einem geborenen Frankfurter, in Wien eingebürgerte Fach mit stets wachsenden Erfolgen. Die Natur und die Denkmälerwelt Oesterreichs und Deutschlands, Italiens und des Orients liegt in den vielen Tausenden seiner Aquarelle sonnenhell und klar vor unseren Blicken ausgebreitet; sein Auge gibt die Gegenstände mit gleicher Schärfe wieder, wie sie sich in der Camera obscura spiegeln, und mit derselben Sicherheit wie die Natur erfasst er die charakteristischen Formen der Architektur, die Trachten, die Rassetypen der Menschen, die ganze Stimmung der Situation. Sein Gesammtwerk wird ein wahrer Schatz für die Nachwelt sein, wie es der Stolz unserer Tage ist. — Auch Franz Alt hat sich durch seine geschmackvoll aufgefassten und fleissig durchgeführten Veduten und Interieurs zur Seite des Bruders einen Platz erobert. — Das Architekturaquarell vertritt ferner Edm. Krenn; die Malerei von Interieurs cultivirt neben dem auch auf diesem Gebiete höchst ausgezeichneten Hugo Charlemont von den Talenten der jüngsten Generation u. A. der Schüler Schrödl's, J. S. Pepino. — Die Vedute und das Interieur, auf den Prospect und das Versetzstück übertragen, ergeben die Hauptbestandtheile der Bühnenmalerei. Auch diese ist in Wien zu hoher Blüthe gediehen. Brioschi, Burghart, Fux, Josef Hoffmann, Kautsky u. A. theilen sich, von Costümzeichnern ersten Ranges, wie Franz Gaul, unterstützt, in ihren Ruhm. Das »scenische Bild« wird kaum irgendwo sonst in gleicher Vollendung zu geniessen sein, wie auf den beiden Wiener Hoftheater-Bühnen.

Mit der obigen Erwähnung Anton Schrödl's betreten wir das letzte hier zu behandelnde Fach der Malerei, das des Thierstückes. Die Wiener Schule des neunzehnten Jahrhunderts kann sich dafür eines tonangebenden Meisters von ausgesprochener Eigenart rühmen, des namentlich in seinen Oelstudien und Röthelzeichnungen bewundernswerthen Friedrich Gauermann († 1862). Der längeren Vernachlässigung des Faches wurde neuerdings durch die Gründung einer Specialschule für Thiermalerei an der Wiener Akademie unter der Leitung Rudolf Huber's mit Erfolg entgegengewirkt. Ausser ihm besitzt namentlich die Pferdemalerei in Julius v. Blaas einen gediegenen Vertreter. Als Wiener von Geburt müssen ferner O. v. Thoren und Conrad Bühlmayer hier genannt werden. Letzterer, ein Schüler Koller's, ward leider in der Blüthe seiner Kraft durch den Tod ab-

gerufen (1883); Ersterer fand seinen hauptsächlichen Wirkungskreis in Paris, dem er auch durch seinen Bildungsgang vorzugsweise angehört.

Das Schlusswort gebührt den vervielfältigenden Künsten, welche zu allen Zeiten die Geschicke des allgemeinen Kunstlebens theilen. Für sie ergab sich schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit der Erfindung der Lithographie eine neue Sachlage; die Erfindung der Photographie hat sie in eine nicht gefahrlose Situation gebracht. Nichtsdestoweniger haben wir auch für die vervielfältigenden Künste die Thatsache eines wachsenden Aufschwunges zu verzeichnen. Ihre technischen Mittel haben mannigfache Modificationen, theils Einbussen, theils Bereicherungen erfahren. Der Stand ihrer Thätigkeit im Ganzen erscheint ungemein viel weiter ausgedehnt als am Beginne der hier geschilderten Epoche.

Um die Mitte des Jahrhunderts stand die Lithographie auf der Höhe ihres Ansehens. Sie beherrschte namentlich das Porträt und hatte mit ihrer weichen, malerischen, einschmeichelnden Technik um so leichteres Spiel, als der Kupferstich und sein Halbbruder, der Stahlstich, in äusserer Glätte und Leblosigkeit verkommen waren. Joseph Kriehuber, der berühmte Wiener Porträtlithograph der »oberen Zehntausend«, steht als classischer Zeuge für die Bedeutung dieses Kunstzweiges im vormärzlichen Oesterreich da. — Als er hochbetagt starb (1876), hatte die Radirung, die demokratische, energischere Technik, ihre sanfte Schwester schon aus der Gunst des Tages verdrängt. William Unger, der unübertroffene Uebersetzer des Franz Hals und Rembrandt, siedelte sich in Wien an und bildete hier eine Schule, welcher auch selbständige Talente sich angliederten, zur eifrigen Pflege der lange vernachlässigten Kunst der Radirnadel. Woernle, Klaus, H. L. Fischer, C. v. Siegl, Krostewitz, Groh, Kaiser, Alphons u. A. betreiben dieselbe mit Eifer und Glück. Die Malerradirung hat ebenfalls wieder Boden gewonnen. — Um die Mitte der sechziger Jahre kräftigte sich der schon verloren geglaubte Kupferstich. Die seit dem Tode des trefflichen Stöber (1858) verwaiste Professur der Kupferstecherei an der k. k. Akademie wurde durch die Berufung L. Jacoby's wieder besetzt und erhielt nach dessen Fortgang in Joh. Sonnenleiter ihren gegenwärtigen ausgezeichneten Vertreter. Ausser der Heranbildung tüchtiger jüngerer Kräfte, wie Jasper, Michalek, Hrnčiř, Frank u. A., wurde dadurch dem Kupferstich die ihm gebührende Rangstellung unter den zeichnenden Künsten zurückgegeben und seinen Vertretern überdies durch Aufträge und Unter-

stützungen die schwierige Stellung leichter gemacht. Das k. k. Oberstkämmereramt wies den Wiener Kupferstechern eine Reihe von ehrenvollen Aufgaben zu; der Wiener Kunstverlag (Kaeser, H. O. Miethke u. A.) trat mit Einzelblättern und Publicationen von dauerndem Werthe hervor; die »Gesellschaft für vervielfältigende Kunst« entstand, mit der grundsätzlichen Tendenz, allen Zweigen der graphischen Künste und an ihrer Spitze dem Kupferstich die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen. Jacoby's »Schule von Athen«, Jasper's »Allerheiligenbild« und der eben ins Werk gesetzte Beschluss, Holbein's Darmstädter Madonna durch Sonnenleiter stechen zu lassen, mögen unter der Fülle des von der »Gesellschaft« ins Leben gerufenen Schaffens hier speciell hervorgehoben werden. — Endlich erinnerte man sich auch des von der modernen chemischen Reproduction besonders hart bedrängten Holzschnittes. Von Blasius Hoefel bis auf Paar und Bader herab erfreute sich Wien wohl stets rühriger und geschickter Künstler in diesem Fache; doch fehlte es an einem festen Mittelpunkt für die Heranziehung eines künstlerisch gebildeten Nachwuchses und an grossen, einen regen Betrieb sichernden Aufträgen. Beiden Mängeln wurde in den letzten Jahren erfolgreich abgeholfen. An der Kunstgewerbeschule des k. k. Oesterreichischen Museums wurde eine eigene Professur für Holzschneidekunst errichtet und dieselbe dem von München herberufenen ausgezeichneten Xylographen und Radirer Wilh. Hecht übertragen. Die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche bereits früher wiederholt sich der Pflege des Holzschnittes wie der übrigen vervielfältigenden Künste rühmlichst angenommen hatte, errichtete ein Special-Institut für Holzschneidekunst, dessen Leitung ebenfalls in Hecht's Händen ruht. Die zahlreichen schönen Illustrationen des auf Anregung und unter Mitwirkung Sr. k. k. Hoheit des Kronprinzen erscheinenden Werkes: »Die österreichisch-ungarische Monarchie und Wort und Bild« und das grosse xylographische Prachtblatt mit dem Bilde Sr. Majestät des Kaisers im Krönungsornat, nach Angeli's Porträt von Hecht ausgeführt, genügen als Zeugnisse für den hohen Stand der Holzschneidetechnik in Wien und für den künstlerischen Geist der zu ihrer Pflege geschaffenen Institute. — Erwähnen wir schliesslich, dass auch der Farbendruck (als Chromolithographie und Chromoxylographie) sich in Wien einer Anzahl der tüchtigsten Meister (Grefe, Paar, Knoefler u. A.) zu rühmen hat und dass die Stadt in den photomechanischen Vervielfältigungsarten einen Weltruhm geniesst, welchen das kürzlich durch das Zusammenwirken des h. Ministeriums für

Cultus und Unterricht und der Gemeinde Wien in's Leben gerufene photographische Lehrinstitut nur noch steigern kann, so ist damit auch nach der Seite der vervielfältigenden Kunstzweige hin das Bild abgerundet, welches diese Uebersicht gewähren soll. Es ist ein Anblick herzerfreuender Thätigkeit und unaufhaltsam aufstrebender Entwickelung, welcher sich auf allen Seiten dem prüfenden Auge darbietet.

Wenn die Völker des Reiches, die Stände und Corporationen mit einander wetteifern, dem geliebten Herrscher zum Jubelfest ihre ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen, so darf das neu erstandene Wien im Schmucke seiner Kunst mit stolzem Dankgefühle sich ihnen beigesellen. Die vierzig arbeit- und ruhmvollen Jahre, welche die Wiener Kunst unter dem milden Scepter Kaiser Franz Joseph's I. bisher durchmessen hat, bilden den glänzendsten Punkt in ihrer Entwickelung und sichern ihr einen Ehrenplatz in der Geschichte der europäischen Cultur für alle Zukunft.

IV.

DAS KUNSTGEWERBE

VON

JAKOB VON FALKE.

KUNSTGEWERBE

I.

Man wird nicht bestreiten können, dass in der grossen culturgeschichtlichen Bewegung der letzten drei oder vier Jahrzehnte, welche einen völligen Umschwung des Geschmacks und eine neue Epoche der Kunst in den Gewerben herbeigeführt hat, Wien, was den ganzen europäischen Continent betrifft, der Vorrang gebührt. Sieht man ab von dem, was in abgeschlossener Stille in England zwischen der ersten und zweiten Londoner Ausstellung (1851 bis 1862) geschah, so war es Wien, von wo die ersten Ideen ausgingen, von wo in Wirklichkeit der Anstoss kam, der ein neues Leben in die Kunstindustrie brachte,

der die Fülle der Museen, Schulen und der artistisch-literarischen Publicationen hervorgerufen hat, welche jetzt dem Gewerbe dienen. Und man wird auch heute noch Wien an der Spitze finden, wenn auch die Ausstrahlungen von diesem Centrum vielfach eine andere als die ursprüngliche Färbung angenommen haben, wenn auch neue Centren entstanden sind und mehr oder weniger selbständige Richtungen eingeschlagen haben.

Es ist unsere Aufgabe, diese Bewegung zu schildern, wie sie sich unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph vollzogen hat. Ehe wir sie beginnen, müssen wir zwei kurze Bemerkungen vorausschicken. Die eine ist die, dass sich unsere Schilderung nicht ganz auf das Weichbild Wiens innerhalb der Linienwälle beschränken kann. Die Macht, den Einfluss, den Werth dessen, was in Wien auf diesem Gebiete geschah, völlig zu begreifen, ist man nur im Stande, wenn man auch hier und da den Wegen nachgeht, auf denen es in die Kronländer, in die weite Welt hinausgegangen ist. Zuweilen sind es nur die Ideen, die theoretischen wie die künstlerischen, die hier am Orte entstanden sind, und die Hände waren draussen, welche nach diesen Ideen und unter ihrer Herrschaft gearbeitet haben. Auch das ist Wiener Werk. Die zweite Bemerkung betrifft den Verfasser dieses Aufsatzes und Diejenigen, von denen er zu reden haben wird. Er hat viele zu nennen und viele zu übergehen, viele vielleicht, die auch ihren Antheil an diesem Stück Geschichte haben; sie alle aufzuzählen, ist unmöglich, noch liegt es überhaupt in der Absicht. Der Verfasser, seit drei Jahrzehnten genau beobachtend, seit einem Vierteljahrhundert inmitten dieser Bewegung stehend, schildert, »keinem zulieb und keinem zuleide«, was er gesehen, beobachet, miterlebt, auch wohl mitgeschaffen hat. Was vor der Zeit geschehen, da seine Autopsie beginnt (seit 1858), sind auch nur Versuche ohne Ziel und Erfolg, Versuche, die kaum eine Vorgeschichte bedeuten: sie sollen aber nicht übergangen werden.

Vor dem Jahre 1848, dem Anfangsjahr dieser vierzigjährigen Regierungsepoche, sah es hier bei uns auf dem Gebiete der Kunstindustrie nicht anders aus wie überall in der Welt, vielleicht Paris ausgenommen, dessen Leistungen, mannigfach vollkommener, doch gerade so gut einer wirklichen ästhetischen Kritik unterlagen. Das, was wir heute Kunstindustrie, Kunstgewerbe nennen, gab es wohl, aber es war so wenig selbständig, dass man nicht einmal jene Bezeichnungen kannte oder gebrauchte. Das Künstlerische im Gewerbe ging nur so nebenher. Freilich, eine Stadt wie Wien, die Hauptstadt

eines grossen Reiches, welche damals vielleicht mehr noch als heute den geistigen Sammelpunkt bildete, kann des Luxus nicht entbehren und braucht zur Entfaltung desselben vor Allem der Mitwirkung der Kunst und des Gewerbes. Und so fehlte es denn auch keineswegs an Aufgaben, ja nicht an sehr grossen Aufgaben, die ausgeführt werden mussten und ausgeführt wurden, so gut es ging nach dem Geschmack und der Leistungsfähigkeit der Zeit. Es sei nur erinnert an die innere Ausstattung des Liechtenstein-Palais in der (heutigen) Bankgasse, eine Aufgabe, wie sie auch heute nicht seit den Zeiten der Stadterweiterung den Decorationskünstlern reicher und bedeutender gestellt worden ist. Wohl erhalten, vollständig unverändert, bildet sie ein wahres Denkmal des Jahrzehnts, welches unserer in Rede stehenden Epoche voraufgeht.

Fragt man nach dem Stil, in welchem Decoration und Mobiliar des Liechtenstein-Palais ausgeführt sind, so ist schwer darauf Antwort zu geben. Die Zeit besass keinen Stil, kaum eine Vorliebe für eine der älteren Stilarten. Man arbeitete immer noch am besten im wiedererstandenen Rococo oder in einem Gemisch der französischen Stilarten des achtzehnten Jahrhunderts. Dieses Gemisch bildet auch den Charakter in der Ausstattung des genannten Palais. Das Rococo mit seiner Unsymmetrie, mit seinen abspringenden, geschwungenen Linien und seinem Muschelwerk ist vorherrschend im Mobiliar, aber Louis XV. findet auch Vertretung, insbesondere an den vergoldeten Stuccoarbeiten des Plafonds und den Blatt- und Rankengehängen von vergoldeter Bronze. Aber nicht der Stil ist es, der den Eindruck macht, sondern der Reichthum, die ausserordentliche Pracht und die technische Leistungsfähigkeit des Handwerks. Es ist zwar nicht Alles von Wiener Arbeit; so sind die Seidenstoffe der Wände und der Möbel, die gewaltigen Bronzelustres von Pariser Herkunft: aber die überaus vollkommene Tischlerarbeit, die Boiserien der Wände, der Thüren und der Fenster, grösstentheils Zusammensetzungen fremder kostbarer Hölzer, die Etagèren, Tische und Sessel, die Parquetten, Alles das gehört Wien und Wiener Gewerbsleuten, wenn auch Geschmack und Zeichnung von einem Fremden, dem leitenden Künstler, herrühren. Aber in dem Geschmack liegt eben die Schwäche dieser Arbeiten, während ihre Ausführung von unvergleichlicher Vollkommenheit und Solidität ist. Auch die Schlosserarbeit zeigt mechanisch und technisch die gleichen Vorzüge, aber auch sie entbehrt völlig der Kunst.

Parquetten, Boiserien, Möbel waren vorzugsweise aus den Werkstätten Leistler's hervorgegangen, der damals in seinem Ge-

werbe wohl die erste Stelle einnahm. Nach Art dessen, was er für das Liechtenstein-Palais auszuführen gehabt hatte, sendete er nach London zur ersten Weltausstellung eine Reihe Mahagonimöbel in einem überschwenglichen Rococo von einer Kühnheit und einem Reichthum des verschnörkelten Ornaments, wie es die Zeit des echten Rococo nicht bedeutender hätte schaffen können. Dieses Mobiliar konnte einen Augenblick Staunen erregen, aber schon keine Freunde mehr erwerben. Nachdem es auf der Ausstellung seinen Dienst gethan, fiel es, unverkauft, der Vergessenheit anheim.

Nachdem das Wiener Palais vollendet, stellte der Fürst Alois Liechtenstein der Wiener Tischlerei eine zweite Aufgabe, die Ausstattung des grossen Land- und Jagdschlosses in Eisgrub, welche wiederum etwa ein Jahrzehnt erforderte und bis zum Jahre 1858 vollendet war. Diesmal bildete die Gothik den Stil, die Gothik nach englischer Art. Die Aufgabe war nicht minder bedeutend, ja, die Holzarbeit allein betrachtet, vielleicht noch grossartiger, und wenn die Lösung dieselben Vorzüge der Arbeit erkennen lässt, so zeigt sie auch, wie wenig ein bestimmter Kunststil, ein bestimmter Geschmack in Fleisch und Blut des Gewerbes übergegangen, wie sehr man von den oft unverstandenen Mustern der Vergangenheit abhängig war. Was im Wiener Palais und im Eisgruber Schlosse geschehen, waren die Schöpfungen eines grossen, mit den Mitteln nicht rechnenden Kunstfreundes und Fürsten, aber, wenn auch das Gewerbe technisch gehoben wurde, so blieben doch beide Schöpfungen ohne künstlerische Nachwirkung. Die Umwandlung des Geschmacks folgte ihnen wie auf dem Fusse und liess sie fast vergessen. Sie bleiben aber ein Denkmal dessen, was die Wiener Kunstarbeit in der Zeit vor ihrer Reform leisten konnte und geleistet hat.

Wenn man sich zu jener Zeit, da die Arbeiten in Schloss und Kirche zu Eisgrub entstanden, in dem Jahrzehnt von 1848 bis 1858, nach der Art und den Leistungen der Wiener Kunstindustrie umschaut, so erscheint der Zustand ein fast trostloser. Restaurationen, Neuausstattungen, neue Decorationen, die hier und da in den Palästen gemacht wurden, zeichneten sich dadurch aus, dass Gutes und Originales, was Zopf oder Empire in ihnen geschaffen hatten, heruntergeschlagen und herausgerissen wurde, um durch stil- und charakterlose Arbeiten ersetzt zu werden. So geschah es z. B. in dem ehemaligen Palast Fries, dem heutigen Palast des Markgrafen Pallavicini, wo unter anderem die Reliefs von Zauner herabgeschlagen und zertrümmert wurden. Bunte, blumige Seidentapeten aus Paris waren das

Kostbarste und Kunstvollste, was die Wände zu bedecken hatte. Eigene Künstler kannte das Gewerbe nicht, höchstens Musterzeichner für die Weberei, und auch diese, die Weberei, holte sich die Muster meistens aus Paris, oder ihre Zeichner folgten dem französischen Geschmack. Papiertapeten, Möbelstoffe, Teppiche prangten in üppiger Blumenpracht mit grellen Farben. Man liebte starke Gegensätze in der Farbe, Orange-Atlas auf den Möbeln zu blauer Wand, rothe Vorhänge und Möbel zu weisser Wand, und überall viel Vergoldung.

Andere Gewerbe als solche, welche der Decoration und dem Mobiliar dienten, kamen kaum in Betracht. Zwar bestand noch die kaiserliche Porzellanfabrik in Wien, welche vor einem halben Jahrhundert die erste der Welt gewesen war. Sie hatte aber zu dieser Zeit den künstlerischen Standpunkt gänzlich verloren. Unter der Leitung von Chemikern stehend, bemühte sie sich um technische Verbesserungen, mehr aber noch war sie bestrebt, das immer drohender auftretende Deficit durch billige Massenwaare zu bekämpfen. Der Stamm ihrer alten Künstler lichtete sich, die vorhandenen Kräfte wurden alt und neue entstanden nicht, da es keine Beschäftigung für sie gab. Als endlich der letzte Director Alexander Löwe wieder die Fabrik in eine künstlerische Bahn einzulenken versuchte, hatte sie bereits so an Ansehen verloren, dass der Antrag, der auf ihre Auflösung gestellt wurde, nur auf einen schwachen Widerstand stiess. Fast ohne Vertheidigung ging sie (1862—1864) zu Grunde, die letzte That einer unkünstlerisch gesinnten Zeit. Was sonst an Porzellangeschirr in Wien gebraucht wurde, kam aus Böhmen und stand in seiner Ausschmückung unter dem allgemeinen europäischen Geschmack oder vielmehr Ungeschmack. Wien hatte ihm nichts Besonderes zu bieten. Dasselbe war der Fall mit Glas. Obwohl die Niederlagen in Wien waren, hatte die hauptstädtische Kunst doch zu jener Zeit noch keinen Einfluss auf Form und Ausschmückung des Glases. In den Silberarbeiten, soweit sie dem Tische und der Tafel oder der Beleuchtung dienten, herrschten Schablone und Stanze; nur die Schwere und die Masse des Materials wurden geschätzt, nicht Form und Arbeit. Wurde etwas Besonderes verlangt, wie es z. B. des Oefteren für Wettrennpreise der Fall war, so bestand das Künstlerische in einem rohen und sinnlosen Naturalismus: ein Weinkühler war ein Eisblock, auf dem sich Eisbären tummelten, ein Tafelaufsatz bestand aus einer Palme, unter der sich Reiter oder sonstiges Volk lagerten. Statt des Schmuckes galt nur die Masse des

Goldes und die Kostbarkeit der Steine; zierlich plastische Arbeit, farbiges Email, Niello, dergleichen gab es nicht.

Ein einziger Zweig schien Leben zu haben, der Inbegriff derjenigen Gegenstände nämlich, welche man mit dem Ausdruck Galanterie zusammenfasst. Es sind die kleinen Zier- und Gebrauchsgegenstände, Taschen und Schalen, die Gegenstände des Schreibtisches, der Toilette, und was man sonst herumstehen und herumliegen hat, Arbeiten aus Leder, Holz, Metall, Elfenbein, auch wohl von oder mit Halbedelsteinen, Porzellan und Glas — ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Dinge. Was dazu gehört, sie beliebt zu machen, ist vor Allem die Sauberkeit und Nettigkeit der Arbeit, ein gewisser eleganter Anschein, eine frische bewegliche Phantasie, welche Farben und Formen ändert und immer neu erscheint, und diese Vorzüge besassen auch die Wiener Galanteriegegenstände so sehr, dass sie, reichlich exportirt, in der ganzen Welt als »Wiener Artikel« galten. Allein diese Vorzüge waren nicht von gutem Geschmack begleitet, die erfindende Phantasie erschöpfte sich und die Nothwendigkeit, für jede Saison Neues zu ersinnen, führte rasch zu den absonderlichsten und widersinnigsten Dingen. Man konnte es hingehen lassen, dass die Lederarbeiten jedes Jahr eine andere Farbe haben mussten, aber als die Scala ausgenützt war, gab man dem Leder den Anschein des Holzes und umgekehrt dem Holze den Anschein des Leders. Ebenso verwechselte man Formen und Bestimmungen, das Tintenfass erhielt die Gestalt eines Pulverhorns, die Cigarrenkiste diejenige eines Hundehauses, und als der Sport sich ausbreitete, musste die Jockeymütze zu jeglichem Gefässe dienen und Peitschen, Riemen, Sattel, vor Allem aber das Hufeisen wurden die beliebtesten, auch heute noch nicht ausgestorbenen Ornamente dieses vielgewandten und in der damaligen Uebung doch höchst armseligen Gewerbes. Schon ein Zeichen der Besserung war es, als man das Leder mosaikartig behandelte, verschiedene Farben ineinander legte, oder Metall, z. B. emaillirte Wappen, auch wohl Porzellanmalereien, Porzellanblumen und dergleichen einlegte. Dies gehört aber schon dem zweiten Jahrzehnt der in Rede stehenden Epoche an, in welcher August Klein die Führung für diesen Zweig der Kunstindustrie übernahm.

Ungeachtet der durchaus ungenügenden und wenig Hoffnung versprechenden Zustände in dem ersten Jahrzehnt von 1848 bis 1858, zeigten sich doch schon einzelne, sehr vereinzelte Erscheinungen, welche auf eine Besserung hindeuten. Leistler hatte mit seinen gross-

artigen, doch verfehlten Möbeln auf der ersten Londoner Ausstellung (1851) wohl Aufsehen erregt, doch Fiasco gemacht. Indess war in seinem Atelier ein akademischer Bildhauer praktisch beschäftigt gewesen, der sich nun, mit den Erfahrungen der Londoner Ausstellung bereichert, 1852 selbständig machte und die Möbelfabrication künstlerisch auf einen besseren und richtigeren Weg zu leiten versuchte. Dies war Franz Schönthaler. Durch ihn geschah in dieser Epoche die Ausstattung des Coburg-Palais und des Harrach-Palais auf der Freiung, sodann aber schon um das Jahr 1860 die Einrichtung in der Wohnung von Stametz-Meyer, welche wohl in ihrer Zeit als die beste und einheitlichste zu betrachten ist, obwohl nach französischer Art und nach französischen Mustern durchgeführt.

Zu dieser Zeit traten auch die Architekten mehrfach in die Thätigkeit für die Kunstindustrie ein, wenn auch im Allgemeinen mit sehr wenig Glück und Erfolg. Sie hatten es ja nicht gelernt, und wussten wenig, was denn die Gegenstände des Kunstgewerbes, ihr Zweck und ihr Material für besondere Anforderungen stellten; sie wussten wenig, wie ein Möbel nach seiner Art sich gestaltet, wie das Holz behandelt sein will, was Porzellan, Faience, Glas in Form und Decoration verlangen. Sie kannten ihre Architekturprofile und Architekturornamente und wendeten sie unterschiedslos auf die Gegenstände der Kleinkunst an, nicht bedenkend, dass sie z. B. die Profile am Gebäude von unten nach oben sehen, dieselben aber am Tisch oder Sessel von oben herab gesehen werden, also gerade die umgekehrte Ansicht stattfindet. Dazu hatte ein jeder seine eigene Passion, wie z. B. einer der bedeutendsten, der Dombaumeister Ernst, für die Gothik schwärmte und nicht blos in der Stephanskirche, wo es am Platze war, gothisch einrichtete, sondern es auch im Bürgerhause versuchte. Nach seiner Zeichnung wurde der Votivaltar in St. Stephan durch Schönthaler ausgeführt, und nach seinen Angaben auch das Local der damaligen Künstlergesellschaft, des Albrecht Dürer-Vereins, gothisch ausgestattet. Sein Vorgang blieb ohne Folge, obwohl noch einmal ein Versuch gemacht wurde, auf den wir zurückkommen.

Bedeutungsvoller war die Anregung, die von Van der Nüll ausging und sich in seiner Schule fortpflanzte. Dieser Architekt stand mit seiner freien, wenn auch eklektischen Richtung den Bedürfnissen des Kunstgewerbes viel näher als irgend ein anderer. Damals freilich in dem ersten Jahrzehnt zeichnete er fast nur für das Atelier von Girardet, der mit Buchbinder-Arbeiten und Galanterie-Artikeln reicherer Art sich den ersten Namen machte. Van der Nüll muss

als der Schöpfer jener reich ausgestatteten, mit Metall, Elfenbein, Email u. s. w. geschmückten Albumdecken, Diplomeinbänden, Adressenhüllen betrachtet werden, welche in den nächstfolgenden Jahrzehnten eine glänzende Specialität der Wiener Kunstindustrie bildeten.

Was Van der Nüll mit seinen Schülern Storck und Gugitz ornamental und decorativ im Opernhause leistete, gehört schon einer folgenden Epoche an, aber ein anderer Schüler, Heinrich Ferstel, zeigte sich noch in diesem ersten Jahrzehnt, wenn auch am Schlusse desselben, als ein Führer in neuer ornamentaler Richtung, und zwar in dem 1859 vollendeten Bankgebäude in der Herrengasse. Wenn irgend ein Wiener Bau an die Spitze der modernen kunstindustriellen Bewegung gestellt werden muss, so ist es dieser Palast, wenn auch der Stil, den Ferstel damit einzuleiten versuchte, später nicht weiter befolgt wurde. Zum ersten Male, kann man sagen, wurde hier nach altitalienischen Mustern mit bewusster künstlerischer Absicht vorgegangen. Zum ersten Male geschah es hier, dass in den Gittern nach der Freiung zu geschmiedetes Eisen nach so langer Unterbrechung wieder auftrat. So sehr war die Technik des getriebenen und geschmiedeten Eisens für ornamentale Zwecke verloren gegangen, dass der Verfertiger, der Schlosser Berndt, Silberarbeiter heranziehen musste, die vergessene Kunst zu üben und zu lehren.

Zu dieser Zeit, um 1860, mehrten sich aber auch die Anzeichen, dass man einer neuen Zeit in der Kunstindustrie entgegengehe; von verschiedenen Seiten erfolgten Anregungen und Versuche, wenn auch nicht sie es waren, die zu dem gewünschten Resultate führten. Dahin muss man die Bestrebungen rechnen, welche von dem Niederösterreichischen Gewerbeverein ausgingen. Die Architekten waren es, die immer tiefer das Bedürfniss nach Erneuerung der decorativen Künste fühlten, wie wenig sie auch mit richtigem Verständniss vorgingen. Auf ihre Anregung geschah es, dass der Gewerbeverein zuerst eine Zeichenschule für das Gewerbe gründete und dann eine illustrirte Zeitschrift herausgab, eigentlich kunstgewerbliche Musterblätter mit kurzem erklärenden Text. Der erste Jahrgang (1860) erschien unter Leitung des Gothikers Ernst und gab daher grösstentheils Gegenstände in gothischem Stile. In diesen lag ein doppelter Fehler. Einmal wollte der Zeitgeschmack überhaupt nichts von der Gothik wissen, und es war umsonst, ihm dieselbe aufdringen zu wollen. Zum andern aber waren diese Muster in ihrer eigenen Art so verkehrt, so reizlos, so unschön, dass man, auch wenn die Gothik

Mode gewesen wäre, schwerlich an ihnen Gefallen gefunden hätte. Es waren einfach die Masswerkmotive und das krause Blattwerk der Steinarchitektur auf das Holzmobiliar übertragen, ohne dass man eine Ahnung hatte, wie doch in Wirklichkeit das Holzgeräth der gothischen Kunstepoche von ganz anderer Gestalt und Verzierung gewesen war. Diesem Mangel an Verständniss kam der Text gleich, der einen besonderen Mangel an kunstgeschichtlichen Kenntnissen zeigte. Es war daher nicht zu verwundern, dass Laufberger im Figaro diese Schöpfungen von Ernst und seinen Mitarbeitern in überaus lustigen Caricaturen unter dem Titel »Ernst nicht Scherz« verspotten konnte. Sie waren ja meist schon selbst Caricaturen. Natürlich blieb der Erfolg aus. Da versuchte man es im nächsten Jahre anders. Hansen nahm die Leitung des Unternehmens in die Hand und gab ihm nun die antike Richtung. Es war das gleiche Fiasco, und mit diesem zweiten Jahrgang hörte die Zeitschrift zu erscheinen auf.

Auf Anregung Eitelberger's, der damals die Redaction des wissenschaftlichen Theiles an der Wiener Zeitung führte, hatte schon der erste Jahrgang der Publication des Gewerbevereins dem Verfasser dieser Arbeit Veranlassung geboten, einmal die principiellen Fragen der modernen Kunstindustrie in einer Reihe von Artikeln in der Wiener Zeitung zu besprechen. Das geschah im Sommer 1860. In diesen Artikeln wurde schon auf die Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Sammlungen alter Muster hingewiesen. Es folgte im Winter darauf eine zweite Reihe von Artikeln ähnlichen reformatorischen Inhalts für eine Reinigung und Neugestaltung des Kunstgewerbes, die im »Wanderer« abgedruckt wurden. Es ist wohl erlaubt, auf diese Aufsätze hinzuweisen, da sie überhaupt die ersten in Oesterreich wie in Deutschland waren, in welchen die betreffenden Fragen mit Ausführlichkeit und principiell erörtert wurden. Was sie aussprachen, ist in der Folge Gemeingut geworden.

Aber auch in anderer Weise, wenn auch auf beschränktem Gebiete, war bereits vorgearbeitet worden, und es waren Mittel und Wege geschafft, um wenigstens die Ansichten zu klären und zu reinigen. Dies war durch die »k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmäler«, wie sie damals hiess, sowie durch ihre Publikationen, durch ihre Freunde und Mitarbeiter geschehen. Die Tendenz dieser im Jahre 1856 unter Leitung des Freiherrn von Czörnig gegründeten staatlichen Anstalt war allerdings, ausser ihrer Aufgabe zur Erhaltung und Restaurirung, zunächst

eine wissenschaftliche, eine archäologische. Es handelte sich darum, zu erforschen und zu ergründen, was noch in österreichischen Landen von mittelalterlicher Kunst oder der ihr zunächst folgenden Kunstepoche übrig sei. Da nun das, was aus jener frühen Zeit noch erhalten geblieben, ganz vorzugsweise der Kirche angehört, so geschah es auch, dass die kirchliche Kunst für die Centralcommission das eigentliche Gebiet ihrer Aufgaben bildete, nicht aber allein die Baukunst, die Plastik und die Malerei, sondern ganz ebenso auch die Kleinkunst, was sich davon in Kirchenschätzen an Geräth und Gefäss und Bekleidung erhalten hatte.

Wie gesagt, ging die nächste Tendenz auf Erforschung und sodann auf Publicirung des Erforschten, und zu diesem Zwecke gab die Commission ein Jahrbuch und eine Monatsschrift (»Mittheilungen der k. k. Centralcommission etc.«) heraus. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass das Interesse und Bestreben der Mitarbeiter bald über den wissenschaftlichen Eifer hinausging. Die Beschäftigung mit diesen Gegenständen, das eindringende Verständniss in den künstlerischen Gehalt führte ein anderes Interesse herbei, nämlich den Wunsch der Wiedererneuerung der alten Kunstarten sowohl nach der Form wie nach den technischen Verzierungsweisen. Unwillkürlich kam man zur Vergleichung des Alten und des Neuen und gelangte so zur Wahrnehmung, dass die kirchliche Kunst der Gegenwart weit hinter derjenigen des Mittelalters zurückstehe, dass diese letztere, trotz mannigfach unbeholfener Zeichnung im Figürlichen, weitaus edler und gehaltvoller in ihrer ganzen Erscheinung, dass sie reiner und schöner in den Formen und reicher in verschiedenartiger Technik sei. In der heutigen Goldschmiedekunst z. B., so weit sie für die Kirche zu arbeiten hatte, waren Niello und Email unbekannte Erscheinungen, während die kirchliche Paramentik gleicherweise durch Unschönheit der Muster, durch Vulgarität der Farben, sowie durch ganz unzureichende Technik in den Methoden der Stickerei sich als der Kirche völlig unwürdig erwies.

Diese Zustände in all dem, was die Kunst oder das Kunstgewerbe für die Kirche zu schaffen hatte, wurde in dem Kreise der Leiter und Mitarbeiter der Centralcommission — wir nennen Gustav Heider, Eitelberger, Essenwein, Camesina, Karl Weiss, zu denen alsbald Friedrich Schmidt trat — mannigfach erörtert, und was man erkannte und fühlte, wurde versucht in das Praktische zu übersetzen. So war es die kirchliche Kunst in Wien, welcher das Studium der alten Muster zuerst zugute kam. Wie sich bald durch

die Centralcommissión eine Verbindung mit der Geistlichkeit herausstellte, so gelang es auch wohl diese zu bewegen, neue Arbeiten nach den alten Mustern machen zu lassen, und auch Industrielle fanden sich bereit, auf den neuen, vielmehr auf den alten Weg einzugehen und die Zeichnungen der Künstler aus der Centralcommission auszuführen. Auch der Architekt Lippert begann schon damals eine Anzahl kirchlicher Goldschmiedearbeiten im gothischen Stil insbesondere für den Erzbischof von Olmütz, Landgrafen von Fürstenberg, ausführen zu lassen.

Bei diesen Neuerungen stand das Goldschmiedegewerbe in erster Linie, und wenn wir nicht irren, war es die Firma Brix & Anders, welche vorzugsweise auf dem neuen Wege beschäftigt war. Was die Paramente betrifft, so betrat Karl Giani zuerst die neue Bahn. Hier handelte es sich darum, an die Stelle ordinärer und naturalistischer Blumenornamente oder nichtssagender Schnörkel die stilvollen, zum Theil allegorischen, zum Theil pflanzlichen Muster des Mittelalters zu setzen und eine edlere Farbenwahl zu treffen, ohne an Glanz und Ansehen zu verlieren. An Mustern fehlte es nicht, und so war hier der Vorgang vielleicht folgenreicher und nachhaltiger als in der Goldschmiedekunst, welche nach einigen Jahren des Eifers wieder nachliess und auf ihre herkömmliche Weise zurückfiel. Minder glücklich war man in der Stickerei. Die in Uebung stehenden, ganz und gar unzulänglichen Verfahrungsweisen waren zu sehr eingewurzelt als Beschäftigung aller Frauen und Mädchen, um rasch verändert werden zu können. So blieben Stickereien nach alten und guten Mustern noch höchst vereinzelt. Die Döblinger Schwestern vom armen Kinde Jesu, in der Aachener Schule gebildet, waren lange die einzigen, welche in den alten Arten zu sticken verstanden.

Ohne Frage war hier in der kirchlichen Kunst ein sehr erfreulicher Anfang gemacht, aber er blieb auch nur ein Anfang in räumlicher wie künstlerischer Beschränkung. Auch in künstlerischer, denn in Wirklichkeit war auch hier nur eine Wiedererneuerung im Stil der Gothik beabsichtigt, wenn auch wohl der romanische Stil Freunde fand. Und wenn es auch gelungen wäre, der Gothik für das Kirchengeräth zur Herrschaft zu verhelfen, so hätten die Laienwelt und die Laienkunst sie doch nicht angenommen. Ein Versuch, der in dieser Beziehung für die Buchbinderei nach mittelalterlich stilvollen Zeichnungen von Essenwein durch den Buchbinder Habenich gemacht wurde, misslang völlig.

Es war also unausbleiblich, dass ein weiterer Anstoss und in anderer Richtung kommen musste, um das gesammte Kunstgewerbe vorwärts und in andere Bahnen zu treiben. Dieser Anstoss war ein doppelter; einmal kam er durch die Stadterweiterung und sodann durch die Gründung des k. k. österreichischen Museums. Beide vereint führten eine neue Epoche der österreichischen Kunstindustrie herbei, die eine, indem sie derselben neue Aufgaben in ungemessener Zahl stellte, das andere, indem es die richtigen Wege zeigte, die vernünftigen Principien lehrte und so durch Muster und Lehre zugleich half und leitete, und sodann durch Gründung der Kunstgewerbeschule der Industrie einen Stock neuer Künstler stellte, welcher derselben gänzlich mangelte.

II.

DIE STADTERWEITERUNG, DAS OESTERREICHISCHE MUSEUM FÜR KUNST UND INDUSTRIE UND SEINE KUNSTGEWERBESCHULE.

Von den zwei Momenten, welche, wie gesagt, eine neue Epoche des Wiener Kunstgewerbes herbeiführten, war die Stadterweiterung das frühere. Schon im Jahre 1858 in Angriff genommen, vermochte sie jedoch nicht sofort eine Einwirkung zu üben. Es lag in der Natur der Sache, dass erst einige Jahre vergehen mussten, bis der Boden geebnet war, die Baulust erblühte und die neuen Häuser und Paläste auch für Decoration und innere Ausstattung ihre Forderungen und Aufgaben stellten. Es ist bekannt, wie zaghaft in Profil und Decoration die ersten Häuser waren, wie flach ihr Aeusseres, wie nüchtern das Innere. Erst allmälig wuchsen Muth und Schwingen den Architekten, erst allmälig regte sich das Bedürfniss nach grösserer, luxuriöserer Einrichtung, und in Wirklichkeit schoss dieses Bedürfniss erst nach dem Kriege von 1866 üppig in die Blüthe. Es waren die sieben fetten Jahre des industriellen Aufschwunges bis zu unserer Weltausstellung 1873, welche in dieser äusseren Beziehung den Höhepunkt der Entfaltung bezeichnen, nicht in künstlerischer, denn das Kunstgewerbe hatte nach dem Krach noch viel zu lernen, und es lernte auch in den nachfolgenden sieben mageren Jahren. Der Aufschwung war zu rasch gekommen, um tief zu gehen. Erst in der Stille und Ruhe dieser nachfolgenden Zeit vertiefte und festigte sich das Gelernte und gingen die Ausstrahlungen von Wien aus in die Kronländer. Was Sache des Lehrens und

Lernens ist, Sache der Bildung und der Cultur, lässt sich nicht im Sturme erreichen; es wird immer seine gute Zeit erfordern. Es sind darum die ersten vier Jahre der Stadterweiterung bis zum Jahre 1862 etwa für die Kunstindustrie noch ohne Bedeutung gewesen. Von da an aber, also gleichzeitig mit der zweiten Londoner Ausstellung, welche den Anstoss zur Gründung des österreichischen Museums gab, änderte sich das.

Waren es vorher schon die Architekten gewesen, welche für alle grösseren Aufgaben des Kunstgewerbes Rath und Zeichnung zu liefern hatten, so wuchs diese ihre Bedeutung mit den neuen Häusern und Palästen und dem steigenden Luxus in ausserordentlicher Weise. Das Gewerbe hatte ja keine Künstler, einige wenige ausgenommen, wie z. B. Franz Schönthaler, die mit der Zeit gingen, aber auch nur für den Luxus und den Reichthum arbeiteten; für die kleineren, immer zahlloseren Aufgaben waren sie nicht zu haben. Denn wie mit Hilfe der berühmten »neuen Werthe« plötzlich Reichthümer auftauchten, der Reichthum nach unten drang in das Bürgerthum, so folgten ihm Luxus, Wunsch und Bedürfniss nach einer besseren Ausstattung, nach einer schöneren Umgebung.

Wie hätten die Architekten, auf denen ohnehin Aufgaben ihrer eigenen Kunst bis zur Ertödtung aller Leistungsfähigkeit lasteten, wie hätten sie zu gleicher Zeit den mannigfaltigsten, ungezählten Aufgaben des Gewerbes genügen sollen? Und wie konnten sie es? Auf welcher Akademie, auf welcher Schule hatten sie gelernt, Faience- oder Porzellangefässe zu erfinden und zu decoriren, wo für den Möbeltischler, für den Goldschmied, für den Juwelier, für den Glasfabrikanten, für den Lederarbeiter und Buchbinder, für den Erzgiesser und Eisenschmied zu componiren? Niemand hatte das Recht, es zu verlangen, und doch wurde es verlangt. Ihr Reich der Aufgaben war das Haus und was in demselben fest und unbeweglich ist. Sie sollten aber, einheitlich im Stil, auch alles Andere schaffen, wessen die Einrichtung bedurfte, Möbel, Vorhänge und Tafelgeschirr u. s. w. Kein Wunder, dass Alles, was in dieser Zeit unter ihrer Leitung, nach ihren Zeichnungen im Kunstgewerbe entstand, Reissbrett und Lineal verräth und Hand und Geist des Meisters im Stein zu erkennen giebt. Gerade sie waren es, welche damals vor Allem der gewerblichen Muster bedurften.

Die Zeit war gekommen für eine Anstalt, welche mit Wort und Werk Abhilfe schaffte. Die Aufgaben waren da in Hülle und Fülle, aber es fehlten die Kräfte, sie auszuführen, und es fehlte die Kennt-

niss, wie sie in richtiger Weise ausgeführt werden mussten. Dass man zunächst auf die alten Kunstwerke zurückging, war ein Gedanke, der bereits ausgesprochen war und schon Früchte zu zeitigen begann. Wo immer er auch zuerst ausgesprochen sein mag — er lag ja nahe genug, zumal in einer Zeit, in welcher archäologische Kunststudien lebendig waren, — so war es ohne Zweifel England, wo er zuerst in das Praktische übersetzt wurde. Die englischen Kunstfreunde — es sei nur in aller Kürze an allzu Bekanntes erinnert — hatten auf der ersten Londoner Weltausstellung 1851 den tiefen Stand der englischen Industrie erkannt und das Heilmittel in dem Studium alter und guter Vorbilder gefunden. So kam es — nicht ohne gelegentliche Missgriffe — zur Gründung des South-Kensington-Museums und seiner gleicherweise dem Gewerbe gewidmeten Kunstschule. Elf Jahre darauf bei der zweiten Londoner Ausstellung 1862 sah die fremde Welt nicht ohne Erstaunen, dass die englische Kunstindustrie Fortschritte gemacht hatte und dass man diese dem neuen Museum und seiner Schule verdanke.

Damals — ich erzähle zunächst die äussere Geschichte — befand sich auch der österreichische Ministerpräsident Erzherzog Rainer in London zum Studium der Ausstellung und theilte seine Wahrnehmungen in Bezug auf die Nützlichkeit eines solchen Museums und die Nachahmung desselben in Oesterreich dem ebenfalls auf der Ausstellung anwesenden Professor der Kunstgeschichte, Rudolf von Eitelberger, mit. Mit der Lebhaftigkeit seines Geistes ergriff Eitelberger diesen Gedanken und, nach Wien zurückgekehrt, entwarf er (es war noch im Monate August) in kurzen Zügen das Programm, welches die Billigung des Ministerpräsidenten fand, sowie diejenige Schmerling's, der damals bekanntlich auch Cultus und Unterricht mit seinem, dem Staatsministerium, vereinigt hatte. In Folge dessen, dem Vortrage entsprechend, erschien am 7. März 1863 ein Handbillet des Kaisers Franz Joseph, in welchem die Gründung eines derartigen Museums zur Verbreitung des Geschmackes und zur künstlerischen Förderung des Gewerbes anbefohlen wurde. Zugleich wurde im Ministerium zur Durchführung ein Comité ernannt, an welchem unter dem Vorsitze des Sectionschefs Lewinski der damalige Ministerialrath Gustav Heider, der kaiserlich Schatzmeister J. G. Seidl und Professor von Eitelberger theilnahmen. Des Weiteren wurden in diesem Handbillet die kaiserlichen Sammlungen, als die Schatzkammer, das Münz- und Antikencabinet, die Ambraser Sammlung, die Hofbibliothek mit ihren Gegenständen, soweit sie den Zwecken

des neuen Museums dienlich wären, leihweise zur Verfügung gestellt und die Erwartung ausgesprochen, dass auch andere Besitzer von Kunstwerken dem Allerhöchsten Beispiele folgen würden.

Dieser Zusatz war von besonderer Bedeutung, denn da bei der Finanzlage des Staates in keiner Weise die Mittel erwartet werden konnten, um sofort die genügende Anzahl bedeutender und lehrreicher Kunstgegenstände zusammenzukaufen, auch wegen Mangel der Letzteren gar nicht die Möglichkeit vorhanden war, so war in dieser Einrichtung einer leihweisen Ueberlassung das Mittel gegeben, rasch eine Collection ausgezeichneter Kunstwerke zusammenzustellen, welche, wenn auch nur zeitweilig, als Museum gelten und die erwünschten Dienste leisten konnten. Während die Berathung der Statuten sich in die Länge zog und der Sommer des Jahres 1863 mit der Herstellung und Erweiterung des provisorisch erwählten Locales, des Ballhauses, verging, benützte Eitelberger die Zeit, um, begleitet vom nachherigen Custos, Franz Schestag, sich im Lande umzusehen, was etwa Brauchbares und Zweckdienliches für das neue Museum vorhanden sei. Insbesonders besuchte er Kirchen, Stifte und Klöster und verzeichnete das Vorhandene, um es rechtzeitig zur leihweisen Ausstellung zu erbitten. Von allen Seiten erhielt er freudige Zustimmung.

Gegen den Frühling des Jahres 1864 waren alle vorbereitenden Arbeiten fertig. Am 30. März wurde Eitelberger selbst zum definitiven Director, und der Verfasser dieses Aufsatzes zum Director-Stellvertreter und ersten Custos ernannt; die Stelle des zweiten Custos erhielt erst später Franz Schestag. Gleichzeitig wurde das Local den Genannten übergeben, die Gegenstände wurden von Nah und Fern herbeigeschafft und am 12. Mai das neue Museum mit 2000, allerdings geliehenen Gegenständen eröffnet. Acht Tage später war auch ein wissenschaftlich gehaltener Katalog fertig gestellt. Die Sammlung, richtiger gesagt die Ausstellung, denn die Gegenstände waren zum Wechseln bestimmt, umfasste ziemlich das ganze Gebiet der Kunstindustrie. Die k. Schatzkammer hatte die schönsten Arbeiten in edlem Metall, in Krystall- und Halbedelsteinen geliefert, Glas und Elfenbein kamen aus Laxenburg, Emails ebenfalls aus der Schatzkammer, sowie vom Freiherrn v. Rothschild, Majoliken desgleichen, Porzellangegenstände aus Privatbesitz, sowie insbesondere aus der aufgehobenen Wiener Fabrik, deren künstlerischer Nachlass in das Eigenthum des Museums überging, Kirchengeräthe aller Art, auch gestickte Gewänder sendeten die Kirchenschätze u. s. w. Was noch

fehlte, waren insbesondere die grösseren Gegenstände, wie z. B. Möbel, während Eitelberger's eigene Bücher den Anfang einer Bibliothek bildeten. Während noch mehrfach in längeren Zwischenräumen mit den Gegenständen gewechselt wurde, war die Leitung gleicherweise bemüht, nach Massgabe ihrer Mittel Kunstwerke anzukaufen, um nach und nach die Anstalt von der Nothwendigkeit des Leihsystems zu befreien und sie mit eigenem Besitze sicher und unabhängig zu machen. So, um nur Eines zu erwähnen, wurde von Castellani in Rom eine erlesene Collection antiker Terracottagefässe erworben, welche sofort diejenigen, welche dem Antikencabinet entnommen waren, überflüssig machte.

Der starke Besuch, den das neue Museum, das statutenmässig die Bezeichnung: »K. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie« annahm, sofort erhielt, zeigte, dass die Idee eine zeitgemässe gewesen und der Vorgang der richtige war. Das Museum war von vorneherein nicht allein auf das Gewerbe berechnet gewesen, sondern ebenso auch auf das Publicum, um in demselben Interesse für die Kunst zu erwecken und seinen Geschmack zu heben. Ohne Verständniss und Theilnahme des Publicums würden ja die Bemühungen in der Industrie umsonst sein. Hätte das Publicum die Neuerungen abgelehnt, so wären sie gescheitert. Ging aber dieses mit seinem Interesse voran, so war die Industrie um ihrer eigenen Existenz willen gezwungen, zu folgen. Und so ist es in der That geschehen.

Die Leitung des Museums legte daher den grössten Werth darauf, alle Gesellschaftskreise für sich zu gewinnen, und in diesem Bemühen wurde sie in ganz ausgezeichneter Weise von dem »Curatorium« unterstützt, welches vorzugsweise zu dem Zwecke eingesetzt war, die Interessen des Museums im Publicum zu fördern. Es war daher aus Männern von der höchsten gesellschaftlichen, wie künstlerischen, wissenschaftlichen und industriellen Bedeutung zusammengesetzt, sämmtlich vom Protector, Erzherzog Rainer, ernannt, der fortfuhr, unausgesetzt das Museum mit Rath und Einfluss zu stützen und zu fördern. Was der Protector selber, sowie das Curatorium unter dem Vorsitz des Grafen Edmund Zichy für das Museum und seine Sache geleistet haben und noch heute leisten, das kann nur Der ermessen, welcher die Geschichte des österreichischen Museums vom Anfange an mit durchgelebt hat.

Um den lebendigen Verkehr nach Aussen, ausserhalb der Mauern des Museums, zu fördern, wurde alsbald eine Monatsschrift

gegründet unter dem Titel: »Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie«, welche noch heute, wenn auch in jüngst veränderter Gestalt, besteht. Bescheiden in ihrer Erscheinung, anspruchslos in ihrem Auftreten, im Verhältnisse wenig verbreitet, übte sie doch einen grossen Einfluss, weil sie gerade in jene intelligenten Kreise gelangte, welche sich mit Ernst für die Sache interessirten. Indem sie die Fragen des Kunstgewerbes und des Geschmackes mit Anlehnung an die praktische Verwendung besprach, wirkte sie höchst anregend, denn was sie vorbrachte, war damals völlig neu. Sie hat der Reform des Geschmackes viele Freunde gewonnen und wesentlich zu ihrer Ausbreitung beigetragen. Die neuen Principien, welche sie vortrug und verfolgte, galten nach kurzer Zeit bereits als die »Principien des österreichischen Museums«. Es war so gewissermassen eine Fahne entfaltet, zu der man hielt, die gelegentlich auch wohl bekämpft wurde.

Ein zweites, gleicherweise wirksames Mittel waren die Vorlesungen, welche Eitelberger selbst im Sommer, fast unmittelbar nach der Eröffnung des Museums, begann. Vom nächsten Winter an (1864—1865) wurden sie in regelmässiger Folge für jeden Donnerstag eingeführt, und so haben sie sich bis heute erhalten. Ihre Absicht ging auf Kunstbildung und Erweckung des Kunstinteresses im Allgemeinen, daher sie sich nicht auf die Gegenstände der Kunstindustrie beschränkten, sondern jeden Gegenstand, jede Frage der Kunst in ihren Bereich zogen. Auch nationalökonomische Fragen waren nicht ausgeschlossen. Die Vortragenden wurden, ausser den Angehörigen des Museums, in den verschiedensten Kreisen der Wissenschaft und der Kunst gesucht; wir nennen die Kunstgelehrten Lützow und Thausing, die Professoren Scheffle, Glaser, Hlasiwetz und Neumann-Spallart, die Architekten Van der Nüll, Ferstel, Schmidt, denen sich in den späteren Jahren viele jüngere Kräfte zugesellten.

In dieser Weise war das Publicum rasch gewonnen und auch festgehalten und ist auch der Anstalt treu geblieben, obwohl diese nie das geworden ist, was Eitelberger sich vorgestellt hatte: ein Rendezvous der vornehmen Welt; sie ward vielmehr — man braucht nur den Sonntagsbesuch sich anzusehen — ein Rendezvous der arbeitenden Welt. Freilich nicht so von Anfang an, wenigstens nicht in den leitenden industriellen Kreisen. Man hätte erwarten dürfen, dass diese sich rascher dem Lehr- und Lernmaterial zuwenden würden, das ihr im Museum geboten war. Das Bedürfniss war ja

da, und dem Bedürfnisse kam man entgegen. Aber es fehlte die Intelligenz: man wusste nicht, was mit den alten Sachen anfangen; man verstand es nicht, sie ins Moderne zu übersetzen; dies Verständniss brauchte Zeit. Es war auch wohl nicht ohne Bedeutung, dass sich — ganz unnöthiger Weise — wenn nicht eine Feindschaft, doch eine Abneigung mit dem Gewerbeverein herausbildete, der sich damals gerade nicht einer energischen Leitung erfreute, so dass Eitelberger lieber die Beziehungen zur Handelskammer pflegte, als zum Gewerbeverein.

So kam es, dass, während die Arbeiter Sonntags herbeiströmten und die engen Räume des Ballhauses ausfüllten, doch die eigentlichen Kunstindustriellen sich fernhielten. Nur einzeln kamen sie, dann allerdings mehr und mehr. Freilich, was im Stillen gelernt und benützt wurde, das entzieht sich der Controlle. Der Erste, der sich dem Museum anschloss, war Karl Giani, der Seidenfabrikant, der, wie schon oben gesagt, sich bereits mit der Kirchenparamentik des Mittelalters vertraut gemacht hatte; ihm folgte Karl Haas, der Galvanoplastiker und Bronzewaarenfabrikant. Er wurde der Galvanoplastiker des Museums und wirkte in dieser Stellung durch Verbreitung schöner Metallgegenstände des Mittelalters und der Renaissance. Von grösserer Bedeutung aber war es, als die Firmen J. & L. Lobmeyr und Philipp Haas & Söhne mit dem Museum in enge und dauernde Verbindung traten. Die Chefs dieser Häuser, Ludwig Lobmeyr und Eduard von Haas, der erstere feinfühlig in künstlerischen Dingen, der andere voll Intelligenz und mit dem grossartigsten Geschäftsblick begabt, erkannten bald die Tragweite des Museums und wie sich mit demselben auch die Welt gewinnen lasse. Kaum drei Jahre verflossen — wir kommen auf das Einzelne ihrer Leistungen zurück dort, wo wir von der künstlerischen Seite der Reformbestrebungen in den einzelnen Zweigen zu reden haben werden — kaum drei Jahre sagen wir, und auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 waren beide Firmen mit Gegenständen erschienen, zu welchen sie Anregung und Muster im österreichischen Museum geholt hatten, und eben mit diesen Gegenständen stellten sie sich sofort auch in künstlerischer Beziehung in die erste Reihe der Concurrenten auf dem Weltmarkte. Auf dieser, in vieler Beziehung so anziehenden und reizvollen Weltausstellung wurde wenigstens das Eine klar, dass ein neuer Geist in das österreichische Kunstgewerbe gefahren, ein neuer Geist, der, wenn er noch keinen Sieg bedeutete, doch einen solchen für die Zukunft verbürgte.

Aber während man am österreichischen Museum die beginnenden Erfolge mit Freuden begrüsste, konnte man sich doch andererseits der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass die Mittel, mit denen man arbeitete, nicht genügen oder jedenfalls nur langsam zum Ziele führen würden. Man fand, dass dem Gewerbe die Zeichner fehlten, welche für die neue Zeit Verständniss hätten und den neuen, weitaus erhöhten Anforderungen gewachsen wären. Man erlebte es zum Beispiel, dass Fabrikanten ihre Zeichner an das Museum sendeten, diese aber das mindest Gute, ja das Verwerfliche zum Muster nahmen, das wirklich Gute und Nachahmenswerthe für unbrauchbar erklärten. Dieser Umstand führte zur Ueberzeugung, dass vor allen Dingen eine Schule nöthig sei, welche der Industrie einen neuen Stock von Künstlern erziehe, der, allen Aufgaben gewachsen, mit der neuen Zeit zu gehen vermöge, von Künstlern, welche, dem Gewerbe allein dienend, den ohnehin übermässig beschäftigten Architekten alle Aufgaben des Kunstgewerbes abnähmen. Wohl früher schon und verschiedentlich hatte man an den Akademien die Bildung von Zeichnern für das Gewerbe beabsichtigt und besondere Classen zu diesem Zwecke errichtet. Allein diese Einrichtung hatte sich nicht bewährt; diese Classen, stiefmütterlich behandelt, waren vernachlässigt worden. Nur eine specielle Fachschule an der Wiener Porzellanmanufactur, die aus den weitesten Gesichtspunkten eingerichtet war, hatte lange Zeit den gewünschten Erfolg in ausgezeichneter Weise gehabt. Es kam auch jetzt darauf an, zumal bei den durch die Stadterweiterung und den industriellen Aufschwung überaus gesteigerten Anforderungen, eine Kunstschule zu gründen, welche der Industrie allein gehöre, umfassend genug, um allen Zweigen zu genügen, und so angelegt, dass sie den Schüler zum wirklichen Künstler für die Zwecke des Gewerbes heranbilde.

In diesem Sinne wurde im Jahre 1867 die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums als eine staatliche Anstalt errichtet. Eitelberger war es gelungen, die vorzüglichsten Kräfte für die neue Schule zu gewinnen, den Architekten Storck, der soeben seine ausgezeichnete Begabung gerade für diese Zweige der Kunst in der inneren Ausstattung und Decoration des Opernhauses bewiesen hatte, den Historienmaler Laufberger, ein ebenso bedeutendes Talent in reizender Erfindung figürlicher, decorativer Gegenstände, als durchgebildeter und strenger Lehrer, den vielgewandten Blumenmaler Sturm, der Historienmaler Rieser, der noch aus der Schule Führich's

stammte, und den jungen, in anmuthigen Gegenständen erfindungsreichen Bildhauer König, einen Schüler Hänel's und der Dresdener Schule. Mit diesen Lehrern gliederte sich die Schule nach den drei Abtheilungen für Architektur, Bildnerei und Malerei, selbstverständlich in Anwendung dieser Künste auf das Gewerbe. In welcher künstlerischen Richtung aber der Unterricht erfolgte, in welcher Richtung die Schule auf die Industrie wirkte und ihr die Wege zeigte, das werden wir später sehen. Wir folgen jetzt der weiteren äusseren Geschichte.

Die Schule war, wie das Museum selbst, provisorisch in den Räumen der sogenannten Gewehrfabrik untergebracht worden, in allzu grosser Entfernung von der Mutteranstalt, deren Sammlungen sie doch beständig bedurfte. Schon war aber für diese ein neuer Bau bestimmt worden, welcher nun auch die Schule aufnehmen sollte. Die Räume des Ballhauses erwiesen sich bald als ganz unzulänglich. Grössere Gegenstände konnten nicht aufgestellt werden; was derartiges gekauft wurde, musste in ein Depôt wandern. Zu den Vorlesungen mussten jedesmal zwei Zimmer ausgeräumt werden. Zur Aufnahme moderner Gegenstände gab es gar kein Gelass. An allen Ecken und Enden fand man sich beengt. Ein ausreichender Neubau war nöthig und wurde auch beschlossen, aber wo? Diese Frage löste der Leiter der Stadterweiterungs-Commission, Sectionschef Matzinger, in zuvorkommender und befriedigendster Weise, indem er den Platz vor dem ehemaligen Stubenthor, zwischen Ringstrasse und Wienfluss, anbot. Der Platz konnte nicht günstiger gedacht werden. An der Hauptverkehrsader gelegen, dem Geschäfte und der Promenade gleich bequem, im Mittelpunkte von Alt- und Neu-Wien, wenn man dieses bis zur Donaustadt ausdehnt, frei von allen Seiten, entsprach er allen Wünschen. Dennoch musste er gewissermassen erkämpft werden, da die Gemeinderäthe der Leopoldstadt ihre Aussicht von der Aspernbrücke her (buchstäblich wahr!) durch das Gebäude des Museums gehindert glaubten. Dass dieser Widerstand gebrochen wurde und das Gebäude die Freiheit erhielt, mit seinem Vestibul in die Ringstrasse hinauszurücken, war das Verdienst der Curatoren Franz von Werthheim und Achilles Melingo, welche zugleich Gemeinderäthe waren. Der Bau, von Ferstel schön und zweckmässig aufgeführt, wie wir ihn heute sehen, erforderte vier Jahre. Im Jahre 1871, am 4. November, wurde durch den Kaiser Franz Joseph der Schlussstein gelegt und das Gebäude eröffnet, allerdings zuerst nicht mit seinen Sammlungen, sondern mit

einer Ausstellung der damaligen österreichischen Kunstindustrie. Wir kommen ebenfalls auf dieselbe zurück. Nach Schluss dieser Ausstellung wurden die Sammlungen aufgestellt und im Laufe des folgenden Jahres ein Saal nach dem anderen eröffnet.

Die Kunstgewerbeschule, wie gesagt, war zuerst in die Räume des neuen Gebäudes aufgenommen worden. Bald aber erwiesen sich diese zu eng und sie behinderten zugleich die Entwicklung der Sammlungen. So wurde es nothwendig, auch für die Schule ein eigenes Gebäude aufzuführen (ebenfalls durch den Architekten Ferstel erbaut), welches im Jahre 1877 bezogen wurde. Hier konnten der Schule eine Anzahl von Specialschulen und Ateliers angefügt werden, so die Schule für Holzschnitzerei unter Klotz, die Emailschule unter Macht, die Ciselirschule unter Schwartz, später die Radirschule unter Unger, endlich noch die chemisch-technische Versuchsanstalt unter Kosch.

Man sieht, die Anstalt ging vorwärts, getrieben durch den unermüdlichen Eifer ihres damals noch guter Gesundheit sich erfreuenden Leiters, unterstützt von der Regierung und den Behörden, gefördert vom Protector, mit werkthätigem Interesse begleitet vom Curatorium. Zu den Sammlungen war die Schule gekommen, beide hatten ihr eigenes Haus neben einander in enger Verbindung erhalten, die Säle waren mit Sammlungen eigenen Besitzes erfüllt, das Publicum war der Anstalt treu geblieben, auch die Industrie war gewonnen und doch war die Aufgabe noch nicht völlig erfüllt. Es war die Zeit gekommen, wo das, was in Wien geschaffen worden, nun wirkend in die Kronländer, wo ja zum grossen Theil die Kunstindustrie ihren Sitz hatte, hinausgetragen werden musste. Und eben zu diesem Zwecke stellte sich die Nothwendigkeit heraus, mit dem, was das Museum bisher angeregt hatte, der Industrie in unmittelbarste Nähe zu rücken, dasselbe ihr gewissermassen in das Haus zu bringen und auch jene Kunstarbeiter, welche nicht in Wien lernen konnten, doch des neuen Könnens theilhaftig zu machen. Dieser Gedanke führte zur Gründung der Fachschulen, welche, wie das Museum und seine Kunstgewerbeschule dem Ganzen, so den einzelnen Zweigen gewidmet waren. Wo ein Industriezweig sich angesiedelt hatte, da sollte an seinem Hauptsitze die Fachschule ihm zu Hilfe kommen, so für die Glasindustrie, für die Porzellanindustrie, für Thonwaaren, für Weberei, Tischlerei, Holzschnitzerei u. s. w.

Der Gedanke, von dem damaligen Handelsminister Banhans und seinem Referenten, Ministerialrath E. Hermann, mit Lebhaftig-

keit aufgegriffen, wurde auch zuerst vom Handelsministerium mit Eifer durchgeführt, nicht ohne directe Mitwirkung des österreichischen Museums, dessen Schule die Lehrer zu stellen hatte, dessen Director an der Spitze der mitberathenden Commission für die Fachschulen stand. Dies ist eine jener Ausstrahlungen auf dem Gebiete der Kunstindustrie, deren wir oben erwähnt haben; ohne auch ihrer zu gedenken, würde die Darstellung der Reformen, die in Wien sich vollzogen, und ihrer ausserordentlichen Bedeutung nicht vollständig sein. Zwar wurden auch in Wien Fachschulen gegründet, unter denen insbesondere diejenige für die Goldschmiedekunst zu nennen ist, aber der Nachdruck liegt auf denen ausserhalb der Residenz.

Noch einer anderen Ausstrahlung ist zu gedenken, bei welcher ebenfalls dem Leiter des Museums nicht geringes Verdienst zusteht, das ist die Gründung der Zeichenschulen, die Erweiterung und Richtigstellung des Zeichenunterrichtes an den bestehenden Schulen. Wie die Fachschulen sich als eine Nothwendigkeit für die Industrie herausstellten, so war andererseits dem Geschmacke des Publicums durch vermehrten und verbesserten Zeichenunterricht zu Hilfe zu kommen. Hier wie dort dasselbe Bedürfniss und derselbe Mangel: kein Verständniss der richtigen Grundsätze, keine Lehrer, kein Material an Vorlagen. In allem diesem half wiederum das Museum. In einer Commission unter Eitelberger's Vorsitz wurden durch den entscheidenden Einfluss Laufberger's die Grundsätze festgestellt, an der Kunstgewerbeschule unter Leitung desselben Professors eine Abtheilung zur Heranbildung von Zeichenlehrern eingerichtet und endlich war es die Gipsgiesserei des Museums, welche nun den Schulen in Ornamenten, Gefässen, figürlichen Gegenständen die plastischen Zeichenvorlagen lieferte.

Mittlerweile waren im Laufe dieser ersten zehn Jahre des Museums auch eine Reihe literarisch-artistischer Publicationen aus dem Museum hervorgegangen, welche alle dem gleichen Zwecke dienten, der Klärung der Principien, der Hebung der Kunstarbeit, der Geschmacksbildung in Publicum und Industrie; so die Berichte über die Ausstellungen, so die Umrisse und Ornamente antiker Thongefässe, über die byzantinischen Buchdeckel in Venedig, über die burgundischen Gewänder, die letzteren vom Verfasser dieses Aufsatzes mit Text begleitet, dessen »Geschichte des modernen Geschmackes«, sowie »die Kunst im Hause«, aus Vorlesungen im Museum hervorgegangen, ebenfalls in diesen Jahren erschienen. Der Vorgang des Museums wurde dann, insbesondere speciell für die

Fach- und Zeichenschulen, von den beiden Ministerien weiter befolgt und wird heute noch vom Unterrichtsministerium in so umfassender und consequenter Weise fortgesetzt, dass fast eine Bibliothek entstanden ist und in kurzer Zeit die kunstindustriellen und technisch-gewerblichen Schulen jeder Art mit den entsprechenden Lehr- und Musterbüchern versehen sein werden. Bei den meisten ist es bereits der Fall.

III.

DIE AUSSTELLUNGEN.

Während, wie im vorigen Abschnitt geschildert worden, Schritt um Schritt die Bemühungen um eine Reform des allgemeinen Geschmacks und der Kunstindustrie sich erweiterten und die zu diesem Zwecke gegründeten Anstalten wuchsen und sich vermehrten, währenddess hatte man an den verschiedenen, einander folgenden Ausstellungen zu beobachten, wie denn der Erfolg selber sich darstellte. Die erste Ausstellung, bei welcher man den Einfluss in bestimmtester Weise erkennen konnte, war die Pariser Weltausstellung des Jahres 1867.

Es ist schon erwähnt worden, wie hier die beiden Firmen Philipp Haas & Söhne und J. & L. Lobmeyr so sehr vorragend in künstlerischer Beziehung erschienen waren, dass sie den Eindruck der österreichischen Abtheilung fast beherrschten und zu einem günstigen gestalteten. »Fast« sagen wir, denn der künstlerische Werth der österreichischen Arbeiten und insbesondere jener, die aus Wien gekommen oder unter Wiener Einfluss entstanden, war ein sehr gemischter. Neben dem Guten stand das Schlechte und Verkehrte. Neben Haas und Lobmeyr, dessen allerdings in Böhmen gearbeitete Gegenstände doch geistig in Wien geschaffen worden, stellte sich noch Karl Giani mit seinen, damals noch auf einer Weltausstellung ganz neuen, stilvoll gezeichneten Seidenstoffen für Kirchenparamente, eine Neuerung, welche von den Franzosen erst verspottet und dann nachgeahmt wurde. Wenige Monate später kamen französische Zeichner nach Wien, um aus der Sammlung des österreichischen Museums sich mittelalterliche Muster zu holen. Zu diesen sind noch die Bronzefabrikanten zu nennen, Hollenbach einerseits, Dziedzinski & Hanusch andererseits, jener mit grösseren, dieser mit kleineren Gegenständen, stilvoll gezeichnet und fein ausge-

führt, sämmtlich für Wohnungseinrichtung bestimmt. Was sie auszeichnete, war eben die gute Form und die vortreffliche Vergoldung; was ihnen fehlte, war das figürliche Element und die farbige Patinirung, und darum standen sie hinter der französischen Bronzeindustrie zurück.

Mit diesen wenigen Namen — nennen wir allenfalls noch Brix & Anders — war aber auch das Gute, das von Wien gekommen war, ziemlich erschöpft, denn das Herender Porzellan von Moriz Fischer, das Porzellan der Fabrik Pirkenhammer von Fischer & Mieg können wir doch nicht der Wiener Industrie zurechnen, auch nicht indirect. Die Wiener Möbel waren nicht einmal in der Güte erschienen, wie sie hätten kommen können, und trotz des Ungeschmacks hatten sie im Jahre 1851 in London ein grösseres und verdienteres Aufsehen erregt, als 1867 in Paris. Die Wiener Galanterie- oder Phantasiegegenstände, wie man sie auch nannte, zeigten ihre alten Vorzüge, Nettigkeit und Reinheit der Arbeit, Beweglichkeit in Erfindung, dabei aber auch ihre Untugenden, Unschönheit der Formen, Widersinnigkeit der Ideen, Vermischung aller Materiale, Verwechslung von Stoff und Bestimmung in bisher kaum dagewesenem Masse. Nicht ganz so schlimm stand es mit den Prachteinbänden und Prachthüllen der Diplome und Adressen, die ihr eigenes Material, das Leder verkannten, während bei den Phantasiegegenständen Alles Leder sein oder vorstellen sollte.

Der Eindruck der Wiener Kunstindustrie auf dieser Pariser Ausstellung war demnach ein völlig gemischter. Man sah ein neues Element sich regen, man sah eine frische aufsteigende Bewegung, aber auch zugleich, dass diese weitere Kreise noch nicht ergriffen hatte. Es waren ja auch erst drei Jahre seit der Gründung des österreichischen Museums verflossen, und die Kunstgewerbeschule bestand erst auf dem Papiere.

Das nächste Mal, als die Wiener Kunstindustrie wiederum in geschlossener Weise vor die Oeffentlichkeit trat, war die Kunstgewerbeschule bereits mitthätig, und zwar bewies sie ihre Kraft und ihren Einfluss gleich in vorragender Weise. Diese Gelegenheit war die Ausstellung der österreichischen Kunstindustrie, welche das Museum in seinem neuen Hause am Stubenring (1871) zur Feier der Eröffnung veranstaltete. Es war eine ziemlich umfassende Ausstellung; alle Zweige waren vertreten. Sie gab aber insofern kein vollgiltiges Urtheil über den Stand der Dinge ab, als eine Jury fungirt hatte, durch welche Unbedeutendes und Verwerfliches aus-

geschlossen worden. Es sollte eine gewählte Ausstellung sein, und sie war es in gewissem Sinne. So zeigte sie wohl die Bestrebungen und legte ein Zeugniss für dieselben ab, aber sie konnte nicht angeben, wie weit die Reformen in die Tiefe und in die Breite bereits gegangen waren.

Es war für diese Ausstellung vom Kaiser eine bedeutende Summe zur Verfügung gestellt worden, um dafür Gegenstände machen zu lassen, welche als Muster und Führer auf den neuen Wegen dienen könnten. Die Aufgaben, zu denen die Ideen und Zeichnungen von der Kunstgewerbeschule ausgingen, fielen verschiedenen Industriellen zu. Und in der That waren so eine Anzahl Kunstwerke entstanden, welche dieser Ausstellung einen ganz besonderen Reiz verliehen. Wir nennen darunter die beiden Cabinetkasten, den einen mit den Intarsien von Valentin Teirich, den anderen mit den Malereien von Laufberger, den von Hanusch ausgeführten Tafelaufsatz aus Bronze mit Emailverzierung und den schönen und sinnreichen Gruppen von Professor König, vor Allem aber das nach den Zeichnungen von Storck durch J. & L. Lobmeyr in Krystallglas ausgeführte, von Ratzersdorfer mit Gold und Email montirte Dejeuner-Service, das an Reinheit und Schönheit der Formen und der gravirten Ornamente noch heute unübertroffen dasteht.

Aber nicht blos kaiserliche Hilfe allein war es gewesen, welches dieser Ausstellung die Anziehungskraft verliehen hatte. Auch selbständige Neuerungen zeigte sie. Und zwar geschah es hier zum ersten Male auf einer Ausstellung, dass vollständige, reich ausgestattete Musterzimmer dem Publicum vorgeführt wurden, ein Vorgang, der seitdem regelmässig nachgeahmt worden, ohne dass man sich seines Ursprungs aus dem österreichischen Museum erinnert. Und zwar waren es drei Gemächer; zwei derselben waren nach den Angaben Storck's von der Firma Philipp Haas & Söhne ausgestellt, ein mit den kostbarsten Seidenstoffen decorirtes Damenzimmer und ein ernstes, in Grün decorirtes, mit schwarzem Holz ausgestattetes Herrengemach. Das dritte Zimmer, von Fr. Otto Schmidt ausgestellt, mit Eichenholz getäfelt und reich möblirt, trug schon damals die später so beliebt gewordene Bezeichnung »Altdeutsches Zimmer«, und sollte, verbunden mit Reichthum und Eleganz, die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit der alten Zeit darstellen. Es machte auch diesen Eindruck.

Die Ausstellung bot auch sonst manches Bedeutende und Interessante, wie die reiche und mannigfaltige Ausstellung der Silber-

gefässe von Klinkosch, die Gewebe von Giani, das bürgerliche, auf Billigkeit und Einfachheit berechnete Mobiliar von Schönthaler, und Vieles noch, dessen Aufzählung uns zu weit führen würde, da wir hier nur den Fortgang von Ausstellung zu Ausstellung in den allgemeinen Zügen schildern können.

Die Ausstellung im österreichischen Museum war eine gute Probe für die Universalausstellung, welche für das Jahr 1873 in Wien geplant und auch beschlossen wurde. Es war leicht im Kleinen zu glänzen, wenn man mit Geschmack das Beste auswählte und zusammenstellte, die Frage aber war, ob man auch bestehen würde, wenn man bei sich selber im eigenen Hause den Kampf mit der ganzen Welt aufnähme. Dieser Kampf im eigenen Lande setzt die Möglichkeit und den Muth voraus, auch in der breiten Masse zu bestehen, denn, wer die Ausstellung veranstaltet, pflegt sich auch den besten und den grössten Platz zu nehmen, da er ja des weiten und des kostbaren Transportes überhoben ist und so in der Lage sich befindet, leichter den weiten Raum zu füllen. Bisher hatte dieser Gedanke von dem Unternehmen einer grossen Weltausstellung abgeschreckt. Die Ausstellung im Museum bewies, dass die heimische Kunstindustrie für den Weltmarkt concurrenzfähig geworden, dass sie ihre eigenen Besonderheiten und Vorzüge besass. Und was die Menge betrifft, so befand man sich ja auf dem Höhepunkt des industriellen Aufschwunges. Die Stadterweiterung stand in ihrer Blüthe, Strassen, Stadttheile wuchsen neu aus der Erde empor, Paläste stiegen auf, Monumentalbauten wie die Oper wurden vollendet oder neu begonnen, Baugesellschaften regten an und führten im Grossen aus, es herrschte eine Baulust, ein Unternehmungsgeist, welche auch dem Kunstgewerbe Aufgaben in Hülle und Fülle bieten mussten. Mit den neuen Häusern war das Vergnügen an reicher Ausstattung gekommen. Die Häuser selbst brauchten Sculpturen, eiserne Stiegengeländer, Gitter, Lampen und Lustres; die neuen Wohnungen verlangten nach neuer Decoration, nach neuem Mobiliar, nach Teppichen, Decken, Vorhängen; die reichere Ausstattung des Zimmers erforderte eine entsprechende Besetzung von Tisch und Tafel in Leinwand, Porzellan, Glas, Silber oder anderem Metall. Das Alles stand in höchster Blüthe in den letzten Jahren, welche unserer Weltausstellung voraufgingen, und gereichte dieser zum grössten Vortheil. Andererseits aber war die Wiener Kunstindustrie, über welche ein Füllhorn von Aufgaben sich ergossen hatte, eben darum kaum im Stande, noch besondere Arbeiten für die Ausstellung zu über-

nehmen. Um so sicherer liess diese selber den Stand der Dinge erkennen.

Es konnte keine Frage sein, dass, wie die österreichische Abtheilung, und insbesondere die Wiener Arbeit, sich auf der Weltausstellung von 1873 darstellte, nicht blos der Eindruck ein sehr günstiger war, sondern dass auch die Reform des Geschmacks in der Kunstindustrie entschieden festen Fuss gefasst hatte, und zwar eine Reform nach jenen Grundsätzen und Lehren, wie sie vom österreichischen Museum ausgegangen waren. Was Gutes vorhanden war, lag Alles in dieser Richtung, und in sehr vielen Fällen waren es auch die Professoren der Kunstgewerbeschule, welche die Zeichnungen geliefert hatten. Ueberall fand man die eigene Hand von Storck, Laufberger, Sturm, wenn nicht bereits schon die Thätigkeit und Mitwirkung ihrer Schüler. Die gewaltige, alle Concurrenten in Schatten stellende Ausstellung der Teppiche und Decorationsstoffe von Philipp Haas & Söhne war ganz vom Geiste Storck's geleitet und erfüllt; ähnlich war es mit Lobmeyr und einer Reihe anderer Industrieller, deren Namen wir noch nennen werden, wenn wir später den Gang der Entwicklung in den einzelnen Zweigen des Wiener Kunstgewerbes verfolgen. Bedeutsam von der Reform ergriffen und durchaus wienerisch stellten sich die Bronzen dar, ebenso die Möbel, welche ganz im Gegensatze zu ihrer Erscheinung auf der zweiten Pariser Ausstellung von 1867 wie umgewandelt erschienen. Der Vorgang im Museum, ganze Zimmer auszustellen, hatte eine Reihe von Gemächern in gemeinschaftlicher Arbeit der Tischler und Tapezierer hervorgerufen. Die Ausstellung der Goldschmiede zierten Tafelaufsätze, Candelaber, Fruchtschalen nach Zeichnungen von Teirich und Modellen von König. Selbst die Phantasie- oder Galanteriegegenstände hatten neue und gute Ideen gewonnen und neue, wieder aufgelebte Technik, so das Email, wieder zum Schmuck verwendet.

War somit der Eindruck der österreichischen Kunstindustrie, trotz unnöthiger Zerrissenheit im Arrangement, im Grossen und Ganzen ein sehr günstiger, so musste Derjenige, der den Lauf der Dinge verfolgt hatte, doch die Grenzen erkennen, bis wie weit die Reform des Geschmacks gedrungen war. Man konnte überall die Wiener Arbeit von derjenigen aus den Kronländern unterscheiden. Fand man die erstere fast schon wie umgewandelt im Geiste der neuen Zeit, so war die letztere noch ganz unberührt davon, wo nicht eben ganz directer Einfluss von Wien mitgewirkt hatte. Von

der Wiener Arbeit selber musste man sagen, dass sie fast zu üppig ins Kraut geschossen. Es waren ihr zu rasch und zu viel die Aufgaben von dem neu erweckten Luxus gestellt worden, ehe sie sich in die neue solide Kunstweise eingelebt hatte. Manches war überschwenglich, excentrisch, und es war zu fürchten, dass es nur geschaffen worden, weil es neu und neue Mode, und nicht, weil es schön und gut war. Es war zu fürchten, dass, bevor das Gute zu wirklichem Verständniss gekommen und sich gefestigt hätte, die Mode darüber hinweg wieder zu neuen und anderen Dingen übergehen werde. Da kam des Correctiv in Gestalt des »Krachs«.

Dem industriellen Aufschwunge war ein Halt geboten und die Fülle der Aufträge und Aufgaben, wie sie während der sieben fetten Jahre dem Kunstgewerbe zutheil geworden, hörte auf. Als man sich vom Schrecken ein wenig erholt hatte, wurde weiter gearbeitet, freilich in langsamem Tempo; die Furcht vor Ueberstürzung war grundlos geworden. Der ausgestreute Same aber, wenn er auch magere Ernten gab, war nicht verloren. In der Zeit, da man weniger in Hast und Eile schuf, lernte man um so mehr. Das erweckte Interesse an den Dingen des Geschmacks, an schöner wohlgefälliger Umgebung schlief nicht wieder ein; langsam breitete es sich aus und vertiefte zugleich das Verständniss. Je weniger flott das Geschäft ging, um so mehr hoffte man von den Fachschulen, und die Gründung derselben wurde nun mit vergrössertem Eifer betrieben. Unter diesen Schulen wurde für Wien — und freilich nicht allein für Wien — besonders bedeutungsvoll die Fachschule für Kunststickerei, welche alsbald in Folge unserer Weltausstellung unter Leitung der Frau Emilie Bach als staatliches Institut ins Leben trat. Es mag auch der durch Eitelberger gegründeten Bronzegesellschaft gedacht werden, welche allerdings nicht die Bedeutung erhielt, wie sie die französische Bronzegesellschaft besass und wie sich ihr Gründer versprochen hatte. Sie löste sich wieder auf, als der Kunstgewerbeverein geschaffen wurde.

Während der nächsten Jahre, welche der Völkerconcurrenz im Prater folgten (1873—1876), waren es die Weihnachtsausstellungen im österreichischen Museum, welche der Kunstindustrie, wenn auch in bescheidenem Masse, neue Anregung gaben und den Fortschritt derselben gewissermassen unter Controlle hielten. Erst 1876 auf der allgemeinen deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in München trat sie in grösserem Massstabe zum Kampfe wieder hervor, und sie zeigte hier, dass sie nichts vergessen, im Gegentheil in den Ruhejahren viel gelernt hatte. Nach strenger Wahl, welche durch das

Museum geleitet worden, erfreute sie sich auch eines geschlossenen, überaus glücklichen Arrangements, das von Storck angegeben und ausgeführt war. Dieses so wichtige, zugleich ein Zeugniss des allgemeinen Geschmacks ablegende Moment war auf der Weltausstellung von 1873 nur in einzelnen Fällen hervorgetreten: neben gelungenem Arrangement waren noch immer die Tempel und Pyramiden von Kerzen, Sculpturen und Porträtbüsten aus Seife, Springbrunnen von Wolle und was dergleichen mehr ist, als Schreckbilder des Ungeschmacks zu sehen. Von all dergleichen in München keine Spur mehr; die Gegenstände waren frei und offen ausgestellt und wirkten nur durch sich selber in ihrer künstlerischen Aufstellung. Und in dieser Gestalt, die keinen falschen Schein erstrebte, errang sich die österreichische, und voran die Wiener Kunstindustrie — wir sagen nicht zu viel — einen vollständigen Sieg. Der gute Ruf, den sie sich bereits in Paris und Wien erworben hatte, verwandelte sich hier in Ruhm. Man musste nicht blos den allgemeinen, durchgebildeten Geschmack anerkennen, man fühlte auch sofort, dass hier ein einheitliches, zielbewusstes, von aller Nachahmung unabhängiges Schaffen vorhanden sei. Es gab eine österreichische Kunstindustrie, einen Wiener Geschmack, der nicht blos von der französischen Art sich frei hielt, sondern sich derselben principiell entgegenstellte und in dieser Opposition und in seiner Eigenthümlichkeit anerkannt wurde.

Zwei Jahre darauf, 1878, wurde die Wiener Kunstindustrie wiederum auf den Weltmarkt gerufen. Es war die dritte Pariser Universalausstellung. Obwohl die Sache von Seiten Oesterreichs nicht sehr glücklich angefasst worden, das gesammte Arrangement vom Standpunkt der Ordnung und eines künstlerischen Anblicks sogar als misslungen betrachtet werden musste, so behauptete sich doch der gewonnene Ruhm durch die Trefflichkeit der einzelnen Leistungen, unter denen wieder die alten, wohl bekannten Namen vorleuchteten. Wer der Entwicklung gefolgt war, der konnte auch beobachten, wie sich die Kunsttechnik erweitert hatte, wie neue Wege eingeschlagen, die Uebung in Form und Farbe und Ornament immer sicherer geworden war. Eine neue Erscheinung war die Mitwirkung der Fachschulen, insbesondere derjenigen für Tischlerei und Schnitzerei, sowie der Fachschule für Kunststickerei, welche vereint nach gemeinsamem, von Storck festgestelltem Plane die Ausstattung zweier Gemächer hergestellt hatten, welche sich allseitig der höchsten Anerkennung erfreuten. Hier war österreichischer Geist, österreichische Kunst. Gleich rühmlich stellten sich die Silberarbeiten von

Klinkosch, die geschmiedeten Eisenarbeiten von Milde und Wilhelm und Anderen dar, die Galanterie-Arbeiten von August Klein, der grossen Expositionen von Lobmeyr und Haas fast unnöthig zu gedenken.

Es war die letzte grosse Weltausstellung. Die Wiener Kunstindustrie war mit voller Ehre aus ihr hervorgegangen. Fortan gab es nur noch kleinere Ausstellungen, wo neue Lorbeeren zu pflücken waren, wenn man nicht die Antwerpener Ausstellung, die allerdings eine internationale war, den Weltausstellungen zurechnen will. Es folgte zunächst im Jahre 1880 die Jubiläumsausstellung des Niederösterreichischen Gewerbevereins, der seine vierzigjährige Existenz mit einer Ausstellung der österreichischen Industrie, soweit sie in Wien und Niederösterreich Stätten der Arbeit oder des Betriebes besass, in der Praterrotunde feierte. Wiederum einmal ein glückliches Arrangement, das aus der Rotunde machte, was zu machen war. Obwohl manche der ersten und gerade in der Kunstindustrie vorragenden Namen fehlten, so vermisste man sie doch kaum. Die Weite der Rotunde, trotz ihrer Dunkelheit, bot doch einen schönen Anblick: der Brunnen und der Garten in der Mitte, die Promenade, dann die feinsten Gegenstände im Kreise frei aufgestellt, Alles in schöner Ordnung und übersichtlich, ohne störende forcirte Massen und Bauten dazwischen, Alles lieferte den Beweis, dass man vortrefflich zu arrangiren gelernt hatte, und zeigte zugleich, wie man es machen müsse. Tischler und Decorateure im Verein hatten mit der stattlichen Reihe der künstlerisch hergerichteten Gemächer nie so bedeutend und noch nie so glücklich ausgestellt. Wenn man ihnen etwas vorwerfen konnte, so war es, dass sie zu sehr auf Kostbarbeit und Reichthum bedacht gewesen waren, dass sie die bürgerliche Wohnung, die in bescheidenem Massstabe ebensowohl harmonisch-künstlerische Gestaltung verlangt, vergessen hatten. Es ist eine Aufgabe, die auch heute noch zu lösen steht, mit den wenigsten Mitteln für die bürgerliche Wohnung das möglichst Beste zu leisten.

Ein besonderes Interesse bot die Ausstellung in Amsterdam dadurch, dass für die Kunstindustrie eine Anzahl von Preisconcurrenzen ausgeschrieben war. So gering der Zahl nach die Betheiligung Wiens an derselben war, so gelang es dennoch, vermöge der glücklichen Zeichnungen Storck's und der vortrefflichen Kunstarbeit, die verhältnissmässig grösste Anzahl der Preise für Wien zu gewinnen. Nicht minder ruhmvoll war die Betheiligung an der Ausstellung in Antwerpen im Jahre 1885, obwohl hier bei später Aufforderung Entschluss und That einander rasch gefolgt waren.

Es war das erste Mal, dass der im Jahre 1884 neu gegründete »Wiener Kunstgewerbe-Verein« sich in geschlossener Weise an einer internationalen Ausstellung betheiligte. Bis dahin war er nur durch seine permanente, jährlich zweimal wechselnde Ausstellung in den ihm überlassenen Räumen des österreichischen Museums bekannt geworden. Auf Veranlassung des Museums selber gegründet, um die gemeinsamen Angelegenheiten auch gemeinsam zu betreiben und durch die enge Verbindung mit dem Museum die von diesem vertretene künstlerische Richtung aufrecht zu erhalten, vereinigte er bereits bei seiner Gründung fast alle ersten Namen der Stadt wie des Landes, so viele auf dem kunstindustriellen Gebiete schaffend oder lehrend thätig waren. Mit seiner Hilfe liess sich also rasch etwas Gutes durchführen, und so geschah es in Antwerpen. Der Verein baute sich in den weiten Räumen jener Ausstellung gewissermassen ein Heim, abgeschlossen, behaglich zum Ausruhen und vornehm ebensowohl durch die Ausstattung und Anordnung wie durch die Vortrefflichkeit der Gegenstände. Es war in beiden Beziehungen eine Merkwürdigkeit in den sonst überall nüchtern und geschäftsmässig angeordneten Räumen; nur der Salon von Sèvres konnte sich dieser von Storck und Waldheim geleiteten Ausstellung des Wiener Kunstgewerbe-Vereins an die Seite stellen.

Noch bescheidener war der Raum, welcher unserer Kunstindustrie zu Berlin auf der internationalen Kunstausstellung im Jahre 1886 zur Verfügung gestellt wurde: ein unregelmässiges Zwischengemach, nicht besonders gut beleuchtet und schwer in gefälliger Weise zu arrangiren. Dennoch gelang es mit den Mitteln des Kunstgewerbe-Vereins und denjenigen Gegenständen, welche das Museum nach freier Wahl aus dem sogenannten Hoftiteltaxfonds hatte machen lassen, in strengster Auswahl hier ein reich ausgestattetes Gemach herzustellen, welches wie ein Juwel auf der Ausstellung erschien und als solches anerkannt wurde.

So errang die Wiener Kunstindustrie mit immer grösserer Vollkommenheit auch immer grössere Anerkennung. Es soll aber nicht übersehen werden, dass es auch Gelegenheiten gab, wo sie unvortheilhaft erschien — so auf der zweiten Amsterdamer Ausstellung — dort, wo die Sache in die unrechten Hände kam und Wahl und Installation vernachlässigt worden. So sehr sie heute leistungsfähig ist und das Beste schaffen kann und auch schafft, so viel Mittelmässiges und Verkehrtes wird auch daneben geschaffen. Zur Zeit kann sie auf den Ausstellungen einer guten und sachgemässen

Leitung, einer strengen Auswahl, verbunden mit künstlerisch geschmackvoller Aufstellung, noch nicht entbehren. Also geleitet aber ist sie überall in jeder Concurrenz ihres Erfolges sicher.

IV.

DER WIENER STIL IM KUNSTGEWERBE.

Die Arbeiten der Wiener Kunstindustrie, im weiteren Sinne auch der österreichischen überhaupt, stehen heute in dem Rufe, ihre Eigenart zu besitzen, und in der That ist es für den Kenner nicht schwer, Wiener Gegenstände einerseits von den französischen, andererseits von den deutschen zu unterscheiden. Wie ist das gekommen?

Der Leser erinnert sich, dass wir unsere Darstellung mit einer Schilderung der Stillosigkeit zu beginnen hatten. Damals, im Anfange der vierzigjährigen Periode, welche wir beschreiben, herrschte im niederen Kunstgewerbe eine Schablone von so untergeordneter und charakterloser Art, dass Kunst, Stil, Geschmack bei ihr gar nicht in Frage kamen. Sie lebte meist von missverstandenen Ueberresten vergangener Stilarten oder von roher Nachahmung pflanzlicher Motive. Wenn es etwas Besonderes galt, so trat der Architekt ein und dieser componirte je nach dem künstlerischen Stil, den er selber pflegte und verehrte. So ging denn Gothisches, Griechisches, Rococo, Romanisches, auch wohl ein Bischen Renaissance neben einander her, letzteres aber an letzter Stelle. Auch wohl der Geschmack des Bestellers entschied, wie denn reiche Cavaliere sich auf dem Lande gothisch einrichteten, nach dem Muster englischer Landsitze, in der Stadt aber in Rococo oder was man modern nannte. Diese Unbestimmtheit, dieses Gemisch ging noch in den Anfang der sechziger Jahre hinüber, wie wir das an der Zeitschrift des Gewerbevereines gesehen haben, die in der Tendenz so löblich, in Art und Erfolg jedoch gänzlich verfehlt war.

Wenn nun wie mit elementarer Gewalt die Richtung auf die Renaissance, welcher Stil bisher die bescheidenste und letzte Rolle gespielt hatte, hervorbrach und alle anderen verdrängte, so ist die Ursache davon vor allem die Stadterweiterung, und hier müssen wir den Architekten die Ehre lassen. Zwar auch sie suchten und versuchten noch in den ersten Jahren, wie Ferstel noch ein gothisches Haus am Franz Josephs-Quai baute und Van der Nüll das Opern-

haus noch normannisch-sicilianisch, oder wie man die Stilart nennen will, componirte. Schon die nächsten Jahre zwangen ihn, mit der Innendecoration immer tiefer in die Renaissance einzugehen.

Wie Muth und Baulust wuchsen und die Schwingen zum kühnen Fluge sich regten, so sah man bald, dass man weder mit dem Gemisch noch mit dem nüchternen Bureaustil und seinen zahmen Profilen auskommen könne. Italien lag so nahe, von wo man sich die schönsten Muster holen konnte, Muster, welche sich besser als alle anderen auf unsere modernen Bedürfnisse anwenden liessen. So erstanden denn alsbald alle Privatbauten gross und klein, ob Ziegelbau, Verputz oder Steinverkleidung, im Stile der italienischen Renaissance; selbst der Meister des Griechenthums, Hansen, musste nachgeben und wurde der bahnbrechende Führer in der Renaissance. Zeuge dessen vor allem sein Heinrichshof.

Dieser Umschwung in der Architektur, oder vielmehr diese einheitlich geschlossene Richtung, welche die Renaissance herrschend in den Vordergrund rückte, musste selbstverständlich seinen Einfluss auch auf das Kunstgewerbe ausüben, waren doch plastische wie gemalte Ornamente als Aussen- und Innendecoration zunächst vom Stil des Hauses abhängig. Aber auch die Eisenarbeiten hatten zu folgen und zum grossen Theil die Tischlerarbeiten, sodann die Ausstattung mit Bronzen, mit Beschlägen, Thürgriffen u. a. Vom Stil der Thüren, der etwaigen Vertäfelung, des Plafonds war der Uebergang zu den Möbeln nur eine weitere Folge, wenn anders, wie es Sitte wurde, man sich neu in einheitlichem Stile einrichtete.

So war wohl durch die neue Wiener Architektur auch der Stil im Kunstgewerbe bedingt und geschaffen, aber damit war bei weitem nicht alles gethan. Ganze Zweige des Kunstgewerbes, wie Glas-, Porzellan-, Gold- und Silberarbeiten waren ja gänzlich frei und unabhängig von der Architektur und sodann, wenn auch in den anderen, von der Architektur mehr abhängigen Zweigen die Renaissance der herrschende Stil wurde, so verlangte doch ein Jeder nach seinem Material und seiner Bestimmung seine besondere künstlerische Ausprägung, wie das ja zu allen Zeiten, bei allen Stilen der Fall gewesen.

Hier trat nun, gerade rechtzeitig, das österreichische Museum ein mit dem, was es zu sagen und zu lehren hatte. Die Ideen, welche von dieser Anstalt ausgingen, hatten zwar eine andere Grundlage, aber sie trafen im Wesentlichen mit denen der Architekten, den Führern in der Renaissance, zusammen, ergänzten, be-

richtigten und erweiterten dieselben, indem sie das ganze Gebiet des Kunstgewerbes umspannten und durcharbeiteten. Es sei hier nur der leitenden Gesichtspunkte gedacht, wobei es dem Verfasser wohl gestattet ist, auf seine »Kunst im Hause«, sowie auf seine »Aesthetik des Kunstgewerbes« hinzuweisen, Schriften, die in Ausführlichkeit darstellen, was damals lernend und lehrend im Museum an gesunden Principien entstand und was auch — und nicht blos in Wien oder Oesterreich — sich für die Folge wirksam und bedeutsam erwiesen hat.

Man ging im österreichischen Museum nicht einseitig von der Ansicht aus, dass die Renaissance der richtige Stil sei. Man stellte vielmehr den Satz auf, dass jedes Gewerbe unter den Bedingungen des Materials und der Bestimmung des Gegenstandes sich seine eigenen Kunstformen schaffe, Formen, die, in der Hauptsache ewig, doch durch den Geschmack und den Kunststil der wechselnden Zeiten auch im Detail eine wechselnde Ausprägung erhalten. Eine Kanne ist ewig eine Kanne, ein Becher ewig ein Becher, aber Contour und Verzierung verändern sich nach dem Stilgefühl der Zeiten, aber auch nach dem Bedürfniss und dem Stande der Civilisation. So kann es sein, dass eine Epoche das Bedürfniss nach neuen Formen, nach neuen Gegenständen hat, welche eine frühere Zeit noch nicht kannte.

In dieser Beziehung haben wir gefunden, dass die Formen, welche die Renaissance geschaffen hat, am besten unserem modernen Bedürfniss, unserem modernen Kunstgefühl entsprechen. Sie stehen am Beginne der gegenwärtigen Culturepoche und sind die Schöpfungen einer eminenten Kunstperiode, welche gleich gross im Erfinden und Schmücken, wie in Vollkommenheit der Ausführung war. Die nachfolgenden, uns näher stehenden Epochen kamen ihr darin nicht gleich und verloren zudem an einfach klarem Formgefühl. Insofern deckten sich die Ideen des Museums vollkommen mit denen der Architekten, und der neue Baustil Wiens wurde auch der neue Wiener Kunstgewerbestil. Renaissance hiess es hier wie dort.

Aber die Deckung war nicht vollkommen, die Ideen des Museums gingen weiter. Indem der Satz aufgestellt wurde, dass Material und Bestimmung die Form bedingen, konnte es ja sein, dass irgend eine Zeit bestimmte Formen ideal richtig und ideal schön geschaffen hatte. Und dies ist z. B. bei den griechischen Gefässen der Fall, so sehr, dass das Museum seinen eigenen Grundsätzen untreu geworden wäre, wenn es die Formen der griechischen

Gefässe abgelehnt hätte. In der That haben sich auch diese Formen, z. B. in der Glasindustrie, als äusserst fruchtbar erwiesen. Sie sind mit höchstem Glück vielfach verwendet worden und ohne dass ein Widerstreit, eine Disharmonie mit denen der Renaissance eingetreten wäre. Die Kunst hat es verstanden, griechische Flaschen- und Krugformen mit den zierlichsten Becherformen des XVI. Jahrhunderts zu vereinen.

Eine andere Erweiterung betraf die Gewebe und ihre Verzierung. Was die Renaissance in dieser Beziehung geschaffen, reichte nicht aus für unser physisches Bedürfniss, so wenig wie für unser Kunstgefühl. Für Fussbodenteppiche z. B. hat sie uns gar keine Muster hinterlassen.

Nun haben wir auf den verschiedenen Ausstellungen gesehen, wie gerade auf dem Gebiete der Flächendecoration und ganz besonders in den Geweben und Stickereien der Orient mit vollster Stilrichtigkeit und einer Schönheit vorgeht, welche die Bewunderung Aller hervorgerufen hat. Hier fanden wir vollkommene Mustergiltigkeit in der Anordnung des Ornamentes, die harmonischste Wirkung sowohl im Lebhaften und Heiteren wie im Ernsten und Tiefen, die richtige Zeichnung und Anwendung der Blume, den höchsten Reiz der Färbung. Was Griechenland in seiner Weise mit den Gefässformen geleistet hatte, das war hier in den Schöpfungen des Orients für die Flächendecoration der Gewebe erfüllt. Man hatte nur zu lernen und desgleichen zu thun. Und wenn das Museum diesen Weg empfahl, so that es nur, was die Menschen in der Epoche der Renaissance selber gethan hatten, indem sie ihre Gemächer mit echten orientalischen Teppichen ausstatteten. Hier erblühte also in der textilen Kunst Wiens eine neue Richtung neben der Renaissance, die aber keineswegs mit derselben in Widerspruch stand, sondern dieselbe auf einem selbständigen Gebiete ergänzte.

Wenn wir sagen, die Renaissance wurde im Wesentlichen der Stil des Wiener Kunstgewerbes, so ist damit auch in anderer Weise noch nicht genug gesagt. Es ist speciell die italienische Renaissance mit ihrem feineren Schönheitsgefühl, mit ihren massvolleren Formen, mit ihrer reicheren ornamentalen Phantasie, welche in Wien gepflegt wurde und Formen und Verzierungen kunstgewerblicher Gegenstände bedingte, soweit sie eben der Renaissance angehören. Und hier muss man den Professoren der Kunstgewerbeschule die Führung zuerkennen, vor allem Joseph Storck und Ferdinand Laufberger, welche, ein jeder in seiner Weise, an den Mustern der Frührenais-

sance und Hochrenaissance Italiens herangebildet, für die verschiedenen Zweige nunmehr die Wege zeigten und für lange Zeit die Führung behielten. Und Storck behauptet sie noch in diesem Moment, während Laufberger durch einen allzu frühen Tod seiner schönen und erfolgreichen Thätigkeit entrissen wurde.

Diese italienische Richtung der Wiener Renaissance war bedeutungsvoll, denn sie bewahrte den Wiener Arbeiten ihre Eigenthümlichkeit, wir können auch sagen, ihren Vorzug, als sich in Deutschland ebenfalls, dem Beispiele Oesterreichs folgend, die Reform des Kunstgewerbes erhob und nun mehr in patriotischem als in künstlerischem Eifer die deutsche Renaissance als den Stil bezeichnete, der von dem deutschen Kunstgewerbe zu befolgen sei. Und wie in Wien die italienische Renaissance, so wurde in der That in den deutschen Städten, vor allem in München, Nürnberg, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart die deutsche Renaissance gepflegt. Was man darunter verstand, war aber bereits die Art der Spätrenaissance, welche sich mit Ueberladung, mit schweren, kantigen Profilen, auch wohl mit manchen Widersinnigkeiten der Barocke zuneigte. Das betraf zumeist die Möbel, wodurch denn das »deutsche Zimmer« der Gegenwart seine besondere Gestaltung erhielt, aber auch die Arbeiten in Eisen, Zinn, auch wohl in Silber und Gold.

Da diese deutsche Liebhaberei, unterstützt durch zahlreiche literarische und artistische Publicationen, eine Zeit lang mächtig in Schwung kam, so konnte die Rückwirkung auf Wien nicht ausbleiben. Und so geschah es auch hier, dass man Möbel in deutscher Renaissance baute und altdeutsche Zimmer einrichtete und solche auf Ausstellungen vorführte. Diese Richtung konnte aber doch in der Wiener Kunst das feinere italienische Formengefühl nicht verdrängen und insbesondere war es die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, welche sich selber treu blieb.

Aber es droht gegenwärtig Gefahr von anderer Seite. Unsere Zeit, die stets auf Neues bedacht ist und die man in der Periode des Ungeschmackes gelehrt hatte, mit jeder Saison Neues zu erwarten, sie wird bald des Alten müde und verlangt etwas Anderes — nur etwas Anderes. Es kommt ihr nicht auf die Schönheit an, nicht darauf, dass es besser sei, sondern nur auf den Wechsel; sie nimmt auch das Schlechtere, wenn es nur ein Anderes ist. Das ist freilich wohl ein schlimmes Zeichen, ein Zeichen, wie wenig tief die Geschmacksreform in das Publicum eingedrungen. Aber es steht zu hoffen und zu erwarten, dass auch dieses Neue, wenn es alt gewor-

den, rasch wieder verworfen wird, um wieder zu Anderem überzugehen, und wenn so der Kreislauf des Möglichen erschöpft, so wird man vielleicht bei dem Guten stehen bleiben und länger verweilen, in der Ueberzeugung, dass es das Gute und nicht das Neue oder das Neueste sei.

So ist man denn heute von der Renaissance zum Rococo gekommen, nicht so freilich, dass die Renaissance damit abgethan sei — sie steht vielmehr noch obenan — aber es lässt sich nicht leugnen, dass das Rococo von der Architektur in das Kunstgewerbe vordringt. Die Anwendung beschränkt sich jedoch noch auf diejenigen Gegenstände, welche zum Hause gehören. Von den baulichen Ornamenten abgesehen, sind es zunächst eiserne Thore und eiserne Gitter und Stiegengeländer, welche in der Weise des Rococo ausgeführt werden. Dann sind es Möbelstücke, Kasten, Betten, Stühle, die mit ihren geschweiften Linien den Einfluss des neuen Geschmackes verrathen. Aber auch nur den Einfluss, denn sie sind mit ihrer Naturfarbe, mit ihrer strengen Construction noch ferne davon, wirklich Rococo zu sein; mit wenigen Ausnahmen stehen sie noch unter dem Geiste der Renaissance und nur die Nebensachen huldigen der neuen Richtung. Um so zu verfahren, wie das Rococo selber, dazu fehlen noch Muth und Uebung. Ob es dahin kommen wird, lassen wir dahingestellt.

V.

DIE EINZELNEN ZWEIGE DES KUNSTGEWERBES: WEBEREI, STICKEREI, PORZELLAN, GLAS UND GLASMALEREI.

Es ist wohl selbstverständlich, dass, wenn wir die einzelnen Zweige des Wiener Kunstgewerbes jeden für sich besprechen, wir auch da nur die Hauptzüge schildern und die leitenden oder irgendwie bedeutsam hervortretenden Namen nennen können. Nur in den leitenden Persönlichkeiten, in dem, was sie leisten, was sie anregen, was sie ändern, neuern und bessern, liegt die Geschichte, und Geschichte ist es, was wir darstellen, nicht Zustände, die wir beschreiben.

Ein solcher Mann, der seinen ganzen Industriezweig mit sich fortzureissen vermochte, war Eduard von Haas, das Haupt der Firma Philipp Haas & Söhne. Wenn von der textilen Kunst Wiens in dieser vierzigjährigen Epoche die Rede ist, so ist er an die Spitze

zu stellen. Ein Mann von grosser Arbeitskraft, von weiter, die Welt umspannender Geschäftsübersicht, von raschen Entschlüssen, von vollem Verständniss für das Schöne und Gute in seinem Industriezweige, war er es, der unter den Industriellen zuerst die Bedeutung des österreichischen Museums erkannte. Schon die Pariser Ausstellung von 1867 zeigte, welchen Nutzen er daraus zu ziehen verstand. Schon damals hatte er die Nothwendigkeit erkannt, von den rohen naturalistischen Blumenmustern, wie sie zu jener Zeit die europäischen Teppiche und Decorationsstoffe beherrschten, zur orientalischen Art überzugehen. Um dies auch technisch zu ermöglichen, gründete er eine eigene Fabrik der Weberei nach Smyrnaer Art, aus welcher geknüpfte Teppiche von colossaler Grösse hervorgingen. Die schönsten orientalischen Muster, die im Museum vorhanden oder durch dasselbe zu beschaffen waren, wurden nachgeahmt und bald sorgte er selber für die Herbeischaffung von Originalen aus allen Ländern des Orients. Wenn binnen wenigen Jahren der Geschmack auf diesem Gebiete in Wien völlig vom europäischen zum orientalischen überging, wenn man alsbald in den besseren Wohngemächern nur orientalische oder orientalisirende Teppiche haben wollte, so ist das vor allem sein Verdienst. Er scheute keine Mühe und keine Kosten, es den schönsten Geweben des Orients gleichzuthun; beispielsweise sei nur an die golddurchwirkte Decke von Seidensammt, nach einem in der königlichen Sammlung in München befindlichen persischen Muster erinnert, welche auf der Ausstellung von 1873 prangte, um als Geschenk des Kaisers Franz Joseph in den Besitz des Königs Victor Emanuel überzugehen.

Aber Eduard Haas ging weiter und dabei erwies sich die enge und freundschaftliche Verbindung mit dem Professor der Kunstgewerbeschule, Joseph Storck, höchst wohlthätig für die Sache des Museums, wie für die künstlerischen Fortschritte der Fabrik. Für Vorhängstoffe, Möbelstoffe, gestickte Decorationsstoffe wurde auch die mittelalterliche Stoffsammlung des Museums ausgebeutet, neue Flächenmuster, neue Farbentöne und Farbenverbindungen gesucht und angewendet, dazu auch die Möbel gezeichnet und ausgeführt, und so erschien die Firma auf der Ausstellung von 1873 neben ihren Teppichen und Prachtstoffen noch mit einer ganzen Reihe neuer und musterhafter Gemächer, allerdings nicht vollständig ausgestattet, sondern gewissermassen nur in einem Ausschnitte die Hauptsachen enthaltend.

Leider war das auch die letzte That des unermüdlichen Chefs. Alsbald nach der Ausstellung verfiel er in Krankheit und Siechthum,

um allzu früh zu enden. Sein Tod war ein grosser Verlust für die Firma, zumal in den bösen Geschäftsjahren, welche auf 1873 folgten. Dennoch ging sie unter seinem Sohne Philipp völlig im Geiste des Vaters fort und änderte auch die Richtung nicht, als sie in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde. Unter der Leitung des Generaldirectors Gstättner und unter künstlerischer Mitwirkung Storck's hat sie es stets vermocht, auf allen folgenden Ausstellungen neuen Ruhm zu holen und in den künstlerischen Neuerungen führend und schaffend auf ihrer Höhe sich zu behaupten.

Dem Gange der Dinge folgten auch die anderen bedeutenden Teppichfabriken, die aber kaum als Wiener Fabriken in Anspruch zu nehmen sind, gleich denen der Firma Haas in Gumpendorf und Ebergassing. Eine Art Specialität mit mittelalterlich stilvollen Mustern blieb Karl Giani, doch leider mit wenig äusserem Erfolg. Auch ist es auffallend, dass dieselbe Richtung, wie er sie in den Kirchenstoffen angeschlagen hatte, nicht in gleicher Weise fortging, sondern eher nachliess. Während die weltlichen Decorationsstoffe sich veredelten, ging in den Geweben und Stickereien für den Kirchendienst die alte, naturalistisch blumige, von Gold starrende, in der Wirkung rohe und gemeine Art wie ungestört weiter, und erst in jüngster Zeit scheint eine Richtung zum Besseren eingetreten zu sein.

Auch ein anderer künstlerischer Zweig der Weberei, der schon mit einer gewissen Vollendung, wenn auch ohne Originalität, in diese Epoche eingetreten war, erlitt einen bedeutenden Rückgang, allerdings nicht durch sich selber, sondern durch den Wechsel der Mode. Wir meinen die Shawlweberei. Der Hauptvertreter derselben in dieser Epoche war ohne Zweifel die Firma Hlawatsch & Isbary, welche nicht blos die Technik der höchsten Leistung zuführte, sondern auch, aus England verdrängt, den Markt von Amerika eroberte und dort eine Filiale errichtete. Allein die Mode schlug so völlig um, dass indische Shawls ferner nicht mehr von der vornehmen Welt getragen wurden und so die Industrie einen Rückgang erfuhr, der fast dem Aufhören gleichkam. Die Fabrication war gezwungen, andere Modegewebe zu schaffen. In dieser Beziehung erscheint in jüngster Zeit die Shawlfabrik von Emanuel Thieben, welche sich neben Hlawatsch und Isbary emporgerungen hatte, insoferne bedeutungsvoll, als sie orientalisirende Decorationsweisen auf Confectionsgegenstände der Toilette, auf Decken, Vorhänge, Portièren, selbst auf gewebte Wandbekleidungen übertrug, und zwar künstlerisch mit dem schönsten Erfolge. Ohne Zweifel wird sich

der Geschmack der Mode einmal wieder den indischen Shawls zukehren bei ihrer unverwüstlichen Schönheit, vor der Hand sind aber noch keine Anzeichen vorhanden. Für das, was die Shawlfabrication der weiblichen Toilette zu leisten hatte, ist die Stickerei eingetreten.

Dieser Zweig der Kunst, welcher die doppelte Eigenschaft hat, dilettantisch und industriell zu sein, hat gerade unter dem Vorgang von Wien eine fast völlige Umgestaltung erfahren, welche, wenn sie auch die alte Art und Verzierung noch nicht ganz aus Haus und Industrie verdrängt hat, doch auf dem Wege dahin ist. Den Beginn einer Reform machten schon vor ziemlich dreissig Jahren die Bemühungen auf dem kirchlichen Gebiete, allein ohne bleibenden Erfolg. Die Bemühungen wurden auch hier erst stetig und nachhaltig, als die Stickerei der Laienhand bereits längst in Umwandlung begriffen war; doch, wie viel hier noch zu thun ist, um die kirchliche Stickerei den Neuerungen und Besserungen zu gewinnen, zeigte die Ausstellung der Geschenke für Papst Leo XIII., welche im November des vorigen Jahres (1887) im österreichischen Museum stattfand.

Die Weltausstellung des Jahres 1873 sah im Prater in einem Nebenpavillon eine grosse Collection weiblicher Handarbeiten an Stickereien und Spitzenarbeiten. Sie offenbarte einen ziemlich trostlosen Zustand: alles die alten, unzulänglichen Verfahrungsweisen, mangelhafte Zeichnung, kaum die leisesten Anfänge eines Besseren, und doch war das schon eine Collection, welche die vorausgehende Kritik vom Schlechtesten gereinigt hatte. Die Einsicht dieses Zustandes führte dann zur Gründung der Fachschule für Kunststickerei durch das Handelsministerium, unter Leitung der Frau Emilie Bach. Die Schule trat mit ihrer Art gegen die herrschende Stickerei in Opposition, fing aber bescheiden mit einfacher Ornamentik an. Allmälig erst stieg sie empor und erweiterte ihre Technik, bis sie Alles vereinte, von der Weissstickerei bis zur Goldstickerei und Nadelmalerei, Spitzenarbeiten eingeschlossen. Die Grundlage bildete der Zeichenunterricht; die künstlerischen Neuerungen ruhten insbesondere auf den nationalen Stickereien, auf denen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie auf den ausgezeichneten Stickereien des Orients von der Türkei bis nach Indien und China. So rasch die Hände der Damen auf diese Neuerungen eingingen, und nicht blos in Wien und Oesterreich, denn alsbald wurden die Lehrerinnen von der Wiener Schule in weite Ferne geholt, so rasch die Dilettantenhände sich an die Neuerungen gewöhnten,

so langsam ging es mit der Industrie. Heute zeigt sich auch diese gewonnen; es seien beispielsweise nur das Stickereigeschäft von E. Richter am Bauernmarkt und die wohlbekannten Arbeiten von Pauline Kabilka erwähnt.

Eine glückliche Erscheinung dieser Reform ist die Verzierung der Haus- und Tischleinwand mit farbigen Ornamenten, entweder gewebt oder gestickt. Auch das ist eine Neuerung, die von Wien ihren Ausgang genommen hat. Als der Gedanke zum ersten Male im österreichischen Museum ausgesprochen wurde, begegnete er dem Kopfschütteln und dem Widerspruch der gesammten deutschen Hausfrauen. Heute sieht man Tisch und Tafel und Schlafgemach überall, wo nicht alter Vorrath noch vorhanden, mit roth und blau verzierter Wäsche ausgestattet und zahllose Damenhände sind beschäftigt, die Arbeit des Webers mit solcher waschechter Stickerei zu verzieren, zu welcher die Stickereien mährischer, ungarischer, galizischer, walachischer, slavonischer Frauen die Motive liefern. Es ist ein völliger Umschwung zu Gunsten der Farbe.

Aber auch in der österreichischen Spitzenindustrie hat sich ein Umschwung vollzogen und auch dazu ist Anstoss und Lehre von Wien ausgegangen. Unter Storck's Leitung wurde an der Kunstgewerbeschule ein Spitzencurs gegründet, welcher in der einen Abtheilung die Zeichnungen schuf, in der anderen Mädchen, welche aus dem Erzgebirge, aus der Spitzengegend, hergekommen, diese Zeichnungen ausführen lehrte. Die Grundlage des Unterrichtes bildeten die alten Muster und die älteren Verfahrungsweisen, besonders der Nadelspitze. In allen diesen älteren Weisen unterrichtet, mit neuen Zeichnungen ausgestattet, kehren die Schülerinnen als Arbeiterinnen und Lehrerinnen zurück. Nachdem nunmehr auch in den Kronländern eine Reihe von Spitzenschulen gegründet worden, ist eine völlig neuartige österreichische Spitzenfabrication entstanden, welcher hoffentlich, mit Geduld und Ausdauer, auch der äussere Erfolg nicht ausbleiben wird. Für diesen ist in erster Linie die Wiener Firma Franz Bollarth mit Intelligenz und Eifer thätig, bestrebt, einerseits Arbeiten von hohem Werthe hervorzurufen, anderseits denselben Absatz im Auslande zu verschaffen.

Während in der ganzen textilen Kunstindustrie der Einfluss Wiens und seiner Geschmacksreformen für ganz Oesterreich ein directer und unmittelbarer ist, gilt das nicht in gleicher Weise für Porzellan und Glas. Die Ursache liegt darin, dass die Fabriken eben ausserhalb Wiens und zum Theil in weiter Ferne in den Kron-

ländern liegen, daher die Wirkung auf dieselben mehr eine geistige ist. Ihre künstlerische Seite steht wohl unter dem Einfluss von Wien, aber durchaus nicht ausschliesslich. Das war eimal anders gewesen, so lange die Wiener »Aerarial-Porzellan-Manufactur« in Blüthe stand. Seitdem sie, wie oben schon angegeben, aufgehoben wurde und im Jahre 1864 ihr Dasein beschlossen hatte, gab es keine Führung. Wohl hätte jetzt in Verbindung mit dem neuen Aufschwung und dem österreichischen Museum eine Anstalt dieser Art vom grössten Nutzen sein können, aber so leicht sich dieselbe aufheben lässt, so schwer, ja unmöglich ist es, sie aus dem Nichts wieder zu errichten. Sie blieb aufgehoben und war dem Staate, der Industrie auf immer verloren.

Und doch hatte sie noch eine nicht unbedeutende Nachwirkung. Was sie in ihrer Blüthezeit, etwa in den zwanzig Jahren von 1790 bis 1810 geschaffen hatte, das erhielt sich als geschätzte Antiquität als »Alt-Wien« in den Sammlungen der Liebhaber. Dieser überaus reiche und blühende Stil ihrer Ornamentation wurde nun von dem Rest der Wiener Porzellanmaler nachgeahmt, und zwar zunächst auf dem mit der blauen Landesmarke (unter der Glasur) gezeichneten weissen Porzellan, dem Ausverkauf der Fabrik. Diese Arbeiten gingen zunächst als Fälschungen, bis die Maler offen hervortraten und Ateliers für Porzellanmalerei nach Altwiener Art gründeten, wobei sie sich nicht enthielten, auch die Wiener Marke, den Wappenschild des Erzherzogthums, zu führen. Das bedeutendste Atelier dieser Art, welches durch seinen Export der Wiener Porzellanmalerei im Auslande, besonders in Amerika, neue Freunde gewinnt, ist das von Rädler und Pilz. Der einzelnen Porzellanmaler gibt es noch viele, wie z. B. der vortreffliche Stadler; auch Kadlec ist zu nennen.

Indirect erstreckt sich der Einfluss von Wien und insbesondere auch vom österreichischen Museum noch auf viele Porzellan- und Faiencefabriken trotz ihrer weiten Entfernung. Die heute so überaus blühende Faiencefabrik von W. Szolnay in Fünfkirchen hat sich ihre ersten Ideen und Muster aus dem österreichischen Museum geholt und befruchtet sich noch fortwährend von Wien durch die Verbindung mit dem grossen Porzellanhaus von E. Wahliss. Aehnlichen Wegen folgt die von Wien aus gegründete Faiencefabrik von Ditmar in Znaim, wo die älteren Faiencefabriken von Klammerth und Slowak, die sich ihre Muster aus dem Museum geholt hatten, aus Mangel an höherer Intelligenz nicht vorwärts kamen. Auch die grosse Porzellanfabrik von Haas & Czizek in Schlaggenwald ist als

solche zu bezeichnen, welche sich eng an die Wiener Bestrebungen anlehnt, wie ein Blick in die grosse Niederlage in der Kärntnerstrasse und ihre regelmässigen Ausstellungen im österreichischen Museum erkennen lassen.

Einen vollen Umschwung im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre zeigt auch die Fabrication glasirter Kachelöfen. Vordem, d. h. bevor hier die Reform begann, waren die feineren Oefen durchgängig weiss glasirt und entweder, wie die Berliner Oefen, gräcisirend steif oder in einem ziemlich wilden Rococo gebaut. Weitere Verzierung bestand in theilweiser Vergoldung. Diese Oefen passten für die Ausstattung des damaligen Salons in Weiss, Roth und Gold, nicht aber in die dunklere und ruhige Harmonie, wie die Reform sie der Wohnung zu geben strebte. Die Folge war, dass die Kachelöfen nun ebenfalls Farbe bekamen, und zwar gewöhnlich ein tiefes und sattes Grün, wie man es an den deutschen Oefen des sechzehnten Jahrhunderts fand. Das stimmte nun auch zu dem Geschmacke der deutschen Renaissance, und so gestalteten sich auch in der Form und ihrem sonstigen Schmucke die glasirten Kachelöfen nach jenen Mustern. Die Wiener Töpfer und Ofenfabrikanten folgten diesem Zuge der Zeit, in welchem diesmal Deutschland voranging. Unter denen, die hier gegenwärtig an der Spitze stehen, nennen wir vor allem Bernhard Erndt.

Ferner noch als die Arbeiten in Porzellan und Thon scheint das Glas dem Wiener Einfluss zu stehen, denn die Glashütten und Raffinerien liegen ja sämmtlich nicht bloss ausserhalb des Weichbildes, sondern in abgelegenen Berg- und Waldgegenden zerstreut. Und doch verdankt die österreichische Glasfabrication alles, was sie in den letzten Jahrzehnten Gutes geschaffen hat, der geistigen und künstlerischen Anregung, welche ihr von Wien zugekommen ist. Wir würden in einer Geschichte der Wiener Kunstindustrie ein schweres Unrecht begehen, wollten wir nicht den Einfluss schildern, den Wien auf die österreichische, speciell auf die böhmische Glasfabrication ausgeübt hat. Der Einfluss ist ein ganz directer.

Die österreichische Glasindustrie, wie sie im ersten Jahrzehnt unserer in Rede stehenden Epoche beschaffen war, hatte weder in Form noch Farbe etwas Gutes aufzuweisen. Das Krystallglas war rein und brillant polirt, aber die Formen waren plump und so verkehrt, dass z. B. Weingläser auf viereckigem Fusse standen. Man kannte weder Zierlichkeit der Profilirung bei den Gefässen, noch Zierlichkeit der Gravirung. In der Farbe waren die ausgeschliffenen

Ueberfanggläser hart und grell; die eigentliche Kunst suchte man in porzellanartigem, opakem Beinglas und in seiner Bemalung mit Blumen, Porträts, schönen Frauenbrustbildern u. dgl. Niemand fiel es ein, dass die eigentliche Kunst des Glases in dem klaren geschliffenen und gravirten Krystallglas, in seiner brillanten Wirkung bei edlen, zierlichen Formen und schön gezeichneten Ornamenten zu suchen sei.

Derjenige, der diesen Gedanken zuerst erfasste und zum eigentlichen Princip machte, war Ludwig Lobmeyr, der Chef des alten Glasgeschäftes in der Kärnthnerstrasse, den wir bereits als einen der ersten unter den Industriellen kennen gelernt haben, welche sich an das österreichische Museum angeschlossen hatten. Als das Museum 1864 eröffnet wurde, enthielt es unter anderem eine Collection englischer Krystallglasgefässe von James Green, meist zierliche, allzu zierliche und darum nicht tadellose Formen mit hübschen gravirten Ornamenten. Sie waren, wie gesagt, nicht tadellos, aber sie bedeuteten einen durchaus richtigen Weg, der für das böhmische Krystallglas um so angemessener war, als dieses nicht bei Brillantschliff mit den Regenbogenfarben gleich dem englischen glänzen kann. Zur Seite der englischen Gläser standen Bergkrystallgefässe des sechzehnten Jahrhunderts aus der kaiserlichen Schatzkammer, Gefässe von den feinsten und edelsten Formen in tiefgravirter Arbeit mit Ranken und Blumengehängen, auch mit figürlichen Scenen verziert. In diesen zeigte sich klar, wohin der Vorgang der Engländer zu verfolgen sei; in diesen Krystallgefässen waren die richtigen Motive, die Idealformen für unser Tafelgeräth vorhanden. Ludwig Lobmeyr erkannte das und verfolgte diesen Weg mit Energie und Ausdauer bis zum höchsten Ziel. So wurde er der Begründer der modernen österreichischen Krystallglasfabrication, welche somit vom österreichischen Museum ihren Ausgang genommen hat. Geistig ist sie eine Schöpfung Wiens und insoferne auch künstlerisch, als alle bedeutsamen Zeichnungen hier entstanden und von hier in die Fabriken gesendet wurden, wo allerdings die Ausführung stattfand. So wurden die meisten Zeichnungen für die Firma J. & L. Lobmeyr bei Kralik in Adolf ausgeführt. Schon in Paris auf der Ausstellung von 1867 erregten diese Arbeiten die allgemeine Aufmerksamkeit; dann steigerten sich fort und fort die Leistungen bis zu einer wahren Weltberühmtheit, bis sie jene Vollkommenheit in der Gravirung nackter Figuren erreichten, welche wir heute an so vielen, im Auftrage Lobmeyr's entstandenen Arbeiten bewundern. Der Vorgang Lobmeyr's musste unausbleiblich Nachfolge finden, denn alles

feinere Tischgeräth von Glas nahm mehr und mehr diese Richtung an und die Fabriken mussten eine nach der anderen sich darauf einlassen. Unter ihnen sind insbesondere Schreiber & Neffen zu nennen, Stölzle's Söhne, in jüngster Zeit auch C. Waniczek, der auf den letzten Weihnachtsausstellungen des österreichischen Museums sich mit gravirtem Krystallglas für den Gebrauch des Hauses und des Tisches in höchst glücklicher Weise einführte.

Minder klar und bestimmt ist die Wirkung erkennbar, welche Wien auf die Gestaltung des farbigen Glases ausübte. Auch hier ging Lobmeyr voran, und zwar mit dem bestimmten Ziele, schöne Farbe mit edler Form zu vereinen. Allein, wenn wir den heutigen Stand der Dinge betrachten, mit minderem Erfolg. Er schuf zwar eine Reihe verschiedener Arten von gefärbten oder verzierten Glasgefässen, so zum Theil nach venetianischen, zum Theil nach orientalischen Motiven, aber sie sind meistens sein Eigen geblieben. In der massenhaften Fabrication bunten Glases ist zwar eine Besserung gegen früher eingetreten, man legt mehr den Werth auf die Schönheit des gefärbten Glases selbst als auf die porzellanartige Malerei, allein dieses bunte Glas ist mehr der Spielplatz der Phantasie als Object der Kunst geblieben. Dabei kommen denn mitunter Geschmacklosigkeiten von fast unglaublicher Art zum Vorschein, mitunter aber auch Effecte von ausserordentlichem Reize, wie man sie z. B. in den Ausstellungen der gräflich Harrach'schen Fabrik in Neuwelt sehen kann, welche auf solche bunte oder tief gefärbte Gläser besonderen Werth zu legen scheint. Es ist das aber nicht als Ausfluss der Wiener Kunst und des Wiener Geschmackes zu betrachten, daher wir auch nicht weiter darauf eingehen.

Grösseren Antheil aber hat Wien an der Entwicklung der Glasmalerei, und zwar in der Richtung, welche gemalte oder farbige Fenster zum reizendsten Schmuck der modernen Wohnung gemacht hat. Bis dahin war es nur die Kirche, welche sich damit schmückte. Sie war es auch, welche die ausgezeichnete und reizvolle Kunst aus der Vergessenheit zuerst wieder zu neuem Leben erweckt hat. Das Haus verhielt sich lange gleichgiltig, ablehnend ihr gegenüber, ja man wollte nur die grössten Scheiben, die hellste Lichtmasse. Als aber, wie wir gesehen haben, in den sechziger und siebziger Jahren unsere Wohnung mit immer grösserer Entschiedenheit sich der Renaissancebewegung anschloss und in der farbigen Haltung eine satte, aber milde Harmonie anstrebte, da fühlte man das Bedürfniss, die scharfe und grelle Lichtfülle zu brechen und

auch das Fenster in die Harmonie einzubeziehen. Dieses Bedürfniss nun hat die Glasmalerei auch auf die Wohnung übertragen lassen. Heute will auch die Wohnung des reizenden Schmuckes nicht mehr entbehren. So sind die Aufgaben für die Glasmalerei in ausserordentlicher Weise gewachsen und wie sehr das neue Wien daran Theil hat, beweist der Umstand, dass die Tiroler Glasmalerei-Anstalt in Innsbruck eine Filiale in Wien selbst errichtete, deren Aufgabe es ist, die Weltlichkeit, d. i. das Haus zu versorgen. Und diese Filiale ist nicht allein geblieben. Die Glasmalerei-Anstalt von Geyling in Wien, welche früher auch nur für die Kirche arbeitete, hat ebenfalls die Kunst für die Fenster des Hauses in Pflege genommen, und neben ihnen ist eine dritte bedeutende Anstalt von Penner & Schürer entstanden, kleinerer nicht zu gedenken.

Wie unsere Wohnung so neue Effecte kennen gelernt oder hervorgerufen hat, so konnte sie sich auch, wenn höhere Anforderungen gestellt wurden, nicht mit den alten grauen oder blumigen Tapeten und der grauen Stuckbemalung des Plafonds begnügen. Die Decorationsmaler wurden Maler höherer Ordnung und erhoben sich zu Künstlern und Kunstmalern — um diesen Ausdruck der Zunft zu gebrauchen — und wurden zur Verzierung oder Ausmalung der Wände und Plafonds herbeigezogen, so Laufberger, Berger und deren Schüler Klimt und Matsch. Und hier an dieser Stelle ist Makart's und seines Einflusses auf die Kunstindustrie zu gedenken. Makart erfüllte sie nicht blos mit seinem Farbengefühl und seiner Phantasie, er half auch, sie aus den steifen Fesseln der Architektur befreien, wenigstens soweit sie zum Schmucke des Hauses und des Palastes diente. Dies ist aber der Punkt, wo die Grenzen zwischen der Kunst und der Kunstindustrie sich verwischen, wo die letztere zur ersteren aufsteigt und zur freien Kunst wird; wir steigen daher zu ihrer mehr industriellen Seite wieder herab.

VI.

DIE EINZELNEN ZWEIGE DES KUNSTGEWERBES: EISEN, BRONZE, NIELLO, EMAIL, LEDER, SCHMUCK- UND SILBERARBEITEN, MÖBEL. — SCHLUSSBEMERKUNG.

Indem wir im weiteren Fortgange zuerst das scheinbar niederste Kunstgewerbe, dasjenige, welches das Eisen zum Materiale hat, betrachten, das Schlosserhandwerk nämlich, müssen wir hier viel-

leicht den vollkommensten Umschwung bezeugen, welchen die moderne Geschmacksreform hervorgerufen hat, und Wien müssen wir den grössten und entscheidenden Antheil daran zuerkennen. Das Schlosserhandwerk, richtiger das Eisengewerbe, denn Schmied und Schlosser gehen ohne eigentliche Grenze zusammen, hat Jahrhunderte lang eine wahre künstlerische Blüthezeit gehabt. Es war eine Kunst im Mittelalter, eine Kunst im Zeitalter der Renaissance selbst bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Da ist es vor dem Eisenguss erloschen, nicht als Handwerk, aber als Kunst.

Wir haben schon oben gesagt, dass, als zuerst wieder der Gedanke auftauchte, das geschmiedete Eisen künstlerisch zu gestalten, keine kundigen Arbeiter vorhanden waren und man Silberarbeiter zu Hilfe rufen musste, um das Treiben zu lehren. Aber von da erlosch diese Kunst nicht wieder. Die Architekten, an ihrer Spitze Ferstel und Schmidt, fanden Gefallen an der geschmiedeten Kunstarbeit, und es ist auch vor Allem das Verdienst der Architekten, wenn dieselbe heute einen ganz ausserordentlichen Aufschwung genommen und das Schlosserhandwerk sich auf's Neue zu einer wahren Kunst entwickelt hat, welche derjenigen in den vergangenen Jahrhunderten nichts nachgibt. Die Architekten wurden nicht müde ihre Neubauten mit Gittern, Thoren, Geländern, Bekrönungen aus geschmiedetem Eisen zu verzieren, einerlei, in welchem Stile das Gebäude errichtet war. Der Renaissancepalast, die gothische Kirche, in erster Linie die Votivkirche, das gothische Rathhaus, in jüngster Zeit die Barock- und Rococohäuser, sie schmückten sich gleicherweise mit getriebenen und geschmiedeten Eisenarbeiten, je nach ihrem Stile.

Bei diesen neuen Aufgaben, die immer zahlreicher und bedeutender wurden, wuchs das Handwerk auch äusserlich heran. Die Werkstätten erhoben sich zu grossartigen Ateliers mit hunderten von Arbeitern, und zu den alten, nunmehr berühmt gewordenen Namen der Kunstschlosser kommen immer neue hinzu, welche den Weg vom Handwerk zur Kunst betreten. An ihrer Spitze stehen noch immer in glänzender Thätigkeit Albert Milde mit seinen Werkstätten in der Viaductgasse und Ludwig Wilhelm in der Hahngasse. Beide führen auch zahlreiche Aufträge für die Fremde aus, und Milde hält sogar eine stehende Niederlage in London. Wenn man die öffentlichen Gebäude des neuen Wien nennt, so nennt man zugleich die Stätten ihrer Leistungen. Aber wie gesagt, beide stehen schon lange nicht mehr allein, und eine Reihe von Namen sind

heute auf dem gleichen Gebiete zu nennen, wie V. Gillar, Toman, Schwarz, Biro, Tagleicht, Griedl, Nehr und Andere.

Aber wie die Zahl der Namen gewachsen, so hat sich auch Technik und Umfang der Arbeiten in einer Weise ausgedehnt, dass man glauben muss, es sei schon zu weit gegangen. Die Technik hat sich alle Verfahrungsweisen der Vorgänger wieder erobert, mit Ausnahme derer, wo wie in der Plattnerkunst die Arbeit des Goldschmiedes verzierend zu Hilfe kam. Sie ist vom gebogenen kantigen Eisen zum Rundstab übergegangen, hat Laub und Ranken und Blumen in freiester Weise herausgearbeitet und endlich Figürliches selbst, wie Mascarons und Köpfe, aus dem Eisen herausgetrieben. Wenn diese Wiener Schmiedekunst heute noch in etwas fehlt, so ist es darin, dass sie nicht selten unnöthig viel Material verwendet, dass sie die Thore und die Gitter zu schwer, zu massig, zu undurchsichtig hält. Gerade die Festigkeit und Zähigkeit des Eisens erlaubt zierliche Gebilde, was die Schlosser im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gar wohl verstanden. Auch ist die sargartige Schwärze, welche gewöhnlich den Eisenarbeiten gegeben wird und den Glanz des Metalls mit stumpfer Farbe deckt, keineswegs das Ideal. Hier muss, so oder so, eine Aenderung und Besserung noch eintreten.

Die so gewonnene Technik hat rasch dahin geführt, auch über die Aufgaben, welche der Architekt dem Schlosser stellte, hinauszugehen und eine Reihe Gegenstände in Eisen zu arbeiten, für welche bis dahin gewöhnlich Bronze oder Messing verwendet worden. Auch die Liebhaberei an deutscher Renaissance hat dazu beigetragen, denn im sechzehnten Jahrhundert gab es in Deutschland allerdings allerlei Hausgeräth in Eisen, welches Italien in Bronze und der Norden in Gelb- und Rothguss liebte. So wollte man auch das moderne deutsche Zimmer gleicherweise mit Eisengeräth ausstatten. Diese Liebhaberei kam wohl mehr von Deutschland, insbesondere von München, während Wien mit den grösseren Eisenarbeiten voranging. Aber die Wiener Schlosser folgten dem deutschen Beispiel, und so haben wir auch hier dieses eiserne Geräth von Lustern, Laternen, Lampen, Candelabern und Leuchtern, Rauchrequisiten, Schreibgeräth, Uhren, Ofenschirmen, Rahmen und vielen anderen Dingen entstehen sehen. Sie haben allerdings Freunde gefunden und finden sie noch, aber es ist doch viel Uebertreibung und Mode dabei. Immerhin ist diese Entwicklung des Schmiede- und Schlossergewerbes eine überaus erfreuliche und rühmenswerthe Erscheinung in der Geschichte der modernen Wiener Kunstindustrie.

Obwohl somit die Eisenarbeiten der Bronze-Industrie einen Theil ihrer Aufgaben entzogen haben, ist diese doch nicht zurückgeblieben, und wenn auch ihre Geschichte eine wesentlich andere, minder auffallende war, so steht sie doch mit dem, was sie geleistet hat und leistet, vollkommen auf der Höhe der anderen Kunstgewerbe. Zu der Zeit, da die in Rede stehende Periode begann, waren ihre Aufgaben nicht gering an Zahl, aber einseitig in Bezug auf die Art und die künstlerische Seite. Ihre vorzüglichste Aufgabe bestand in dem Beleuchtungsgeräth des Hauses und vielen kleineren Gegenständen, wie deren die feste oder bewegliche Ausstattung der Wohnung bedurfte. Künstlerisch herrschten Rococomotive oder überhaupt Motive des achtzehnten Jahrhunderts ohne Frische und Originalität und die Oberflächen wurden durchweg vergoldet; die Wiener Bronze-Industrie that sich etwas auf ihre ausgezeichnete Vergoldung zugute. Das ganze Genre des Figürlichen, soweit es industrieller Art, welches Paris mit so grossem Erfolge pflegte, war in Wien noch wie unbekannt, ebenso alle die schönen Farben und Farbentöne einer künstlichen, aber echten Patinirung, welche den Bronzen sowohl Frankreichs wie der Orientalen so ausserordentliche Reize hinzufügen. Noch im Jahre 1873, als wir nach unserer Weltausstellung eine Art Enquête über die Bronze-Industrie abhielten, wurden diese Patinirungen als in Wien unbekannt erklärt.

Der erste Fortschritt kündigte sich darin an, dass die Formen veredelt wurden. Es machte sich auch hier die Renaissance geltend und gab sowohl den grossen Kronleuchtern wie den Candelabern und den Tafelaufsätzen, sowie dem kleineren Geräth eine andere Gestaltung. In dieser Beziehung zeigte sich ein grosser Unterschied und ein bemerkenswerther Fortschritt zwischen der Pariser Ausstellung von 1867 und der Wiener von 1873. Aber auf den reicheren, für den Schmuck der Tafel bestimmten Gegenständen konnte man noch den Fehler wahrnehmen, dass die Figuren an denselben nicht mit den Formen der Geräthe oder Gefässe in organisch-künstlerische Verbindung gebracht waren, sondern nur wie zufällig oder überflüssig vorhanden erschienen. Was aber das Beleuchtungsgeräth selber betrifft, so hatte man sich schon die Kronleuchter des sechzehnten Jahrhunderts zum Muster genommen und an ihnen schöne Gestaltung, Ruhe und Schwung der Linien gelernt.

Ein anderer Fortschritt oder vielmehr eine Erweiterung der Bronze-Industrie lag in der Aufnahme der Messingbronze, des cuivre poli, eine Neuerung, in welcher man dem Beispiele Frankreichs

folgte. Die Neuerung war aber eine Folge der Veränderung in der Ausstattung der Wohnung. Als hier die Renaissance den Stil der Möbel und den Geschmack in den Farben änderte und die einen wie die anderen ernster machte, wollten die vergoldeten Bronzegegenstände nicht mehr passen. Man brauchte einen milderen Schein, ohne den Glanz des Metalls völlig aufzugeben. Dem kam nun das gelbe Metall ansprechend entgegen, umsomehr, als ja auch die deutsche Wohnung im sechzehnten Jahrhundert, wie nicht minder die Kirche Beleuchtungsgeräth aus demselben Metall gehabt hatte. Der Uebergang also vollzog sich leicht und entschieden, doch, wie gesagt, war es mehr eine Erweiterung insofern, als die vergoldeten Bronzen beibehalten wurden und sich für den meist heller gehaltenen und öfter noch in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts decorirten Salon als nothwendig erwiesen. Sie werden heute umsoweniger erlöschen, wenn sich die Richtung des Zeitgeschmacks auf das Rococo behaupten sollte.

Zum dritten eignete sich die Wiener Bronze-Industrie auch die Patinirungstöne an, welche auch in Paris immer mehr in Mode kamen, je mehr man japanische Metallarbeiten kennen lernte und sie nachzuahmen suchte. Es ist auch nur recht und billig, dass wir uns alle reizvollen Vorzüge jener ostasiatischen Arbeiten anzueignen suchen, denn sie sind mitunter erstaunlich in Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit, es ist aber nicht nöthig, dass wir mit ihren technischen Reizen auch alle Sonderbarkeiten, alle Bizarrerien in Form und Zeichnung mit herüber nehmen und bei uns zur Mode machen.

Wenn heute Kalmar, der jetzige Besitzer der Böhm'schen Bronzewaarenfabrik, in Benützung der japanischen Vorbilder wohl am weitesten geht (jedoch keineswegs ausschliesslich), so war es die alte Fabrik von D. Hollenbach, welche zuerst und mit besonderem Geschick sich auf die patinirten Bronzen einliess und sie noch heute in besonderer Feinheit und Schönheit der Töne darstellt. Diese Fabrik wurde schon im Jahre 1840 von dem Ansbacher David Hollenbach gegründet und erhob sich rasch aus bescheidenen Anfängen, so dass sie am Anfange unserer Epoche schon als eine wohlbekannte Firma dastand. Hollenbach verstand es sie stets auf künstlerischer Höhe zu halten und den Aenderungen und Fortschritten zu folgen, welche die Geschmacksreform hervorrief, sowie den erhöhten Aufgaben zu genügen, welche das neue Wien auch an die Bronze-Industrie stellte. Und ganz ebenso ist es geblieben, als die Fabrik nach Hollenbach's Tode (1871) an seine beiden Neffen

Eduard und Friedrich Richter überging, welche ganz im Geiste des Gründers die künstlerische Richtung fortführen. An den öffentlichen Gebäuden und privaten Palästen, welche Wien in diesen letzten Jahrzehnten entstehen sah, finden sich auch fast überall Hollenbach'sche Bronzearbeiten; vorzugsweise ist es das Beleuchtungsgeräth, welches eine Specialität bildet.

Neben Hollenbach hat sich gleichbedeutend die jüngere Fabrik Dziedzinski und Hanusch erhoben, welche im Jahre 1847 gegründet wurde und jetzt von Alois Hanusch allein geführt wird. Anfangs mehr für kleinere Gegenstände des Gebrauchs eingerichtet, erhob sie sich zu grösseren Arbeiten mit den Aufgaben, welche ihr für die Ausstattung des Opernhauses gestellt wurden. Seitdem folgten Arbeiten von immer bedeutenderer und feinerer künstlerischer Art, unter denen der mit Email geschmückte Tafelaufsatz, welcher auf Bestellung des Kaisers nach der Zeichnung von Storck schon für die Ausstellung des österreichischen Museums im Jahre 1871 begonnen worden, auf der Weltausstellung von 1873 verdienten Beifall errang; ferner die grossen Candelaber zu den Seiten des Altars der Votivkirche, der Riesenluster im Sitzungssaal des neuen Rathhauses, jene nach Ferstel's, diese nach Schmidt's Zeichnung, sodann aus jüngster Zeit der Ostercandelaber, welchen der Kaiser ebenfalls nach Storck's Zeichnung für die Kirche dell' Anima in Rom hat ausführen lassen, endlich noch die ornamentalen Bronzeverzierungen am Maria Theresien-Monument.

In allen Arbeiten von Hanusch ist nicht blos die vollendetste Durchführung erstrebt, viele haben auch eine andere Eigenthümlichkeit, indem sie sich mit anderer Technik zu grösserem Schmucke verbinden, so mit Niello und Email. Die Wiederbelebung dieser beiden Kunsttechniken ist für Wien eine der schönsten Erfolge der modernen Geschmacksreform, und sie sind für Wien eigenthümlich, wenigstens in den bestimmten Arten, wie sie hier geübt werden. Das Niello, ehemals im fünfzehnten Jahrhundert die feinste Kunst der italienischen Goldschmiede, wurde zu unserer Zeit fast nur noch in Russland, im Kaukasus und in Tula geübt, wo es aber bereits mehr und mehr von seinem alten echten Charakter verloren hatte. In Wien wieder aufgenommen, hat es hier durch Carl Lustig eine Erweiterung erhalten, indem er das Silberniello mit mosaikartig eingelegtem soliden Golde in verschiedener Färbung vereinte. Diese von ihm sogenannte »Goldniellomosaik« verbindet mit der Solidität und Feinheit der Arbeit die reizendsten Effecte. Die Kunst ist anzu-

wenden auf jegliches Silbergeräth, allein bei ihrer Kostbarkeit und Zartheit des Effectes empfiehlt sie sich am meisten für kleinere Gegenstände, für Pokale, Becher, Schreibgeräth, Dosen, Schmuckgegenstände und schafft aus ihnen wahre Cabinetstücke, jedes Museums würdig. Eine Anzahl dieser Arbeiten befindet sich im österreichischen Museum in jener kleinen Collection von Gegenständen, welche aus dem zur Unterstützung des Kunstgewerbes bestimmten Fonds der Hoftiteltaxen angeschafft werden. Diese Kunstart steht leider noch so, dass sie der besonderen Pflege bedarf.

Aehnlich ist es noch mit den Emailarbeiten. Das Email war zuerst wieder in den fünfziger Jahren durch die damaligen Bestrebungen für kirchliche Kunst zur Anwendung in der Goldschmiedekunst gebracht, und zwar ausschliesslich für kirchliche Gegenstände in der Weise des Mittelalters als Grubenschmelz oder Zellenschmelz, aber ohne besonderen Fortgang zu finden. Die Ausbildung, welche es heute zu einer Wiener Specialität gemacht hat, erhielt das Email in der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums und zwar in der Abtheilung des Professors Hans Macht, welche ein Lehr- und Versuchsatelier für Porzellan- und Faiencemalerei und desgleichen für Email bildet. Unterstützt von der chemischen Versuchsanstalt des Museums, sind hier alte, bisher wenigstens ausser Frankreich nicht geübte Verfahrungsweisen wieder in Uebung gekommen, andere neu entstanden. Verschiedene Varianten zeigen, wie man immer nach neuen Erweiterungen strebt. Das Ausgangsverfahren dieser Emailarbeiten bildet die Limosiner Technik, das gemalte Email auf Kupfer, sei es en grisaille oder in Farben. Es ist aber von Macht und seinen Schülern oder vielmehr Schülerinnen — denn es sind vorzugsweise junge Damen — mannigfach, zumal in neuen Farben, erweitert worden. Die überaus zarte, der grössten Sorgfalt unterliegende Arbeit übt sich, so scheint es, am besten von weiblicher Hand.

Die Arbeiten der Schülerinnen, die von diesen selbständig ausgestellt waren, haben sich bereits einen gewissen Ruhm erworben und auf der Nürnberger Metallausstellung selbst die goldene Medaille errungen. Es sind Ziergefässe, Bildtafeln, Dosen, Schmuckgegenstände, Teller und Schüsseln, jedes für sich mehr der Zierde als dem Gebrauche dienend. Vielfach aber werden sie auch zum Schmucke anderer Gegenstände verwendet, z. B. als Einsätze in Gefässe oder Uhren von Silber und Bronze, und insbesondere dienen sie zu weiterer Verzierung von Einbänden, Albums, Adressen- und Diplomhüllen.

Es kann auch die Fabrication der Wiener Galanteriegegenstände, die von ihrem alten Rufe nichts verloren hat, wenn sie andere Künste zu Hilfe ruft, keine passendere Unterstützung finden als eben die Emailmalerei. Denn die höhere Buchbinderei, wie man sagen könnte, ist mannigfach besser und edler geworden, und doch, da sie es auf Pracht und Glanz abgesehen hat, thut sie noch immer des Guten zu viel, indem sie die Arbeiten aller möglichen Künste vereint. Einen gewissen gemeinsamen Charakter hatten alle Arbeiten dieser Art, welche aus dem Atelier von Leopold Groner, meist nach Zeichnungen von Anton Groner, hervorgingen; sehr verschiedenartig sind diejenigen aus den Werkstätten von August Klein, immer wechselnd, mitunter von grossem Reichthum diejenigen von Weidman.

Ueber der Mitwirkung aller möglichen Kunstarbeit muss das eigentliche Material, Leder, bei diesen Gegenständen sich meistens mit der bescheidensten Rolle begnügen, und doch hat auch dieses sich wiederum in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem eigentlichen Kunstzweig erhoben, und zwar nach zweierlei Richtungen. Einmal wurde nach der Weise des Mittelalters die noch später in Spanien und heute noch in den spanischen Colonien geübte Reliefverzierung des Leders wieder in Uebung und Anwendung gebracht, eine Technik, die für feinere Gegenstände, für Albums, Mappen, Kästchen, Einbände u. a. heute insbesondere von Paul Pollack vertreten ist, während verschiedene andere, wie z. B. Friedrich, sie für die Bekleidung von Sesseln, Fauteuils und Sophas verwerthen. Sie ist rasch ein nicht unbedeutender Zweig der Kunstindustrie geworden.

Die zweite Art der Verzierung ist die Handpressung mit goldenen Zügen und Linien, auch wohl mit Hinzufügung von Farbe, eine Flachornamentation, welche den Bucheinbänden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts entnommen ist und heute in der That die ganze Verzierung in der Buchbinderei umgeschaffen hat. Dieser Industriezweig wollte lange Zeit seine geschmacklose Ornamentation mit goldenen Bildern auf dem Deckel nicht verlassen, bis eine Specialausstellung von Bucheinbänden im österreichischen Museum die Augen öffnete und die richtigen Wege zeigte. Seitdem haben nicht blos die Zierbände eine bessere und edlere Ornamentation nach Art der alten Handpressung erhalten, auch der Bibliothekeinband ist wieder gut, gesund und solide geworden. Namen wie Julius Franke, Grumm, Günther, Scheibe, Kritz u. A. vertreten die neuen,

eigentlich alten Arten in vorzüglicher Weise, wobei man auch die besonderen Bemühungen der Besitzer der Lechner'schen Buchhandlung, Müller und Werner, gerade in dieser Beziehung um Einführung eines schönen Bibliothekeinbandes, anerkennen muss.

Eine auffallende Erscheinung ist es vielleicht, dass gerade die feinste Blüthe der Kunstindustrie, die Schmuckgegenstände in Gold und edlen Steinen dem Zuge der Zeit am wenigsten gefolgt sind. Die Ursache liegt wohl in dem bevorzugten Werth der Steine, welcher die Arbeit daran zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt, obwohl dies nicht nöthig ist und auch in guten Kunstepochen nicht der Fall war. An Versuchen hat es nicht gefehlt, einerseits in der Richtung der Renaissance mit schöner und zierlicher Zeichnung, in Verbindung mit Email und Niello und Perlen, andererseits in der Richtung des antiken Schmuckes, wie er von Castellani wieder erneuert worden. In jener Beziehung nimmt allerdings die Firma Ratzersdorfer mit ihren Schmuckgefässen in Krystall, Halbedelsteinen und Email eine hohe Stellung ein, aber sie war Specialität von Anfang an und ist es geblieben. In der letzteren Beziehung war besonders der Goldschmied J. Bacher bis an seinen Tod thätig und nicht ohne Erfolg. Allein alle Versuche haben nicht zu durchgreifenden Resultaten geführt. Einerseits der Werth der Steine, andererseits die Mode, die im Schmuck sehr viel gilt, tragen noch immer über künstlerische Schönheit den Sieg davon. Manches Gute mag sich unserem Blicke entziehen, was sich aber öffentlich sehen lässt, ist selten von grosser Bedeutung. Was besonders nennenswerth ist, das sind die nach Storck's Zeichnungen angefertigten Bürgermeisterketten, wirkungsvolle Arbeiten, welche in Goldfassung Niello, Email und Goldmosaik vereinen.

Nicht ganz so steht es mit den Silberarbeiten, obwohl auch hier der Erfolg ein grösserer hätte sein können. Dieser Kunstzweig war auf dem besten Wege zu schönen und bedeutenden Leistungen, als der Krach von 1873 eine Störung brachte. Seitdem scheint es, fehlte der Muth zu grösseren und kostbareren Gegenständen: bedeutende Aufgaben wurden seltener, und während die Geschicklichkeit wuchs, fehlte es auf den Ausstellungen an neuen Erscheinungen. Eine Ausnahme machte auf der Pariser Ausstellung von 1878 die Firma Klinkosch, die sich sonst gerne von heimischen Ausstellungen fernhält, mit einer Reihe schöner und edler Silbergefässe. Neben ihr ist es die Firma V. Meyer's Söhne, welche sich fortwährend auf künstlerischer Höhe hält und auf jeder Weihnachts-

ausstellung des österreichischen Museums mit einer grösseren Anzahl neuer Gegenstände erscheint, welche ältere Kunstmotive, theils der Renaissance, theils der antiken Zeit mit grosser Freiheit zu schöner Verwendung bringen. Die Menge der Gegenstände, wie man sie sonst in den Auslagen sieht, hat wohl den rohen Naturalismus abgelegt, aber sie zeigen auch, dass sie theils unter der Schablone stehen, theils unter einer Mode, der es auf Erfindung und schöne Form wenig ankommt.

Den grössten und durchgreifendsten Umschwung haben, neben den Eisenarbeiten, ohne Frage die Möbel erlebt. Die Ausstattung unserer Wohnung mit dem Holzmobiliar ist eine völlig andere. Es bleibt uns aber wenig davon zu sagen übrig, da die Umwandlung durch die Renaissance, wie sie oben geschildert worden, ja vorzugsweise das Mobiliar betrifft, als denjenigen Zweig des Kunstgewerbes, welcher der Architektur am nächsten steht. Hier sind auch vor allem die Architekten mit ihren Entwürfen thätig gewesen. Freilich mussten sie umlernen und erst an den alten Möbeln die besondere Verwendung der Architekturmotive studiren. Dass es mit grossem Erfolge geschehen, zeigt jede Ausstellung. Zahlreiche Tischler — wir mögen unter ihnen beispielsweise Irmler, Franz Michel, Bernhard Ludwig, Ludwig Schmitt, Johann Klöpfer nennen — sind rasch und sicher auf den neuen Weg eingegangen, ohne dass dieser oder jener besondere, ihm eigene Charakterzüge gezeigt hätte. Am meisten ist dies vielleicht noch bei dem nunmehr fast ältesten Möbelfabrikanten, dem Bildhauer Franz Schönthaler, der Fall, der, sinnend und suchend, oft neuartige Gegenstände zur Ausstellung bringt, zumal solche mit eingelegter Arbeit; Alles zeigt stets Geschmack und Erfindung.

Was man auf den Ausstellungen und in den besseren Niederlagen von Wiener Möbeln sieht, ist durchweg so gleichartig in seiner Erscheinung, dass es schwer ist, einzelne Gegenstände oder einzelne Ausstattungen herauszuheben. Als eine Besonderheit sei der Bilderkasten von Franz Michel (nach Storck's Entwurf) erwähnt, welchen die Industriellen dem Kronprinzen zur Hochzeit schenkten. Heute ist der dunkelbraune Naturton noch vorherrschend, matt und von sehr geringem Glanze; die Verzierung besteht in Schnitzerei, seltener in Marqueterie. Bau und Profil, zumal der Credenzen, sind häufig noch zu schwer, doch nicht so schwer und nicht so eckig und kantig wie bei den ähnlichen deutschen Gegenständen. In neuester Zeit macht die englische Art mit vertieften Ornamenten

und breitem, freiliegenden Metallbeschlage einige Fortschritte, doch ist das wohl nur vorübergehende Episode. Bedeutungsvoller erscheint schon das Rococo, doch tritt es noch sehr bescheiden auf. Es begnügt sich noch mit einigen geschweiften Linien und einigem krausen Ornament; es enthält sich noch der Politur wie der Aufhebung aller Construction, und so hat es den Grundcharakter des heutigen Mobiliars, wie er durch die erneuerte Renaissance gewonnen worden, noch nicht geändert.

Wenn man Alles überschlägt, was in diesen letzteren Abschnitten dargestellt worden, so kommt man wohl zur Ueberzeugung, dass die grosse, nun bereits culturgeschichtlich gewordene Bewegung auf dem ganzen Gebiete der Kunstindustrie und des Geschmacks sich noch nicht ausgelebt hat, ja noch im vollen Gange ist. Sie hat hier und da andere Richtung eingeschlagen als beabsichtigt war, manches Neue ist zu Tage getreten, an das man nicht gedacht hatte, sie hat in dem kurzen Zeitraum von drei oder vier Jahrzehnten schon eine wechselvolle Geschichte durchlebt, die ebensowohl von Verlusten wie von Erfolgen zu erzählen weiss. Manche Persönlichkeiten, welche Führer waren und tief in die Bewegung eingriffen, sind bereits aus dem Leben geschieden, so die Architekten Van der Nüll und Ferstel, der Grossindustrielle Eduard von Haas, vor Allem Rudolf von Eitelberger (1885), der das erste Vierteljahrhundert der Existenz des österreichischen Museums nicht mehr erleben sollte. Diese Anstalt hat weiter den Verlust Laufberger's zu beklagen, dann erst in jüngster Zeit den des Chemikers Kosch, des Vorstandes seiner chemischen Versuchsanstalt, der eine Reihe von Jahren unermüdlich auf Neuerungen für das Kunstgewerbe gesonnen und manche Erfindungen sowohl der Metalltechnik wie der Keramik zugeführt hat, die sich noch heute bewähren und in Uebung stehen.

Solche Verluste konnten aber die Bewegung nicht mehr aufhalten; sie hat zu weite Kreise erfasst, um durch den Verlust dieser oder jener Persönlichkeit in Stocken zu gerathen. Von Wien ausgegangen, hat sie sich nicht blos über Oesterreich, sondern über den ganzen Continent verbreitet. Neue Museen sind gegründet, neue Schulen sind zahllos in Thätigkeit, die Interessen des Kunstgewerbes zu fördern, demselben immer neue Kräfte zuzuführen. Freilich hat es die Weltlage wiederum mit sich gebracht, dass augenblicklich Muth und Schaffenslust darniederliegen, in Wien hat die fieberhaft schaffende Bauthätigkeit aufgehört und hält ein ruhigeres Tempo ein; die grossen Bauten sind fertig, oder noch nicht so weit vorgeschritten, um schon

die Kunstindustrie zu berühren. So ist die Sachlage wohl ungünstiger, aber das Luxusbedürfniss des Menschen, die Freude an schöner Umgebung hören nicht auf. Beweis dessen ist die gewerbliche Ausstellung, welche in diesem Jahre auf Initiative des Niederösterreichischen Gewerbevereins zur Feier der vierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Joseph als »Jubiläums-Gewerbeausstellung« in der Praterrotunde veranstaltet worden. Sie bildet den Schluss dieser Entwickelung; sie zeigt, was für Fortschritte im künstlerischen Verstehen und Können gemacht worden sind; sie weiset aber auch auf die Zukunft hin, indem sie neue Richtungen andeutet, neue Wege erkennen lässt, auf welchen die Arbeit der nächsten Jahre, wie es scheint, vorzugsweise sich bewegen wird. Wenn man auf der Ausstellung die lange Reihe der Gemächer hinabwandert und sich nur der Zimmermodelle erinnert, welche unsere Weltausstellung von 1873 zu zeigen hatte, wie erfreulich wird uns der Abstand von heute zu damals erscheinen, wie sehr wird man zugeben müssen, dass Verstehen und Machen, Geschmack und Fertigkeiten in gleicher Weise gewonnen haben. Zwar der einheitliche Stil, den wir erstrebt haben, ist — hoffentlich nur für eine kurze Weile — wieder in Frage gestellt, aber wie virtuos bewegt sich das Kunstgewerbe bereits in neuen Weisen, die es kaum erst erlernt hat! Die Technik lässt fast nichts zu wünschen übrig, weder was Vollendung noch was Mannigfaltigkeit betrifft. Und das gilt nicht blos vom Mobiliar, welches sich mit Schnitzerei, mit Marqueterie, mit Relief-Intarsia, mit Ornamenten und Figuren in Bronze zu schmücken versteht. Die Metalltechnik hat es gelernt, die feinsten Arbeiten zu treiben, sie mit Niello, mit Einlagen in Gold und Silber, mit jeglicher Art von Email zu schmücken. Was die Kunstepochen nacheinander oder fern von einander geübt haben, das steht hier in Vollendung nebeneinander. Die Kunstarbeiten in Leder, die Galanteriegegenstände haben ihre Beweglichkeit sich bewahrt, aber wie hoch stehen sie — wenn man, beispielsweise gesagt, die Ausstellung von Paul Pollak betrachtet — wie hoch stehen sie über dem, was noch vor zwanzig Jahren allgemein bewundert wurde! Welche Mannigfaltigkeit der künstlerischen Ideen, welchen Reichthum an Formen und Farben zeigen nicht die Glasarbeiten! Die Feinheit des Schliffs, der Gravirung, das Formengefühl, Eigenschaften, welche im Jahre 1873 nur einen Vertreter gehabt hatten, scheinen nun allgemein geworden zu sein. Und werfen wir noch einen letzten Blick auf die geschmiedeten Eisenarbeiten, welche heute ebenso zahlreiche wie glückliche Vertreter haben, so brauchen wir nur der

Thatsache zu gedenken, dass vor dreissig Jahren es Silberschmiede waren, welche dem Schlosser das Treiben und Schmieden des Eisens, eine gänzlich vergessene Kunst, wieder zu lehren hatten.

Und so ist denn keine Gefahr vorhanden, dass die neu ins Leben gerufene Wiener Kunstindustrie wieder aussterbe. Geht es nach oben langsamer, so dringt sie nach unten tiefer und breitet sich weiter aus. Und das ist doch schliesslich das Ziel, dass Alles, was von diesen Zweigen der Industrie geschaffen wird, schön und gut sei, nicht blos das Reiche und Kostbare, sondern auch das Einfache und Billige, dass nicht blos der Palast sich schmückt, sondern auch die bürgerliche Wohnung, jedes nach seiner Art und seinen Kräften.

V.

MUSIK

VON

EDUARD HANSLICK.

EINLEITUNG.

Vormärzliche Musikzustände. — Das Jahr 1848.

Die Hauptpunkte der musikalischen Fortentwickelung Wiens seit dem Regierungsantritte unseres Kaisers lassen sich gleichsam ablesen von drei dieser Periode angehörigen Monumenten. Diese sind: Zuerst das Neue Opernhaus als stolzer Repräsentant des gesteigerten und verschönerten Opernwesens. Sodann das neue Musikvereins-Gebäude als Stätte des Concertlebens im grossen Stil, zugleich als Pflanzschule musikalischer Heranbildung. Drittens endlich die — einheitlich zu denkende — Gruppe von drei Denkmälern: Haydn, Beethoven und Schubert, welche uns den neuerwachten Cultus einer ruhmvollen Vergangenheit und unserer grossen Tondichter symbolisirt.

Nach allen drei Richtungen bedeuten die verflossenen vierzig Jahre

eine bedeutende und erfreuliche Entwickelung der Wiener Musikzustände.

Das Jahr der Thronbesteigung Kaisers Franz Joseph's, 1848, bedeutet nicht blos in politischer Hinsicht einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Wiens; auch die musikalischen Zustände zeigen von da an eine sehr veränderte Gestalt.

Der Zustand des öffentlichen Musiklebens in den dreissiger und vierziger Jahren bietet ein Bild belebten, äusserlich glänzenden, aber kleinlichen Treibens. Es trägt den Charakter des Ueppigen, oberflächlich Amüsirenden. Von allen grossen geistigen Interessen abgesperrt, warf sich Wien auf die kleinen, auf das schlechthin Zerstreuende, Unterhaltende in der Kunst. Die Theater bildeten den Hauptgegenstand der Conversation, die wichtigste Rubrik der Journale. Auf musikalischem Gebiete herrschte die italienische Oper, das Virtuosenthum, der Strauss'sche Walzer. Der weichlich sinnliche Reiz dieser Factoren musste die ernste grosse Musik in den Hintergrund drängen und das Publicum immer unfähiger machen für geistige Anstrengung und Mitarbeit.

Zur selben Zeit herrschten wie geheim verbündete schädliche Mächte der Humorist Saphir und der Liedercomponist Proch. Saphir hatte durch seine mit falscher Sentimentalität versetzten funkelnden Wortspielereien sich zum Liebling der Wiener emporgewitzelt; sein Einfluss fand eine Verstärkung und Ergänzung in der bannalen Empfindsamkeit der Proch'schen Lieder, welche, in jedem Hause und in jedem Concertsaal gesungen, Franz Schubert völlig verdrängten.

Haben wir vom Jahre 1848, dieser Grenzscheide zwischen dem alten und neuen Oesterreich, den Umschwung unserer Musikzustände zu datiren, so trat dieser doch keineswegs plötzlich ein. Mehrere Jahre währte das Versuchen, Tasten und Ringen nach durchgreifender Reform.

In dem Frühlingsrausch der Märztage dachte man bekanntlich sehr sanguinisch über die »segensreichen Folgen«, welche die neue Freiheit sofort auch auf dem Gebiete der Künste, insbesondere der Musik, bewähren müsste. Die schauerliche Leere der Theater und Concerte, das Eingehen der Musik- und Theaterzeitungen, die Noth der Maler, Bildhauer und Musiker hätte die Sanguiniker bedenklich machen sollen. Das konnte ihnen bedeuten, dass eine Zeit, die alle Köpfe politisch beschäftigt, alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse heftig durcheinander schüttelt, dem heiteren Spiel der Künste

nicht günstig sei. In solchen Zeiten geht die stille, andächtige Sammlung des Gemüths verloren, in welcher allein echte Kunst geschaffen und genossen werden kann. Nicht einen raschen Aufschwung der Kunst, sondern ein paar Jahre schweren Darniederliegens hätten sie prophezeien sollen. Ueberdies durfte von allen Künsten gerade die Musik sich am wenigsten versprechen von Oesterreichs politischem Aufschwung. Die tönende Kunst war von jeher die freieste gewesen; sie hatte selbst in Wien über Fesseln nicht zu klagen gehabt. Vom Sturz des Absolutismus hatte sie zunächst keine andere Wohlthat zu erwarten, als die Freiheit der Texte im Gesang; und in dieser Hinsicht hatte allerdings die österreichische Censur an Opern- und Liederdichtungen mitunter grauenhaft gewirthschaftet. Das Opernpublicum jubelte, als im Jahre 1848 Meyerbeer's »Hugenotten«, welche bis dahin von Censurwegen als »Ghibellinen in Pisa« mit ganz verändertem Sujet gegeben waren, zum ersten Mal originalgetreu zur Aufführung kamen. Was über diese Wegräumung eines unwürdigen Hindernisses hinaus gehofft und prophezeit worden, war jugendliche Schwärmerei. Die künstlerische Ernte des Jahres 1848 und der nächstfolgenden lieferte den sprechendsten Beweis. In dem Wust von Compositionen, welche im Jahre 1848 unsere nationalen Flitterwochen feierten, war nichts, was die Alltäglichkeit überragt oder den Tag überlebt hätte. Die Märztage lechzten nach einer »deutschen Marseillaise«. Der Musikverleger Schuberth in Hamburg schrieb zwei Preise auf eine solche aus, nämlich auf die beste Composition eines von A. Schirmer gedichteten deutschen »Nationalliedes«. Hunderte von Preisbewerbungen mögen eingelaufen sein — wer kennt sie? Tausende von ähnlichen Versuchen entstanden ohne Preisausschreibung während jenes Völkerfrühlings — keine Note ist davon volksthümlich geworden. Nur zwei Lieder wurden 1848 populär, zwei in ganz Deutschland längst allbekannte Lieder, die ein wunderlich gütiges Schicksal nur für Wien gleichsam aufgespart hatte: Reichardt's »Was ist des Deutschen Vaterland« und das Fuchslied »Was kommt dort von der Höh!« Das erste ward naturgemäss zum Hymnus der deutschen Begeisterung in Oesterreich; das zweite sangen die Studenten, also — damals — das Volk. Die Wiener lernten es aus Benedix' Studentenlustspiel »Das bemooste Haupt« kennen, das allabendlich im Theater an der Wien gegeben und nebenbei auch Quelle und Urtext sämmtlicher Katzenmusiken in Wien wurde.

I.

DIE OPER IN WIEN

Erste Periode: 1848—1860.

Das Opernwesen entwickelte sich in der vormärzlichen Zeit unter viel günstigeren Bedingungen, als die Concertmusik ernsten Stils, ja es trieb zeitweilig ganz prächtige Blüthen. Alles was damals den Concertinstituten fehlte, besass die Oper reichlich: materielle Unterstützung vom Hofe, den lebhaftesten Zuspruch des Publicums, ein treffliches Orchester- und Chorpersonal unter fest angestellten tüchtigen Capellmeistern, endlich ein schönes Haus und glänzende Solokräfte. Von letzteren, die ja meist ein günstiger Zufall herbei- und zusammenträgt, hängt die Anziehungskraft der Oper in gleichem, oft noch stärkerem Grade ab, als vom Repertoire. Dieses hielt sich gerne an die leichtere Gattung, aber an Gesangskünstlern besass das alte Wien eine glänzende Reihe. Das Publicum hing so sehr an der Oper, dass das Hofoperntheater nächst dem Kärntnerthor dieses Bedürfniss allein nicht zu befriedigen vermochte und zwei Vorstadtbühnen — das Josefstädter- und das Wiedner Theater — sich daneben mit guten Opernvorstellungen hervorthaten und vortreffliche Geschäfte machten.

Es klingt uns heute ganz fabelhaft, dass ein so kleines und abseits liegendes Theater, wie das Josefstädter, der Hofoper zuvorkommen konnte mit der ersten Aufführung von Werken wie »Robert der Teufel« und »Die Hugenotten«. Diese und andere berühmte Opern zogen in den dreissiger Jahren ein zahlreiches Publicum ins Josefstädter Theater, das unter Anderem in Josef Poeck einen der stimmgewaltigsten und vornehmsten deutschen Baritons besass. Für ihn hat Conradin Kreutzer, damals Capellmeister des genannten Theaters, die Rolle des Prinz-Regenten im »Nachtlager von Granada« geschrieben, welche Oper am Josefstädter Theater im Jahre 1834 zur ersten Aufführung kam.

Als der Director der Josefstädter Bühne das Theater an der Wien erwarb, kam die Reihe der Opernvorstellungen an letzteres. Die musikalische Glanzepoche des Wiedner Theaters dauerte genau so lange, wie die Direction Pokorny's, nämlich vom Mai 1845 bis zum März 1848. In dieser Periode zählte das Theater an der Wien den Meister Staudigl zu seinen engagirten Mitgliedern, ausserdem

die Sängerinen Frl. Marra, Frl. Treffz, die Herren Dalle Aste, Ditt, Becker u. A. Josef Netzer, Suppé, endlich Lortzing fungirten als Capellmeister. Lortzing führte da zum ersten Male (1846) seinen »Waffenschmied« (mit Staudigl in der Titelrolle) auf, und im folgenden Jahre seine »Undine«. Ausserdem waren Opern wie die »Haimonskinder«, »Zigeunerin«, »Der Liebestrank«, »Stradella« beliebte Vorstellungen. Als Gäste glänzten der treffliche Bariton Pischek (das Ideal eines »Zampa«), die Tenoristen Tichatschek und Franz Wild. Das grösste Ereigniss aber war das Gastspiel der Jenny Lind in der Saison 1846—47 und wiederum der sensationelle Höhepunkt dieses Gastspiels die erste Aufführung von Meyerbeer's »Vielka« unter Meyerbeer's persönlicher Leitung, mit der Jenny Lind als Vielka und Staudigl als Saldorf. Hier konnten wir also noch mit sehr geringen (fast nur den Titel betreffenden) Aenderungen Meyerbeer's einzige deutsche Originaloper »Das Feldlager in Schlesien« hören, welche einige Jahre später als »Nordstern« von Grund aus umgearbeitet und verschlechtert auf den Bühnen erschien. Noch anfangs 1848 brachte das Wiedner Theater eine Opernnovität, die »Maritana« des Engländers Wallace, eine schwache Dilettantenarbeit, welche zugleich den Opernruhm dieses Theaters zu Grabe läutete. Das Wiedner Theater hat nach dem Jahre 1848 sich zu keiner stabilen Oper mehr erhoben, wohl aber einige Mal seine Bühne an reisende italienische Operngesellschaften vermiethet.

Vor der Erbauung des neuen Opernhauses war das Wiedner Theater das grösste in Wien und in vormärzlicher Zeit auch als Concertsaal in der Mode. Hector Berlioz und Felicien David gaben hier (1846) ihre grossen Orchesterconcerte.

Das Josefstädter Theater machte noch im Jahre 1849 einige vereinzelte Opernversuche und brachte unter anderem Auber's »Haydée« und Lortzing's letzte Oper »Zum Grossadmiral« unter Leitung des Componisten zur ersten Aufführung. Doch bald mussten diese Versuche, die sich nicht mehr rentirten, definitiv aufgegeben werden. Der hochbegabte, brave und anspruchslose Lortzing hatte in Wien weder im Wiedner noch im Josefstädter Theater sonderlich gute Tage gehabt, er war überdies zu seinem Missgeschick in das Revolutionsjahr gerathen, dessen theaterverderbliche Folgen lange nachhielten. Aber Lortzing ging noch schlimmeren Tagen entgegen, als er von Wien nach Berlin ans Friedrich-Wilhelmstädter Theater ging, das seinem Talente gar keinen Spielraum bot und obendrein

kaum das nöthige Brod für seine Familie. Lortzing starb in Berlin, seiner Vaterstadt, am 21. Jänner 1851 in äusserster Dürftigkeit.

Mit dem Jahre 1848 hatte sowohl das Wiedner als das Josefstädter Theater seine musikalische Bedeutung eingebüsst und es blieb das Kärntnerthor-Theater fortan alleinherrschend auf dem Gebiete der Oper. Für dieses bestand seit mehreren Decennien das System der Verpachtung. Vom Jahre 1821 bis 1828 war (mit Unterbrechung eines Jahres) Barbaja Pächter und Director; er hatte den Wienern die glänzendste italienische Operngesellschaft mit Rossini an der Spitze gebracht. Weitere Pächter waren nach ihm bis Ende März 1848: Graf Gallenberg, Louis Duport (der berühmte Tänzer), Balocchino und Merelli. Seit Jahren bestand die Einrichtung, dass die deutschen Opernvorstellungen für drei Monate sistirt wurden und einer italienischen Stagione Platz machten, welche in der Regel am Ostermontag ihre Vorstellungen begann. Das war ein Festtag für das elegante Wien, welches zuvor zu der Ostermontags-Praterfahrt zusammenströmte.

So sollte dann auch am 1. April 1848 die italienische Saison unter Signor Balocchino mit Verdi's »Ernani« eröffnet werden. Aber man hatte ohne den Sturm der Märzbewegung gerechnet. Das erste Lebenszeichen, das der neue politische Umschwung auf künstlerischem Gebiete gab, war destructiver Natur: die Verjagung der italienischen Oper. Kaum aufgeklebt, waren auch schon alle Ernani-Theaterzettel zerkratzt, besudelt, herabgerissen. Diese Demonstrationen bestimmten die Hofbehörde, den Anfang der italienischen Saison »auf acht Tage« zu verschieben. Eine Unzahl anonymer Drohbriefe und das flehentliche Drängen der Freunde veranlassten jedoch Balocchino, weder mit »Ernani« noch mit sonst etwas den Anfang zu machen, sondern seine Demission einzureichen, die auch mit Decret vom 16. April bereitwillig angenommen wurde. Die italienischen Sänger zerstoben nach allen Richtungen.

Der Demonstration gegen die italienische Oper lagen die zwei mächtigsten Strömungen jener Tage zu Grunde: die nationale und die demokratische. Der ersteren war man sich vollkommen bewusst und betonte sie ungescheut: man wollte deutsches Wesen, deutsche Politik, deutsche Kunst. Fort mit allen Feinden des Deutschthums, fort mit den Welschen! Das zweite Motiv, das weniger laut, aber doch unleugbar mitspielte, war demokratischer Natur. Die italienische Oper galt nun einmal als Repräsentant des exclusiven Kunstluxus, als die Musik des Hofes, der Aristokratie und der

Reichen. Sie war somit der Ausdruck deutschfeindlichen und specifisch aristokratischen Vergnügens.

Nachdem Balocchino die Direction des Kärntnerthor-Theaters niedergelegt hatte, bildete das deutsche Personal ein Comité mit der Sängerin Frau Hasselt-Barth an der Spitze und spielte auf eigene Rechnung. Im Juni trat auch Franz von Holbein diesem Comité bei und wurde anfangs April 1849 zum Director ernannt.

Das Opernhaus blieb oft durch mehrere Tage, auch Wochen, geschlossen, z. B. vom 6. October bis 12. November 1848. Als eine Neuerung ist zu bemerken, dass vom 29. April an die Sängerinnen und Schauspielerinnen auf dem Theaterzettel als »Frau« und »Fräulein« namhaft gemacht waren; nicht mehr wie früher als »Madame« und »Demoiselle«.

Nachdem sich der Sturm des Revolutionsjahres gelegt und Ruhe nicht blos in die Strassen Wiens, sondern allmälig auch in die Gemüther zurückgekehrt war, begannen die Sehnsucht nach künstlerischer Erbauung und Abspannung, das Bedürfniss nach Musik und Theater sich wieder zu regen.

Franz von Holbein, zum k. k. Regierungsrath ernannt, führte die Direction vier Jahre lang, bis zum 1. März 1853. Dieses Datum bezeichnet einen wichtigen Einschnitt. Mit dem System der Verpachtung war definitiv gebrochen und das Theater nächst dem Kärntnerthor wurde officiell »k. k. Hofoperntheater« benannt. Zugleich übernahm als Nachfolger Holbein's der von seiner Hamburger Direction her rühmlich bekannte Julius Cornet die Leitung des Hofoperntheaters und behielt sie bis zum September 1857. Von da an bis zum September 1860 fungirte Carl Eckert als Director. Ursprünglich als Capellmeister an das Operntheater berufen, hat er sich als feingebildeter Musiker und vortrefflicher Dirigent bewährt, auch um die Wiederbelebung der »Philharmonischen Concerte« sich hochverdient gemacht. Für die dornige Aufgabe eines Theaterdirectors fehlte ihm das Talent zu commandiren und die energische Widerstandskraft, welche seinen Vorgänger Cornet charakterisirte.

Ueberblicken wir das Repertoire des Hofoperntheaters in dem Decennium 1848 bis 1858, so finden wir als dessen festeste Säulen und besonders charakteristische Repräsentanten die Namen Meyerbeer und Flotow.

»Robert der Teufel« hatte seit 1853, »Die Hugenotten« (unter der Maskerade von »Ghibellinen«) seit 1838 jeden andern Opernerfolg in den Schatten gestellt. Jenen folgte unter Meyerbeer's per-

sönlicher Leitung vom 28. Februar 1850 »Der Prophet«, der nicht weniger als 32 Reprisen in diesem Jahre erlebte. Dass diese drei Meyerbeer'schen Opern sich bis heute in fast ungeschwächter Beliebtheit erhalten haben, ist bekannt. Minder enthusiastisch und nachhaltig war der Erfolg von Meyerbeer's Oper »Der Nordstern«, die im Jahre 1855 gleichfalls vom Componisten selbst hier einstudirt und dirigirt wurde. Die Wiener hatten im Jahre 1846 das Urbild dieser Oper, Meyerbeer's »Vielka« kennen gelernt und konnten sich darüber nicht täuschen, dass die ältere kleinere Oper ein echteres und liebenswürdigeres Kunstwerk gewesen, als deren raffinirte, überladene Umgestaltung als »Nordstern«. Wenn ehedem die Wiener Censur die »Ghibellinen« im XIII. Jahrhundert Luther's Choral »Eine feste Burg« anstimmen liess, so ist dies nicht ärger, als was Meyerbeer in seinem »Nordstern« selbst gethan, indem er den allbekannten preussischen »Dessauer-Marsch« uns als »heiligen Marsch der Russen« vorsingen lässt!

Neben Meyerbeer nahm in den fünfziger Jahren Flotow mit seinen leichten koketten Melodien den vorzüglichsten Platz ein im Wiener Opernrepertoire. Seine Oper »Alessandro Stradella« hatte 1845 glücklich dem noch unvergleichlich grösseren Erfolg vorgearbeitet, welcher im Jahre 1847 der »Martha« zufiel und sie seither durch ganz Europa begleitet hat. Flotow's »Martha« wurde sogar in dem theaterfeindlichen Jahr 1848, das so häufige Unterbrechung der Vorstellungen aufwies, nicht weniger als 36 Mal wiederholt. Mit diesen beiden erfolgreichen Opern »Stradella« und »Martha« war die beispiellos schnelle und glückliche Carrière Flotow's so gut wie beschlossen. Alle späteren Opern Flotow's, welche das Kärtnerthor-Theater in rascher Folge brachte, hatten nur mässigen Erfolg und kurze Lebensdauer. (»Der Förster« 1847, »Indra« 1852, »Die Matrosen« 1854, »Albin« 1856.)

Die Opern italienischen und französischen Ursprungs waren in diesem Decennium entschieden bevorzugt vor den original-deutschen. Man gab an Novitäten:

Von Verdi: »Ernani«, »Nabucco«, »Macbeth«, »Die sicilianische Vesper«.

Von Donizetti: »Linda di Chomounix« und »Maria di Rohan«.

Von Balfe: »Die Zigeunerin«, »Keolanthe«, »Die Rose von Castilien«.

Von Auber: »Haydée«, »Die Krondiamanten«, »Der verlorene Sohn«, »Der schwarze Domino«, »Die Barcarole«, »Brahma und die Bajadere«.

Von Adam: »Giralda«, »Die Alpenhütte«, »Zum treuen Schäfer«, »Der Brauer von Preston«.

Von Halévy: »Der Blitz«, »Die Königin von Cypern«.

Von Ambroise Thomas: »Die Sommernacht«, »Der Kadi«.

Deutsche Opernnovitäten wählte die Direction gerne, mit patriotischer Nebenrücksicht, von jüngeren Wiener Componisten: »Paquita« und »Dominga« von Josef Dessauer, »Paragraph drei« von Suppé, »Gutenberg« von J. Füchs, »Jolanthe« von J. Hager, »Ein Abenteuer Karl II.« von Hoven (Vesque von Püttlingen). Weit grösseren, bis heute aufrecht gebliebenen Erfolg hatte ein in Norddeutschland geborner, aber durch lange rühmliche Wirksamkeit in Wien fast zum Oesterreicher gewordener Componist, Otto Nicolai, mit seiner (von Mosenthal gedichteten) komischen Oper »Die lustigen Weiber von Windsor« (1850). Ausserdem wären von deutschen Opernnovitäten noch zu verzeichnen »Die Nibelungen« von Heinrich Dorn, »Diana von Solanges« vom Herzog Ernst von Coburg-Gotha und Marschner's »Templer und Jüdin«. Letztere seit 20 Jahren in ganz Deutschland beliebte und berühmte Oper kam in Wien sehr verspätet zur Aufführung (1849) und verschwand nach zwei Aufführungen, um erst in viel späterer Zeit sich eine bleibende Stelle im Wiener Repertoire zu erringen.

Betrachten wir aus dem Anfang der hier geschilderten Periode die Theaterzettel der zwei beliebtesten Opern: »Die Hugenotten« und »Martha«, so bekommen wir das deutlichste Bild von den vorzüglichsten Gesangskräften, welche das Kärntnerthor-Theater aus der vormärzlichen Zeit in die fünfziger Jahre herübernahm. In den »Hugenotten« sang Frau von Hasselt-Barth, eine Sängerin von unansehnlicher Erscheinung, aber starker Stimme, dramatischem Feuer und bedeutender Gesangstechnik, die Valentine; Frl. Anna Zerr, eine brillante Coloratursängerin, die Königin. Beide Künstlerinnen traten anfangs der fünfziger Jahre ab. Josef Erl, ein kräftiger, gutgeschulter und unverwüstlicher Heldentenor ohne Poesie und schauspielerisches Talent, sang den Raoul. Er blieb noch über ein Jahrzehent eine Stütze der Oper, wenigstens der komischen Oper. In der Rolle des Marcell wechselten die beiden trefflichen Bassisten Draxler und Staudigl; die auch Beide als Leporello, Bertram und in anderen Hauptrollen mit einander rivalisirten. Draxler nahm erst spät (1876) einen ehrenvollen Abschied; während Staudigl, der bedeutendere, auch als Liedersänger berühmte Künstler durch ein trauriges Schicksal bald seinem Beruf entzogen wurde. Er verfiel in Irrsinn und

starb 1861. Den St. Bris gab anfangs Gustav Hölzel, der später weit glücklicher als Bassbuffo wirkte, dann Karl Mayerhofer, welcher heute noch (1888) eines der verwendbarsten, besonders in komischen Partien vortrefflichen Mitglieder der Hofoper geblieben ist. In der Première der »Martha« sang Frl. Zerr die Titelrolle, Erl den Lyonel, Draxler den Plumkett und Frl. Therese Schwarz, eine stimmbegabte und anmuthige junge Altistin, die Nancy. Die Zerr wurde durch Frl. Louise Liebhardt, die Hasselt durch Frl. Ney, dann durch Emmy La Gruà ersetzt.

Den Ausgang des Jahrzehents 1850—1860 bezeichnen drei merkwürdige, folgenreiche erste Aufführungen: Lohengrin (1858), Tannhäuser (1859) und Der fliegende Holländer (1860). Damit hatte der in Wien lange ignorirte, epochemachende Richard Wagner den Wiener Boden erobert, um ihn bis heute siegreich zu behaupten.

Die Geschichte des »Tannhäuser« in Wien ist seltsam genug. Die Censur fühlte sich durch die reactionäre Luft der fünfziger Jahre wieder gestärkt und begann ihr altes Spiel, das man, allzu sanguinisch, für immer beseitigt geglaubt hatte. Sie verbot die Aufführung des Tannhäuser, des Textbuches wegen; verbot sie jedesmal consequent, so oft Cornet (seit März 1853 der Nachfolger Holbein's in der Operndirection) bei der Hofstelle um Zulassung dieser seit 1846 in Deutschland beliebten Oper petitionirte. Die strenge Hoftheater-Censur erstreckte aber ihre Macht nicht über die Vorstadtbühnen und so konnte der Director des Josefstädter Theaters, Hofmann, es wagen, den Tannhäuser in seinem bretternen Sommertheater (»Thaliatheater«) 1857 aufzuführen. Trotz der mangelhaften Aufführung machte die Oper doch einen starken Eindruck und dieser hatte zur Folge, dass das Hofoperntheater sich 1858 zur Aufführung von Wagner's — »Lohengrin« entschloss, dem im nächsten Jahre doch der verfehmte »Tannhäuser« und noch ein Jahr später der »Fliegende Holländer« folgte. Eine vortreffliche Aufführung kam diesen Wagner'schen Opern zu statten; die Erinnerung daran fällt mit der Erinnerung an mehrere ausgezeichnete Künstler zusammen, welche gegen die Mitte der fünfziger Jahre dem Hofoperntheater einen neuen Glanz verliehen. Da war zuerst Frau Dustmann (anfangs mit ihrem Mädchennamen Frl. Louise Meyer), eine unvergleichliche Darstellerin der Elsa, der Elisabeth und der Senta. Ihr würdiges Gegenbild, ebenso prächtig in Erscheinung, Spiel und Gesang war der Tenorist Alois Ander, die vollkommenste Verkörperung

des Lohengrin. Ander war bereits im Jahre 1845 zum erstenmale aufgetreten, hat aber seine volle künstlerische Höhe erst in der Titelrolle von Meyerbeer's »Propheten« (die er von Erl übernahm) und als Lohengrin erreicht. Physische Ermattung, endlich auch geistige Störung schnitten vorzeitig die Laufbahn dieses unvergesslichen, von den Wienern besonders geliebten Sängers ab. Ander starb 1864. Die stimmgewaltige Altistin Czillagh war die erste Ortrud, wie vordem die erste »Fides« in Wien.

Als Wolfram von Eschenbach, Telramund, vor Allem als fliegender Holländer glänzte J. N. Beck, ein Bariton von markigem, ehernem Organ, musterhaftem Eifer und dramatischer Begabung. Nachdem er der Oper durch eine lange Reihe von Jahren die werthvollsten Dienste geleistet, nahm er 1885 Abschied von der Bühne. Als Landgraf und als König Heinrich liess Dr. Schmid seine wundervolle Basstimme ertönen.

Vortreffliche Capellmeister von feinster musikalischer Bildung waren in dieser Periode Heinrich Esser (1847—1869) und Karl Eckert (1854—1860), neben welchen auch noch H. Proch fungirte.

Mit dem neuen Director Julius Cornet traten 1853 drei vorzügliche neue Kräfte gleich in der ersten Vorstellung (»Wilhelm Tell«) in Thätigkeit: der genannte Bariton Beck, der Tenorist Steger (recte Stasic) und die dramatische Sängerin Therese Tietjens, welche später in London die Höhe ihrer Kunst und ihrer Berühmtheit erreichte.

Die Italienische Opernsaison, früher ein Stolz der Wiener, war von der Märzbewegung weggeblasen worden — aber nicht für immer. Vom April 1848 bis zum Frühling 1851 gastirte keine italienische Gesellschaft im Kärntnerthortheater; wohl aber in den folgenden neun Jahren 1851—1859. So lange man über interessante italienische Opernnovitäten und über eine Gesellschaft vorzüglicher italienischer Sänger verfügt, ist gegen eine kurze welsche Saison kaum Erhebliches einzuwenden. Italienische Opern werden ohne Frage besser von Italienern als von Deutschen gesungen; sie finden ihren angemesseneren Platz in einem italienischen Ausnahms-Repertoire, als in dem regelmässigen deutschen. Wirklich ausgezeichnete italienische Sänger bieten dem Publicum einen nicht alltäglichen Genuss und unsere deutschen Sänger können gar viel von ihnen lernen. Diese Bedingungen fanden sich zum grossen Theil vereinigt in den von Merelli geleiteten italienischen Vorstellungen (1851 bis 1859). Namhafte Opernnovitäten lieferte allerdings, seit Bellini's und

Donizetti's Tod, nur Verdi. Er war und blieb der Regent aller italienischen Saisons, die seit 1848 in Wien stattgefunden haben. In den fünfziger Jahren wurden von seinen Opern zum erstenmale (italienisch) gegeben: »Il Trovatore«, »La Traviata«, »Rigoletto«, »Aroldo«, »Attila«, »Giovanna d'Arco«, »Louisa Miller«, »I Masnadieri«. Davon haben nur die drei erstgenannten sich bis auf den heutigen Tag, auch im deutschen Repertoire, erhalten. Alle übrigen Novitäten dieser Periode — Pacini's »Elisa Valasco«, Donizetti's »Paolina e Poliuto«, Ricci's »Paniere d'amore« — erlebten keine zweite Saison.

Sehr werthvoll waren hingegen die Aufführungen der Mozartschen Opern »Don Giovanni«, »Nozze di Figaro« und »Cosi fan tutte«, in der Ursprache durch die vortrefflichen Sängerinnen: Medori, Marray, Borghi-Mamo, Demeric, Lotti — und die Sänger: Debassini, Graziani, Mirate, Angelini, Carrion, Scalese und Bettini. In den wichtigsten Rollen waren diese italienischen Mozartaufführungen den gleichzeitigen deutschen überlegen.

Zweite Periode: 1860—1870.

Nach dem Abgange des Directors Eckert, welcher einem Rufe nach Stuttgart folgte, übernahm ein Triumvirat (Kapellmeister Esser, Regisseur Schober, Secretär Steinhauser) provisorisch die Direction vom 1. September 1860 bis 1. März 1861. Da wurde Matteo Salvi zum Director ernannt. Er hatte zuvor eine italienische Saison im Theater an der Wien mit Glück geleitet. Das war allerdings ein unzureichender Rechtstitel für den Directorsposten einer deutschen Hofbühne. Salvi besass nur Erfahrungen im Bereiche der italienischen Oper und sprach obendrein sehr unvollkommen deutsch. Diese Mängel zeigten bald bedenkliche Resultate und veranlassten die Hofbehörde, dem Director Salvi einen »Artistischen Beirath« an die Seite zu geben, welche aus dem Advocaten Dr. L. v. Sonnleithner, den Capellmeistern Esser und Dessof, dem ökonomischen Secretär Steinhauser und dem Professor Ed. Hanslick bestand. Dieser Beirath überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit eines solchen vielköpfigen Regiments und eines gedeihlichen Zusammenwirkens mit Salvi und gab seine Demission. Salvi blieb nunmehr unbeschränkter Director bis 1867, in welchem Jahre Franz Dingelstedt ihm folgte. Dingelstedt, der nicht nur als geistvoller Schriftsteller und Kritiker, sondern auch als Theaterdirector in Weimar und München sich längst einen bedeutenden

Namen gemacht, erwarb sich auch um die Wiener Oper grosse Verdienste. Er hat insbesondere in der Ausrüstung des neuen Opernhauses Ausserordentliches geleistet. Er blieb Director bis 1871, wo er die Leitung des Burgtheaters übernahm.

Ueberblicken wir den Zuwachs an Novitäten in dem Jahrzehent 1860—1870, so finden wir als besonders bemerkenswerth zwei neue Opern von Meyerbeer und zwei von Gounod.

Meyerbeer's »Dinorah« (mit der Coloratursängerin Murska in der Titelrolle) wurde 1865, eine nachgelassene Oper: »Die Afrikanerin« 1866 zum erstenmale gegeben. Als Selica machte eine junge Wiener Sängerin Caroline Bettelheim Sensation. Sie ist bis zu ihrer Verheiratung (1867) ein Schmuck der Bühne und Liebling des Publicums geblieben.

Charles Gounod, in Deutschland noch kaum dem Namen nach bekannt, nahm mit seiner Oper »Faust« sofort eine hervorragende und feste Stelle in dem Wiener Repertoire ein. »Faust« wurde (unter dem Titel »Margarethe«) 1862 zum erstenmale gegeben; musterhaft ausgeführt von der Dustmann (Gretchen), Bettelheim (Martha), von Ander (Faust) und Schmid (Mephisto). Im Jahre 1868 folgte, bereits von Dingelstedt scenirt, Gounod's »Romeo«. Der Componist dirigirte selbst die ersten drei Vorstellungen. Im selben Jahre mit »Romeo« erschien noch eine zweite französische Oper, der gleichfalls ein grosser Erfolg und eine lang andauernde Herrschaft beschieden war: »Mignon« von Ambroise Thomas. Bald gab es keine jugendliche dramatische Sängerin mehr, die sich nicht als »Gretchen« und »Mignon« zuerst dem Publicum vorstellen wollte. Wien besass eine unvergleichliche Mignon in Frl. Bertha Ehnn, einer talentvollen und sympathischen Tochter Steiermarks, die kurz vorher (1868) engagirt worden war. Ihr stand in Gustav Walter ein ebenso trefflicher »Wilhelm Meister« zur Seite. Walter, der schon neben Ander grosse Erfolge errungen hatte, wurde nach dem Abgange desselben noch werthvoller für die Oper, der er durch fünfundzwanzig Jahre mit Auszeichnung angehört hat. Als musterhafter Liedersänger wirkt Walter in Concerten noch heute mit gleichem Erfolge.

Ausser den oben genannten, besonders erfolgreichen Opern sind als Novitäten des Decenniums 1860—1870 noch zu nennen: »Die Kinder der Haide« von Rubinstein, »Lalla Rookh« von Felicien David, »Wanda« von F. Doppler, »Das Glöckchen des Eremiten« von Maillart, »Der Waffenschmied« von Lortzing

(bereits 1846 im Theater an der Wien gegeben), endlich die bishin nur aus Concertaufführungen bekannte reizende kleine Oper von Franz Schubert: »Die Verschworenen« oder: »Der häusliche Krieg«.

Zu den früheren Dirigenten kam 1860 eine junge tüchtige Kraft hinzu: Otto Dessoff, welcher durch eine Reihe von Jahren der Oper wie dem Concertwesen in Wien die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Das Sängerpersonal zählte zu Ende dieses Decenniums zu seinen hervorragendsten Mitgliedern die Damen: Dustmann, Bettelheim, Wilt, Gindele, Rabatinsky, Ehnn; die Herren: Walter, Adams, Bignio, Beck, Rokitansky, Schmidt, Mayerhofer.

Im Mai 1861 kam Richard Wagner nach Wien und hörte hier zum erstenmale seine Oper »Lohengrin«. Im December 1862 und Jänner 1863 gab er auch im Wiedener Theater mehrere Concerte, welche das Publicum zuerst mit Fragmenten aus »Meistersinger« und »Tristan und Isolde« bekannt machten.

Im Jahre 1862 wurde im Hofoperntheater die französische Normalstimmung eingeführt.

In das letzte Jahr dieses Decenniums fällt eines der wichtigsten Ereignisse in unserem Theaterleben: die Eröffnung des prachtvollen Neuen Opernhauses. Als architektonisches Kunstwerk wird dieser Bau an einer anderen Stelle dieses Buches seine Würdigung finden. Hier ist nur hervorzuheben, dass jetzt erst grosse Opern mit der einer Kaiserstadt entsprechenden musikalischen und decorativen Ausstattung gegeben werden konnten, auf einer breiten und tiefen, mit allen modernen Hilfsmitteln reichlich versehenen Bühne. Das neue Opernhaus wurde unter Dingelstedt's Direction am 25. Mai 1869 mit Mozart's »Don Juan« eröffnet. Durch mehrere Monate fanden noch abwechselnd Vorstellungen im neuen und alten Opernhause statt, welch' letzteres sich für kleinere Spielopern besser eignete. Vom 1. September 1875 an wurde ausschliesslich im neuen Hause gespielt; das alte verfiel dem Schicksal der Demolirung.

Da Director Dingelstedt zwar ein eminenter Dramaturg, aber nicht selbst musikalisch war, wurde ihm der kurz zuvor zum Hofcapellmeister ernannte Johann Herbeck als »musikalischer Beirath« an die Seite gegeben. Die wichtigste Thätigkeit dieses ausgezeichneten Musikers fällt in das folgende Decennium.

Die italienischen Opernsaisons hatten, wie erwähnt, im Hofoperntheater aufgehört. Dafür versammelte Matteo Salvi (der nachmalige Director des Hofoperntheaters) im Theater an der Wien

im Jahre 1860 eine gute italienische Gesellschaft zu einer Reihe von sehr besuchten Vorstellungen. Emmy La Grua, eine vortreffliche Norma, die graziöse Charton-Demeur; der sympathische Tenor Graziani, der stimmgewaltige Bariton Beneventano, endlich der vortreffliche Bassist Rokitansky bildeten ein vorzügliches Ensemble. Rokitansky war für Wien eine neue, sehr folgenreiche Bekanntschaft: er wurde für die Hofoper engagirt, welcher er seither als eine ihrer festesten Stützen angehört.

Im Jahre 1863 bemächtigte sich die italienische Oper des Carltheaters; Adelina Patti gab dort mit einer guten Truppe, in welcher besonders der Tenor Carrion und der Bassbuffo Zucchini sich hervorthaten, eine Reihe von Vorstellungen, deren jede das Haus füllte. Es war das erste Erscheinen der jungen Sängerin in Wien, wo sie auch später stets eine begeisterte Aufnahme finden sollte.

Die grosse Anziehungskraft, welche nach einander Salvi's italienische Gesellschaft im Wiedener Theater und die Patti im Carltheater ausübten, bewies, dass der Geschmack für die italienische Oper in Wien keineswegs erstorben war. Diese Wahrnehmung bestimmte Salvi (der ja ohnehin seinen italienischen Erfolgen die Ernennung zum Hofopern-Director verdankt hatte), auch im Hofoperntheater wieder die frühere Sitte einzuführen. Es fanden daselbst im Jahre 1864 und 1865 (jedesmal vom 1. April bis letzten Mai) wieder italienische Stagiones statt. Sie brachten an Novitäten: »Il ballo in Maschera« und »La forza del destino« von Verdi; Donizetti's »Favorita« und Pedrotti's komische Oper »Tutti in Maschera«. Die vorzüglichsten Kräfte waren die Sängerinnen Desirée Artôt und Madame Barbôt, die Sänger Everardi, Graziani, Mongini und Angelini.

Die treffliche Artôt gastirte hierauf in deutscher Sprache im Hofoperntheater, eine der vollkommensten Sängerinnen der Margarethe (in Gounod's »Faust«) und der Angela (im »Schwarzen Domino« von Auber). Auch das Gastspiel des berühmten Tenoristen Albert Niemann (1868) ist als hervorragend zu erwähnen.

Dritte Periode: 1870—1880.

Drei Directoren folgten einander in diesem Jahrzehent: zuerst Dingelstedt. Nicht lange konnte er die Früchte der Anstrengungen geniessen, die er für die Installirung des neuen Opernhauses gemacht. 1871 ward ihm die Leitung des Burgtheaters anvertraut;

sein bisheriger »musikalischer Beirath« Johann Herbeck übernahm die Direction der Oper und führte sie bis 1875, wo er auf sein Ansuchen pensionirt wurde. Seine Verdienste um die Oper, die er nach idealeren Anschauungen zu leiten bestrebt war, sind unleugbar; sie werden nun von Herbeck's Erfolgen als Concertdirigent übertroffen, von denen weiter die Rede sein wird. Herbeck's Nachfolger wurde Franz Jauner, der sehr erfolgreich als Schauspieler und Director durch mehrere Jahre am Carltheater gewirkt hatte. Er zeigte sich auch an der Spitze der Oper ungemein rührig und gewandt und hat mehr als einer seiner Vorgänger für Abwechslung im Repertoire gesorgt, durch zahlreiche Novitäten und besonders durch interessante Gastspiele. Seine Direction währte bis 1881.

Der weitaus mächtigste Factor in dem Repertoire von 1870 bis 1880 war Richard Wagner. Zu den sehr häufigen Wiederholungen von »Tannhäuser«, Lohengrin« und »Fliegender Holländer« gesellten sich nicht weniger als sechs neue Opern Wagner's. Zuerst kamen die »Meistersinger« (1870) und »Rienzi« (1871) noch unter Dingelstedt. Dann unter Jauner in rascher Folge die vier Theile des Nibelungenringes: »Rheingold«, »Walküre«, »Siegfried« und »Götterdämmerung« (1877 bis 1879). Frau Amalie Friedrich-Materna, zuvor schon als Valentine und Selica gefeiert, erntete 1876 in Bayreuth unter R. Wagner noch ungleich stärkere Erfolge von grosser Tragweite. Sie wurde das Musterbild aller »Brunhilden«. Zwei neugewonnene Sänger, der Bassist Scaria als Wotan und etwas später der Heldentenor Winkelmann als Siegfried vervollständigten die Wirkung, welche die Wagner'sche Trilogie in der trefflich scenirten Wiener Aufführung machte. Im Jahre 1875 brachte R. Wagner persönlich ein regeres Leben in die Aufführungen seiner Opern, indem er den »Tannhäuser« in der späteren (Pariser) Umarbeitung und den »Lohengrin« unverkürzt auf die Bühne brachte.

Neben diesen Wagner'schen Opern hatten nur wenige in diesem Decennium aufgeführte Novitäten einen grossen und anhaltenden Erfolg. Am meisten war dies der Fall mit Bizet's »Carmen«, welche durch Jauner nach Wien und überhaupt zuerst auf deutschen Boden verpflanzt ward (1875). Unter Herbeck haben Verdi's »Aida«, Goldmark's »Königin von Saba« und »Die bezähmte Widerspänstige« von Hermann Goetz bedeutend und nachhaltig gewirkt. Herbeck hat sich um die ernstere Musik auch ein Verdienst erworben durch Aufführung von Schumann's Oper »Genovefa« und Byron's Drama »Manfred« mit der Schumann'schen Musik, die früher nur durch

Concertaufführungen bekannt gewesen. Schliesslich wären noch von Novitäten dieser Periode zu nennen: »Hamlet« von Ambroise Thomas, »Die Folkunger« von Kretschmar, »Das goldene Kreuz« und »Der Landfriede« von Ignaz Brüll, »Die Makkabäer« von Rubinstein und »Philemon und Baucis« von Gounod.

Zu den bereits erwähnten werthvollen Acquisitionen (Materna, Scaria, Winkelmann) traten noch hinzu: der lyrische Tenor Georg Müller, die graziöse Coloratursängerin Minnie Hauck und ihre nicht minder anmuthige Nachfolgerin Emilie Tagliana; endlich Frau Kupfer-Berger, welche die meisten Rollen der Dustmann übernahm. Als neu engagirter Capellmeister nach Pensionirung Esser's und Proch's bewährte sich Wilhelm Gericke (von 1874 bis 1884). Im Frühling 1872 entzückte Adelina Patti wieder das Publicum im Theater an der Wien, wo sie mit einer von Merelli geleiteten, ziemlich untergeordneten Gesellschaft eine Reihe von Opernabenden gab.

Im Hofoperntheater waren italienische Operngesellschaften in der Zeit von 1870 bis 1876 nicht erschienen. Umso glänzender gestaltete sich die von Jauner veranstaltete italienische Saison von 1876, mit Adelina Patti, Pauline Lucca, dem Tenor Masini u. A.

Es folgten 1878 ebenso interessante italienische Vorstellungen mit Christine Nilsson und dem Bariton Faure (beide die vollkommensten Verkörperungen von Ophelia und Hamlet in der Oper von A. Thomas).

Die ganzen Jahre hindurch übten die Bequemlichkeit und Eleganz des neuen Opernhauses die gleiche Anziehungskraft auf die Besucher. Diese fühlten selbst bei unvollkommenen Vorstellungen sich einigermassen entschädigt durch den Comfort und die vornehme Pracht des Saales.

Mit der Eröffnung des neuen Hofoperntheaters 1869 besass Wien eines der prächtigsten Schauspielhäuser in Europa. Unvergleichlich für die Aufführung reichausgestatteter grosser Opern, hat der imposante Bau ein einziges Bedenken und Bedauern alsbald hervorgerufen: dass hier der komischen und Spieloper die Lebensluft fehlen werde; dass sie in diesen weiten Räumen wirkungslos verflüchtigen müsse, wie eine zu zarte Stimme, ein zu feines Gesicht. Diese Besorgniss erwies sich nur zu bald gerechtfertigt. Anfangs hielt man sich die Spieloper gänzlich vom Leibe, man hatte vollauf zu thun mit der grossen Oper. Dann griff man zu dem Auskunftsmittel, an einem bis zwei Abenden der Woche im alten Kärntnerthor-

Theater das kleine Repertoire zu spielen. Dem Publicum waren seine heiteren Lieblingsopern bereits empfindlich abgegangen und wer eine Zeit lang an dem Schaugepränge und den Masseneffecten der grossen Opern von Meyerbeer, Halévy, Wagner, Verdi sich schwelgerisch ersättigt hatte, der kehrte nun noch einmal so gerne zu dem kleinen, alten Theater zurück und erfreute sich an »Fra Diavolo«, der »Weissen Frau«, dem »Freischütz«, »Czar und Zimmermann« u. s. w. Die zeitweilige Benützung des alten Kärntnerthor-Theaters für einige der beliebteren Spielopern war jedoch von kurzer Dauer. Die Demolirung desselben wurde angeordnet. So blieb denn auch für die Spielopern das neue Opernhaus die einzige Stätte. Es brachte deren einige, aber mit sehr unzureichendem Erfolg. Der intime Reiz dieser feinen Genrebilder von Boïeldieu, Auber etc. ging verloren in den weiten Hallen. Das Publicum fühlte sich nicht heimisch dabei. Da begann allmälig die Ueberzeugung zu dämmern, dass in Wien eine eigene Unternehmung für die komische Oper noththue. In dem Masse, als Wien — das über Nacht zur Weltstadt aufgeblühte — sich nach allen Dimensionen vergrösserte, musste ein zweites kleines Opernhaus Bedürfniss werden. So thaten sich denn einige kunstsinnige und geschäftskundige Männer zusammen, bildeten eine Actiengesellschaft und bauten ein neues Theater auf dem Schottenring, das sie (entsprechend der französischen Opéra comique) »Komische Oper« nannten.

Die »Komische Oper« wurde unter der Direction des ausgezeichneten Gesangskomikers Albin Swoboda am 17. Jänner 1874 mit Rossini's »Barbier von Sevilla« eröffnet. Die Façade des schönen Hauses am Schottenring war festlich beleuchtet und der elegante, ganz in sanftes Gold getauchte Zuschauerraum versetzte das Publicum in die allerbeste Stimmung. Der für 18—1900 Zuschauer berechnete Saal hatte gerade die rechte Grösse für Aufnahme des musikalischen Lustspieles. Minnie Hauck, früher eine Zierde des Hofoperntheaters, sang die Rosine mit ebensoviel Bravour als Grazie; Anton Erl (ein Sohn des alten Josef Erl und trefflicher Coloratur-Tenor) den Almaviva; der stattliche Bariton Hermany den Figaro; Hölzl, der beliebte Bassbuffo, den Don Bartolo. Der Erfolg dieses Eröffnungsabends versprach das beste Gedeihen der »Komischen Oper«. Leider ging es bald abwärts mit den Vorstellungen; viele ungenügende Engagements und Gastspiele folgten einander und das Repertoire bestand nur als alten, vom Kärntnerthor-Theater her längst bekannten Opern. Director Swoboda brachte während seiner viermonatlichen Directions-

thätigkeit, mit Ausnahme einer einactigen Kleinigkeit, keine einzige Novität. Hand in Hand mit artistischen Fehlgriffen gingen finanzielle und zwangen Swoboda, seine Entlassung zu nehmen. Ein aus dem Verwaltungsrath der »Komischen Oper« unter dem Präsidium des kunstsinnigen Grafen Albrecht Wickenburg gebildetes Comité führte provisorisch die Direction und konnte wenigstens einer glücklichen Leistung sich rühmen, nämlich der vortrefflichen Aufführung von Délibes' in Wien noch unbekannten Oper: »Der König hat's gesagt«. Nun folgten einander rasch die Directoren Hasemann, Hirsch, Rosenfeld, vermochten aber den Zusammensturz der so freudig begrüssten »Komischen Oper« nicht mehr aufzuhalten. Vereinzelte Glanzpunkte brachten noch die Gastvorstellungen von Adelina Patti und Pauline Lucca in das sich immer düsterer färbende Bild.

Nachdem das Haus eine Zeit lang leer gestanden, brachte es Franz Jauner (der eben seinen Directorposten am Hofoperntheater niedergelegt hatte) an sich, liess es renoviren und eröffnete es 1880 unter dem Titel »Ringtheater«. Es sollte hauptsächlich das Volksstück und das Lustspiel pflegen, brachte aber doch eine interessante Opernvorstellung: Offenbach's nachgelassene Oper »Hoffmann's Erzählungen« (am 7. December 1881). Die erste Vorstellung dieser Oper war auch die letzte. Am nächsten Tage vernichtete eine furchtbare Feuersbrunst das »Ringtheater« und leider zugleich eine grosse Anzahl Menschenleben.

Vierte Periode: 1880—1888.

Gleich das erste Jahr dieses Decenniums brachte einen Directionswechsel: Franz Jauner verliess das Hofoperntheater, um bald darauf die Direction des »Ringtheaters« (früher »Komische Oper« genannt) zu übernehmen. Am Schlusse seiner Directionszeit (in der ersten Hälfte des Jahres 1880) brachte Jauner noch eine Novität »Paul und Virginie« von Massé zur Aufführung und veranstaltete eine festliche »Mozartwoche«, in welcher die Opern Mozart's vom »Idomeneo« bis zum »Titus« als Cyklus vor uns vorübergingen. Weder mit dem Datum von Mozart's Geburt (1756) noch von Mozart's Tode (1791) hing dieser Cyklus zusammen. Aber es handelte sich doch um ein hundertjähriges Jubiläum seltenster Art: das der Mozart'schen Opern. Vor einem Jahrhundert zog Mozart zu bleibendem Aufenthalte nach Wien und schuf in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren (1781 bis 1791) die unbegreifliche Fülle seiner Tondichtungen. Am wich-

tigsten wurde dieses Wiener Decennium (das letzte von Mozart's Erdenwallen) für die Oper. Am Wiener Operntheater war es daher, diese unvergleichliche dramatische Wirksamkeit Mozart's in einem Gesammtbilde zu feiern. Das Publicum folgte diesem Cyklus mit Andacht und Begeisterung, die heimischen Künstler leisteten ihr Bestes: Frau Materna als Donna Anna, Electra und Sixtus, Frau Ehnn als Vitellia und Page Cherubin, Frl. Bianchi als Susanne und Constanze; Beck als Don Juan und Almaviva, Walter als Fernando, Tamino und Titus, Müller als Belmonte, Idamante und Ottavio, Scaria als Leporello und Figaro, Rokitansky als Sarastro, Mayerhofer als Papageno. Von berühmten fremden Gästen haben Pauline Lucca und Clementine Schuch-Proska den Mozartcyklus durch ihre Mitwirkung verschönert.

Jauner's Nachfolger wurde Wilhelm Jahn, welchem seine Thätigkeit am Wiesbadener Hoftheater den Ruf eines eminenten Dirigenten und Opernregisseurs verschafft hatte.

Director Jahn richtete anfangs sein Augenmerk weniger auf Novitäten — die ja immer spärlicher flossen — als auf die Wiederbelebung guter älterer Opern. Er setzte Cherubini's »Medea«, Spontini's »Vestalin«, Gluck's »Orpheus«, »Alceste« und dessen kleine komische Oper »Der betrogene Kadi«, Lortzing's »Undine«, Weber's »Oberon« (mit den neuen Recitativen von Wüllner), Halévy's »Blitz« neu in Scene. Marschner's berühmte Oper »Der Vampyr«, welche seltsamer Weise nie in Wien gegeben war, erschien ein halbes Jahrhundert verspätet und machte (mit Reichmann in der Titelrolle) grossen Eindruck. Eine ähnliche Novität war auch Franz Schubert's romantische Oper »Alfons und Estrella«, welche (1823 componirt) jetzt zum ersten Male auf der Bühne lebendig wurde. An neuen Opern erschienen unter Jahn's Direction: »Jean de Nivelles« von Délibes (dem graziösen Componisten der oft gegebenen Ballete »Coppelia« und »Sylvia«); »Simon Boccanegra« von Verdi; »Mephistopheles« von Boito; »Das Mädchen von Perth« von Bizet; »Gioconda« von Ponchielli; »Der Tribut von Zamora« von Gounod; »Der Cid« von Massenet; endlich (1888) »Otello« von Verdi. Diesen Werken französischer und italienischer Componisten schlossen sich als deutsche Opernnovitäten an: »Tristan und Isolde« von Richard Wagner; »Nero« von Rubinstein; »Der Trompeter von Säkkingen« von Nessler; »Merlin« von Goldmark; endlich mit geringerem Erfolg »Marffa« von Joh. Hager, »Das Andreasfest« von Gramann und »Muzzedin« von Bachrich.

Am 29. October 1887 waren es hundert Jahre, dass die erste Aufführung von Mozart's »Don Juan« in Prag stattgefunden hatte. Dieses Jubiläum, auf allen Opernbühnen gefeiert, ist auch in Wien mit einer ganz neuscenirten Vorstellung des »Don Juan« festlich begangen worden. Ein zweiter wichtiger Gedenktag fiel in dasselbe Jahr 1887: die hundertste Wiederkehr von Gluck's Todestag (15. November 1787). Dieser Gedenktag konnte, verschiedener Hindernisse wegen, nicht durch eine Opernvorstellung gefeiert werden; man musste sich mit einer Concertaufführung der »Alceste« begnügen, welche (mit Frau Materna und Herrn Winkelmann in den Hauptrollen) weihevoll gesungen und andächtig gehört wurde.

Der Abgang so bedeutender Künstler wie Beck, Walter und Frau Ehnn war empfindlich. Dafür hatte das Hofoperntheater Glück mit einigen vorzüglichen neuen Acquisitionen: der Heldentenor Winkelmann aus Hamburg, der Bariton Reichmann aus München errangen schnell die dauernde Gunst des Wiener Publicums. Auch das Engagement des Bassisten Reichenberg und des Spieltenors Fritz Schrödter erwies sich als sehr vortheilhaft. Eine Reihe neu eintretender Sängerinnen vervollständigte das lückenhaft gewordene Personal: Bianca Bianchi, Hermine Braga, Rosa Papier, Marie Lehmann, Antonie Schläger, Katharina v. Naday, Lola Beeth.

Das treffliche Orchester wurde theils vom Director Jahn selbst dirigirt, theils von den Capellmeistern Hans Richter, J. N. Fuchs und Gericke, welch Letzerer 1885 einem vortheilhaften Rufe als Concertdirector nach Boston folgte.

Die oberste Leitung der Hoftheater erfuhr eine Aenderung, indem im Jahre 1880 die eine Zeit lang aufgehobene Stelle eines General-Intendanten wieder neu activirt und dem ehemaligen Minister Leopold Freiherrn v. Hofmann verliehen wurde. Hofmann, der durch rastlose Thätigkeit, lebhaftes Theaterinteresse und persönliche Liebenswürdigkeit sich auszeichnete, bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode, 1885. »Mit der Leitung der General-Intendanz betraut« wurde dann der Gouverneur der Bodencreditanstalt, Freiherr Joseph v. Bezecny.

Eine einzige kurze und keineswegs sehr erfolgreiche italienische Saison fand unter Jahn's Regime, 1884, statt; das Gastspiel des Tenoristen Mierzwinski und die erste Aufführung der Ponchiellischen Oper »Gioconda« bildeten darin die einzigen bemerkenswerthen Momente.

II.

CONCERTWESEN.

Einleitung.

Das vormärzliche Concertwesen Wiens war der Reform weit mehr bedürftig, als die Oper, welche wenigstens des äusseren Glanzes nicht entbehrte. Auf die Herrschaft des Virtuosenthums war Uebersättigung gefolgt. Das Publicum war nicht blos an den erstaunlichen Bravourleistungen, es war auch an seinem eigenen Enthusiasmus satt und müde geworden. Der Taumel, in dem man ein Jahrzehent lang geschwelgt, die Liszt-, Thalberg-, Milanollo-, Willmers-, Ernst-, Servais-Schwärmerei war nicht länger fortzusetzen; man hatte sich ausgegeben. Die Zahl der Concerte war in den vierziger Jahren sehr gestiegen; man hörte 120 bis 130 Concerte in der Saison. Die meisten waren Virtuosenconcerte, dann Wohlthätigkeitsakademien, in welchen gleichfalls Virtuosen die Hauptrolle spielten. Der an dem Virtuosenthum übersättigte ernstere Musikfreund konnte andererseits an dem übrigen Musikleben der vormärzlichen Epoche wenig Genuss und Ersatz finden. Das Unzureichende der von Dilettanten geleiteten und ausgeführten »Gesellschaftsconcerte« und »Spirituelconcerte« war längst allen Blicken klar geworden. Die glänzende vorübergehende Erscheinung von Otto Nicolai's »Philharmonischen Concerten« hatte dies Dunkel durch den Gegensatz noch fühlbarer gemacht. Die »Tonkünstler-Witwen- und Waisen-Societät« war in den »Jahreszeiten« und der »Schöpfung«, die sie in dem musikfeindlichen »Burgtheater« seit 50 Jahren immer nachlässiger abspielte, völlig eingefroren. Von den neueren geistvollen Componisten Deutschlands nahm man keine Notiz: Schumann, Gade, Hiller, Carl Löwe, Robert Franz, Richard Wagner waren so gut wie unbekannte Namen. Selbst Mendelssohn hatte in Wien sehr spät Eingang gefunden; sein »Paulus« war in den kleinsten Städten Deutschlands, er war in Amerika früher aufgeführt worden, als in Wien und hier ward er kühl aufgenommen. Die Abgeschlossenheit von Deutschland, ja die misstrauische Abneigung gegen dasselbe zeigte sich offen auch in unseren musikalischen Verhältnissen. In Wien fehlte ein Element, das in den Jahren 1834 bis 1846 ein wichtiger Factor für das Prager Musikleben wurde: der von Leipzig herüberwirkende frische Geist, den Mendelssohn in die Gewandhaus-Concerte gebracht. Prag war in

der Kenntniss und Pflege guter, insbesondere neuerer Musik der Residenz entschieden voraus. Allmälig wurde es den ernsteren Musikfreuden Wiens unbehaglich in dieser verweichlichenden Atmosphäre. Ein Umschwung bereitete sich vor, aber die Märzrevolution, die verheerend wie eine Naturgewalt gewirkt hatte, brachte vorläufig jede Musik zum Schweigen. Als endlich, hart an der Schwelle des Jahres 1849, die Musiker sich zusammenthaten, um Vergangenheit und Zukunft sich klar zu machen, da war schwere Einbusse zu heilen und wenig Gutes in Aussicht. Die philharmonischen und Spirituelconcerte, sowie die einzige Musikzeitung waren eingegangen und es drohte dieselbe Gefahr der Gesellschaft der Musikfreunde und ihrem Conservatorium.

1. Die Gesellschaft der Musikfreunde.

Nach den Märzereignissen hatten viele unterstützende Mitglieder der Gesellschaft der Musikfreunde ihre Beiträge zurückgezogen, viele hatten Wien für unbestimmte Zeit verlassen; auf den Eintritt neuer Mitglieder war auf lange hinaus nicht zu hoffen. Die Gesellschaft sah sich in so peinlicher Bedrängniss, dass sie ihr Conservatorium vorläufig aufliess und dem gesammten Lehrpersonal kündigte. Die Lehrer und die Schüler erliessen einen dringenden »Hilferuf« an das Unterrichts-Ministerium; das Lehrpersonal brachte sogar das lobenswerthe Opfer, im Wintersemester 1848/49 den Unterricht unentgeltlich fortzusetzen. Einige Zeit lang erschienen die Verhältnisse desperat; schliesslich gelang es doch, von der Regierung, der Commune und hervorragendsten Protectoren die Sicherung seines Fortbestandes zu erlangen. Die »Gesellschaftsconcerte« wurden im Jänner 1849 wieder aufgenommen, aber in kleinlicher, zaghafter Weise und unter dem Drucke allgemeiner Theilnamslosigkeit. Die »Gesellschaft« hat die Benützung des grossen Redoutensaals eingebüsst und musste ihre Concerte von Anfang 1849 bis Ende 1851 in dem längst unzureichend gewordenen Saal »unter den Tuchlauben« geben.

Es fehlte eine energische Hand im administrativen wie im artistischen Theil. Grutsch, Georg Hellmesberger d. Ä., Preyer, Barth stellten sich abwechselnd ans Dirigentenpult, ohne dem zerfahrenen und ermatteten Körper neues Leben einhauchen zu können. Noch im October 1850 konnte der Staatsrath Vesque v. Püttlingen (Hoven) in einem Aufsatz »Ueber die Gründung eines österreichischen Conservatoriums von Staatswegen« aussprechen: »Die Gesellschaft

der Musikfreunde ringt mit ihrer Auflösung.« Die Gründung eines österreichischen Conservatoriums von Staatswegen blieb ein schöner Traum. Aber allmälig erhob sich doch die Gesellschaft der Musikfreunde wieder von ihrer Niederlage. Eine neue energische Direction wurde gewählt, welche glücklich den Redoutensaal für ihre Concerte zurückeroberte. Dem unseligen Dirigentenwechsel wurde ein Ende gemacht durch die Ernennung Josef Hellmesberger's zum »artistischen Director« (dieser Titel erscheint hier zum ersten Mal). Mit dem ersten von Josef Hellmesberger im grossen Redoutensaale dirigirten Concert, also vom 30. November 1851, kann man die factische Wiederbelebung der »Gesellschaft der Musikfreunde« datiren. Jung, talentvoll und ehrgeizig, wie er war, hatte Hellmesberger, bisher nur als vorzüglicher Geiger bekannt, sich der neuen Aufgabe mit Eifer hingegeben. Die Programme entwarf er aus künstlerischem und modernem Gesichtspunkte. Aus dem Orchester verbannte er die Dilettanten und besetzte ihre Pulte mit Künstlern vom Fach. Was Hellmesberger im Wege stand, war zunächst seine Jugend und Unerfahrenheit, sodann eine fast weibliche Nervosität, Weichheit und Unselbständigkeit in der Auffassung und Leitung fremder Tonwerke. Er ist neun Jahre später von dem energischeren Herbeck weit überflügelt worden, dessen grösseres Dirigententalent allerdings bereits günstigere Verhältnisse vorfand. Unter Hellmesberger standen die Finanzen der »Gesellschaft« so ungünstig, dass das Veranstalten zahlreicher oder auch nur hinreichender Proben unerschwinglich war. So waren denn vollkommen ausgefeilte Aufführungen in den ersten Jahren kaum möglich. Dagegen zeigten die Programme sofort eine vorgeschrittene künstlerische Anschauung.

Der ganze einst so beliebte Flitterkram von italienischen Arien, Divertissements, Bravourvariationen u. dgl. wurde gebührend hinausgeworfen. Das erste Concert, das Hellmesberger (noch vor seiner definitiven Ernennung, also probeweise) dirigirte, wurde, für die neue Richtung bezeichnend, mit Schubert's grosser C-dur-Symphonie eröffnet, welche man in Wien seit einem missglückten und missverstandenen Versuch ad acta gelegt hatte. Es folgten in den nächsten Concerten (1851 bis 1858) Novitäten von Sterndale-Benett, Gade, Mendelssohn, Schumann, Rietz, Reinecke, Rubinstein, Liszt u. A. Mendelssohn wurde eifrig cultivirt und das Reich Beethoven's erweitert.

Die neunte Symphonie war bis dahin ein sehr seltener Gast in Wien gewesen. Es ging anfangs mit der Einführung neuer,

moderner Elemente noch langsam und schwierig. Die Majorität des Publicums war entschieden ungünstig dagegen gestimmt und wollte nur Haydn, Mozart, Beethoven gelten lassen. So kam es, dass die Direction der Gesellschaftsconcerte sehr lange mit Schumann zögerte; bis tief ins Jahr 1854 hatte die Gesellschaft der Musikfreunde noch kein Werk dieses genialen, seit nahezu 20 Jahren in Deutschland hochangesehenen Meisters zur Aufführung gebracht! Am 3. December 1854 wagte man endlich ein Schumann'sches Orchesterwerk: die C-dur-Symphonie. Die Aufführung war entschieden verfehlt, die Aufnahme lau. Erst einige Jahre später hat die D-moll-Symphonie und das Clavierconcert das Eis völlig gebrochen; das Publicum hatte Schumann verstehen und lieben gelernt und mochte ihn nicht mehr entbehren.

Die »Gesellschaftsconcerte« standen in nachmärzlicher Zeit durch mehrere Jahre ohne Rivalen da; mit Ausnahme zweier ganz vereinzelter »Philharmonischen-Concerte«, eines von Reulig, das andere von Proch dirigirt (1849 und 1850), waren die vier Gesellschaftsconcerte bis 1854 die einzigen grossen Orchesterproductionen, die Wien zu hören bekam.

Zwei Neuschöpfungen der Gesellschaft der Musikfreunde gewannen dauernden Bestand: der Singverein und der Orchesterverein. Beide bilden merkwürdige Wahrzeichen für den neuen Charakter dieser Periode: sie kennzeichnen die gänzlich veränderte Stellung der Fachmusiker gegen die Dilettanten. Das Liebhaberthum, »die organisirte Dilettantenschaft«, war die herrschende Macht im vormärzlichen Concertwesen; sie ging als solche zu Grunde an ihrem Unvermögen, den gesteigerten künstlerischen Anforderungen zu genügen. Im Gegensatze dazu ist die Vereinigung der Künstler das charakteristische Moment in den grossen Concertinstituten des nachmärzlichen Wien. Unsere stabilen Concertinstitute, die »Philharmonischen« und die »Gesellschaftsconcerte«, sind in strengem Sinne Künstlerconcerte, Associationen der Fachmusiker. Die Thronentsagung des Dilettantismus war eine kunsthistorische Nothwendigkeit — und sie vollzog sich fast kampflos. Ihn jedoch völlig verdrängt und entmuthigt zu sehen, konnte kein Einsichtsvoller wünschen. Das echte und rechte Liebhaberthum musste in seiner berechtigten Thätigkeit geschützt werden. Die Gesellschaft der Musikfreunde that dies nach zwei Seiten: zuerst durch die Gründung des Singvereins, welcher Freunde und Freundinnen des Gesanges aus den Kreisen des gebildeten Mittelstandes zu einem imposanten Chor vereinigten,

dessen Mitwirkung den grossen Concerten bald zu Ruhm und Vortheil gedieh. Als instrumentales Seitenstück dazu wurde im gleichen Jahr 1858 der »Orchesterverein« gegründet, welcher in kleineren Dimensionen und Prätensionen geigende und blasende Dilettanten zu gemeinsamem Musiciren vereinigt.

Leiter des Singvereins wurde der — vom »Männergesang-Verein« her bereits rühmlich bewährte — Chormeister Johann Herbeck. Mehrere Concerte in der Saison 1858—1859, worin der »Singverein« sich auszeichnete, brachten die »Gesellschaft« zur Ueberzeugung, dass dieser energische Dirigent bedeutenderen Aufgaben gewachsen sei. Sie ernannte ihn zum artistischen Director und Leiter der Concerte, während Hellmesberger mit der Direction des Conservatoriums betraut wurde. Das erste Gesellschaftsconcert, das Herbeck leitete, brachte (6. November 1859) die erste Aufführung von Schumann's Balladencyklus »Page und Königstochter«.

Das Opernorchester hatte bis 1860 den Kern des Orchesters der Gesellschaftsconcerte gebildet. Herbeck gelang es 1860, ein eigenes Orchester für die Gesellschaftsconcerte zu schaffen, welche dadurch vom Hofoperntheater unabhängig wurden.

Die Directionszeit Hellmesberger's (1850—1859) und die darauffolgende Herbeck's (1859—1866) verhalten sich künstlerisch zu einander beinahe wie Verheissung und Erfüllung. Herbeck war vor Allem ein genialer Dirigent. Indem er obendrein eine viel stärkere Besetzung des Orchesters und zahlreichere Proben durchsetzte, ausgezeichnete Solisten (wie Stockhausen, Schnorr, Laub, Bülow etc.) zur Mitwirkung und berühmte Componisten zur Leitung ihrer Werke nach Wien berief, steigerte er den Glanz und die Anziehungskraft der Gesellschaftsconcerte. Herbeck's ungewöhnliches Talent hat auch eine ungewöhnlich rasche Anerkennung gefunden. Die Ernennung des noch jungen Mannes zum ersten k. k. Hofcapellmeister, welche 1866 wie aus den Wolken fiel, war ein in Oesterreich unerhörter, alle Traditionen niederwerfender Vorgang.

Das Hauptgewicht fiel in den Gesellschaftsconcerten auf die grossen chorischen Productionen unter Mitwirkung des Singvereines. Als besonders denkwürdig sind zu verzeichnen: Die erste Aufführung des »Manfred« (1859) und der Faust-Musik (1860, 1863) von Schumann; der »Missa solennis« von Beethoven (1861) der »Johannes-Passion« (1864) und der H-moll-Messe von Bach (1867), der »Cäcilien-Ode« von Händel (1863), endlich der Schubert-

schen Oper »Der häusliche Krieg«. Ausserdem brachte der Singverein Händel's »Judas Maccabeus« und »Messias«, Haydn's »Jahreszeiten«, Schumann's »Peri«, Schubert's unvollendetes Oratorium »Lazarus«. Im Jahre 1868 hörten wir Brahms' »Deutsches Requiem« (die ersten drei Sätze), ohne Frage die bedeutendste kirchliche Composition, deren unsere Zeit sich rühmen kann.

Im März 1869 kam Ferdinand Hiller von Köln, seine Cantate »Die heilige Nacht« zu dirigiren; und im selben Monate Franz Liszt, um der ersten Aufführung seiner Legende »Die heilige Elisabeth« beizuwohnen. Die Wiener, welche den genialen Virtuosen im geistlichen Habit womöglich noch interessanter fanden als zuvor, bereiteten ihm und seiner »Heiligen Elisabeth« eine enthusiastische Aufnahme.

Im Jahre 1862 feierte die »Gesellschaft der Musikfreunde« den fünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung (1812). Das schöne Fest wurde durch eine Aufführung von Händel's »Messias« gefeiert. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin erschienen, mit Jubel begrüsst, in der grossen Loge des Redoutensaales — eine Auszeichnung, die seit Jahren keiner Musikaufführung zu Theil geworden war. Bei dem Abends abgehaltenen Festbankett erinnerte der Staatsminister Schmerling in einem bedeutungsvollen Toaste an die politisch schwerbedrängte Zeit, in welcher die »Gesellschaft« sich constituirte und wie seither die Geschicke Wiens in den Kundgebungen des Vereines ein so treues Echo gefunden haben, dass man denselben »ein Stück der Geschichte Wiens« nennen könne. Es war die erste officielle Anerkennung, welche der Gesellschaft der Musikfreunde nach einer fünfzigjährigen rühmlichen Wirksamkeit zu Theil wurden. Für die nächste Zukunft derselben eröffnete der Staatsminister die erfreuliche Aussicht, »es werde die Gesellschaft der Musikfreunde bald unabhängig von fremder Gastfreundschaft im eigenen Hause schalten und selbst Gastrecht üben«. Die Verheissung ging acht Jahre später in Erfüllung. Am 6. Jänner 1870 fand die Eröffnung des neuen Musikvereinsgebäudes statt und mit diesem prächtigen, würdigen Asyl beginnt eine Wiedergeburt des Concertlebens, wie kurz vorher (im Mai 1869) die Eröffnung des neuen Opernhauses eine neue Aera für die Oper herbeigeführt hat.

In dem neuen Musikvereinsgebäude concentrirte sich nunmehr von Neujahr 1870 an beinahe vollständig das Wiener Concertleben. Virtuosenconcerte ohne Orchester und Quartett-Soiréen fanden nebstbei auch in den Salons der Clavierfabrikanten Bösendorfer

und Ehrbar statt. Für die Concerte der Gesellschaft der Musikfreunde, der Philharmoniker, des Singvereins, der Singakademie, des Männergesangvereines, des akademischen Gesangvereines öffnete sich fortan der grosse Musikvereinssaal, der bald auch mit einer kostbaren von Ladegast erbauten Orgel ausgestattet wurde. Eine Orgel im Concertsaal war für Wien etwas ganz Neues. Sie erst ermöglichte vollständige Aufführungen grosser Oratorien von Händel und Bach und gab auch ausgezeichneten Orgelvirtuosen, wie Bruckner und Labor, Gelegenheit, sich hervorzuthun.

In dem anstossenden kleinen Saal fanden Virtuosenconcerte und Quartettproductionen statt. Auch das Conservatorium, das an Lehrer- und Schülerzahl mit jedem Jahre wuchs, übersiedelte aus seinen bisherigen engen Räumen in das neue Musikvereinsgebäude.

In dem grossen Saale spielten sich bald nach dessen Eröffnung denkwürdige Productionen und Festlichkeiten ab. Zuerst im Jahre 1870 die Feier von Beethoven's hundertstem Geburtstag. Bei dieser Feier wurde die Errichtung eines Beethoven-Denkmales angeregt, das (von Zumbusch's Meisterhand gefertigt) am 1. Mai 1880 enthüllt wurde. Es sei hier gleich erwähnt, dass auch bald darauf, im Jahre 1886, das Haydn-Denkmal auf der Mariahilfer Hauptstrasse enthüllt ward und gleichzeitig das Mozart-Denkmal durch Einsendung und Prämiirung der Entwürfe wenigstens seiner Verwirklichung näher gerückt erschien.

Im Jahre 1872 gab Richard Wagner im grossen Saale ein Concert, in welchem er nebst Beethoven's »Eroica« Stücke aus seinen eigenen späteren Opern dirigirte. Das Jahr 1873 brachte die Wiener Weltausstellung und zur Feier derselben ein grosses Festconcert. Am 11. Juni 1874 spielte Franz Liszt, den die Wiener vor dreissig Jahren zuletzt gehört hatten, zum Besten der Franz Josef-Stiftung und erregte mit dem Vortrage der »Wanderer-Phantasie« von Schubert und seiner zwölften ungarischen Rhapsodie unbeschreiblichen Jubel. Noch einmal war es den Wienern vergönnt, Liszt zu hören: im Jahre 1877, wo er, der seine Virtuosenlaufbahn längst endgiltig geschlossen, zum Vortheile des Beethoven-Denkmales ein Concert gab, in welchem er Beethoven's Es-dur-Concert und die Phantasie Op. 80 vortrug. Es war dies das letzte öffentliche Auftreten des Virtuosen Liszt. Als Dirigent seiner grösseren Werke: »Graner Messe«, »Dante-Symphonie«, »Die Ideale«, »Die Glocken des Strassburger Münsters«, »Christus«, »Die heilige Elisabeth« u. A. ist der gefeierte Mann wiederholt in seinen letzten Jahren im

grossen Musikvereinssale erschienen. Von besonderen Festlichkeiten sei noch das zweihundertjährige Jubiläum der Geburt Bach's und Händel's angeführt, das 1886 würdig gefeiert worden ist.

Johann Herbeck, der noch die erste Saison im neuen Musikvereinssaale eröffnet hatte, wurde im selben Jahre 1870 zum Hofoperndirector ernannt und dadurch gezwungen, die Leitung der Gesellschaftsconcerte aufzugeben. Nachdem Hellmesberger einen Winter hindurch provisorisch ausgeholfen hatte, wurde Anton Rubinstein mit dem erledigten Posten betraut. Er hat ihn nur ein Jahr lang (1871—1872) bekleidet und als Dirigent nicht entfernt das geleistet, was die Verehrer des ausgezeichneten Claviervirtuosen sich versprochen hatten. Drei Jahre lang dirigirte hierauf Brahms die Gesellschaftsconcerte (1872—1874), trat aber dann freiwillig zurück, um Herbeck (der inzwischen als Hofoperndirector pensionirt worden war) den Platz zu räumen. Herbeck sollte aber nicht lange dieser Thätigkeit sich erfreuen; schon im Herbst 1878 raffte der Tod den um das Wiener Musikleben hochverdienten, erst 47jährigen Mann hinweg. Seine Nachfolger waren je eine Saison lang Hellmesberger, dann Kremser, endlich Gericke, welcher mit Eifer und Erfolg die Gesellschaftsconcerte von 1881 bis 1885 leitete. Ihm folgte Hofkapellmeister Hans Richter, dessen Commandostab nunmehr über die Philharmonischen und Gesellschaftsconcerte herrschte und bis zur Stunde herrscht. Richter darf sich ausserdem rühmen, durch seine alljährlich wiederkehrende Dirigententhätigkeit in London den guten Ruf österreichischer Musiker weit über die Grenzen des Vaterlandes verbreitet und befestigt zu haben.

An grossen Tonwerken sind in den Gesellschaftsconcerten seit 1870 unter Anderem zum erstenmale aufgeführt worden von Brahms: Deutsches Requiem (vollständig 1871), Schicksalslied, Triumphlied, Rhapsodie, Gesang der Parzen; von Rubinstein: »Der Thurm zu Babel«, »Das verlorene Paradies«; von Bruch: »Odysseus«; von Liszt: Graner Messe, Vocalmesse in C, Dante-Symphonie; von Berlioz: Requiem und »Faust's Verdammung«.

Von älteren Meistern: Palestrina's »Stabat mater«, Bach's »Magnificat«, mehrere Kirchencantaten, die grosse H-moll-Messe; Händel's »Israel in Egypten«, Krönungshymne, Trauerhymne, »Salomon« etc.

Das Jahr 1884 brachte die neu aufgefundene Trauercantate »auf den Tod Kaiser Joseph's« von Beethoven. Bemerkenswerth ist in den achtziger Jahren die Aufführung von Dvorak's erster

und zweiter Symphonie, seiner »Legenden« und »Slavischen Tänze«, womit diesem neuen glänzenden Talente, das sich bereits ausserhalb Oesterreich (besonders in England) einen gefeierten Namen gemacht, ein bleibender Platz in den Wiener Concertprogrammen erobert war.

2. Die philharmonischen Concerte.

Die »philharmonischen Concerte« Otto Nicolai's (zwölf an der Zahl im Zeitraume von 6 Jahren 1842—1847) waren eine glänzende aber vorübergehende Erscheinung gewesen; die schönste Anregung zu besseren Zuständen, aber kein bleibender fester Grundbau derselben. Nach mehrjähriger Pause nahm Capellmeister Karl Eckert die philharmonischen Concerte wieder auf; doch fanden sie nicht im Abonnement und weder in bestimmter Zahl noch in regelmässigen Intervallen statt. Eckert brachte solcher Concerte zwei in der Saison 1854—1855, eines 1855—1856, drei 1856—1857, immer im grossen Redoutensaale. Hierauf wurden sie durch zwei volle Jahre ausgesetzt. Erst im Jänner 1860 gab Eckert wieder fünf philharmonische Concerte, und zwar im Hofoperntheater. Sie hatten künstlerischen Erfolg, aber keinen finanziellen. Eckert, inzwischen zum Director des Hofoperntheaters ernannt, legte diesen Posten bald nieder und verliess Wien. Zum Glücke trat in der Person Otto Dessoff's eine jugendliche, strebsame Kraft an seine Stelle und nahm den Faden der philharmonischen Concerte am 4. November 1860 wieder auf. Sie fanden fortan (bis zur Eröffnung des neuen Musikvereinssaales 1870) regelmässig im Hofoperntheater Mittags an Sonntagen und gegen Abonnement statt. Dessoff erhöhte ihre Zahl auf acht in der Saison und leitete sie mit so entschiedenem Glück, dass die philharmonischen Concerte sich nunmehr grossen Andranges erfreuten und eine nicht wieder unterbrochene, ständige und glänzende Institution unseres Musiklebens wurden. Die »Philharmonie« ist Künstler-Association im allerstrengsten Sinne. Nicht blos besteht sie ausschliesslich aus Fachmusikern, und zwar den besten der Residenz, sondern aus einem untrennbar zusammenhängenden, stets einheitlich zusammenwirkenden Körper von solchen: dem Hofopern-Orchester. Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn blieben natürlich auch jetzt das eigentliche Grund- und Stammcapital; ausserdem wurden unter Dessoff Schumann'sche Orchesterstücke mehr als bisher gepflegt und eine Reihe interessanter Novitäten von Gade, Volkmann, Goldmark, Brahms, Liszt, Lachner, Esser, Herbeck, Hiller, Rheinberger, Bargiel, Raff u. A. vor-

geführt. Dessoff leitete die Concerte bis zum Frühjahre 1875, wo er einem Rufe als Hofcapellmeister nach Carlsruhe folgte.

Mit der Eröffnung des neuen Musikvereinsgebäudes 1870 übersiedelten auch die philharmonischen Concerte dorthin.

Nach Dessoff's Abgang übernahm Hans Richter, k. k. erster Hofopern-Capellmeister, seit 1878 k. k. Hofcapellmeister, die Leitung der philharmonischen Concerte und hat sie mit Unterbrechung einer einzigen Saison (1882—1883), in welcher Director Jahn ihn vertrat, bis heute ruhmvoll fortgeführt. Die Richtung des Zeitgeschmackes und eigene Vorliebe haben ihn zu grösserer Bevorzugung der sogenannten Zukunftsmusik, der Compositionen von Liszt, Wagner und Berlioz, hingedrängt. An vollendet ausgefeilter Aufführung haben die philharmonischen Concerte unter Hans Richter ihre sämmtlichen Vorgänger überflügelt. Am 12. April 1885 feierten die Philharmoniker mit ihrem 251. Concerte das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des ununterbrochenen Bestandes ihrer im Jahre 1842 gegründeten Concerte. Es war ein Ehrentag dieses unübertrefflichen Orchesters und seines Dirigenten Hans Richter.

3. Kammermusik.

Neben den Orchesterconcerten der »Musikfreunde« und der »Philharmoniker« hat die classische Instrumentalmusik in Wien ihre regelmässigste und liebevollste Pflege stets in den Quartettproductionen gefunden. Der bereits alternde Jansa sah schon im Jahre 1849 eine rivalisirende jüngere Quartettgesellschaft unter der Führung des jungen Josef Hellmesberger an seiner Seite. Nach Jansa's letzter Production (13. Jänner 1850) wirkte Hellmesberger's Quartett allein in Wien. In ununterbrochener Folge alljährlich an Vervollkommnung und Beliebtheit zunehmend, boten Hellmesberger's Quartett-Soiréen den Kunstfreunden ein würdiges, bald unentbehrlich gewordenes Asyl musikalischer Andacht. Das Local war durch zwanzig Jahre der alte Musikverein unter den Tuchlauben; die Stunde anfangs die recht unbequeme um 5 Uhr Nachmittags. Die früheren Quartettgenossen Jansa's: Heissler, Durst, Schlesinger wurden nun die Partner Hellmesberger's. Letzterer allein ist von diesem Verein noch am Leben und in rüstiger Thätigkeit. Mit ungeschmälertem Erfolge spielt er die Primstimme in seinen Quartetten, im Vereine mit seinen beiden Söhnen Joseph und Ferdinand und dem Bratschisten Maxintsak. Das Local ist der neue kleine Musikvereinssaal geworden, die Stunde halb acht Uhr Abends. Hellmes-

berger war nicht blos als feiner, empfindungsvoller, technisch hochentwickelter Geiger seinem Vorgänger Jansa weit überlegen, er lüftete auch sofort den engen Kreis des Jansa'schen Repertoires, indem er schon 1849 Schubert's so gut wie verschollenes herrliches D-moll-Quartett brachte, dann allmälig Beethoven's letzte Quartette folgen liess, endlich auch (allerdings spät und zögernd) mit Schumann's drei Quartetten herausrückte (1852, 1856, 1858).

Die erste systematische Einbürgerung des späteren Beethoven im Wiener Concertleben geschah im Fache der Kammermusik und ist vollständig Hellmesberger's Verdienst. Aus Schubert's unerschöpflichem Nachlass hat er eine Reihe der kostbarsten Werke zuerst aufgeführt, welche dann alle von Wien aus in die weite Welt wanderten.

In den ersten Jahren finden wir lebende Componisten fast gar nicht vertreten. Erst im Jahre 1853 kam ein Quartett von Robert Volkmann zur Aufführung, in den folgenden Jahren Kammermusiken von Raff, Rubinstein und den Wiener Componisten Esser, Herbeck, Hager, Bagge, Nottebohm, Käsmeyer, Goldmark, Brüll, Preyer u. A.

Am 16. November 1862 spielte Johannes Brahms bei Hellmesberger sein G-moll-Quartett, Op. 25. Es war das erste öffentliche Auftreten dieses Meisters in Wien, somit ein bedeutungsvolles Datum für die Entwickelung unserer Musikzustände. Schon die bleibende Ansässigkeit eines Tondichters von so strengem, ernsten Geist und frischer Schaffenskraft übt eine veredelnde und anfeuernde Wirkung auf das Musiktreiben einer Stadt. Seit der ruhmvollen Zeit Haydn's, Mozart's, Beethoven's und Schubert's ereignete es sich zum erstenmale wieder, dass ein anerkannter Grossmeister der Tonkunst Wien zum dauernden Aufenthalte erwählt hat. Brahms kam, ein kaum Dreissigjähriger, nach Wien, wo man ihn nur dem Namen nach kannte. Bald erfuhr er die anheimelnde, ja magnetische Anziehungskraft, welche Wien von jeher auf die Musiker geübt hat. Er fühlte sich durch die herzlich warme Anerkennung, die er sofort fand, an Wien gefesselt, das er nun über ein Vierteljahrhundert bewohnt. Die meisten und bedeutendsten seiner Werke sind hier entstanden und hier zur ersten Aufführung gelangt, so seine vier Symphonien, seine Orchester-Variationen, Op. 56, seine beiden Ouverturen; von grossen Chorwerken: das deutsche Requiem, die Rhapsodie, das Schicksalslied, das Parzenlied; von Kammermusiken: seine ersten (Billroth gewidmeten) Streichquartette, die

beiden Violin-Sonaten, die späteren Clavier-Trios, das Quintett, das zweite Sextett u. A.; zahlreicher kleinerer Chöre und Lieder gar nicht zu gedenken. Aber nicht blos als Componist, auch als Pianist edelsten Styles und als Dirigent hat Brahms in Wien vielfach gewirkt. Sein erstes eigenes Concert gab er am 29. November 1862, im folgenden Jahre concertirte er gemeinschaftlich mit Joachim, jederzeit seine Kunst nur in den Dienst der besten, meist wenig bekannten Tondichtungen (Bach, Beethoven, Schumann, Schubert) stellend. Als Dirigent leitete er nach Stegmayer's Tod (1863—1864) die »Singakademie«; dann durch drei Jahre die Gesellschaftsconcerte und den Singverein (1872—1875), überall eine ernste, strenge Richtung verfolgend.

Hellmesberger's Quartett blieb zwar das alleinig regelmässige und ununterbrochene, aber nicht das einzige, das in Wien öffentliche Productionen gab. Im Jahre 1853 gaben die Brüder Müller, unmittelbar darauf Henri Vieuxtemps Quartettsoiréen, im Jahre 1862 und 1868 Ferdinand Laub, im Jahre 1867 Joachim, endlich 1868 zum ersten Male das »Florentiner Quartett« mit Jean Becker an der Spitze, das auch bei später wiederholten Besuchen die gleich warme Aufnahme fand. Aus jüngster Zeit ist das vortreffliche Kölner-Quartett mit Robert Heckmann an der Spitze als besonders erfolgreich hervorzuheben. Auch einheimische Quartettvereine bildeten sich zeitweilig neben dem Hellmesberger'schen, ohne das letztere in der Gunst des Publicums zu erreichen; so das Quartett von Grün, von Rosé, von Winkler, von Kretschmann. Neben ihnen behaupteten die von dem trefflichen Pianisten und Clavierprofessor am Conservatorium, Anton Door, durch mehrere Jahre fortgesetzten Trio-Soiréen eine ausgezeichnete Stelle.

4. Gesangvereine.

Der »Wiener Männergesangverein« war zu einer Zeit entstanden, wo die Gründung von Vereinen noch grossen polizeilichen Schwierigkeiten begegnete und insbesondere ein »Männergesangverein« nach Muster der in Deutschland blühenden als höchst bedenklich angesehen wurde. Dass trotzdem der von Dr. August Schmidt gegründete Männergesangverein in vormärzlichen Zeiten sich constituirte und die öffentliche Meinung so stark für ihn eintrat, dass sie die behördliche Bewilligung des Vereines gleichsam erzwang, deutete schon auf das Näherrücken freiheitlicher Zustände. Der Mann, welcher diesen Verein auf eine höhere künstlerische

Stufe hob, war derselbe, dem der Singverein und die Gesellschafts-concerte ihren Aufschwung verdanken: Johann Herbeck. Er leitete den Verein vom Jahre 1856 bis zu seiner Ernennung zum Hofkapellmeister (1866). Es war mehr eine Form- und Etikettesache, dass der neue Hofcapellmeister seine Stelle beim Männergesang-vereine sofort abgab, und zwar an Rudolf Weinwurm; Herbeck blieb trotzdem unter dem Titel eines »Ehren-Chormeisters« die eigentliche Seele des Vereines. Sein künstlerisches Verdienst war ein doppeltes: für's Erste die hohe Ausbildung des Vortrages, dem er Kraft und Feuer sowohl, als die zartesten Schattirungen mit unfehl-barer Sicherheit einzuprägen wusste. Sodann die bedeutende Er-weiterung und Bereicherung des Repertoires. Schubert's »Gesang der Geister über dem Wasser«, Fragmente aus der Oper »Fierabras« und andere, zum ersten Male aufgeführte Schubert'sche Chöre mit Orchester bewiesen bald (1857, 1858), wie erfolgreich Herbeck be-müht war, den Verein aus dem Einerlei der gewöhnlichen Lieder-tafelkost zu künstlerischer Höhe zu erheben. Allerdings können hierin die redlichsten Bestrebungen nur vereinzelt bleiben. Dem Männerchor sind von Natur enge Grenzen gesetzt und seine Lite-ratur an grösseren Werken so arm, dass das Unbedeutende, im besten Falle Muntere und Wohlklingende, stets die Oberhand behält. Die frühere übermässige Schwärmerei für den vierstimmigen Männer-gesang als Genre ist in den letzten Decennien ohne Frage gesunken. Das gesellige Element bleibt vorwaltend in vielen Vereinen; als selbständiger Factor im öffentlichen Musikleben einer Grossstadt vermag der Männergesang keine bedeutende Rolle mehr zu spielen.

Ein besonderes Verdienst hat der Wiener Männergesangverein sich durch das von ihm angeregte Franz Schubert-Monument erworben. Dasselbe wurde im Grün des Stadtparkes errichtet und im Jahre 1870 enthüllt. Bis zum Jahre 1870 besass Wien kein einziges Monument irgend eines Tondichters. Sowohl um das Zustandekommen des Schubert-Monumentes, als das zehn Jahre später (1. Mai 1880) enthüllten Beethoven-Denkmals hat sich Nicolaus Dumba (von 1865 an durch mehrere Jahre Vorstand des Männergesangvereines) ganz besonders verdient gemacht. Im October 1868 feierte dieser Verein sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest, wobei ihm von der Stadt Wien als höchste Auszeichnung die grosse goldene Salvator-Medaille verliehen wurde. Den Verein leitete von 1870 bis 1880 Ed. Kremser gemeinschaftlich mit R. Weinwurm; seit 1880 dirigirt ihn Kremser allein.

Der »Wiener Männergesangverein« hat in wenigen Jahren eine grosse Zahl ähnlicher Verbindungen hervorgerufen: den »Sängerbund«, den Gesangverein der Techniker, der Kaufleute, der Schullehrer, der Turner u. s. w. Die gesellige Tendenz überwiegt in allen diesen Vereinen deren künstlerische Bedeutung. Am meisten künstlerische Tendenz unter ihnen behauptet der aus dem Lehrerstand sich recrutirende »Schubertbund« und der von Universitätsstudenten gebildete »Akademische Gesangverein«. Letzterer (aus etwa 200 Sängern bestehend) hat auch grosse Chorwerke mit Orchesterbegleitung zur Aufführung gebracht, wie: Mendelssohn's Chöre zu »Oedipus« und »Antigone«, Brahms' Cantate »Rinaldo« u. A. Hauptsächlich durch diesen Verein ist eines der liebenswürdigsten einheimischen Talente, der Componist Engelsberg (Hofrath Eduard Schön) in zahlreichen Chören zur Geltung und bald zu grosser Beliebtheit in ganz Deutschland gelangt.

Was dem Wiener Musikleben noch immer empfindlich abging, war ein grösserer Verein mit gemischtem Chorgesang, nach Muster der 1792 in Berlin von Fasch gegründeten, von Zelter fortgesetzten »Singakademie«. Mit diesem Mangel hing in Wien die sehr dürftige und mittelmässige Vertretung der Oratorienmusik zusammen. Die »Tonkünstler-Societät« im Burgtheater, welches Theaterchoristen und Singknaben verwendete, hing fest an den beiden Haydn'schen Cantaten; Händel schlummerte in langer Vergessenheit; Palestrina und die ganze italienische Musica sacra, Seb. Bach und die ganze protestantisch-deutsche Kirchenmusik waren für Wien noch immer unbekanntes Land. Das allmälige Absterben des souveränen Virtuosenthums und das immer kräftigere Aufblühen echten Musiksinnes musste endlich auch zur Befriedigung dieses Bedürfnisses führen. Zwei Unternehmungen bildeten sich 1858 fast gleichzeitig zu diesem Zwecke: der von der Gesellschaft der Musikfreunde gegründete und von Herbeck dirigirte »Singverein«; daneben die von Stegmayer geleitete »Singakademie«. In Ziel und Gestaltung waren beide Vereine zu Anfang fast identisch; das Publicum konnte durch diese Rivalität nur gewinnen. Allerdings konnte die Singakademie sich nicht auf gleicher Höhe mit dem Singverein erhalten, welcher durch seinen Zusammenhang mit der Gesellschaft der Musikfreunde gesicherter in seinen materiellen Verhältnissen war, für grosse Aufführungen ein vollständiges Orchester benützen konnte und schliesslich in Herbeck einen unvergleichlichen Dirigenten besass. Eine der empfindlichsten Lücken unseres musikalischen

Haushaltes war nun zweifach ausgefüllt. Der Wiener Männergesangverein besass nun endlich seine wichtigere Ergänzung in einem grossen Chorverein von Männern und Frauen, deren künstlerischer Eifer nun langverborgene Schätze alter Musik zu heben begann. Von den Thätigkeiten eines solchen ist die wichtigere nicht sowohl das Concertiren, als seine innere Mission: die regelmässige Vereinigung zu ernstem Studium classischer Tonwerke. Hier war einmal die Dilettantenschaft — diese einst allmächtige, später fast ganz beseitigte Kraft — in entsprechendster Sphäre wohlthätig verwendet.

Die Mitwirkung von Frauen und Mädchen aus den besten Ständen in solchen Vereinen ist von grosser Bedeutung für die allgemeine musikalische Bildung einer Stadt. Die Singakademie, welche gleich dem Singverein ihre Concerte anfangs im grossen Redoutensaale gab, brachte an grösseren Werken zur Aufführung: F. Hiller's Oratorium »Saul« (1858), Händel's »Timotheus« und »Israel in Egypten« (1860), »Der Rose Pilgerfahrt« von Schumann (erste Aufführung in Wien 1860), Mendelssohn's »Paulus« (1861), Bach's »Matthäuspassion« (erste Aufführung in Wien 1862), Bach's Cantate »Ich hatte viel Bekümmerniss« und dessen »Weihnachts-Oratorium« (1863) unter Brahms u. A.

Der Singverein, (dessen wichtigste Aufführungen in dem Abschnitte von den Gesellschaftsconcerten aufgezählt sind) feierte 1868 in festlicher Weise den Jahrestag seines zehnjährigen Bestehens. Dirigenten des Singvereines waren stets die jedesmaligen Dirigenten der Gesellschaftsconcerte. Die Singakademie litt unter einem sehr häufigen Wechsel der Dirigenten. Der bedeutendste derselben, Joh. Brahms, leitete die Singakademie nur eine Saison lang (1863 bis 1864). Ihm folgten nach einander: Dessoff, Weinwurm, Heuberger, Schmidt-Dolph und Weinzierl.

5. Virtuosen.

Ein hervorstechender Charakterzug unseres nachmärzlichen Musiklebens war das Abnehmen des eigentlichen Virtuosenthums. Mehrere Wahrnehmungen drängen sich hierbei auf. Erstens, dass der geringere Anklang der Virtuosenconcerte in directem Verhältniss stand zu den an Zahl und Werth jährlich steigenden Orchesterconcerten, welche nunmehr in regelmässiger Folge von stabilen Künstlergesellschaften veranstaltet wurden. Die kräftigere, edlere Nahrung, die man dem Publicum in den philharmonischen und den

Gesellschaftsconcerten bot, ward demselben bald zum Bedürfniss, hingegen die blossen Bravour-Kunststücke immer mehr zum entbehrlichen Zeitvertreib. Die ansehnliche Zahl von Virtuosenconcerten, welchen wir heute noch begegnen, darf uns nicht täuschen. Die Unterschiede zwischen Einst und Jetzt sind unverkennbar. Dem grossen Angebot entspricht heute keineswegs eine gleich grosse Nachfrage. Vielleicht die Hälfte alle concertirenden Virtuosen sind weit entfernt, einen materiellen Ertrag zu hoffen, wie ehedem; sie wünschen nur sich bekannt zu machen, um hier entweder Schüler zu bekommen oder mit einigen günstigen Kritiken über ihren »Erfolg in Wien« die Provinzen zu bereisen. Das eigentliche Publicum verhält sich gegen derlei Concerte ganz passiv. Aber selbst gegen berühmte Virtuosen konnte man bald ein geändertes Verhalten wahrnehmen. Virtuosen, die früher, blos ausgestattet mit ihrer Bravour und ihren eigenen Compositionen, das Publicum entzückt hatten, feierten dann in den fünfziger und sechziger Jahren nur noch sehr bescheidene Triumphe (Willmers, Leopold von Meyer, Servais u. A.). Noch kälter wurden natürlich Virtuosen von unberühmtem Namen empfangen. Manche davon machten ihre Sache vortrefflich, aber diese »Sache« selbst hatte ihre ehemals glänzende Rolle ausgespielt. Die Virtuosen konnten sich nicht länger verhehlen, dass das Publicum der Bravourkünste satt geworden und jetzt ein Bedürfniss nach guter Musik empfinde. Es kam die Zeit, wo die Virtuosen (die Pianisten zunächst) anfingen, ihre Programme mit classischen Stücken zu zieren. Um die Mitte der dreissiger Jahre (besonders nach den Concerten Clara Schumann's) mochte sich schon kein Pianist mit einem Programm hervorwagen, auf dem nicht Seb. Bach und Beethoven figurirten.

Werfen wir einen Blick auf die vorzüglichsten Virtuosen, die vom Jahre 1849 bis 1869 Wien besucht haben, so finden wir zu Anfang dieser Periode den Pianisten Julius Schulhoff, dessen reizendes, gesangvolles Spiel die Hörer entzückte. Grossen Erfolg hatten auch Henri Vieuxtemps und die elegische Teresa Milanollo, welche im Jahre 1853 sechzehn Concerte gab. Durch mehrere Jahre blieb die eigentliche Herrschaft im Concertsaal dem schönen Geschlecht: 1853 Teresa Milanollo, 1854 Jenny Lind-Goldschmied, 1855 Wilhelmine Clauss (später verehelichte Szarvady), 1856 Clara Schumann, 1858 die geigenden Schwestern Ferni. Im Jahre 1855 erschien Anton Rubinstein, 1860 Hans v. Bülow, deren Erfolg bis zum heutigen Tage sich nicht vermindert,

sondern gesteigert hat. Diese Beiden bilden mit dem, seither leider verstorbenen Karl Tausig das oberste Triumvirat der modernen Claviervirtuosität. Tausig machte (1861) zugleich mittelst einiger Orchesterconcerte Propaganda für seinen Meister Liszt. Anfangs der sechziger Jahre bildeten die Concerte von Joachim und Brahms den Sammelpunkt der gebildeten Musikwelt in Wien. Von hervorragenden Geigern erschienen Ferdinand Laub und Jean Becker: von glänzenden Pianistinnen: Sophie Menter, Mary Krebs, etwas später Anette Essipoff.

Als Gesangskünstler glänzten im Concertsaal: Julius Stockhausen, Anna Bochkolz-Falconi, das liebenswürdige Ehepaar Marchesi; endlich Helene Magnus, die poetische Interpretin des deutschen Liedes. Als momentan blendende Coloratursängerin erschien Carlotta Patti, die Schwester der Adelina. Wie diese Sängerin selbst, war die ganze Form ihrer von Ullmann erdachten und arrangirten »Patti-Concerte« etwas Neues und Fremdartiges. Es sind Wanderconcerte einer ganzen Association von Virtuosen. Ausser Carlotta Patti waren der Geiger Vieuxtemps, der Cellist Piatti, der Pianist Jaell und der Sänger Roger von der Gesellschaft — also lauter berühmte Künstler. Von einheimischen Pianisten thaten sich in classischer Richtung insbesondere Julius Epstein und Anton Door hervor; später als ausgezeichnete Virtuosen Ignaz Brüll, Joseffy, Alfred Grünfeld u. A.

In dem letzten Jahrzehent machte Wien die Bekanntschaft mit zwei der vorzüglichsten Violinvirtuosen: Sarasate und Ondriček, die sich ungewöhnlichen Erfolges erfreuten. Neben ihnen gefiel ausnehmend die anmuthige junge Geigerin Theresa Tua. Von einheimischen Virtuosen glänzten die Geiger A. Rosé und Josef Hellmesberger Sohn; die Cellisten Popper und Hummer. Durch Liedervorträge entzückten vor Allem Gustav Walter und Hermine Spiess.

Epilog.

Werfen wir einen zusammenfassenden Rückblick auf die letzten 40 Jahre, so gewahren wir einen ganz ausserordentlichen Fortschritt, ja beinahe eine völlige Umgestaltung und Neuschöpfung aller musikalischen Anstalten in Wien. Es gilt dies nicht allein von den öffentlichen Productionen im Concert- und Opernfach, sondern auch von dem musikalischen Unterricht. Durch bedeutende Jahressubventionen vom a. h. Hof, vom Lande und von der Gemeinde Wien ist die »Gesellschaft der Musikfreunde« in den Stand gesetzt, ihr Conservatorium

in einem Umfang und mit einem Erfolg zu führen, von dem sie sich früher nicht träumen liess. Es wird im Wiener Conservatorium von circa 40 Lehrern Unterricht im Gesang, Clavierspiel und in allen Orchesterinstrumenten ertheilt, ausserdem ist eine förmliche Schauspiel- und Opernschule damit verbunden. Die Zahl der Schüler schwankt zwischen 800 und 900 jährlich. Die Virtuosität auf den einzelnen Instrumenten und die Tüchtigkeit der Orchester hat ausserordentliche Fortschritte gemacht; man kann das Orchester des Hofoperntheaters und der Philharmonischen Concerte in Wien das beste überhaupt existirende nennen. Ausser dem Conservatorium, dieser eigentlichen Hochschule der ausübenden Musik, bestehen in Wien eine grosse Zahl von Privatmusikschulen, namentlich für Gesang und Clavierspiel. Ihre Zahl beträgt gegen ein halbes Hundert.

Ausserordentlich vermehrt haben sich auch die Gesangvereine, insbesondere die Männergesang-Vereine, deren Wien jetzt an 50 zählt.

Die Zahl der Musikalienhandlungen hat sich auf 24 gesteigert; die Zahl der Clavierfabrikanten auf 42.

Wichtig für die gründliche Ausbildung der Musiklehrer und eine früher nicht gebotene Garantie des Publicums bei der Wahl der Lehrer ist die unter dem Unterrichtsminister Hasner erfolgte Einführung von eigenen Musikprüfungs-Commissionen. Diesen unter staatlicher Aufsicht stehenden Prüfungen aus der Musikgeschichte, der Harmonielehre, dem Gesang, Clavier- und Violinspiel müssen sich alle diejenigen unterziehen, die Privat-Musikschulen gründen, oder als Musiklehrer an staatlichen Instituten angestellt sein wollen. Die Zahl der sich meldenden Prüfungs-Candidaten und Candidatinnen ist eine sehr grosse. Eine weitere Fürsorge der Regierung bestand in der Errichtung einer Lehrkanzel für Geschichte und Aesthetik der Musik an der Wiener Universität, 1864.

Als die vornehmste Stätte ausgezeichneter Kirchenmusik ragt die Hofburgcapelle hervor.

In einem Punkte kann allerdings das nachmärzliche Wien nicht mit dem musikalischen Wien vor 60 und vor 100 Jahren concurriren: in der Zahl der bedeutenden Tondichter. Die Zeit, wo ein Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert hier ihre Meisterwerke schrieben, ist vorüber. Das Erscheinen grosser schöpferischer Genies ist ein Geschenk des Himmels, das sich durch keine Anstrengungen erzwingen, durch keine Sorgfalt ersetzen lässt. Immerhin hat unsere musikalische Epigonenzeit auch in Oesterreich im Verlauf der letzten 40 Jahre tüchtige Tonsetzer und namhafte Talente

hervorgebracht, welche in Wien und grösstentheils über Wien hinaus sich einen geachteten oder gefeierten Namen erwarben. Es seien von älteren Componisten, die aus der vormärzlichen Zeit in die neuere Epoche herrüberragen, genannt Josef Dessauer, Joh. Vesque v. Püttlingen (Hoven), Heinrich Proch, B. Randhartinger, G. Preyer, Franz Doppler. Aus neuerer Zeit: Carl Goldmark, Ignaz Brüll, Robert Fuchs, Anton Bruckner, Hugo Reinhold, Anton Rückauf, Richard Heuberger, Julius Zellner, Richard v. Perger, Carl Nawratil, E. Kremser, Grädener, Stocker, Bachrich u. A. Nicht seiner Geburt nach, aber durch mehr als zwanzigjährige Ansässigkeit und Wirksamkeit in Wien ist auch Joh. Brahms, der anerkannt grösste Componist unter den lebenden, als einer der Unseren anzusehen und von stetigem veredelnden und anregenden Einfluss auf das Wiener Musikleben höherer Ordnung. Unter seinem Vorsitz hat sich 1885 in Wien ein eigener »Tonkünstler-Verein« constituirt, welcher theils künstlerische, theils humanitäre Zwecke verfolgt.

V.

THEATER

von

LUDWIG SPEIDEL.

THEATER

I.
DAS BURGTHEATER.

Im Jahre 1848 zeigte sich auch das Burgtheater, wie so viele Dinge ringsum, an deren verjährtem Bestande gerüttelt wurde, von seiner gebrechlichen und

sterblichen Seite. Ein voller Strahl der Oeffentlichkeit war zum erstenmal auf das berühmte Institut gefallen, und es fand sich plötzlich dem rückhaltlosen Urtheil der Zeitungen, preisgegeben. Im Publicum, unter den Schauspielern und bis hinauf zu den höchsten Behörden hatte sich das lebhafte Gefühl verbreitet, dass die bisherigen Zustände unhaltbar geworden seien und daher etwas Entscheidendes so rasch als möglich zu geschehen habe. Graf Moriz Dietrichstein, der als Oberstkämmerer die oberste Leitung des Burgtheaters innehatte, war von dieser allgemeinen Stimmung gleichfalls berührt, obwohl es schwer war, ihn darüber zu belehren, wo die Hauptschäden sassen und durch welche Mittel sie zu heilen seien. Der Director des Burgtheaters, Franz v. Holbein, ging in dieser Richtung gar so weit, sich selbst aufzugeben, indem er einen neuen artistischen Director, der mit frischen Kräften zugriffe, als ein dringendes Bedürfniss bezeichnete. Holbein war alt und den Forderungen der Zeit gegenüber veraltet. Er selbst gesteht in einem Buche, das er über deutsches Bühnenwesen geschrieben, mit verzweifelter Unbefangenheit ein, dass er dem neuen Geiste, der so ungeberdig die Flügel regte, nicht gewachsen sei. Weit mehr als früher durch die Strenge der Censur, habe er nun durch die Aufhebung der Censur gelitten. Striche, die er aus Schicklichkeitsgefühl, aus religiösen Rücksichten, aus Furcht vor Aufregung oder im Hinblick auf den kaiserlichen Raum angebracht, seien nicht nur seiner Aengstlichkeit zugeschrieben, sondern auch als von höherem Orte befohlen hingestellt worden. Um diesen Argwohn zu widerlegen, habe er sich nicht selten gezwungen gesehen, »Stellen als Gegenbeweis stehen zu lassen, welche die zartesten Rücksichten verletzten«, was ihn abermals den ungerechtesten Verkennungen preisgegeben habe. Es ist klar, ein Mann, der so handelte und so dachte, der weder den Muth hatte, den neuen Geist gewähren zu lassen, noch die Kraft, ihn zu zügeln, war nicht der Theaterregent für aufgeregte Zeitläufe.

Franz v. Holbein war freilich aus fernen Zeiten hergekommen. Er wurde im Jahre 1779 bei Wien geboren, als der Sprössling eines Geschlechtes von höheren Beamten und Officieren, das sich in dem schmeichelhaften Gefühl sonnte, von der berühmten Malerfamilie der Holbein abzustammen. Er machte den gewöhnlichen Bildungsgang durch, der auf die Hochschule führt, und bekleidete schliesslich eine kleine Beamtenstelle, die aber der vielfach angeregte junge Mann, dem zum Sitzen und Schreiben die nöthige Geduld fehlte, bald wieder verliess, um unter wälschem Namen als Sänger und Guitarrespieler

in die weite Welt zu ziehen. Holbein war eine zerstreute Dilettantennatur, die zu Allem Anlage und in Nichts Meisterschaft besass. Er war dichterisch aufgelegt, er befasste sich mit Musik, er hatte schauspielerische Neigungen, er bewährte in Herstellung von sinnreichen Maschinen eine nicht gewöhnliche technische Geschicklichkeit. In ihm allein war gleichsam ein ganzes Theater versammelt. Er war der Dichter, der Componist, der Schauspieler, der Sänger, der Maschinist, der Dramaturg, der Souffleur und, nicht zu vergessen, der Cassier. Denn in Einer Kunst hatte er es doch zur Meisterschaft gebracht, nämlich in der Kunst, sein Leben bei aller Abenteuerlichkeit der inneren und äusseren Bewegung so zweckmässig zu führen, dass es ohne ökonomischen Rest aufging. Diese Fähigkeit, zu sparen und einzutheilen, wusste er auch der Bühne zuzuwenden, so dass ihm, wo er immer ein Theater geleitet und verwaltet, der Ruf eines vorzüglichen Sparmeisters nachfolgte. So in Bamberg, Würzburg und Prag, so nach vollen sechzehn Jahren in Hannover, wo er sich zugleich in der Kunst schlauer Fügsamkeit übte. So war ihm doch der ehemalige Beamte des Lottogefälles auf die Bretter nachgegangen und zeigte in Holbein's Geschicklichkeit, Ziffern zu gruppiren, seine lebendige Gegenwart. Dagegen blieb er als Darsteller, Dichter und Dramaturg zurück, obgleich seine Jugend und besten Mannesjahre in eine Zeit gefallen waren, die hervorragende dramatische Dichtungen, grosse darstellende Künstler und geistig belebte, schöpferisch wirkende Bühnenleitungen entstehen und blühen sah. Unter seinen Augen erschienen Schiller's reifste Bühnenwerke; vor ihm wuchs ein dramatisches Genie wie Heinrich v. Kleist empor; es war ihm vergönnt, den Hamburger Schröder an der Arbeit zu sehen, und in Berlin hat er noch unter Döbbelin und Iffland gespielt. Diese reichen Anregungen haben nicht vermocht, seiner Seele einen höheren Schwung mitzutheilen. Was er für die Bühne geschrieben und was er auf der Bühne geleistet, entsprach nur mittleren Anforderungen und ist heute gänzlich verschollen. Noch in der Zeit seiner männlichen Kraft war und blieb durch sechzehn Jahre das Ideal seines Strebens die »solide und vortheilhafte Stellung als königlicher Hoftheater-Director« in Hannover. Von Hannover, wo er am Theater das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt und noch Ueberschüsse erzielt hatte — einen Ueberschuss von 10.000 Thalern liess er, wie er sich äussert, dort zurück — wurde Holbein als Director des Burgtheaters nach Wien berufen.

Im Wiener Burgtheater war ein Sparmeister sowohl in geistigen als materiellen Dingen dringend vonnöthen. Denn Deinhardstein, Holbein's Vorgänger im Amte, der als leidenschaftlicher Liebhaber kleinen Federwilds das Burgtheater vom Vogelherd aus zu leiten pflegte, war mit Geist und Geld des ihm anvertrauten Instituts auf das Leichtsinnigste umgesprungen. Die Nachwehen seiner Leitung waren nicht mehr zu vertuschen. Der Retter in der Noth sollte Franz v. Holbein sein. Er trat sein neues Amt im Jahre 1841 an. »In einer Hinsicht,« schreibt Bauernfeld in seinen Erinnerungen, »war die Wahl dieses schlauen Theater-Ulysses keine gar zu üble. Holbein war die Ordnung selber und brachte den Geschäftsgang sowie die ökonomische Verwaltung bald wieder in das alte Geleise. Nur leider, dass er seinen Ordnungsfanatismus auch auf die Kunst übertrug.« Und nun beschreibt Bauernfeld die bureaukratische Gesinnung Holbein's, sein schriftliches Wesen und Unwesen. Er habe eine Unzahl von schriftlichen Schemen und Schematismen eingeführt, von alten und neuen Repertoir-Ausweisen, von Tagesberichten der Regisseure. Alles und Jedes sei schriftlich und actenmässig behandelt worden. Holbein habe im Schweisse seines Angesichts vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend gearbeitet, »als ehrlicher Oberbeamter des Theatergefälles«. Es spricht ein classischer Zeuge, wenn Bauernfeld, sein Urtheil zusammenfassend, sagt: »Das Institut gerieth künstlerisch in Verfall, was sich sowohl im Repertoire, bei der Wahl der Stücke und ihrer Besetzung, wie bei den häufig schleppenden Vorstellungen kundgab.« Freilich betrachtete sich Holbein vor allen Dingen als Ordnungsmacher in Burgtheatersachen, und er fühlte sich seiner Anstalt gegenüber so wenig als schöpferischer und bahnbrechender Dramaturg, dass er in seinem ersten Promemoria mit grösserer Verkennung der Lage als Bescheidenheit erklärte, »dass das Burgtheater Dank seiner trefflichen Führungen in früherer Zeit in künstlerischer Beziehung die Normalbühne für ganz Deutschland geworden sei und noch immer als solche gelte, und dass ihm (dem jetzigen Director) höchstens die Ehre der ferneren Erhaltung, nicht aber der Verbesserung dieser ruhmwürdigen Schöpfung zutheil werden könne.« So war es für einen neuen Director nicht erlaubt, die Dinge zu betrachten. Keine Frage, das Burgtheater besass bedeutende Schauspieler, aber es entbehrte des Sauerteiges junger Kräfte und vor allem der Führung eines Mannes, dessen Namen und Ruf schon Achtung einflössten. Holbein war nicht dieser Mann, er hatte nicht einmal die starke Gesinnung, es sein zu wollen. Er arbeitete unterirdisch als ökono-

mische Kraft und liess sich den Zügel der artistischen Führung entwinden. Graf Moriz Dietrichstein, der als Oberstkämmerer zugleich der oberste Hoftheaterdirector war, gewann dem in seinen bureaukratischen Netzen befangenen und höchst rücksichtsvollen Director bald allen Einfluss ab. Da aber Dietrichstein sein Wohlwollen noch mehr den hervorragenden Schauspielern als dem Burgtheater zuwendete, so konnte es nicht fehlen, dass die Schauspieler es über ihn davontrugen. In der That verfügten die sechs Regisseure des Burgtheaters für sich, ihre Familien und Freunde über das ganze Institut, und da doch Einsprachen von höherer Seite und unerquickliche Reibungen zwischen Direction und Personal nicht ausbleiben konnten, so ergab sich eine Unsicherheit der ganzen Bühnenführung, die endlich die Ueberzeugung reifen musste, dass es dem Burgtheater an einer kraftvollen, einheitlichen Leitung fehle. Im Jahre 1848, welches die ganze Rathlosigkeit des Burgtheaters vollends aufdeckte, gewann diese Ueberzeugung auch öffentlichen Ausdruck. Mochte Holbein in seinem Repertoire auch dem Zeitgeiste nachlaufen, es half nichts mehr, denn die Aufführungen des Burgtheaters entsprachen nicht jenem Ideal, das man aus früheren Zeiten im Gedächtniss festgehalten hatte. Als artistischer Leiter war Holbein todt, und es blieb ihm nur das Verdienst, die finanziellen Verhältnisse des Burgtheaters geordnet und die Autoren-Tantième eingeführt zu haben. Die Tantièmen-Ordnung vom Jahre 1844, die, von unwesentlichen Aenderungen abgesehen, noch heute gilt und in welcher sich der finanzielle Sinn des Mannes zum erstenmal mit einem geistigen Interesse inniger berührt, ist das eigenste Werk Franz v. Holbein's.

Uebrigens stand der Nachfolger Holbein's schon vor der Thüre. Heinrich Laube war von Luise Neumann nach Wien eingeladen worden, um seine »Karlsschüler« für das Burgtheater in Scene zu setzen. Laube kam, zeigte sich und gefiel. Er brachte Leben und Feuer in die Darstellung seines Stückes, in dessen Besetzung, wie Luise Neumann scherzend bemerkte, der jüngste Karlsschüler ein Mann von fünfzig Jahren war. Am 24. April 1848, einem Ostermontag — an diesem Tage nannte sich das Burgtheater zum erstenmale wieder seit Kaiser Joseph »Hof- und Nationaltheater« — wurden die Karlsschüler in Gegenwart des kaiserlichen Hofes zur Aufführung gebracht. Es ist ein denkwürdiger Abend für das Burgtheater. Das Stück verdankt seine Beliebtheit namentlich der volksthümlichen Gestalt Schiller's, die in jugendlich hilfloser Lage mitten in der Handlung steht, geschützt gegen die brutalen Launen unbeschränkter Macht

von guten Frauen, gerettet durch die Freundschaft des braven Musikus Streicher. Bange machen gilt in diesem Schauspiel: es wird dem Publicum das schaudernde Gefühl eingeflösst, als könnte ein hoher Genius von der Hand eines Tyrannen unterdrückt oder gar vernichtet werden. Im Jahre 1848 war man solchem Gefühle zugänglicher als je. Das Publicum des Burgtheaters liess sich in diese Stimmung hineinreissen, und jedes Wort, das sich auf den Tag auslegen liess, wurde mit Begeisterung aufgenommen. Daneben machte sich ein Zug von Loyalität geltend, der sich allerdings in derselben ungeberdigen Weise Luft machte. Die mehr als schlichten Worte: »Ein weiser Regent ist milde«, fanden donnernden Beifall, und Kaiser Ferdinand erhob sich von seinem Sitze und verneigte sich bei dieser Huldigung. Nach einem Actschluss wollte das Publicum durchaus Herrn Fichtner, den Darsteller Schiller's, sehen. Es liess nicht nach zu rufen und zu pochen. Nun war aber im Burgtheater die gute alte Sitte — und sie lebt noch heute — dass kein Schauspieler einem Hervorrufe folgen durfte. Die Verlegenheit war gross hinter dem Vorhange, wo die Schauspieler in Abwesenheit der leitenden Autorität lebhaft hin- und widerstritten, ob Fichtner erscheinen sollte oder nicht. In dieser Verwirrung fasste Laube den Entschluss, vor die Rampe zu treten und für Herrn Fichtner zu danken. Gedacht, gethan. Der kleine Mann mit dem Baschkirengesichte, mit unsicherem Schritte und eckigen Bewegungen ging hinaus vor das, über die unerwartete, seltsame Erscheinung verdutzte Publicum; da aber Unbeholfenheit nicht minder für sich einnimmt als weltmännische Gewandtheit und einem muthigen Worte nicht leicht zu widerstehen ist, so verwandelte sich das Stillschweigen, das den kurz angebundenen Redner empfangen hatte, bald in lauten Beifall. Die ungestüme Forderung der Zuschauer war beschwichtigt, die gute Sitte des Hauses gerettet.

Diese kleine muthige That erhöhte den Eindruck männlicher Tüchtigkeit, den man von Laube gleich bei seinem ersten Auftreten empfangen. Graf Dietrichstein, der in Laube den Mann der Zukunft für das Burgtheater erblickte und bereits vorläufige Unterhandlungen wegen Uebernahme der Directionsstelle mit ihm gepflogen hatte, fand sich nun in seiner Meinung und seinen Absichten bestärkt. Laube hat von diesen Anfängen seines Verhältnisses zum Burgtheater in seinen Aufzeichnungen nur ein höchst ungenaues Bild entworfen, das namentlich dadurch eine schiefe Ansicht gewährt, dass er die Dinge nur an sich herankommen lässt, während er ihnen

doch auch mit Absicht entgegengeht. Er wollte Director des Burgtheaters werden, und er ist es geworden. In einem Briefe an den Grafen Dietrichstein, geschrieben in Wien am 25. April 1848, entwirft Laube sein Programm für das Burgtheater. In der Einleitung des Schreibens sagt er wörtlich: »Eure Excellenz haben in Ihrer unerschütterlichen Liebe für das hochwichtige Institut des k. k. Hofburgtheaters meinem Antrage auf eine organische Reform desselben unter meiner Betheiligung wohlwollendes Gehör geschenkt, haben mich zu einer kurzen Skizze des einleitenden Planes aufgefordert und haben mir Ihre gütige und motivirte Verwendung an allerhöchster Stelle verheissen.« Nun zeichnet Laube sein Ideal des Burgtheaters mit den folgenden Worten: »Das kaiserliche Hofburgtheater soll das erste Theater im deutschen Vaterlande sein und dadurch die Kunst selbst sowie das politische Ansehen Oesterreichs stützen und fördern. Wo Deutschland sein reifstes Nationaltheater findet, da sucht es auch seinen innersten festesten Halt. In manchen anderen Punkten der Kunst und Wissenschaft wird solche Suprematie sofort schwer zu erreichen sein, theils weil die politischen Formen in den letzten Jahrzehnten Oesterreich vielfach abgesondert haben von Deutschland, theils weil Oesterreich als Mittelpunkt verschiedener Nationen eine rein deutsche Aufgabe wirklich nicht in allen Richtungen einhalten kann. Mit dem Burgtheater dagegen kann diese Suprematie sofort bethätigt werden. Traditionen und Grundlagen sind in schöner Kraft vorhanden, und es ist nichts Geringes, in einer Kunst vorausgehen zu können, welche am volksthümlichsten und eindrucksvollsten ist, welche der Geist der Zeit und Nationen am deutlichsten spiegelt und leitet, und welche ihn edel und gut spiegeln und leiten kann, sobald fester Wille, Erfahrung, Besonnenheit und ein klares Princip an der Spitze stehen.« Nach diesen allgemeinen Sätzen, in welchen die Aufgabe der Bühne vielfach überspannt wird, geht Laube in die praktischen Einzelheiten ein, in welchen er viel heimischer ist als im Theoretisiren. Drei Dinge findet er nöthig: einmal eine grössere Freiheit in der Auswahl der aufzuführenden Stücke, eine in berufener Hand ungefährliche Freiheit, da ja dem Unbefugten gegenüber der künstlerische Massstab viel strenger und sicherer sei als irgend ein polizeilicher; dann eine Ergänzung des darstellenden Personals, damit classische Werke classisch dargestellt werden könnten; drittens wäre es nöthig, die ökonomische Leitung von der artistischen abzusondern und den vollen artistischen Theil der Leitung in die Hände eines artistischen Directors zu legen, welcher für die ganze höhere Frage

des Institutes verantwortlich und in dem Betriebe alles dessen, was Stücke, Austheilung, Einstudirung, Inscenesetzung betrifft, wie Laube es ausdrückt, »mächtig gemacht würde«. Schliesslich empfiehlt sich Laube mit ebenso viel Stolz als Bescheidenheit zum Director des Burgtheaters und macht in umsichtiger und billiger Weise die materiellen Bedingungen namhaft, unter denen er das Amt übernehmen würde. In Folge und auf Grund dieses Schreibens erstattete Graf Dietrichstein einen Vortrag an den Kaiser, in welchem er die Ueberzeugung aussprach, dass Laube der geeignete Mann sei, »um durch seinen imponirenden und zugleich versöhnenden Einfluss Kraft, Ordnung und Ruhe in die Schauspieler-Gesellschaft zu bringen.« Der Satz: »das Burgtheater habe gegenwärtig eine bedeutendere Rolle zu spielen als ehemals«, klingt wie ein Widerhall aus Laube's Programm. Dietrichstein fügt hinzu, er selbst vermöge nicht mehr, sich dem Institute mit der früheren Aufopferung hinzugeben, da seine vorgerückten Jahre, anderweitige Geschäfte und »zahllose Schmähungen in dieser bewegten Zeit« ihm die zur energischen obersten Leitung des Theaters nöthigen Kräfte lähmten. »Andererseits« aber könne von Holbein eine dauernde, consequente Bühnenführung nicht erwartet werden, und er beantrage daher die Ernennung Dr. Laube's zum artistischen Director des Burgtheaters, »wornach« Regierungsrath v. Holbein ausdrücklich auf die ökonomische Leitung zu beschränken wäre. An dem Schlussantrage Dietrichstein's, dass der für Laube ausgeworfene Gehalt als eine ausserordentliche Ausgabe vom Finanzministerium zu übernehmen sei, scheiterte der ganze Plan. Das Burgtheater fiel nun vorderhand in die alten Zustände zurück.

Mittlerweile war Laube als Vertreter eines nordböhmischen Wahlkreises in das Frankfurter Parlament eingetreten. Als Redner machte sich Laube nicht bemerklich, er stimmte im grossdeutschen Sinne und schrieb ein dickes und zahmes Buch über das deutsche Parlament. Das Burgtheater wollte Laube gänzlich vergessen haben und erst durch einen Brief aus Wien von der Hand des Grafen Grünne wieder daran erinnert worden sein. Bei dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph war nämlich die zeitweilige Vertretung des ersten Obersthofmeisters, sowie des Oberstkämmerers und mithin auch des obersten Hoftheater-Directors in die Hände des kaiserlichen Generaladjutanten Karl Grafen Grünne gelegt worden. Mit dem Briefe des Grafen Grünne hat es nun allerdings seine Richtigkeit, nur dass Graf Grünne zuvor einen weitläufigen Brief von Laube erhalten hatte. Laube brauchte sich dieses Briefes nicht zu schämen. Er enthält

nichts als die Erinnerung an seine mit dem Burgtheater früher angeknüpften Beziehungen, und im vornehmsten Ton stellt sich der Briefschreiber, falls der Gedanke einer Reform des Burgtheaters noch bestehe, dem Grafen zur Verfügung. Grünne antwortete in einem höchst verbindlichen, den Werth Laube's entschieden anerkennenden Schreiben. Er sei überzeugt, sagt Graf Grünne, dass das Burgtheater, wenn es seinen Ruhm behaupten wolle, mancher Reformen bedürfe, auch stehe es für ihn ausser Zweifel, dass Laube bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Anstalt, seiner gründlichen Bühnenkenntniss und seinen ihm sonst nachgerühmten persönlichen Eigenschaften allerdings der Mann sei, dem das Amt eines Burgtheater-Directors mit Beruhigung anvertraut werden könne. Seien erst einige Hemmnisse beseitigt, dann werde er nicht säumen, die Angelegenheit zum Abschluss zu bringen und ihn davon schriftlich oder, wenn es sein könne, mündlich zu verständigen. Eine wiederholte Anwesenheit Laube's in Wien brachte die Dinge in Fluss. Diesmal war Laube auf Einladung seiner Wiener Freunde herbeigekommen, um seinen »Struensee« am Burgtheater in Scene zu setzen. Die Sache gerieth zu allgemeiner Zufriedenheit, und das Stück trug einen grossen Beifall davon, sowohl nach oben als nach unten. Die Burgtheater-Angelegenheit wurde nun sehr gründlich behandelt. Schon am 24. Februar 1849 war eine Commission eingesetzt worden, die über Reformen im Burgtheater berathen und Anträge stellen sollte. Diese Commission, die unter dem Vorsitze des Unterstaatssecretärs Dr. Pipitz und unter Zuziehung zweier Ministerialräthe, des Archivdirectors Grillparzer, des Regierungsrathes v. Holbein und des oberstkämmereramtlichen Kanzleidirectors, Hofsecretär von Raymond, sich berieth, brachte es zu keinem greifbaren Ergebniss. Die Anträge einer zweiten Commission, die, mit Ausnahme Grillparzer's, aus den gleichen Mitgliedern bestand, nur dass ihr der inzwischen zum Oberstkämmerer und obersten Hoftheater-Director ernannte Graf Karl Lanckoronski präsidirte, wurden der kaiserlichen Schlussfassung vorgelegt, die am 9. December 1849 erfolgte. Hauptgegenstand der Commissionsverhandlungen war die Ernennung eines Dramaturgen, die als ein unabwendbares Bedürfniss bezeichnet wurde. Verschiedene Persönlichkeiten wurden namhaft gemacht, die aber sämmtlich nicht verfügbar oder nicht verwendbar waren. Gegen Grillparzer spreche sein Wunsch nach Ruhe, gegen Bauernfeld, Gutzkow, Prechtler manches andere, wohl auch politische Bedenken; Baron Münch und Baron Zedlitz hätten erklärt, nur eine höhere Stelle annehmen zu wollen. Als

der Ungefährlichste unter den Gefährlichen erschien ihnen offenbar Heinrich Laube. Für Dr. Laube, sagten sie, spreche seine unzweifelhafte Befähigung, sowie die mit ihm bereits gepflogene Unterhandlung: es empfehle sich also, ihn zum Dramaturgen zu ernennen und zwar zunächst auf zwei bis drei Jahre. Da aber Laube den missverständlichen Titel eines Dramaturgen ablehnte — denn er wollte Director sein und dirigiren und auch die Zeitdauer seiner Anstellung zu kurz bemessen fand, wurde der Commissionsantrag in diesen beiden Punkten abgeändert, und Dr. Heinrich Laube wurde zufolge allerhöchster Entschliessung vom 26. December 1849 provisorisch auf die Dauer von fünf Jahren zum artistischen Director des Hofburgtheaters ernannt. Holbein behielt die ökonomische Leitung des Institutes.

So war Heinrich Laube Director des Burgtheaters. Und bald sollte sich zeigen, dass ein anderer, frischerer, anspruchsvollerer Geist in die alten Räume des Hauses am Michaelerplatz eingezogen sei. Holbein macht zwar geltend, dass Laube, von der besseren materiellen Lage des Burgtheaters und von den geklärteren Zeitverhältnissen in ungewöhnlichem Masse begünstigt, seine Stelle übernommen habe, wo es denn kein Wunder sei, wenn Einer etwas leiste. Holbein mag in seiner Weise wohl Recht haben, allein er übersah und musste von seinem Standpunkt aus übersehen, dass bei Laube die tiefsten Antriebe des Schaffens und die Bedingungen des Erfolges in seiner eigensten Natur lagen. Laube war kein Mann, der ruhig liegen bleiben und zusehen konnte, wie die Dinge sich entwickelten. Im Gegentheile, es lebte ein Geist des Befehlens, des Zugreifens, des Handelns in ihm, er war dazu gemacht, den Dingen sein persönliches Gepräge aufzudrücken. Thätigkeit war die Seele seines Wesens, und lieber hat er Ungeschicktes oder Zweifelhaftes unternommen, als gar nichts gethan. Was ihm im ersten Anlauf seines Temperaments misslang, dessen Möglichkeit hat er doch nicht fallen lassen, sondern für etwa später eintretende günstigere Verhältnisse klug erwogen. Er verstand es ganz gut, sich zu fügen, wusste aber die Zeit abzuwarten und eine ihm abgeschlagene Sache so geschickt zurechtzulegen, dass man sie später von ihm, wo nicht zu erbitten, so doch zu fordern schien. So hat er während seiner Leitung manches missliebige Stück, an dessen Aufführung ihm gelegen war, durchgesetzt. Von seinem Vorgänger im Amte, von Franz v. Holbein, war keine Ader in ihm, weder die bureaukratische, die selbst in Bagatellsache endloses Papier verschreibt, noch die diplomatische,

welche, gelegentlich der Sache ausweichend, nur auf die Erhaltung der eigenen werthen Persönlichkeit Bedacht nimmt. Den älteren Schauspielern des Burgtheaters, der sogenannten alten Schule gegenüber, hat sich die charakteristische Verschiedenheit der beiden Männer besonders deutlich ausgesprochen. Holbein hatte die sechs Regisseure, die im Burgtheater eine Art Familientheater besassen, in einer Weise geschont, dass er sie in der Wahl und der Besetzung der Stücke fast nach Willkür schalten und walten liess. Laube, der im Burgtheater nach dem Sinne seiner Anstellung die Reform repräsentirte, trat zu den älteren Schauspielern in ein ganz anderes Verhältniss. Sie kamen ihm fremd entgegen, mit ihren Ansprüchen und halben Gerechtsamen aus früherer Zeit; er theilte sie mit der Entschiedenheit, die in seiner Natur lag, auseinander, um Raum zu schaffen für eine neue Schöpfung. Er war gekommen, um zu gründen, zu entwickeln, für die Zukunft zu pflanzen; die Alten traten ihm in den Weg, und mit jenem unschönen, aber berechtigten Egoismus, mit jener nothwendigen Ungerechtigkeit, die thatkräftigen Naturen eigen zu sein pflegt, drängte er die alten Schauspieler zurück. Er wollte sie nicht verdrängen, sondern sie nur an ihren richtigen Ort stellen. Er ist hierin manchmal zu weit gegangen und hat begründete menschliche Rücksichten verletzt. Laube war noch ein Mann in kräftigen Jahren, der noch nicht genugsam erfahren hatte, wie oft gerade die feinsten künstlerischen Eigenschaften sich erst mit dem reiferen Alter entwickeln, so dass in Rollen, die nicht geradezu eine grüne Jugend fordern, ein älterer Mann nicht selten den Jüngling in den Sand wirft. Laube hat das an Fichtner ja selbst erleben müssen. Dem barschen Laube kamen die Anderen barsch entgegen, und so wurde der Streit zwischen den Alten und den Jungen vergiftet.

Der schroffste, eigen- und muthwilligste Widersacher Laube's unter den älteren Schauspielern war Ludwig Löwe. Laube konnte den Mann nicht gewähren lassen, ohne seine eigene Stellung und die Interessen des Burgtheaters tief zu schädigen. Er musste ein Beispiel aufstellen und zeigen, dass er der Herr sei. Erstaunlich ist die Energie, mit welcher Laube seine ihm vorgesetzte Behörde bestimmte, in seinem Sinne gegen Löwe vorzugehen, und anerkennenswerth der Muth, womit Laube die etwaigen Folgen dieses Schrittes gegen den hervorragenden, in allen Wiener Kreisen beliebten und verehrten Schauspieler auf seine Schultern nahm. Ein vom 30. Juni 1850 datirter, vom Grafen Lanckoronski unterzeichneter Erlass der obersten Hoftheater-Direction an den k. k. Hofschauspieler und

Regisseur Herren Ludwig Löwe, ein Erlass, der nach allen seinen stylistischen Merkmalen nur von Laube geschrieben sein kann, lässt uns Einsicht nehmen in das Werk der Demüthigung, das Laube dem widerspenstigen Schauspieler bereitet hat. In dürren Worten wird dem berühmten Schauspieler, der an solche rücksichtslose Sprache nicht gewöhnt war, Pflichtversäumniss in jedem Sinne vorgeworfen. Weder als Regisseur noch als darstellender Künstler habe er geleistet, was ihm zu leisten obliege, ja durch sein mit Absicht zur Schau getragenes feindseliges Gebahren habe er nur zu oft an den Tag gelegt, dass ihm der Gesammtgeist und das Gedeihen des Institutes etwas sehr Gleichgiltiges sei. Die oberste Hoftheater-Direction sehe sich daher verpflichtet, ihn von der ferneren Verwaltung des Regieamtes zu entheben; sie werde ihm zwar zunächst den Regiegehalt noch belassen, knüpfe aber diese Vergünstigung strenge an Bedingungen, die seine ganze übrige Stellung und Haltung als Mitglied des Theaters betreffen. »Das anlangend,« so fährt der Erlass in seiner scharfen Tonart fort, »verhehlt sie Ihnen nicht, dass eine völlige Aenderung bevorsteht, so bald die nächste Zukunft nicht Ihren guten Willen darthut, den nothwendigen Uebergang in andere Fächer zum Vortheile des Institutes zu ermöglichen und zu erleichtern. Dieser gute Wille besteht nicht blos in Abgabe einiger jüngerer Rollen, sondern es muss von Ihnen, indem Sie aus Ihrem bisherigen Fache scheiden, selbstthätig Alles gefördert werden, was einen neuen Wirkungskreis für Sie bilden kann. Die neue Stellung muss also von Ihnen und für Sie mit Hilfe der Direction erst geschaffen werden, und dies ist kaum erreichbar, wenn Sie, wie bisher oft geschehen, der Worte Ihrer Rollen nicht genügend Herr, wenn Sie zum eigentlichen gründlichen Probiren unlustig und wenn Sie ferner bei jeder neuen Rolle, die vielleicht nicht glänzend ist, Schwierigkeiten erheben ...« Löwe fühlte sich durch diesen Erlass innerlich vernichtet. Er rang nach Luft, nach Worten. Es liegen von seiner Hand zwei Entwürfe zu einem Antwortschreiben an den Grafen Lanckoronski vor, die sich zu reumüthigen, zerknirschten Bittschriften gestalteten. Er sucht sein Vergehen aus seiner künstlerischen Natur zu erklären. »Gefühl und Phantasie,« ruft er aus, »sind meine vorherrschenden Elemente! Ohne meine Fehler hätte ich auch nicht das Gute, was von den Besten und Edelsten anerkannt wurde.« Dann wieder die andere Wendung: wenn er sich durch den Trübsinn, der aus seinen häuslichen Verhältnissen entspringe, zu unbedachten Schritten habe hinreissen lassen, so sei dies ein Vergehen, das mehr

Mitleid als Strafe verdiene. Und doch war Löwe nicht so sehr geknickt, um sich nicht aufzurichten und den Ort zu bezeichnen, von wannen der bittere Pfeil geflogen kam. »Nur ein feindseliger Dämon,« so ruft er aus, »konnte Alles so zusammensuchen, aufgreifen und herbeiziehen, steigern und entstellen, was Grund und Ursache geben soll zu einem Schlage, welcher mich sehr hart und, in dieser Weise geführt, gewiss unverdient trifft.« Im Uebrigen erklärt sich Löwe zu Allem bereit, was von ihm verlangt wird, nur die Demüthigung, dass er das Regieamt verliere, möge man ihm gnädigst ersparen. Nach der hierortigen weichen Praxis blieb es denn auch beim Alten, aber Laube hatte durch sein scharfes Vorgehen die nöthige Achtung und Furcht um sich verbreitet.

Einen solchen Schritt zu thun, hätte Holbein, der nun neben Laube als ökonomischer Leiter des Burgtheaters sass, nie den Muth gehabt. Freilich hatte Laube mit weiter reichenden Befugnissen sein Amt angetreten; er war unabhängig in der Wahl und Besetzung der Stücke und besass das Recht, Engagements auf ein Jahr abzuschliessen. Alle Massnahmen in Bezug auf die ökonomische Verwaltung des Institutes, unter anderen auch die Anweisungen an die Casse, waren Sache des dem artistischen Leiter nebengeordneten und gleich ihm dem Oberstkämmerer untergeordneten ökonomischen Directors. Natürlich war diese Nebenordnung die Quelle manigfacher Misshelligkeiten. Geld und Geist liegen miteinander in ewigem Widerstreite. Holbein hielt die Schnüre seines Säckels eigensinnig fest und dem Andern brannte die Stirne von weitaussehenden Plänen und Entwürfen. Sie wohnten nebeneinander wie Wasser und Feuer. Es wird erzählt, dass Holbein und Laube, so lange sie in dem damaligen Hoftheater-Bureau auf der Augustinerbastei nebeneinander amtirten, sich fortwährend befehdeten, und wie Laube sich in seinem Ingrimm nicht anders zu helfen wusste, als dass er einmal des Nachts die Verbindungsthüre zwischen seinem und Holbein's Zimmer vermauern liess. Das ist sinnbildlich das letzte Wort und Urtheil zwischen Holbein und Laube: Ihre Naturen schlossen einander aus.

Zu seinem Chef, dem Grafen Lanckoronski, stand Laube fortwährend in freundlichen Beziehungen; der Graf erwies sich ihm als ein echter Cavalier, auf dessen Wort er sich verlassen konnte. Obgleich zwischen den Gesinnungen beider Männer eine tiefe Kluft bestand, so setzte Laube, wenn auch manchmal auf Umwegen und mit Zeitverlust, alles Berechtigte in seinen Bestrebungen durch, weil Lanckoronski in Laube den Fachmann achtete und sich schliesslich

doch von ihm überzeugen liess. In diesem kühlen aber loyalen Verhältnisse waltete der Geist fort, in welchem Laube nach Wien berufen worden war. Durchaus sachliche Gründe sprachen für seine Berufung, und diese sachlichen Gründe, die sich in der Zuversicht zusammenfassten, dass Laube der Mann sei, dem gesunkenen Burgtheater wieder aufzuhelfen, schlug man so hoch an, dass man darüber die persönliche Vergangenheit Laube's zu vergessen bereit war. Aus einer ganz anderen geistigen Gegend war Laube ursprünglich hergekommen. Hinter dem Laube des Burgtheaters stand ein anderer Laube, der Laube des Sturmes und Dranges, der Laube des jungen Deutschland. Seine ersten Schriften waren von der Juli-Revolution hervorgerufen, jenem schreckenden und weckenden Ereigniss, welches die Geister schied und auch in Deutschland Farbe bekennen hiess. Unabhängig von einander, doch wie auf geheime Verabredung begrüssten meist jugendliche Schriftsteller mit Begeisterung die Juli-Revolution, ihnen Allen voran und allen an Geist und Darstellungstalent überlegen, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Hand in Hand mit der Begeisterung für die Revolution ging die Kritik der deutschen Zustände; Staat und Kirche, Gesellschaft und Sitte mussten sich die schärfste Beleuchtung, die gründlichste und nicht selten kecksten und gröbsten Angriffe gefallen lassen. Es waren Schriftsteller, wie sie Deutschland selten und in so bedrohlicher Masse nie gesehen hatte. Sie wollten die Welt nicht blos schildern, sondern sie bewegen; sie wollten nicht blos künstlerisch darstellen, sondern auf die Gesinnung wirken. So sehr sie auch durch Begabung von einander abweichen mochten, ein reformatorischer, ein revolutionärer Zug war ihnen Allen gemeinsam. Laube war einer der rührigsten, kecksten und fruchtbarsten Autoren der jungen Schriftsteller-Generation; er war nie darum verlegen, etwas zu sagen, das Wort stob ihm von der Feder. Frisch, flott, burschikos und noch durch die Stilnachahmung hindurch an einer gewissen Derbheit und Tüchtigkeit erkennbar, so schreibt der junge Laube. Und er schreibt über Alles: über Politik und Religion, über Sittlichkeit und Mode, über Geschichte und Philosophie, und stets mit leidenschaftlichem Reformdrange. Und wie er über Alles schreibt, so schreibt er auch in allen Formen: Pamphlet, Charakteristik, Journal-Artikel, Novelle, Roman, Reisebild, es fehlt keine dieser Gattungen in dem Werke des jugendlichen Schriftstellers. Keckheit ist der Hauptcharakter dieser Schriftstellerei, die sich kein Blatt vor den Mund nimmt und in renommistischer Uebertreibung weder vor Tod noch Teufel sich zu fürchten

scheint. Das Stoffgebiet, welches Laube anbaut, ist die ganze Gegenwart, der er seine revolutionären Verjüngungkünste aufreden will und die, wenn sie nicht willig folgt, gezwungen werden muss. In seiner Reformtrunkenheit ruft er einmal aus: »Was nicht von selbst sterben will, muss todtgeschlagen werden.« Naturalistisch ist Laube's Anschauungsweise, naturalistisch sind seine literarischen Mittel. Er ist Naturalist als Aesthetiker, als Dichter, als Politiker, als Sittenbesserer. Er ist nie auf die Quellen geistiger Dinge zurückgegangen, hat nie intimere Fühlung gehabt mit den philosophischen Strömungen der Zeit. Die Hegel'sche Philosophie, die in den damaligen Tageskämpfen eine so hervorragende Rolle spielte und deren fieberhafte Dialektik, vom Nichts ausgehend, auch so oft beim Nichts ankam, ist für Laube nie etwas anderes gewesen als ein Schlagwort. So weit sich ihm die Gegenwart als ein interessanter literarischer und revolutionär zu behandelnder Stoff aufdrängte, so weit reichte auch sein Denken. Nicht classisch, nicht romantisch — modern lautete das Schiboleth, woran die wild gewordenen Denker und Dichter einander erkannten. Dabei spielte unklar ein Gedanke von hellenischer Lebensherrlichkeit mit hinein, und die Emancipation des Fleisches, der freie Cultus der Schönheit war eine Doctrin, die namentlich von Laube, indem er an Heine und Heinse anknüpfte, in der tollsten und frechsten Weise ausgesponnen wurde. Ohne Zweifel war Laube ergriffen von den Strömungen der Zeit und insoferne aufrichtig in seinen Aeusserungen; aber er that mehr, als er seiner innersten Natur gemäss thun musste. Er war nicht nur ein Rufer im Streit, sondern ein Schreier im Streit. Neben der Sache wollte er sich selbst geltend machen, und so musste Aufsehen erregt, mit der Peitsche geknallt werden. Laube's Entwicklungsgang legt Zeugniss ab für diese Thatsache. Wie aus mannigfachen Verkleidungen, von denen er ein Stück nach dem andern abwarf, trat er endlich in seiner eigenen Gestalt hervor: eine gut bürgerliche Natur, vorzugsweise praktisch gestimmt, mit poetischen Anwandlungen und nicht ohne starkes Temperament. Diese Wandlung aus dem Revolutionären ins Bürgerliche zu beschleunigen, trug gewiss seine Verheiratung bei, die ihn zuerst mit dem bändigenden Zauber des Besitzes vertraut machte und ihm eine Frau bescherte, die durchaus verständig, gescheit und mit dem feinsten Tacte begabt war.

Erst im Theater, zunächst als Autor, dann als Bühnenleiter, hat sich Laube selbst und ganz gefunden, und seine dauerndste Thätigkeit in diesen Fächern gehört dem Burgtheater an. Das ist der

Laube, den Wien kennt. Der dramatische Dichter hat es uns eigentlich nie recht angethan, obgleich »Monaldeschi« und »Struensee«, Abenteurerstücke, denen keckes Leben und geschickte Technik nicht abzusprechen sind, in guter Besetzung stets gefallen haben und auch der in den ersten Acten kräftig aufsteigende »Essex«, der nur leider versagt, wo er des eigentlichen Dichters bedürfte, immer gute Aufnahme gefunden. Es ist nicht deutsches quellendes Leben in diesen Schauspielen, sie sind in Geistesrichtung und Mache französischer Abkunft. Der bedeutendere Mann in Laube ist der Dramaturg, und was ihn zu dem hervorragenden Bühnenmanne macht, ist neben der Kenntniss der Sache die Leidenschaft für sie. Man musste ihn walten sehen in seinem Amt, um einen Begriff von seiner Liebe zur Sache zu erhalten. Das interne Theater, das Theater, welches das Publicum nicht sieht, war sein Element, seine Lebenslust. Der Dichter, der Schriftsteller waren nur Mittel zum Zweck, er nützte sie nur für das Theater. Er war, wenn man so sagen darf, der theoretische Schauspieler und wäre, wenn ihn die Natur glücklicher gebildet und mit einer schöneren Stimme begabt hätte, gewiss ein bedeutender Darsteller geworden. Fehlte Jemand auf der Probe, so trat er für ihn ein und sprach seine Rolle so vortrefflich, dass Alles davon entzückt war. In den Proben, die er alle leitete, von der Leseprobe bis zur Hauptprobe, war Laube unermüdlich. Er legte den Schauspielern die Rolle zurecht durch Streichen, Aendern, Umarbeiten; er nannte dies mit einem Schneiderausdruck »zu Faden schlagen«. Dann kam die feinere Arbeit, und es musste Alles heraus, was in der Rolle lag. Und wenn nun ein Stück von Probe zu Probe gewachsen war und immer klarer und fertiger heraustrat und Laube in der letzten Probe das Buch zuklappte, da blieb noch Alles auf der Bühne, bis er aufstand, seinen Hut aufsetzte und in seiner knappen Weise sagte: »Es wird gehen! Guten Morgen!« Und wenn er dies sagte, so konnte man in den meisten Fällen des Erfolges sicher sein, nämlich des Erfolges der Darstellung, denn der Erfolg eines Stückes liegt ausserhalb aller Berechnung. Wie er in seinem Theater, in seinen Schauspielern lebte und webte, das konnte man so recht am Abend einer ersten Aufführung beobachten. Laube sass gespannt in seiner Loge. Er hatte noch mehr Lampenfieber als die Schauspieler unten, er zagte und zitterte für jeden Einzelnen, er spielte jede Rolle in der Loge mit, er war im Theater der Vorlacher und Vorweiner, und wenn der erhoffte Beifall ein wenig auf sich warten liess oder gar ausblieb, so schlug er ungestüm und so lange in die

Hände, bis das Publicum mit einstimmte. War ein günstiger Erfolg vorhanden, dann stürzte er freudestrahlend auf die Bühne, trocknete den Schweiss, manchmal auch den Angstschweiss von der Stirne, die Schauspieler versammelten sich um ihn wie um einen Feldherrn, um die Parole zu empfangen, die kurz und bündig lautete: »Gut ist's gegangen!« Die Zwischenactmusik begann, und er war schon wieder in seiner Loge, die er nur verliess, um lobend oder tadelnd in die Aufführung des Stückes einzugreifen. Nichts war so gering, dass er es nicht seiner Aufmerksamkeit würdigte. Er ging ins Theater, wenn ein untergeordneter Schauspieler zum erstenmal eine Bedientenrolle gab. Um Laube's grösste Eigenschaft als Bühnenleiter hervorzuheben: er war ein unermüdlicher Pfleger des Wortes. Auf Natürlichkeit des Sprechens war sein Augenmerk gerichtet, zugleich auf verständnissvolles Sprechen. Er hob gleichsam das Wort auf und zeigte, was darunter lag.

Als Laube sein Amt antrat, verfügte das Burgtheater über eine Reihe bedeutender Kräfte, die nun sämmtlich der Geschichte angehören. Einer von den Flügelmännern war Heinrich Anschütz. Das Burgtheater verehrte in ihm seinen besten Sprecher und seinen grössten tragischen Darsteller. Als Student hatte Anschütz noch das Weimar Schiller's und Goethe's kennen gelernt, und ihm ward das Glück zu Theil, den Schauspieler Iffland noch in der Vollkraft seines Könnens spielen zu sehen. An die Traditionen unserer nationalen Dichtung und Schauspielkunst knüpfte Anschütz an, ohne sich gegen die Richtungen einer späteren Zeit engherzig zu verschliessen. Seine Kunst ruhte auf dem festen Boden einer gewissenhaft ausgebildeten Technik. Seine Stimme, ein wohlklingendes, volles, jedes Grades von Stärke fähiges Organ, war ausgebildet wie die Stimme eines Sängers; er traf jeden Ton, den er wollte, beispielsweise jenen in die Kopfstimme hinaufschlagenden Ton der Rührung, der nie seine Wirkung versagte, mit unfehlbarer Sicherheit. Was grosser Stil der Declamation sei, konnte man durch ihn erfahren, wenn er etwa den alten Chorführer in der »Braut von Messina« oder den Meister in Schiller's »Glocke« sprach; die Sprache war dann wie ein losgelassenes Element, aber doch gebändigt von der geistigen Kraft des Sprechers. Dann wieder war er als Nathan ein Redner, der über die Neben- und Zwischensätze hinweg mit so ruhiger Hand wie kein Zweiter den zusammenhängenden Faden des Sinnes schlug; es wohnte eine geordnete Klarheit in seinen Worten wie in seinem Geiste. Nicht minder war er ein Meister in der charakteristischen wie der leiden-

schaftlichen Rede, und eines seiner höchsten Meisterstücke in dieser Gattung waren jene Invectiven, die er als Musikus Miller dem Präsidenten an den Kopf wirft. Ueberhaupt sein Musikus Miller — wie schlicht und stark, wie spröd, innig und ergreifend! »Ich laufe zum Herzog,« ruft der arme Musikus aus. »Der Leibschneider — das hat mir Gott eingeblasen — der Leibschneider lernte die Flöte bei mir. Es kann mir nicht fehlen beim Herzog.« Die heilige Einfalt dieser Aeusserung, dieser letzten Zufluchtsgedanken eines gehetzten Wildes brachte Anschütz so kindlich gläubig, mit einer so unschuldigen Zuversicht, dass man zugleich lächeln und gerührt sein musste. Neben den starken, oft derben und groben Ausbrüchen einer bürgerlichen Seele kamen bei Anschütz die zartesten und verschämtesten Gemüthsströme zum Vorschein; er war rührend in seiner hilflosen Liebe zu der Tochter, er war erschütternd in seiner Einsamkeit, in der grauenhaften Zerstörung des häuslichen Lebens. Ueber das Elend und selbst über den Plunder einer von dem Gesetze ungeschützten, der Willkür der Grossen preisgegebenen bürgerlichen Existenz warf Anschütz den Schimmer seiner genialen Begabung. Es war immer ein Festtag für das bürgerliche Gefühl, wenn Anschütz seinen Musikus Miller gab. Auf gleicher Höhe mit dem Miller standen sein Erbförster und sein Tischler Anton — Rollen, in denen er eine reiche künstlerische Erfindung entfaltete. Sein Lear gab einen vollständigen Inbegriff seiner Kräfte; zum Uebrigen trat hier noch die Grösse des Stils. Der Lear von Anschütz ist in Wien sprichwörtlich geworden: mit ihm bezeichnete man das Höchste einer schauspielerischen Leistung. Neben Anschütz stand in eigenthümlicher Grösse Ludwig Löwe, der einst als hinreissender Liebhaber und jugendlicher Held die Welt entzückt hatte. Frau Rettich pflegte von Löwe zu sagen, dass er allein unter allen Schauspielern einem Weibe auf der Bühne glaubwürdige Liebeserklärungen habe machen können. Ein Zug von Ritterlichkeit, der die Männer bezwang und die Frauen bezauberte, war ihm auch in späteren Jahren treu geblieben. Vornehme Männer darzustellen, vornehm in Sitte und Gesinnung, war Niemand befähigter als er. Noch in hohem Alter hat er durch seine adelige Darstellung des Bankban in Grillparzer's »Ein treuer Diener seines Herrn« dieses unsympathische Stück möglich gemacht. Obgleich er beständig heiser war, brachte er doch das Wunder zu Stande, Rollen, die durchaus ein grosses Organ zu verlangen schienen, mit vollem Erfolge zu spielen. Sein Götz, in den er — ein heiserer Löwe — seine ganze Energie und überschäumende

Leidenschaft hineinlegte, rief stets den Jubel des Publicums hervor. Wie es das Glück bedeutender Künstler ist, verehrte man in ihm was er war und was er gewesen war. Ludwig Löwe war eine der grossen Figuren des Burgtheaters. Unter den Frauen vertrat Julie Rettich das reifere tragische Fach. Als Laube Director wurde, lag ihre beste Zeit schon hinter ihr, jene Zeit, da sie in Halm's dramatischen Dichtungen gemeinsam mit Löwe geglänzt hatte. Bei ihrem Uebergang in das ältere Fach hatte sich die Künstlerin, der doch ein starker Verstand nicht abzusprechen war, durch das Beispiel zweier mächtiger Bühnenerscheinungen, der Rachel und der Ristori, an sich selbst irre machen lassen. Sie fühlte nun das Bedürfniss, ihr Spiel, welches ein edler, wenn auch etwas seichter Idealismus kennzeichnete, nach der sinnlichen Seite hin zu erweitern. Der Versuch misslang und musste misslingen. Eine geistreiche, nur wenig sinnliche Natur, war Frau Rettich gewöhnt, vom Geiste aus zu arbeiten; als sie nun an die volle Sinnlichkeit appellirte, wollten ihr die Muskeln, die Nerven, das Blut nicht recht gehorchen. Ein Riss ging durch ihre Natur, und sie konnte nichts erreichen, als das Gleichgewicht ihrer Kräfte zu zerstören. Doch konnte sie gelegentlich noch bedeutend wirken, z. B. als Margarethe von Parma in »Egmont«, als Gräfin Terzky in »Wallenstein«, und nach der Rachel hat Frau Rettich noch die Thusnelda im »Fechter von Ravenna«, nach der Ristori noch die Marfa in Schiller's »Demetrius« geschaffen, zwei Gestalten, die in ihrer rednerischen Fülle und in ihrem reinen Adel doch auf einer eigenthümlichen Höhe standen. Frau Rettich war ein wichtiges geistiges und sittliches Element für das Burgtheater und für die Wiener Gesellschaft. Man hat oft ihre ewige Jugend bewundert, die aber nur auf dem Geheimniss beruhte, die ganze Persönlichkeit vom Gemüth aus zu verjüngen. Ihr diese unverwüstliche Jugend zu bewahren, trug viel jener treue Freundeskreis bei, der sich, seit der Dichter der »Griseldis« ihr näher getreten, um sie, als seinen Mittelpunkt, sich bewegte. Frau Rettich, mit ihrer reichen, von der mannigfaltigsten Bildung befruchteten Natur, hatte viel und vielerlei zu geben. Alles Schöne und Holde, was ein Weib zierte, hatte sie in sich ausgebildet; es ging eine erziehende Kraft von ihr aus, die unbewusst veredelte. Zwei Talente, die man nur bei Frauen findet, besass sie in vorzüglicher Weise: sie war eine Meisterin im Pflegen und im Dulden. Das fühlte man, nach Berichten von Zeitgenossen, zuweilen auch ihrer Kunst an. Sie strömte ihr Herzblut aus, wenn sie als Griseldis in

tiefe Abgründe weiblichen Leidens blicken liess und die grellen Dissonanzen dieses Lebens in eine erhabene Resignation auflöste; sie war Parthenia, bevor sie die Parthenia spielte, denn gerade das Erziehen durch Liebe war recht ihr Element. Es strömte eine belebende Kraft von ihr aus; durch ihr künstlerisches Pflichtgefühl war sie ein guter Genius des Burgtheaters, durch die Würde ihrer Persönlichkeit hat sie, gleichwie Anschütz, für die Stellung des Schauspielers in der bürgerlichen Gesellschaft Namhaftes geleistet.

Unter den Jüngeren war Bogumil Dawison eine hervorragende charakteristische und tragische Kraft. Viele werden sich erinnern, wie sein Richard III. packte und erschütterte, wie sein Hamlet den Zuschauer innerlichst bewegte, wie sein Mephistopheles, der ganz in Lauge getaucht schien, zu denken gab. Sein Mephisto war der Gottseibeiuns in Lebensgrösse. Diese Schärfe und feine Witterung, dieser tiefe Ingrimm, der manchmal in dämonische Flammen aufschlug, bei allem Cynismus jener höllenjunkerliche Anstand — es war eine Gestalt, die vom genialsten Leben überschäumte. Dawison's Begabung schien eine grosse Zukunft in sich zu tragen. Die starren Ueberlieferungen der Mittelmässigkeit schienen von einer bedeutenden Kraft kühn durchbrochen, es war, als ob Dawison die verschüttete Quelle der dramatischen Dichtung wieder aufgeschlagen habe, die nun ihren lange zurückgehaltenen Sprudel auf einmal mit verdoppelter Kraft ergossen. Selbst seine scharf ausgesprochene persönliche Erscheinung, welche die Linie des Ebenmasses fast in jedem Punkte schnitt, selbst die vom reinen Wohllaut weit abliegende Färbung seiner Stimme übte eine wohlthuende Wirkung, weil sie den Erfolg der künstlerischen Darstellung nicht von sogenannten schönen Mitteln, sondern durchaus von einem grossen geistigen Vermögen abhängig machte. Höchst erquicklich war die Freiheit, mit welcher Dawison die Sprache behandelte; in seinem Munde wurde das in der Declamation erstarrte Wort wieder flüssig und erhielt die Fähigkeit zurück, sich jeder Regung des Gemüthes, jeder Wendung des Verstandes lebendig anzuschmiegen. Wie unschätzbar diese bahnbrechende Kraft für das Burgtheater! Leider war Dawison eine unbotmässige Natur, die nichts über sich duldete, und als in ihm und seinem Director zwei Temperamente aneinander geriethen, die sich nicht vertragen konnten, verliess Dawison Wien zu seinem eigenen Schaden und zum Schaden des Burgtheaters. Bald war er einem Zigeunerleben verfallen, das ihm nicht gestattete, zwei Mal an derselben Stelle über Nacht zu bleiben. Sein ganzer Mensch zeigte sich

von einer Unruhe ergriffen, die aus Ehrgeiz und einem fieberhaften Verlangen nach Besitz entsprang. Das ruhige Ausgestalten einer Rolle ward ihm fremd und fremder, er arbeitete auf Wirkung hin und gewöhnte sich ein durchaus witziges, nach Pointen haschendes Spiel an. Im fehlte die Zucht einer grossen Bühne, welche die Kraft des Einzelnen heilsam beschränkt, indem sie ein Talent am anderen seine natürliche Grenze finden lässt. Beständig von Kräften untergeordneten Ranges umgeben, hatte sich Dawison daran gewöhnt, stets im Mittelpunkt zu stehen und was um ihn vorging, nur als Nebensache zu betrachten. Die Dichtung diente zuletzt nur dem Zwecke, ihm einen Hintergrund für seine Persönlichkeit zu leihen. Demgemäss konnte er eine Rolle in lauter kleine Stücke zerreissen, demgemäss zerhackte er den Bau der Rede in einzelne Worte und zerschlug einen Charakter in winzige Splitter. Indem er zu viel motivirte, entging ihm der Sinn des Ganzen. In Rollen, wo das Aneinanderreihen pikanter Züge am Platze ist, wie im Narciss, im Königslieutenant, im Bonjour, ist Dawison am längsten wirksam geblieben. Wien hat ihn noch in seinem Verfalle gesehen und geehrt. Dawison war das glänzende Vorbild jener dramatischen Abenteurer, die sich bei der schauspielerischen Entdeckung Amerikas Ruhm und Reichthum ergattert haben. Viel ist in ihm verdorben. Er konnte sich einem Ganzen nicht fügen, und so ist er an der Ueberspannung und am Missbrauch seiner Kräfte einsam zu Grunde gegangen.

Man betritt den Grenzrain von Tragödie und Lustspiel, wenn man sich der erquicklichen Gestalt La Roche's nähert. Das grosse Ereigniss in La Roche's Leben war seine Bekanntschaft mit Goethe. Seit Goethe's grosses Auge auf ihm geruht, ist von der Stirne des Künstlers eine gewisse ideale Lichtspur nicht mehr verschwunden. Als die beiden Männer in Weimar zusammentrafen, muss ihnen das Gefühl, dass ihre Naturen einander verwandt seien, nicht fremd geblieben sein. Worin sie einander ähnlich waren, ist zunächst jener conservative Zug, der vor Allem darauf ausgeht, die eigene Persönlichkeit der Welt gegenüber zu erhalten, jene Lebenskunst, die den Genuss verlängert, indem sie ihn beschränkt, jene Weisheit, die sich an der Leidenschaft wärmt, ohne sich von ihr verzehren zu lassen — kurz, der Egoismus des begabten Individuums, das aber, indem es nur sich selbst zu geniessen scheint, auch den Genuss seiner Mitwelt, sei es darstellend, sei es dichtend, erhöht. Behagen — ein Lieblingswort und ein Lieblingszustand Goethe's — an diesem Worte

müssen diese beiden übrigens so rastlos thätige Menschen einander erkannt haben. Solche Menschen sind Meister in der Kunst, den Faden des Lebens in unabsehbare Länge zu spinnen, und La Roche, der sein Vorbild darin noch übertroffen, ist für Wien Jahrzehnte lang der »alte La Roche« gewesen. Noch aus der fernen Weimarer Zeit hat La Roche seinen Mephisto mitgebracht. Der Dichter selbst hatte die Rolle mit ihm durchgegangen, sich gegen ihn über die Bedeutung dieser Gestalt ausgesprochen. »In der Rolle des Mephistopheles wie ich sie gebe,« hat La Roche sich geäussert, »ist jede Geberde, jeder Schritt, jede Grimasse, jede Betonung von Goethe; an der ganzen Rolle ist nicht so viel mein Eigenthum, als Platz hat unter dem Nagel.« Man kann das allenfalls glauben, denn La Roche's Mephisto war ein höchst massvoller, behaglicher Teufel, wie er etwa der Altersauffassung Goethe's entsprechen mochte. Indessen war La Roche noch weniger auf die grosse Tragödie angelegt als Goethe, der von ihr sagte, dass sie ihn zerstören würde. La Roche, der sonst die Wahrheit selbst war und dessen Kunst ganz auf den Grundsätzen ruhte, welche die grossen Begründer der deutschen Schauspielkunst zur Geltung gebracht hatten, wurde im Trauerspiel geschraubt und sprach mit einem falschen tragischen Bass. Seine grösste Kraft lag stets da, wo es ihm gestattet war, eine Gestalt mit gemüthlichem, komischem oder derbem Beigeschmack in das behaglichste Detail auszumalen. Der Kreis, in welchem ein also geartetes Talent Befriedigung findet, ist weit gezogen und schliesst die Möglichkeit eines reichen und mannigfaltigen Gestaltens in sich. Und in der That, welche Fülle von Gestaltungskraft hat La Roche innerhalb dieser Grenzen entfaltet! Von seinem Kent in »König Lear« bis zu dem älteren Klingsberg, vom Just in »Minna von Barnhelm« bis zu dem Klosterbruder in »Nathan«, von seinem Shylock bis zum Malvolio — welche unabsehbare Reihe von meister- und musterhaften Gestalten hat er nicht vor das Auge des Publicums gezaubert! Er war unerschöpflich an charakteristischen und feinen Zügen, und jeder Zug bekam wieder Junge. Solche einzelne Züge sind ihm oft von Anderen abgestohlen worden, aber was man nicht stehlen kann, ist die Seele, und La Roche hat seine Figuren stets von innen heraus gebildet, und ein starkes Grundgefühl hielt ihre Glieder zusammen. Bei aller Beweglichkeit lag in seinem Schaffen ein breites künstlerisches Behagen, das alle Unruhe ausschloss, und dieser behagliche Zug, der auch sein Leben beherrschte, konnte dieses geborne Berliner Kind mit gänzlich norddeutscher Bildung zu einem

nie genug gesehenen Liebling des Wiener Publicums machen. Neben vielen unvergleichlichen Figuren, die bis auf das letzte Haar und den letzten Knopf fertig dastanden, hat er bis in das höchste Alter hinauf neue Gestalten geschaffen, die von Geist und Leben sprühten. Als er sich auf das Fach edler und bürgerlicher Väter zurückgezogen hatte, musste man seine fortquellende Frische bewundern. Er hatte vierzig Jahre in Wien gespielt und war fast achtzig Jahre alt, als er in Schaufert's »Erbfolgekrieg« jenen Bankier Lenz schuf, der zu seinen frischesten und geschlossensten Rollen gehörte. In dieser Thatsache spricht sich eine fast unerhörte Lebenskraft aus. La Roche war eine starke Natur, und diese Stärke wurde durch seinen weisen Sinn, der kein Uebermass duldete, wesentlich gesteigert. Stark und weise sein, darin liegt das Geheimniss dauernder Erfolge. Auch in diesen Stücken, ist La Roche ein natürlicher Verwandter Goethe's gewesen, der nun nicht mehr von ihm zu trennen ist. Einige Strahlen von der Sonne, deren herrlichen Niedergang er in Weimar schauen durfte, verklärten die Züge des Lebenden und vergolden nun die Erinnerung an einen der besten Schauspieler des Burgtheaters.

Karl Fichtner gehört zu demselben Geschlechte der unscheinbaren Grössen, wie La Roche. Fichtner ist allem geräuschvollen Wesen in der Kunst wie im Leben ausgewichen, eine ehrliche Natur, die mit ehrlichen Mitteln wirkte. Er war ein Künstler, der nichts Unpassendes unternahm, dagegen jede Rolle, die im Bereiche seiner Kräfte lag, mit dem Zauber seiner Persönlichkeit tränkte. Die Rollen, in denen er sich auszeichnete, liegen ihrem Charakter nach weit genug auseinander. Fichtner trug den Hermelin und den Frack mit gleicher Schicklichkeit, das gewichtige Herrscherwort kam ihm so natürlich von den Lippen, wie die leichte, scherzende Rede des modernen Weltmannes. Für grosse tragische Aufgaben war er nicht gemacht, da lag die Grenze seines Talentes; aber wo das Tragische als Episode auftrat, war er dafür wie geschaffen. Valentin, Gretchens Bruder, war in seiner schlichten Darstellung eine erschütternde Gestalt; sein Clarens trug so viel Anmuth in die Tragödie hinein, und nie hat man den übermüthigen Mercutio lebensvoller darstellen sehen, als von ihm. Sein Rudolf von Habsburg in »Ottokar's Glück und Ende« nimmt unter seinen Leistungen eine hervorragende Stelle ein; wie er da die Taubenunschuld mit der Schlangenklugheit zu vermälen wusste, war ein Meisterstück ersten Ranges. Seine vornehme, bezaubernde Dreistigkeit als Prinz in »Emilia Galotti« machte das halb bewusste, halb unbewusste Schwanken Emiliens

erst begreiflich; sein hinreissendes Wesen rechtfertigte den Dolchstoss des alten Galotti. Das sind nur Proben, denn wer wollte die Rollen alle aufzählen, denen Fichtner seine Seele eingehaucht, ja die oft nur lebten, weil er sie in die Hand nahm? Im leichten Schauspiel war er souveräner Meister, Beides: als Spieler und als Sprecher. Es war bis in die Ausgelassenheit hinein so viel Anmuth und Sitte in ihm, dass man von ihm lernen konnte, was sich auf der Bühne ziemt. Der Grund der Wirkung lag hier wie dort in derselben Eigenthümlichkeit des Mannes, die als offenbares Geheimniss sein Spiel durchwaltete. Wie soll man diese Grundkraft nennen? Künstler, deren hervorragende Eigenschaften kräftige Schlagschatten werfen und die uns in ihren Mängeln Massstäbe für ihre sonstige Grösse an die Hand geben, sind in ihrer Bedeutung leicht erklärt; aber eine so harmonische Natur, wie Fichtner, deren Wirkung ganz auf dem glücklichen Gleichgewichte geistiger und gemüthlicher Kräfte beruht, entzieht sich eigensinnig der Zergliederung. Er lässt sich immer nur als Ganzes fassen, und durch Aufzählen einzelner Eigenschaften wird man dem Wesen Fichtner's nicht näher kommen. Es gibt indessen Ein Wort, das Allen auf der Zunge schwebte, die unter dem künstlerischen Einflusse Fichtner's standen, und dieses Wort heisst: liebenswürdig. Liebenswürdigkeit war in der That die Seele Fichtner's, sie war jene lebendige Mitte, in welcher sich seine übrigen Eigenschaften trafen und von welcher sie Farbe und Duft empfingen. Liebenswürdigkeit war über seine Gestalt gegossen, sie blickte aus seinen vollen Augen, sie sass auf seinen Lippen und sprach aus jeder Bewegung seiner Hand. Sein blosses Auftreten pflegte einen Sonnenschein mit sich zu bringen. Fragt man nun, ob diese Liebenswürdigkeit Natur oder Kunst gewesen, so muss man antworten, dass sich Liebenswürdigkeit, als Herzensgüte, die sich mit Anmuth ausspricht, allerdings nicht anbilden lasse, dass sie aber bei Fichtner zur höchsten Fertigkeit ausgebildet war. Fichtner ist keineswegs als Künstler vom Himmel gefallen, er hat vielmehr eine sehr gründliche Schule durchgemacht. Er begann seine Bühnenlaufbahn damit, dass er ausgelacht wurde, und zwar so empfindlich, dass der verletzte Jüngling auf dem Sprung stand, unter die Soldaten zu gehen. Das Unbeholfene, das Linkische, das man an dem Anfänger belacht hatte, hat er als Kunst in sein späteres Leben hinübergerettet und damit die heitersten Wirkungen erzielt. Seine vornehmste Schule war das Burgtheater, an welcher er wieder Schule gemacht hat. Fichtner ist in jedem Sinne eine Zierde des

Burgtheaters gewesen, und wie er keinen Neid kannte, so hat er auch keinen erfahren. Ihm ward ein Glück zu Theil, welches in das Reich der Fabel zu gehören scheint, das Glück, bedeutend zu sein, ohne Feinde zu haben.

Luise Neumann, eine werthvolle Kraft, namentlich für leichteres Schauspiel, bewegte sich so sehr in der geschilderten Richtung, dass man sie künstlerisch wohl eine Schwester Fichtner's nennen konnte. Von allen Unscheinbaren war sie die Unscheinbarste. Ein Persönchen, das eng beisammen war, ein Stimmchen mit ausgesprochenem Nasenton, eine Art Schönheit, die nur in der Bewegung lebte. Sie spielte von innen heraus, und sie brauchte ihre schöne Natur nur gewähren zu lassen, um das Schickliche zu treffen. So war sie die Anmuth, die Liebenswürdigkeit, die Sitte selbst, ohne eine Spur von Pedanterie. Es war kein Geräusch um sie her. Man hörte ein sanftes Anschwellen und Abklingen der Gedanken und Empfindungen, ein lebendiges Gespräch, in welchem sich der Sinn der Worte ohne eine starke Betonung, ohne ein Hinweisen mit dem Finger wie von selbst ergab. Und bei diesem weichen Fluss der Rede und des Spiels konnte man doch merken, dass dahinter eine geistige Energie stand, die Alles zusammenhielt und beherrschte. Luise Neumann war ein schönes Naturell und eine durchgebildete Künstlerin. Ihr Talent ist den Lustspielen Bauernfeld's, zumal seinen »Bedeutenden Mädchen«, wie er die Geschöpfe seiner Laune gerne nennt, vielfach zu Gute gekommen; der Dichter konnte ihr Alles zumuthen, was zwischen Gefühl und Witz, zwischen Empfindung und Schalkhaftigkeit liegt. Als Beatrice in »Viel Lärm um Nichts« nahm sie einen höheren Flug und erregte mit ihrem Nasenstimmchen die anmuthigsten Gewitterstürme; in »Minna von Barnhelm« hat sie nach einander die Minna und Franziska und beide gleich gut gespielt. Neben Frl. Neumann wirkte Frau Auguste Koberwein, eine der beiden schönen Anschütz-Töchter, mit den blendendsten Mitteln. Ihre Emilia Galotti machte die Leidenschaft des Prinzen begreiflich, und ihr Georg in »Götz von Berlichingen« rief stets eine berauschende Wirkung hervor.

Luise Neumann's Mutter, Amalie Haizinger, zählt zu den glücklichen Frauen, die ein langes, thätiges Leben sich selbst und Anderen zur Freude hingebracht haben. Man kennt ihre Jugendschönheit aus guten Bildnissen: die schlanke und doch volle Gestalt, das frische, lieblich schwellende Gesicht, der blühende Mund, die sprechenden blauen Augen. Und nun besass sie das Ge-

heimniss, sich ewig zu verjüngen, indem sie sich in die Zeit schickte und von jedem Lebensalter die ihm eigene Blüthe brach. So ist sie nie alt geworden, sondern jung gewesen als Mädchen, als Frau, als Matrone, als Greisin, und die üppige Spitzenhaube ist der Achtzigerin so jugendlich gestanden, wie der Achtzehnjährigen die Rose im Haar. Die Natur hatte sie wie einen Liebling ausgesteuert. Sie war im Mai geboren und hatte die gute, starke, dauerhafte Art einer Maikatze. Ihre Heimat war Karlsruhe, wo Schwäbisches und Pfälzisches einander begegnen und umbilden; bei Frau Haizinger ist der trübe Bodensatz des schwäbischen Stammcharakters durch die leichte pfälzische Blutwelle hinweggespült worden. Heiterkeit war ein Grundzug ihres Gemüths. Ihre Rede, von einer weichen, warmen, doch auch der Schärfe fähigen Stimme getragen, gewann an Reiz durch den herzhaften Anklang an die schwäbische Mundart, die Frau Haizinger zu gemüthlicher und schalkhafter Wirkung zu benützen verstand. Eine solche weibliche Vollnatur auf der Bühne zu sehen, war ein Genuss, den die Wiederholung nicht abstumpfte. Diese Fülle des angeschlagenen Tones und dieses reiche Nachquellen der Kraft erregte stets Bewunderung. Da stand es und da bewegte es sich vor uns, dieses Eigenwillige, dieses Souveräne und Siegreiche einer wahren Natur. Sie hatte früher naive und sentimentale Rollen gegeben, auch ins Tragische hatte sie herübergespielt und kleine Opernpartien gesungen. Ein musikalisches Element, auch wo sie nur sprach, ist ihr immer verblieben, und die Naive und Sentimentale hat sie mit herüber genommen in das Fach der komischen Alten, das sie im Burgtheater von Anfang an vertrat. Ihrer Naivetät glaubte man auf's Wort, und ihre Empfindung trug den Stempel der Wahrheit. Sie konnte lachen und weinen, ihr Schluchzen in komischen Situationen machte ihr Niemand nach; aber vollends hinreissend war sie, wo sie Lachen und Weinen in Einem Sack hatte. Sie besass, was so wenig Frauen besitzen: Laune, die sich bis zum Humor steigerte; sie konnte mitten in der Komik ergreifend wirken und bis zu Thränen und selbst über die Thränen hinweg rühren. Wenn sie sich einmal selbst einen Feiertag machte und auf Kosten der Rolle nur den Uebermuth ihrer Natur walten und glänzen lassen wollte, auch da war sie, und wenn man sich nachträglich auch ärgerte, ihres Erfolges stets sicher; glücklicherweise wandelte sie eine solche Virtuosenlaune, die uns zu Narren ihres Talentes machte, nur selten an. Ihr Fach füllte sie voll und glänzend aus. Sie war, immer innerhalb des Rahmens der Komik, die vornehme Dame, die bürgerliche

Frau, die Haushälterin, die Bäuerin, die Kupplerin — Alles, was man wollte. Bei der niedrigsten Rolle, etwa der Martha in »Faust«, schlug der Adel ihrer Begabung kräftig durch und hob das Gemeine in den Aether der Kunst empor. Amalie Haizinger war ganz sie selbst auf der Bühne, aber eben das war ihre grosse Kunst, dass sie es wagen konnte, sich selbst auf der Bühne zu geben. Wie Frau Haizinger, so hat dies auch Fritz Beckmann gethan, ein Komiker, dem Wien unendlich viel Vergnügen verdankt. Er steckte voll Spass und Witz. Beckmann war eine veredelte Hanswurstnatur, die stets Lust bezeigte, in den Stegreif zu steigen.

Ueberschlägt man die Summe dieser künstlerischen Kräfte und sucht sich ein Bild ihrer Wirksamkeit zu entwerfen, so ist unschwer zu vermuthen, dass ihr Hauptgewicht auf das Schauspiel und Lustspiel fallen werde. Für die Tragödie ist Wien nie ein fruchtbarer Boden gewesen, sie hat stets nur in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten aufgeleuchtet. Für die minder schweren Gattungen dagegen, namentlich für das Lustspiel, hat das Burgtheater einen eigenthümlichen Stil der Darstellung geschaffen. Wenn man zur Zeit, da die alte Schule noch blühte, aus Deutschland hereinkam und im Burgtheater der Aufführung eines Conversationsstückes zum ersten Male beiwohnte, da ging Einem eine ganz neue, wundersame Welt auf. Brachte man sonst das lästige Gefühl nicht von sich los, dass man es mit blossen Komödianten, mit mehr oder minder gewandten Aufsagern ihrer Rollen zu thun habe, so kam Einem im Burgtheater der Eindruck des vollsten Lebens entgegen. Die Schaubude war verschwunden, man befand sich mitten in der besten Gesellschaft, deren gefällig entgegenkommende Manieren eine gewisse ablehnende Vornehmheit nicht ausschlossen. Ein sachter, abgedämpfter Ton war vorherrschend, so dass in diesem gleichvertheilten Elemente jedes treffende Wort, jede geistreiche Wendung doppelt wirkte. Dazu kam ein vollendetes, von frostiger Correctheit weit entferntes Ensemble und ein Tempo, dessen bequeme Raschheit ein den Gesammteindruck zerreissendes Verweilen auf Einzelheiten nicht gestattete. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie Schauspieler und Publicum einander auf den Wink verstanden und was gutes Sprechen und gutes Hören sei, konnte man nirgends besser lernen. Zuschauer und Schauspieler standen im innigsten geistigen und gemüthlichen Wechselverkehr, man kann sagen, sie haben einander geschaffen.

Als Heinrich Laube die Leitung des Burgtheaters ergriff, hat er diesen Schatz von Kräften und Traditionen übernommen. Er

musste das Ueberkommene schonen, und im Ganzen hat er es auch geschont, allein er war berufen worden, die erschütterte Autorität der Direction herzustellen, Ordnung zu machen, für die Zukunft zu sorgen. Das hat er denn auch gethan in seiner unverdrossenen, derben, durchschlagenden Art, die aus Liebe zur Sache und einem starken Glauben an sich selbst entsprang. Die absterbenden Zweige des Repertoirs wurden beseitigt, zurückgeschobene oder unordentlich besetzte Werke durch scharfes Studium und zweckentsprechende Neubesetzung wieder belebt, junger Geist und junges Blut dem alternden Organismus zugeführt. Laube brachte neue Stücke und neue Menschen, nicht ohne die alten zu verjüngen. Die ersten Jahre seiner Direction zeigen auf Grund unausgesetzter, tüchtiger Arbeit einen rasch und glänzend aufsteigenden Gang. Wahre Theaterfeste, die das beste Können des Burgtheaters hervorlockten, waren die Aufführungen von »Julius Cäsar«, von »Richard III.«, von Otto Ludwig's Trauerspielen »Die Makkabäer« und »Der Erbförster«; Schiller, Goethe erschienen in ganzer und glänzender Gestalt, Heinrich von Kleist folgte nach. Von Gutzkow bis Gottschall gingen die modernen Dramatiker an uns vorüber; dazwischen erschien, obwohl selten, Friedrich Hebbel, der Dichter ethischer Probleme. Grillparzer wurde wieder heraufbeschworen und Bauernfeld in seinem alten und neuen Stücken gegeben. Werthvolle Bereicherung des Repertoirs brachte Gustav Freytag, Mosenthal liess es an einem Stücke nie fehlen, und Weilen arbeitete sich aus seinen romantischen Anfängen zu breiterer historischer Gestaltung heraus. Während Benedix seine munteren Lustspiele lieferte, Frau Birch-Pfeiffer reichlich und brav für die Bretter arbeitete, kam auch das leichte Talent Eduard Mautner's der Bühne zu Gute. Friedrich Halm erlebte noch einen dramatischen Nachfrühling, Putlitz mit seinen historischen und häuslichen Stücken wurde eifrig gepflegt, von Brachvogel blieb wenigstens der modern überpfefferte »Narciss« auf dem Repertoire. Mit den alten Spaniern wurden mehr oder minder glückliche Versuche gemacht, die modernen Franzosen aber entschieden bevorzugt. Mit den Franzosen ist Laube wohl etwas zu weit gegangen, allein indem er Werth auf sie legte für das Theater und doppelten Werth für das Burgtheater, folgte er doch einer richtigen Empfindung. Ihm galt das französische Schauspiel für das Schauspiel der Gegenwart, welches wichtige Fragen der jetzigen Menschen kühn aufstelle und geistvoll und unumwunden beantworte. Dies könne ein lebendiges Theater nicht entbehren. Das ist im Allgemeinen gewiss richtig,

nur muss man das Schauspiel der Gegenwart nicht verwechseln mit dem Schauspiel der Woche, des Tages, der Stunde. Solche Dinge muss man unterscheiden, selbst bei Talenten wie Dumas und Sardou, ja sogar bei einem Künstler wie Augier. Wo die modernen Franzosen aber gut sind, da sind sie besser als die modernen Deutschen, die ja doch heimlich zu den Franzosen naschen gehen. Vollends das Burgtheater kann die Stücke der Franzosen nicht entbehren, da seine Schauspieler einige ihrer besten Eigenschaften der Aneignung französischen Geistes verdanken. Laube hatte die Ueberlieferung des Burgtheaters für sich, wenn er auf das französische Stück ein besonderes Gewicht legte.

Mit seiner Arbeit am Repertoire verbanden sich Laube's Bemühungen um neue schauspielerische Kräfte. Dieses Geschäft betrieb er mit einem ungeduldigen, stürmischen Sinn, wobei Weizen und Spreu wild durcheinanderwirbelten. Oft trieb er einen Schauspieler auf der einen Seite in das Theater nur hinein, um ihn in leidenschaftlicher Enttäuschung auf der anderen Seite wieder hinauszujagen. Doch sah er nicht selten scharf und klar, und wenn er einmal erkannt hatte, dass in einem Schauspieler ein entwickelungsfähiger Kern stecke, dann ging er mit ihm durch Dick und Dünn, auch gegen das Publicum. Das Burgtheater verdankt einige seiner besten Künstler diesem beherzten Trutzverfahren.

Wenn man Laube in seiner Thätigkeit das Burgtheater entlang begleitet, so geht man wie durch eine lange Gallerie bedeutender Schauspieler-Bildnisse, die so verschieden an Gestalt als Talent sind. Gleich in seine erste Zeit fällt Marie Seebach, ein Talent, das neben keinem anderen klein erscheint. Sie war das tragische Mädchen, als Gretchen, Clärchen, Marie Beaumarchais damals unvergleichlich. Sie liess ihr Fach nicht wie sie es fand, sie brachte ihm neue Gaben, sie brachte ihm Geist und Erfindung zu. Sie war in der Empfindung so stark, wie in der Begründung der Empfindung; leider artete ihre Motivirungskunst mit der Zeit in die Sucht des Uebermotivirens aus. Der Geist gewann bei ihr nach und nach die Oberhand und zehrte das Talent auf. Ein fieberhafter Drang nach Aufregung, Aufsehen, Beifall liess sie jedes feste künstlerische Verhältniss als drückend erscheinen, und so hat sie in einem unruhigen Wanderleben den Boden unter den Füssen verloren. Eine Reihe Sentimentaler und Naiver wurde an uns vorüber geführt, seelenvoll, sittig, wie Marie Bossler und Auguste Baudius, oder schalkhaft, ausgelassen und doch jeder feineren Empfindung

fähig wie Friederike Gossmann, deren Grille sprichwörtlich geblieben ist. In jugendlicher Schönheit ist Frau Gabillon in das tragische Fach eingetreten. Geist und Bildung haben sie charakteristischen Salonrollen zugeführt, im Fache scharfer Damen ist sie ohne Nebenbuhlerin; mit ihr ist Ludwig Gabillon voll Gewandtheit durch die Tragödie gegangen, hat charakteristische Aufgaben im Lust- und Schauspiel meisterhaft gespielt und ist in mannhaften und prahlerischen Rollen ein hervorragender Künstler. Der Charakterkomiker war Karl Meixner, an Schärfe der Auffassung unerreicht und doch wieder mit einem tiefen Gemüthston überraschend, der gemüthliche Komiker ist Herr Schöne. Ernst Hartmann, ein Miterbe der Fichtner'schen Kunst, bildete sich zum feinen Liebhaber aus, spielt komische Originale mit einer alles Gemeine veredelnden Kraft, verbreitet als Koch Leon eine ansteckende Heiterkeit um sich und gibt die Rolle des Prinzen Heinz mit liebenswürdig ritterlichem Sinn. Als tragischer Liebhaber und jugendlicher Held hat Joseph Wagner lange Zeit geglänzt, ein mit den schönsten Mitteln ausgestatteter Künstler voll Adel und Leidenschaft. An seine Stelle ist Fritz Krastel getreten, eine stets jugendliche, schwungvolle Natur. Joseph Lewinsky ist der grösste Redner des Burgtheaters; im Charakterfach, das er durch alle Farben spielt, ist Franz Moor seine höchste und bewundernswürdigste Leistung. Drei andere Schauspieler, die zwar später eingetreten, verdankt das Burgtheater gleichfalls dem Finderglücke Laube's: Luise Schönfeld, Katharina Schratt und Emerich Robert. In ernsten und heiteren Mutterrollen ist Frau Schönfeld die begabte Nachfolgerin der Haizinger, vielfach an ihre Landsmännin erinnernd, aber nicht ohne selbständige Wärme und Feinheit. Frau Schratt, früher eine beliebte Naive, hat sich nicht ohne Glück in Salonrollen hineingefunden. Herr Robert, der sich anfänglich in das Ensemble des Burgtheaters nicht recht fügen wollte, spielte sich, indem er auch sonst energisch an sich arbeitete, durch komische Chargen von seiner prätiösen Manier frei und schob sich in der Tragödie wie mit Einem Ruck in die erste Reihe. Sein Coriolan und sein Oedipus sind zwei aus dem gediegensten Metall der Tragödie gegossene Gestalten, scharf und blank, ohne Risse und Sprünge. Das Institut hat an Herrn Robert einen bedeutenden und zukunftsvollen Künstler gewonnen. Zwei Schauspieler werden von dem Burgtheater selbst als seine ursprünglichsten Talente verehrt: Helene Hartmann und Bernhard Baumeister. Frau Hartmann hat eine ruhmvolle Laufbahn als Naive hinter sich, allein sie

wird immer die Naive, die Unbefangene bleiben, welche die ihr noch winkenden Aufgaben mit genialem Instinct ergreift und löst. Auch Herr Baumeister ist ein Naturbursch geblieben, jedenfalls eine Natur, die den schöpferischen Kräften verwandt ist. Er besitzt eine so starke, unmittelbar zwingende Begabung, dass es ihm allein gestattet ist, ganze Mittelglieder der schauspielerischen Technik zu überspringen, ohne seine Wirkung zu verfehlen. Man glaubt ihm auf das Wort, auf den Wink. So mächtig erschütternde tragische Laute, wie sie Baumeister's Erbförster oder Richter von Zalamea entfesselt, sind im Burgtheater nicht mehr gefallen, seit Anschütz verstummt ist. Neben der tragischen Empfindung besitzt Baumeister einen sprudelnden Humor. Ein solches Bild runden Behagens, wie sein Falstaff, ist auf der Bühne wohl selten gesehen worden.

Wieder sind es zwei Schauspieler des Burgtheaters, die ein eigenthümliches Paar bilden: Charlotte Wolter und Adolf Sonnenthal. Manchen gelten sie für das Höchste, was das Burgtheater hervorgebracht, und in einem gewissen Sinne und nach zwei verschiedenen Seiten hin, die sich schliesslich doch wieder begegnen, auch mit Recht. Unter Laube sind sie noch nicht das gewesen, was sie heute sind; allein er hat sie gepflanzt, gehegt, erzogen, und so mögen sie auch für ihn blühen. Aus unscheinbaren Anfängen hat sich Sonnenthal zu seiner gegenwärtigen Höhe, zum anerkannten Range des ersten deutschen Schauspielers emporgearbeitet. Das Schicksal hatte den Knaben nicht weich gebettet. Er kam aus engen Verhältnissen her und hat ein Handwerk erlernt. Dass er den Weg durch das Handwerk genommen, hat dem Schauspieler keineswegs geschadet, im Gegentheil: wessen Hand in den Sinn und Eigensinn eines gegebenen festen Stoffes einzudringen gewohnt ist, der wird auch geistiges Material mit Klugheit, Ehrlichkeit und Treue zu bemeistern gewillt sein. Der goldene Boden des Handwerks — golden in dieser ethisch-technischen Bedeutung — ist dem Schauspieler Sonnenthal nie untreu geworden. Er hat Alles gelernt, was der Schauspieler können soll, und er kann es gut, ja als Meister. Er verdankt fast Alles, was er besitzt, dem Burgtheater und hat es dem Burgtheater mit Wucher zurückerstattet. Sonnenthal ist die lebendige Verkörperung der Traditionen des Burgtheaters. Einfach und wahr in Wort, Wink und Bewegung, das ist seine Kunst und das ist ihr Zauber. Wenn sein Talent auch vielfach unter fremden Einflüssen gereift ist, wie denn Franzosen und Italiener nachhaltig auf ihn eingewirkt haben, so hat er doch seine beste

Kraft aus dem Burgtheater gesogen. Er wurzelt und gipfelt im Burgtheater. Wie ihm seine Begabung immer nur die Aufforderung zur Arbeit war, so hat er sich in seiner Gründlichkeit nur langsam entwickelt. Nun steht er seit Jahren auf der Höhe seiner Kunst, im Vollbesitze seiner Mittel; seine reife Männlichkeit, der Adel und die Energie seines Wesens gestatten ihm nach den mannigfaltigsten Aufgaben zu greifen, die Blüthen und die Früchte zu pflücken. Unvergleichlich fein, liebenswürdig, ergreifend als Liebhaber, vom Salon aus bis in den tragischen Bereich hinein, fesselnd und erschütternd in bürgerlichen Charakterrollen, hat er in seiner letzten Zeit einen Wallenstein hingestellt, wie er unter Laube nicht gesehen worden ist. Sonnenthal's Kunst — und das ist das letzte und schönste Wort, das man sagen kann — ruht auf dem festen Gelenke edler Menschlichkeit. Er hat sich in dem gefährlichen Spiele schauspielerischer Selbstentäusserung einen einfachen Sinn und ein warmes Herz zu wahren gewusst. In einem sprudelt der lebendige Quell menschlicher Güte; er ist auch im Leben ein Künstler, ein nicht nur kluger, sondern ein weiser Mann. So war es auch immer dieser bedeutende Künstler und Mensch, an dessen Rath und Hilfe man sich wendete, wenn die jeweilige Herrenlosigkeit des Burgtheaters ernstliche Krisen befürchten liess.

Charlotte Wolter ist zwar ein stolzer Besitz des Burgtheaters, allein sie ist nicht so gründlich aus ihm hervorgegangen wie Sonnenthal und deckt sich mit ihm nicht so vollständig wie er. Die Wolter war es, die mit mehr Glück den Versuch erneuerte, an dem Julie Rettich gescheitert war. Sie litt nicht an einem Ueberfluss an Geist, an einem Ungehorsam der Nerven und des Blutes, wie Frau Rettich. Sie war selbst eine Natur und stand mit der Natur auf gutem Fusse, sie war Realistin der Auffassung nach, leider auch Naturalistin in den Kunstmitteln. Sie hatte wenig gelernt, aber sie konnte, was man nicht lernen kann. Sie konnte nicht sprechen, aber donnern; sie konnte nicht deuten, aber drohen; sie konnte nicht gehen, aber schreiten. Alles was den Anderen leicht wurde, ward ihr schwer, und woran die Anderen verzweifelten, ging ihr wie von selbst von der Hand. Sie fiel wie ein Element in das Burgtheater, von dem man noch nicht wissen konnte, ob es Verheerungen oder Segnungen mit sich führe. Bald indessen enthüllte sich ihr Kern. Was zuerst den Künstler macht, ist die starke Persönlichkeit. Die Persönlichkeit, die Besitz ergreift, wo sie hintritt, konnte man ihr nicht streitig machen, sie gab sich schon in der physischen Wärme ihrer Dar-

stellung kund. Doch was nützt dem Schauspieler die starke Persönlichkeit ohne die entsprechenden sinnlichen Mittel? Die Stimme ist das vornehmste Organ des Schauspielers. Charlotte Wolter's Stimme ist ein schöner Mezzosopran, der in die Altlage reicht und ein schneidiges Kopfregister besitzt; sie leiht sich allen Graden der Kraft, vom Flüstertone bis zum »Wolterschrei«. Ihr mittlerer Sprechton hat eine wohlige Tiefe. Für die körperliche Beredsamkeit der Wolter hat die Natur mütterlich gesorgt. Sie hat ihr einen Wuchs gegeben, der nicht so klein ist, dass die Bewegung zum Zierlichen zusammenschrumpfen, noch so gross, dass sie ins Ungeschlachte ausarten kann, sie zeichnet sich, je nachdem es vonnöthen, durch Weichheit oder durch Energie aus. Im Kopf nun, als der Blüthe des Leibes, fasst sich die sinnliche Ausdrucksfähigkeit der Künstlerin auf's Wärmste zusammen: ein Gesicht im Profil so edel geschnitten wie eine antike Camée, Augen — wahre Lichtschmetterlinge — voll Leben und Feuer. Mit solchen sinnlichen Mitteln muss sich wohl etwas ausrichten lassen, zumal wenn sie vom feinsten Geschmack in der Costumirung und von dem ungewöhnlichen plastischen Talent der Künstlerin unterstützt werden. Dann, als Gährungsstoff in diese sinnliche Fülle geworfen, das mächtige Talent der Wolter! Wie der Salamander nach der Sage im Feuer, so lebt sie in der Leidenschaft. Das Trauerspiel ist ihre Heimat, der Kampf auf Leben und Tod ihr eigentliches Element; da besitzt sie wahrhaft aufreizende und hinreissende Geberden — Worte, die wie Blitze einschlagen und wie Donner rollen und grollen, furchtbare, markerschütternde Töne. Das moderne französische Schauspiel, in welchem das gefallene Weib bühnenfähig geworden ist, beherrscht Frau Wolter souverän. Sie ist es, die durch ihre verführerische Darstellung noch mitten in der sittlichen Fäulniss an uneigennützige Liebe glauben lehrt. Dass eine solche Naturkraft auch Schattenseiten hat, versteht sich von selbst. Frau Wolter scheidet sich vom Burgtheater durch die ungleiche Ausbildung der Rede, durch eine theilweise Vernachlässigung des Wortes. Da ist es nun das Burgtheater, das ihre eigenwilligen Flüge niederhält, ihr grösster Segen. Ohne die Zucht dieser Bühne hätte ihr schönes Talent verwildern können. Jüngst in Goethe's »Iphigenie« hat sie noch den letzten Schritt zurückgelegt, der sie vom Burgtheater trennte. Ihre Iphigenie war auch als Redenwerk eine bedeutende Leistung. Mit der Darstellung dieser Rolle hat Frau Wolter gleichsam ihre Vermählung mit dem Burgtheater gefeiert. In einer Wirksamkeit von beinahe zwei Jahrzehnten hatte Laube

eine solche Fülle verschiedenartiger Talente, in welcher die nach und nach absterbenden grossen Künstler wieder aufzublühen schienen, um sich versammelt. Ohne Gewaltsamkeit und starke Missgriffe ist indessen dieses an sich löbliche Werk nicht zu Stande gekommen. Persönliche Verdienste sind zuweilen nicht geschont worden, persönliche Eitelkeiten mussten verletzt werden. Wie die Schauspieler nach oben und unten Wurzel schlagen, so erwuchs dem Director von beiden Seiten manches Unerfreuliche. Zudem waren die ersten begeisterten Anläufe der Laube'schen Direction, die auch in den ernsten dramatischen Gattungen das Höchste erstrebten, längst erlahmt, und Laube kehrte immer einseitiger seine »moderne« Richtung hervor. Die Klage über den Verfall des idealen Schauspiels am Burgtheater ward immer allgemeiner, Engagements unpassender Schauspieler, unwürdige Besetzungen von Stücken erregten vielfach Aergerniss, eine Opposition gegen Laube's Bestrebungen bildete sich immer entschiedener aus. Zwar mit seiner Behörde stand Laube auf gutem oder doch leidlichem Fusse, höchstens dass unter dem Fürsten Vincenz Auersperg, der 1863—67 die oberste Theaterleitung führte, die Befugnisse des Directors einige unwesentliche Einschränkungen erfuhren. Ein vollständiger Umschwung in den Verhältnissen Laube's trat jedoch durch den Tod Auersperg's ein: die Theaterangelegenheiten, auf welche der neue Oberstkämmerer Graf Crenneville Verzicht geleistet hatte, wurden dem kurz vorher ernannten ersten Obersthofmeister Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst übertragen, welcher indess mit Rücksicht auf den grossen Umfang der obersthofmeisteramtlichen Geschäfte sich veranlasst fand, für die Oberleitung der Hoftheater die Einsetzung einer eigenen Behörde, der Generalintendanz, in Antrag zu bringen, zu deren Chef Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) ernannt wurde. Der Generalintendant erhielt die Weisung, in Bezug auf die artistische Leitung beider Hoftheater im Einvernehmen mit den Directionen vorzugehen. Die Berathungen mit Laube ergaben aber gerade in den Kernpunkten: Bildung des Repertoirs, Besetzung der Stücke und Engagement der Schauspieler eine wesentliche Verschiedenheit der Meinungen. Laube nahm für den Director die Befugniss in Anspruch, in jenen Richtungen ausschliesslich und endgiltig verfügen zu dürfen, ohne dass der Generalintendant zu einer Einsprache berechtigt wäre; Münch hingegen hielt eine so passive Rolle weder mit der Würde seiner Stellung und seines literarischen Namens, noch mit der übernommenen Verantwortlichkeit für vereinbar. Beide Männer beharrten auf ihrer

Ansicht, und Laube erbat seine Entlassung. So hat die Direction Laube's ein schroffes, aber nicht unerwartetes Ende genommen. Es war das grosse Leid seines Lebens, aus einem Theater scheiden zu müssen, an das er seine schönsten Jahre und seine besten Kräfte gerückt hatte. Was ihm misslungen, wird von dem Guten, das er geleistet, überwogen. Von allen Leitern des Burgtheaters hat er diesem Institute die tiefsten Spuren eingedrückt.

Mit dem Schlagwort »ideale Richtung« trat Baron Münch ins Amt und gesellte sich, auf den Rath Dingelstedt's, den Oberregisseur des Mannheimer Theaters, August Wolff, als artistischen Director bei. Director Wolff, eine wohlwollende, treffliche Natur voll des besten Strebens, hat sich in Wien keine Stellung gründen können. Ein Mann ohne literarische Grundlage, der früher ein mittelmässiger Schauspieler gewesen und in der Folge an der Leitung einer kleineren Bühne theilgenommen, konnte sich weder bei dem Intendanten noch bei den Schauspielern das nöthige Ansehen verschaffen. Man sagte wohl scherzweise: ein Mann, der eine so schlechte Perrücke trage, könne unmöglich ein guter Director des Burgtheaters sein. Wolff war ein gefügiger Diener seines Herrn, der leider selbst nicht recht wusste, was er wollte, denn mit dem blossen Wappenspruch »Ideale Richtung« liess sich weder Versäumtes nachholen, noch Neues ins Leben rufen. Nach drei Jahren, die zu den ödesten des Burgtheaters gehören, gestand Baron Münch seine Rath- und Hilflosigkeit ein, indem er die Entlassung Wolff's befürwortete und die Berufung Franz Dingelstedt's veranlasste. Als Münch späterhin, verstimmt und von sich selbst enttäuscht, aus dem Burgtheater verschwand, hat ihn Niemand bedauert, Niemand vermisst. In seinem Unternehmen lag von Anbeginn kein Segen, weil ihm die Wahrhaftigkeit fehlte; Frauen hatten ihre Hände mit im Spiele gehabt, und unter dem Aushängeschild »ideale Richtung« war es auf eine Standeserhöhung abgesehen. Indem Baron Münch seinen Zweck nicht erreichte, ist ihm nur sein Recht geworden. Auf Münch folgte Graf Wrbna als Generalintendant; 1875 ist die Generalintendanz aufgelöst und die Hoftheater sind unter die unmittelbare oberste Leitung des Ersten Obersthofmeisters gestellt worden. Allein schon nach fünf Jahren wurde in dem ehemaligen Reichs-Finanzminister Josef Freiherrn von Hofmann wieder ein Generalintendant ernannt. Dingelstedt hat von Münch bis Hofmann gedient; er ist Director des Burgtheaters gewesen von 1871 bis zu seinem Tode 1881.

Mit Franz Dingelstedt trat an die Spitze des Burgtheaters wieder ein literarischer Mann und eine ganz eigenthümlich aus-

geprägte Persönlichkeit. Als junger Mensch, des verhassten Schulhaltens überdrüssig, war er dem wilden Schwarm jener Freiheitsdichter nachgefolgt, denen Laube und seine Gesinnungsgenossen Bahn gebrochen hatten. Er unterschied sich indessen bald genug von ihnen. Talent und Geist theilte Dingelstedt mit vielen seiner Zeitgenossen, und im poetischen Schaffen hat er es nie zu einem Meisterwerke, höchstens hin und wieder zu einem kleinen Meisterstücke gebracht; aber wie er seine Gaben auf das Leben anwendete, wie er sie nützte, um persönlich empor und zu Stellung und äusserem Glanze zu gelangen, das war die ihm eigene, ihn auszeichnende Kunst. Ohne innere Wandlungen konnte es dabei nicht abgehen, obgleich Dingelstedt behauptete, dass Charakter seine starke Seite sei und dass die Nachwelt von ihm sagen werde: Er war ein Mann! Nun ist es gewiss nicht schwer, eine Scheidungslinie zu ziehen zwischen Dingelstedt, dem »kosmopolitischen Nachtwächter«, und Dingelstedt, dem Stuttgarter »Tyrannenvorleser«, zwischen dem Freiheitsdichter, der die Schreibfeder nöthigenfalls mit dem Schwert zu vertauschen drohte, und dem Münchener Theaterintendanten, der seinem Herrn auf dem Gang nach der Loge mit stolzem Selbstgefühl den Leuchter vortrug. Doch hat Dingelstedt wenigstens Eines für sich beizubringen, und das ist, dass er sich nicht wesentlich verändert, seit er in Herrendienste getreten. Ja, er kann noch weiter gehen und behaupten, dass er, trotz seiner Hofstellungen in Stuttgart und München, in Weimar und Wien seine Vergangenheit nie verleugnet habe, dass er in seinem Gesinnungswechsel gewissermassen sich selbst treu geblieben sei. Dingelstedt war ein treuer Diener jedes Herrn, mit dem stillschweigenden Vorbehalte kleiner innerer Treulosigkeiten, die doch wieder mit seinen ursprünglich ausgesprochenen Gesinnungen zusammenhingen. Nun ist es ein wunderliches Schauspiel, wie er nach beiden Seiten hin lebt, bald die Hand nach rechts, bald nach links reicht, immer ein Anderer und immer derselbe ist. Die Widersprüche, in die er sich verwickelt sieht, gleicht er mit leichtfertiger Grazie in sich aus oder lässt sie unbekümmert neben einander gewähren. Er legt ein Veilchen auf Börne's Grab und wirft mit faulen Aepfeln nach dem Rumpfparlament; er dichtet und trachtet in die Kreise des Adels hinein, und reisst in seinen »Ammenmärchen« eine tief sociale Wunde auf; er geht in Habsburg'sche Dienste, nicht ohne knapp vorher den glücklichen Hohenzollern zu preisen, der da habe »den siebenjährigen Krieg in sieben Tagen und dreissig Fürsten auf's Haupt geschlagen«. Und wie nach Aussen, so nach Innen. Obwohl

er, als ein freidenkender Sohn des Volkes, von dem modernen Gleichheitsgefühle völlig durchsäuert war, lebte doch ein proletarischer Trieb nach falscher Vornehmheit in ihm, der ihm Titel, Orden und zuletzt den Adel als wünschenswertheste Ziele erscheinen liess. Bei allem lebendigen Gefühl für die Nichtigkeit seiner gesellschaftlichen Bestrebungen gab es doch Augenblicke für ihn, wo er sich stolz auf seinen Baron zurückzog, freilich um so rasch als möglich sich selbst wieder preiszugeben und den Flitterglanz um sein Haupt ironisch zu zerstören. Dann spielte er wieder den alten Schulmeister, den bürgerlichen Doctor der Philosophie, den deutschen Dichter, der er doch vor Allem sei. In solcher Stimmung war keine irdische Grösse vor ihm sicher; er goss seinen Spott auf naheliegende Excellenzen, obgleich es der grosse Gram seiner letzten Lebensperiode war, dass er nie als Excellenz angesprochen wurde. Dann sprach er auch wohl von der Zeit, da er in die von Herwegh angeschlagene Tonart der politischen Dichtung eingestimmt hatte, indem er seine kosmopolitischen Nachtwächterlieder schrieb. Diese frischen, kecken Reime, in denen sich sofort Dingelstedt's Formtalent ankündigte, waren weniger ein politisches Glaubensbekenntniss als ein Lebenszeugniss, ein schmetterndes Signal, welches melden sollte, dass man auch vorhanden sei. Als solches hat das poetische Pamphlet seine Wirkung gethan, dem Dichter einen Namen gemacht und ihn aus der Schule ins Leben geworfen. Journalistisch beschäftigt, hat Dingelstedt hierauf Paris und London gesehen, an seinem Schliff gearbeitet und sich in höhere Gesellschaftssphären theils hineingeträumt, theils hineinverloren. Wie heftig sein Drang nach höherer Geselligkeit war, wie unwiderstehlich ihn das Salonleben fesselte, hat er in Gedichten und Novellen genugsam ausgesprochen. Die Welt des Scheins, für die er so regen Sinn besass, kam ihm von der Bühne herab verlockend entgegen; als er in Stuttgart eine Stellung gewann, die ihn mit den Brettern in Berührung brachte, und hierauf die von ihm viel besungene Jenny Lutzer heimführte, war er mit dem Theater in jedem Sinn verheiratet. Forthin ist er vom Theater nicht mehr losgekommen: vierzig Jahre hindurch, nacheinander in Stuttgart und München, in Weimar und Wien, hat er deutsche Bühnen berathen und geleitet. Dingelstedt's literarisches Schaffen gehört indess dem Theater nur zu einem geringen Theile an; den breitesten Raum in seinem schriftstellerischen Gepäck nimmt die Erzählung, die Novelle ein. In seiner Manier zeigt sich Dingelstedt getheilt zwischen der Erzählungsweise Goethe's, die dem Gegenstand in seiner Entwickelung blos zuzusehen

scheint, und der Darstellungsart Jean Paul's, die den Personen und Dingen beständig nachhilft. Allein weder hier noch dort bringt es Dingelstedt zu künstlerischer Wirkung, einfach weil ihm der bedeutende Gehalt, der grosse und freie Blick für das Leben fehlt. Er dringt weniger in die Herzen und Nieren, als in die Spitzen und Falteln, kennt die Einrichtungsstücke eines Haushaltes besser als die Stimmungen des menschlichen Gemüthes. Seine Novellen haben keine psychologische Perspective, keine Vertiefung im geistigen Raume. Dingelstedt versteht die Kunst nicht, die Handlung auf eine gewisse Höhe zu führen, wo die leitenden Gedanken näher aneinander gerathen, wo der Satz auf seinen Gegensatz trifft. Die Katastrophe führt Dingelstedt niemals aus, er resumirt sie blos. Schon in Dingelstedt's Erzählungen, die nicht selten zum Almanachstil herabsinken oder sich mit bedauerlichem Behagen im Theaterklatsch ergehen, zeigt sich etwas wie Mangel an dramatischer Begabung. Dieser Mangel wird zur Gewissheit, wenn man das einzige grössere Theaterstück, das er geschrieben, betrachtet. Das historische Trauerspiel: »Das Haus des Barneveldt«, weist in seinen langen fünf Acten keinen Zug auf, von dem man sagen könnte, er stamme von einem dramatischen Dichter. Lauter Decoration und lang gesponnenes Gerede, sonst nichts. Dass das tragische Geschick des Vaters in den Söhnen tragisch nachklinge und nachwirke, davon ist keine Spur vorhanden. Wir sehen durchaus nur eine Verwirrung und Verliederlichung tragischer Motive mit einem Schlusse, der es allen Ernstes unternimmt, unser Mitleid und unsere Furcht für einen Dummkopf und für einen Lumpen — denn das sind die beiden Söhne — in Anspruch zu nehmen. Das eigentliche dramatische Fach Dingelstedt's war das Festspiel, worin er hübsches geleistet hat. Doch liegt Dingelstedt's poetischer Werth in seinen kleineren Gedichten. Das Lied im Sinne Goethe's und des Volkes ist ihm zwar versagt, dazu fehlt ihm die musikalische Stimmung, dazu arbeitet er mit einem viel zu grossen Aufwande von Mitteln; aber er hat sein eigenes Gebiet: das der Verwerthung des unmittelbarsten Lebens mit modernster Empfindung, worin er keinen Nebenbuhler zu scheuen braucht. Eine Dichtung in diesem Geist ist der Cyklus: »Ein Roman«. Auch bringt er in der erzählenden Gattung in Versen glänzend herein, was er in Prosa gesündigt. Die poetische Erzählung: »Der Dreizehnte«, wieder aus der frischesten Gegenwart gegriffen, darf man zu den Perlen deutscher Dichtung zählen.

Dingelstedt's Ehrgeiz hatte sich längst von Weimar aus dem Burgtheater zugewendet, und nun traf es sich seltsam, dass er, end-

lich nach Wien berufen, zuerst die Leitung des Operntheaters übernahm. Er gewöhnte sich indess in das schöne Haus und die eigene geräumige Amtswohnung so behaglich ein, dass er hier gerne hätte bleiben und sterben mögen. Nun berief ihn aber das Burgtheater. Wehmüthig nahm er Abschied von der Oper, am wehmüthigsten aber vom Ballet, das ihm, wie er selbst äusserte, ans Herz gewachsen war. Mit einer gewissen Balletgesinnung ging er hinüber ins Burgtheater, das er nun in seiner Weise leitete. Das Personal war ihm gleichgiltig, er sah und wollte im Burgtheater vor Allem sich selbst. In der Wahl neuer Kräfte liess er zumeist das Glück walten. Unter ihm spielte Conrad Hallenstein Helden und Heldenväter in der tüchtigsten Weise, lieh Sprechrollen seine mächtige Stimme und stattete Philisternaturen und sonderbare Käuze im leichteren Schauspiel mit glücklicher Laune aus. Mitterwurzer gab Episodenrollen scharf und geistreich, doch fehlte ihm die künstlerische Haltung, um ein ganzes Stück tragen zu können. In Soubrettenrollen erwies sich Frau Mitterwurzer als pikant und beweglich, für die Darstellung von Damen fehlte ihr der äussere und innere Geschmack. Josephine Wessely, als tragisches Mädchen schon ihres geringen Organs wegen unzureichend, entwickelte sich erst später und zwar im Schauspiele zu einer gewissen Bedeutung; wie es so häufig geschieht, entband dauerndes Siechthum ihre geistigen Kräfte, und Denise, ihre beste Rolle, war das Schwanenlied der noch jugendlichen Schauspielerin. Wie durch Zufall und ohne rechte Folge streckte Stella Hohenfels die Spitze ihres Talentes hervor, das sich später, nach vielen verlorenen Jahren, im naiven Fache so glänzend entfaltete. Von Seite des Directors fehlte es den Schauspielern durchaus an liebevoll eingehender Führung und Schulung, weil Dingelstedt der brillanten Regisseur-Mache mehr zutraute, als der lebendigen Kraft des Schauspielers. Was er auf seinen früheren dramaturgischen Stationen versucht, das brachte er auch im Burgtheater wieder vor. Er wollte, obgleich innerlich französisch gesinnt, von den modernen Franzosen nichts wissen, ohne zu bedenken, dass das moderne französische Stück ein Ruhm und ein Bedürfniss des Burgtheaters sei. Der grosse Trumpf, den er ausspielte, waren Shakespeare's Historien. Sie waren in der That ein Ereigniss; sie weckten neue Kräfte, verjüngten die alten und wurden, geschmackvoll und glänzend ausgestattet, mit Beifall aufgenommen. Auch Goethe's »Götz« war eine von den brillanten Regisseur-Schöpfungen Dingelstedt's. Im selben Sinne brachte er eine erweiterte Aufführung des ersten »Faust«,

verballhornte er »Antonius und Kleopatra«, illustrirte er Shakespeare's »Sturm«. Ein entschiedenes Verdienst erwarb er sich durch die Wiedererweckung von Grillparzer's Lustspiel »Weh dem, der lügt«, das nun in seiner Originalität erst verstanden und genossen wurde. Wo Dingelstedt sich interessirte, da war er ein bedeutender Regisseur. Nur als grosser Herr wollte er wirken, das tägliche Geschäft, das er nach der bureaukratischen Seite mit ironischem Pedantismus betrieb, war ihm widerwärtig, und wo sich ihm keine lockende scenische Aufgabe stellte, war er nicht recht zu haben. Er pflegte den Schauspielern gegenüber das gesprochene Wort zu vernachlässigen; sie konnten aussprechen, betonen, einen Satz behandeln, wie sie wollten; aber einen Tisch zu rücken, einen Schrank zu stellen, dazu war er stets aufgelegt. Er war ein Decorateur vom Scheitel bis ins Knopfloch. Das Bild war ihm theatralisch das Höchste. Es war natürlich, dass er durch sein geschlossenes Wissen und Können den Schauspielern mit ihrer zusammengerafften Bildung imponirte. Sie kannten seine Fehler, aber es unterfing sich doch keiner, nicht Respect vor ihm zu haben. Dann gewann die Theaterleute seine Manier, sich selbst in Scene zu setzen. Es lag in seiner Art, das Ungewöhnliche mit einem gewissen Aufsehen, ja selbst das Rechte mit Eclat zu thun. Für ihn existirte eine Sache nur insofern, als sie ein Glanzlicht auf ihn warf.

Während Dingelstedt's letzter Krankheit und darüber hinaus war das Burgtheater sich selbst anheimgestellt. Freiherr v. Hofmann, der Generalintendant, liess ihm so ziemlich freien Lauf, und wenn es dem obersten Leiter einfiel, dem Burgtheater etwas Seltsames zuzumuthen — denn er wollte manchmal reformatorische Gedanken haben — so prallte es an dem gesunden Sinne des Institutes spurlos ab. Während die Zahl von Leuten, die sich zur Direction des Burgtheaters herandrängten, noch im Wachsen begriffen war, ward dem Zwischenreich plötzlich ein Ende gemacht, indem ein hervorragender Schriftsteller, der sich mit keinem Worte gemeldet hatte, zum Burgtheaterdirector ernannt wurde. Es war Adolf Wilbrandt. Wilbrandt war kein Fremder in Wien, kein Unbekannter im Burgtheater. Die Mitglieder des Burgtheaters kannten und schätzten ihn; sie hatten seine Stücke gespielt und im persönlichen Verkehr mit ihm die Integrität seines Charakters kennen gelernt. Lustspiele von ihm, in erster Reihe »Die Maler«, die ein anziehendes Thema mit Anmuth und Frische durchführen, hatten dem Publicum gefallen; Trauerspiele von ihm, die der sinnlichen

Richtung der modernen Bühne weitgehende Zugeständnisse machen, hatten wirksame Rollen geschaffen und in verschiedenem Sinne Aufsehen erregt; Schauspiele von ihm, die wunderliche Probleme seltsam durchführen, hatten wenigstens interessirt. In der literarischen Welt war er durch sein schönes Buch über Heinrich v. Kleist bekannt, als Novellist, der mit Muth und Feinheit in die moderne Gefühls- und Gedankenwelt eindringt, hatte er im Publicum einen breiten Boden. Als Wilbrandt in den Dienst der Bühne trat, hat er die stillen Kreise dichterischen Schaffens nur widerstrebend und mit dem Wunsche verlassen, eine dem poetischen Streben verwandte Aufgabe zu lösen. Er trat nicht ein, um zu bleiben, und nach kaum sechs Jahren hat er das Burgtheater wieder verlassen. Das hängt mit Wilbrandt's innerster Gesinnung zusammen. Als zuerst die Frage an ihn herantrat, ob er Director des Burgtheaters werden wolle, da mochte sich dem Manne, der in der Freiheit aufgewachsen war, diese Frage sofort in die andere verwandeln, ob er es versuchen könne, Director des Burgtheaters auf seine Weise zu werden, d. h. seiner Natur und seinem Ideale gemäss, mit den Hilfsmitteln der Menschenfreundlichkeit, des ruhigen Gleichmasses und des guten Vorbildes. Zu guterletzt mochte er sich sagen: »Nur bei diesem Burgtheater, das du kennst, das du liebst, das so reich an mithelfenden Elementen ist, kannst du, kann ich es versuchen — auf die Gefahr hin, dass es auch hier misslingt, dass überhaupt kein Theater ohne jene derberen Mittel, durch die ich weder wirken kann noch mag, zu leiten ist. Nun, und falls es misslänge, so werde ich mich nicht schämen, einen Versuch gemacht zu haben, der des Versuches werth war.« So dachte Wilbrandt, und so ward er Director. Die grösste Gefahr dieses Versuches lag darin, dass er fort und fort Gefahr lief, verkannt und missdeutet zu werden, dass die Schauspieler sowohl als das Publicum stets geneigt waren, für Schwäche anzusehen, was in jedem wichtigen Momente geräuschlose aber grundsätzliche Festigkeit in möglichst menschlicher Form war. Wilbrandt nannte diese sich versteckende Festigkeit in seinem Abschiedsschreiben an das Burgtheater nicht ganz glücklich, mindestens paradox einen standhaften Eigensinn, mit dem man einem immer sichtbaren Ideale folgt; denn Eigensinn ist nach unserem Sprachgebrauche ein Beharren und Bestehen auf dem Nebensächlichen, während bei Wilbrandt das Festhalten an verachteten oder wenigstens gefährdeten Idealen nur äusserlich als Eigensinn erscheinen kann, da es doch im Wesen eine hochgestimmte, charaktervolle Richtung des Geistes und

Willens ist, die aus künstlerischer Begeisterung und aus einem wahrhaft rührenden Glauben an die Güte der menschlichen Natur entspringt. Wilbrandt ist aus gelehrten pädagogischen Kreisen hervorgegangen, und seine pädagogischen Grundsätze sind ohne Zweifel ererbt. Seinem allgemeinen Erziehungsideal gemäss, das freilich nur auf gutartige Organismen anwendbar ist, geht seine Ansicht dahin, dass jede wichtigere Handlung des Erziehenden oder Gebietenden mit einer geistigen Einwirkung, die in die Zukunft zielt, mit einer Förderung der Einsicht und des Ehrgefühls verbunden sein sollte. In diesem Sinne hat Wilbrandt dem Grössten wie dem Kleinsten gegenüber, bis auf den Theaterarbeiter herab, gehandelt; manchmal mag er im Stillen über sich selbst gelächelt haben, ohne sich beirren zu lassen; gewiss aber ist er von den Anderen oft verlacht und hundertfach in jeder Weise angegriffen worden, ohne sich selbst untreu zu werden. Eine so reine, edle Gesinnung ist den Alltagsseelen unbegreiflich. Wilbrandt konnte sich wohl mit einigem Selbstgefühle sagen: mein Versuch ist mir nicht missglückt. Das Burgtheater hat an sich bewährt, dass es ein gutgeordneter Organismus ist. Nie waren die Arbeitskraft und der Arbeitswille, der Ehrgeiz und das Gemeingefühl grösser, als während Wilbrandt's Amtsführung. Wilbrandt konnte vom Burgtheater mit der Genugthuung scheiden, dass alle besseren Elemente dieses Hauses ihm herzlich ergeben waren, dass sie ihn hätten halten mögen, dass sie das Ehrende fühlten, das in seiner Methode lag, und dass er seinem Nachfolger einen wohldisciplinirten, zugleich aber höher gestimmten Körper hinterliess.

Wilbrandt hat das Repertoire des Burgtheaters um werthvolle Stücke bereichert. Indem er das deutsche Theater unter anderem auch als einen Hort der Weltliteratur betrachtete, hat er die noch lebensfähigen Werke der grossen poetischen Ahnen unserer führenden Bühne einzuverleiben gesucht und dadurch auf die weitesten Theaterkreise anregend und auffrischend gewirkt. »Elektra«, »Der Cyklop«, »Oedipus«, »Tartuffe«, »Der Richter von Zalamea« müssen in diesem Zusammenhange genannt werden. In Goethe's »Faust« (beide Theile) suchte er unsere grösste nationale Dichtung als eine Art Bühnenfestspiel zu weihevollem Genuss auf die Bretter zu bringen, durch neue Bearbeitung oder erhöhte schauspielerische Leistung kamen »Wallenstein«, »Coriolanus«, »Nathan der Weise«, »Viel Lärm um Nichts«, »Was ihr wollt«, »Der Traum ein Leben«, »Die Ahnfrau« zu neuer Wirkung. Das moderne französische Schauspiel, von dem

Vorgänger Wilbrandt's so absichtlich zurückgesetzt und dem Burgtheater doch so unentbehrlich, gewann wieder Boden und glänzende Erfolge. In der modernen deutschen Production war nicht viel Gutes oder Versprechendes zu finden; hier musste Wilbrandt meist schon zufrieden sein, wenn diese oder jene Aufgabe einen talentvollen Schauspieler zu fördern, auf eine neue Bahn zu bringen oder die sorgfältige Vermehrung der Proben — vermehrt namentlich um die orientirenden Vorproben — zu bewähren vermochte. Denn auch unsere Schaulspielkunst in jedem Sinne zu heben, lag dem Director stets am Herzen. Sonnenthal als Wallenstein, die Wolter als Elektra, Natalie (Turgenjew), Volumnia, Baumeister als Richter von Zalamea und Erbförster, die Hartmann als beginnende komische Alte im »Griechischen Feuer« sind in Aller Gedächtniss; Stella Hohenfels, die Naive, und Thimig, der Naturbursche und Komiker, sind in diesem Jahre durch rastlose Förderung zu ersten Künstlern erwachsen, und Emerich Robert ist durch »Coriolanus« und »König Oedipus« auf eine Höhe gestellt worden, auf der er sich vor den Besten nicht zu beugen braucht. Das jüngste tragische Talent des Burgtheaters, Agathe Barsescu, hat unter Wilbrandt ihre vielversprechenden ersten Versuche gemacht. Es handelt sich aber beim Theater nicht nur um die Koryphäen, sondern um die gleichmässige Ausbildung des ganzen Körpers. Auch diese weniger dankbare, stille Arbeit hat Wilbrandt redlich gethan. Das Ensemble mit allen seinen zweiten und dritten Kräften war ein geschultes, ein besser zusammengestelltes als jetzt, bis zur Comparserie herab, die auch die schwierigsten Aufgaben hingebend und ehrenvoll gelöst hat. Die Schauspieler, das Publicum und die Kritik sind von Wilbrandt gefördert worden. Er hat die Kunst des Schauspielers durch angemessene Aufgaben und durch eigene poetische Nachhilfe gesteigert. Man darf behaupten, dass unter Wilbrandt jeder Schauspieler des Burgtheaters wenigstens einmal seinen Festtag gehabt hat, wo ihm die Lösung einer Aufgabe zugemuthet wurde, die, scheinbar über seinem Vermögen stehend, sein bestes Können, seine letzte Kraft unwiderstehlich hervorlockte. Wilbrandt hat die Genussfähigkeit des Publicums erweitert, vertieft, verfeinert. Er hat auch die Kritik gehoben, indem er sie nöthigte, sich mit würdigen Gegenständen zu befassen. Wenn nun Wilbrandt freiwillig aus dem Burgtheater schied, so that er, was er nicht lassen konnte. Er wusste vom ersten Tage an, dass er nicht im Stande sein würde, fort und fort zu bleiben. Dem Burgtheater, mochte er sich denken, steht es nicht übel an, von Zeit zu Zeit nach soge-

nannten Berufsdirectoren, die auf dem Schlachtfelde leben und sterben, auch einen Mann zu haben, der von rein geistigen und humanen Interessen ausgeht, seine Kräfte liebevoll hingibt und dann, wieder ausscheidend, doch eine gewisse geistige Spur, eine nicht unedle Wirkung zurücklässt.

In die spätere Zeit Wilbrandt's fällt das Ableben des Baron Hofmann und die Ernennung des Gouverneurs der Boden-Credit-anstalt, Josef Freiherrn von Bezecny, zum Generalintendanten der beiden Hoftheater. Baron Bezecny, der selbst eine künstlerische Natur ist und zu allem Guten bereit und behilflich ist, hat, als er den Director Wilbrandt zu seinem Leidwesen ziehen lassen musste, ernstliche Versuche gemacht, für das Burgtheater einen neuen Director zu finden. Von Bewerbern um die Stelle hat es freilich wieder gewimmelt, aber da der Generalintendant den Director nach seinem Sinn und nach dem Herzen des Burgtheaters noch nicht hat ausfindig machen können, ist Sonnenthal, der bewährte Vertrauensmann des Burgtheaters, zum provisorischen Director ernannt worden. Das Burgtheater ist gegenwärtig ohne festen Director, es wartet, bis der rechte Mann erscheint. In dem Zeitraume, der uns beschäftigt, hat das Burgtheater nacheinander drei hervorragende Directoren gehabt. Sie haben alle drei einseitig gearbeitet, aber doch wieder alle drei, jeder nach dem Ausmass seiner Kraft, zum Besten des Institutes. Laube hat auf das Ohr gewirkt, Dingelstedt auf das Auge, Wilbrandt auf den inneren Sinn. Laube hat das Wort gepflegt, Dingelstedt das Bild, Wilbrandt den sittlichen Kern im Künstler. Das jüngere Schauspielergeschlecht hat die alte Schule des Burgtheaters in freier Weise fortgesetzt: es hat aus eigenem Antriebe, unter dem Einflusse italienischer und französischer Darsteller, einen Schritt vorwärts gemacht, die anschaulichen Mittel des Schauspielers erweitert, das Redespiel zum Schauspiel gesteigert. Das Wort aber, dieses innerste Heiligthum des Burgtheaters, haben sie doch stehen lassen.

* * *

Wir haben der obigen Skizze nachzutragen, dass am 2. November 1888, nachdem das Burgtheater in das neue übergesiedelt war, Dr. August Förster, zuletzt Gesellschafter des Deutschen Theaters in Berlin, zum artistischen Director des Burgtheater ernannt worden ist.

II.

DAS STADTTHEATER.

Es war in der Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, als einige unternehmungslustige Köpfe verlockt durch die Leichtigkeit, Geld zu beschaffen und ausserdem durch einen gewissen Widerspruchsgeist gegen das Burgtheater getrieben, den fragwürdigen Gedanken fassten, für Wien ein Stadttheater zu gründen, womit sie auf einen Plan zurückkamen, der dem Minister Bruck schon in den fünfziger Jahren freilich nur flüchtig durch den Sinn gegangen. Nichts war natürlicher, als dass sie sich mit ihrer Angelegenheit an Heinrich Laube, den ehemaligen Director des Burgtheaters, wendeten, der inzwischen auch das Leipziger Stadttheater nicht ohne materiellen Erfolg geleitet hatte und nun wieder völlig frei war. Laube, dem das Lockende wie das Bedenkliche des Unternehmens gleich stark einleuchtete, war den Gründern nicht sofort zu Willen, er liess sich vielmehr, halb widerstrebend, halb lüstern, in die Sache allgemach hineinziehen, bis das rasche und volle Herbeiströmen der Gründerbeiträge — binnen wenig Wochen war nahezu eine halbe Million gezeichnet — seinen Entschluss vollends bestimmte.

Laube ward artistischer Director des Wiener Stadttheaters. Dass ein »zweites erstes Theater«, wie er das Ding nannte, in Wien eine künstlerische Möglichkeit und dass er es herzustellen im Stande sei, galt ihm von allem Anfang an für ausgemacht; das Bedenken, ob ein solches Theater ein wirkliches Bedürfniss, oder, geschäftlich ausgedrückt, ob es finanziell zu halten sei, schien ihm durch die Bereitwilligkeit der Gründer beseitigt, obgleich er sich auch dann noch des beunruhigenden Gedankens nicht ganz zu erwehren vermochte, dass die Gründer des Stadttheaters zwar gründen konnten, dass sie aber keineswegs verpflichtet seien, es zu erhalten. Wie Laube seine Aufgabe fasste, darüber hat er sich selbst ausgesprochen. Wenn man ihn fragte, was er mit dem neuen Theater nun eigentlich wolle, so antwortete er kurz und bündig: »Was? Ein gutes Schauspiel.« Das ist allerdings viel gesagt in wenig Worten. Ein gutes Schauspiel! Man nehme zwar an, dass Wien im Burgtheater ein gutes Schauspiel besitze, allein das Burgtheater sei nicht blos nach seiner Meinung wegen Mangels einer kundigen Führung im Niedergange begriffen, ein aufstrebendes neues Schauspielinstitut werde

auch das Burgtheater anspornen, seine guten Traditionen wieder frisch zu beleben, und solcher Wetteifer werde dem deutschen Schauspiel überhaupt zugute kommen. Ein Körnchen Wahrheit liegt ja wohl in dieser Ansicht, obwohl man nachträglich lächeln musste, wenn man sah, wie die aus dem Stadttheater ins Burgtheater herübertretenden Schauspieler fast alle — künstlerisch gemessen — um einen halben Kopf kleiner waren als die Darsteller des Burgtheaters. Dass nun ein Stadttheater in einem freier gestellten Repertoir einen grossen Vortheil vor einem Hoftheater, das doch an selbstverständliche Rücksichten gebunden sei, voraushabe, das ist eine Ansicht, die sich schon eher hören lässt, obwohl im Burgtheater die Censur so freisinnig gehandhabt wird, dass es aus Censurrücksichten auf kein wirkliches Kunstwerk zu verzichten braucht. Dann werde das Stadttheater den grösseren und schöneren Raum und was sich künstlerisch an das verschiedene Grössenverhältniss knüpfe, vor dem Burgtheater voraushaben. Wie schwer indess ein grösserer Raum zu füllen sei und in jedem Sinne zu füllen: mit Geist und mit Zuschauern, das hat das Wiener Stadttheater bald genug an Leib und Seele erfahren müssen. Wenn nun die Gründe, die man für die Errichtung eines Stadttheaters anführte, auf ziemlich schwachen Füssen standen, wie sah es mit den künstlerischen Mitteln aus, mit welchen Laube seine Aufgabe zu lösen gedachte? Die Mittel sind einfach, fast zu einfach. Laube sagt, er stimme in die allgemeine Klage, dass es keine Schauspielertalente mehr gebe, ganz und gar nicht ein; man müsse sie nur suchen, um sie zu finden, und wenn man sie habe, brauche man sie nur zu erziehen. »Ein gutes Theater soll auch darin eine Bildungsanstalt sein, dass es seine Kräfte principiell selbst entwickelt.« Auch im Burgtheater habe er eine neue Generation von Schauspielern herangebildet. Das ist wahr, aber sie wären unter seiner Leitung nicht das geworden, was sie geworden sind, wenn sie nicht zugleich das lebendige Beispiel grosser Schauspieler vor sich gehabt hätten. Kein Sonnenthal ohne Fichtner, kein Baumeister ohne Anschütz, keine Hartmann ohne die Haizinger. Nach Laube's Meinung ist das Hauptерforderniss für rasche Entwickelung eines Talentes das Vorhandensein eines kundigen Vortragsmeisters. Der Vortragsmeister soll ihnen die Kunst reinen, sinnvollen Sprechens beibringen. Den Vortragsmeister nach seinem Herzen hatte Laube in Alexander Strakosch gefunden, dem er die Hälfte der am Stadttheater errungenen Erfolge neidlos zuerkennt. Nun ist Strakosch ein Mann, dem das angelebte und anerzogene Gefühl für die deutsche

Sprache gänzlich mangelt, der spricht und ausspricht wie ein Fremder, welcher das Deutsche erst in späteren Jahren erlernt hat. Er hat keinen Laut in seiner Kehle, der unmittelbar zum deutschen Gemüth spricht. Dabei war sein geistiger Gesichtskreis ein höchst beschränkter. Und doch machte Laube das Heil des Wiener Stadttheaters von diesem Manne und die Zukunft der deutschen Bühne von der Vortragsmeisterei abhängig. In Wahrheit aber ist der Vortragsmeister eine Erfindung der Noth, hervorgerufen durch den besonderen Fall, dass ein Theater ganz von vorne anfangen und doch rasch greifbare Ergebnisse liefern musste. Man hatte nicht Zeit, die Talente reifen zu lassen, und so wurde ihnen in jeder neuen Rolle eine Art Reife angetäuscht. So kam es vor, dass Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen, die mit guten Darstellungsmitteln gesegnet waren, unter der Drillung des Vortragsmeisters hervorragende Rollen spielten, von deren innerem Sinn und Zusammenhang sie kaum eine Ahnung hatten. Die Darstellerin der Hero, also eine »erste Kraft« des Stadttheaters, gestand einmal ganz unschuldig, dass sie keinen einzigen Satz ihrer Rolle verstehe, dass sie überhaupt nicht wisse, was sie spiele. Sie gab nur den eingelernten Redeton wieder, gleichsam den Sprachgesang des Sinnes. Das sind die Wunder der Vortragsmeisterei. Wenn man freilich mit unfertigen Schauspielern jede Woche ein neues Stück zu liefern hat — denn sonst leidet die Casse — so verfällt man nothwendig auf solche Auskünfte einer mechanischen Abrichtung.

Was nun Laube seinen Arbeitsplan für das Stadttheater nennt, das fasst er in folgenden Worten zusammen: »In erster Linie neue Productionen, und unter ihnen bevorzugt diejenigen, welche sich mit Menschen und Ideen unseres Zeitgeistes beschäftigen. Ein verständlich Spiegelbild für alle Diejenigen, welche sich ihres Lebens bewusst werden wollen, ein solches Spiegelbild soll in erster Linie das Schauspiel sein. In zweiter Linie die classischen Stücke und die werthvolleren älteren Stücke der jungen Generation. Darum in zweiter Linie, weil sie längere Vorstudien, längere Arbeit für den Vortragsmeister brauchen, und weil mancher Wechsel im Personal erst gelingen musste, um sie genügend zu besetzen. Dazwischen auch leichtere Waare, welche den Anspruch auf Erheiterung behaglich erfüllt. Denn das Repertoire eines täglich spielenden Theaters muss auch die Maxime eines Gesellschaftsgebers befolgen, welches die Gäste seines Hauses unterhalten will. Der gefährlichste Feind für eine Gesellschaft wie für ein Theater ist Eintönigkeit. Sie ist die

Mutter der Langeweile.« Diesem Programm ist Laube in der ersten Zeit des Stadttheaters ziemlich treu geblieben, später aber ist er immer mehr dem »Zeitgeist« nachgelaufen und hat »das Stück der Gegenwart«, d. h. das moderne französische Stück, zugleich dem Geschmack seines Publicums und dem eigenen inneren Bedürfniss nachgebend, im Uebermasse gepflegt und darin das Aeusserste gewagt. Eigentlich in dieser Sphäre lebte und webte der Director des Stadttheaters. Sinn und Verständniss für die höchsten Blüthen der Dichtkunst, für Tragik und Humor, waren ihm knapp zugemessen, wie ja seine eigenen Stücke im Tragischen seicht, an Humor arm sind, und die Praxis des Stadttheaters hat seine eigentlichen Ansichten über dramatische Dichtkunst immer verrätherischer hervorgelockt. Noch in seiner Geschichte des Burgtheaters rühmt er sich, auf dieser Bühne den ursprünglichen Schluss des »König Lear« (nämlich mit dem Tode des Königs) wiederhergestellt zu haben. Spöttisch ruft er in Bezug auf die Schröder'sche Bearbeitung dieses Trauerspieles aus: »Der alte Herr (König Lear) musste es möglich machen, nach solchen Erfahrungen und Erschütterungen weiter zu existiren.« Sechs Jahre später, in der Geschichte des Wiener Stadttheaters, fragt Laube mit philisterhafter Erbaulichkeit: »Ist der gebrochene alte Mann (König Lear) nicht gestraft genug, und ist wirklich sein Tod noch eine nothwendige Genugthuung?« Um den Widerspruch beider Anschauungen zu heben, sagt Laube: »Ich stand früher auch näher zur theoretischen Anschauung des Schlusses, also zur schliesslichen Tödtung. Lange Beobachtung des Eindruckes im Theater aber hat mich mehr und mehr von ihr entfernt. Und am Ende haben doch Theaterstücke nach der Theaterwirkung zu fragen.« Das ist eine Theorie, die zum tiefsten Handwerkerstandpunkte herabführt, und sie ist doppelt unziemlich für einen Theaterdirector, der doch auch das Publicum dirigiren, leiten und zu Höherem emporführen sollte. »Die bei uns eingeführte Theorie der Tragik,« meint Laube, »haben die Romantiker erfunden, um damit das bürgerliche Schauspiel mit seiner nüchternen Wahrheit herunterzusetzen. Man hielt sich die Augen zu, um nicht zu bemerken, dass dies bürgerliche Schauspiel eigentlich doch die nationale Form des Schauspiels in Deutschland wäre. Es ist noch heute so trotz aller gepredigter Theorie: das einfache Schauspiel mit einfachen, wahrhaften Motiven, welches unter rührenden Scenen zu einem glücklichen Ausgang führt, ist und bleibt die populärste Form in unserem Theater.« Laube mag recht haben, wenn er dies zahme Schauspiel unter den gegenwärtigen Theaterverhältnissen die

populärste Form nennt; es aber die nationale Form zu nennen, ist eine Herabsetzung und Schmähung des nationalen Geistes. Unsere Stürmer und Dränger, unsere Classiker sind der schärfste Widerspruch gegen solche beschränkte Auffassung des Lebens und der Kunst. Die ganze Schiller'sche Dichtung ist ein Protest gegen dieses enge Wesen. Und blickt man weiter zurück, so stehen nicht umsonst grosse tragische Gestalten wie Kriemhild und Hagen an der Spitze unserer Volksdichtung. Tragische Gesinnung, Kampf auf Leben und Tod ist die Seele des deutschen Volkes. In diesem Volke spricht sich ein Heldenthum des Gemüthes und Geistes aus von der Götterdämmerung an über so viele weltgeschichtliche Schlachtfelder herab bis auf die reinigenden Zerstörungsarbeiten seiner Philosophie, seiner historischen Forschung und seiner Evangelienkritik. Eine solche grosse Gesinnung sollte auch dem Leiter einer Bühne nicht fremd sein, zumal wenn er sich mit seinen Bestrebungen an den Kern einer deutschen Bürgerschaft wendet.

Laube widmete indessen seine starke Arbeitskraft dem Unternehmen des Stadttheaters. Während am Hause noch gebaut wurde, hantirte er mit seinem Vortragsmeister in einem gemietheten Saale einer Wiener Vorstadt. Schauspieler wurden ausgehoben, Recruten gedrillt, Proben abgehalten. Die hervortretenden Kräfte des Personals wurden geprüft und eingereiht. Da war Herr Lobe, ehemals Director des Breslauer Stadttheaters. Aus dem komischen Fach, das er früher mit Auszeichnung versehen, strebte er mit starrem Eigensinn, der jeden Zusammenhang mit der heiteren Vergangenheit abbrach, in das Charakterfach hinein. Er war ein tüchtiger, zuverlässiger Schauspieler, der stets gründlich vorbereitet, im Vollbesitze des Textes seiner Rolle auf die Probe kam. Er hat immer Löbliches, manchmal Gutes geleistet, ohne je die Autorität und den Erfolg eines ersten Talentes zu erlangen. Gleichfalls Charakterspieler, aber durch körperliche und geistige Beweglichkeit bald nach verschiedenen Fächern ausgreifend, war Herr Friedmann, der langjährige Begleiter Dawison's, dem er manche Art und Unart abgesehen. Er war ein strebsamer, aber ewig suchender, grübelnder, nach neuen Wirkungen haschender Schauspieler, der es weder sich noch Anderen je recht machen konnte. Jung und ehrgeizig, hat er das Behagen ruhiger künstlerischer Gestaltung nie kennen gelernt. Blendende äussere Mittel, die sofort Auge und Ohr gefangen nahmen, brachte Heinrich Robert mit, der tragische Liebhaber und Held. An den besten Erfolgen des Stadttheaters hat er in erster Linie theilgehabt. Die edelsten Eigenschaften

einer vornehmen Natur liegen theilweise noch versteckt unter gespreizten und gefallsüchtigen Manieren: erst später, nachdem er durch das Läuterungsfeuer des Burgtheaters gegangen, hat er sich selbst gefunden und ist ein erster Schauspieler geworden. Als Anstandsliebhaber gewann Herr Glitz durch seinen hübschen Ton bald die Gunst des Publicums; störend an ihm blieb stets seine kleine Gestalt. Herr Reusche, der Komiker, war flach und schwach, dagegen die eigentlich lustige Person des Stadttheaters Herr Tewele, der aus einem Vorstadttheater herübergekommen war und allerdings ziemlich freie Manieren und einen unverkennbaren orientalischen Ton mit herübergebracht hatte. In vornehmeren Rollen fehlte ihm durchaus die persönliche Haltung. Neben den Damen war Frau Luise Schönfeld schon als anerkannte Künstlerin in das Stadttheater gekommen. Die tragische Liebhaberin Frl. Frank und später Frl. Wewerka verdankten ihre Bildung dem Vortragsmeister. Frl. Weisse, gleichfalls tragisch beschäftigt, war selbständiger, weil verständiger. Die Naive, Frl. Schratt, sprach an durch ein im besten Sinn bubenhaftes Temperament. Das sind die bedeutendsten Namen des Personals.

Am 15. November 1872 wurde das Wiener Stadttheater eröffnet. Man gab Schiller's »Demetrius« mit Laube's Schluss. Der Eindruck war kein entschiedener, und Laube suchte lange sein Publicum durch ein durchgreifendes Stück zu fassen. In Paul Lindau's Lustspiel »Maria und Magdalena«, einem schwach componirten, aber keck herumtastenden, witzigen und noch mehr witzelnden Ding, fand er endlich das Stück, welches in der ersehnten Weise durchgriff. Ihm gesellte sich Wilbrandt's »Graf Hammerstein«, der die beliebte Gattung des deutschen Ritterstückes in einem etwas höheren Sinne wieder aufnahm, indem er den alten Widerstreit zwischen Kirche und Staat in einem abenteuerlichen Liebeshandel zu Fleisch und Blut werden liess. Lindner's Trauerspiel »Die Bluthochzeit«, das mit Hand und Fuss auf Wirkung losarbeitet, war das dritte Sensationsstück. Dazwischen wurden Werke von Shakespeare, Schiller und Lessing gegeben, deren Aufführung im Stadttheater nur geringes Interesse bietet, da sie an einem minderen Schauspielermaterial und vor einem anspruchsloseren Publicum blos wiederholten, was Laube im Burgtheater geleistet hatte. Wieder hatte Laube die Theaterproben, deren Seele er war, zum dramatischen Mittelpunkte der Bühne gemacht. Die Dinge liessen sich äusserlich nach Wunsch an, als nach einer achtmonatlichen Arbeit der Börsenkrach erfolgte und auch auf das Stadttheater

seinen lähmenden Einfluss geltend machte. Man muss sich erinnern, dass das Wiener Stadttheater auf den »volkswirthschaftlichen Aufschwung«, auf die Erschaffung des Reichthums aus nichts gegründet war; als nun so viele Vermögen spurlos verschwanden und andere vom Untergange bedroht waren, wer sollte Interesse für das Theater, wer Geld dafür haben? Laube wendete doppelte Arbeit an, entwickelte eine doppelte Hast, um durch raschen Wechsel des Repertoirs und packende Vorstellungen Zuschauer ins Theater zu ziehen. Vergebliche Mühe! Als sich unverkennbare Zeichen des Niederganges einstellten und der Director vom Verwaltungsrathe eingeladen wurde, das Institut billiger und populärer zu führen, legte Laube, der nur mit einer »ersten« Bühne zu thun haben wollte, die Leitung des Stadttheaters nieder. Das waren auf den Tag zwei Jahre, nachdem er die Direction angetreten. Wieder nach einem Jahre, als die inzwischen eingesetzte Direction des Schauspielers Lobe missglückt war, liess sich Laube noch einmal überreden, die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen. Nun ein letzter Versuch, die Zuschauer zum Eintritt zu zwingen. Die höchsten Trümpfe wurden ausgespielt: Demimonde, Cameliendame, die Fremde, die Danischeffs. Alles vergebens! Laube zog sich zum zweitenmal und für immer zurück. Das Stadttheater ist dann an den Schauspieler Bukovics verpachtet worden, der es in höchst bescheidener Weise fortführte, bis es durch einen grossen Brand zerstört wurde.

III.

DIE VORSTADTTHEATER.

Volksbühnen, wie es ihrer leicht beweglichen Natur entspricht, sind der wechselnden Einwirkung des Tages am meisten zugänglich und so ist es kein Wunder, dass die Wiener Vorstadttheater von den Erschütterungen des Jahres 1848 lebhaft ergriffen und so bald nicht wieder losgelassen wurden. Wer das Theater besuchte, wollte wiederfinden, was damals die ganze Welt beschäftigte: der Widerhall der Strasse und der Versammlungen, ihre Rufe und Schlagworte, die Hoffnungen und Befürchtungen des aufgeregten Volkes — alle diese Dinge sollten der Bühne nicht fremd bleiben. Und wie das Leben auf die Bühne wirkte, so wirkte die Bühne wieder zurück auf das Leben. Aus dem harmlosen Lustspiel »Das bemooste Haupt« von Roderich Benedix hatten die Strassenpolitiker ihr Lieblingslied

gelernt und dasselbe Lustspiel hatte sie die Kunst, Katzenmusiken zu veranstalten gelehrt. Ein eigentliches politisches Schauspiel hat die Wiener Märzbewegung nicht hervorgerufen. Man begnügte sich damit, wenn ein Stück mit politischen Schlagworten, Ausfällen auf Corruption, Reaction, Jesuitismus um sich warf und Couplets enthielt, deren Refrain die junge Freiheit verherrlichte. Merkwürdiger Weise waren die Vorstadtbühnen nicht blos im ersten Sturm und Drang, sondern noch auf Jahre hinaus, wo doch Strassen, Felder und Wälder ruhten, stärker als die Sicherheitsbehörde. Polizeiberichte, die bis in das Jahr 1854 reichen, beklagen die Unbotmässigkeit der Vorstadtbühnen, die nicht zu bewegen seien, von politischen Anspielungen Abstand zu nehmen; in den verworrenen Conflicten zwischen den Befugnissen der Militär- und Polizeibehörde war weder der Säbel noch der Stock mächtig genug, den fröhlichen Uebermuth der Theaterdirectoren niederzuschlagen. Nur Carl, der schmiegsame Director des Carltheaters, zeigte sich gefügig. Was half es aber, wenn Nestroy in seiner »Freiheit in Krähwinkel« die ganze Wiener Bewegung auf's unbarmherzigste durchhechelte, da er doch, um das Lächerliche und Hassenswerthe auch auf der anderen Seite zu zeigen, den Fürsten Metternich und einen Vertreter des Liguorianer-Ordens dem gröbsten Gelächter preisgab? Man darf sich freilich nicht auf den Polizeistandpunkt stellen, wenn man die Bestrebungen des Wiener Volkstheaters jener Zeit gerecht beurtheilen will. Das Jahr 1848 hatte ja auch für das Theater eine lästige Schranke niedergeworfen und ihm die Freiheit gewahrt, von Gegenständen zu reden, die seine Zuschauer vor allen Dingen interessirten. Und wenn man von einigen Ausschreitungen, die in der allgemeinen Gährung der Geister ihre Entschuldigung finden, absieht, so kann man nicht anders sagen, als dass die Wiener Vorstadtbühnen von ihrer Freiheit, bisher verpönte Dinge zu sagen, einen höchst mässigen, ja einen geradezu loyalen Gebrauch gemacht haben. Eine Lieblingsposse der Wiener war: »Gervinus, der Narr vom Untersberg«, oder: »Ein patriotischer Wunsch« von Alois Berla. Sie hat im Theater an der Wien 125 Wiederholungen erlebt. Was ist nun der Inhalt dieses beliebten Volksstückes? Im Untersberg bei Salzburg lebt und schnarcht der Hofnarr Gervinus mit Friedrich Rothbart, seinem Gebieter. Er langweilt sich in der unterirdischen Behausung und möchte wieder einmal in die Welt zurück, um nachzuschauen, wie sie sich befinde. Der Rothbart ertheilt dem Narren Urlaub, indem er sein Ausbleiben an eine Bedingung knüpft. Hier schiebt sich der auch in älteren

Wiener Zauberstücken vielfach benützte Wunschmotiv dazwischen. Der Rothbart gibt dem Narren eine Blume auf den Weg mit und dazu die Weisung: Wer diese Blume sein eigen nenne, dem werde sofort jeder Wunsch erfüllt; doch wahres Glück bringe er nur Jenem, aus dessen Herz ein edler Wunsch für das Vaterland entspringe. Die Blume geräth nun in die Hand eines gemüthlichen Oesterreichers, der sich mit ihr verschiedenes Unglück an den Hals wünscht. Als Naturforscher, als Lump erscheint ihm Gervinus in der Rolle des Versuchers; als Professor endlich legt er ihm den Wunsch nach dem Wohlergehen des Vaterlandes als den reinsten und edelsten nahe. Der gute Mann fängt Feuer. Seine letzten Worte sind: »Gott schenke meinem schönen grossen Vaterlande den Frieden wieder und erleuchte die Menschen, dass sie mit vereinten Kräften darauf hinwirken, dass Hass und Zwietracht schwinden und die Liebe Volk und Fürsten innig verbinden möge. Dann werden wir wahrhaft glücklich und zufrieden sein. So, und jetzt ruft's Alle Vivat!« Alle: »Vivat!« ... So unschuldig ist dieses von mancher scharfen Bemerkung durchsetzte Stück. Es gleicht jenem aus bunten Motiven zusammengeklitterten Musikstück, welches mit der Tell-Ouverture beginnt und mit dem Kaiserliede schliesst.

Höher als Alois Berla, der übrigens mit seinem trefflichen Charaktergemälde »Ein alter Deutschmeister« den Anstoss zu den später beliebten Soldatenstücken gegeben, hat Karl Elmar das Wiener Volksstück geführt. Zwar ein eigentlich politisches Stück, in welchem politische Leidenschaft die Handlung bestimmt, hat er gleichfalls nicht geschaffen, dafür aber tapfer um sich greifende sociale Volksstücke, die als Voraussetzung ihres Lebenselementes die politische Freiheit in Anspruch nehmen. Unter diesen Schauspielen steht »Das Mädchen von der Spule« in der vordersten Reihe. Ein Fabriksmädchen, das einen reichen Erben heiratet, nachdem sie ihn vorher erzogen und von den Eitelkeiten dieser Welt abwendig gemacht, ist das Thema dieser gemüthvollen, innerlichst ansprechenden dramatischen Arbeit, die aber neben der schönsten sittlichen Gebundenheit durchaus den entschieden freisinnigen Mann zeigt. Seine Gewandtheit im Einstreuen, von Liedern und Couplets, die hier eine Situation warm beleuchten, dort eine andere bis in ferne Beziehungen heiter oder satyrisch illustriren, bewährt sich auch hier. Wie reizend ist das Spulenlied: »Wie's Radel sich schwingt und wie's Spulerl sich dreht,« welches aus der Situation gleichsam rhythmisch herauswächst. Neben dieses Schauspiel stellt sich ebenbürtig das Volks-

stück: »Unter der Erde«. Trefflich sind ein derber Bergmann und ein heuchlerischer Stadtherr einander gegenübergestellt, daneben ein reicher junger Bummler, der durch die Arbeit endlich gezähmt und glücklich gemacht wird. Das alte, fast abgedroschene Thema, dass nicht Reichthum, sondern die Bethätigung der eigenen Kraft, die Arbeit, glücklich macht, wird uns von Elmar wieder so heimlich und wie eine Neuigkeit nahe gebracht. Das Lied: »Der Mensch soll nicht stolz sein auf Glück und auf Geld,« nimmt in seiner schlichten Wahrheit unser ganzes Gemüth gefangen. Höheren Flug versucht Elmar in seinem romantisch-komischen Gemälde »Goldteufel«. Ein Mann, der in seiner früheren Armuth allen Unbilden der Welt ausgesetzt war, wird reich und wendet nun seinen Reichthum dazu an, Andere unglücklich zu machen, indem er ihnen mit freigebiger Hand Gold spendet. Er findet aber in der Witwe eines von ihm scheinbar zu Grunde gerichteten Mannes ein Wesen, das dem abwesenden Gatten treu bleibt und den Versuchungen des Reichthums standhaft widersteht. Das führt ihn von seinen Verirrungen zurück und lässt ihn fremdes und eigenes Glück wieder begründen. Das Stück spielt in Amerika, an der Küste von Texas, wird aber, wie in Raimund's »Barometermacher auf der Zauberinsel«, durch einen munteren Wiener und eine tüchtige Wienerin heiter belebt. Drei Episodenfiguren sind schon trefflich charakterisirt durch ihre blossen Namen: Scheinele, Trauerspieldichter aus Stuttgart, Zapliczek, Posaunist aus Pardubitz, und Ne, Doctor der Philosophie aus Berlin. Das Ganze ist von poetischen Blicken und Blitzen durchschossen. Ueberhaupt ist Elmar der eigentliche Dichter unter den älteren Wiener Volksautoren, dazu die beste und liebenswürdigste Persönlichkeit. Elmar war eine ehrliche Seele, ein wahrer Freund des Volkes, ein gesinnungsvoller Mann, der fest hielt an den Idealen seiner Jugend. Er hat sich auch als Dichter bis in das späteste Alter immer wieder verjüngt. Als er starb, hat ihm kein Geringerer als Ludwig Anzengruber, in einem Gedicht, das aus dem Herzen kam, den Kranz der Meisterschaft auf die Schläfe gedrückt.

Schon mit Elmar und wieder nach ihm haben gute Kräfte an dem Wiener Volksstück gearbeitet. Vor Allen Friedrich Kaiser. Seine »Frau Wirthin«, sein »Viehhändler aus Oberösterreich«, sein »Mönch und Soldat« nehmen sich stattlich aus in der langen Reihe von Volksstücken, die sich durch die letzten vierzig Jahre ziehen. In jedem dieser Schauspiele steht eine kernhafte Gestalt in der Mitte, die eine freie oder sich frei machende Atmosphäre umgibt. Anton

Langer beherrscht das Wiener Volksleben in seiner ganzen Breite, allerdings von einem vielfach begrenzten localen Gesichtspunkt und mit seiner absichtlichen Loyalität, die nicht Jedermanns Sache ist. Gleichfalls in Wien daheim, wie in seiner Tasche, ist der fruchtbare O. F. Berg, unbestreitbar der witzigste aller volksthümlichen Bühnenautoren, obwohl in seinen Witzen nicht wählerisch. Sämmtliche Namen der Wiener Volksdichter aufzuzählen, ist nicht thunlich. Es wären noch Flamm, Wimmer und unter den neueren Radler zu nennen. Die dramatische Volksdichtung Wiens holt ihre Mitarbeiter aus allen Kreisen der Bevölkerung. Aus Geschäftskreisen haben sich gestellt: der Fabrikant Kothlechner unter dem angenommenen Namen Krone, der Rauchfangkehrer Giunio als Juin, der Kaffeesieder Nikola als Kola. Zuletzt hat das Wiener Vorstadttheater fast mehr Dichter als Zuschauer gehabt.

Eine stattliche Schaar von Schauspielern ist den Dichtern beigesprungen, um ihre Werke darzustellen. Obenan steht Johann Nestroy, der ihnen, wie er sie körperlich überragte, auch geistig und künstlerisch überlegen war. Seine dramatische Production liegt hinter der Zeit, die wir behandeln, zurück, doch ist der Autor und der Darsteller in ihm nicht zu trennen. Als er von der Bühne zurücktrat, hat er eine grosse Lücke gelassen. Es ist allgemein gesagt worden, dass durch Nestroy's Rücktritt wieder ein Stück altes Wien, und eines der letzten und bedeutendsten, abhanden gekommen sei. So will denn auch Nestroy, obgleich er mit seiner Pritsche und Geissel noch in die neuesten Tage herüberlangte, aus dem Geiste des alten Wien heraus aufgefasst und begriffen sein. Dass Wien in früherer Zeit der Hauptsitz, gleichsam die Residenz der Gemüthlichkeit gewesen, ist eine alte Sage, und es gibt noch halbverschollene Leute, denen das Herz aufgeht und der Mund von sehnsüchtigen Lobeserhebungen überfliesst, so oft sie der untergegangenen Herrlichkeit der Kaiserstadt gedenken. Dem alten Wien sein redlich Theil Gemüth bestreiten wollen und ein gewisses herzliches Wohlwollen, wäre geradezu abgeschmackt; aber unter der schmeichelhaften Etikette »Gemüthlichkeit« liefen viele Dinge um, die mit Gemüth — einem der tiefsten Begriffe des deutschen Genius — wenig zu schaffen hatten. Die Schiefheit politischer Verhältnisse und die Verkrüppelung der gesellschaftlichen Zustände trieben die Leute in die Bahn der falschen Gemüthlichkeit. Gemüthlich sein hiess damals: sich den Ernst des Lebens vom Leibe halten, gut essen und trinken, im

Fasching brav tanzen und den Rest der Zeit im Theater todtschlagen. Tanzboden und Bühne bildeten die Arena des öffentlichen Lebens. Die Arbeit wurde vielfach nur insofern geschätzt, als sie die Mittel zu sinnlichen Zerstreuungen herbeischaffte. Man war nachsichtig gegen Andere, weil man selbst der Nachsicht bedurfte. Wer den Tag über keinen Menschen umgebracht und Abends bei Sperl, von Walzerklängen umrauscht, hinter einer Flasche Gumpoldskirchner sass und sein Backhuhn verzehrte, der fühlte sich als Einen, der seine Schuldigkeit gethan hat. Der Gesichtskreis wurde durch den Wienerwald beschränkt, man sah nicht höher, als der Stefansthurm reichte. Unter solchen Verhältnissen trat Nestroy auf den Schauplatz: eine im tiefsten Kern gutmüthige Natur, als echtes Wiener Kind kein Kostverächter, aber mit scharfem Blick für das Leben begabt. Er erspähte die Schwächen der Einzelnen, er durchschaute die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Zustände. Ein Mann, keines starken sittlichen Zornes fähig, aber scharfsichtig und mit Witz, satyrischer Laune und Sarkasmus reichlich ausgestattet, trat er auf den Brettern dem Wiener Leben keck entgegen. Er gab die falsche Gemüthlichkeit dem Gelächter preis, er trieb die falschen Biedermänner zu Paaren, er legte die Fäulniss der Ehe und des Familienlebens bloss, er geisselte die Heuchelei in ihren verschiedensten Erscheinungen, er zog gegen die realistische Plattheit und gegen den schlechten Idealismus der Oper und des Schauspiels mit den schärfsten Waffen der Parodie zu Felde. Man hat ihn vielfach den Wiener Aristophanes genannt. Die Bezeichnung ist nicht unrichtig, und man kann von beiden Worten bald das eine, bald das andere betonen. Er hatte eine Ader, die an den griechischen Komödiendichter stark erinnerte. Wer ihn einmal in »Judith und Holofernes« gesehen, der mochte sich etwa vorstellen, wie es den Athenern zu Muthe war, als Aristophanes in seinen »Fröschen« den Euripides und seine Dichtungsweise durchhechelte. Aber man kann sich nicht verhehlen, dass Nestroy in den Zuständen, die er persiflirte, selbst zu sehr befangen war, und zum anderen ist es kein Geheimniss, dass Wien kein Athen ist. Wann hätte in Wien ein Komödiendichter die Ellbogen so frei gehabt, um den Lederhändler Kleon in der bekannten classischen Weise durchzuwalken? Wo aber die echte Komödie, die Komödie im grossen Stil, gedeihen soll, da muss vor allen Dingen die Bahn frei sein. Man nimmt ihr die Lebensluft, wenn man ihrem Bereiche das politische Leben entzieht und ihr das sociale nur zum kleinsten Theile preisgibt. Man zwingt sie auf diese Weise theils

platt, theils unsittlich zu werden. Das Salz des Witzes wird dumm, und die Zote — anerkannt ein unschätzbares Mittel zur Erreichung komischer Zwecke, ein Mittel, welches namentlich Aristophanes unvergleichlich handhabte — die Zote wird zum Selbstzweck. Wir haben beides am Carltheater erlebt. Was dort ursprünglich satyrisch gemeint war, das wurde von den Habitués dieses Theaters — Demi monde und basse-finance — schliesslich als der Inhalt des eigenen Lebens mit Selbstbehagen genossen. Nestroy war ein Aristophanes, soweit seine Begabung, seine Bildung und die Zeitverhältnisse es ihm zu sein erlaubten. Viele werden ihm zeitlebens für die heiteren Genüsse, die sie ihm verdankten, verbunden bleiben, denn das Leben mit seinem Jammer und seiner Langeweile würde manchmal kaum zu ertragen sein, wäre uns nicht die Gabe des Humors bescheert, der uns, mit Jean Paul zu reden, den Kopf nach unten in den Himmel trägt. . . »Der Johann geht, und nimmer kehrt er wieder« — das war Nestroy's Schwanengesang. Mit einer Parodie auf Schiller wurde das alte Carltheater geschlossen, mit einer Parodie auf Schiller, mit dem Schauspiel »Elisabeth Charlotte« von Paul Heyse, wurde das neue Carltheater eröffnet.

Als Nestroy die Direction des Carltheaters, die er nach Carl's Ableben übernommen hatte, niederlegte, folgte ihm Gustav Brauer, ein wohlgesinnter Mann, dem aber nichts gelingen wollte. Ihm folgte der Maler Lehmann mit nicht besserem Glücke; hierauf kam Treumann, dem inzwischen das von ihm erbaute Quaitheater niedergebrannt war, mit gutem äusseren Gelingen; sein Geschick und Glück übernahmen dann nacheinander Ascher und Jauner. Mit den Directoren Tewele und so weiter trat das Carltheater in einen unerquicklichen Zustand des Schwankens zwischen Sein und Nichtsein. Ebenso ging das Theater an der Wien und das Josefstädter Theater von der einen Hand in die andere über, und nichts war beständig als eine fieberhafte Jagd nach dem Erfolge. Die darstellenden Kräfte, die Dichter selbst wurden gleichfalls von dieser Unruhe ergriffen und gingen von einem Lager in das andere über. Die beiden massgebenden Vorstadtbühnen, das Carltheater und das Wiedener Theater, pflegten vorzugsweise die französische, später die Wiener Operette, nur das Josefstädter hielt noch in seiner Entartung an dem Volksschauspiele fest, indem es wenigstens Ritter- und Räuberstücke zur Aufführung brachte und von Zeit zu Zeit in eine bessere Richtung einlenkte. Es ist erstaunlich, welche Masse von Geist und Talent die Wiener Vorstadttheater verbrauchen. Durch die letzten 40 Jahre

zieht sich eine so lange Reihe trefflicher Darsteller, dass man in Verlegenheit ist, auch nur die besten zu nennen. Vorbildlich für die Wiener Vorstadtspieler sind Nestroy und Scholz: der scharfe Komiker und der gemüthliche Komiker, einander gegenüberstehend wie Geist und Natur. Vollbürtige Nachfolger hat Keiner von Beiden gehabt, weder einen so ganz aus Einem Stück wie Scholz, noch einen so ganz Geist und Beweglichkeit wie Nestroy. Was Nestroy betrifft, so kommt ihm merkwürdiger Weise nicht ein Schauspieler, sondern eine Schauspielerin am nächsten: Josefine Gallmeyer. Bei einer Darstellungskraft, welche die Wirklichkeit im Kerne erfasste und mit sprudelnder Erfindung das Leben in allen seinen Farben spielen liess, besass sie, indem sie in die Gegenstände eindrang und sie von innen heraus sprengte, eine wahrhaft vernichtende parodistische Gabe. An der Wiener Vorstadtbühne hat sie ihres Gleichen nicht gehabt. Marie Geistinger, so sehr sie ihrer Nebenbuhlerin an Erscheinung und Stimme überlegen war und eine eigene Anmuth im Bedenklichen und in den verschiedensten Aufgaben eine bewunderungswürdige Gewandtheit entwickelte, konnte sich an ursprünglicher Begabung und hinreissendem Naturell mit der Gallmeyer doch nicht messen. Matras und Girardi erinnern in der gemüthlichen Anlage an Scholz, haben aber in ihrem Spiele doch schärfere Elemente, die in Charakterrollen zu wirksamer Geltung gelangen. Sie können mehr als Scholz, aber was Scholz konnte, können sie nicht so gut und stark wie er. Ein anderer Komiker, Schweighofer, gemahnt in seiner Spielgewandtheit und Mundfertigkeit mehr an Carl Treumann, den Virtuosen in Verkleidungsrollen, den munteren Copisten und Parodisten. Knaak ist ein geschmackvoller witziger Equilibrist, von der Natur mit einem komischen Stockschnupfen begabt, Blasel ein heiterer Darsteller von Thaddädel-Rollen, Tewele ein lustiger Plauderer und Improvisator. Greift man weiter zurück, so findet man neben dem volksthümlichen Charakterspieler Carl Rott den vortrefflichen Darsteller komischer Biedermänner, Eduard Weiss, Beide in Raimund'schen Rollen vorzüglich; Johann Grün erinnerte durch seine drastische Komik in bornirten Bedienten und Pantoffelhelden an Scholz; Josef Röhring, das dünne Männchen mit seinem böhmischen Accent, besass seine Stärke in der Darstellung von Schulgehilfen, dummpfiffigen Bauernburschen und ausgelassenen Schusterbuben. Frl. Schiller und Frl. Rudini, als Soubretten einst beliebt in ihren guten Tagen, verblassen vor den glänzenderen Erscheinungen, die in ihrem Fache die neuere Zeit gebracht. Dagegen

hat sich Frau Herzog als komische Alte eine ewige Frische zu erhalten gewusst. Es würde ein wichtiger Name fehlen, wenn Albin Swoboda ungenannt bliebe. Sänger und Schauspieler, gerecht in allen Sätteln, ist er eine Stütze für Offenbach gewesen und hat die eigenthümlichsten Gestalten Anzengruber's, den Wurzelsepp und den Steinklopferhans, congenial gespielt. Wie Marie Geistinger, ist er eine Zierde des eigentlichen Volksstückes und der Operette gewesen.

In diesen letzten vierzig Jahren ist auch die Wiener Operette geboren oder, vielleicht besser gesagt, wiedergefunden worden. Dieselbe knüpfte allerdings an Offenbach an, aber die Elemente dafür waren lange vor dem Erscheinen des Deutsch-Franzosen vorhanden. Die Musik bildete von jeher in den Theatern der Vorstadt einen wichtigen und breiten Bestandtheil einer jeden Vorstellung, sie war der belebende Athem für das ausgelassene wie für das rührende Volksstück, für die Posse wie für das dramatische Zaubermärchen. Suppé schrieb seine ersten Theatermusiken schon in den vierziger Jahren. Nun aber kam Offenbach, zuerst mit seinen Einactern, die in ihrer feinen, reizenden Haltung an die Pastellbilder des vorigen Jahrhunderts erinnerten, dann mit den grösseren und gröberen Burlesken, welche wie »Die schöne Helena« — diese niederträchtige Verhöhnung alles menschlich Edlen — »Die Herzogin von Gerolstein« und so viele andere weltbekannt und weltberüchtigt geworden sind. Offenbach liess keine anderen Götter neben sich aufkommen. Die Wiener Theatermusik verstummte zwar nicht, aber sie musste sich unter fremder Flagge bergen. Die sogenannten »Offenbachiaden« waren nämlich in der Gestalt, wie sie aus Paris kamen, mit ihren fadenscheinigen Chören, ihrem dünnen Orchester, für Wien nicht geniessbar. Sie mussten ausnahmslos voller instrumentirt, öfters auch mit allerhand, von den hiesigen Theater-Capellmeistern besorgten Einlagen ausgepolstert, überhaupt mit einem runderen musikalischen Körper versehen werden. Offenbach selbst gestand, dass er als Musiker blos in Wien sein Genüge finde. Man weiss, wie nach und nach seine Erfindungsgabe versiegte, wie es namentlich seinen Librettisten (Meilhac und Halévy) unmöglich wurde, sich immer auf der Schneide zwischen Witz und Blödsinn im Gleichgewichte zu halten. Und bald war es an der Wiener Operette, die Flügel zu rühren. Johann Strauss machte einen Versuch mit »Indigo«, Suppé und Millöcker folgten. Es geschah das Merkwürdige, dass man sich die Pariser Einfuhrwaare nach und nach abgewöhnte, um nach dem Einheimischen zu greifen. Der Walzer

verdrängte den Cancan. Auch der Walzer trieb es freilich ziemlich bunt. Die blödsinnigen Könige, geistesschwachen Minister, einfältige Generäle, wie sie durch die Pariser Operette gaukelten, sie hatten fast alle einen satyrischen Zug im Gesichte. Für Meilhac und Halévy war der Blödsinn eine Waffe des Witzes, während in der Wiener Operette schliesslich nur der Blödsinn um des Blödsinns willen gepflegt wurde. Die von Offenbach ausgehende Richtung musste sich eben gründlich austoben. Heute lenkt die Wiener Operette in neue Bahnen ein oder vielmehr in die alten Bahnen zurück. Sie ist sichtlich bestrebt, das Erbe der Spieloper oder der Komischen Oper anzutreten. Diese lebt ja in unseren weiträumigen Opernhäusern nur ein Scheinleben, der schwere Rahmen erdrückt das Bild, die Sänger sind blos noch Sänger, das gesprochene Wort bleibt ihnen im Halse stecken, die leicht und gefällig sich ablösende Geberde ist ihnen ungeläufig geworden. Eine Art Spieloper gibt es nur noch im Theater der Vorstadt. Das Geschrei gegen die Wiener Operette ist daher ebenso unklug als ungerecht. Man will sie namentlich zum Wiener Volksstücke in einen feindseligen Gegensatz bringen, als ob nicht gerade die Musik aus dem tiefsten Brunnen der Volksthümlichkeit schöpfte. Die Operette stammt geradewegs vom Walzer ab, ist der zum dramatischen Ausdruck gesteigerte Tanz. »Auch der ursprüngliche Volkstanz drückt bereits eine Action aus, meistens die gegenseitige Liebeswerbung eines Paares. Diese einfache, den sinnlichsten Beziehungen angehörige Handlung in ihrer reichsten Entwickelung gedacht, ist nichts anderes als die dramatische Action.« Das hat kein Anderer als Richard Wagner geschrieben, den man ja heutzutage in dramatischen Dingen so gerne anruft, und die Worte finden ihre natürliche Anwendung auf die Operette, die als echtes Wiener Blut, etwas leicht, aber rasch beweglich und in beständig froher Wallung befindlich, sich die Welt erobert hat. Man führt sie nicht nur in Deutschland auf, sondern auch in England, Russland, Italien und Spanien. Sie hat den Weg über das Meer gefunden und in New-York und Chicago gehören Wiener Walzer zu den unentbehrlichen Freuden des Tages. Der Verleger Spina hat einmal achtzig Kisten auf Einmal nach New-York gesendet, die nichts enthielten, als Exemplare des Strauss'schen Walzers »An der schönen blauen Donau«. In Paris, der literarisch und künstlerisch unzugänglichsten Stadt, sind Strauss, Suppé und Millöcker aufgeführt worden. Und was für die Operette am schwierigsten war, sie hat sich auch schon manches spröde deutsche Hoftheater erschlossen, so die Hoftheater

von Braunschweig, Stuttgart, Weimar, Hannover, Cassel. Allenthalben tritt sie nach und nach in Rang und Recht der Spieloper ein. Möglich, dass sie in ihren Bestrebungen zu weit geht, zu sehr der Oper statt dem Singspiele sich nähert. Suppé, der ja von der grossen italienischen Oper herkommt und mit ihr blutsverwandt ist — sein Oheim war Donizetti — dürfte dies »Zuviel« namentlich verschuldet haben. Allein die Sache ist begreiflich. Unseren Operettencomponisten steht meistens ein sehr leistungsfähiges Personal zur Verfügung. Solisten und Chöre können sich hören lassen; das Orchester ist ungemein tüchtig und den heikelsten Aufgaben gewachsen. Da liegt denn die Versuchung nahe, die verfügbaren Kräfte auch gehörig zu nützen, sie glänzen zu lassen. Aber das richtige Mass dürfte über kurz oder lang gefunden werden. Wenn Lortzing einen Nachfolger finden soll, so kann er ihm nur aus der Wiener Operette erstehen.

Mitten in diesem bunten Faschingstreiben der Operette wurde dem Wiener Volkstheater ganz unvermuthet ein wirklicher Dichter beschert. Eines Abends wurde im Wiedener Theater das Volksstück »Der Pfarrer von Kirchfeld« aufgeführt. Niemand wusste von dem Verfasser, noch woher er kam. Mit einem Schlage hatte er einen Namen und wurde als das vornehmste Talent und als der Zukunftsmann der Wiener Volksbühne gefeiert. Es war Ludwig Anzengruber. Ein geborener Wiener, der unter widrigen Verhältnissen aufgewachsen war, verdankte er, was er an Bildung besass, meistentheils sich selbst; vom Theater angezogen, doch unsicher, ob er zum Dichter oder Schauspieler berufen sei, führte er unter ländlichen Schauspielertruppen ein an Beschämungen und Entbehrungen reiches Wanderleben; zuletzt ist er in einer Polizeistube als Schreiber gesessen. Seine Begabung, die sofort bei ihrem öffentlichen Erscheinen anerkannt und belohnt wurde, hat ihn aus diesen unwürdigen Fesseln befreit. Nicht ausser Zusammenhang mit der Wiener Volksbühne ist Anzengruber aufgetreten. Will man seine nächsten Verwandten bezeichnen, so wird man Friedrich Kaiser und Carl Elmar nennen müssen. Mit Kaiser theilt er die kräftige Charakteristik, mit Elmar den poetischen Zug, mit Beiden aber, nur in gesteigertem Masse, den freien Wahrheitsmuth. Wer ihn verstehen und würdigen will, muss ihn aus den geistigen Zuständen Wiens heraus beurtheilen, denn aus der Wiener Gesinnung heraus sind seine Stücke geschrieben. Der Wiener, der als solcher zählt, ist leidlich fromm, aber vom gemeinen Manne an bis zum höchstgestellten Beamten hinauf, sei es

bewusst oder unbewusst, vom Geiste des Josephinismus völlig durchsäuert. Der Wiener ist kein Feind, aber ein vorsichtiger Freund der Kirche. Bei seiner sinnlichen und sinnigen Freude am Leben wünscht er den Geistlichen gleichfalls ihren Antheil an den besten Lebensgütern — ein Wunsch, der sich bei zarteren Gemüthern als Mitgefühl ausspricht, bei ernsteren und stärkeren aber sich bis zum Reformdrang steigert. Das Ideal des Wieners ist der bürgerliche Geistliche. Diese Anschauungen und Gesinnungen finden in dem »Pfarrer von Kirchfeld« einen starken Widerhall und treten uns nicht nur als flüchtige Worte, sondern in eindringlichen Gestalten verkörpert, lebendig entgegen. Jedermann kennt die Handlung und die hervortretenden Figuren des Stückes. Ein aufgeklärter Pfarrer, ein im menschlichen Sinne guter Hirte seiner Heerde, der eine an ihn herantretende Versuchung irdischer Liebe mannhaft überwindet, wird von seinen als selbstsüchtig und heuchlerisch geschilderten Feinden aus seinem Wirkungskreise verdrängt und der geistlichen Behörde zur Verantwortung überwiesen. Der Liebesconflict wird durch den gesunden Sinn der Pfarrersmagd Anna Birkmeier, in welcher die runde, frische Lieblichkeit der österreichischen Frauennatur versinnlicht ist, aufs anmuthigste, tapferste und reinste gelöst. Hier tritt auch die berühmte Figur des Wurzelsepp auf, ein schneidiger Kerl voll Mutterwitz, den ein widerliches Geschick zum Menschenhasser erzogen, der aber, da sein Hass doch nur eine verkehrte Liebe ist, durch das milde Entgegenkommen des Pfarrers der Welt wiedergewonnen wird. Im Pfarrer von der Einöd wird uns eine unter den mühseligsten Verhältnissen doch achtbare, fast verschollene Existenz, die uns wie ein geistliches Petrefact anmuthet, liebenswürdig vorgeführt. Indessen bei allem Reichthume der Gestaltung ist uns diesem Stücke gegenüber doch nicht ganz wohl zu Muthe. Schmerzhafte Wunden werden aufgerissen, die wenigstens vorderhand nicht zu heilen sind, und das ungewisse Ende lässt einen bitteren Stachel im Gemüthe des Zuschauers zurück. Das sind die vielleicht erwünschten, aber doch unkünstlerischen Wirkungen der Tendenzdichtung: der gesinnungsvolle Mann opfert einen Theil des Dichters. Reiner in der tragischen Wirkung ist ein anderes Volksstück von Anzengruber, »Der Meineidbauer«, das vielleicht von allen seinen Dichtungen den stärksten dramatischen Zug hat. Die Selbstzerstörung eines Mannes, der auf einem Meineid und auf der Enterbung der Berechtigten sein Glück aufzubauen unternimmt, ist in grossen, ergreifenden Zügen geschildert und in kühnen scenischen Bildern,

die ohne Gefahr das Gebiet des Abenteuerlichen berühren, mit erschütternder, überzeugender Macht durchgeführt. Den harten Streit zwischen Vater und Sohn mildert der Dichter durch Empfindungen, die tiefer liegen als die empörende Erscheinung des Kampfes, und die streitbare, aber uneigennützige Haltung der vom Meineidbauer enterbten Vrony spannt einen versöhnenden Regenbogen über das von der wildesten Leidenschaft durchzogene Schauspiel. »Da sind neue Menschen und die Welt fängt erst an,« kann Vrony mit Recht zu dem von ihr geliebten Sohne des Meineidbauern sagen. Nie hat ein dramatischer Dichter ein schöneres Wort ausgesprochen, wenn es auch in seiner vermeintlichen Sicherheit den Keim neuer tragischer Verwickelungen in sich bergen mag.

Neben der Tragödie liegt in dem wendungsfähigen Geiste des Dichters gleich die Komödie, neben dem »Meineidbauer« die »Kreuzelschreiber«. Die »Kreuzelschreiber« gehören zu den höchsten und reinsten Gipfeln der dramatischen Dichtung unserer Zeit, es liegt der stille Sonnenschein der Poesie auf ihnen. Auch sie haben es mit Tendenz zu schaffen, allein der trotz eines tragischen Zwischenfalles das ganze Stück durchwaltende Humor hebt die Tendenz in eine hellere Sphäre hinauf. Die Bauern einer Ortschaft haben eine im kirchlichen Sinne freigeistige Adresse mit ihren Kreuzeln unterzeichnet. Ihre Weiber, vom Beichtvater bearbeitet, weigern sich ihnen. Sie verlangen von ihren Männern, dass sie zur Sühnung ihrer Sünde eine Bussfahrt nach Rom veranstalten sollen, worauf die Männer, auf den Rathschlag eines findigen Kopfes, scheinbar eingehen, indem sie die Mitglieder eines neugegründeten Jungfernbundes mitnehmen zu wollen vorgeben. Grosse Aufregung unter der Weiberschaft. In kühnen und komischen Situationen, und in den komischen doppelt kühn, spielt sich die Komödie des Lebens vor uns ab, eines Lebens, in welchem sich sinnliche und gemüthliche Bedürfnisse so seltsam kreuzen und einander bedingen. Männer und Weiber, beide geben nach, nur dass die Männer auf ihrer Kreuzelschreiberei beharren. Aber beide werden von dem Steinklopferhans, der die Intrigue der Bauern geleitet, ausgelacht, weil er in die Gebrechlichkeit beider Geschlechter von seinem hohen und heiteren Standpunkte aus klar hineinsieht. Denn der Steinklopferhans ist ein Philosoph, und er ist es geworden durch die schärfsten Leiden des Lebens. Als der einsame kranke Mann sich einmal zur Linderung seiner Schmerzen aus seiner Hütte ins Freie schleppte, und er die Sonne untergehen sah und die Sterne heraufkommen, da ist es über ihn gekommen,

wie Eines zum Anderen redet: »Es kann dir nichts geschehen! Du gehörst zu dem Allen, und das Alles gehört zu dir. Es kann dir nichts geschehen!« Und von dem Augenblicke an bildete sich eine heitere Lebensphilosophie in ihm aus, die nicht mehr zu erschüttern war. Der Steinklopferhans ist eine der gescheitesten, gemüthlichsten und zugleich heitersten Gestalten Anzengruber's. Ob sie auch glaubwürdig ist? Obgleich ihr Anzengruber sein eigenes Glaubensbekenntniss eingeflüstert, müssen wir doch Ja sagen. Der Steinklopferhans spricht von seiner Eingebung so überzeugend, dass er alle Zweifel zum Schweigen bringt. Der Pantheismus mit seiner ruhigen Ergebung und heiteren Beschaulichkeit ist eine Weltanschauung, die nicht blos im Geiste eines Spinoza auftaucht.

Anzengruber's Schauspiele sind vorderhand das letze Wort der Wiener Volksbühne. Sie wurden von der Geistinger, der Gallmeyer und von Albin Swoboda meisterhaft gegeben. Heute besitzt Wien keine Bühne mehr für Anzengruber. Vielleicht bringt sie ihm das Deutsche Volkstheater, dessen Eröffnung man mit ebenso grossen Hoffnungen als Befürchtungen entgegensieht.

VII.

DIE WIENER PRESSE.

VON

H. M. RICHTER.

I.

Wenn wir unsere Annalen wie die Mexicaner in Vignetten schrieben, so müsste ein Journalist, an Händen und Füssen gefesselt, in der Kasematte einer Festung, als Illustration der vormärzlichen Geschichte

Oesterreichs dienen. Die Presse ist die kostbarste Errungenschaft des Jahres 1848; sie beginnt erst mit diesem Jahre, in welchem Kaiser Franz Joseph, unter dessen Regierung sie, die jüngste unter ihren grossstaatlichen Schwestern in Europa, ihre grossartige, kaum geahnte Entwickelung genommen, das Scepter ergriffen hat. Diese Entwickelung der Wiener Presse ist ein gar schönes Capitel der Culturgeschichte Oesterreichs und mit Stolz darf der Oesterreicher auf die Bedeutung der Wiener Presse hinweisen, die ein berechtigtes Ansehen in der Welt geniesst, in vielen Stücken die ausländische Presse überholt hat, vielfach für das Ausland das Muster abgibt, deren technische Einrichtungen von unseren Nachbarn nachgeahmt werden, wie man österreichische Journalisten nach dem Auslande beruft. — Früher war das umgekehrte Verhältniss herrschend. — Das Wachsthum, die Entwickelung der Wiener Presse stellen sich als so rapid dar, dass man Mühe hat, auch nur die Verhältnisse vor 20 Jahren mit den heutigen in Vergleich zu setzen. Auf den Schriftsteller-Congressen und Journalistentagen Deutschlands, auf den internationalen Vereinigungen (in Paris, Mailand) der jüngsten Zeit, wie schon gelegentlich der Weltausstellung von 1873, wo die Zeitungen aus ganz Europa und den fremden Erdtheilen vertreten waren, wurde das Lob der Wiener Presse in allen Sprachen gesungen und selbst von Autoren, die sich die Darstellung der Missbräuche, Auswüchse und Verderbniss in der Wiener Presse zur Aufgabe gemacht, findet man Aussprüche lobendster Anerkennung über die Gediegenheit der literarischen Arbeiten, die Lebendigkeit der Darstellung, die Promptheit der Berichterstattung, die sich nur noch in der englischen und amerikanischen Presse in gleicher Vollendung finde, wie über den riesenhaften Aufwand von Geist und Capital zur Befriedigung der Bedürfnisse der Leser.

Wie Wien selbst als Reichshauptstadt der Hauptsitz des politischen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens von Oesterreich ist, so ist auch seine Presse von grösster Bedeutung für ganz Oesterreich; sie ist auch, bei aller Decentralisation und Föderation, die neuestens in Oesterreich Platz gegriffen, der Brennpunkt der Darstellung des staatlichen Lebens, an ihrem Muster hat sich die Presse der Provinzen gebildet, ihre Organisation, Methode und Darstellungsform spiegelt sich auch in der magyarischen, italienischen und slavischen Presse wieder. Sie hat den ganzen grossen politischen Bildungsprocess von vier Decennien nicht blos durchgemacht, sie hat, als der grösste und werkthätigste Förderer der geistigen Production dieses Landes,

Oesterreich erst in Rapport gesetzt mit der gesammten Civilisation. Nicht blos spiegelt sich die ganze grosse, ja ungeheure Entwickelung und Veränderung, welche Oesterreich in den 40 Jahren der Regierung des Kaisers Franz Joseph durchgemacht, getreulich in der Wiener Presse dieser Zeit wieder — die Wiener Presse ist selbst ein sehr wesentliches Element dieser Entwickelung, das zu übersehen ganz unmöglich ist. — Der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer und Historiker des XVIII. Jahrhunderts, das Orakel der Aufklärungszeit, Schlözer, schrieb: »Zeitungen — mit einem Gefühl der Ehrfurcht schreibe ich dies Wort nieder — Zeitungen sind eines der grossen Culturmittel, durch die wir Europäer zu Europäern geworden sind. Stumpf ist der Mensch, der keine Zeitung liest.« Wenn dieser Satz für das XVIII. Jahrhundert und die Zeitungen jener Zeit seine Geltung hatte, wie soll man das Wirken der Presse in Wien bezeichnen in den letzten 40 Jahren? Für Wien und Oesterreich hat sich die Wiener Presse als ein Erziehungsmittel ersten Ranges erwiesen, als die Schule der Erwachsenen, welche die allgemeine und die berufliche Bildung des Volkes gar mächtig gehoben, die politische Bildung durch ihren unermüdlichen Commentar der Zeitereignisse mächtig gefördert, das Volk zur Ausübung seiner politischen Rechte völlig erzogen, seinen Gemeinsinn und seine Vaterlandsliebe genährt und zur Wahrung der eigenen Ehre und des eigenen Interesses unablässig aufgestachelt, es über die Verhältnisse der Nachbarn aufgeklärt, so zur stetigen Verbesserung der materiellen und intellectuellen Zustände unablässig gedrängt hat. In ihrer Polypennatur bemächtigt sich die Presse mit reissender Schnelligkeit aller politischen, wirthschaftlichen, commerciellen, agricolen, militärischen, judiciellen, wie aller geselligen, künstlerischen Probleme, behandelt sie, erweckt dafür Interesse, verbreitet dieses Interesse in die Volkskreise — das that und thut die Wiener Presse seit ihrem Bestande, seit 40 Jahren, und sie aus dem Wiener Leben hinwegdenken, aus unserem Leben und Empfinden herausnehmen wollen, ist eine Unmöglichkeit. Alle Tage fühlen wir ihre vorwärtstreibende Kraft, empfinden wir, dass sie uns das Gesammtdenken der Zeit vermittelt, dass sie die Wiener Bevölkerung unter sich und mit der ganzen Welt verbindet. Sie redet die Sprache der Wiener Bevölkerung, sie lenkt ihre Meinung, ist aber auch zum grossen Theile ihr Echo, sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes in ihrem ganzen Inhalt, zu allermeist aber im Inserat ein mächtiges Verkehrsmittel. Ist es auch Mode geworden, geringschätzig von Tagesschriftstellerei zu reden, so wird der Denkende die Wohlthat einer hoch-

ausgebildeten charaktervollen Presse — von der »Revolverpresse« als dem unwürdigsten Missbrauch der Oeffentlichkeit sei hier gar nicht die Rede — keinen Augenblick bezweifeln. Die Wiener Presse spiegelt die Vorzüge und Schwächen der Wiener Gesellschaft getreulich wieder; ihr Gewicht hängt davon ab, ob sie Denkart und Stimmung des Volkes wiedergibt — Geldopfer der Verleger, Privater, Parteien oder Banken könnten ihr nur ein dürftiges Dasein fristen — und ihr Gewicht ist ein grosses. Ohne fortwährenden Antrieb und Beifall der Leser wäre die Presse in Wien nie zu jener technischen Vollkommenheit, ohne das vieltausendstimmige Echo aus den Reihen all' Jener, die in der Presse ihren Anwalt sehen, nie zu jenem Einflusse auf die Bevölkerung gelangt, den sie besitzt. Als ein Beispiel aus der jüngsten Zeit darf die Wiener Jubiläums-Ausstellung gelten. Die Presse hat die Veranstalter unterstützt, ermuntert und wieder hat es sich gezeigt, dass die Wiener Presse, stets bestrebt, Wien zu heben, auf seine Entwickelung belebend einzuwirken, bald anfeuernd, bald tadelnd, in der Förderung der gemeinnützigen Interessen Wiens sehr mächtig ist. Wie sollte die Vertretung der Stadt Wien nicht auch einmal ihrerseits in diesem dem Kaiser gewidmeten Buche von der Wiener Presse sprechen? Nicht etwa, um in die Werkstätte der Zeitungen einzuführen, sondern die grosse Veränderung zur Sprache zu bringen, welche während der Regierungszeit unseres gefeierten Monarchen auf dem Gebiete der Presse stattgefunden, in einigen rasch entworfenen Umrissen die Entwickelung dieses Culturfactors zu zeigen.

II.

Wenn die Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph das Zeitalter der Entstehung der Grossindustrie, des grossen Eisenbahnnetzes, der Blüthe der Künste ist, so ist nicht zu vergessen, dass auch die freie Gemeinde, der Verfassungsstaat, die Neuschule dieser Zeit ihr Dasein verdanken. Und ebenso die Presse. Doch hat die Presse keine Voraussetzungen vorgefunden; sie hatte keinen historischen Zusammenhang mit der Vergangenheit; sie war im Beginne ihrer Thätigkeit wenig unterstützt vom Volke, das keine politische Bildung besass, in mangelhafter Weise unterrichtet, zum Theile in den niederen Schichten des Lesens unkundig, der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten ganz ungewohnt gewesen. Die Gebildeten waren gewohnt, ihre Nahrung aus dem Auslande zu holen, die Buchhandlungen betrieben zu diesem Zwecke den Zeitungsschmuggel, die »Augs-

burger Allgemeine Zeitung« war das Blatt, das einzig und allein über die Grenze gelassen wurde, das Orakel der Zeit.

Mächtig hielt die Censur jegliche Meinungsäusserung nieder, die Presse galt als ein Uebel, der »Unterthan« sollte nicht lesen, die »Obrigkeit« sah es nicht gerne, man machte sich durch Lesen von ernsten Büchern »missliebig«. Nach der damaligen Auffassung des Staates war die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ebenso überflüssig als schädlich. Hatte ja Metternich den deutschen Ministern unablässig dargelegt, wie Geist und Gemüth des Volkes vergiftet, die Jugend verführt, selbst das reife Alter bethört sei, um wie viel mehr achtete er darauf, dass in Oesterreich selbst Bücher und Zeitungen politischen Inhalts nicht das Tageslicht erblickten, die von Deutschland kommenden wurden auf dem »Revisions-Amte« mit Beschlag belegt. Die »Censur« war die chinesische Mauer, welche die Länder der deutschen Bundespräsidial-Macht von Deutschland absperrte. Geschichtswerke, wie Rotteck's Weltgeschichte oder dessen mit Welcker herausgegebenes Staats-Lexikon waren ebenso streng verboten, wie Heine's und Börne's Schriften und Herwegh's Gedichte. Brockhaus' Deutsche Allgemeine Zeitung war insbesondere strenge verpönt. Der unerträgliche Geistesdruck der Zeit von 1816 bis 1848 liess deshalb stets nur einen Wunsch zu Tage treten: Aufhebung der Censur. Im Jahre 1845 baten 29 Dichter, Schriftsteller, Gelehrte und Journalisten in einer Denkschrift, an die Behörden gerichtet, um Aenderung der Censur, die ja so sinnlos und vexatorisch vorging, nur Willkür walten liess. Sie wagten nicht Freiheit der Presse zu verlangen — sie baten nur um Wiederherstellung des Censurgesetzes von 1810, ferner um Bekanntgabe der Normen, um Zulassung von Recurs oder Vertheidigung, also um Aufhören der Willkür. Vergeblich. Ganz Oesterreich hatte nur 19 politische Zeitungen, davon waren 17 amtliche Landeszeitungen. Der König der Wiener vormärzlichen Presse war Ad. Bäuerle (geb. 1786), der echteste Repräsentant des vormärzlichen Wien, das er besungen: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien«, er selbst der »fidele Wiener«, dessen »Theaterzeitung« das gelesenste Blatt der Reichshauptstadt war, in welchem, wie Bäuerle der Redacteur vorzüglich für die Bühne thätig war — eine Zeit lang Secretär des Leopoldstädter Theaters, der Erfinder der lustigen Figur »Staberl«, welche die Runde durch ganz Deutschland gemacht, Verfasser einer Menge von Travestien und Parodien — das Theater den grössten Raum einnahm. Von 1820—1847 war dies Blatt mit seinen riesen-

langen Theaterberichten über die Wiener Aufführungen und die Theaterdarstellungen in der Provinz mit seinen Modeberichten, Illustrationen, Erzählungen, Plaudereien, Humoresken, Gedichten, Anekdoten, Lebensbildern, Theaterklatsch und einer Rubrik »Geschwind, was gibt es Neues« das verbreiteteste Blatt der Monarchie. In dieser letztgenannten Rubrik wurden in vorsichtiger Umhüllung einige Local- und Personalnachrichten gebracht, zum Zeichen, dass das Blatt in Wien erscheint.

Bäuerle's mächtiger Rivale war M. G. Saphir (geb. am 8. Februar 1795 in Lovas Berény, gest. zu Baden am 5. September 1858), ursprünglich Hauptmitarbeiter an Bäuerle's Theaterzeitung, ferner Mitarbeiter an Gräffer's Conversationsblatt, Schmidl's Literarischen Anzeigen und am »Sammler«, nachdem er in Berlin und München literarischen Skandal getrieben und von dort ausgewiesen worden, wieder nach Wien zurückgekehrt. Hier gab er von 1837—1858 den »Humorist« heraus, eine Zeitschrift für »Scherz und Ernst, Kunst, Theater, Gesellschaft und Sitte«. Seichter Wortwitz, pamphletistische Angriffsmethode, Skandalsucht, Erpressung und Bestechlichkeit sind die bezeichnenden Merkmale dieser journalistischen Thätigkeit der »guten alten Zeit«. Saphir genoss ein Privilegium bei der Censur für seinen satyrischen und kritischen Uebermuth; zumal die Schauspieler waren völlig vogelfrei erklärt. Das Publicum ergötzte sich an diesem Scandal, die Vornehmen unterstützten ihn, besuchten die Vorlesungen dieses Terroristen. Das Jahr 1848 stürzte diesen Rhadamantus, die ernsten politischen Aufgaben liesen ihn als überlebt erscheinen. Rudolf Valdek hat das Verdienst (1856), diesen Götzen vollends vernichtet zu haben. Auch in Deutschland blühten von 1820 bis 1840 die Unterhaltungsblätter, auch das junge Deutschland betheiligte sich noch an solchen, Mahlmann, Mundt, Laube, Kühne, Gutzkow leiteten noch solche Blätter, aber so ausschliesslich war das Interesse für Wortspiele, Calembourgs, Räthsel, Impromptus, Bonmots und Gedichte nicht vorherrschend wie in Oesterreich.

Politische Zeitungen gab es bis zur Märzrevolution in Wien nur zwei, die »Oesterr. kaiserl. privil. Wiener Zeitung« seit 1780 und den »Oesterreichischen Beobachter«, das nichtamtliche, hochofficiöse Organ des Haus-, Hof- und Staatskanzlers Metternich, anfangs (1810) von Friedr. v. Schlegel, dann (von 1811) von Jos. Ant. Edler von Pilat redigirt, dessen Hauptmitarbeiter und Souffleur Friedr. v. Gentz gewesen, vornehmlich ausländische, aus den Gesandtschaften stammende Nachrichten bringend mit dem Scheine einer gewissen Un-

abhängigkeit und doch ganz und gar von der Staatskanzlei abhängig. Ankündigungen aufzunehmen war keinem Blatte erlaubt, die Inserate waren das Monopol der Wiener Zeitung. Im Jahre 1847 gab es in ganz Cisleithanien für eine Bevölkerung von 18 Millionen nur 79 periodische Druckschriften, darunter 19 politische Zeitungen, davon 18 amtlich. In Wien standen im Beginne des Jahres 1848 die »Theaterzeitung« im 41. Jahrgange, Seyfried's »Wanderer« im 35., Bachmann's »Wiener Zeitschrift« im 33., Ebersberg's »Zuschauer« im 25., J. B. Weiss' »Hans Jörgel« im 17., Vogl's »Morgenblatt« im 19., Saphir's »Humorist« im 12., Frankl's »Sonntagsblätter« im 7. Jahrgange. Jünger waren noch die »Gegenwart«, »Schwarzer Domino« (4. Jahrgang), »Damenzeitung« (Hermann Meynert); Gustav Heine's »Fremdenblatt«, anfangs unpolitisch, war 1847 neu hinzugekommen. Man sieht, es gab eine Fülle von Unterhaltungsblättern, deren einige sechsmal, andere fünfmal, viermal und dreimal in der Woche erschienen. Alle erschienen als Morgenblätter. Daneben gab es vor 1848 auch noch Fachzeitschriften für alle Kreise in Wien, voran die »Medicinischen Jahrbücher« (s. 1812), »Verhandlungen der Landwirthschaftsgesellschaft« (s. 1816), die vielberühmten »Jahrbücher der Literatur« (s. 1818), die »Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaften«, von dem noch in unseren Tagen von Haymerle viel citirten Civilisten Prof. Franz Wagner begründet, »Oesterr. Zeitschrift für Landwirthe und für Gärtner« (s. 1828), »Förster's Bauzeitung« (s. 1835), »Oesterreichische militärische Zeitschrift« (s. 1837), »Wildner's Jurist« (s. 1839), »Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereines« (s. 1839), »Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte«, ausserdem Musikzeitungen. — Man sieht, es erschienen im vormärzlichen Wien Zeitungen die Fülle; es wurde auch in Wien viel gelesen, noch mehr studirt; doch nur gelehrte und schöne Literatur wurde geduldet.

Aber die Wiener fühlten sich mundtodt, sie wollten auch über die staatlichen Dinge im Inlande und Auslande sprechen und hören und, immer drängt sich nur ein Wunsch auf die Lippen der unzufriedenen Bevölkerung, nach Aufhebung der Censur. Die Petition der Wiener Buchhändler an den Kaiser Ferdinand nimmt fromm die Form des Gebetes an (von Dirnböck verfasst). Am 2. Februar 1848 trat eine Censur-Oberdirection ins Leben, als Berufungs-Instanz ein k. k. oberstes Censur-Collegium unter dem Vorsitze des Polizei-Präsidenten Grafen Sedlnitzky. Die Reform bestand darin, dass dem Verfasser auf sein Ansuchen die Gründe, aus welchen das Imprimatur

verweigert wurde, bekannt gegeben werden sollen. Daneben ging eine schärfere Revision der Leipziger Bücherballen, strengeres Verbot der ausländischen Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, sorgfältigere Ueberwachung der heimischen Presse und der ins Ausland gezogenen österreichischen Literaten einher. Am 9. März 1848 übergaben Wiener Bürger den niederösterreichischen Ständen eine Bittschrift um Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressiv-Gesetzes. Immer vernehmlicher hörte man die Forderung der Pressfreiheit seit den Tagen der Pariser Februar-Revolution besprechen. Die Studentschaft berieth eine Petition um Pressfreiheit. Alle anderen Wünsche und Forderungen traten zurück vor der einen Forderung einer freien Presse. Mit ihrer Hilfe hoffte man alles Andere dann leicht zu erreichen. Am 13. März 1848 brach die Bewegung aus; an diesem Tage hielt Fischhof seine Stegreifrede im Hofe des Landhauses, in wenigen Worten formulirte er die Wünsche der Bevölkerung und an die Spitze aller Forderungen stellte auch er die Pressfreiheit. So war es auch das erste Zugeständniss, das am 14. März 1848 von Kaiser Ferdinand dem Volke gemacht wurde: Aufhebung der Censur und Ankündigung eines Pressgesetzes.

III.

Wie das Meer hat auch die Geschichte der Völker ihre Ebbe und Fluth. Auf Zeiten, wo die Völker sich gleichsam mit schlafender Seele fristen, folgen Zeiten der plötzlichen Bewegung. Neue, schicksalsmächtige Ideen ringen sich empor und suchen Ausdruck. Eine solche Zeit war das Jahr 1848; eine solche Bewegung war die der Märztage jenes Jahres. Die Allerh. Entschliessung vom 14. und das Patent vom 15. März, welche die Aufhebung der Censur verfügten und ein Pressgesetz in Aussicht stellten, sind das Werde der Wiener Presse. Nicht weniger als 227 Journale tauchten in jenem bewegten Jahre in Wien auf. Eine Fluth von Blättern brach herein. Jeder wollte in sich den Beruf fühlen, Freiheit zu predigen, in Staatsangelegenheiten mitzureden; die Frühlingssonne dieses Auferstehungsjahres liess deshalb stets neue Blätter emporschiessen. Wildner-Maithstein liess ein »Panier des Fortschritts« flattern, dann kam die »Oesterr. deutsche Zeitung«, die sich bald in den »Radicalen« verwandelte, an welcher Becher und Jellinek arbeiteten, die »Constitution«, an welcher Häfner, Gritzner und Hauck thätig waren, in extremer Weise trat der »Freimüthige« auf, darin Mahler und

Isidor Heller das Wort führten, es folgte der »Geradaus« (Friedmann), die »Wiener Gassen-Zeitung« (Terzky), die »National-Zeitung«, der »Wiener Postillon« und die durch ihren ungebundenen, rücksichtslosen Witz und oft cynischen Ton bekannte »Wiener Katzenmusik, Charivari«, der »politische Courier« von den Studenten Buchheim und Falke redigirt. Bezeichnend für den Geist jener Tage, dass an der Stirne des letztgenannten Blattes das Wort »Studenten« mit fetter Schrift als besondere Empfehlung gedruckt war. Die unerfahrene Jugend führte das Wort, die Schriftsteller der älteren Generation hatten sich durch Gesinnungslosigkeit um jeglichen Einfluss gebracht, sie traten vor der Jugend zurück. Die alten Blätter hatten sich umgetauft oder verwandelt, die »Wiener Theaterzeitung« wurde ein »Oesterr. Courier«, der »Humorist« zum »Polit. Horizont«, der »Wanderer« zum »Demokrat«. So hatten die Bäuerle und Saphir, die Seyfried und Seeböck bereitwillig sich dem neuen Geist in die Arme geworfen. Der alte hochofficiöse »Beobachter« wurde zur »Allgem. Oesterr. Zeitung«, der jetzt eifrig die früher unerwähnte innere Politik behandelt, das seit 1836 bestandene »Wiener Journal« des österr. Lloyd nahm unter Bodenstedt und Löwenthal einen neuen Anlauf. Als hervorragende Schöpfungen, die das Sturmjahr überlebten, in Wien Schule machten, sind Zang's »Presse«, Kuranda's »Ostdeutsche Post« und Gustav Heine's »Fremdenblatt« (seit 1848 politisch) zu nennen. Das Zeitungsgewerbe blühte vornehmlich durch die freie Colportage, den Strassenverkauf. Viele der Journale fristeten ein kurzes Dasein, andere wechselten mit den Ereignissen die Farbe. Kaum hatte Bäuerle sich gefasst und sicher gewusst, so arbeitete er z. B. in der »Geissel«, einem satyrisch-reactionären Blatte, mit aller Wucht und Schärfe nicht blos gegen den Radicalismus, sondern auch gegen den massvollen Liberalismus. In Allem zeigte sich der Mangel an politischer Gesinnung und Erziehung eines aus Sclavenketten plötzlich befreiten Volkes, welches das kostbare Geschenk der freien Presse nicht zu benützen verstand. Die Tonart der grossen Mehrzahl der Blätter war eine scharfe, die der radicalen die schärfste, welcher wiederum »Hans Jörgl« an Derbheit auf der reactionären Seite nichts nachgab. Alle Stände, alle Interessen kamen jetzt zum Worte. Es erschien eine »Arbeiterzeitung«, »Arbeiter-Courier«, »Allgemeines Wiener Arbeiterblatt« u. a. Als der erste Freudenrausch über die Allen gewonnene Pressfreiheit vorüber war, zeigte sich ein für Oesterreich neues Schauspiel, das Parteileben und im Gefolge dessen die Parteipresse. Nur einen gemeinsamen Ton hielt die Wiener

Presse, ob sie liberal, radical, conservativ, clerical, socialistisch, regierungstreu oder oppositionell gefärbt war, das war der Centralismus im Gegensatz zu der neu entstandenen förderalistischen Provinzpresse. Neu war die katholisch-politische Richtung in der Presse, wie sie sich im »Sprecher für Staat und Kirche« in einer eigenthümlich kirchlich-socialistischen Weise in der »Wiener Kirchenzeitung«, im »Aufwärts«, dem Organ des neugegründeten katholischen Vereines, in der Beilage »Oesterreichischer Volksfreund« (später selbständig geworden) aussprach. Vorübergehend erschienen aber auch deutsch-nationale Blätter, welche den Gedanken des Aufgehens von Oesterreich in Deutschland vertraten, wie »Schwarz-Roth-Gold«, die »Deutsche Fahne« u. a.

Die unselige October-Revolution, welche durch den Ueberschwang der Gefühle, die Unklarheit der Führer, die Einmischung auswärtiger revolutionärer Elemente für Wien so verhängnissvoll wurde, die freiheitliche Bewegung aus dem Strombette ruhiger Entwickelung treten und die blinden, bethörten Massen zu unbesonnener That sich hinreissen liess, zur Freude der Reaction, der Anhänger der alten Zustände, machte der Wiener Presse ein Ende mit Schrecken. Die Hetzendorfer Proclamation des Fürsten Windischgrätz vom 23. October sagt: »Auf die Dauer des Belagerungszustandes sind alle Zeitungsblätter zu suspendiren, mit Ausnahme der Wiener Zeitung, die sich blos auf officielle Mittheilungen zu beschränken hat.« Mit eisernem Kehrbesen fegte Windischgrätz die Tenne rein, die Spreu und das Fruchtkorn zugleich hinweg. »Ostdeutsche Post«, »Fremdenblatt«, »Constitution« stellten ihr Erscheinen ein. Viele Journalisten suchten das Weite, gingen ins Ausland. Der Stadtcommandant Welden war nun auf lange Zeit der Regulator der öffentlichen Meinung und die Auditore des Kriegsgerichtes entschieden über Sein und Nichtsein der Zeitungen. Nach dem 26. October erschienen nur der »Oesterreichische Courier«, der »Wiener Zuschauer«, die »Presse« und die »Wiener Zeitung«, und vom 29. October stellten auch diese Organe ihr Erscheinen ein. Am 3. November erschien die »Wiener Zeitung«; sie enthielt eine zweite Proclamation, des Inhalts, dass die Presse nach den Bestimmungen des ersten Patents beschränkt bleibe, ihre etwaigen Publicationen von der Militärbehörde abhängig bleiben und des Stadtcommandanten Wille allein für die Presse massgebend sei. Am 7. November erschienen »Presse«, »Zuschauer«, »Lloyd« und »Geissel«, bald auch »Wanderer« und »Humorist«, die ihre alten vormärzlichen Namen wieder aufnahmen. Im Jahre 1849

zählte Wien doch wieder 70 Tages- und Wochenblätter, darunter 44 politischen Inhalts; die Mehrheit war conservativen Charakters.

Die Existenz der Presse war und blieb jedoch sehr precär. Das Jahr 1848 hatte mehrere provisorische Verordnungen sehr freisinnigen Charakters gebracht — aber sie hatten nicht Gesetzeskraft erhalten und die Behörden standen rathlos vor dem Terrorismus der Revolution. Der Belagerungszustand verkehrte die zügellos gewordene Pressfreiheit in ihr volles Gegentheil. Der Stadtcommandant Welden gab und nahm Licenzen, gab Ton und Haltung der Zeitung an. An den Jahrestagen der Freiheitsbewegung, am 13. und 14. März 1849, erschienen nacheinander zwei kaiserliche Patente, von welchen das erste gegen den Missbrauch der Presse gerichtet war, das zweite das Verfahren in Fällen der Uebertretung feststellte. Damals wurden die Cautionen eingeführt, die Vorlage der Pflichtexemplare, die Bedingung der österreichischen Staatsbürgerschaft für die Redacteure gefordert, und der Presse eine traurige Ausnahmsstellung, die im damaligen Strafgesetze nicht begründet war, gegeben, indem (§§ 22 bis 25) Delicte wie Aneiferung zum Ungehorsam, zu Feindseligkeiten wider Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, Classen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet wurden, wobei die dehnbaren Bestimmungen Gelegenheit zu gefährlichen Auslegungen und Unterstellungen und demzufolge zu steter Anklage und Anklagedrohung gaben. Die Bestrafung der eigentlichen Uebertretungen wurde nicht dem Gerichte, sondern den politischen Behörden anheimgestellt, nur ein Trost war vorläufig noch geblieben, indem die Schuldfrage dem Geschworenengerichte überlassen blieb. Die Bildung der Geschworenenlisten jedoch verzögerte sich, die Wohlthat wurde illusorisch. Nicht lange und auch die Schwurgerichte verschwanden aus dem österreichischen Strafprocess. Die Militärbehörde hielt sich nicht an das Gesetz, das Concessionssystem war ihr alleiniger Massstab. Das Mass der Freiheit war so gering, dass die gewandtesten Zeitungsschreiber, die massvollsten Politiker an der Fähigkeit und Möglichkeit, eine Zeitung zu schreiben, verzweifelten. »Presse«, »Ostdeutsche Post«, »Oesterreichische Zeitung«, die in den stürmischen Tagen von 1848 als »reactionär«, »schwarzgelb« galten, wurden jetzt, wo sie ihren Ton noch um Vieles herabgestimmt hatten, als umstürzlerisch bezeichnet und unablässig verfolgt. Die »Ostdeutsche Post«, welche der alte Carl Gerold verlegte, wurde suspendirt, weil sie sich »durch hämische Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung bemerkbar gemacht«, die »Allgemeine Oesterreichische Zeitung«,

die »Morgenpost« wurden wegen Artikel, die von der Militärbehörde als aufreizend angesehen wurden und auch wegen Correspondenzen unterdrückt und die so gemässigte »Presse« musste nach Brünn übersiedeln und ward wegen ihrer schlechten Tendenz für den Wiener Belagerungsrayon, bald auch für Böhmen und Galizien verboten. Nicht genug daran, es wurde nach ihren Abonnenten geforscht, dieselben wurden inquirirt und ihnen mit kriegsrechtlicher Behandlung gedroht. Die »Gutgesinnten« hiessen Jene, welche sich ausweisen konnten, kein liberales Blatt zu lesen, kein Locale zu besuchen, wo Blätter dieser Art gehalten wurden. In den reactionären Blättern, in den policistischen, denunciatorischen Streberkreisen ward das Vertreten constitutioneller Ideen und Formen stets als Umsturz geschildert, als die Sache »einer Meute jüdischer Scribenten«. »Wanderer«, »Lloyd« und »Fremdenblatt«, Journale von äusserst schwacher liberaler Färbung, einer sehr ruhigen Diction und vorsichtigsten Haltung wurden confiscirt, verwarnt, zeitweilig suspendirt, der durch und durch »schwarzgelbe«, dabei ebenso philisterhafte und das Säbelregiment vertheidigende »Hans Jörgl«, der ganz charakterlose »Humorist« mit seinem seichten Witz, der sich lediglich mit gesellschaftlichen, künstlerischen, zumal theatralischen Dingen beschäftigte, erlitt dasselbe Schicksal und die Redacteure dieser grundverschiedenen Blätter — trafen öfter zusammen im Hofe des Gefängnisses. Damals lebte noch die reactionäre »Geissel«, welche die Liberalen schonungslos angriff (auch hier hat Bäuerle als Gründer und Faiseur gewirkt wie beim »Volksboten« und »Wiener Telegraph«), sie meinte dadurch den Machthabern zu gefallen, sich selbst das Dasein zu sichern, jedoch auch sie wurde unterdrückt »wegen ihrer mit dem Ausnahmszustand unverträglichen Haltung« und doch bestand Pressfreiheit und das sie schützende Gesetz? Doch nur auf dem Papier. Der gesetzliche Zustand war durch den »Ausnahmszustand« ersetzt und dieser lastete schwer auf der Wiener Presse.

Die Verordnung vom 6. Juli 1851 brachte das System der Verwarnungen; die Presse wurde so dem Gesetze und ihrem ordentlichen Richter entzogen und dem Ermessen der Verwaltungsbehörden ganz anheimgegeben. War die zweimalige schriftliche Verwarnung fruchtlos — dann wurde die weitere Herausgabe auf drei Monate eingestellt. Nicht das richterliche Erkenntniss schnitt der Zeitung den Lebensfaden ab, nein, die Administrativbehörde, der Statthalter. Längere Suspension, vollständige Einstellung hing vom Minister des Innern ab. Der Postbehörde wurde in bestimmten Fällen die An-

nahme von Pränumerationen verboten; Pressprocesse kamen nicht vor, einzelne Fälle in der Provinz ausgenommen, wo Freispruch erfolgte, weshalb man dann lieber, zumal in Wien die administrative Entscheidung walten liess. — Der December 1851 brachte die Beseitigung der Verfassung vom 4. März 1849, die Aufhebung der Grundrechte und also auch der Pressfreiheit. Das provisorische Pressgesetz und das Institut der Geschworenen blieben zwar bis zum Juli 1852 bestehen, allein der Presse kamen sie nicht zugute, sie galten als nicht vorhanden. Die Pressverordnung vom 6. Juli mit dem Verwarnungssystem konnte eben schon als Einleitung zu jenen August- und December-Erlässen angesehen werden, mittelst welchen Oesterreich wieder zum Absolutismus zurückkehrte. Nun kamen auch die kirchlichen Streber hinzu, die den Staat aufrichten wollten, dafür aber kirchenpolitische Befugnisse vom Staate beanspruchten; von allen Kanzeln wurde gegen die liberale Presse gepredigt, die geistliche Beredsamkeit ereiferte sich gegen die »Fälscher der öffentlichen Meinung«, Priester, welche sich bei den Kirchenfürsten empfehlen wollten, konnten sich in Angriffen gegen die Wiener Presse nicht genug thun, die freilich den Bestrebungen der Clericalen, die Kirche zur Herrschaft im Staate zu bringen, ihr die staatlichen Befugnisse in Bezug auf Ehe und Schule zuzuwenden, energische Opposition machte. Es wandten sich die Bischöfe, Allen voran der Wiener Fürsterzbischof, der Unterhändler des Concordats, in den Hirtenschreiben gegen die »falschen Propheten« in der Wiener liberalen Presse; es mehrten sich katholische und conservative Blätter, welche sich im »Gegensatze zur unchristlichen, jüdischen und heidnischen Presse, den schamlosen Plänklern der Lumpokratie, die Erweckung und Kräftigung des religiösen Princips zum Ziele gesetzt hatten« (»Volkszeitung«). Die Zahl der politischen Journale Wiens schrumpft zusammen, das Interesse an öffentlichen Dingen nimmt zusehends ab, die vaterländischen Angelegenheiten können eben nur schwer öffentlich discutirt werden. In demselben Masse steigert sich der eingelebte Hang zu Vergnügungen, das Zeitalter der Zote bricht an, das Theater tritt wieder in den Vordergrund, in den Journalen die Form der Causerie, der Feuilletons; man freut sich einer Anspielung in dem Sonntags-Feuilleton von F. Uhl, man glossirt Kossak's Berliner Briefe durch Uebertragung auf Wiener Verhältnisse, politisch beginnt man durch die Blume zu reden und zu schreiben, man gefällt sich in der traurigsten Selbstironie, in der politischen Medisance oder ergibt sich, wie die grosse Mehrheit einer

stummen Opposition, einer politischen Passivität, die, wie jene Selbstironie den Patriotismus völlig vernichtete. Von 388 Journalen des Jahres 1848 sind in ganz Oesterreich nur 172, von 306 politischen Zeitungen Oesterreichs sind 1852 nur mehr 59 übrig. (Winckler's Statistik, S. 85.)

Das ist die Leidensepoche der Wiener Presse, die noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern eigentlich bis 1862 dauert. In dieser ganzen Zeit kämpft die Wiener Presse, in ihrer Existenz selbst unausgesetzt bedroht, unter den härtesten Verwaltungsmassregeln, unter steter Gefahr der Verfolgungen und Anklagen der Präventivcensur und des Repressivsystems, sozusagen das Schwert über dem Haupte, mit dem grössten Muthe und vielem Aufwand an Geist, für die höchsten politischen Interessen des Volkes, zu einer Zeit, wo es keine Volksvertretung, kein Wahlrecht, keinen Kreis von Berechtigten, keine Wähler und keine Wählbaren, keinerlei Vereine und keinerlei Versammlungen gab, der einzige Ausdruck der öffentlichen Meinung, der einzige Anwalt des Volkes. Ihr zur Seite stand nicht eine Universität oder eine Akademie, welche die Geister geführt hätte, keine Literatur, die wie in früheren Jahrzehnten in Anastasius Grün, Karl Beck u. A. die Herzen zur Freiheit entflammt hätte, der österreichische Volkscharakter erzeugt keine energischen Steuerverweigerer und keinen Bürger, der wie der Norddeutsche »up sün Recht bestiet« — die Wiener Presse stand allein als Anwalt der Volksrechte. Unverdrossen übte sie ihr Lehramt, Tag für Tag, lehrte das Publicum politisch denken und zwischen den Zeilen lesen und diese Wiener Bevölkerung stand treu zu ihr.

IV.

Von 1852 bis 1862 dauerte das Repressivsystem, es ist die verfassungslose Zeit, in welcher der Wiener Presse eine grosse Rolle zufiel, für eine Verfassung zu kämpfen, gegen das herrschende System, die Schäden des Staates aufzudecken und dabei die Leser über die Vorgänge in der Aussenwelt zu unterrichten. Es ist die Epoche der grössten Bedeutung der Wiener Presse, trotz ihrer geringen technischen Ausbildung zu jener Zeit. Vortreffliche Talente traten jener Zeit in den Blättern auf, die meist ihr Rüstzeug von der damaligen hohen Schule der Journalistik, Paris, holten. Das neue Strafgesetz machte die Arbeit schwer; die Strafgewalt verfolgte nicht blos den strafbaren Ausdruck, sondern auch den Geist des Artikels. Der Hass- und Verachtungsparagraph (§ 65 des allgemeinen Strafgesetzes)

definirt die Begriffe der Störung der öffentlichen Ruhe, der Aufreizung zum Hass, zum Ungehorsam, zum Widerstand gegen das Gesetz und dieser Gesetzesparagraph fand nun eine sehr strenge, eifrige und nur allzu fühlbare Anwendung! Man suchte von behördlicher Seite die materielle Existenz der Wiener Presse so viel wie möglich zu erschweren; die Devise der Regierenden schien wie im Vormärz zu lauten: Die Presse ist ein Gift und begreiflicher Weise musste man den Gifthandel so viel als möglich behindern. Das Zeitungsschreiben war verpönt; den Staatsbeamten ging ein verschärftes Verbot zu, sich an der periodischen Presse irgendwie zu betheiligen; eine Verordnung (vom 22. November 1852) droht den Personen im Militärverbande mit Strafe der Entlassung oder Degradirung. Die Verordnung vom 27. October 1857 brachte die Wiedereinführung des seit 1848 verschwundenen Zeitungsstempels und zwar mit einem Kreuzer C.-M. für jede Nummer und gleichzeitig eine Erhöhung der Inseratensteuer (eingeführt durch das Gesetz vom 6. September 1856) von 10 Kreuzern auf 15 Kreuzer. Die Presse sollte materiell geschädigt, ihr Absatz, ihr Einkommen verringert werden. Das geistige Brod wurde vertheuert. Dennoch hielt das Volk von Wien die Zeitungen; ihr Leserkreis stieg und die Herausgeber thaten das Aeusserste, um durch den Massenabsatz sich aufrecht zu halten, vor Allem einen solchen durch eine erstaunliche Wohlfeilheit des Preises zu erzielen. Eine Zeitung, die sechs Mal in der Woche erschien, kostete den vierten Theil eines Journals vom Vormärz. Die Pränumerationsgebühr für ein Exemplar der amtlichen »Wiener Zeitung« betrug 20, die für den »Beobachter« 18½ Gulden C.-M. — vor 1848. Im Jahre 1854 kostete die »Morgenpost« nur vier Gulden, die »Presse« (Morgen- und Abendblatt) nur acht Gulden. Das erklärt auch die Steigerung der Leselust in der Wiener Bevölkerung und den Beifall, den Wiener Zeitungen ausserhalb Wiens gefunden haben. Die Zahl der von Wien aus mit Post versendeten Zeitungsnummern belief sich 1848 auf 1,189.934 Nummern und 1851 auf 10,262.814 Nummern, 1855 auf mehr als 15 Millionen Nummern. In solcher Progression steigerte sich seit 1848 die Antheilnahme der Leser, die Bedeutung der Wiener Presse.

Und dennoch wird man bei aufmerksamer Betrachtung die Wahrnehmung machen, dass die politische Tagespresse in dem Zeitraume von 1852 bis 1859 einen Rückschritt in der Zahl der Blätter aufweist, neue Unternehmungen nicht entstehen, die Reihen der Journale und Journalisten decimirt erscheinen, nur ein einziges Journal, die »Presse«, eine blühende materielle Existenz hatte, neben

ihr andere wenige Blätter, wie »Ostdeutsche Post«, »Morgenpost«, »Wanderer«, nur ein leidliches Dasein hatten. Hingegen hatte die Fachpresse einen grossen Aufschwung genommen, in Bezug auf Gehalt, Zahl und Verbreitung der Blätter. Der politische Stillstand kam den Studien sehr zu statten, die Geister flüchteten sich in die Studien der Wissenschaften und suchten darin Befriedigung. Die schöpferische, umwälzende Kraft der 1848er Bewegung hatte sich auf allen Gebieten des Geisteslebens geltend gemacht, die Reorganisation der hohen Schulen durch den Grafen Leo Thun nach dem Muster der preussischen, die zahlreichen Berufungen ausgezeichneter Lehrer aus Deutschland wirkten anregend, die einmal wieder aufgenommene Verbindung mit Deutschland blieb auf wissenschaftlichem, technischem und gewerblichem Gebiete bestehen. So vermehrten sich die land- und forstwirthschaftlichen, gewerblichen, technischen, commerciellen, die wissenschaftlichen Blätter ganz ausserordentlich und ihnen kommt der grosse Antheil an der Vermehrung der Journale in dem genannten Zeitraume zu. Ziffernmässig sinkt der Antheil der politischen Presse von 79% im Jahre 1848 auf 25% im Jahre 1858, hingegen im Zeitraume von 1852—1862 die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften fachlicher Natur in Oesterreich von 34 auf 67, der wissenschaftlichen (medicinischen, juristischen, theologischen) von 22 auf 37, der literarischen und pädagogischen von 13 auf 34, der militärischen, sportlichen, Kunst- und Mode-Journale von 9 auf 21 sich steigert. Die Zahl der politischen Blätter bleibt in Oesterreich in dem Zeitraum von 1852 bis 1859 eine stetige: 59. Erst das Kriegsjahr 1859 erhöht das allgemeine Interesse der Leser, die Unternehmungslust der Zeitungs-Herausgeber, die Kämpfe gegen das absterbende System des Absolutismus bringen neue Streiter auf den Plan, im folgenden Jahre ist die Zahl der politischen Journale in Cisleithanien auf 68 gestiegen, im folgenden auf 74, mit der Februar-Verfassung auf 98 und im Jahre 1862 auf 109, allerdings zeigt sich diese Vermehrung nicht in diesem Masse in Wien, sondern drückt die Entstehung einer Provinzpresse aus, zumal einer grossen Anzahl nationaler Journale, czechischer, polnischer, slovenischer, italienischer, croatischer etc.

V.

Die bedeutendste Schöpfung der ganzen oben geschilderten Epoche von 1848 bis 1861 ist die von August Zang gegründete »Presse«. Sie ist die Aeltermutter der heutigen grossen liberalen

Presse Wiens, die Schule der Journalistik Wiens. Die »Presse« stand eigentlich bis 1864 ohne Rivalen in Wien, sie hatte völlig das Monopol für den Ausdruck der öffentlichen Meinung. Am 3. Juli 1848 erschien die erste Nummer und diese bezeichnet einen völligen Umschwung in der Entwickelung der Wiener Presse. Neu war Alles an dieser Zeitung. Ihr Motto »Gleiches Recht für Alle« kündigte die Fahne an, unter welcher sie kämpfen wollte, neu war die Form der Darstellung, die Anordnung des Stoffes, die Berücksichtigung des wirthschaftlichen Lebens und Verkehrs, die technische Herstellung, der unglaublich billige Preis, der Vertrieb, das Inserat, die Reclame. — Die »Presse« wurde zuerst in der Druckerei von Ghelen, dann bei Klopf, dann bei Eurich, dann in den Traun'schen Häusern, dann bei Gerold gedruckt. Keine der Druckereien befriedigte Zang, bis er seine eigene Zeitungsdruckerei einrichten konnte.

August Zang war (am 2. August 1807 in Wien geboren, gestorben am 4. März 1888) der Sohn des Professors der Chirurgie am Josephinum, war ursprünglich Officier im Pioniercorps, dann in einem Jäger-Regiment, verliess den Militärdienst, um sich technisch weiter zu bilden, besuchte die Vorträge über Chemie und Technologie am Wiener Polytechnicum, ging dann nach Paris, wo er zehn Jahre weilte. Dort beschäftigte er sich mit der Construction neuer Oefen, errichtete bekanntlich eine Kunstbäckerei daselbst, welche Wiener Luxusgebäck erzeugte. Die Bekanntschaft mit Emil de Girardin, dem Herausgeber und Chefredacteur von »La Presse«, der mit seinem Journal eine grosse Umwälzung in der Pariser Journalistik hervorrief und mit seinem wohlfeilen, um den halben Preis der früheren Pariser Journale erhältlichen Blatte sämmtliche ältere Concurrenten niederschlug, legte Zang den Gedanken nahe, in seiner Vaterstadt ein ähnliches Unternehmen zu gründen. Die Nachricht von dem Ausbruch der Märzbewegung traf Zang in Paris und er säumte nicht, nach Wien zurückzukehren. Mit Flugblättern »Lebensfrage für die österreichische Monarchie« (S. 8), »Die materielle Zukunft der Monarchie« führte er sich ein. Ohne von dem idealen Aufschwung der Geister erfasst zu sein, ohne sich um die der Monarchie durch die Geschichte gewordenen Aufgaben, ihre Weltstellung in Deutschland und Italien zu vertheidigen, irgendwie zu kümmern, verwarf er die italienische Politik der Regierungen, die Opfer an Geld und Menschen, »um einer nach Einigung strebenden Nation die Erreichung ihres Zieles unmöglich zu machen,« die Hegemonie in Deutschland hielt er für eine »mittelalterliche Chimäre«,

seltsamer Weise liess er das nationale Princip Ungarn gegenüber nicht gelten. Sein unbarmherzig realistischer Sinn verlangte für Oesterreich ein gänzliches Zurückziehen aus allen Welthändeln, ein Aufgeben all' seiner vielhundertjährigen deutschen und italienischen Traditionen, die in dem so garnicht historisch denkenden und ganz rein auf die Bedürfnisse der Gegenwart gerichteten Kopfe keinen Platz fanden. Oesterreich sollte zunächst seine schlummernden materiellen Kräfte entbinden, sich wirthschaftlich zu einem modernen Staatswesen umgestalten und zunächst den Osten ausbeuten, sich auf den Orient stürzen, die Donau als Handelsstrasse beherrschen, die Donaufürstenthümer, das heutige Rumänien, erwerben — das war und blieb eigentlich Zang's persönliches Programm. Zu der Frage des Tages nahm er Stellung in dem Flugblatte »Constitution und die Charwoche«, worin er den Grundsatz vertrat: »Keine Constitution, aber einen constituirenden Reichstag.« Wer das oben citirte Programm Zang's betrachtet, wird begreifen, weshalb Zang, der überhaupt nur selten zur Feder griff und zeitlebens nicht eigentlichen Schriftstellerberuf in sich fühlte, in der »Presse« nicht eine Politik vertrat, die so ganz im Gegensatze zur praktischen Politik des Tages stand und erst in unseren Tagen, nach zwei unglücklichen Kriegen, nach der Errichtung des deutschen und des italienischen Einheitsstaates und dem orientalischen Kriege die Politik Oesterreichs geworden ist. Er überliess die Bearbeitung der Tagespolitik anfänglich dem Dr. Leopold Landsteiner, einem der Ahnherren der Wiener Journalistik, neben welchem Eduard von Lackenbacher, Commissär bei der Wiener Cameral-Bezirksverwaltung, Eduard von Bauernschmid, Hieronymus Lorm (H. Landesmann) besonders thätig waren. Zang hatte Landsteiner schon in Paris kennen gelernt, wo dieser als Correspondent für deutsche Zeitungen lebte, und hatte Gelegenheit, Landsteiner's ausserordentlich klare Auffassung, scharfes Denken und treffliches Darstellungsvermögen kennen zu lernen. Landsteiner beherrschte die französische Sprache so vollständig, war ein so trefflicher Kenner französischer Sitte, Geschichte und Literatur, hatte sich mit ökonomischen Schriften und Schriftstellern Frankreichs so vollständig vertraut gemacht, dass ihm allen Ernstes von der französischen Regierung der Antrag, eine Lehrkanzel der politischen Wissenschaften in Frankreich zu besteigen, gemacht wurde. Während dieser Unterhandlungen gewann ihn Zang für sein Unternehmen. Landsteiner's Leitartikel in der »Presse« war ein Ereigniss in der Wiener Presse des Revolutionsjahres. Die massvolle Auffassung und vor-

nehme Darstellung, das Bestreben, den Kernpunkt der Situation zu erfassen, sich selbst zur Klarheit durchzuringen, unterschieden das Blatt vortheilhaft von all' den anderen Blättern. Es regnete Angriffe der Blätter und Blättchen auf die »Presse« vom Tage ihres ersten Erscheinens (am 3. Juli 1848): der neue College erschien wie ein Riese unter ihnen. Die Verdächtigungen von Seite der Radicalen, welche das Blatt als »schwarz-gelb« verschrieen, erschütterten Zang nicht im Geringsten, dessen Blatt es rasch zu einer Auflage von 10.000, nicht lange darauf zu 15.000 Exemplaren gebracht hatte. Ein ganzer Bogen, dreispaltig in Folio, das Exemplar um einen Kreuzer Conventionsmünze! Die Abonnements-Zustellung ins Haus ward eingeführt und prompt durchgeführt. Alle Zeitungen waren geschlagen. War sein Erfolg gemacht, dann konnte Zang ohne Furcht vor Concurrenz die Abonnementspreise steigern und das hat er dann auch gethan. Mit grosser Tapferkeit hat Zang das grosse Journal der Wiener Bevölkerung erhalten unter vielen Stürmen, in den Tagen Welden's und Kempen's, wanderte mit dem Blatte nach Brünn aus, um sich über die schlimme Zeit des Ausnahmszustandes hinüberzuretten. Er leitete das Blatt bis in die kleinsten Einzelnheiten, auch die technische Herstellung, den Vertrieb, das Inserat, die Reclame, Alles überwachte er. Er war ein bahnbrechender Reformer auf allen Gebieten des Zeitungswesens, führte die ersten Schnellpressen für Zeitungsdruck und die erste Stereotypie ein, selbst Tags über im Redactions-Bureau und Nachts im Maschinenraume, in der Druckerei, ein Sparer an Arkeitskraft, der geringe Gehälter und Löhne zahlte und von Jedem ein volles Einsetzen der ganzen Kraft verlangte. Unvergessen ist sein Eifer für communale und locale Interessen, für die Neugestaltung Wiens, der Antrieb, den speciell die »Presse« unter Zang's Leitung für die Assanirung, Wien-Ueberwölbung, Stadterweiterung, Errichtung des Stadtparkes gegeben. — In Landsteiner, der die »Morgenpost« gründete, ein vorzüglich geleitetes Volksblatt, verlor Zang seinen bedeutendsten Mitarbeiter; er fand in Etienne und seit 1856 in Max Friedländer zwei der ausgezeichnetsten journalistischen Kräfte, denen er die politische Leitung des Blattes ganz und gar überliess, das sie zur höchsten Blüthe brachten. Bis zu ihrem Austritte war Zang ohne Concurrenz und er konnte, als er, des Kampfes gegen die von ihnen gegründete »Neue Freie Presse« müde geworden, 1867 die »Presse« an ein Consortium verkaufte, mit Genugthuung sagen, er sei nur durch seine eigenen Generale besiegt. Die »Presse« war die Quelle

seines Reichthums, den er durch seine Theilnahme an Finanzgeschäften, als Gewerke- und Grundbesitzer vermehrte.

Ein anderer Pathe der Wiener Presse, der so manchem Talente die Wege geebnet, wie er auch zeitweilig ein und das andere journalistische Unternehmen begründet oder geleitet hat, war Ernst von Schwarzer (geb. zu Fulnek 1808, gest. 1860), wie sein Freund Zang ursprünglich Soldat, ein Autodidakt, Kenner der classischen Sprachen, Sprachlehrer, Maler, der die Schweiz, Frankreich und England genau kannte, ein wechselvolles Geschick erlebte, nacheinander als Schildermaler, dann als Bierbrauer, Torfstecher in Ungarn, dann als Gutsverwalter, als Statistiker des Gewerbevereins in Prag sein Leben fristete, endlich Redacteur des »Lloyd« wurde. Als solcher machte er weite Reisen, wiederholte Ueberlandsfahrten und schilderte mit dem Auge des Malers in lebensvollen Schilderungen das Gesehene. Sein Ruf war als Schriftsteller wohl begründet, als er an Pilat's Stelle die Leitung des Organs der Staatskanzlei übernahm.

In den österreichischen Reichstag gewählt, wurde Schwarzer im Juli 1848 Mitglied des Cabinets Doblhoff-Wessenberg. An den Minister der öffentlichen Arbeiten, Schwarzer, erinnert der Beginn des Baues der Semmering-Bahn, die Freigebung des Telegraphen, der bisher nur zu Regierungszwecken benützt wurde, der Bau der Irrenanstalt in Wien. Am 19. September schied er aus dem Cabinet und übernahm die Redaction der »Allg. österr. Zeitung«, Arrest und Suspension war auch sein Los; er führte dann die Redaction des »Wanderer« bis in das Jahr 1854. In der »Donau« glaubte er ein Organ zu gründen, das nicht blos als politisches Blatt, sondern vornehmlich durch seine literarischen Beiträge Werth und Bedeutung haben, die »Augsburger Allg. Zeitung« den Oesterreichern ersetzen sollte. Fallmerayer und Hermann Lingg, mehrere Junghegelianer, der Geologe Cotta und Tschudi lieferten werthvolle Beiträge, Schwarzer selbst, eine lebende Encyklopädie, lenkte die Aufmerksamkeit auf das Ausstellungswesen, das jener Zeit im Prinzen Albert von England einen schöpferischen Anreger gefunden hatte. Allein die Ungunst der Verhältnisse setzte sich Schwarzer's Unternehmungen entgegen, ihm fehlten die materiellen Kräfte und der hochbegabte Schriftsteller, dessen Geschicklichkeit als Redacteur sich im Auffinden und in der Verwendung junger Talente bewährte, verfiel in Armuth. Er fand Arbeit als Statistiker am Kataster und beschloss zu früh ein Leben voll Arbeit und Enttäuschung.

Ganz anders geartet war Eduard Warrens, mit dessen Namen, so viele Wandlungen er durchgemacht, so vielen Zeitungsunternehmungen er auch gedient hat, die Erinnerung an den »Lloyd« innig verknüpft ist. Hat Zang ein Blatt gegründet, dessen Name heute noch besteht, eine Schule von Journalisten ins Leben gerufen, wie zum Theile auch Schwarzer, so ist an Warrens' Namen nur die Erinnerung an eine grosse schriftstellerische Begabung, die nur dem Einzelnen eignet und nicht vererbt werden kann, geknüpft. Er war kein Oesterreicher und stand den Dingen in Oesterreich zeitlebens kühl gegenüber. Geboren in Altona 1820 (gestorben am 5. Jänner 1872), Sohn eines Hamburger Assecuranzmaklers, kam er jung nach Amerika, war dort als Sachwalter und Redacteur des »Anzeigers des Westens« thätig. Als amerikanischer Consul kam er nach Triest und dort in Verbindung mit dem Lloyd, dessen Director Bruck, und mit dem Gouverneur Grafen Stadion. Dieser letztere berief ihn nach Wien und unter Stadion's Aegide wurde der »Lloyd«, dessen geistiger Leiter Warrens wurde, eine wichtige Zeitung. Wechselnd in seiner Gesinnung, trat er beschönigend für Louis Napoleon's Staatsstreich, wie für die Beseitigung der österreichischen Verfassung ein, er der »Amerikaner«, der mit demokratischen Theorien begonnen und nicht unwürdig eines Schülers Machiavell's, geistvoll dem Absolutismus präludirte. Unter Bruck's Patronat schrieb er eine Zeit lang für die »Oesterr. Zeitung«, verschwand aus der Reihe der Journalisten, um im Börsensaale als Speculant oder in Versammlungen als Vertreter von Actionären von sich reden zu machen, bis das Auftreten der »Neuen Freien Presse« Zang dazu brachte, der »Presse« in Warrens eine ausgezeichnete Feder zuzuführen. Zu Schmerling's »Botschafter« konnte er in kein dauerndes Verhältniss gelangen. Doch nicht lange und er redigirte unter Belcredi das stempelfreie »Tagblatt«, bis er schliesslich durch Gründung seiner »Wochenschrift« ein Organ fand, in welchem er vornehmlich seine finanzpolitischen, vielbeachteten Ansichten unbehindert vertreten konnte. Warrens vertritt in der Geschichte der Wiener Presse den Typus des Lanzknechts, der dem Kronensack nachläuft, für Sold dient, jeder Fahne zuschwört. Aber Scharfsinn, durchdringende Kritik, Gewandtheit und eine geradezu bestechende Dialektik sind die Kriterien dieser ganz merkwürdigen journalistischen Individualität, wie man ihn mit Recht einen Meister seines Handwerks nennen durfte. Wie oft vertheidigte er eine Sache gegen seine Ueberzeugung, aber mit einer Kunst der Dialektik, dass man von ihr sagen kann: »Auf die Prämisse

kommt es an.« Gibt man ihr die Voraussetzung zu, dann ist man der gewinnenden Logik seiner Argumentation gegenüber verloren.

VI.

Von grösserem Einflusse auf die Entwickelung der Wiener Journalistik, persönlich hochehrenwerth und vertrauenswürdig, gar nicht »amerikanisch«, sondern eher pathetisch-französisch nach seinen Vorbildern, im Uebrigen aus einer schöngeistigen Vergangenheit hervorgegangen, war Ignaz Kuranda zeitweise Gemeinderath und von 1861 bis zu seinem Tode (1884) Landtags- und Reichsraths-Abgeordneter. Er war geboren in Prag 1811, einer jener Zeit deutschen Stadt, wo, wie Heinrich von Kleist damals von dort schrieb, Alles zusammenfloss, was den Glauben an die Wiedergeburt des von Napoleon zertrümmerten Deutschland zu hegen wagte, wo preussische Officiere ein deutsches Freicorps zu bilden suchten, Stein und Scharnhorst ein deutsches Asyl fanden, die »Todtenköpfe« des vertriebenen Herzogs von Braunschweig sich sammelten, der junge Dahlmann an die deutschen Patrioten sich anschliessen konnte, der böhmische Adel sich ganz als deutscher Reichsadel fühlte — das gab ihm Richtung für sein ganzes Leben. Er kämpfte 40 Jahre für das Deutschthum in Oesterreich unter den verschiedenen wechselnden Formeln als Grossdeutscher in Frankfurt, als Grossösterreicher gegen die slavischen Föderalisten und nach Begründung des Dualismus für Erhaltung des Deutschthums in den ehemaligen Bundesländern und ganz insbesondere in Böhmen. Mit 23 Jahren zog er nach Wien und schloss sich an die schönen Geister jener Zeit an, Grillparzer, Halm, Zedlitz, Lenau, Anast. Grün, Castelli, Seidl und Stiffter, schrieb im »Telegraph« Recensionen über die Darstellungen im Burgtheater, Bilder aus dem Wiener Leben, griff ab und zu in die Leyer, fühlte sich jedoch zu politischem Leben hingezogen, wie es damals in Süddeutschland durch Lehrer wie Rotteck und Welcker, die schwäbischen Dichter und die Kammerverhandlungen rege war. In Stuttgart schrieb er für Cotta's »Morgenblatt« Novellen und Feuilletons und endlich erschien auch eine Tragödie: »Die letzte weisse Rose«, die auf allen deutschen Bühnen ehrenvoll aufgeführt wurde. Im Auftrage Cotta's ging er nach Paris und das Paris Louis Philippe's mit seinen akademischen Politikern und politischen Akademikern, Rednern, Philosophen und Geschichtschreibern zog ihn mächtig an, bildete ihn ganz zum Politiker um. In Brüssel hielt er Vorlesungen über deutsche Literatur und dort gründet er die

Zeitschrift »Grenzboten«, die er dann nach Leipzig verpflanzte. Durch diese Zeitschrift für Politik und Literatur, an welcher auch Laube, Kühne, Lewald mitarbeiteten, nahm er grossen Einfluss auf die Entwickelung der Dinge in Oesterreich; er machte die »Grenzboten« zum Mittelpunkte österreichischer Journalisten und Schriftsteller; das Hauptgewicht lag jedoch in den Correspondenzen aus den Hauptstädten und zumal aus Oesterreich. Dort wurden die Schäden der Metternich'schen Verwaltung blossgelegt, in ihren Blättern die Forderungen der Reformbewegung laut ausgesprochen. Wie Bayle und Le Clerc von den Niederlanden und Voltaire von der Schweizer Grenze Frankreich blockirten, so thaten es die »Grenzboten« von der sächsischen Grenze aus gegen Oesterreich. Privatbriefe politischer Freunde liefen unter Deck-Adressen in Leipzig ein, Messreisende brachten politische Berichte und Artikel, schmuggelten ganze Ladungen der grünen Hefte nach Oesterreich. Auf allerlei Umwegen langte das journalistische Material ein und wurde von Kuranda und seinem Genossen, dem hochbegabten, bescheidenen J. Kaufmann, journalistisch verarbeitet. Die altständischen Versammlungen (in Wien, Prag Graz), die ohne Oeffentlichkeit tagten, machten ihre schüchterne Opposition gegen die Robot und traten für Ablösung, Freiheit des Ackerbodens, Ausdehnung der Schulpflicht ein, die »Grenzboten« liehen ihnen ein mächtiges Echo. Schmerling und Doblhoff, Deym und Morzin, Fürst Lamberg und Graf Wurmbrand schrieben für die verpönten »Grenzboten«, deren ständiger Mitarbeiter Advocat Dr. Pinkas in Prag gewesen. Die Zeitschrift war in Oesterreich streng verboten, ihr Besitz und ihr Verbreiten war straffällig. Das Verbot erhöhte jedoch nur den Reiz der grünen Hefte, die des Spürtalents der Polizei spotteten und überall zu finden waren. Sie waren die Fabel des Tages, ihre tapferen Worte weckten den Sinn für vaterländische Interessen, sie waren die Seele der literarischen Emigration, sie bildeten eine öffentliche Meinung in der Heimat. Mit Jubel ward Kuranda in der Aula begrüsst, als er nach Ausbruch der Märzbewegung in Wien eintraf. Schon im Spätsommer von 1848 aus Frankfurt a. M., wohin er als Abgeordneter für Teplitz gegangen war, zurückgekehrt, gründete er in Wien das Journal »Ostdeutsche Post«, dessen erste Nummer am 1. October 1848 erschien. In der schlimmen Zeit, die unmittelbar folgte, arbeitete die »Ostdeutsche Post« als Organ der liberalen patriotischen öffentlichen Meinung, vorsichtig, ernst und gewissenhaft daran, die Interessen der Freiheit zu wahren. Das Blatt war im Format dem »Journal des Débats«

nachgebildet und zeichnete sich durch Selbständigkeit des Urtheils aus, wie durch eine gewählte literarische Form. Im politischen Redactions-Bureau waren thätig Dr. Moriz Heissler, vorher und später wieder Professor des österreichischen Civilprocesses, Rudolf v. Eitelberger, Dr. Basch, Schweizer, Prof. v. Stubenrauch, den wissenschaftlichen Theil redigirte Oscar Peschel, nachmals Redacteur des »Ausland« und Prof. der Völkerkunde in Leipzig, die Kunstkritik besorgten Eduard v. Bauernfeld und Maler Aigner. Aus Brüssel sendete Baron Eötvös wichtige Artikel, Graf Joh. Mayláth schrieb Leitartikel über eine Verständigung mit Ungarn, dessen Staatsrecht nach der Revolution und dem Bürgerkriege als verwirkt galt; ein eifriger Mitarbeiter in der inneren Politik war Pillersdorff und sonst noch Pratobevera. Kuranda hat auch das Verdienst, tüchtige Journalisten ausgebildet zu haben, wie Rudolf Valdek, Emil Kuh, F. Uhl, Ranzoni, Zellner, Semlitsch, Michael Klapp, Teschenberg, Granitsch, Neuwirth, Prof. Ad. Wagner u. A., denen wir dann später in hervorragenden Stellungen in »Presse«, »Neue Freie Presse« begegnen. Den Höhepunkt ihrer Bedeutung hatte die »Ostdeutsche Post« in der Mitte der 50er Jahre, wegen ihrer Beziehungen zum Grafen Buol-Schauenstein, sie galt als leitendes Blatt während der orientalischen Krisen und wurde bezüglich der auswärtigen Politik im Auslande vielfach beachtet. In der inneren Politik führte sie ihre Klinge gegen die Concordatspolitik, gegen Absolutismus und Presszwang, Militarismus und Legitimitätspolitik. Das volkswirthschaftliche Element erschien in der »Ostdeutschen Post« sehr schwach vertreten.. Kuranda selbst schrieb viel, kurz gedrängt, im ersten Satz das Thema ankündigend, in scharf pointirten Auseinandersetzungen, mit Vorliebe Inversions-Figuren, Enumeration, Ausrufe- und Fragesätze gebrauchend, Artikel, oft wie Monologe des Autors klingend, einen lebhaft bewegten rednerischen Stil. Wie wenig er in der vorparlamentarischen Zeit persönlich hervortrat, dennoch hat die unausgesetzte Verfolgung und Herausforderung der Sebastian Brunner'schen »Kirchenzeitung« Kuranda veranlasst, die Polemik aufzunehmen. Er erschien an der Seite seines alten Freundes Dr. J. N. Berger vor Gericht und in dem Processe, welcher beiden alten Paulskirchlern Gelegenheit gab, öffentlich ihre liberalen Grundsätze mit siegreicher Beredsamkeit zu vertreten, verlor die Concordatspartei ihre erste Schlacht. Die Verfassungsära gab Kuranda's Blatt auch reicheren Inhalt, die deutsche Frage zumal wurde in der »Ostdeutschen Post« ausführlich erörtert und er führte seinerseits, unterstützt von den

grossdeutschen Anhängern Oesterreichs in Deutschland, den Kampf gegen die Gothaer und den Nationalverein mit Eifer fort. Das Jahr 1866 und seine traurige Consequenz liess den Vorkämpfer für Oesterreichs Hegemonie in Deutschland ermatten. Neben »Presse« und nun auch »Neue Freie Presse« konnte sich die schwach dotirte »Ostdeutsche Post« kaum mehr behaupten; ihre Specialität als grossdeutsches Organ hatte ihre Berechtigung verloren, die Nothwendigkeit, in der Kriegszeit auch ein Abendblatt erscheinen zu lassen, machte den Entschluss des Herausgebers vollends reifen und als im Sommer 1866 der Belagerungszustand über Wien verhängt wurde, nahm die »Ostdeutsche Post« diesen Umstand zum Anlasse, dem Publikum das Ende ihres Erscheinens anzuzeigen.

VII.

Wir haben im Vorstehenden einige Persönlichkeiten charakterisirt, die auf die Entwickelung der Presse in Wien Einfluss genommen haben und wollen nun zeigen, wie in der folgenden Periode auch die äusseren Verhältnisse dazu mitgewirkt haben, der Presse einen mächtigen Aufschwung zu geben.

Eine reich bewegte Zeit gibt der Presse auch reicheren Inhalt, grössere Anziehungskraft. Der Krieg des Jahres 1859 brachte eine radicale Wendung der Dinge. Wurde das Interesse für Oesterreichs auswärtige Beziehungen sehr lebhaft, folgte man von dieser Stunde der annexionistischen Strömung und plebiscitarischen Agitation in Italien unverwandten Auges, erwachte der seit dem Olmützer Vertrage schlummernde Eifer der Gothaer und zeigte sich in Preussen eine »neue Aera«, so blieb auch die Nachwirkung im Innern nicht aus. Das absolutistische System erwies sich als unhaltbar, liberale und gleichzeitig auch nationale Regungen machten sich geltend; in Ungarn waren die Geister mächtig erregt. Der Process Richter zeigte den Segen des öffentlichen mündlichen Verfahrens, einer jener wenigen Errungenschaften des Jahres 1848, die vom Absolutismus verschont geblieben waren. Diesen Riesenprocess verfolgte das Lesepublicum mit wahrer Begier und die Rede Berger's, der sein Amt als Vertheidiger auch dazu benützte, um den Process als Tendenz-Process zu charakterisiren und das System als Angeklagten vorzuführen, gab der Wiener Presse einen Reiz auf lange Zeit hinaus. Die Persönlichkeit Berger's brachte aber auch andere 1848er Politiker und Volksvertreter in die Erinnerung. Bruck's tragischer Tod erregte die Geister, der Presse musste ein wenig Luft gegönnt werden, der ver-

haltene Ingrimm über das vielfache Unglück des Landes brauchte ein Ventil zu seiner Entleerung. Alexander Freiherr v. Hübner wurde Polizeiminister, ein Mann von grosser Weltkenntniss und Intelligenz, und er gewährte der öffentlichen Meinung einen freieren Ausdruck. Nur wenige Wochen waltete er jedoch seines Amtes und die Wiener Presse bedauerte lebhaft seinen Rücktritt.

Das Schillerfest desselben Jahres (1859) wurde wie in Deutschland, so in Oesterreich als ein Jubeltag gefeiert. Ein vieltausendköpfiges Publicum betheiligte sich an dem Fackelzuge, Heinrich Laube hielt die Festrede auf dem Josefstädter Glacis, ein Achtundvierziger. Franz Schuselka, Mann der Presse, hielt vor der Festvorstellung im Theater an der Wien einen Festprolog und der deutsche Reichsminister von 1848, der Mann der Paulskirche, der Präsident des Oberlandesgerichtes, Ritter von Schmerling, trat nach zehnjähriger Verborgenheit bei einem Bankett im Sophienbadsaale mit einem Toast vor die Oeffentlichkeit auf ein einiges Deutschland im Bunde mit einem einigen Oesterreich. Die Presse selbst hatte noch keinen Grund mitzujubeln, denn schien auch Goluchowski's Ministerprogramm vom 22. Aug. 1859 der Presse eine freiere Discussion gönnen zu wollen, so hat die Nachtragsbestimmung vom 25. November alle Illusionen zerstört. Eine Fluth von Verwarnungen brach herein. Es sollte jeder präventive Eingriff aufhören und dennoch wurde nicht die geringste gesetzliche Aenderung gemacht. Das System änderte sich nicht. Als der verstärkte Reichsrath, die Notabeln-Versammlung des Jahres 1860, sich in Wien versammelte, ward den Journalen Veröffentlichung und Besprechung der Berichte und Debatten untersagt. Das Elaborat des Finanzausschusses war es namentlich, auf welches sich die allgemeine Spannung richtete, und es sollte der Welt ein Geheimniss bleiben? Aber die Ungarn hatten dafür gesorgt, dass die Reden der Szescen, Apponyi, Maylath, Barkoczy, Szögyenyi bekannt wurden, da hat denn auch die Minorität (Lichtenfels, Maager, Hein. Ant. Auersperg) sich erlaubt, der Presse ihres Landes Mittheilungen zu machen. Der grosse Principienkampf zwischen Centralismus und Föderalismus hatte begonnen und ward in weite Volkskreise hinaus getragen; Graf Heinrich Clam liess seine Brochüre »Sustine et abstine« in die Welt gehen und verbreiten, eine Feudalpartei entstand und schuf nach dem Muster der Kreuzzeitung ein Organ »Vaterland«, neben welchem der deutschcentralistische Clericalismus sich im »Volksfreund« vernehmen liess. Ein deutsch geschriebenes Czechenblatt erschien, die ungarische Presse nahm den Kampf auf

gegen den centralistischen Gesammtstaat, der das ungarische Recht auf Selbständigkeit auf Grund der Verwirkungs-Theorie leugnete. Da war Stoff zu polemischer Discussion gegeben. Dazu gaben die durch Goluchowski's Diplom und Landesstatute geschaffenen Verhältnisse und die überall beginnenden nationalen Excesse einen überreichen Stoff. Parteiorgane traten ins Leben und die Wiener Presse, verstärkt durch eine Reihe von Journalen (»Fortschritt« von Isid. Heller, »Neueste Nachrichten« von O. B. Friedmann und »Donau-Zeitung«, halbamtliches Organ, zu welchem später als Hauptvertreter der grossdeutschen Politik der von Fröbel redigirte »Botschafter« hinzutrat), stand jetzt im vollen Feuer des Kampfes. Alte 1848er, wie Heller, Friedmann, Schuselka (»Reform«, dualistisch, später föderalistisch), traten auf; und zum Zeichen der Vertretung ungarischer Ansprüche in Wien übernahm der »Wanderer«, das älteste Wiener Blatt (eingegangen 1873), den Kampf gegen den Centralismus. Der Secretär der Ersten Oesterreichischen Sparcasse, Dr. Max Falk, führte dann in der Folge durch eine Reihe von Jahren in seinen Leitartikeln den Kampf für Ungarns Recht gleichzeitig im »Wanderer« und im »Pesti Naplo« in glänzender Weise. Die Wiener Presse hatte jetzt alle Farben und Schattirungen aufzuweisen; es gab centralistische, dualistische, föderalistische, regierungstreue und oppositionelle, officielle, officiöse, liberale, conservative, clericale Blätter. Partei ist eben ein Begriff, eine Voraussetzung öffentlichen Lebens. — Swift lässt seinen Helden Gulliver in ein Land kommen, das von einem wüthenden Parteikampfe darüber zerrissen war, ob man gesottene Eier am dicken oder am dünnen Ende anschlagen müsse, womit der grosse Satyriker und Parteimann nur sagen will, dass es keinen noch so geringen Gegenstand gibt, über welchen es nicht Parteien gäbe. — So stieg die gesammte Auflage der periodischen Blätter in Oesterreich in diesem Jahre von 291.095 auf 439.200 Exemplare, um 51%.

Der December 1860 brachte Schmerling's Ministerium. Sein Rundschreiben verhiess, dass er, wie die Behörden, ein offenes Ohr für die öffentliche Meinung haben werde, wie er denn bei anderer Gelegenheit erklärte, die »berechtigte öffentliche Meinung als Staatsmann in sich aufnehmen« zu wollen. Die unmittelbare Folgezeit brachte die Februar-Verfassung. Die erste Wahlbewegung für die Wiener Gemeindewahlen und bald darauf für die Landtagswahlen boten der Presse eine neue Aufgabe und der Presse fiel zu, über Wahl, Wahlrecht und Wählbarkeit, über die Wahlprogramme und

die Würdigkeit der Candidaten den Staatsbürgern Aufklärung zu bieten. Die letztere Aufgabe war keine undankbare, denn die Mühlfeld, Berger, Brestl, Kuranda, Pillersdorff, Schindler waren Candidaten, welche die Presse Wiens zu empfehlen allen Grund hatte. In den hoffnungsvollen Maitagen von 1861 sah Wien zum ersten Male einen Reichsrath versammelt, ein wichtiger Abschnitt im Lebensgange der Presse. Jetzt begann die parlamentarische Berichterstattung, die einen so grossen Raum in der Wiener Presse einnimmt, mit dem detaillirten Sitzungsberichte, einem raisonnirenden Artikel über die Verhandlungen, mit parlamentarischen Notizen, Clubberichten, Wiedergabe von Referaten. Presse und Parlament gehören zu einander wie die himmlischen Zwillinge. Der Presse wuchs durch die Parlamentsverhandlungen ein reicher Stoff für ihre Lesewelt zu; das Parlament ist sich bewusst, dass seine Verhandlungen, Berichte und Reden vor 300 Menschen verhallen würden ohne die Wiedergabe durch die Presse, die das im Parlamentssaal gesprochene Wort zum Gemeingut von Millionen macht, es durch das Reich, ins Ausland, über die Meere trägt, ihm mächtigen Wiederhall verschafft. Durch diese Wiedergabe, durch den mitunter sehr zutreffenden Commentar bekamen unsere Parlamentsdebatten Ruf und Ansehen in der Welt und — es ist die Heroenzeit unseres Parlaments — die Reden Mühlfeld's, Herbst's, Brinz', Hasner's, Brestl's, Giskra's, Schindler's, Taschek's, Rechbauer's, Kaiserfeld's, (später Berger's), Clam's, Greuter's und die des damals viel berühmten österreichischen Herrenhauses liessen nicht vermuthen, dass diese Redner einem Parlamente nicht zuvor angehört haben. Freilich war durch die Vorarbeit der Presse, welche die Leser stets mit den Kammerverhandlungen der westlichen Staaten, Preussens und Süddeutschlands bekannt gemacht hatte, der Geist des Volkes gestimmt, so dass wir dem Parlamentarismus gegenüber uns nicht wie die Nordländer dem tropischen Gewächse gegenüber zu fühlen brauchten. Immerhin fühlten sich die Oesterreicher jetzt erst anderen Völkern und Staaten ähnlich, in die Staatenfamilie Europas aufgenommen; sie lernten ihren Staatshaushalt genau kennen, eine edle patriotische Neugier forschte in den Parlamentsberichten, der Einblick in das Staatsleben machte den Staat erst jetzt zum Gegenstande des Studiums und das Hilfsmittel dazu bot die Presse. Vor Allem gab der grosse Verfassungskampf Ungarns unter der Führung Deák's, dem diesseits der Leitha der Angriff der slavischen Parteien wider die Hegemonie des Deutschthums zur Seite ging, der Presse unablässig einen unerschöpflichen Stoff der Bearbeitung.

Es gab jetzt Ministerverantwortlichkeit, freies Gemeindeleben, Immunität der Abgeordneten, alle Grundrechte der Frankfurter Paulskirche zum Schutze der Freiheit wurden recipirt, da musste denn endlich auch der Presse ihr Recht werden. Das Pressgesetz vom 17. December 1862 (am 9. März 1863 in Wirksamkeit getreten) brachte erst den Grundsatz der Pressfreiheit zur Geltung. Gesetz, nicht Willkür, sollte fürder walten, der Richter, nicht der Beamte, sollte der Presse ihr Recht sprechen; das Concessionssystem, die Verwarnungen verschwanden. Aber immer blieb die harte Stempelsteuer, die das Aufkommen einer kleinen Presse im Lande hinderte, die Caution, das Verbot der freien Colportage bestehen — und diese Hindernisse bestehen heute noch, hemmen noch immer die Entwickelung der Presse. — Alle Hinweise auf den Umstand, dass Ungarn keinen Zeitungsstempel kennt, dass das deutsche Nachbarreich einen solchen eben so wenig als die westlichen Staaten aufweisen, haben bisher die Aufhebung nicht zu erwirken vermocht. — Immerhin hätte sich die Wiener Presse der neuen Zeit freuen können, wenn nicht gleichzeitig die Strafgesetz-Novelle vom 17. December 1862 durch den Schutz aller parlamentarischen Körperschaften und Beamten gegen journalistische Kritik eine Menge Pressdelicte neu geschaffen hätte. Die Bestimmungen über Confiscation wurden jetzt fest normirt, die zeitweilige (§ 38) Suspension hing vom Ermessen der Regierung ab, sie wurde erst 1868 durch die Pressgesetz-Novelle vom 15. Oct. 1868 beseitigt. Die Einführung des objectiven Verfahrens, d. i. die Verfolgung des literarischen Productes an Stelle der Persönlichkeit, zeigte deutlich die Auffassung des Polizeistaates im Verfassungstaate, die Absicht, nicht vor Allem durch den Rechtsgang das richterliche Erkenntniss gegen den subjectiven Urheber einzuholen, sondern eben nur die Verbreitung einer Druckschrift zu hindern. In diesem Zusammenhange ist es erlaubt, gleich hier daran zu erinnern, dass erst durch die Pressgesetz-Novelle vom 15. October 1868 die Suspension der Zeitungen aufgehoben wurde und das Gesetz vom 9. März 1869, welches Pressdelicte den Schwurgerichten zuwies, sogar vor allgemeiner Einführung der Geschworenengerichte, der Presse einen wirksamen Schutz verlieh.

Es ist Pflicht, bei solcher Gelegenheit an das Verdienst des Wiener Abgeordneten Dr. Herbst zu erinnern, der auf den verschiedenen Etappen der Pressgesetzgebung als Berichterstatter im engeren Reichsrathe, als Abgeordneter und endlich zumeist als Justizminister im Bürgerministerium sich als warmer Freund und Schätzer

der Presse und ihrer grossen moralischen Bedeutung erwiesen hat. Die Wiener Presse, wiewohl Herbst's Wirksamkeit der gesammten österreichischen Presse zugute kam, hat dieses Verdienst auch anerkannt, als die »Concordia« 1863 diesen Abgeordneten durch den Mund ihres damaligen Präsidenten Schuselka, eines politischen Gegners des Abgeordneten, bei einem zu Ehren Herbst's veranstalteten Feste feierte, wie später 1876 gelegentlich des 25jährigen Jubiläums Etienne's, und wieder ein ander Mal 1880 bei Herbst's 60. Geburtstage und ein Jahr später bei Kuranda's 70. Geburtstage, Herbst von Seite der Wiener Presse in lebhaftester Weise gehuldigt wurde.

So viel auch der Presse nach den Reformen der ersten Verfassungsperiode noch zu wünschen übrig blieb, ein Umstand trat mit grosser Klarheit zutage: die österreichische Regierung hatte endlich die grosse Bedeutung der Presse erkannt; sie hatte den obsolet gewordenen Standpunkt der Unterschätzung der öffentlichen Meinung verlassen, zumal seitdem man in Wien gesehen, mit welcher Beflissenheit und welchem Erfolge die preussische Regierung sich der Organe der öffentlichen Meinung bediente, wie trefflich diese es verstand, die Geister nach ihrem Sinne zu lenken. Die deutsche Frage kam in Fluss, das Bundesreform-Project kam mit Schmerling wieder auf die Tagesordnung, die Zollvereinskrisis erregte die Geister in Süddeutschland, das erste deutsche Schützenfest, der Juristentag in Wien, Alles legte den Beweis dar, dass Oesterreich überall in ganz Süddeutschland, wie im katholischen Rheinlande sich noch immer der grössten Sympathien erfreue und der preussische Verfassungs-Conflict liess das durch die Verfassung verjüngte Oesterreich um so lebensfähiger und beliebter erscheinen. In Wien bereitete man ja bald darauf den Frankfurter Fürstencongress vor — da ist es denn wohl begreiflich, dass man von Wien aus auch, wenn auch verspätet und unzureichend, aus Regierungskreisen die deutschen Zeitungen, welche dem österreichischen Einflusse zugänglich waren, zu gewinnen suchte und eine Regierungspresse schuf. Erst seit 1860 hat die österreichische Regierung, dem preussischen Muster folgend, die Bedeutung eines Pressbureaus erkannt und ein solches gegründet und zwar ein doppeltes, ein solches, welches vom Ministerium des Auswärtigen ressortirte und bis 1865 unter der Leitung des Freiherrn Max v. Gagern stand und ein solches, welches vom Staatsministerium des Innern abhing. Daselbst empfingen Journalisten ihre Nachrichten, wurde ihnen die Richtung gegeben, »Information« und »Inspiration« ertheilt.

VIII.

In der Wiener Presse selbst bildet einen Markstein die Gründung der »Neuen Freien Presse« durch Max Friedländer, Michael Etienne und Adolph Werthner im Jahre 1864. Diese drei Männer leiteten seit Jahren die »Presse«, Friedländer die innere Politik und Volkswirthschaft, Etienne die auswärtige Politik und Werthner die Administration des grossen Zeitungsunternehmens. Sie hatten das Zang'sche Blatt zur grössten Blüthe gebracht, die »Presse« war das grösste, einflussreichste Journal, das unerschrocken für eine Repräsentativ-Verfassung kämpfte, später als leitendes Organ der Liberalen in hohem Ansehen stand. Im Mai 1864 lösten sie das Verhältniss zur »Presse« Zang's und begründeten die »Neue Freie Presse« (zuerst Kärnthnerring 12). Fast alle die geschulten und tüchtigen Kräfte der Redaction und Administration, die externen Mitarbeiter, Correspondenten und Feuilletonisten folgten ihnen und so gross war der Ruf und das Geschick ihrer Herausgeber, dass sie vor dem Erscheinen der ersten Nummer 4000 Abonnenten zählen konnten. Als die erste Nummer der »Neuen Freien Presse« am 1. September 1864 erschien, war ihr Erfolg entschieden. Sie hatte binnen drei Monaten 8000 Abonnenten. Rasch stieg die Auflage auf 10.000 und in unmittelbarer Folge schnell bis zu 35.000 Exemplaren. Durch die Secession erschien eigentlich die »Neue Freie Presse« als das alte Blatt, die »Presse« selbst, die durchaus neue Kräfte gewinnen musste, war in Wahrheit das neue Blatt. Friedländer und Etienne schrieben jener Zeit ihre gehaltvollsten Artikel, warben noch externe Kräfte für den Leitartikel, brachten im Feuilleton Romane von Auerbach, Spielhagen und Rodenberg, wodurch das Blatt in den Familien rasch Eingang fand, treffliche Aufsätze im Feuilleton, das Friedländer selbst redigirte, und auf der vierten Seite des Abendblattes allabendlich ein Fachblatt, von einem Fachmann redigirt (Hamm, Reitlinger, Lützow etc.), für Landwirthschaft, Unterrichtswesen, Verkehr und Industrie, Literatur, Kunst, Natur- und Völkerkunde. Diese Einrichtung hat wesentlich dazu beigetragen, der Zeitung ein grosses und berechtigtes Ansehen zu verschaffen. Weite Kreise, deren Interesse sonst nicht zu wecken gewesen wäre, wurden gewonnen, neue, bisher vielfach vernachlässigte Interessen sahen sich jetzt berücksichtigt und belohnten dankbar diese Berücksichtigung durch ihre Theilnahme als Abonnenten, Leser und Mitarbeiter. Dem Gerichtssaal wurde eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt, das Nachrichtenwesen verbessert, dem Marktberichte

eine grössere Ausdehnung gegeben, die kleine Chronik geschmackvoll und übersichtlich geordnet. Den Berichten über Handelsverhältnisse in Paris, London, Frankfurt, Berlin ward ein breiter Raum gegönnt und Chronik über Handelsverhältnisse geführt und die Organisation des Textes des politischen Theiles auf den »Economist« übertragen. Schon wurden auch neben den officiellen Telegrammen auch einzelne Specialtelegramme dem Leser geboten. Vor Allem aber wurden die Honorare für die Mitarbeiter erhöht, was dann auch für die Stellung der Journalisten bei anderen Unternehmungen sehr förderlich war. Viele vortreffliche Einrichtungen sind durch die »Neue Freie Presse« in den Organismus der Wiener Presse aufgenommen worden. Das organisatorische Talent dieser Neuschöpfung war Dr. Max Friedländer.

Er war am 18. Juni 1829 zu Pless in Preussen geboren und entstammte einer Familie, in welcher grosse Talente nicht selten emporwuchsen. — Sein Vetter war Ferdinand Lasalle. — Schon 1848 finden wir ihn in Jena als Delegirten auf dem Eisenacher Studententage, über welchen er eine Broschüre verfasste, dann war er für die »Neue Oder-Zeitung« thätig, vernachlässigte dabei keineswegs sein juristisches Fachstudium, erwarb den Grad eines Doctors der Rechte und bereicherte die juristische Literatur durch ein vielbeachtetes Buch: Ueber den Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung (1856). In diesem Jahre kam er nach Wien und trat in die Redaction der »Presse«. Eine Correspondenz, aus Bielitz datirt, über österreichische Verhältnisse, hatte Etienne's Aufmerksamkeit gefesselt und er bewirkte Friedländer's Berufung. Zunächst erhielt er eine untergeordnete Stellung, aber nicht ganz zwei Jahre verflossen und er war der Leiter der inneren Politik des Zang'schen Blattes, der Redacteur des volkswirthschaftlichen Theiles, betitelt »Capitalist«. Fünfzehn Jahre arbeiteten Friedländer und Etienne zusammen, ein paar untrennbare Gesellen, die sich nach Temperament, Begabung, Bildung vortrefflich ergänzten, in brüderlichem Vereine bis 1864 an der »Presse«, von 1864 an der »Neuen Freien Presse« bis zu Friedländer's nur zu früh erfolgtem Tode (gest. 20. April 1872). Friedländer war der geborene Chefredacteur, denn seine geistige Bedeutung und geschäftliche Gewandtheit, sein Fleiss, seine Ausdauer, und sein Geschmack waren gleich gross. Und über all' diesen Vorzügen ist seine Ruhe nicht zu vergessen, die seinen Blick für Alles offen hielt. Neben seinem Leitartikel über innere Politik und ein volkswirthschaftliches Thema redigirte er das Inland, den Econo-

mist und das Feuilleton, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit deutschen Schriftstellern, um von ihnen Beiträge für sein Feuilleton zu erhalten, consultirte seine Freunde Gutzkow und Laube, den Einen schriftlich, den Letzteren mündlich, um nur immer neuen und reichen Stoff seinem Blatte zuzuführen. Ein Preusse von Geburt, war er der beste Oesterreicher, voll aufrichtigster Liebe zu dem Lande, aber zugleich ein Kenner der vielgestaltigen und verworrenen inneren Verhältnisse des ganzen Staatsapparats, wie kaum sonst ein Journalist. Was ihn so fruchtbar, schöpferisch, anregend machte, war, dass er mit einer seltenen Klarheit den Windungen der Politik und des Staatslebens, dem Dasein in seinen socialen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, sittlichen und kirchlichen Regungen folgte. Es war ferner von Wichtigkeit, dass er nicht wie Andere, selbst die Besten seines Berufes, wie Etienne, Kuranda u. A., aus der schönen Literatur in die Politik gelangte, sondern auch als Jurist. Oft ist der Wunsch geäussert worden, die Publicisten müssten mehr Juristen, die Juristen mehr Publicisten sein. Uns dünkt, dass so wenig es ein Zufall ist, dass Mommsen, Waitz und Sybel, die früher gute Juristen waren, ausgezeichnete Historiker geworden, es auch für den Geschichtschreiber der Zeit nicht gleichgiltig ist, wenn er ein Jurist gewesen. Friedländer unterscheidet sich auch im Punkte der Darstellung von vielen seiner zeitgenössischen Collegen und Nachfolger. Sein Stil verräth sich durch eine möglichst objective Darstellung, die sehr sachlich und eindrucksvoll ist, aber nicht durch lebhafte Phrasirung, Bilder, Vergleiche, Sprichwörter, Citate, Bonmots wirkt, sondern durch das Erfassen und Anatomiren des Gegenstandes, durch zwingende Logik in der Argumentation das Interesse weckt und festhält. Seine Darstellung ist nicht gross und bedeutend, auch nicht immer gewinnend, aber sie wirkt durch Geist und Gedankenreichthum, sie beschäftigt den Verstand und zieht sozusagen nur den Kreis der höher Gebildeten an. Als Belcredi den »Ausserordentlichen Reichsrath« berief, da waren brave, kernfeste, tüchtige und auch sonst scharfsichtige Politiker bereit, sich auf die »freie Bahn« zu begeben, die Wirkung der Sistirung der Verfassung abzuwarten. — Friedländer dagegen hatte sofort das Falsche der Argumentation durchschaut, warnte vor dem Verlassen des Rechtsbodens und warf die Losung »verfassungstreu« ins deutsche Lager. Unter dieser Fahne kämpften und siegten die Deutschen. — Wissen, Talent und Charakter — das ist der Urquell seiner grossen Bedeutung. Er war eine verlässliche Stütze des Bürgerministeriums und ein unerbittlicher

Gegner des Cabinets Hohenwart. Den Todeskeim im Herzen, führte er diesen Kampf siegreich zu Ende und starb nach erfochtenem Siege. Man wäre versucht von ihm zu sagen, was Hamlet von seinem Vater sagt: »Wir werden niemals seines Gleichen sehen.« —

An seiner Seite arbeitete Michael Etienne, der wie Friedländer der Wiener Presse viele tüchtige Schüler herangebildet und hinterlassen hat. Etienne war ein Wiener von Geburt (geboren am 21. September 1827, gestorben am 29. April 1879), ein Sohn des Professors der französischen Sprache Claude Etienne. Ein gütiges Geschick hatte ihm zwei Sprachen in die Wiege gelegt, die deutsche durch die Mutter (geb. Therese Hugelmann), die französische durch den Vater. Redend und schreibend lernte er sie beide beherrschen, noch in den Jünglingsjahren übersetzte er die Werke von Alexander Dumas, George Sand, Eugen Sue für das »Lesecabinet« der Firma Hartleben, veröffentlichte Gedichte in vormärzlichen Journalen, die ihn als glücklichen Beherrscher der Form und empfindende Seele kennzeichnen. Am 14. März 1848 begrüsste er die neue Zeit mit einem enthusiastischen Gedichte in Flugblattform, dem mehrere im »Wanderer« folgten. Mit einer Broschüre »Oesterreich und Europa; 2. von der Presse« von Miguel (Wien, J. P. Sollinger) debutirt er als politischer Schriftsteller. In Sigm. Engländer's »Reform« und im »Wanderer« schrieb er Artikel. In der Folgezeit war er in seiner literarischen Thätigkeit auf das Ausland angewiesen; in E. Keil's »Leuchtthurm« in Leipzig veröffentlichte er Denkwürdigkeiten über die October-Revolution. Deshalb verdächtigt, flüchtete Etienne über Leipzig und Berlin nach Paris. Dort fand er mit Unterstützung Engländer's eine Stelle bei der »Correspondance Havas«, schrieb eifrig Correspondenzen für deutsche Blätter und auch für den »Wanderer«. In diesem Lustrum, das Etienne in Paris verlebte, machte er die eingehendsten und sorgfältigsten Studien auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Geschichte und ergänzte seine ohnehin umfassende Bildung zu einem vielbewunderten Grade. Wegen seiner Verurtheilung des Staatsstreichs wurde er verwarnt und später nach Mazas geschleppt. In der Folge schrieb er für E. v. Schwarzer's »Donau« Correspondenzen in Leitartikelform, die in Wien gerechtes Aufsehen machten. Die Sehnsucht nach der Heimat steigerte sich bald so mächtig, dass er einem Antrage Schwarzer's folgend, nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Nach mehrmonatlicher Thätigkeit verliess er das Journal, das ihm keine angesehene Tribüne für sein Wort bieten konnte und folgte einer durch seinen Freund Bauernschmid

vermittelten Einladung, die Redaction der »Presse« zu übernehmen. Acht Jahre war er in dieser Stellung thätig und verhalf diesem Journal zu grossem Ansehen und politischem Einflusse. Im Leitartikel und in der Tagesgeschichte zeigt er den Meister. Seine mustergiltigen Expositionen der Weltlage, in welchen er kunstgerecht die Umstände darlegte und aus einander erklärte, seine Commentare der Nachrichten entbehrten niemals des Beifalls seines Leserkreises. Sein hervorragendes Formtalent stand im Dienste eines gesunden, sehr lebhaften Naturells, das niemals glänzender zum Ausdrucke kam, als wenn eine Freiheitsfrage zur Discussion gelangte, er fühlte dann mit den Franzosen, Amerikanern oder Belgiern und dann hatte der Aufsatz ganz und gar den Charakter seiner starken Subjectivität angenommen. Das System Napoleon's des Dritten hat er unentwegt bekämpft, im nordamerikanischen Kriege die Sache der Union und der Befreiung der Sclaven mit edler Wärme vertreten, das mexicanische Abenteuer verurtheilt, im deutsch-französischen Kriege ohne Wanken, allen Verdächtigungen und Schmähungen, ja den in der Wiener Bevölkerung von 1866 her vorhandenen antipreussischen Empfindungen zum Trotze, die Sache Deutschlands gegen Frankreich mit Energie vertreten und die Geschichte bestätigte sein Urtheil als ein gerechtes. Prächtig stand ihm die rücksichtslose Sprache des Zornes, eine stürmische, von edlem Eifer getragene Sprache, die er oft mit einer ruhigen, feierlichen Art abwechseln liess. So war Etienne, dem auch ein gutes Redactionstalent eignete, und der in den 28 Jahren seiner Thätigkeit tüchtige Schüler ausgebildet hat, ein würdiger vornehmer Repräsentant seines Standes.

Die genannten Herausgeber haben gelegentlich der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 in höchst dankenswerther Weise offene Auskunft über ihre Zeitung gegeben und der Welt damit ein Bild der Grossartigkeit des Betriebes der grossen Wiener Zeitung geliefert; sie haben aber auch auf dem Ausstellungsplatze im Prater einen Pavillon errichtet und in diesem eine Beilage der »Neuen Freien Presse«, die »Internationale Weltausstellungs-Zeitung« vor den Besuchern der Ausstellung in jenem Pavillon schreiben, setzen und drucken lassen; und durch Vorführung der Druckmaschinen, welche zehn bis zwölf Tausend Grossfoliobogen in einer Stunde druckten, die Wiener Presse vor der Welt glänzend vertreten. Da konnten die Gäste der Ausstellung aus allen Ländern, die Monarchen und Prinzen Europas darunter, dem Wunder zusehen, wie in der Zeit von drei Minuten je ein Theil der endlosen Papierrolle als

gedruckter, gezählter, gestempelter und gefalzter Zeitungsbogen herabfällt! Die internationale Jury konnte demnach nicht umhin, der »Neuen Freien Presse« die höchste Auszeichnung, das grosse Ehrendiplom zuzuerkennen. Die aus allen Theilen der Welt anwesenden Journalisten feierten die Fortschritte der Wiener Presse in allen Zungen. Die technischen Hilfsmittel der »Neuen Freien Presse« wurden von dieser Zeit an vorbildlich nicht blos für die Wiener Zeitungen, sondern auch für die deutschen Zeitungs-Unternehmungen.

IX.

Wie primitiv waren im Zeitraum von 1848 bis 1858 die technischen Hilfsmittel zur Herstellung von Zeitungen. Man war gezwungen, wenn man grössere Auflagen herstellen sollte, die Zeitungen zwei bis vier Mal zu setzen, was in der kurzen Zeit fast unmöglich war und so geschah es, dass die Zeitungen oft zwei bis drei Stunden verspätet erschienen. Im Jahre 1858 kam die Papier-Stereotypie aus England nach Wien und nun begann eine raschere Herstellung der Zeitungen, man fertigte Papiermatrizen an und vervielfältigte den Satz nach Belieben. Diese Stereotypie vervollkommnete sich mehr und mehr. Im Jahre 1869 führte die »Neue Freie Presse« bereits den Rotationsdruck ein, wobei mit runden Clichés gedruckt wurde, wodurch eine zehnfach grössere Leistungsfähigkeit erzielt werden konnte. Es mussten jedoch die einzelnen Bogen von sechs geübten Männern auf jeder Maschine einzeln eingelegt werden. Im Jahre 1872 wurde auch dieses Einlegen beseitigt, die Maschine auf endloses Papier eingerichtet und zuerst auf dem Continent wurde in Wien (die »Neue Freie Presse«) auf endlosem Papier gedruckt. Im Jahre 1873 kam die Verbesserung hinzu, dass die Zeitungen zugleich mit dem Drucken gefalzt wurden (System Reisser-Becker). Heute schneidet die Maschine und falzt eine Nummer von 16, 8 und 4 Seiten, befördert die gefalzten Exemplare aus dem Souterrain ins Parterre in die Expedition, wo die Exemplare auf die Tische der Expeditoren niederfallen. Nur so ist es möglich, dass Nachrichten, die in der Redaction nach zwei Uhr einlaufen, noch ins Abendblatt aufgenommen werden und dieses mit dem 3 Uhr-Zug der Bahn abgesendet werden kann. In der Nacht wird oft der Satz erst um 3 Uhr fertig, trotzdem ist bis 6 Uhr Früh die ganze Auflage gedruckt und bis halb 7 Uhr expedirt. In Folge dieser Fortschritte können heute vier Menschen so viel fertig bringen, als früher 100, die Arbeit geschieht exacter und wohlfeiler. Man hat berechnet, dass,

wenn man den Druck der »Neuen Freien Presse«, wie er heute geschieht, nach der alten Herstellungsweise hätte besorgen müssen, dazu 22 Maschinen und über 100 Menschen zu deren Bedienung nöthig wären. Bei solchen technischen Fortschritten ist es auch möglich geworden, in Confiscationsfällen eine zweite Auflage noch in früher Morgenstunde herzustellen, während vor Jahren in Fällen der Confiscation an jenem Tage keine zweite Auflage, oder wenn doch, dann erst am Abende erschien.

Diese Fortschritte verbreiteten sich in der gesammten Wiener Presse, wo heute die Würzburger und Augsburger Rotationsmaschinen eingeführt sind und sie zeigen uns, dass die Zeitungsindustrie unter den vielen vorgeschrittenen Gewerben einen ersten Platz einnimmt. Dieses Gewerbe erfordert aber solche Capitalskraft, dass ein einzelner Unternehmer, Verleger oder Buchhändler und Buchdrucker, wie in früherer Zeit, als Herausgeber einer grossen Zeitung kaum mehr zu denken ist.

Das Jahr 1873 bezeichnet einen Höhepunkt der Wiener Presse. Schon nach dem Kriege von 1866 begann eine allgemeine Sammlung der Kräfte, eine erhöhte Regsamkeit, ein ernstes Erfassen der staatlichen Aufgaben und eine wirthschaftliche regere Thätigkeit, sie steigerte sich in der Zeit von 1869 bis 1873. Die Zeitungen hatten in der verschiedenartigsten Weise ihren materiellen Nutzen von den industriellen und baulichen Unternehmungen, der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, das auch ihrem Vertrieb sehr zu statten kam. Die Zahl der 1873 in Wien erschienenen periodischen Druckschriften betrug 355, sie beträgt jetzt 539. Unter den täglich erschienenen Journalen hatte die Zeit, von der wir sprechen, zwei wichtige Erscheinungen hinzutreten lassen. Wie 1864 durch Secession die »Neue Freie Presse« entstand, wie ein Jahr später ein Theil der Redacteure des »Fremdenblatt« das »Neue Fremdenblatt« gründeten, so übernahmen 1867 die Mitglieder der Redaction des alten wohl accreditirten, von Landsteiner begründeten und durch siebzehn Jahre musterhaft redigirten Journals »Morgenpost« unter Führung von M. Szeps, das nach Belcredi's Rücktritt herrenlos gewordene »Tagblatt«, liehen diesem Journal, dem sie den Namen »Neues Wiener Tagblatt« gaben, ihre bewährten Kräfte und schufen daraus ein blühendes Unternehmen, ein Journal von ganz eigenthümlichem Charakter und grosser Popularität. Eine zweite Schöpfung ist die »Deutsche Zeitung«, die dem Jahre 1871 entstammt und einen Wendepunkt in dem Parteileben bezeichnet. Der Krieg des Jahres

1870—1871 mit den Grossthaten des deutschen Volkes und der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums hat nicht blos im deutschen Reiche das Nationalgefühl mächtig und sichtbar gehoben, sondern auch seinen Rückschlag auf Oesterreich ausgeübt. In den deutschen Bevölkerungskreisen Oesterreichs empfand man das lebhafteste Mitgefühl für die kämpfenden Deutschen und gab demselben lebhaften Ausdruck, umsomehr als der auf slavischer Seite losbrechende Hass gegen Deutschland und die offene Sympathie für die Franzosen sich gegen die Deutsch-Oesterreicher provocatorisch kehrten. Ein im Jahre 1869 erschienenes, aus dem früheren Journal »Debatte« hervorgegangenes Journal im grossen Stile, »Tagespresse«, von einflussreicher und revanchelüsterner Seite unterstützt, betrieb die Jagd auf die »Preussenseuchler« mit grossem Eifer und regte durch seinen denunciatorischen Ton und seine leidenschaftliche Vertretung der französischen Sache zu heftigem Widerspruche auf. Ihm secundirte das »Oesterreichische Journal«, eine ephemere Schöpfung, aber von ganz origineller Art. Es war von Dr. Julius Frese und A. Trabert redigirt. Der Erstere, bekannt als trefflicher Uebersetzer von Lewes' Goethe-Biographie, Herausgeber der Berliner Kammer-Correspondenz und selbst Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, war in seiner Opposition gegen das Bismarck'sche Regiment in Preussen unmöglich, nach Frankfurt, dann nach Heidelberg, Stuttgart ausgewandert, schloss sich der schwäbischen Volkspartei an, gab dann die »Demokratische Correspondenz« heraus und ging dann nach Wien, um das Ministerium Hohenwart und seine Politik zu vertheidigen, zumeist aber hier den Hass gegen Preussen und die Revanche gegen dasselbe zu predigen. Ihn unterstützte A. Trabert, einst ein verdientes Mitglied der kurhessischen Kammer, demokratischer Gegner Preussens. Ihr Gönner aber war der Minister Schaeffle, einst Mitglied der württembergischen Volkspartei, hartnäckiger Gegner Preussens, ein überzeugter Anhänger der föderalistischen Staatsidee, die er auch auf Oesterreich, wohin er als Professor der Nationalökonomie der Wiener Universität gezogen war, als Handels-Minister, ein Theoretiker durch und durch, um jeden Preis angewendet wissen wollte. Der Umstand, dass die »Fundamentalpolitik« Hohenwart's, welche die Vernichtung des Deutschthums in allen gemischtsprachigen Ländern zur Tendenz hatte, von Deutschen gegen Deutsche vertheidigt, von Deutschen aus dem Reiche gegen Preussen-Deutschland ein wilder Hass genährt und die Oesterreicher von diesen Ausländern über die Pflichten und die Denk-

weise und Loyalität wie über den Vortheil Oesterreichs belehrt wurden — das erregte den Widerspruch aller Deutschen und unter dem Eindrucke dieses sehr erregten, von Hohenwart und seinen Pressagenten den Deutschen auferlegten nationalen Kampfes, wurde eine Zeitung mit deutsch-nationaler Tendenz gegründet, die freilich, als sie hervortrat, Hohenwart bereits gestürzt und das »Oesterreichische Journal« der Frese und Trabert fortgeweht fand. — Immerhin ist seit jenen Tagen die »deutsch-nationale« Färbung aus der Wiener Presse ebensowenig verschwunden, als aus dem Parlament, und jene Fraction in dem letzteren, die eine solche Farbe trägt, hat auch in der »Deutschen Zeitung« ihr Organ.

Eine andere Specialität der Wiener Presse bilden die Arbeiter-Zeitungen, im Gegensatze zur nationalen Presse, international und demokratisch. Schon das Jahr 1848 sah, wie an jener Stelle erwähnt, Zeitungen für die Interessen der Arbeiter in Wien entstehen — und vergehen. Zwei Jahrzehnte lang entbehrten die Arbeiter jeglicher journalistischer Vertretung. Der Umschwung der Verhältnisse durch die Revision der Februar-Verfassung im freiheitlichen Sinne (December-Verfassung von 1867) und die Ertheilung der Vereinsfreiheit durch die Staatsgrundgesetze riefen eine Arbeiterbewegung, Arbeitervereine und also auch Arbeiterzeitungen hervor. Die Buchdrucker, diese geistige Elite unter den Arbeitern, liessen zu allererst, als ein Organ des Fortbildungsvereins, den »Vorwärts« erscheinen, im folgenden Jahre (1868) entstanden »Der Pionnier. Zeitschrift für Arbeiter-Interessen«, »Selbsthilfe. Oesterreichische Arbeiterzeitung« und »Illustrirtes Arbeitermuseum«, eine Wochenschrift. Alle diese in Wien erschienenen Vertreter des vierten Standes vertraten das Programm der Selbsthilfe, im Sinne von Schulze-Delitzsch, verbreiteten des berühmten Anwalts der Arbeiter Lehren über Vorschusscassen und Versicherungs-Laden; sie verloren aber bald an Boden, als der Tischlergehilfe Hartung und sein Freund und Inspirator Heinrich Oberwinder nach Wien kamen und hier 1868 und 1869 im Arbeiter-Bildungsverein und auf Volksversammlungen die Lehren Lassalle's mit Feuereifer predigten, die Reform auf dem Wege der Selbsthilfe verwarfen, die Staatshilfe auf socialem und vor Allem die Einführung des allgemeinen Stimmrechts auf politischem Gebiete forderten. Die socialdemokratische Richtung Lassalle's kam in Wien zur ausschliesslichen Geltung unter den Arbeitern und alle Arbeiterorgane, welche seit 1870 erschienen, gehörten ihr an, so »Volkswille«, »Die freie Volksstimme«, »Socialpolitische Blätter«. Die Wiener Arbeiterblätter

hatten bei den geringen Mitteln, welche ihnen zur Verfügung standen, ausserdem noch eine ihre Verbreitung vollständig unterbindende Concurrenz an den in den Fabriksstädten (Neustadt, Brünn, Reichenberg) erschienenen Journalen gleicher Tendenz und nur zu bald trat auch hier allen internationalen Programmen und aller noch so lauten Verdammung der Nationalitätenpolitik zu Trotze, durch das Entstehen der slavischen und italienischen Arbeiterorgane, die sprachliche Differenziirung ein. — Von 30 im Jahre 1868 in Oesterreich aufgetauchten Blättern dieser Richtung mussten 20 wegen Mangels an Mitteln und Theilnahme wieder eingehen, im Jahre 1872 waren in ganz Cisleithanien nur mehr 10 übrig. Jener Zeit erschien der »Volkswille« zweimal die Woche, 1874 verwandelte er sich in die Wochenschrift »Die Zeit« und auch ihre Zeit war bald abgelaufen. Die Arbeiter wurden führerlos und um so leichter wurde im folgenden Jahrzehnt die Verführung durch Anarchisten, unter denen Kammerer, Stellmacher, Peukert die Oeffentlichkeit in der traurigsten Weise beschäftigt haben.

In diesem Zeitraume vermehrten sich auch die humoristisch-satyrischen Blätter, von den Wienern »Witzblätter« genannt. Ihr Ahnherr, ein eigentlich satyrisches und politisches Blatt, 1857 entstanden, von Karl Sitter begründet, von vielen tüchtigen Schriftstellern unterstützt, von Waldheim vortrefflich ausgestattet, mitunter von Zeichnern ersten Ranges (Maler Leopold Müller) illustrirt, »Figaro« hat lange Zeit allein gestanden; es gesellten sich Blätter anderer Art, wie: O. F. Berg's »Kikeriki« und von 1870 an trat eine ganze Reihe von Blättern im Genre vom »Journal amusant« hinzu, »Floh« (20. Jahrg.), »Bombe« (18. Jahrg.), »Humoristische Blätter« (16. Jahrg.).

X.

Der wirthschaftliche Umschwung und die Neugestaltung Oesterreichs in den sechziger Jahren hatte auch eine ausgedehnte Pflege der wirthschaftlichen Interessen in den Zeitungen zur Folge. Dies brachte denselben grosse materielle Vortheile und die Folge davon war, dass sich an die Tagespresse eine parasitäre Fachpresse ansetzte und jetzt »Volkswirthschaftliche Organe« erschienen, die, ohne dem Leser politische Nachrichten, leitende Artikel, Feuilletons, Kunstberichte und was sonst Alles den reichen und kostspieligen Inhalt der Journale ausmacht, zu bieten, lediglich von dem »volkswirthschaftlichen Aufschwung«, von Finanzunternehmungen und

Industrie, von Eisenbahnen, Banken und Versicherungsgesellschaften profitiren und bezahlt sein wollten. Sie förderten Ueberspeculation und Gründerschwindel, erregten die allgemeine Spielwuth und ihre sogenannten Redacteure, Menschen von allerlei Beruf, ohne journalistische Bildung und Vergangenheit, gaben »volkswirthschaftliche« Blätter heraus, mit einigen Notizen, die nur den Vorwand abgaben für Aufnahme von Inseraten und den Anspruch auf Gewinnstbetheiligungen. Im Jahre 1862 gab es in ganz Oesterreich nur 12 Journale für Volkswirthschaft, darunter die mit 1849 beginnende »Austria« und andere ernste Unternehmungen, 1866 war ihre Zahl erst 18, im Jahre 1869 stieg sie auf 42, 1871 auf 69, 1872 auf 91 und 1873 auf 92. Die Erpressungen dieser Sorte von Presse, die ihre Vehme mit einer Schamlosigkeit sondergleichen betrieb, ist durch die Verhandlungen der Gerichte, durch Darstellungen aller Art genügend als Scandal- und Revolverpresse gebrandmarkt und die Wiener Presse hat selbst dafür gesorgt, dass dieser Auswuchs an ihrem Leibe als solcher erkannt werde. (Man lese beispielsweise von der »Neuen Freien Presse« die Nummern von 3001 bis 3248.) Von jenen 92 pseudovolkswirthschaftlichen Blättern entfielen nicht weniger als 70 auf Wien. Bezeichnend, dass von einem grossen Theile • dieser Blätter nach Eintritt des »Krach« die Höhe einer wirklichen Auflage gar nicht bestimmt werden konnte, während von anderen Blättern eine lächerlich geringe Auflage constatirt wurde. Seltsam contrastirt mit diesem Umstande der pomphafte Titel oder Subtitel, den sich diese sonderbaren literarischen Producte beilegten. Die wirthschaftliche Katastrophe des Jahres 1873 hat doch das eine Gute gehabt, dass jene Schmarotzerpflanze der Presse, welche den Ruf der Presse so arg geschädigt hat, sofort ausgerottet erschien. Der »grosse Krach« hat Alles vernichtet, was zur Afterpresse gehörte und mit elementarer Gewalt Alles zerstört, was nicht lebensfähig war und dem literarischen Bedürfnisse des Volkes nicht diente. Nicht weniger als 250 Zeitungen und Zeitschriften, d. i. nahezu 24% aller im Laufe dieses Jahres in Cisleithanien erschienenen (866) Blätter fielen den Wirkungen des Zusammenbruches vom 9. Mai zum Opfer, doch die Trümmer begruben nur das Lebensunfähige und Unwürdige.

Die Zeit des wirthschaftlichen Niederganges, welche der Katastrophe des Weltausstellungsjahres folgte, die Periode von 1874 bis 1879, ist auch, wie begreiflich, nicht ohne schwere Schädigung für das Wiener Zeitungswesen geblieben. Wenn Handel und Gewerbe

darniederliegen, Krisen in allen Erwerbszweigen eintreten, die grossen lucrativen Anzeigen der Bankinstitute verschwinden, Abonnement und Inserat geringere Erträgnisse aufweisen, dann ist auch die Zeitung, deren Herstellung so grosse Summen verlangt, im Argen. Das Jahr 1874 brachte denn doch eine Massregel, welche den Zeitungen einige Erleichterung brachte und ihre Bedeutung für das Verkehrsleben wesentlich erhöhte — die Aufhebung der Inseraten-Steuer.

Neben dem politischen Inhalt, den Nachrichten aus dem In- und Auslande, den Berichten über Kunst und Theater und dem ökonomischen Theile ist ein Theil eines jeden Blattes den Anzeigen gewidmet. Seitdem das Monopol der amtlichen Zeitung für Anzeigen gefallen war, boten die Zeitungen in Wien, wie das auch in anderen Städten überall der Fall gewesen, der Geschäftswelt ihren Raum zur Insertion. Nur schüchtern machte diese von der Anzeige in der Oeffentlichkeit Gebrauch, alte, eingewurzelte Vorurtheile mussten erst besiegt werden. Zunächst waren es Industrielle, welche den Vortheil des Inserirens erkannten. Diejenigen Inserenten, welche systematisch und beharrlich ihr Inserat wiederholten, haben reichen Nutzen davongetragen. Wer erinnert sich nicht an die ständigen Inserate, in welchen Goldberger's elektro-magnetische Ketten, die Revalenta arabica, Hoff's Malzextract, Rothberger's Kleider und Ditmar's Moderateur-Lampen, Hahn's Schuhwaaren, Kwizda's Fluid und Sothen's Lose und Promessen dem Publicum empfohlen wurden? Daneben fanden sich gut bezahlte Anzeigen der grossen Geldinstitute. Andere Anzeigen waren selten, jede Anzeige erschien selbständig; das kleine Inserat, welches in Deutschland die kleinsten Localblätter in vielen, vielen Spalten füllt, fehlte in Oesterreich. Es konnte sich auch nicht entwickeln, da, wie an früherer Stelle schon erwähnt, mit Patent vom 6. September 1850 für jedes einzelne Inserat eine Abgabe von 10 kr. C.-M. entrichtet werden musste; diese Gebühr wurde 1857 auf 15 kr. C.-M. und am 20. Juli 1858 auf 30 kr. ö. W. erhöht. Da solche Gebühr für jegliche Annonce galt, so ist es begreiflich, dass die Inserate sich nur spärlich fanden, dass der Hilfesuchende, der Stellensucher, der kleine Geschäftsmann, der Miether und Vermiether, der Verlust-Anzeiger von der Oeffentlichkeit keinen Gebrauch machen konnte. Der innerstädtische Verkehr war unterbunden, den Zeitungen eine Einnahmsquelle verstopft. Diese Inseratengebühr war aber dadurch noch mehr lästig, dass die Finanzverwaltung, ohne darauf zu achten, ob die Ankündi-

gungen solche zu privatem Zwecke und Vortheil oder zum Zwecke der Information der Lesewelt seien, Alles ohne Ausnahme besteuerte, so dass einzelne Mittheilungen, wie z. B. die Theaterzettel mit dem Personenverzeichniss, Auszüge aus dem Amtsblatt, Firmaprotokollirungen, Eisenbahn-Fahrordnungen u. a. der Gebührenbemessung unterzogen wurden. Die Zeitungen hatten auf diese Weise unausgesetzte Reibungen mit dem Fiscus und es ward als eine Wohlthat empfunden, als mit 1. Juli 1874 die Inseratensteuer aufgehoben wurde.

Seit dieser Zeit hat sich der Verkehr lebhafter gestaltet, die vielen Agenten, Zubringer, Vermittler und Bureaux fragwürdigen Charakters traten zurück vor dem directen Verkehr der Parteien durch die Zeitung. Die grossen wie die kleinen Blätter haben seither ihre »Kleinen Anzeigen«, die mit und ohne Adresse erscheinen. In den Ankündigungs-Bureaux wird unentgeltlich mündlich oder brieflich Auskunft ertheilt; Briefe werden übernommen und ausgefolgt (Chiffrebriefe gegen Inseratenschein). Von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends wird dem Publicum Auskunft gegeben, auf Wunsch werden Inserate verfasst. Der »Kleine Anzeiger« ist eigentlich vom »Neuen Wiener Tagblatt« zuerst practicirt worden, er hat sich selbst in diesem Blatte aus bescheidenen Anfängen zu einer ungewöhnlichen Bedeutung für den localen Geschäftsverkehr herausgebildet. Diese Art des Annoncirens hat überhaupt eine grosse Verbreitung angenommen, dem genannten Blatte hat der »Kleine Anzeiger« zu einer Singularität verholfen. Im Ankündigungstheile sind täglich viele hunderte kleiner Anzeigen enthalten, man zählt von 800—1500, ja an einzelnen Sonntagen bis 1800 Ankündigungen. In seinen Rubriken: »Allgemeiner Verkehr«, »Dienst und Arbeit«, »Offene Stellen«, »Stellengesuche«, »Häuser und Geschäfte«, »Wohnungs-Anzeigen«, »Vermischte Anzeigen« und »Correspondenz« spiegelt sich das Wiener Leben wieder. In dem Brief-Bureau des »Kleinen Anzeigers« in der Administration des genannten Blattes in der Schulerstrasse, dieser Zeitungsstrasse Wiens, wo ein Zeitungs-Administrations-, ein Zeitungs-Expeditions-Bureau neben dem andern zu finden ist, könnte man glauben, in einem Postamte zu sein. Hier laufen täglich 1200 bis 1500 Briefe ein und dem entsprechend ist der Parteienverkehr. In den ersten Vormittagsstunden ist das Auskunfts-Bureau von der andrängenden Menge völlig besetzt. Wen sein Weg um diese Zeit durch die Schulerstrasse führt, dem bietet sich ein sehenswerthes Schauspiel. Da drängen sich vor den Laden-

thüren des Expeditions-Bureaus, allwo jene Blätter aus dem »Kleinen Anzeiger«, in welchen »Offene Stellen« ausgeschrieben stehen, angeheftet sind, die Stellenlosen und Bedürftigen, notiren eifrig Adressen und richten danach tagsüber ihre Wege ein, um des andern Tages wieder vor der Ladenthüre den »Kleinen Anzeiger« zu studiren. Dieser »Kleine Anzeiger« enthielt im Jahre 1887 mitunter 9 oder 10, häufiger 12, zuweilen auch 15 eng gedruckte Seiten! Der innerstädtische Verkehr, insbesondere der Mobilienverkehr, hat durch das wohlfeile Annoncenwesen eine ganz ausserordentliche Steigerung erfahren, die geschäftlichen Beziehungen der städtischen zehn Bezirke mit den Vororten, die in früher Morgenstunde die Wiener Blätter erhalten, haben sich vervielfacht und zum Vortheile beider Theile hat das Ineinanderleben im Geschäftsverkehre sie jetzt fast als einen Körper erscheinen lassen.

Einmal bei den singulären Erscheinungen der Wiener Presse angelangt und von den Volksblättern sprechend, ist es angezeigt, an dieser Stelle von einer Zeitung zu sprechen, die einen Typus unter den täglich erscheinenden periodischen Druckschriften bildet. Es ist das »Illustrirte Wiener Extrablatt«, im Jahre 1872 gegründet von dem Volksschriftsteller O. F. Berg und F. J. Singer. Ein täglich erscheinendes illustrirtes Journal ist überhaupt eine Erscheinung, der wir in Oesterreich und in Deutschland zum ersten Male begegnen. Die ersten Herausgeber befriedigten die Sensationslust der Menge ohne alle Rücksicht auf guten Geschmack und bessere Sitte; die Helden der Illustration waren meist vielberufene Verbrecher. Im Uebrigen gab das Blatt schlecht und recht ein Localblatt ab. In der Folge hat das Unternehmen seinen Charakter geändert und damit einen kaum geahnten Aufschwung genommen, den es vornehmlich seinen Illustrationen verdankt, die es aus der localen und der Weltchronik nimmt. Es folgt allen Ereignissen im Staats- und Gesellschaftsleben mit seinen Zeichnungen auf dem Fusse nach, vergegenwärtigt uns Persönlichkeiten, Scenerien, denkwürdige Oertlichkeiten der alten Zeit, Monumentalbauten der Neuzeit. Es beschäftigt fünf Zeichner, die eine Fertigkeit mit der Feder besitzen, die man künstlerisch nennen muss, so dass man ihnen nur ein besseres Material und einen weniger vergänglichen Stoff als Zeitungspapier wünschen möchte. Ein eigenes chemigraphisches Atelier und ein der Vollkommenheit nahegebrachter Stereotypirapparat ermöglichen es, dem Tage mit dem Zeichenstifte prompt zu folgen. Das »Extrablatt« ist in der Regel in der Lage, Porträts von Persönlich-

keiten, die eben im Vordergrunde der Tagesgeschichte stehen oder mit Tod abgegangen sind, fast gleichzeitig mit der sie betreffenden Zeitungsmeldung zu veröffentlichen. Bei besonderen Anlässen, wie beim Ringtheaterbrande, beim Tode Kaiser Wilhelm's I., bei der Exhumirung und Wiederbestattung der sterblichen Reste Schubert's und Beethoven's, bei der Enthüllung des Maria Theresien-Denkmales, bei der Eröffnung des neuen Burgtheaters erschien das Blatt im Umfange der grössten illustrirten Wochenschriften mit 50 bis 70 Illustrationen nebst dazugehörigem Texte. Zu Weihnachten bietet die Ausgabe, abgesehen von der Illustration des Hauptblattes, ein Gratis-Bilderbuch für Kinder, das 80—100 Darstellungen enthält. Und Alles zum Preise von 4 Kreuzern! — Die Clichés des Extrablattes werden nicht blos von ausländischen illustrirten Zeitschriften aufgekauft; es ist bezeichnend für den bleibenden Werth dieser Illustrationen, dass sie nicht blos in der städtischen Bibliothek und von Freunden der Wiener Localgeschichte gesammelt werden, sondern dass auch der Wiener Alterthumsverein für seine Publicationen die betreffenden Clichés des »Extrablatt« erbeten und benützt hat. Unstreitig nur diesen Illustrationen verdankt das »Extrablatt« seinen Erfolg einer täglichen Auflage von 50.000 Exemplaren, die sich an Sonntagen auf 80.000 und darüber gesteigert hat. Wir haben also darin zugleich das verbreitetste Journal Wiens und wohl auch ganz Oesterreichs zu erblicken. Zur Bewältigung so grosser technischer Leistungen stehen dem »Illustrirten Wiener Extrablatt« vier grosse Rotationsmaschinen zur Verfügung, deren jede den Druck von 12.000 completen Exemplaren in einer Stunde liefert.

XI.

Das Jahr 1880 bezeichnet den Beginn einer völligen Umwälzung in dem Nachrichtendienste der Wiener Presse, dadurch, dass an Stelle des brieflichen, fast durchaus die telegraphische Berichterstattung getreten ist. Zum Theile hängt diese Veränderung mit dem Auftreten einer neuen Zeitung, der »Wiener Allgemeinen Zeitung« (charakteristisch durch ein dreimaliges Erscheinen im Tage) und mit persönlichen Veränderungen in der Leitung einzelner Journale zusammen (wie beispielsweise bei der »Neuen Freien Presse«), mit dem Auftreten jüngerer leitender Kräfte, welche die Correspondenz nach dem Muster englischer und amerikanischer Zeitungen einrichteten. Bis dahin beschränkte man sich auf den Abdruck brieflicher Correspondenz-Artikel; nunmehr wurde das

Hauptgeschäft der Correspondenten, alle wissenswerthen Ereignisse telegraphisch zu berichten. Die »Neue Freie Presse« z. B.*) unterhält ständige, d. h. ausschliesslich in ihrem Dienste stehende Correspondenten in allen europäischen Hauptstädten und selbstverständlich in allen Provinzialstädten von Bedeutung, welche das Blatt in den Stand setzen, über alle Vorfälle von Wichtigkeit gleichzeitig mit den an Ort und Stelle erscheinenden Blättern und nicht selten ausführlicher und genauer zu berichten. Der stärkste telegraphische Verkehr besteht mit Berlin, Paris und London, im Inlande mit Pest. Aus diesen Städten bringt das genannte Journal fortlaufende und erschöpfende telegraphische Berichte über die Kammerverhandlungen, welche ein bis in die Details vollständiges Bild, nicht etwa blos ein Resumé derselben geben. Depeschen, welche den Raum von drei bis vier Spalten einnehmen, sind neuerer Zeit nichts Seltenes. Die grosse berühmte Rede Bismarck's vom 6. Februar 1888 war in den Wiener Blättern, selbst in den Volksblättern in grosser Ausführlichkeit telegraphisch wiedergegeben; in der »Neuen Freien Presse« füllte der telegraphische Bericht von über 7000 Worten nicht weniger als 7½ Spalten und die Wiener Leser waren in der Lage, diese Rede am nächsten Morgen gleichzeitig mit den Berlinern, ja in ausführlicherer Wiedergabe, als in manchen im Raum beschränkteren Berliner Blättern, kennen zu lernen. Viele Deutsche in Ungarn lernen die Verhandlungen des ungarischen Reichstages aus den erschöpfenden telegraphischen Berichten des Wiener Blattes kennen; die Leser in den österreichischen Kronländern erfahren die heimischen Vorgänge oft schneller und ausführlicher aus den Wiener, als aus ihren Provinzblättern. Der telegraphische Dienst erstreckt sich übrigens über ganz Europa. Die Wiener Blätter unterhalten ständige Correspondenten auch in Rom, Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, München, Hamburg, Breslau, Madrid, Brüssel, Belgrad, Sophia, Salonichi, nur mit dem Unterschiede, dass die Correspondenten nicht wie die in Paris und Berlin ausschliesslich nur einem Blatte dienen und täglich, sondern von Fall zu Fall und über wichtige Vorfälle berichten. Der officielle Telegraph, ehedem die fast ausschliessliche Quelle für Drahtnachrichten, ist dadurch in den meisten Fällen überholt und überhaupt in zweite Linie gerückt.

*) Wir wählen dieses Blatt als Typus und weil uns dessen Organisation vertraut ist. Der Leser wird leicht im Stande sein, von diesem Beispiele auf die gesammte Presse zu schliessen.

Die weltbewegende Erfindung der Telegraphie ist von der Presse erst spät dienstbar gemacht worden. Bis 1848 gibt es in einer Zeitung kein Telegramm, der Telegraph durfte nur Staatszwecken dienen. Es dauerte ja mehrere Tage, bis die Nachricht vom Ausbruche der Märzrevolution in andere Städte gelangte. Die telegraphischen Verbindungen datiren von 1850. Handel und Börse gaben den Antrieb zur allgemeinen Benützung. Ein Privattelegramm finden wir auch in den fünfziger Jahren in keinem politischen Blatte. Der Redacteur suchte durch Verkehr mit Privatpersonen Nachrichten und Depeschen mitgetheilt zu erhalten. Er machte zu dem Zwecke seinen Spaziergang oder einen Besuch im Daum'schen Kaffeehause auf dem Kohlmarkt, oder fand sich auf der Börse oder Abends im kaufmännischen Vereine in der Bräunerstrasse ein, um durch die Gefälligkeit der Grosshändler und Banquiers in den Besitz von telegraphischen Nachrichten zu gelangen. Im Uebrigen war Zeitung und Lesepublicum auf die Telegramme angewiesen, welche aus dem officiellen Correspondenzbureau kamen, das die österreichische Regierung in den fünfziger Jahren errichtet hat und welches den Wiener Zeitungen täglich eine kleine Blumenlese aus den bei ihr eingelaufenen Telegrammen mittheilte. So hatte die Regierung zugleich eine telegraphische Censur in der Hand. Anfangs 1863 unternahm es die Scharf'sche Correspondenz, die österreichischen Zeitungen mit Telegrammen zu versorgen und die Telegramme wurden zahlreicher. Auch dadurch, dass Wolff (Berlin), Reuter (London), Havas (Paris) diese drei Anstalten miteinander und mit dem Wiener Bureau in Verbindung traten und Telegramme tauschten, wurden auch die Wiener telegraphischen Nachrichten reichhaltiger. Zunächst hinderte die Kostspieligkeit der Telegramme lange Zeit die Verleger der Zeitungen, Specialtelegramme einzuführen. Ein Telegramm von 25 Worten auf 10 Meilen kostete 1 fl. Conventionsmünze = 105 kr., für 50 bis 100 Worte wurde das Dreifache bezahlt, mit zunehmender Entfernung steigerten sich die Kosten des Telegramms mit derselben Wortzahl bis zum achtfachen Betrage. So unterblieben Telegramme. Dagegen heute! Ein einziges Telegramm, die Bismarck'sche Rede vom 6. Februar 1888, kostete der »Neuen Freien Presse« 360 fl. Im Jahre 1887 kosteten dem genannten Journale die Telegramme eine Summe von 79.313 fl. Welche Ausdehnung die telegraphische Berichterstattung genommen, mag man aus folgenden Zahlen entnehmen: Im Jahre 1864 kosteten die Telegramme der »Neuen Freien Presse« in den vier Monaten September bis December fl. 416·28

und im Jahre 1873 die Summe von fl. 18.013·63 und damit vergleiche man die Summe von 1887 von fast fl. 80.000. Das Miethen von Drahtleitungen für Stunden und Halbtage ist heute nichts Seltenes mehr.

Diese telegraphische Berichterstattung hat denn auch die ganze redactionelle Arbeit verändert. Man hat nicht blos in der Stereotypie und im Maschinenraum, sondern auch in der Redaction die Nacht zum Tage gemacht, die ganze Nacht hindurch kommen die Telegraphenboten mit den stückweise aufgenommenen Depeschen, die ausländischen Correspondenten senden unablässig ihre Berichte. Man liest den Kammerbericht aus dem Palais Bourbon des Morgens in Wien wie in Paris. Der Leitartikel, der sich auf solche Nachrichten stützt, wird in der Nacht geschrieben und Alles, was bis 1 Uhr Morgens in Wien geschieht, in Versammlungen, Nachtsitzungen, auf Banketten, auf Brandplätzen u. s. w., findet noch seinen Weg in das Morgenblatt. Der Nachrichten-Dienst ist heutzutage derart eingerichtet, dass er auch von dem englischen und amerikanischen an Raschheit und Vollständigkeit kaum übertroffen wird. Der »Specialbericht« fehlt heute in keinem Blatte, die Wiener Reporter findet man bei Kaiser-Entrevuen und Manövern, wie bei volksthümlichen Sänger- und Turnerfesten, auf Parteitagen, bei Unfällen, wie bei fröhlichen Festen, allüberall, im In- und Auslande, unausgesetzt bemüht, das Bedürfniss der Leser zu befriedigen. Ihre Feinfühligkeit für Tagesfragen und jeweilige Stimmungen verlässt sie nicht, mit Selbstverleugnung drängen sie sich vor, befragen unermüdlich Hoch und Niedrig, fixiren mit Schnelligkeit Thatsachen und Worte und stürmen die Telegraphenbureaux, um zur bestimmten Stunde ihre Berichte dem elektrischen Draht zu übergeben.

Einen grossen Fortschritt konnte der Vertrieb der Zeitungen erst aufweisen mit dem Ausbau unseres Eisenbahnnetzes. Die Presse konnte sich am Anfang der hier zu behandelnden Periode nur der Nordbahn bedienen, in der Mitte der fünfziger Jahre erst kamen Südbahn und Staatsbahn hinzu, nach dem italienischen Kriege erst die Westbahn, die anderen Bahnlinien sind ja erst nach 1866 ausgebaut worden. Die Postzüge allein nahmen Zeitungen mit, erst die Einrichtung der Schnellzüge brachte es mit sich, dass Zeitungen rascher an ihr Ziel befördert wurden. Früher hat die k. k. Postanstalt die Abonnements auch für's Inland übernommen und wie noch derzeit für das Ausland gegen eine billige, für je 100 Stück zu entrichtende Versendungsgebühr franco versendet. Mit der Einführung der Zeitungsmarken (1. Jänner 1851) zu fl. 1 Conventions-

münze per 100 Stück ist eine bedeutende Erhöhung der Postgebühren eingetreten. Die Regierung hat aber unbewusst dem Zeitungsvertrieb dadurch einen bedeutenden Vorschub geleistet, denn die Zeitungsunternehmungen konnten von nun an die Bedienung ihrer auswärtigen Abonnenten selbständig in die Hand nehmen. Die grösseren Zeitungen richteten selbständige Postcartirungs-Bureaux und einen directen Postdienst mit den Postambulancen der allmälig hinzugewachsenen Eisenbahnen nach einem von dem Zeitungs-Administrator Alexander Zeiss eingeführten Cartirungssystem ein. Hierdurch ist es möglich geworden, in Verbindung mit den neu erfundenen Druckmaschinen, den Beginn des Druckes immer mehr hinauszuschieben, so dass heute 30—40.000 Exemplare in ein bis zwei Stunden nicht nur gedruckt, sondern auch adressirt und mit eigenen Wagen an die verschiedenen Wiener Bahnhöfe zu den Postambulancen rechtzeitig befördert werden. Man muss einer solchen Postexpedition in einem Expeditions-Bureau eines Wiener Journals beigewohnt haben, um eine Vorstellung von der rastlosen Emsigkeit, der beispiellosen Schnelligkeit zu bekommen, mit welcher da gearbeitet, wie jeder Handgriff berechnet, jede Secunde ausgenützt ist, damit kein Eisenbahnzug versäumt und der Leser zur gewohnten Stunde in den Besitz seiner Zeitung gesetzt werde.

In den fünfziger Jahren erhielt ein Abonnent in Prag seine Wiener Zeitung um 11 Uhr Vormittags am zweiten Tage, am Ende der sechziger Jahre um 9 Uhr Morgens des zweiten Tages — nur Redactionen wurden die Zeitungen, die um 10 Uhr Nachts einlangten, noch ausgefolgt — jetzt erhält der Prager Abonnent das Wiener Blatt Nachmittags zwischen 4 bis 5 Uhr, der Grazer und Brünner dasselbe um 1 Uhr Mittags desselben Tages — Dank den Schnellzügen. Die Kürzung der Entfernung auszunützen, konnte man nicht verfehlen und seit 1883 wurde auf allen Bahnhöfen der österreichisch-ungarischen Monarchie und in allen grösseren Orten Verschleisser aufgestellt, bei welchen man Wiener Blätter und einzelne Nummern kaufen kann. Durch diese Verschleisser, welche die einzelnen Züge auf dem Bahnhofe erwarten und sofort nach dem Eintreffen derselben mit der Vertheilung und dem Verschleiss der Zeitungen beginnen, während das Postamt hierzu oft zwei bis drei Stunden benöthigt, kann der Abonnent fast unmittelbar nach Einlangen des Zuges im Besitze des Blattes sein, eine weitere Zeitersparniss und Kürzung der Entfernung. Diese Einrichtung wurde, soweit es die hohen Portospesen zuliessen, auch auf das Ausland ausgedehnt.

Allerdings hat dadurch das zärtliche Verhältniss des »alten, treuen Abonnenten« zum Blatte aufgehört. Die Wiener Blätter kennen heute ihre Abnehmer eben so wenig, wie die englischen Journale die ihrigen.

Mit der Verbreitung der Zeitungen in Wien hat das Postamt nichts zu thun, dort kann man den Massstab für Verbreitung und Wirksamkeit der Presse in Wien nicht suchen, wohl aber für ihre Wirkung in die Ferne und da wird man gleichzeitig eine genaue Vorstellung von dem rapiden Wachsthume der Wiener Presse erhalten. Man beachte nachfolgende Tabelle:

Es wurden beim Wiener Postamte aufgegeben:

1848 . . .	3,578.579 Exemplare Zeitungen
1858 . . .	14,362.780
1868 . . .	20,543.662
1878 . . .	35,998.100
1887 . . .	50,950.787

Im Jahre 1861 zu Beginn der Verfassungsepoche betrug die Zahl sämmtlicher in ganz Oesterreich abgestempelter Zeitungen (50,422.558) nicht so viel als die der beim Wiener Postamte im Jahre 1887 aufgegebenen. Im Jahre 1870 betrug die Zahl der durch alle Postämter von ganz Oesterreich zusammen beförderten Exemplare etwas über 45 Millionen, also um fünf Millionen weniger als im Jahre 1887 das Wiener Postamt allein befördert! In solchen Proportionen vollzieht sich das Wachsthum der Wiener Presse.

Anfänglich boten die grossen Journale nur acht Seiten, später neun Seiten Text und drei Seiten Ankündigungen, jetzt zählen wir 22 Seiten Text, sechs Seiten Ankündigungen und zu Zeiten zwei bis drei Inseratbeilagen. Die Volksblätter enthalten an gewöhnlichen Sonntagen 35—36 Seiten. Welche Papiermasse für vier und fünf Kreuzer!

XII.

Die Herstellung solcher Zeitungen in so unglaublicher Schnelligkeit, von riesenhaftem Umfange setzt ein sehr ausgebildetes Druckereiwesen, ausgebildete, intelligente, fleissige Arbeiter voraus und solche sind ohne besonders gute Löhne nicht denkbar. Das Jahr 1848 brachte den ersten allgemeinen Tarif. Der Preis des Tausends Buchstaben war für die Zeitungssetzer mit 8 Kreuzern C.-M. festgestellt. Bei der Umwandlung des Münzfusses, 1858, stellte sich der Tausendpreis auf 15¾ Kreuzer. So viel wurde auch noch 1864 gezahlt. Die

Gehilfen suchten jedoch stetig durch Verhandlung mit den Principalen ihre Lage zu verbessern; im Jahre 1868 wurde der Tarif, im September desselben Jahres auf 19 Kreuzer erhöht. Weiteren Erhöhungen setzten die Zeitungsverleger Widerstand entgegen und so brach am 19. Februar 1870, in sehr bewegter Zeit, der Strike aus, der fünf Wochen währte und mit der Annahme des von den Principalen entworfenen Tarifs endete. Im Jahre 1872 wurde das System der n-Berechnung fallen gelassen, die Alphabet-Berechnung eingeführt. Für das Tausend Buchstaben wurde jetzt 23 Kreuzer bezahlt. Der Tarif erhöhte sich vor der Weltausstellung auf 27 Kreuzer, ging nach dem »Krach« auf 25 zurück, um sich als Tausendpreis wieder auf 27 zu erhöhen, als welcher er noch heute bei Zeitungen in allgemeiner Wirksamkeit steht. Ein Vergleich ergibt, dass im Anfang der Epoche der Verdienst eines Zeitungssetzers zwischen 7 und 9 Gulden schwankte, während jetzt der Verdienst im Durchschnitt 26 Gulden, bei Correctoren und Metteurs bis 40 Gulden beträgt.

Für die Unterstützung der Angehörigen des Druckereigewerbes war 1848 nur wenig gesorgt: es bestand nur der von Franz Schwarz 1842 gegründete »Verein zur Unterstützung erkrankter Buchdrucker und Schriftgiesser«. Der kranke Setzer bezog im Falle der Noth 2 fl. 20 kr. C.-M. Derzeit bestehen zwei Vereine, welchen 2400 Gehilfen als Mitglieder angehören. Diese erhalten Unterstützungen in Krankheits- und Invaliditätsfällen, mit ihrer Lade sind auch Witwen- und Waisencassen in Verbindung. Ausserdem besteht seit einem Jahre die Gremial-Krankencasse, welcher jeder Gehilfe und Hilfsarbeiter angehören muss. Sie bezahlt bei einem Mitgliederstande von 3400 Personen in der I. Classe einen wöchentlichen Beitrag von 7 Gulden, in der II. Classe von 4 Gulden 20 Kreuzer. Daneben haben die grossen Zeitungs-Officinen Hauscassen, welche noch eine grössere Unterstützung als die allgemeine leisten. Die Zeitungsunternehmungen haben in dem Zeitraume von 40 Jahren auch die Hygiene in den Arbeitsräumen sehr wohl beachtet. In vielen Druckereien — einstmals glichen sie Erdhöhlen, in welchen das Verweilen, wegen der von Bleidünsten geschwängerten heissen Luft, fast unerträglich und jedenfalls sehr gesundheitsschädlich war — ist reichlich Raum, Licht und Luft vorhanden. — Der Setzersaal der »Neuen Freien Presse« hat eine Höhe von 4 Metern. — Das elektrische Licht lässt die Arbeit, die sich oft bis 3 Uhr Morgens hinzieht, jetzt viel leichter erscheinen und die Arbeitskraft hat sich fast um 10% erhöht.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen volkswirthschaftlichen Gelehrten, nachzuweisen, wie viele Tausende und aber Tausende in Wien allein durch die Presse mittelbar und unmittelbar, ihren Lebensunterhalt finden. Man rechne nicht allein die 426 Zeitungs-Herausgeber, die für Tausende zu Nährvätern werden und nicht verdienen, als »Ausbeuter« auf den Pranger gestellt zu werden, man rechne hinzu die Journalisten, Verwaltungsbeamten, Expeditoren, Setzer, technische Arbeiter, sonstige Gehilfen, Diener, dann nicht blos die 600 concessionirten Zeitungsverschleisser, sondern die Colporteure, die selbst eine nach Hunderten zählende Menge von Läufern und Austrägern beiderlei Geschlechts aussenden, man rechne all' die vielen Hilfsgewerbe und auch die Arbeiter in den grossen Papierfabriken, die den Zeitungen das Rohmaterial liefern, hinzu und man wird staunen über die nach vielen Tausenden zählende Armee von Menschen, die Alle, Alle von den Zeitungen leben. Ein Volksblatt berechnet, dass rund 2000 Menschen in Wien ihren Lebensunterhalt von dieser Zeitung haben, ein anderes mit einer grossen Papierfabrik verbundenes gibt 400 Familien an, welche ihr Brod bei dem Unternehmen finden. Die »Neue Freie Presse« zählt blos an Redacteuren, Mitarbeitern und Correspondenten mehr als 600 Personen und zu diesen literarischen Arbeitern kommt nun das Heer der technischen Beamten und Arbeiter. Und zu diesen grossen materiellen Leistungen für die Mitbürger, rechne man einmal, was die Zeitungs-Industrie in Wien dem Staate leistet, die Steuerleistung! Man denke zuerst an den Stempel! (Ihn konnten alle Petitionen an den Reichsrath, die nach Hunderten zählen, darunter eine von Dr. Granitsch meisterhaft concipirte der »Concordia«, nicht beseitigen; der Antrag Dumba's auf die Reduction auf die Hälfte im Jahre 1873 hatte eine zustimmende Resolution, diese selbst aber keine Folge.) Alle Tage liefert das eine Journal 37.000 Kreuzer, ein anderes gar 50.000, ein anderes 70.000 ab und so im Verhältnisse alle Wiener Blätter. Im Budget-Ausschusse wird eine Million Gulden als das Erträgniss von Cisleithanien bezeichnet. Von dieser Million zahlen die Wiener Journale in einem Jahre zwischen fl. 800.000 und fl. 900.000 Stempelsteuer. Die »Neue Freie Presse« zahlte 1887 an Zeitungsstempel den Betrag von fl. 122.273. An Zeitungsmarken zahlte sie fl. 50.843·03, an Briefmarken für Kreuzbandversendung ins Ausland fl. 15.420. Die Telegramme kosteten bei fl. 80.000, während für sonstige Telegraphenkosten, Porto- und Redactions-Correspondenz fl. 7507 auflaufen, man nehme noch die Steuer von fl. 48.873 (incl.

der fl. 6000 für Angestellte) und das Gebühren-Aequivalent von fl. 694 für die Realität — und nenne uns in unserer schutzzöllnerischen und unausgesetzt an Staatshilfe appellirenden Zeit eine Industrie, welche solche Leistungen an den Staatsschatz aufweisen kann. Man vergesse nicht diese Summen, welche der Exemplification wegen von einem Journal genommen sind, zu multipliciren mit den Verhältnisszahlen der Steuern der anderen Wiener Blätter und es werden ganz ungeheure Summen zutage treten, die selbst im grossen Staatshaushalte sich bedeutsam geltend machen.

XIII.

Unsere Darstellung handelt nicht von Journalisten, sondern nur von Journalen, von der Presse im Allgemeinen, deshalb erwähnen wir nur der »Concordia« und ihres Pensions-Institutes, um daran die Thatsache zu knüpfen, dass die Wiener Presse, welche unausgesetzt für das Allgemeine wirkt, das öffentliche Interesse für alle Bedrängten anruft, selbst eine so grosse Last der Steuern trägt, der Oeffentlichkeit in keiner Weise ihre Bedrängten vorführt, niemals für die Nothleidenden ihres Standes das öffentliche Mitleid in Anspruch nimmt. Sie hat das Princip der Selbsthilfe durchgeführt in der »Concordia«, deren Name an die Schillerfeier des Jahres 1859 erinnert, zu welcher Zeit (concessionirt am 23. August 1859) der Verein von Journalisten und Schriftstellern ins Leben trat. Die vorbereitenden Arbeiten besorgte ein Comité (Bruno Bucher, Etienne, O. B. Friedmann, Hildebrand, Theod. Mannheimer, Schuselka und Wittelshöfer). Mit 75 Mitgliedern begann der Verein und mit einem Vermögen von fl. 3500. Im Jahre 1884 zählte er 300 Mitglieder und es gelang ihm in der Zwischenzeit, ein Pensions-Institut für Invalidität und Altersversorgung der Mitglieder, für Witwen und Waisen derselben zu gründen. Die »Concordia«, wiewohl sie nur geringe Hilfsquellen hat und im Uebrigen auf die Zinsen des Stammfonds und auf die Beiträge ihrer Mitglieder angewiesen ist, verausgabt jährlich fl. 9 bis 12.000 an Unterstützungen, Krankengeldern, Beerdigungskosten und Erziehungsbeiträgen, sie erleichtert jüngeren Mitgliedern durch Beisteuer den Beitritt zum Pensionsverein. Die »Concordia« allein hat bis zur Gegenwart fl. 181.173 verausgabt. Darin sind die Leistungen des Pensionsfonds nicht inbegriffen. Unter den Gönnern und Wohlthätern, welche der Verein »Concordia« aufweist, steht der Name des Kaisers Franz Joseph I. obenan. Der kaiserlichen Huld verdankt die »Concordia«, dass ihr ein Baugrund auf dem

Stadterweiterungsgebiete behufs Erbauung eines Zinshauses (Allerh. Entschliessung vom 5. März 1867) zum Preise von fl. 50 für die Quadratklafter, der Kaufschilling in zehn unverzinslichen Jahresraten zahlbar, überlassen wurde. Mit Ende des Jahres 1884 hatte der Vermögensstand des Pensionsvereins die Summe von einer Million Gulden erreicht. Die »Concordia« wurde Muster ähnlicher Vereine in Prag und Graz und auch des Vereines »Berliner Presse«.

Sprechen wir noch davon, wie die Presse jahraus jahrein nicht blos alle gemeinnützigen, sondern vor Allem die Zwecke der Wohlthätigkeit fördert, die Aufrufe aller Vereine dieser Art zur Kenntniss bringt, auf das Elend und die Armuth mit beweglichen Worten hinweist, zur Wohlthätigkeit auffordert, Sammlungen anregt und veranstaltet und die Verzeichnisse der Summen und die Namen der Wohlthäter in ihren Spalten veröffentlicht. Wollte man die Summen zählen, welche in den verflossenen 40 Jahren durch die Wiener Presse gesammelt wurden, es würde sich eine Millionenziffer darstellen. Heben wir nur aus der jüngsten Zeit, aus dem Jahre 1880, die Herausgabe des Festblattes »Vindobona« hervor, das mit seinen literarischen Beiträgen, Kunstblättern, kleinen Illustrationen und Autographen einen grossen Erfolg hatte. Die »Concordia« konnte dem Comité, für die durch Elementarunfälle in Niederösterreich, Mähren, Schlesien und Galizien Betroffenen die Summe von fl. 10.000, dem Bürgermeister von Wien die Summe von fl. 3000 zu verschiedenen humanen Zwecken, somit fl. 13.000 abliefern. Als im Jahre 1882 das Tiroler Pusterthal und das angrenzende Kärnten in Folge von Ueberschwemmungen so arg verwüstet waren, übersandte die »Concordia« den Restbetrag des Erträgnisses der »Vindobona« von fl. 457 sofort und dann als Resultat eines im Verein mit den Künstlern der Hoftheater und der Genossenschaft bildender Künstler veranstalteten Festes noch fl. 5000 an die Regierungsbehörden von Tirol und Kärnten. Für die Ueberschwemmten von Szegedin ging durch die »Neue Freie Presse« im Jahre 1879 der Betrag von ö. W. fl. 43.407 nebst 994 Mark und 700 Lire ein, im Verhältnisse brachten auch alle anderen Journale grosse Summen den Bedrängten zu. Im selben Jahre (1879) wurde vom »Neuen Wiener Tagblatt« (unter Leitung von M. Szeps) zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares eine Collecte zum Behufe der Auslösung der Pfänder der Aermsten veranstaltet und die Sammlung ergab die Summe von fl. 23.000. Laut Bericht des Hilfscomité's der Stadt Wien über die Spenden für die Hinterbliebenen der beim Ring-

theaterbrande (8. December 1881) Verunglückten sind bei den einzelnen Zeitungen folgende Beträge eingegangen:

Neue Freie Presse	fl.	197.362·41
(300 fl. Rente, 200 fl. Donau-Regulirungs-Lose, 100 Frcs.-Obligation, 1/5 1860er-Los)		
Neues Wiener Tagblatt . . .	»	14.709·—
Fremdenblatt	»	12.407·07
Wiener Allgemeine Zeitung . .	»	11.644·59
Illustrirtes Wiener Extrablatt .	»	11.373·73
Deutsche Zeitung	»	8.748·18
Wiener Zeitung		4.827·60
Presse	»	4.698·51
Vorstadt-Zeitung	»	1.906·59
Neuigkeits-Weltblatt	»	217·30
Hans Jörgl		102·—
Summe von .	fl.	267.995·98

Einem Redacteur der »Presse«, Johann Lichtenstadt, verdankt der Gedanke, arme Schulkinder während der rauhen Winterszeit zu beköstigen, seine Ausführung; 1887 wurden 2600 arme Schulkinder beköstigt.

XIV.

Je grösser Wien geworden, desto schwieriger gestaltet sich der Gedanken-Austausch und der geschäftliche Verkehr der Bürger dieser Riesenstadt. Die Zeitungen vermitteln ihn; Niemand bestreitet auch, dass sie die öffentliche Meinung Wiens vertreten; kein anderes Mittel gibt es, die letztere zu erforschen und wie Alles an Wien in diesen 40 Jahren gross geworden und ins Riesenhafte gewachsen, so ist es auch seine Presse, ja diese, wie man sieht, viel rascher und in viel grösseren Verhältnissen als vieles Andere. In Wien liest heutzutage Jedermann Zeitungen; es war bekanntlich nicht immer so und man muss sich dessen freuen, dass es jetzt so viel anders ist, als vor 40 Jahren. Dazu kommt noch, dass in Wien das halb orientalischen und halb italienischen Einflüssen entstammende Kaffeehausleben in hohem Grade blüht und im Café liest der Wiener nicht blos eine, sondern mehrere Wiener Blätter, denn dort liegen Zeitungen in Massen auf; an diese Lectüre knüpft sich das Gespräch mit Freunden, die anregende Discussion öffentlicher Angelegenheiten.

Auf ein Zeitungs-Exemplar im öffentlichen Locale kommen oft 100 Leser und so ist für Wiener Blätter nicht das Abonnement, nicht der Einzelverkauf der Beweis ihrer Verbreitung, ihres Einflusses und ihrer Popularität. In Rücksicht auf die Leser in öffentlichen Localen kann man getrost eine hundertfach grössere Verbreitung Wiener Blätter annehmen, als aus der Auflage ersichtlich ist. Was anderswo die Volksbibliotheken, Clubs, die Pfenniglesezimmer, Cabinets de lecture sind, ist in Wien das Kaffeehaus. Wer nun viel Zeitungen liest, der liest keine Bücher, er sei denn ein Gelehrter. So hört man sagen. Und es ist Thatsache, dass der Buchhandel klagt, es werden in Wien jetzt weniger Bücher gelesen, seitdem die Zeitungslectüre so sehr überhand genommen hat. Darauf ist zu erwidern, dass die geistige Production, die sonst Buchform angenommen, sich jetzt vielfach in die Form von Zeitungsartikeln kleidet, ohne deshalb weniger tief oder überhaupt geringer zu sein. Geist, Scharfsinn, Witz, Geschmack, Gewandtheit in der Darstellungsform, Lebendigkeit wird Niemand der Wiener Presse absprechen. Wohldurchdachte Aufsätze von Sachkenntniss sind in der Presse sehr häufig: Fachmänner sind es, die in einzelnen Fragen in der Wiener Presse das Wort ergreifen, eine willkommene Verstärkung für die täglich arbeitenden Kräfte, die mit der ganzen Macht ihres Talentes, mit der vollen Wärme des Herzens, noch dazu gedrängt von dem Zwange des Augenblickes, Tag für Tag ihr Lehramt üben und die Probleme der Gesetzgebung, Verwaltung, der Staatsfinanzen behandeln, oder sich über wichtige locale und communale Fragen erklärend verbreiten, stets bereit die Nationalinteressen zu wahren, die Bedürfnisse des Staates mit den Interessen des Volkes ins Gleichgewicht zu setzen, Volksrechte und Freiheit zu vertheidigen, die Vorgänge in der Aussenwelt zu erklären und das Verständniss für den Zusammenhang derselben zu wecken. Daran schliessen sich alle jene Schriftsteller, welche die Lehren der Wissenschaft und Kunst verbreiten, den Geschmack der Wiener zu läutern und veredeln suchen, aus dem Schatze ihres Wissens kleine Münze prägen und sie unter die Menge bringen. Ein Feuilleton, wie es die Wiener Blätter bringen, kann man nur als wahres Förderungsmittel von Bildung und Gesittung betrachten. Nach dem Urtheile aller Kenner findet sich hier das Beste zusammen, was die deutsche Prosa-Literatur der Gegenwart bietet. Und neben dieser eigenen Geistesproduction, in welcher so viele gediegene Aufsätze hervorleuchten, neben mancher leichten, lediglich der Unterhaltung dienenden Waare, werden in der Wiener Presse unzählige

Schriften über Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, ferner Denkwürdigkeiten ausgezogen, besprochen, empfohlen und verbreitet. Es ist nicht das geringste Verdienst der Presse, die Wissenschaften zu popularisiren.

Ueberblicken wir die Erscheinungen der Presse, so müssen wir zu der Ueberzeugung kommen, dass neben der Tagespresse alle Fächer, Berufszweige, Stände, Interessen, Innungen, Genossenschaften, Vereine nach Verständigung in journalistischer Form ringen, Organe speciellerer Standes-, Fach-, Berufs-Interessen hervorrufen. Daher die Legion in Wien erscheinender Fach-Organe. Und nun all' die Fachjournale, die Modejournale, Sportsblätter, die Blätter für Sammler und Züchter jeder Art u. s. w. Alles, Alles hat journalistische Vertretung, Alles hat die Form der Zeitung angenommen. Lassen wir zum Schlusse noch einmal die Ziffern sprechen. Nach dem statistischen Jahrbuche der Stadt Wien für 1886 (Wien 1888) war der Stand der periodischen Presse in Wien von 1882 bis 1886 folgender:

	1882	1883	1884	1885	1886
Politische Blätter	121	130	145	104	116
Volkswirthschaftliche Blätter	83	94	106	116	108
Landwirthschaftliche «	24	24	27	21	24
Gewerblich-technische «	56	66	70	60	68
Militär- und Marinewesen	7	9	10	10	11
Medicin. und naturwissenschaftl. Bl.	27	27	27	21	22
Rechtspflege und Verwaltung	10	10	11	9	9
Diöcesan-, Kirchen- und Erbauungsblätter	7	7	8	5	5
Pädagog., stenogr., Jugendzeitschr.	26	28	30	19	18
Geogr., tourist., histor., literar. Bl.	27	28	30	19	23
Theater, Kunst, Musik, Mode, Sport	35	34	34	22	21
Belletrist. und Witzblätter	47	53	60	35	39
Nichtpolitische Localblätter	19	25	28	14	13
Amtl. commerc. Anzeigen	62	72	73	53	57
Zusammen	553	609	661	491	539

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, wie geringen Schwankungen das Zeitungswesen unterworfen ist, wie jedes Journal sich consolidirt und einmal begründet, auch seinen Leserkreis festzuhalten weiss. Man vergleiche damit z. B. die Zahlen, welche den Stand der Pariser Presse illustriren. In Paris — mit doppelt so grosser Einwohnerzahl und einem ungemein regen politischen Leben — war

im Jahre 1888 die Zahl der Zeitschriften und Zeitungen 1643. In einem Jahre entstanden 493, von denen 243 im ersten Lebensjahre dahin welkten. Ist die Zahl der Blätter in Paris dreimal so gross als in Wien, so ist die Zahl der politischen Organe doch nicht so gross als in Wien (94 : 116), jedoch ist die Zahl unserer Tagesblätter eine ziemlich stetige. Die Führung eines solchen setzt bei den heutigen Ansprüchen der Wiener Leser einen ungeheuren Aufwand von geistigen und Capitals-Kräften voraus.

Die Institution der Presse in Wien zeigt, ohne dass sie alle Hemmnisse überwinden konnte, von denen die Geschichte der letzten 40 Jahre erzählt, ein rapides Wachsthum, einen mächtigen Unternehmungsgeist und eine Lebensfülle, welche die Bürgschaft einer grösseren Zukunft in sich birgt. Sie hat eine so hohe Stufe erreicht, trotzdem sie die jüngste unter ihren grossstaatlichen Schwestern ist, dass sie, hoch angesehen in Europa, den Ruf von der Culturentwickelung Oesterreichs im Zeitalter des Kaisers Franz Joseph erhöhen und vermehren hilft.

VIII.

GESELLSCHAFT.

VON

FRIEDRICH UHL.

Vierzig Jahre aus dem Leben der Reichshauptstadt Wien sind in diesen Büchern, wie ein Festzug, an uns vorübergezogen. Was an geistigem Gute geschaffen, was für das leibliche Wohl geleistet wurde, davon gaben diese Bände, selbst Werke

Wiens, Kenntniss. Sie zeigten, wie Wien innerhalb vierzig Jahren zur Weltstadt gewachsen ist. Jetzt aber haben wir Kunde von den Menschen, durch die es gross und schön wurde, zu geben, von jenen Männern und Frauen, die in Gesellschaft, im Vereine, Wiens Blüthezeit mit hervorzaubern halfen. — »Der grösste Theil menschlicher Thätigkeit wurde unter dem Schutze einer Gesellschaft gewagt. Immer sind es in der Hauptsache Gleichberechtigte, die sich so zusammenschliessen.« Die Gesellschaft ist uns die Gesammtheit der Thätigen; sie besteht aber wie die grosse Welle aus vielen kleineren. Kraftentfaltung und Bewegung sind allen eigen und einen sie. Die Gesellschaft sollte deshalb nicht in die oberen Tausende und in die untersten Hunderttausende zerlegt werden; vielmehr das Einende, Merkmal bei Beobachtung gesellschaftlichen Lebens sein. Einend ist aber nicht nur die Arbeit, einend ist, im besonderen Sinne, auch der Kunstgenuss, der Reigen und die Geselligkeit der gesangsfrohen, tanzbeflügelten Wiener zu schildern, ohne zu erwähnen, wie sie Hand in Hand zum Feste schreiten, hiesse dem Bilde den grünen Zweig, der es umschlingt, vorenthalten. Nur soll das Vergnügen der Arbeit folgen, wie man es in Wien auch in der That hält. Wien ist heiter, liegt es doch umkränzt von Weinbergen im Sonnenschein, ein Vorposten des Südens. Dass es aber auch ernst zu schaffen versteht, sieht alle Welt bewundernd an den Werken der letzten vierzig Jahre und diese Bände bringen es, wie ein Hauptbuch, schwarz auf weiss. Wiens Leumund ist nicht der beste und zumeist hat der immer flatternde Wiener Spott selbst dafür gesorgt, dass die Stadt an der Donau üble Nachrede gefunden. Wien war nie die Stadt der Phäaken, es drehte sich nicht »immer am Herde der Spiess«, ja seit vielen Jahren ist hier der Spiess gänzlich verschwunden, der Rost dazu, und hat dem »Sparherde«, einem Worte, das mit dem Gegenstande für Wien bezeichnend ist, Platz gemacht. Erst in der letzten Zeit ist aus England und Frankreich, wo am Spiesse ohne Unterbrechung sich fette Stücke drehten, der Eisenspitzstab der Küche wieder an die Donau gewandert. Auch der Herd hat seine Mode. Nun vielleicht wird es einmal Art in Wien, von sich selbst etwas zu halten und sich Gutes nachzusagen, zu rechter Zeit, am rechten Orte. Dann werden auch Fremde finden, dass in Wien mehr zu suchen ist als Wiener Tanz und Gesang bei jungem Wein und saftigem Fleisch. Ja, wir leben gut in Wien, und billig und recht angenehm, aber wir haben auch eine stattliche neue Stadt gebaut in vierzig Jahren und in ihr Wissenschaft, Kunst und Handwerk gepflegt. Da die Fremden sagen, Wien

sei die schönste, angenehmste Stadt der Welt, können wir zustimmend rufen: So ist es!

Wien vor vierzig Jahren mit dem Wien von heute verglichen, zeigt eine starke Umwälzung fast in Allem. Oesterreich und die Stadt in seiner Mitte bewegen sich eben sprungweise. Es ist etwas Vulkanisches in den Ausbrüchen seiner Thätigkeit, denen später tiefe Ruhe zu folgen pflegt. Zum Himmel empor, die Hände dann lässig gefaltet, nicht der ruhige Gang, welcher Schritt für Schritt vorwärts bringt, Stein auf Stein setzt, ist sein Wesen. Mischblut fliesst in der Bevölkerung dieses zusammengesetzten Staates, der jedem Zuwanderungsstrome offenen Stadt. Vom Vater die stürmende Kraft, von der Mutter das schmachtende Auge, oft auch umgekehrt, Uebermuth, dem die Niedergeschlagenheit folgt, sind die Treib- und Hemmkräfte dieser Sanguiniker. Ueberdies hat Wien nie ruhig bauen können: es musste wie jenes alte Volk, in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert, arbeiten. Wer einen Nachbar besitzt, muss für den Zaun sorgen und Oesterreich hat viele Nachbarn, stösst nach allen Weltgegenden an gute Freunde. Es gerieth mit ihnen in Streit, und auch wenn letztere miteinander kämpften, wurde es in ihre Händel hineingezogen. Das bringt Sieg aber auch Abspannung, Jubel aber auch Trauer, Muth aber auch Verzweiflung. Ein regelmässiges Leben in der Geschichte hat Oesterreich nicht geführt. Also Naturell und Schicksale haben die Oesterreicher zu dem gemacht, was sie sind und die Schule hat die Gegensätze nicht gemildert, das Gleichgewicht nicht hergestellt. Ja, an Schulung hat es uns gefehlt, in Allem und Jedem. Nicht an jener von Einzelnen, denn in Oesterreich leuchteten Sterne des Talentes und der Kraft, es gab gute Lehrer und Schüler, die Meister wurden. Für die Bevölkerung aber, die Millionen bester Herzen, die je ein Land besessen, fielen nur Brodkrumen ab. Deshalb standen wir allen grossen Ereignissen, die uns fast stets überraschten, ohne beherrschendes Wissen, ohne gesammelte Erfahrung gegenüber. Nirgendwo hat sich der zurückgestaute Strom der Freiheitsliebe so plötzlich, mit schönster Naturgewalt ergossen als in Oesterreich im Jahre 1848 und kaum irgendwo wurde der Rückschlag stärker empfunden. Nirgendwo schien der Volkswohlstand üppigere Blüthen zu treiben als in Oesterreich in den Jahren vor 1873 und nirgendwo folgten den fetten Zeiten so magere. Ja, Oesterreich hat für die Welt das Wort »Krach« erfunden, welchem sogar die Ehre zu Theil wurde, die französische Sprache zu bereichern.

Die Revolution von 1848 und der Zeitraum, welcher von dem Frühling 1873 mit schwerer Hand vernichtend geschlossen wurde, bilden auch die Wendepunkte in der Gesellschaft Wiens.

Das waren die grossen Ausbrüche, welche das ungeschulte, dilettantische Wien überraschten. Man hatte es ferngehalten von der Kenntniss, wie man Staat und Stadt regiere, und Wien hatte, ehe es das Gold, welches angeblich auf der Strasse lag, zusammenzuraffen begann, unbekümmert um die Lehre gelebt, welche unterrichtet, wie man Güter erwirbt und festhält. Wien und mit ihm Oesterreich sprangen kopfüber in die hohe See und konnten nicht schwimmen.

* * *

Wie sieht Wien heute aus, wie sah es vor 1848 aus? Die kleine alte Festung, eine Art von historischem Baudenkmale, deren Basteien zumeist von Spaziergängern, die sich an besserer Luft und dem Anblicke des Schneeberges erquickten, benützt wurden, die Kernstadt Wiens, die »innere« nannte man sie, von den Vorstädten durch ein breites Glacis getrennt, der Stephansthurm als Mittelpunkt dieser Stadtscheibe, all' das hat sich in eine aneinander geschlossene, schöne, weitausgedehnte, bequeme Grossstadt verwandelt. Wo die Bastei stand und das Glacis sich dehnte, prangt jetzt der Triumph Wiens, die Ringstrasse, fast jedes Haus ein Palast. Ausserhalb der Vorstädte, von Schönbrunn an, das von dem zierlichsten Baue Alt-Wiens, dem Gloriette beherrscht wird, bis gegen Norden, wo der Donaucanal sich in die Stadt schiebt, dann darüber hinweg in der Brigittenau, an der grossen Donau und südlich am Fusse des Wienerberges sind zahlreiche neue Städte entstanden, die sich bescheiden »Vororte« nennen, aber bestimmt sind, über kurz oder lang, hoffen wir lieber recht bald, Theile des einen und untheilbaren Wiens zu werden. Wiens Entwickelung steht nicht still, man baut heute nur auf wohlfeileren Plätzen, doch aber in schöner Art. Wiens neue Baukunst machte Schule auch ausserhalb seines Weichbildes. Die grosse Donau, ein Wildstrom, wurde in granitene Mauern gebannt und viele kunstreiche Spangen, eiserne Brücken, wölben sich über die Fluthen, den Verkehr vermittelnd, dem 1848 eine Holzbrücke genügte. Der Prater, im Jahre 1848 noch Wildpark, wo sich am ersten Mai Menschen, die trainirten Läufer der Herrschaften, an die nichts mehr als der Schild eines Kaufladens erinnert, um die Wette zu Tode liefen, ist ein schöner Volksgarten geworden und auf einer seiner Auen rennen Vollblutpferde um hohe Preise, der

kleinen Lotterie, die im Jahre 1848 allein Glücksrad war, das Wagen am Totalisateur an die Seite stellend. Der zweite grosse Park Wiens, der Augarten, ist hingegen unverändert geblieben. Er grünt und blüht und träumt, ein Dornröschen, fast vergessen von der Menschheit, für die ihn Kaiser Josef, »deren Schätzer«, gegründet. Er liegt eben abseits von der Strömung der Bevölkerung und liegt tief. Man muss dahin eine kleine Reise unternehmen und das Volk zieht das Gebirge, den nach Wien genannten Wald vor, zu dem sich die Stadt bereits vorgeschoben hat. Ehedem nahmen Vornehme den Sommeraufenthalt knapp vor Wien, in kleinen Garten-Palais, deren noch manche erhalten sind und sich heute in den jungen Gassenlinien wie alte Schöne ausnehmen, die man mit Vergnügen, manchmal nicht ohne Neugier ob ihrer einstigen Bestimmung betrachtet. Seit Jahrzehnten führt bereits die Eisenbahn die Reichen in das Wienthal, an das Weingelände zwischen Mödling und Vöslau, in die Alpen, das Seegebiet des Salzkammergutes, und Jene, die nicht reich sind — verlassen im Sommer ebenfalls die Stadt. Die Flucht vor der Sommerhitze ist in Wien allgemein, ist epidemisch geworden und in dieser Hinsicht zumeist kann man von Leichtlebigkeit der Wiener sprechen. Allerdings sagen sie: Wozu hat uns die Natur südlich angehaucht, uns aber vom Winter nur die volle Rauhheit, vom Sommer die tropische Hitze gegeben und Frühling wie Herbst fast völlig aus dem Kalender gestrichen? Wir theilen mit dem Südländer den Drang ins Freie, wir lieben es, aus dem Vollen zu athmen, den weiten Himmel zu sehen und im Schatten des Waldes zu schmausen an schönen Sonntagen. Wenn die Berge in die Stadt hereinschauen und doch nicht zu uns kommen, müssen wir hinaus zu ihnen. Nichts hält den Wiener im Sommer in Wien, nicht einmal das Theater würde ihn locken; wenn es lebendig da wäre. So hat man denn mit Recht schon seit langer Zeit den Versuch aufgegeben, mit etwas zweifelhaften Kunstgenüssen die klugen, luftfreudigen Stadtbrüder zu ködern. Sie kämen nicht, denn sie gehen lieber ein Schauspiel zu sehen, das immer neu bleibt, gesund erhält und kräftigt, die Natur. Die Sommerflucht ist dem Wiener geblieben, trotzdem fast Alles geschah, um die Stadt gesund und angenehm zu machen. Man hat sie der freien Luft geöffnet und krystallene Fluthen in Römerart auf Wasserbogen von der Alpenquelle in das Häusergebiet geleitet, damit sie auch den Becher des Studenten und der Näherin unter dem Dachboden füllen. Man setzte mitten in die Stadt einen zierlichen, künstlerisch von dem Maler Selleny erdachten Park, schmückte ihn

mit Schubert's, des Wiener hohen Liedersängers Denkmal und baute vorsorglich ein Haus am Gartenrande, von Rosen umgeben, damit der müde Wanderer sich auch erquicke. Es führt ob dieser Bestimmung den Namen Cursalon. Vielleicht auch deshalb, weil 1848 noch und später hier Ziegen im Freien gemolken wurden, um Lungenkranke zu heilen. Alles vergebens, das Land lockt den Wiener wie ein Verbotenes. Er lässt sich durch die Reize der Armida Neu-Wien nicht zurückhalten. Er liebt Wien über Alles, aber im Sommer kehrt er ihm den Rücken, als ob es ein jährlich neues Freien gelte in irgend einem niederösterreichischen Venusberge. Der Wiener sagt: Was nützt die schöne Umgebung, wenn sie nicht durchwandert wird? Hat er Unrecht? Die Sonntage auf grünem Rasen unter dem Laubzelte sind jetzt seine eigentlichen Volksfeste: da thut er was er will, ohne dass man für ihn zu sorgen, für ihn zu denken braucht. Da ist er Herr seiner selbst und besorgt seine Tafel und die Tafelmusik dazu. Er liebt es nicht gezwungen zu werden zum Vergnügen und auch nicht zum Wohlthun. Beides bestreitet er aus Eigenem. Darum ist dem Brigittenauer Volksfeste, dessen Boden man verbaute, kein anderes gefolgt und selbst der »Blumen-Corso« im Prater konnte nicht Ersatz bieten.

Fragen wir weiter: Was hat sich noch verändert in Wien seit 1848? Der Stephansdom wurde durch eine Gesellschaft mit neuen Giebeln und farbigen Fenstern geschmückt und der alte Thurm erhielt eine neue Spitze, den in die Lüfte weisenden Zeigefinger Wiens. Im Prater — wer kehrte nicht gerne dahin zurück? — führte früher die Hauptallee nur bis zur Mitte der Au, stehendes Wasser musste umfahren werden und dann konnte man in der Kastanienallee zweiten Theil einbiegen. »Eine Brücke über den Graben!« wurde in einer Zeitung gerufen. Der Wunsch ging in Erfüllung und nun fährt man schnurgerade, sehr schnell — wenn die Obrigkeit nichts dagegen hat, in neuester Zeit hat sie aber den Machtspruch gethan — eine Art Wettrennen der Wagen, zum Pferderennen. Der »Wurstelprater« — man darf sich der Liebe der Magd nicht schämen, sagt Horaz — deutet das Wort doch auf das älteste deutsche »Volkstheater« hin, ist aus dem Pfahlbau-Unterhaltungsorte ein Villenstädtchen im Schweizerstile geworden, in welchem man, auch eine neuere Errungenschaft, Böhmens Biere gerne trinkt, während die Verkäufer von Salami und Käse im Wechsel der Zeiten dieselben geblieben sind und an die Tage erinnern, da die italienische Colonie in Wien noch zahlreich war.

Wo ehedem Hirsche ästen, wölbt sich jetzt die Weltausstellungs-Rotunde, das Mausoleum des wirthschaftlichen Aufschwunges; die kleinen Schänken sehen mit Ehrfurcht zum Hügel empor, auf dem Sacher's Speisehaus und Garten thronen; die Enkel des alten Griechen Calafati betreiben noch immer das »Ringelspiel«, aber unweit davon sorgen, was allen Grossstädten jetzt gemein ist, Panoramen für Anschauungsunterricht in der Kunst, die Menschheit zu decimiren. Unberührt vom Einfluss der Zeit blieb fast nur der Wiener »Wurstl«; trotz Mosenthal's »Deborah« prügelt er noch immer den Juden, und mehr als je! Vorüber; schreiten wir vorwärts! Da glänzt auf dem Praterstern Admiral Tegetthoff's Standbild, gleichsam vom hohen Maste herab. Erzherzog Karl, Prinz Eugen, Maria Theresia prangen angesichts der Hofburg, Schiller, Schubert und Beethoven sinnen, mehr oder minder die Einsamkeit aufsuchend, im Grünen. Grillparzer wird bald in Erz träumerisch-wehmuthsvoll, wie sein Auge war, nach dem neuen Burgtheater blicken, Mozart ein Denkmal erhalten, wenn man den richtigen Platz dafür findet, und Radetzky, der Mann, welcher stets auf seinem Platze war, dann ebenfalls siegreich dastehen. Von Mozart gilt ja auch Grillparzer's, Radetzky zugerufenes Wort: »In deinem Lager ist Oesterreich!« Das alte Burgtheater, vor dem im Jahre 1848 die letzten Sänften schlummerten, welcher sich alte Hofdamen bedienten, ist geschlossen, das neue, herrlichst geschmückt mit Bildern in Stein und Farbe, mit schönstem Glanze eröffnet worden. Das Theater nächst dem Kärnthnerthore«, das alte Opernhaus, ist bald nach dem Sturze der Bastei gefallen und die neue romanisch-maurische grosse Hofoper hat durch die Fresken des Wieners Schwind, der in der guten alten Zeit fortziehen musste, um in München in Farbe zu dichten, ihr Adelsdiplom erhalten. Der italienischen Saison folgte der Wagner-Cyklus; der Oellampe, nach dem Gas-Interregnum und recht schwerer Geburt, die elektrische Beleuchtung. In den Volkstheatern der Vorstädte Leopoldstadt, Josefstadt und Wieden, wo noch 1848 auf den Gallerien laut Würste und Bier ausgerufen wurden, hat man zwar Buffets errichtet; allein Raimund, Nestroy und Scholz sind verschwunden und mehr oder minder alberne Operetten böser Menschen folgten poetischen oder satyrischen Theaterstücken guter Geister. Die Theater sind fast alle schöner geworden, grösser, die Darsteller nicht. Es wurden von Gesellschaften zwei neue Theater gebaut, Stadttheater und Ringtheater, beide brannten ab; jetzt baut abermals ein Verein von Wiener Bürgern ein neues Haus mit der Bezeichnung: »Deutsches

Volkstheater«. Möge der Inhalt der Form entsprechen. Erinnern wir uns ferner, um die Gewerbszustände von ehedem zu kennzeichnen, die Beschränkung, die Allem auferlegt war, dass im Jahre 1848 noch in den Weinstübchen der Delicatessenverkäufer den Gästen zum Reinigen der Hände schwarzes Fliesspapier gereicht wurde, da Tischtücher und Servietten daselbst nicht gestattet waren, und dass, viel später noch, wieder eine Zeitung jahrelang die Wirthe der Hôtels auffordern musste, Senf unentgeltlich auf den Speisetisch zu stellen! Selbst »Baptist Hauptmann«, das Ideal eines vornehmen Wiener Wirthes, halb Cavalier, halb Serviteur, leistete lange Widerstand in dem, ehedem so berühmten »goldenen Lamm«. Sein Vater, der auf einem Ulmer Schiffe nach Wien gekommen war, hatte noch der »Lampl-Wirth« geheissen und die grüne steife Sammtkappe auf dem Haupte getragen. Wie reich wird heute servirt in Wien, in den zahlreichen, prachtvollen Hôtels der Ringstrasse, aber das Essen von ehedem, die gute, deutsche Wiener Küche ist selten geworden. Man isst in Wien um so internationaler, je nationaler man wird. Italienische Suppe, Wiener gesottenes Rindfleisch, einzig in seiner Art, englisches Roastbeef, französisches Ragout, böhmische Mehlspeisen findet man auf jeder Speisekarte. Der Wiener ist eben von Geburt eklektisch. Man betrachte nur den Stolz Wiens, den grossen, von der Ringstrasse durchzogenen Ehrenplatz der Wiener Baukunst: das Rathhaus gothisch, das Reichsrathsgebäude griechische, die Universität italienische, das Burgtheater französische Renaissance. Trotzdem ist dieses Palast-Viereck die Pracht-Agraffe der neuerstandenen Hauptstadt Oesterreichs. Schliessen wir vorläufig den Vergleich. Der Genuss der Volksnahrung, des Bieres, hat zugenommen, der des befeuernden Weines abgenommen. Man fährt weniger zum Vergnügen als früher, dafür hat Wien ein Volksfuhrwerk, die Trambahn, gewonnen. Alles fährt; man kann sich Wien ohne Tramway nicht mehr vorstellen. Gleich ist sich nur geblieben der Wiener Fiaker mit seinen Vorzügen und Fehlern, dem Ueberhalten im Preise und dem Ueberschlagen beim Gesange, das fesche, witzige, liebenswürdige, freche Ungeheuer, über das man viel schimpft und dem man noch mehr zahlt, das man hasst in Wien und lieben lernt in Berlin.

* * *

Die Gesellschaft Wiens, wie sie der Beginn des Jahres 1848 vorfand, war das Ergebniss eines langen Zeitraumes. Sie schien seit einiger Zeit stehen geblieben zu sein, trotz der Beweglichkeit der

Lebekreise. Es durfte dies nicht in Erstaunen setzen. Die Gesellschaft zehrte von dem Vermächtniss des Wiener Congresses. Während des mehr als dreissigjährigen Friedens, einer Unendlichkeit um Grosses zu säen und Bedeutendes zu ernten, begnügte man sich, anstatt anzubauen, zurückzustauen, dem Volke jedweden Antheil zu versagen an der Bestimmung der Geschicke des Staates, ja der Angelegenheiten der Gemeinde. Es verstummte. Die Oberfläche des Gesellschaftslebens grünte und schillerte allerdings fort. Wien galt noch immer als Stadt des Vergnügens, der Lustbarkeit, welche nur vom schönen Ausruhen unterbrochen werde. Einige Männer regierten, die Anderen konnten sich ohne Sorge den Annehmlichkeiten des Lebens hingeben. Fürst Metternich dachte für sie und Graf Sedlnitzky, der Polizeiminister, wachte über sie. Es sei dies Weisheit, die beste der Welten, meinten die Machthaber. Wien möge ruhig seine Feste weiter feiern. Das Reich der »gefesselten Phantasie«, wie es Raimund geschildert, voll Gesang, Tanz und Blumenketten schien sein Traumleben fortzuführen. Aber es war dem nicht ganz so. Wer die Quellen unterirdisch rauschen hörte und das Nahen des Sturmes, war wachsam, in Bereitschaft. Und es gab solcher Männer und Jünglinge nicht wenige.

Wien war 1848 zwar nicht mehr der Sitz von Herrschern, in deren Reiche die Sonne nicht unterging, von Centralstellen, welche über die Angelegenheiten des deutschen Reiches, der Niederlande, Spaniens und Italiens entschieden und zu denen Alle pilgerten, die Recht suchten oder eine Stelle zu erlangen wünschten; jene Unzahl von Abgesandten und Vertretern, welche selbst der kleinste deutsche Hof unterhielt, war nicht mehr gegenwärtig, aber die alten Beziehungen hatten starke Spuren hinterlassen, Wien ihren Stempel scharf aufgedrückt. Die Stadt hatte viele fremde Elemente in sich aufgenommen, welche sich noch immer bemerkbar machten. Die Fremden waren nicht deutsch geworden, aber in gewissem Sinne wienerisch. Adel, Armee und Civilstaatsdienst wiesen zahlreiche fremde Namen auf: Deutsche aus dem Reiche, Württemberger und Badenser, Breisgauer, Hannoveraner, Schlesier, Franzosen und Engländer, Wallonen, Italiener und Spanier, theils Nachkommen von Geschlechtern, welche in früheren Jahrhunderten Besitz und Ehrenstellen von den Dienste lohnenden Kaisern erhalten hatten, theils erst kürzlich Eingewanderte. Oesterreich galt noch immer für das Land, in welchem man sein Glück machen könne als »Avantageur« obwohl die Zeit Prinz Eugen's und der Türkenkriege längst vorüber

war, und die Armee, ruhmreich und ausgezeichnet in ihren Führern bei jeglicher Gelegenheit, übte besonders Anziehungskraft auf junge Männer aus guten Häusern, die rasch vorwärts kommen wollten. Das Cavalierartige im Heere hatte einen starken Reiz für sie und die eigenartige Freiheit, die in manchen Dingen in ihm herrschte, nicht minder. Die Officiere trugen zu jener Zeit ausser dem Dienste bürgerliche Kleidung, und selbst die Uniformirung jedes Regiments, was Commodekappen und dergleichen anbelangt, war der Bestimmung des betreffenden Commandanten überlassen. Ein phantasiereicher Oberst, wie zum Beispiel Baron Haynau, ein Hesse, welcher sich später in Ungarn einen weithin bekannt gewordenen Namen gemacht, erfand eine Mütze, die sich hoch zuspitzte, und mit einer goldenen Quaste und sonstigen Goldschnur-Verzierungen auf dem hechtgrauen Tuche, der Farbe des Regiments Nugent, versehen war. Baron Haynau, der stets einen Band von Schiller's Werken bei sich trug, liess aus Italien den Director für die Musikcapelle des Regiments kommen und dem Bombardon des Orchesters die Form eines riesigen Krokodiles geben. Es war die Zeit tiefen Friedens, jene vor 1848.

Das »Fremde« bildete nicht das schwächste Element bei uns, man hat es stets bemerkt und bevorzugt. Das Beispiel von oben wurde nachgeahmt im Volke. Das Fremde galt zugleich für das Gute. Alle diese verschiedenartigen Gruppen fanden ihre Mittlersprache im Französischen, überrheinische Sitte und Mode herrschten. Selbst als man Krieg führte gegen Frankreich, blieb man ihm in allen Bedürfnissen der Mode unterworfen. Die Wiener Gesellschaft zu Beginn des Jahres 1848 war noch völlig der Fremdherrschaft der Sprache unterthan. Man mengte im Verkehre Deutsch und Französisch durcheinander und schrieb auch in dieser Art, wie der »Landsknecht« Fürst Friedrich Schwarzenberg, der letzte schwärmerische Ritter, welcher mit Geist seine Irrfahrten, die ihn auch im Stabe Cabrera's freiwillig an den Erhebungen der Basken theilnehmen liessen, schilderte.

Wiener, Fremde und Vertreter der nichtdeutschen Nationalitäten des Reiches in der Hauptstadt hatten sich zu einem Ganzen zusammengeschlossen. Bei Allem, was die einzelnen Kreise trennte, war ihnen doch Manches gemein: die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an die Kaiserstadt. Sie Alle liebten Wien; es war ihnen eine freundliche Nähr- und Pflegemutter, man lebte billig, sehr billig, und unterhielt sich vortrefflich in der Stadt und deren Umgebung.

Als das eigentliche Wien galt damals nur die innere Stadt. In diesen von Festungsmauern eingeschlossenen Plätzen und Gässen war Alles wie auf einem Theater zusammengedrängt; hier wogte die Essenz von Wien, dahin eilte Jedermann, wenn es etwas zu sehen gab. Und es gab viel zu sehen in Wien, oft und glänzender Art. Vor Allem die Hoffeste, die Kirchenfeste, die Auffahrten, Bälle und Theater. Wien hatte viel Zeit und Geduld zu jener Zeit. Man stand stundenlang, ja halbe Tage lang, in Ordnung gehalten von Bewaffneten, die oft der Landessprache unkundig waren und nicht immer von Gewehrkolben den angenehmsten Gebrauch machten. Gutmüthig und liebenswürdig harrten die Wiener, sich nach dem Aufschrei ob erlittener Unbill durch Schlagworte und Spottreden entschädigend, aber nicht allzulaut. Den grössten Erfolg hatten, wenn sie aufritten, die ungarische und italienische Garde; jene, Tigerfelle über die Schulter geschlungen auf Schimmeln, diese, mit Silberhelmen, auf braunen Pferden, durchgehends adelige, junge, schöne Männer. In ihren Reihen befanden sich damals auch Klapka, Görgey und viele Andere; von den Italienern hat sich, so viel wir wissen, keiner einen Namen als Militär gemacht. Wiener Frauen erobert haben indessen damals Alle, Italiener und die Ungarn von der Nobelgarde.

Das Leben in dem Füllhorn »innere Stadt« konnte allerdings von dem Volke nur betrachtet werden, soweit es sich in den Strassen bewegte. Waren einmal die grossen Thore der Paläste geschlossen, musste, wer sich nicht damit begnügte zu kunstreichen Stuckdecken erleuchteter Säle emporzustarren, ruhig nach Hause gehen. Man raisonnirte allenfalls über die abschliessenden Ketten, welche, den Häusern des Hochadels entlang angebracht, recht unbequeme Sitzplätze abgäben, so dass Kühne sich zur Anschauung aufrafften: Derlei Ketten und Haltsteine seien eigentlich Hindernisse des Verkehrs auf dem ohnehin oft recht schmalen Plattenwege. Der Kampf gegen diese Ketten dauerte lange Zeit ohne Erfolg und ist heute noch nicht ausgekämpft. Man opfert manchmal bei uns eher grosse Rechte als kleine Vorrechte und der allezeit spöttelnde Wiener lässt es sich an guten Witzen genügen. Die einzelnen Kreise Wiens waren damals scharf von einander getrennt; die Gesellschaft aber wird durch das Zusammenschliessen gebildet, die Kaste durch das Ausschliessen. Der Hochadel, der niedere Adel, hohe Beamte und kleine Beamte, das alte erbgesessene Bürgerthum der inneren Stadt, eine Art Patriciat, die reichen jüdischen und nichtjüdischen Banquiers, die Hausherren, Fabrikanten und Kaufleute u. s. w., all das war ge-

theilt, wie die Kreise einer Scheibe, höchstens dass einzelne Ausnahmen auf der Linie standen und bald zu diesem, bald zu jenem Abschnitt gerechnet werden konnten. So gab es in Wien einen wohlhabenden Junggesellen untadelhafter Haltung, Herrn Hornicker, den Sohn eines Advocaten, der, ohne von Adel zu sein und irgend eine Thätigkeit auszuüben, der ausnahmsweisen Gunst theilhaftig wurde, in das adelige Casino aufgenommen zu werden, daselbst speisen und Whist spielen zu dürfen. Man wies stets auf diesen Einen hin, wenn man beweisen wollte, dass man nicht ausschliesslich sei im adeligen Casino; genau so wie in Madrid der reiche Banquier Herr Bauer, ein Oesterreicher von Geburt, genannt wird, wenn die Spanier Fremden gegenüber demonstriren wollen, dass die Emancipation der Juden in ihrem Lande thatsächlich bestehe. Die Spanier! Vielfach sind noch die Spuren, welche ihr Wesen in Wien hinterlassen hat. Das Ceremoniel bei Hofe ist spanischer Art, wir »küssen« noch immer die »Hände«, wir adeln Jeden, was doch in Wahrheit noch nicht der Fall ist, wie die Spanier den Kutscher auf dem Bocke »Hidalgo« ansprechen, und die langnasigen, den mächtigen Schweif nachschleppenden Riesenpferde, welche die Garden täglich zur Mittagsstunde nach der Hofburg fahren, danken Spanien ihren Ursprung. Ob die wienerische Gutmüthigkeit, Liebenswürdigkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit von ehedem — heute ist, besonders wenn man Tramway- und Omnibusstudien macht, wenig mehr davon wahrzunehmen, was man aber kaum auf Rechnung des echten Wiener Elementes setzen dürfte — von der spanischen Galanterie die Form erhielt, wird von den Geschichtschreibern, die sich nur mit Grossem abgeben, nicht zu erfahren sein.

Doch kehren wir in die innere Stadt zurück, zu den Palästen der Grossen. Der ganze Hochadel Oesterreichs, Ungarn eingeschlossen, residirte zur Winterszeit in Wien: Ungarn, Galizianer, Croaten, Siebenbürger, Böhmen und Mährer. Die Reichsten besassen hier Paläste, in denen sie wohnten und glänzende Feste gaben. Einige sammelten Kunstwerke von Werth und legten Bildergalerien an, wie die Fürsten Liechtenstein und Esterhazy, die Grafen Harrach, Czernin und Schönborn. Oft nannte ein Cavalier mehrere Prachthäuser, die zumeist in den stillen Strassen unweit der Burg, damals dem Westen der inneren Stadt, standen, sein Eigen und verlebte die schönen Wochen des Frühjahrs, ehe er sich nach seinen Gütern begab, in einem Gartenpalais der Vorstadt, des Praters oder eines rasch mittelst Wagen zu erreichenden Ortes, wie Hütteldorf, Währing,

Döbling, Hietzing. Der Adel war an Wien gefesselt durch den Hof, die Freuden der Residenz, der Centralstadt des ganzen Reiches, und manchmal auch durch seine Banquiers.

In Wien war Oesterreich. Es gab ungarische vornehme Herren, wie zum Beispiel den Grafen Palffy, der die herrlichsten Besitzungen im Waagthale besass, den Winter aber in Wien und den ganzen Sommer und Herbst in Baden bei Wien zubrachte. Er hat viel für Baden gethan, eine Musikcapelle erhalten und auf öffentlicher Promenade täglich spielen lassen. Damals war Baden ein Vorort Wiens, Dank dem Wiener Fiaker. In einer Stunde war es erreicht. Allerdings durfte man das »Geld nicht ansehen«, wie man in Wien sagt, heute noch.

Die glänzendsten, allgemein zugänglichen Feste bildeten die Praterfahrten am Ostermontag und ersten Mai; in ihnen drückte sich der Zug ins Freie der Wiener voll aus. Das Erwachen des Frühlings, das erste Grün wurde am zweiten Ostertage begrüsst, den ersten Blüthen im Beginne des Mai zugejubelt. Schneeglöckchen und Veilchen wurden aufgesucht nach dem Auferstehungstage und der Anbruch des Wonnemonates fand in der Regel die reichbelaubten, frischgrünen Kastanienbäume der Hauptallee des Praters mit weissrothen Blüthen besteckt. Es gab damals noch einen Frühling in Wien, die Jahreszeiten hielten streng auf Regelmässigkeit, ja man konnte, ein ehemaliges Hauptvergnügen der Wiener, am ersten Mai weisse Beinkleider tragen! Seit Jahren sind mit dem sicheren Verlass auf das gegebene Kalenderwort auch die Frühjahrsanzüge verschwunden. Wien hat ein Steppenklima bekommen, Kälte und Hitze wechseln rasch durch Wetterstürze, wir haben manchmal Frühlingstage im Winter und Wintertage im Frühling. Die zwei Haupt-Praterfahrten waren echte Volksfeste. Alles nahm daran Theil. Man liess sich sehen, sah, bewunderte, freute sich. Es erstickte nichts Gemachtes die Freude im Keime, es war hergebracht, es musste so sein, das galt als Glaubenssatz. Das Volk stellte sich zu Seiten der Hauptallee auf und harrte. Es kamen die grossen Herren und schönen Damen in hoch auf Federn schwebenden, geschlossenen, wappengeschmückten Carossen. Die prächtigen, reichgeschirrten Pferde wurden vom hohen Bocke aus, den der reiche Ueberthan lang herabfallend deckte, gelenkt. Der Kutscher trug auf der Puderperrücke ein kleines Hütchen, während auf dem Trittbrette rückwärts zwei Diener in der Galalivrée des Hauses standen, kerzengerade, fest auf den Beinen, sich an den Riemen haltend. Das Volk bewun-

derte, besprach und gab seinem Entzücken, wenn ein Prachtwagen herankam, lauten Ausdruck. Man kannte alle Vornehmen und deren Farben. Fast jährlich führte Jeder neue Wagen vor. Das Volk nahm beinahe an, dass es seinetwegen geschehe, eine Art Tribut für die Augen, trotzdem es wusste, dass es dieselben Wagen waren, in denen sich die Herrschaften am Osterfest-Vormittage zur Aufwartung bei Hofe hatten fahren lassen. Es war der Volksantheil an dem Hofkirchenfeste, gegeben des Nachmittags auf meilenweitem Plane des Praters, damit Alle daran theilnehmen konnten. Und wenn der Kaiser, der gute Kaiser Ferdinand, tief im Wagen sitzend und aus den liebevollen Augen, nach rechts und links das schwere Haupt zum Grusse bewegend, sein Volk ansah, die streng aufrecht sitzende, tiefernste, ihn überragende Kaiserin mit den traurigen savoyischen Zügen zur Seite, da war des Jubels kein Ende.

Am ersten Mai ging es nicht so feierlich, dafür fröhlicher zu. Da wurde nur der Frühling gefeiert, es war Alles offen, die Natur, die Wagen und die Heiterkeit. Musik erstickte, des Morgens schon, den Vogelsang im Prater, dann rannten die Läufer der Herrschaften um die Wette, zu Mittag zog man nach den Auen und in die Buschenschänken, später füllte sich die Hauptallee: der Hof speiste im Kaisergarten des Praters und man blickte, sich drängend, durch die Lücken des Zaunes oder lauschte der Tafelmusik. Später kam Equipage auf Equipage, Fiaker nach Fiaker, fast kein unschönes Gefährt: man hielt etwas auf sich, auf Wagen und Ross und besonders auf den Kutscher. Jeder junge Herr hatte seinen Lieblingsfiaker; am ersten Mai gewiss einen solchen, der die Pferde in der Hand halten, aber auch laufen lassen konnte, wenn es anging. Man kannte die Herren an dem Fiaker. Allmälig wurde der Prater voll, dann überfüllt, die Pferde konnten nur im Schritt vorwärtskommen und zeitweise auch das nicht. Es trat Stauung ein, die Wagen standen wie ein Eisstoss bis zum Stephansplatz.

Man harrte oft stundenlang in der Jägerzeile, ehe man in das grüne Paradies des Praters eindringen konnte. Man hatte Geduld, denn man wurde angeblickt, angestarrt, bewundert. Da trat plötzlich lebhafte Bewegung ein, Polizei zu Pferde schaffte die Bahn frei, der Hof kam aus dem Kaisergarten und fuhr unter Zurufen, mitten zwischen den Wagenreihen, gegrüsst und dankend, die Hauptallee auf und nieder. Allmälig wurde die Rückfahrt angetreten oder man ging den Gasthäusern und Schänken des Praters zu, um die Wirthe leben zu lassen und selbst gut zu leben. Das Schicksal der Prater-

wirthe lag den Wienern stets am Herzen; jetzt noch kann man, wenn ein Sonntagsmorgen heiter anbricht, die Worte hören: »Heute haben die Praterwirthe einen guten Tag,« oder bei schlechtem Wetter den Mitleidsruf: »die armen Praterwirthe!« Stuwer, der Prater-Feuerwerker, war hingegen der Gegenstand gemischter Empfindung. Es galt als ausgemacht, dass, so oft er ein Feuerwerk ankündigte, Regenwetter eintreten werde. Eigentlich hasste man ihn deshalb, regnete es aber wirklich, so brach doch die Gutmüthigkeit der Wiener durch und sie murmelten: »Der arme Stuwer!«

Die Praterfahrten im Frühlinge dauerten bis zu Pfingsten. Im Mai fuhr man vor dem Speisen, später nach dem Diner, das früher eingenommen wurde, um nach der Fahrt sich sofort in das »Kärnthnerthor-Theater«, wo in jedem Frühjahre »italienische Stagione« stattfand, zu begeben. Da blühte es in den Logen von hellen, blumengeschmückten Kleidern, als ob man den Garten mitgebracht hätte, und dazu trillerten, in Todesqualen, lebensfrohe, oft recht vollbeleibte Italienerinnen. Die Praterfahrten boten täglich das Bild unbekümmerten, sorglos heiteren, glänzenden Lebens. Reichthum zu geniessen, das hatte die Gesellschaft vereint und die naive Art, in der es geschah, liess den bösen Neid der Armen nicht aufkommen. Die Magnaten des Reiches, geboren und auferzogen in dem Elemente des Luxus, festwurzelnd mit ihrem Besitze in unermesslichem Grund und Boden, hatten keine Ahnung, dass jemals der Ernst des Lebens an sie herantreten könne. Ihnen gehörte, zwar nicht die Welt, aber doch ein oft recht beträchtlicher Theil des Landes, dessen Bewohner die Feldarbeit besorgen oder den Zehent der Früchte abgeben mussten. Man nannte die Unterthanen nicht wie in Russland »meine Seelen«, aber man nützte ihre Körper recht ausgiebig aus. Wussten Viele aus der Gesellschaft der Vornehmen und Reichen, auf welch mühsame Weise die Gulden gewonnen wurden, die zu Millionen zusammenflossen? Wussten sie doch manchmal kaum, wie sie dieselben verloren! So ungetrübt wie in Oesterreich vor dem Jahre 1848 wurde selten zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande das Leben voll und sorglos genossen. In allen Schichten der Besitzenden und Erwerbenden. Eine Art von Sonnenglanz strahlte von den Gesichtern, Heiterkeit war der Regent aller Jahre, man athmete Wonne und wenn der vergnügte Tag verflossen war, suchte man sein Lager auf und entschlief lächelnd in der Hoffnung auf die Freuden des folgenden. Auch übermüthig konnte man sein. Hatte man doch ganz besondere Lehrmeister. Die ungarischen Herren

waren Vorbilder der Wiener Fiaker. Sie brachten das Schnellfahren nach Wien; die Steppentraber ihrer Gestüte, die »Jucker«, flogen durch die Strassen und im Prater, wie auf der Puszta von einer Csarda zur anderen. Ihre Viererzüge waren das Entzücken der Wiener. Und wer lenkte solchen Viererzug kühner und eleganter als Graf Sándor, der Vater der Fürstin Pauline Metternich. Wenn er hoch auf dem Bocke seines Phaëtons, den glänzenden Cylinderhut mit der schmalen Krempe auf dem kleinen Kopfe, Haar und Bart kurz gehalten, das Monocle fest eingekniffen und die gelenken Glieder des zierlich kleinen, doch muskulösen Körpers, engstens von den Kleidern umschlossen, die Viererpeitsche in schönen Arabesken durch die Luft gleiten lassend, herannahte, da rief Alles: »Der Sándor!« und hob sich und reckte die Hälse. Graf Sándor war eine der volksthümlichsten Erscheinungen Wiens. Selten hat sich ungarisch und wienerisch so sehr in einer Person vertragen als in ihm, ohne dass er sich je auf den Urwiener hinausgespielt hätte. Er war nicht herablassend, aber freundlich wenn er sprach, lebte ungenirt und belästigte Niemand, begehrte nichts und gab viel. Er verstand es im Wiener Dialekt zu sprechen, aber machte selten Gebrauch davon. Er ging oder fuhr vielmehr seiner Wege und man lief ihm nach. Er bereitete den Wienern ein Hauptvergnügen, wusste es und that es gerne, ohne dass es je den Anschein hatte, als wolle er sich hervorthun. Was er zum Gaudium für Andere unternahm, sah so unabsichtlich aus, als ob er es nur für sich allein wage. Seine kühnen Fahrten und Ritte sind bekannt. Graf Sándor war aber auch, ohne zu den arischen Turnern zu gehören, von grosser Körperkraft. Während der glänzendsten Praterfahrt an einem schönen Mai-Abende lenkte die Fürstin Marcelline Czartoriski einen kleinen offenen Wagen, vor den zwei starke Ponies gespannt waren. Graf Sándor trat an die Dame, die das Gefährte angehalten hatte, heran, grüsste, plauderte mit dem etwas grinsenden Lächeln im Gesichte, das mit dem Einglas verwachsen schien, und fasste eines der Hinterräder mit einer Hand. Fürstin Marcelline, die Mitglieder der »Gesellschaft« riefen einander nur beim Vornamen, wollte weiterfahren und sagte: »Adieu!« — »Adieu, Fürstin.« — »Lassen Sie doch das Rad los!« — »Wozu?« — »Sie könnten verletzt werden.« — »Wodurch?« — »Durch das Rad, wenn ich fahre.« — »Sie können aber nicht fahren, wenn ich es nicht gestatte.« — »Was bedeutet der Scherz?« — »Bitte, ich werde ein Rad, das, welches ich fasse, mit dieser einen Hand festhalten, hauen Sie in die Pferde ein wenn diese nicht

vom Flecke kommen so stark Sie wollen oder können und Sie werden sehen, dass Sie nicht vorwärts gelangen.« — »Ich wette.« Die schöne, interessante Dame, welche vor einigen Jahren in Paris gestorben ist, lächelte, mit einem Lächeln, das heute noch sonnig vor mir leuchtet und sagte, einigermassen befangen, da sich mittlerweile ein grosser Kreis gesammelt hatte: »Gut, ich halte die Wette. Sie gilt?« — »A discretion!« — »Eh bien, allons!« Und Fürstin Marcelline zog die Zügel an, rief den Pferden zu, sprang endlich auf und hieb mit gerötheten Wangen auf die Thiere los. Der Wagen kam nicht vorwärts. Hundert Hände klatschten Beifall. Graf Sándor grinste lächelnd: »Nun?« — »Sie haben gewonnen. Doch jetzt lassen Sie los!« — Graf Sándor zog die Hand aus den Speichen und ging ruhig weiter.

Die Art, wie sich Graf Sándor kleidete, war nicht allgemein, vielmehr ganz seiner Lebensweise angepasst. Es war die Bürgerkleidung eines Reiters; »gestiefelt und gespornt« schien er zur Welt gekommen zu sein und Rock und Beinkleider sassen ihm »wie angegossen«. Man konnte jeden Muskel sehen; glatt musste dieser auf dem Pferde liegen, das, leichtem Drucke zu pariren, eingelernt war. Am nächsten dem Wesen und der Neigung Sándor's kam Fürst Trauttmansdorff. Er hatte die englischen Cylinderhüte mit steifer, fingerschmaler Krempe nach Wien gebracht und sie in dieser Form bis an sein Lebensende getragen. Er machte damit Mode in Wien und heute noch müssen die Hutmacher derlei Hüte für Herren anfertigen, die selbst die Pferde zu leiten lieben, und für einige fesche Fiaker. Auch der Cylinder, den ab und zu ein junger Wiener der Vororte manchmal schief auf dem Kopfe trägt, während die Schläfen von glänzenden, hervorgedrehten, einfachen Schnecken gedeckt werden, hat noch diese Form. Man sieht, wie Moden durch Einzelne entstehen, sich verallgemeinern und lange vom Volke, das an einmal Angenommenem hängt, festgehalten werden. Volkstracht ist ja zurückgebliebene Modetracht. Der innerösterreichische Bauer, welcher heute noch in seinem mehr oder minder farbenschreienden »Spencer« stolzirt, ahnt nicht, dass ein Lord, der einst den Ton in London angab, es war, welcher das nur bis an die Hüften reichende »Leibchen« erfand, das er, barock genug, über dem Fracke trug. Und wie die Mode alle Schranken durchbricht und dort, wo sie nicht leicht eintreten kann, sich einschleicht, so hat der Wiener Typus der Bekleidung den Charakter der knappen Uniform der österreichischen Armee bestimmt: die kurzen Röckchen, anliegenden Beinkleider,

die Form der Kappen und die Art, sie schief, nach einem Ohre herabgedrückt, zu tragen. Auch die Weise, die aus Italien stammende Virginiercigarre, welche unsere Soldaten zur Volkscigarre gemacht haben, die fast Allen zugänglich ist und von Hoch und Nieder geraucht wird, im Munde zu halten, fest in den Zähnen, die rauchsendende Gluthspitze keck zum Himmel emporgekehrt, ist wienerisch. So ist denn Wiener Brauch, sich zu halten und zu tragen, durch das Wiener Regiment Deutschmeister den Truppen der Armee eingeimpft worden.

Fürst Trauttmansdorff war mehr dem Fahrsporte als dem Reitsporte zugethan. Auch als Jäger galt er viel und er hatte zuerst die Flugangel aus England nach Oesterreich gebracht und mit der glänzenden, künstlichen Mücke und Fliege manche farbenleuchtende, rothgesprenkelte Forelle aus den kühlen Fluthen der niederösterreichischen Bäche sachte, nach vorgeschriebener Ermüdung, mit dem Landungsnetze an das Ufer schaffen lassen. Fürst Trauttmansdorff dürfte wohl der Erste gewesen sein, der bei uns den Sport, sich demselben fast ausschliesslich hingebend, betrieb. Sein Hauptvergnügen war es aber, vier zumeist dunkle Pferde dahinfliegen zu lassen von seinem Schlosse zu Waltersdorf aus über die Haide oder in der Hauptallee des Praters. Alles, was heute in Wien reitet und fährt, an Sándor und Trauttmansdorff reicht es nicht heran.

Der Schwiegervater des Grafen Sándor, der Staatskanzler Fürst Metternich, trug sich allerdings etwas anders, wie er auch sonst mit dem ungarischen Cavaliere wenig Aehnlichkeit besass. Es konnte wohl nichts Entgegengesetzteres geben als den Nachkommen des rheinischen Geschlechtes, der lange Jahre hindurch die Zügel Oesterreichs fest angezogen hielt, und den ungarischen Edelmann, welcher die Kenntniss, ein Pferd abzurichten und zu führen zu einer Art von Kunst erhoben hatte. Fürst Metternich blieb der Art, wie man sich zur Zeit des Wiener Congresses kleidete, im Wesentlichen treu. Auch die Haltung, die durch Lawrence im Bilde wiedergegeben wurde, suchte er festzuhalten. Es war englische Mode der Zeit, in welcher Fürst Metternich triumphirte, welche er annahm. Aufrecht, in ziemlich engen Kleidern, glatt rasirt und den Kopf, zu welchem der sammtene Rockkragen rückwärts hinanreichte, von hohem, vielfach um den Hals gewundenem, feinem Battist-Tuche emporgehalten. Das Halstuch machte nachher allerdings der hohen Cravate und noch später dem blauen oder schwarzen, weissgetupften, doppelt umgeschlungenen Foulardtuche, immer nach englischem Vorbilde.

Platz; aber die Diplomaten und grossen Herren hielten, ohne zu weichen, fest an dem hochgeschlossenen, engen Rocke, der Haltung gab und Ansehen der Person. So sah man den Fürsten Paul Esterhazy, dessen Reichthumsentfaltung einst London verblüffte, Ausgaben, welche der Magnat lange Jahre, bis an sein seliges Ende empfand, durch die Gassen Wiens sich langsam, an den Häusern hin, bewegen. Er hatte schwaches Augenlicht. Die Augen waren noch immer himmelblau und hatten in dieser Farbe oft gesiegt; das eine aber erschien fast starr und vor das andere hielt der Fürst, wenn er deutlicher unterscheiden wollte, ein Lorgnon. Er war in Allem ein grosser Herr; man blieb stehen, wenn er herankam und sah ihm mit Theilnahme nach. Er hatte das edle Herz im Busen behalten und wenn Kinder, kleine Körbe vor sich, Blumen als Bittende reichend, an den Fürsten herankamen, so griff er mit fast unmerklicher Bewegung in die Tasche seines Gilets, und ebenso unmerklich liess er die Hand mit der Gabe zum Händchen des Kindes herabsinken. Es war etwas Automatisches in dem ganzen Vorgange; aber nie hat eine Handlung voll Aufwand die schöne Rührung hervorgebracht wie dieses stille Wohlthun. Es war so recht die Verkörperung des Satzes: Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Man sagte sich: Das ist ein Mensch.

In der Art, wie Paul Esterhazy, trugen sich die Staatsmänner und Würdenträger des Hofes. So Fürst Dietrichstein, so einige Oberstkämmerer, denen damals die oberste Leitung der Hoftheater unterstand. Schroeder und Kotzebue, Beide einige Zeit lang dem Burgtheater angehörend, welche die ersten Wiener Lustspiele gestalteten, die Klingsberg als Hauptfiguren, hatten nur nöthig, solche Cavaliere in nächster Nähe zu studiren, deren vornehme Haltung und Redeweise, um zu wissen, wie ein grosser Herr sich benimmt, und Schauspieler Korn brauchte nur die Herren in den Logen des Burgtheaters zu beobachten, um seinen unerreichten alten Grafen Klingsberg festzustellen. Das war damals der intime Contact zwischen Schauspielern und Publicum im Wiener Burgtheater.

In der Klingsberg-Gestalt war der österreichische Edelmann fixirt mit allen seinen Eigenschaften. Auch dass er sich zu Bürgerkreisen manchmal herabliess, wenn ihm eine reizende Frau oder ein schönes Mädchen gefiel und wie Jupiter in dem Hause erschien, traf zu. Die Fürstin und die Gräfin aber machten nie einen Schritt nach abwärts, wenigstens erfuhr man es nicht. Die Damen herrschten im Salon und dieser blieb Allen verschlossen, die nicht zum Hoch-

adel gehörten. Die Wiener Gesellschaftskreise sassen abgetheilt, wie die Curien im Landhause: Hochadel, Ritterstand u. s. w. Vor Jahrzehnten noch pflegten grosse Herren die Musik in ihren Palästen. Haydn, Mozart und Beethoven liessen Quartette und Sonaten oft zuerst in den Wiener Salons aufführen und die Widmungsblätter der Noten bilden ein Ehrenverzeichniss der Musikfreunde. Damals sah man darauf, dass nicht nur Blumen, sondern auch Geistesblüthen den Empfangsraum zierten. In dem letzten Jahrzehnte vor 1848 hörte man die Klänge guter Kammermusik fast gar nicht mehr in Wiener Palästen. Auch gegen Literatur und Kunst verhielt sich der Hochadel, abwehrend wäre zu viel gesagt, aber doch ohne regen Antheil. Dass man Schriftsteller oder Künstler in den Salon geladen hätte, ist uns nicht bekannt und doch gehörten zwei Dichter selbst dem Adel an: Graf Anton Auersperg und Freiherr Münch-Bellinghausen. Einer, Graf Auersperg, stand sogar an der Spitze der geistigen Bewegung in Oesterreich. Beide Dichter hielten sich aber fern von dem geselligen Verkehr des Hochadels und schufen sich ihre Umgebung. Man kann von einem reichen, anregenden und mannigfach fördernden Salonleben des Wiener Adels, wie ein solches in Paris bis zum Ausgange des zweiten Kaiserreiches blühte, kaum sprechen. Indessen gab es einzelne Wiener Häuser, welche einen Weltruf besassen, vor Allem die Salons des Fürsten Metternich und der Fürstin Eleonore Schwarzenberg.

Die Fürstin war eine zierliche, geistig und körperlich frische, lebhafte, fast schöne Frau; das Blendende wurde durch das Einnehmende ersetzt. Wie ein Frühlingswind, der Rosenblätter zuführt, wirbelte die Rede der Fürstin, einer leicht bewegten und beweglichen Blondine mit dem Temperament der heissesten Brünette. Fürstin Schwarzenberg empfing natürlich auch vorzugsweise und mit Vorliebe ihre Familie, fast der ganze Hochadel war ja verschwägert; aber ihre Salons öffneten sich gerne Celebritäten, Damen und Herren von Ruf, besonders Reiseschriftstellern und Schriftstellerinnen, die ihr von Hochstehenden empfohlen wurden. Der Salon der Fürstin Schwarzenberg ist deshalb in zahlreichen Büchern verewigt. Grillparzer, Halm und Lenau aber haben ihn wohl nie betreten. Die Fürstin war eine prachtliebende Frau und hat Schloss Frauenberg in Böhmen mit Zier aller Art angefüllt; leider fiel die Jugendzeit der Dame in eine Epoche, deren Geschmack noch nicht durch die »Wiener Renaissance« veredelt worden war. Dort hielt sie Hof im Sommer, in ihrem Wiener Palais im Winter. Zur Zeit des Fürsten

Felix Schwarzenberg waren die Salons von politischer Atmosphäre erfüllt, aber ruhmvolle Krieger blieben die Helden der Fürstin und der die letzten Lorbeeren gepflückt, legte ein Blatt zu den Füssen der schönen Frau. Von Radetzky bis Tegetthoff erzählten Alle von den Gefahren, die sie bestanden zu Lande und zur See. Die Fürstin war eine patriotische, aber auch eine stolze Frau und wehe Dem, der an das Haus Schwarzenberg getastet hätte. Das Wort Schmerling's, welches den Fürsten Carlos Auersperg als ersten Cavalier Oesterreichs bezeichnete, fand ein stark tönendes Echo in den Räumen des Palastes auf dem Wiener Mehlmarkte und fortan standen die Schwarzenberge rechts, die Auersperge blieben auf ihrem Platze.

Noch mehr Weltsalon war jener des Fürsten Metternich, ob dieser im Ministerium auf dem Ballplatze residirte oder im Parke des kleinen Gartenhauses der Vorstadt Rennweg — »parva domus magna quies« stand über der Thüre — Frühlingsfeste gab. Fürst Metternich, der Staatskanzler, war scheinbar ganz und gar nicht ausschliessend; aber bedeutend oder interessant musste man sein, wenn man empfangen werden wollte. Es bestand für diese Ausgezeichneten die stille Verpflichtung, dem Fürsten etwas Neues zu sagen oder zu zeigen. Fürst Metternich wusste Jeden zu gewinnen, wenn er wollte, zu hören und noch besser zu antworten, manchmal auch durch Schweigen. Dass Alle, die Europa regierten oder beherrschen halfen, durch Schwert oder Feder, im Salon der Fürstin Melanie, der schönen Frau des ältlichen Ministers, erschienen, war natürlich; aber auch Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, welche dann ihre Werke vorlasen, vollendete Bilder oder, wenn sie von fernen Reisen zurückkehrten, ihre Skizzen vorzeigten, wurden hie und da geladen. Baron Hügel, der Botaniker und Reisende im Oriente, der zuerst in Wien die Cultur exotischer Pflanzen einbürgerte, ein grosses Treibhaus in Hietzing baute, füllte und Ausstellungen daselbst veranstaltete, war Hausfreund bei Metternich. Ebenso der absonderliche Chevalier Montenegro, ehemals Attaché der spanischen Gesandtschaft, ein kleiner, schwarzer, eleganter Mann, der mit einer Art von Wildheit viel Distinction verband und am meisten durch ein Duell mit Baron Hügel von sich reden machte. Für die Gesellschaft Wiens war es ein Ereigniss ersten Ranges, dass aus Bekannten Feinde wurden; aber in jenen Kreisen ist ein rasches Wort oft Grund, dass man sich auf dem grünen Rasen, wo man sonst Veilchen gepflückt, mit den Waffen in der Hand gegenübersteht. Wer eine Angelegenheit in Wien zu fördern hatte, suchte die Unterstützung

des Fürsten oder der Fürstin dadurch zu gewinnen, dass er ihr Interesse für seinen Plan zu erwecken sich bemühte. So erschien jener englische Officier, welcher die Ueberlandpost ins Leben rufen wollte, was ihm auch gelang, eines Abends, den reich mit Früchten beladenen Zweig einer Dattelpalme in der Hand, im Salon der Fürstin Metternich und erntete später die Früchte des guten Einfalls, zu zeigen, dass man auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege vom Oriente nach Wien in kürzerer Zeit gelangen könne.

Diese Kreise der Gesellschaft athmeten ruhig, wie im Schlafe. Sie sonnten sich im Glanze ihres Reichthums und ihrer Schönheit. Nie wieder sah man einen solchen Verein weiblicher Anmuth und männlicher Kraft. Das reine Blut stand in Blüthe. Wenn man die dunkle, kleine Gräfin Nako mit den grossen Augen, aus denen Sterne leuchteten und an ihrer Seite die blonde, seidenhaarige Gräfin Ugarte, mit den Rosen auf den Milchwangen, aus einer Loge die Versammlung mustern sah und in einer andern die Grafen Edmund Zichy, Arthur Batthyany und Otto Chotek, sie erschienen fast immer zusammen, die Damen betrachtend, jene im Zuschauerraume und die auf der Bühne, so konnte man kaum den Blick von ihnen abwenden. Die Gräfin Nako eine Ungarin, Gyertjanfy nannte sich ihre Familie, war eine gute Pianistin und spielte hinreissend Csardas. Manchmal liess sie Zigeunercapellen nach Wien kommen, dirigirte sie zu ihrer Schönheitsgenossin und da hämmerte und tollte es abwechselnd im wasserreichen, vom Monde erhellten Parke von Schönau, wo die schöne Gräfin Ugarte im Sommer wohnte, als ob Puck und Titania nebst Zettl und Genossen ihr bezauberndes Unwesen trieben: Das waren die lustigen Frauen und Herren von Wien. Kriehuber hat sie lithographirt, im Bilde verewigt, Alle, die schönen drei die Mode angebenden Grafen, die wir genannt, auf einem Blatte, das zu seinen gelungensten gehört und nur an geistiger Bedeutung von der Gruppe Lizst am Claviere, umgeben von seinen Freunden, Kriehuber selbst, nachdenklich in der Ecke, den Zeichenstift in der Rechten haltend, übertroffen wird. Der Künstler war, als er Lizst zeichnete, bei seines Gleichen, aber auch im Kreise der Cavaliere, von diesen nicht zu unterscheiden. Sein interessanter Beduinenkopf sass auf der Gestalt eines stets modisch gekleideten Lebemannes.

Ruhiger noch war das Geistesleben anderer vornehmer Kreise. Als ob der Quietismus des Salons nicht voll genügt hätte, wandten sie sich einer Art von literarischem Trianonspiele zu. Sie verbrachten nur den Herbst in Ischl, denn damals galten noch die Alpen

im Sommer, des Regens wegen der nie ausbleibt, für unbewohnbar. Die Bewunderung der Natur übertrugen sie auf die Bewohner des Hochlandes und schwelgten den Winter über in der Erinnerung an Zitherklang und Jodlergesang. Für diese bukolische Stimmung, die ja hie und da heute noch sich ungebundener Sprache bedienende Vertreter besitzt, fanden sich der Poet und seine Muse in Alexander Baumann und Mathilde Wildauer. Baumann war ein eleganter, liebenswürdiger Gesellschafter von besten Umgangsformen, einer der Ghelen'schen Erben, die lange Zeit hindurch das Privilegium hatten, die Wiener Zeitung herauszugeben, bemittelt und auch als Beamter nicht ohne Einkommen. Er spielte vortrefflich die Zither, schrieb nette Gedichte und witzige Prosa im Dialekte, setzte seine Liedertexte in Musik und besang echt und gar nicht schlecht, die Herrlichkeit der »alpinen Natur«, wie man heute sagt und der dieselbe zierenden Sennerinnen, Jäger, Wilddiebe, Holzknechte und gemüthlichen alten Hüttenbesitzer. Anmuth und Tugend waren nur im Hochgebirge zu finden, man theilte die Schöpfung in Flachland und Alpengebiet, und so musste die Ischler Luft nach Wien zur Verbesserung der Moral und Salonatmosphäre, als eine Art von moralischem Coniferensprit, vielleicht auch als besänftigendes Einschläferungsmittel. Es hiesse Alexander Baumann unrecht thun, wollte man ihn gering schätzen, ihn nur als Salon-Ausseer behandeln, weil er Abend für Abend in den Salons seine Lieder zum Klang der Zither sang und die Damen des hohen Adels in Entzücken versetzte. Baumann war eben eine überaus liebenswürdige Natur, er schlug nie eine Einladung aus, wenn er wusste, dass er seine sehr hoch und oft auch minder hochgestellten Nebenmenschen erfreuen konnte. Baumann's Hauptvorzug, im Gegensatze zu Baron Klesheim, der den Dialekt als Erwerbsquelle aussog, war seine makellose Uneigennützigkeit und sein ehrliches, jeder Sentimentalität abholdes Ober-Oesterreicherthum in der Kunst. Lange ehe das Salzkammergut in die Mode kam, hatten junge Wiener Schöngeister in Ischl und Aussee Feriencolonien gebildet und die Sommermonate daselbst zugebracht. Zu ihnen zählten: Prantner — der hochbegabte Romanschriftsteller, Verfasser der Dissolwing-views — Adolf von Kriegs-Au u. s. w. Sie Alle waren feine, sinnige Beobachter, die hie und da, die Dichter nämlich in ihrer Reihe, manche Studie nach der Natur später mit Glück verwendeten; Alexander Baumann aber lebte literarisch hauptsächlich von dem Hochwild-Revier. Zuerst spielte und sang er allein nach den Diners, zu welchen er geladen wurde, stets als Gleicher unter Gleichen, dann fand er sich mit Mathilde

Wildauer, der schönen, blonden Burgschauspielerin, zusammen, entdeckte ihre Stimme und ihren reizenden Dialekt, dem sie auf den Universitäten in Ischl und Aussee den echtesten oberländischen Klang gegeben hatte und sie sangen Duette. Die Krönung dieser Kunst war Baumann's: »Das Versprochene hinter'm Herd«. Nun war mit einem Drama der Gipfel erstiegen und nach langjährigem Wandern im Dienste der Wohlthätigkeit von einem Vorstadttheater zum andern erzwangen Mathilde Wildauer durch die ganz ausserordentliche künstlerisch veredelte Naturtreue in Wort und Gesang und Baumann durch seine Beliebtheit bei aller Welt die Aufführung des Singspieles im Burgtheater. »Denn auf der Alm da gibt's kein Leid!« Dem »Verschwender« Ferdinand Raimund's blieb dieses Theater bis heute verschlossen.

Die Friedensstille und Leichtlebigkeit, welche in den vornehmsten Kreisen herrschte, umfloss, scheinbar, auch den niederen Adel und Bürgerstand, die Beamten, Geldmänner, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Schriftsteller. Das gesellige Leben war in allen diesen Kreisen rege und angenehm. Fast jeder Bemittelte führte offenes Haus. Es war leicht in Wiener Familien Zutritt zu erhalten, für Einheimische und Fremde. Die Bekannten unserer Bekannten sind uns willkommen. Das war Grundsatz. Wenn man zur Faschingszeit einen Hausball abhielt, sandte man förmlich Werber aus, welche sich der flinksten Tänzer versicherten. Die Vorstellung derselben erfolgte erst am Abende des Festes bei den Klängen der die Instrumente stimmenden Musikanten. Man wurde freundlich aufgenommen, und fühlte sich sofort heimisch. In Gast- und Kaffeehäusern knüpften sich leicht Bekanntschaften an, die in vielen Fällen jungen Leuten Förderung und Unterstützung verschafften und oft das Lebensglück der Aufstrebenden herbeiführten. Wer in Wien besass, der gab Jenem, dem es fehlte, oft Nahrung, Wohnung und Geld. Wie viele später zu Macht und Ansehen gelangte Männer sind auf den Stufen der Wiener Gutmüthigkeit und Freigebigkeit emporgestiegen. Besonders fand dies durch Einführung von Studenten als Lehrer in Familien statt. Fast die Hälfte der Professoren, Staatsbeamten bis zum Minister empor, haben ihre Laufbahn als Hofmeister begonnen, und Lasser und Giskra erzählten gerne und oft, in bald heiterer, bald schmerzlicher Art die Erlebnisse in ihrer Jugendzeit.

Nicht blos jene Männer, welche einst selbst unbemittelte Studenten gewesen, hatten ein Herz für den armen, aber begabten Nachwuchs, sondern auch Leute aus dem Mittelstande, Kaufherren

und Fabrikanten, die wie alle Wiener grossen Respect vor Wissenden und Gelehrten besassen, nahmen gerne Strebende in ihr Haus auf. Wir erwähnen beispielsweise die Frau eines Fabrikanten der Vorstadt Neubau. Sie und ihr Gatte hatten sich aus dem Arbeiterstande durch Fleiss und Arbeit zur Wohlhabenheit emporgeschwungen, und die Frau liess es sich angelegen sein, als Gesellschafter ihres Sohnes begabte junge Leute aufzusuchen und an ihr Haus zu fesseln. Der thätigen Geschäftsfrau war die Zeit kurz zugemessen, sie erfand deshalb eine eigenartige Methode für ihre Suche nach braven Studenten. Zur Zeit, wenn die Schwalben fortziehen, kamen die Lehrlinge der Wissenschaft aus den Provinzen nach Wien. Der reichste Strom mündete vom Norden her ein, bei der Taborlinie an der Donau. Es waren dies die »böhmischen Studenten«, worunter man zu jener Zeit nicht nur die aus Böhmen, sondern auch aus Mähren und Schlesien verstand. An diese Linie stellte sich die Frau des Fabrikanten und musterte die auf Wägelchen oder zu Fusse Ankommenden. Sie hatte Zutrauen zu ihrer Kenntniss der Physiognomien und hat sich in der That selten getäuscht. Eines schönen Tages kamen zwei kleine, untersetzte, kräftige Jünglinge, mit vollen rothen Backen und kleinen Augen an. Die Gesichter waren so gesund und die Augen blitzten wie geschliffene Steinchen. Diese Jünglinge gefielen der Frau. Sie schritt auf dieselben zu und fragte sie um ihre Heimat, um ihren Namen und ihren Beruf, ob sie wohlhabend seien oder angewiesen, sich durch Unterrichtertheilen Brod verdienen zu müssen. Die jungen Leute, gerührt und erfreut durch diese Theilnahme im fremden Lande, antworteten freimüthig, dass sie arm seien. Und die Frau lud sie und deren Habseligkeiten auf den mitgebrachten Wagen, fuhr mit ihnen in das Fabriksgebäude, sorgte für Unterkunft, Nahrung, Kleidung, gab sich Mühe Familien zu finden, deren Kindern die jungen Leute Unterricht ertheilen konnten, kurz während der ganzen Zeit ihrer Studien, der eine war Mediciner, der andere Jurist, blieb das Haus der Fabrikantensfrau die zweite Heimat der strebsamen, nach Wien aus Böhmen gelangten Jünglinge. Sie haben es aber auch der Frau und deren Familie bis an ihr Lebensende nicht vergessen, was sie an ihnen gethan. Die Frau hiess Bischof und war die Grossmutter der berühmten Sängerin Marianne Brandt, und die zwei jungen Leute von damals hiessen — Skoda, der Eine war der berühmte Professor der Medicin und der Andere der erst kürzlich verstorbene Hofrath. Der Stern der Wiener medicinischen Schule fand noch oft den Weg zum Hause, das zu seiner Grösse

beigetragen und Hofrath Skoda hat, als er seinen letzten Willen niederschrieb, nicht vergessen, wer ihm bei seiner Ankunft in Wien die Hand geboten, und die Enkelinnen der edlen Frau mit einem Legate bedacht.

Ja, Herz besassen die Wiener zu allen Zeiten, besonders aber zu jener Zeit. Nicht nur die gutmüthige Fabrikantensfrau, von der wir erzählten, sondern Beamte und vorzüglich diese geben davon, wenn auch in anderer Form Zeugniss. Wer Student gewesen, wenn er auch nicht Bänder getragen und Schläger geführt, half wieder den Studenten. Die Beamtenschaft Wiens hielt viel auf sich und wurde hoch gehalten. Damals hatte eine Einnahme, welche heute fast als gering gelten würde, grossen Werth. Der Gulden war eine Summe, und ein Hofrath mit einem Einkommen von fl. 4—5000 ein grosser Herr. Er lebte darnach, benahm sich aber auch darnach. Es waren die Ausgangsjahre jener Zeiten, in denen die grosse Kaiserin sagen konnte, sie besolde deshalb einen Hofrath so hoch, damit er standesgemäss leben und eine Equipage halten könne. Die Hofräthe konnten aber auch noch vor dem Jahre 1848 Ross und Wagen ihr Eigen nennen, und bei Gunkel, dem ersten Schneider Wiens, Kleider anfertigen lassen, die ihrer aufrechten Haltung durch fein anschmiegende Formen eine gewisse Vornehmheit verliehen. Man nannte Gunkel damals den Schneider der Hofräthe. Mit einer geringeren Rangstufe der Beamtenschaft hat er sich wohl selten befasst.

Gunkel besass sein Atelier, wie er es nannte, in der Hauptstrasse des alten Wien, dem Graben, im ersten Stockwerke eines Hauses, in dessen Gassenläden Sammt und Seide, Bänder und Modestoffe unter Gewähr bekannter Firmen verkauft wurden. Die Kaufherren, welche in diesen Läden Waaren feilboten, konnten als die Wiener Antonio's, königliche Kaufleute der Hauptstadt Oesterreichs, gelten. Die Handelsherren vom Graben, Kohlmarkt und Stefansplatz waren eine Art Patricier von Wien, hochehrbar, vermögend, würdig und nicht ohne Unternehmungsgeist. Wir nennen die Namen Artaria, Gerold, Arthaber, Szontag, Hornbostel und wie sie hiessen, die Buch- und Kunsthändler, Goldarbeiter und Modewaarenverkäufer Wiener Ursprungs und Fremde, die sich aber, vor Jahren schon in Wiener Farbe getaucht, stets als echt erwiesen haben.

In den Vorstädten allerdings war der Reichthum des Bürgerthums, der Fabrikanten, seit längerer Zeit empfindlich gesunken. Das Prohibitions-System, welches jede fremde Waare ausschloss, hatte wesentlich dazu beigetragen, dass sich gewisse Industrien in

Wien rasch entwickelten und die Fabrikanten bereicherten. Arme Arbeiter wurden reiche Fabriksherren durch Erzeugung von Sammt und Seide, Shawls, besonders aber Seidenbändern. Es gab manchen intelligenten und sparsamen Mann in der grossen Reihe dieser Fabrikanten. Die erste Generation hielt auf Einfachheit; gewöhnt an die Arbeit der eigenen Hände und des eigenen Kopfes, stellte sie geringe Ansprüche an das Leben; aber schon die Söhne und Töchter wuchsen zur Ueppigkeit, zum Hange nach Wohlleben auf. Der Mann der Arbeit bleibt oft strenge gegen sich, aber er wird nachsichtig gegen seine Kinder. Und sie waren ja reich, die Wiener Fabrikanten, warum sollten deren Kinder nicht geniessen, was ihnen Freude machte! Das eine Seidenkleid, die Goldhaube, die sechs Reihen Kropfperlen um den Hals, mit einer Diamantenschliesse befestigt, das Um und Auf von Glanz und Schmuck einer alten Wiener Bürgersfrau, genügte den Töchtern der Fabrikanten der Wiener Vorstädte Neubau, Mariahilf und Schottenfeld nicht. Waren sie doch zwischen Bergen von Sammt und Seide in der Fabrik aufgewachsen, am Sonntag mit den Werkpferden nach dem Prater gefahren, hämmerte doch nebenan der Goldarbeiter. Das Alles mussten sie jetzt haben an jedem Tage, zu jeder Stunde. Die Söhne liessen es sich genügen, in der Fabrik hie und da aufzutauchen und nachzusehen. Den grössten Theil des Vormittags, des Nachmittags und des Abends verbrachten sie aber in Kaffee- und Gasthäusern, im Tanzlocale und im Theater. Das waren die Cavaliere der ausserstädtischen Lebenskreise. Die Bezeichnung »Fabrikantensohn« oder »Hausherrnsohn« war eine Art von ungeschriebenem, aber fast vollwichtigem Adelsbrief. Das ging so fort, bis eines Tages die Gesetzgebung des Staates geändert wurde, und mit einem Schlage die Modestoff-Industrie die Concurrenz des Auslandes nicht ertragen konnte. Statt sich anderen Productionszweigen zuzuwenden, arbeiteten die Fabrikanten in gewohnter Art weiter, so lange es ging, so lange sie noch etwas zuzusetzen hatten vom Erworbenen und Ersparten, von Häusern, Villen und Gütern, dem Vermögen in der Casse, dem Sparpfennig in der Büchse. Sie harrten, eigensinnig oder unfähig zu rascher Wendung am Webstuhle, über den die Zeit hinweggegangen war, aus, und klagten Alle und Alles an, nur nicht die eigene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit. Trotz dieser Fehler ist viel Talent und mancher edle Charakter in dieser Industriekrise zu Grunde gegangen. Der Apollosaal, ein Wunder von Wien, und das Gasthaus »Dommayer« in Hietzing, wo die Bälle und Hochzeitsgelage dieser Gesell-

schaftskreise gefeiert wurden, sind von dem Schlage, dem ihre Gäste unterlegen waren, gestreift worden. Der Ballsaal versank, und Dommayer wurde bescheiden.

Die Welt des Geldreichthums war damals noch wie heute eine Welt für sich. Die Salons der Bankiers wiesen eine eigenartige Zusammensetzung auf. Während in den Comptoirs Herren der Aristokratie öfter zu erblicken waren, da zu jener Zeit die Aufnahme von Darlehen zumeist durch Ausgabe von Lotterie-Papieren erfolgte, ein Geschäft dessen Abschluss langdauernde und mannigfache Unterhandlungen erforderte, vermisste man des Abends in den hell erleuchteten Sälen der Geldbarone und Finanzedelleute die Majoratsherren fürstlicher oder gräflicher Häuser. Ab und zu glänzte ein hoher Herr durch seine Anwesenheit, wenn die Dame des Hauses, welche am Theetisch den duftenden, belebenden Trank darbot, zu jenen Frauen orientalischer Abstammung gehörte, die, wenn sie schön sind, den ganzen Zauber des vollendeten Weibes entfalten. Und an solchen Frauen hat es der Finanzwelt Wiens nie gefehlt. Der Schönheit gesellte sich, wenn auch nicht mehr so häufig wie zur Zeit des Wiener Congresses, doch noch immer hie und da Geist hinzu, Grazie selten. Von den Frauen, welche mit Madame Herz und der Rahel-Varnhagen in Berlin in geistiger Schwesterschaft verbunden waren, zierte allerdings nur mehr eine geringe Anzahl die Palais Fries, Arnstein, Pereira, Eskeles u. s. w., aber aus den Frauen tönte doch noch die Sprechweise und die Geistesart der hohen Schulen Berlins und Frankfurts, welchen Städten die Mehrzahl der Wiener Bankiers entstammte. Die Sprache der Schlegel und Varnhagen's, des Prinzen Louis Ferdinand und Wilhelm v. Humboldt's schlug noch als letzte Welle der geistigen Bewegung der Goethe'schen Periode an das Ohr, während die Männer, stark beschäftigt und im Salon von fast ostentativer Bescheidenheit, sich im Hintergrunde hielten und statt im Sprechzimmer ihren Platz im Spielzimmer suchten. In diese Kreise fanden auch einzelne Schriftsteller Zutritt, wenn sie entweder dem Adel angehörten, zur geistigen Anregung und Unterhaltung in beliebter Form ihren Theil beitragen konnten, wie Castelli und Baumann, oder wenn man, wie an Eduard von Bauernfeld, die böse Zunge fürchtete. Einer der in diesen Salons beliebtesten »Schriftsteller-Edelleute« war Josef Christian Freiherr v. Zedlitz. Eine Falstafffigur von feinen und liebenswürdigen Umgangsformen, galt er in vielen Dingen als eine Art Orakel. Er hatte als Soldat Proben von Tapferkeit abgelegt. Er war ein Alt-

österreicher ohne Furcht und Tadel und österreichisch gesinnt sein galt ihm als Inbegriff seiner Lebensaufgabe. Zedlitz besang die Armee. Er lobte die Regierung in der »Allgemeinen Zeitung« nach im auswärtigen Amte empfangenen Instructionen. Auch auf diesem Felde scheute er vor keinem Streite zurück, den er tapfer mit der Feder auskämpfte.

Zedlitz war Gast ebenso bei dem Fürsten Metternich wie bei der schönen, hohen, schwarzlockigen Baronin Eskeles und bei der alten Freifrau Pereira, der Letzten des Hauses Arnstein. Zedlitz galt mit Recht als grosser Kenner guter Tafel und werthvollen Kellers. Er nahm mit Vergnügen Einladungen zu Diners an, noch besser speiste man aber bei ihm im kleinen Kreise, dem oft die Herzogin von Accerenza, da Zedlitz' Appartements keine Hausfrau zierte, vorsass. In pikanten Saucen konnte es Zedlitz mit dem alten Dumas aufnehmen, wenn auch seine Stücke nicht jenen Erfolg hatten wie die des französischen Negerabkömmlings, und in der Art, die neapolitanischen Nudeln zu einem Festessen für die Grossen und Schönen der Erde zuzubereiten, konnte es der Autor des Gedichtes »Die Nächtliche Heerschau« mit dem Componisten des »Barbier von Sevilla«, Rossini, vielleicht aufnehmen. Zedlitz war der Sachverständige in allen Fragen von Küche und Keller in den Häusern der Finanzaristokratie, ein Name, der übrigens zu jener Zeit noch nicht gang und gebe war. Ehe daselbst eine neue Köchin den Dienst antrat, musste sie ein Probeessen zubereiten und die Entscheidung darüber, wie hoch deren Wissenschaft oder Kunst reiche, ruhte auf Zedlitz Zunge. Wenn er zum Schluss der Tafel sein Glas erhob und der Hausfrau mit seinem runden, doppelkinnigen Antlitz freundlich, fast glückselig zunickte, so hatte die Köchin gesiegt, wenn Zedlitz ernst, ja trübsinnig dreinsah, war sie verloren wenigstens für dieses Haus. Eines Abends erschien Zedlitz in einem dieser Häuser zu einem derartigen Probeessen und da es sich eben fügte, dass auch ein jugendlicher Erzieher für die Knaben und Töchter eines Familienmitgliedes gewonnen werden sollte, so bat man Zedlitz, mit dem schüchternen Pädagogen, der selbst noch eines Hofmeisters bedurft hätte, ein Gespräch anzuknüpfen und ihn auf sein Wissen und sein Benehmen zu prüfen. Zedlitz unterzog sich lächelnd auch dieser Aufgabe. Sie musste nicht vollständig zu Ungunsten des Jünglings ausgefallen sein, denn nach dem Diner wurde nebst der Köchin auch der, wie er selbst fühlte, recht unreife Erzieher aufgenommen. Den Reiz der nach den Mahlzeiten stattfinden-

den Soiréen bildeten ab und zu berühmte Virtuosen, welche sich eben in Wien aufhielten. Lizst stürmte oft im Hause der Baronin Eskeles und auch der aristokratisch vornehme Thalberg, das Seitenkind eines österreichischen Fürstenhauses, liess zierlich und anmuthig seine Hände über die Instrumente Stein's und Streicher's gleiten. Die Soiréen des Banquiers Baron Sina, die er während der italienischen Saison veranstaltete, waren berühmt und die Sänger aus Welschland lobten die Freigebigkeit des griechischen Geldmannes. Das Haus Geymüller, ehedem ein Mittelpunkt reichen geselligen Verkehrs, war bereits geschlossen. Baron Anselm Rothschild hatte nicht den Ehrgeiz, sich als Gastgeber einen Namen zu machen und Herr Meyer (Stametz-Meyer), der aus Baiern nach Wien gekommen war, wohl nicht die Gabe, einen Kreis um sich zu bilden, was seiner Gemalin indessen später wohl gelang. Eine besondere Physiognomie trug der Salon des Banquiers Walter; er war politisch angehaucht und Franz v. Pulszky fand dort die geistvolle Therese, seine Gemalin.

Wir haben fast alle Häuser genannt, welche in dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit eine glänzende Rolle spielten, alle Kreise derselben erwähnt. Vereinigt konnte man sie, wie bereits erwähnt, im Prater sehen und in der italienischen Oper. Die letztere bot damals in Wien das Beste, was man hören und sehen konnte. Wien hatte eine Frühlings-Stagione von drei Monaten. Es hörte die Malibran und die Pasta, die Grisi und Persiani, Lablache und Tamburini, Rubini und Poggi, es sah die Tänzerinnen Marie Taglioni, Cerito und die anmuthsvolle Tochter Wiens, den holdesten Sprössling des ehemaligen Wiener Ballets, Fanny Elssler, welche Gentz in Goethe'scher Prosa liebevoll feierte. Rossini, Bellini, schliesslich Donizetti schrieben Opern für Wien. Jährlich wurde ein neues Werk des eben in der Mode stehenden italienischen Componisten aufgeführt. Wien entschied damals in Opernsachen wie auch im Drama — von letzterem werden wir später sprechen — über Leben und Tod eines Werkes. Es gab den Ton an in Theaterdingen, zahlte gut, verstand zu hören und zu jubeln, aber auch zu vernichten. Der erste Abend der italienischen Saison, die erste Aufführung einer neuen Oper boten Schauspiele, wie sie heute nicht mehr in Wien vorkommen. Es war eine Spannung in der Atmosphäre, als ob ein künstlerisches Gewitter niedergehen sollte. Voller Erregung, voller Theilnahme fieberte Jedermann und die Künstler mit. Der Vorhang hob sich, ein Sänger oder eine Sängerin betrat

die Bühne. Todtenstille. Keine Hand regte sich. Man hielt den Athem zurück, die Augen starrten unverwandt und nur ein leises Lächeln, das über die Züge glitt, ein verständnissvolles sich nach rechts oder links zum Nachbar Wenden, ein Nicken mit dem Kopfe brachten die ersten Urtheile, die da sagten: Ja, oder nein! Nach vernommenen vier oder fünf Tönen war eine Stimme gewogen und gerichtet, nach der ersten Arie ein Sänger verurtheilt oder in den Himmel gehoben. Und so war es bei den Arien- oder Ensemblestücken, welche neue Opern brachten. Man ahnt heute in Wien nicht, wie flammend der Enthusiasmus damals emporschlug, selbst wenn man den Spectakel abrechnet, welchen die in Wien zahlreiche Mitglieder zählende italienische Compagnie anhob. Man konnte genau unterscheiden, was Wien gefiel und was die Italiener auf der letzten Gallerie durch ihre welschen Rufe und ihr südlich stürmisches Händeklatschen durchsetzen wollten. Man verlangte viel in Wien, erwies sich aber auch dankbar, entzückt und oft verzückt; besonders im Salon der Frau von Joëlson, welcher sich der Specialität erfreute, dass man daselbst die italienischen Sänger in der Nähe hören und sehen konnte. Die Wiener waren in der Oper fast zu Italienern geworden, und als Musik galt damals hauptsächlich nur die italienische. Der deutsche Ton war in den höheren Gesellschaftskreisen fast völlig verklungen, gänzlich aus der Mode gekommen. Die sinnliche Musik Italiens stimmte zu dem rein sinnlichen Leben der vornehmen Gesellschaft Wiens.

Einen grösseren Contrast, als jenen, der während der italienischen Saison in Wien zwischen dem Opernhause und der Bühne in der Leopoldstadt bestand, kann man sich nicht vorstellen. Dort das Ausländische, hier das örtlich Städtische, dort die dem Wohlklange der Stimme, der italienischen Melodie und der Unnatur des damaligen musikalischen Dramas ausschliesslich geweihte Stätte, hier in dem alten, finsteren, unbequemen Hause der wienerische Humor und Scherz, der in gerader Linie von der improvisirten Komödie und dem Hanswurste abstammte. Obwohl das Volksstück durch den Zauberring Raimund'scher Poesie hindurch gegangen war, liess es nur geringe Spuren solch künstlerischen Einflusses wahrnehmen, ja, es schien zu der Form der vorraimund'schen Wiener Posse zurückgekehrt zu sein. Ein Band gab es indessen, das vom Kärnthnerthor-Theater zu jenem in der Leopoldstadt reichte. Die Volksbühne hielt der italienischen Oper den Spiegel vor und zeigte im Zerrbilde die Einseitigkeit und Manierirtheit der wälschen Oper in Wort, Gesang und Spiel. Johann

Nestroy hiess der Satyriker, welcher faunartig im Leopoldstädter Theater herrschte, im ehemaligen Kasperltheater Wiens. Nestroy war der Nachfolger Raimund's, aber dessen entschiedener Gegensatz. An die Zauberhülle der Raimund'schen Stücke anfänglich anknüpfend, brannte Nestroy's ätzende Laune die Form bald durch und seine Gestalten grinsten, wenn sie lachten. Er schuf gleichsam die Satyrspiele zu den Dichtungen des grossen Wiener Volkspoeten.

Raimund war der Grillparzer der Wiener Volksbühne, und Beider Art stammte von den spanischen Dichtern her, mittelbar oder unmittelbar. Spanisches Wesen hatte sich in der Wiener Atmosphäre erhalten, die Wiener Hofbibliothek barg Schätze der spanischen Literatur, welche von Schreyvogel-West, Grillparzer und später Halm mit redlichem Bemühen gehoben und verwerthet wurden. Es ist nicht leicht nachweisbar, auf welchem Wege die spanische Dichtung auf Raimund Einfluss genommen hat, in der Luft allein mag derselbe nicht gelegen sein, aber er ist unverkennbar vorhanden. Die Aehnlichkeit zwischen Grillparzer's »Traum ein Leben« und Raimund's »Zaubermärchen« ist nicht nur der Form, sondern auch dem Texte nach so gross, dass der geistige Zusammenhang ausser Frage steht. Wahrscheinlich ist Raimund in seiner Jugend ein eifriger Besucher des Burgtheaters gewesen und sein Talent hatte sich in dem spanischen Zaubergarten rasch und reich entwickelt. Er dichtete, als ob die Spanier seine Ahnen gewesen wären. Trotzdem blieb er im Kerne eigenartig. Er reichte zu voller Höhe der Künstlerschaft, wenn er sich auf den realen Boden, gut österreichischen Grund stellte und seine Nebenmenschen schilderte. Da war er im besten Sinne wienerisch. Man kann Cheristane und theilweise auch Flotwell preisgeben, aber Valentin und Rosa mit ihrem reichen Kindersegen, Wiens Adam und Eva, sind Urmenschen der grossen Donaustadt. Raimund hat das Herz des Wieners wie ein Naturforscher klargelegt. Sein Wiener ist gut und edel, aber etwas empfindsam. Der Valentin spricht raimundisch raunzend, in der Manier des grossen Volksdichters und des grossen Kunstdichters Grillparzer. Es sei gestattet, an dieser Stelle den gleichen Grund und Boden, dem Grillparzer und Raimund angehörten, auch für die Wiener Genre-Maler Kraft, Fendi, Danhauser und Waldmüller zu beanspruchen. Bei Raimund's »Verschwender« und Danhauser's »Prasser« und »Klostersuppe« ist der Genius Wiens in edelster Gestalt Gevatter gestanden. Der Bettler Raimund's und jener des Danhauser'schen Bildes, welcher an dem Portale der Kapuzinerkirche bettelnd den Suppennapf hinhält, sind so verwandte

Gestalten, wie der Flottwell des grossen Schauspieldichters und der Verschwender Danhauser's. Zu diesem sass der schöne blonde Wiener Maler Cramolini Modell. Realisten waren beide Künstler, aber welch vornehmer, schöner, edler Art! Sie schufen Werke, die nicht betrübten, nicht Beklemmung hervorriefen und die Freude am Leben nicht annagten; sie ergötzten, sie erfreuten, sie erhoben, sie gaben zu denken und zu fühlen.

In der Zeit, als Raimund nicht mehr war und Niemand weit umher, der seine Nachfolge weder als Schauspieler noch als Dichter hätte antreten können, tauchte plötzlich die lange, hagere, aus kleinen schwarzen Augen scharf blickende, den breiten Mund und das spitz hervortretende Kinn grinsend verzerrende Gestalt Johann Nestroy's auf. Sie schien zu fragen: was steht denn Wien zu Diensten? Das war der Mann, der sich über Gott und die Welt, wie man in Wien zu sagen pflegt, lustig machte. Hatte er eine Mission? Vielleicht! Die lammfrohe Gemüthlichkeit drohte das Gedankenleben in Wien zu ersticken. Da erschien Nestroy's verneinender Geist; er musste verhöhnen, er konnte nicht anders. Raimund's talentlose Nachfolger und Nachahmer hatten sich dem weinerlich Empfindsamen, krankhaft Klagenden überlassen. Der Schnitter Nestroy fand Unkraut in Fülle für seine Sichel. Er schien gesendet zu sein, um reine Luft mittelst Spott und Satyre zu schaffen. Nestroy war in erster Reihe Satyriker. Seine Phantasie konnte in eine Nussschale geschlossen werden; thatsächlich hatte er kaum zu einem seiner Stücke den Stoff erfunden und in französischen und deutschen Romanen und Novellen die Handlung gesucht, die er mit dem eindringlichen Knallen seines Sarkasmus und dem Schellengeklingel seines Witzes begleitete. Auch die italienische Oper war dem Manne, der in seiner Jugend sich als Sänger bewährt und in den Sarastro vertieft hatte, herzlich zuwider. In viele seiner Stücke legte er Gesangs-Quodlibets ein, welche die italienische Gesangsmanier grausam verspotteten. Nestroy brachte Wien dahin, dass es über die Triller der sterbenden Helden zu lachen begann. Die zerstörende Mission, welche dem Dämon Nestroy's geworden, hat er getreulich erfüllt; als er vom Schauplatze abtrat, war das Wiener Volkstheater in seinen Armen todt. Es lebte in literarischem Sinne erst wieder auf, als das grosse Talent Anzengruber's, des Pessimisten in der Reihe der Wiener Volksdichter, sich stark und energisch Bahn brach. Raimund, Nestroy, Anzengruber waren die Kinder ihrer Zeit und sie wurden die Männer ihrer Zeit. Wiens Entwickelung spiegelt sich in ihrem Wesen, in ihren Werken.

Alle komischen Erscheinungen auf dem Theater sind auf zwei Grundtypen zurückzuführen: die Dicken und die Dünnen, um einen von Anastasius Grün im anderen Sinne gebrauchten Ausdruck anzuwenden. War Johann Nestroy die hohe, schlanke, magere Erscheinung, das zersetzende Element, so konnte Wenzel Scholz, der kleine, gedrungene, dicke Komiker mit dem grossen Kopfe und den rothen Wangen als Bild des Wieners bajuvarischer Abstammung gelten, des gutmüthigen und behäbigen, etwas schwer beweglichen, sesshaften Wiener Bürgers aus der Vorstadt. Quecksilber und Blei nebeneinander; so glänzten, so gaben sich die Beiden. Man lachte über Wenzel Scholz's Erscheinung und die drastische Art, mit der er selbst wahrhaft kindliche Scherze durch trocken-drolliges Wesen annehmbar zu machen verstand; man lachte über das, was Nestroy sagte, wie er es sagte und die Kunst, mittelst welcher er seinem Gesichte, aus dem übrigens jeder Zeit dieselben Tollkirschen-Augen stachen, eine der Rolle entsprechende, immer aber etwas fratzenhafte Maske zu geben verstand.

Nestroy auf der Bühne musste den Glauben erwecken, man habe es mit einem vollendeten Cyniker zu thun, einer Art von Mephistofeles der Leopoldstadt. Wie sehr war man aber überrascht, wenn man den Mann in seiner Wohnung als den bescheidensten und schüchternsten Menschen erkannte. Und dieses sein Wesen war nicht gemacht, es war eine Seite des reichen aber widerspruchsvollen Organismus dieser grossen Künstlernatur. Es gab in Nestroy's Laufbahn Zeiten, es waren dies jene des stärksten politischen Druckes, das erklärt viel, wenn nicht Alles, während welcher er auf der Bühne die schrecklichsten Zweideutigkeiten an das Publicum brachte. Auf dem Theater staken alle Teufel in seinem Leibe und hüpften aus seinem unfläthigen Munde: in seinem Zimmer trat uns Nestroy nicht nur als fast unterwürfig bescheidener, sondern auch liebenswürdiger, gelehrter und belehrender Mann entgegen, der, wenn er zu fliessendem Sprechen gebracht worden war, die vom Theater entlegensten Gebiete am liebsten betrat. So war es ihm Herzensfreude, zwei riesiggrosse, an der Basis glatt geschliffene Ammoniten aus dem Untersberger Gebiete vorzuzeigen, die er selbst ausgegraben und als kostbaren Schatz, auf eisernen Gestellen, zu eigenem Ergötzen und zur Bewunderung Jener, die ihn besuchten, aufgestellt hatte. Sie befinden sich jetzt in einem öffentlichen naturhistorischen Cabinete Wiens. Nestroy war der gefälligste Mensch, der nie für sich selbst etwas beanspruchte, und jedes Lob, das man ihm spendete, fast mit

einer Art von Beschämung aufnahm. Sein Theater und sein Haus, höchstens hie und da das Kaffeehaus, waren allein die Orte, in denen man Johann Nestroy sehen konnte. Der Mann, welcher so grossen Einfluss auf den Geist der Wiener Gesellschaft genommen, für das, was man gesellschaftliches Leben nennt, war er nie zu haben.

Die Bedeutung, welche Nestroy und Scholz für das Wiener Volksstück hatten, erreichte keiner der übrigen viel genannten Wiener Schauspieler, weder Carl, der als Staberl doch eigentlich nur ein vielbewunderter Schwadronär war, noch Rott, ein nicht ebenbürtiger Nachfolger Raimund'scher Darstellungsweise, noch Carl Treumann, lediglich ein Virtuos des Körpers und der Zunge, dessen Hauptkunststück darin bestand, »verschiedene Gestalten« anzunehmen, wie man damals sagte, was im Wesentlichen darauf hinausging, dass er in kürzester Zeit verschiedene Costüme zu wechseln verstand.

Die ersten Vorstellungen im Carltheater fanden, gleich jenen in der italienischen Oper, vor einem gespannten, kampfbereiten Publicum statt. Wien hatte damals Zeit und Lust, wochenlang darüber zu sinnen und zu rathen, welcher Art die Couplets in einem neuen Nestroy'schen Stücke sein würden und ob das Stück, welches Scholz zu seinem Benefice wählte, wie dies fast regelmässig der Fall war, dem Untergange geweiht sei. Man machte die schlechte Wahl dem armen Scholz zum Vorwurfe, und doch war er daran so unschuldig, wie er sich in fast allen seinen Rollen stellte. Es war eben nicht seine Wahl. Director Carl hatte die Verpflichtung, Scholz ein Stück zu seinem Benefice zu liefern, und die schlechtesten, die er aufbringen konnte, stellte er ihm zur Verfügung. Das Stück fiel durch, der Autor erhielt das Honorar im möglichst geringsten Ausmasse, und die Angelegenheit des Scholz'schen Benefices war auf die Dauer eines halben Jahres für das Wiener Publicum, den Director Carl und den Beneficianten erledigt. Man kann sich heute in Wien, wo oft in Theatersachen Gleichgiltigkeit und Blasirtheit den Ton angeben, wo die Claque, die damals noch vollständig unbekannt war, sich eingenistet hat, schwer einen Begriff machen, wie sich ein Erfolg im Carltheater zu den Zeiten von Nestroy und Scholz darstellte und wodurch ein Durchfall sich zu erkennen gab. Jeder Witz Nestroy's wurde aufgefangen und hin und her geworfen wie eine glänzende Kugel, er flog von Mund zu Mund; die Strophen der Couplets wurden bejubelt, und zahllose Hervorrufe lohnten den Darsteller und Dichter; aber auch welches Pfeifen und Zischen, welches Pochen mit Stöcken und Füssen, welches Geschrei, welcher Scandal, wenn das Stück dem

Publicum nicht mundete. Der Tumult begann oft bereits im ersten Acte und hielt sich bis zum Schlusse auf der Höhe des Unschönen und Rohen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie die Darsteller jener Zeit die Kraft gewinnen konnten, derartigen Stürmen zu widerstehen und mit der Rede, so oft für Augenblicke Ruhe eintrat, fortzufahren. Es gehörte das eben zum Metier, zu den Künsten, welche ein Schauspieler gelernt haben musste.

Das Theater war in der Zeit vor 1848 und eine Zeit lang nach diesem denkwürdigen Jahre das Forum der Donaustadt. Einzig und allein hier durfte die Gesellschaft Wiens, als Körper vereinigt, offen und frei ihre Meinung äussern, ihren Willen kundgeben, Lob und Tadel ungestraft austheilen. Im Theater allein konnte das Volk die Souveränität der Gedankenfreiheit üben; da hatte es gelernt, sich zu fühlen, da machte es von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch. Im Theater wurde Wien mit dem Vereins- und Versammlungsrecht bekannt.

Gleichwie die Darsteller Raimund, Nestroy und Scholz keinen würdigen Nachfolger auf den Wiener Bühnen fanden, so wurden auch Raimund und Nestroy als Dichter von den Männern, welche neben und nach ihnen Stücke im Theater an der Wien und im Carltheater aufführen liessen, nicht erreicht. Raimund umkreisten Bäuerle, Gleich und Toldt in weiter Entfernung. Auch sie riefen in den Prologen Genien und Schutzgeister um ihre Mitwirkung an, fielen aber dann in den dem Leben entnommenen Begebenheiten recht plump auf unfläthigen Boden. Wir haben Bäuerle genannt, dessen Name sich länger durch seine Redactionsführung der »Wiener Theaterzeitung« im Gedächtnisse erhalten hat, denn als Verfasser der Zauberposse »Aline oder die Wiener in einem andern Welttheile«. Diese Posse enthält den Liedrefrain: »Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!« Wenn, wie wir sagten, in den Wiener Theatern sich die Gesellschaft als solche in ihrer Kraft und Macht fühlte, so war Bäuerle's Theaterzeitung so recht eigentlich das Organ der Wiener Plaudersucht jener Tage. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, die neue Rolle einer beliebten Schauspielerin, ein Virtuos, der gefällig spielte oder interessant aussah, die Stadtneuigkeit unpolitischer Natur und vor Allem der leider bis auf den heutigen Tag in Wien so sehr gepflegte, Privatangelegenheiten betreffende Theaterklatsch beschäftigten die Gesellschaft in den Kaffeehäusern und Salons über alle Massen. Die Gesellschaft Wiens sollte sich um nichts Anderes bekümmern, das wurde gewünscht, und man hatte es dahin gebracht, dass über nichts Anderes gesprochen wurde, als

was der flüchtige Tag brachte und nahm. »Der Beobachter«, das politische Organ der Staatskanzlei, in welches die Nachfolger Friedrich's von Gentz von der Staatskanzlei beeinflusste Artikel schrieben, wurde nur von Männern gelesen, die durch ihre amtliche Stellung verpflichtet, also befugt waren, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern. Andere Blätter, wie »Der Sammler« und »Der Wanderer«, waren nur ein weniger reichhaltiger Born in der Art der »Wiener Theaterzeitung«. Witthauer's »Wiener Zeitschrift« war im Absterben, von Frankl's »Sonntagsblättern« werden wir später reden. Letztere waren würdig und ernst gehalten, fesselnd und gut geschrieben; soweit man nichts dagegen hatte. Ihre Leiter hätten sich gern über die ihnen gezogenen Schranken geschwungen, allein hinter denselben standen die Männer der Censur, die oft selbst liberal gesinnt, des Brotes wegen, die Anstürmenden auf das erlaubte Gebiet zurückzwangen. Hat doch auch Carl Bauernschmidt, der sich später als humorvoller und ätzender Wiener Feuilletonist einen Namen gemacht, zur Wiener Censur gehört.

Diese quälte selbst harmlose Gemüther wie Bäuerle und Castelli, den Dichter in niederösterreichischer Mundart, Beide echte Wiener ihrer Zeit, die sich überaus behaglich in dem Wohlleben der Residenz fühlten, ja in demselben aufgingen. Castelli erzählte mit einer Art komischer Reue, er trage die Schuld an Goethes Rücktritt vom Theater in Weimar. Er habe das Gelegenheitsstück: »Der Hund des Aubry« geschrieben, Goethe hätte sich gegen die Aufführung ausgesprochen und als diese doch erfolgte, seine Demission gegeben! — Die Staatsallgewalt, immer enger und enger den Kreis der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten einengend, liess auch die Besprechungen der Theater nicht unangetastet. Auf keinem Felde führt allzugrosse Aengstlichkeit zu widersinnigeren Verfügungen, als auf dem der Wacht über die geistige Bewegung. Schliesslich gibt es zwei Furchtsame: jenen, der bevormundet wird und den Vormund selbst. So kam es auch, dass man die Sorge um die Ruhe und Sicherheit des Staates mit der Fürsorge um das Wohl und Wehe der Schauspieler, besonders der Schauspielerinnen, verwechselte. Bäuerle und Castelli klagten oft über die Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt waren und es wirkte fast komisch, wenn der grosse, starke, bedächtige und gemächliche Bäuerle seine Leiden im Kampfe mit der Censur auseinandersetzte. Die Manuscripte mussten, bevor sie zum Drucke gelangten, der Censur überliefert werden. Die Mitternachtstunde war oft erschienen und das Manu-

script noch nicht, mit dem Imprematur versehen, herabgelangt. Die Maschinendreher, Drucker und Setzer harrten unbeschäftigt. Endlich erschien das Verbot, diesen oder jenen grösseren Artikel zu veröffentlichen und es musste dann im letzten Augenblicke Rath und Hilfe geschafft werden. All' das hat aber Bäuerle, den Mann, der auf gute Tafel hielt, bei seinem Diner nie gestört; wenn er den Mittagstisch am eigenen Herde versäumt hatte, entschädigte er sich an einem feinen und reichlichen Mahle in dem Gasthause »zum goldenen Lamm« in der Leopoldstadt in Gesellschaft eben so heiterer, die Wiener Anekdote pflegender Männer wie er selbst. Freimüthige Sprache und offenes Handeln duldete man nicht, so wurde aus Bäuerle und Castelli, denen sich Deinhardstein, der Autor des Lustspieles »Hans Sachs« und Herausgeber der »Wiener Jahrbücher«, an denen Goethe einst mitgearbeitet hatte, eine Cumpanei, die des Lebens Aufgabe und seinen Reiz darin suchte, den lieben Mitmenschen allerhand Schabernack anzuthun. Gleich übermüthigen Jünglingen wanderten sie des Nachts in den Gassen Wiens, zogen die Hausglocken, eilten dann sofort davon oder fragten die schlaftrunken erscheinenden Hausmeister: wie theuer die Wohnung sei, welche auf dem Hausthore, als zum Beziehen bereit, angekündigt werde; sie nahmen die Aushängschilde von Kaufläden herab und verwechselten dieselben, so dass die Wohnstätte einer Geburtshelferin als jene eines Advocaten bezeichnet wurde; kurz die Wiener Poeten und Redacteure trieben es so toll, als wären sie nicht berühmte Männer Wiens, sondern junge, unbekannte Studenten in Salamanca.

In ähnlicher Art, in gleichem Geist und Ton unterhielten sich die geselligen Vereine. Berühmt war damals eine Vereinigung von Schriftstellern, Künstlern und aufgeweckten Männern der Gesellschaft, welche sich »Supiritum« nannte. Es ging lustig und toll zu in jenen Kreisen. Humor und Witz, allerdings einer nicht ganz reinlichen Art, flatterten über den dampfenden Punschgläsern. Wer von fremden Celebritäten nach Wien kam, versäumte es nicht, sich zu bemühen, in das »Superitum« früher genannt die »Ludlamshöhle«, wo die Schellenkappe auf den Häuptern der geistigen Führer Wiens throhte, eingeführt zu werden, und in den Reiseberichten manch bedeutenden Mannes erklang das Loblied des scharfen Salzes der Wiener humoristischen Küche. Es wurde in diesen geselligen Vereinen musicirt und man las lyrische Gedichte vor, aber hie und da schlüpfte gleich einer Eidechse ein gewagtes Wort, eine geschickt gewendete, scharfbeleuchtende Anspielung hervor. Wo zehn Menschen zusammen-

kamen, war in der Regel einer dabei, der schwätzte oder gar an gefährlichem Orte ein Wort fallen liess, das »hinterbracht« wurde. So waren auch die Vorsitzenden des »Supiritums« und der »Ludlamshöhle« vor einer Berufung zur Polizeibehörde nicht sicher. Indessen diese Herren, welche mannigfache Beziehungen zu Hochgestellten und Behörden hatten, ja selbst hie und da Letzteren angehörten, verstanden es, die Vereine, und das war ja wohl eigentlich wirklich der Fall, als engelrein und taubenfromm darzustellen und bedenklich befundene Vorfälle als völlig harmlos und nur durch ein Missverständniss nicht sogleich in ihrer wahren Bedeutung erkennbare kleine Ereignisse wegzulächeln.

Auch die Maler und Bildhauer feierten in ähnlicher Art Feste beim »blauen Strauss« in der Kothgasse der Vorstadt Laimgrube. Ihr lebenslustiger, erfindungsreicher Führer war Herr von Sickardsburg, Professor der Akademie, mit van der Nüll, später der Erbauer des Wiener Opernhauses und mit ihm Begründer der Wiedergeburt der Wiener Baukunst und Kleinkunst. Diese Faschingsfreuden, in dem kleinen Raume der fernen Vorstadt mit beschränkten Mitteln abgehalten, boten durch echte Laune und reiche, schöne Costüme oft einen überraschenden Anblick und wahren Genuss. Die Phantasie des Künstlers adelt Alles. Hier wurde der Keim gelegt, aus dem nach Jahrzehnten Wiens Künstler-Genossenschaft und der mannigfaltig gegliederte Bau des gerühmten Künstlerhauses erwuchsen.

Waren solche Zusammenkünfte und Feste beendigt, so trieb die kaum zu befriedigende Lebenslust einen Theil der Wiener Gesellschaft in die Gast- und Kaffeehäuser, besonders zum »Sperl«. Eine fröhliche Nacht war in Wien nicht als geschlossen anzusehen, wenn man nicht eine Schale schwarzen Kaffees getrunken, oder sich an dem Tanze der Wienerinnen freier Ordnung im Sperl ergötzt hatte. Das Sperllocal in der Leopoldstadt besass europäischen Ruf; guten Ruf möchten wir nicht sagen. Wenn ein Fremder in Wien eintraf, so lautete das erste Ersuchen an den Lohndiener des Gasthauses: nach dem Sperl geführt zu werden. Man sah dort wienerische Art oder Unart, wie man will, schöne Gesichter, üppige Körper, fröhliche Augen, beflügelte Schritte der Tanzenden; man sah dort den echten Wiener Walzer tanzen und das war in der That ein Vergnügen, das man heute, wo französische Art zu walzen in Wien angenommen wurde, nicht mehr geniesst. Man walzte nicht, man flog, man raste und hielt sich doch gewandt, anmuthig und schön. Es schien als ob die Paare den Boden nicht berührten. Eine erschöpft sich nieder-

lassende Tänzerin behielt doch noch Kraft und Stimme übrig, um zu lächeln und einige freundliche Worte des Dankes an ihren Tänzer zu richten. »Das Leben ein Tanz«, lautet der Titel eines Straussschen Walzers und das Leben ein Tanz und ein Spiel dazu, war wirklich die Auffassung vieler Wiener jener Zeit. Unbewusst übten sie aus, was man von ihnen verlangte. Man konnte ihnen nicht zürnen und musste ihnen verzeihen, denn sie wussten nicht, was sie thaten.

Die Wiener wurden in dieses Leben nicht nur durch die vortreffliche Kost und den guten Wein der vornehmen Gasthäuser und Hotels, der »Stadt Frankfurt«, des »Erzherzog Carl« und besonders des »goldenen Lamm« in der Leopoldstadt gelockt, sondern auch durch die Volksküche. Dieser Ausdruck bezeichnete etwas anderes, als man heute darunter versteht, wo er den billigen Tisch der Armen bedeutet. Wir meinen die gute Wiener Volksküche, die sich in unzähligen kleineren Gasthäusern des Lerchenfeldes und der Vorstadt an dem Bächlein Als darbot. Dort war es billiger als in dem zu Verzehrungssteuerzwecken geschlossenen Stadtkreise; dort floss das Bier in Strömen, der junge Wein schäumte und perlte, befeuerte und erhitzte und überall ertönten die Gesänge des heiteren Wein- und Waldviertels unter dem Wienerwalde, der weiteren Heimat des Wieners, von schneidiger, anreizender Musik begleitet. Der erste Jauchzer, den sich vor Jahrhunderten von Berg zu Berg der junge Bauernssohn und die dralle Schnitterin zusendeten, er ist der Grundton dessen, was sich so kunstreich zum Wiener Liede und zum Wiener Walzer ausgebildet. Er mag bajuvarischen Ursprungs sein, aber zu der schönen, reinen Kunstform wie in Wien hat er es nirgendwo gebracht. Die Ländler, welche die Wiener Musikanten Wild und Gruber, Pamer und Hummel, die ersten Walzerquartettisten, in rauchigen, unscheinbaren Gasthäusern gespielt, wurden von ihren Nachfolgern Johann Lanner und Johann Strauss, die anfänglich vereint wirkten, sich später aber als gleichberechtigte Künstler trennten und auf eigene Füsse stellten, zu Walzern erweitert und die Art beflügelt. Strauss der Dämonische und Lanner der Elegische haben den Wiener Walzer zur kleinen Symphonie der Heiterkeit und Schönheit erhoben. Diese Wiener Musik erscholl allerorten, stimmte alle Geister und beflügelte alle Schritte, sie überschüttete wie mit einem Notenregen das Wiener Leben und begrub unter diesem Tonfalle das Denken, erstickte im Keime das Handeln des Mannes. Wien tanzte und war politisch ruhig. Wer nicht tanzte,

hörte wenigstens der Tanzmusik zu und athmete die heisse qualmige Luft ein, die vom Dampfe der credenzten Getränke und dem Athem anreizender Weiber erfüllt war.

* * *

Ausser jenen Cirkeln der Gesellschaft, welche das Vergnügen zusammenführte, gab es in Wien Kreise, denen Bestrebungen zur Erreichung geistiger Güter gemeinsam waren. Der Lebensgenuss schwamm obenauf, war sichtbar, fiel Fremden, die Wien besuchten, sofort auf und bestimmte ihr Urtheil; die politisch Wissenden und Lernenden, Anregenden und Strebenden standen nicht im Vordergrunde, denn sie mussten ihre Schritte und Worte überwachen und verbergen. Der Leichtsinn sah aus den Fenstern der Prunkgemächer heraus; das ernste Mühen wohnte unter der Erde oder im Dachstübchen.

Wohl einer der ersten Vereine, die in Oesterreich gegründet wurden, war jener »zum Schutze und zur Versorgung entlassener Sträflinge in Böhmen«. Ihn hat Graf Leo Thun in das Leben gerufen. Ich war ein Kind, als mein Vater von Karlsbad, wo man ihn bestimmt hatte, Mitglied dieses Bundes zu werden, mit dem schön ausgestatteten Diplome zurückkehrte und die Wand, an welcher sein Schreibtisch stand, damit schmückte. Mitglied eines Vereines! Das war so neu damals, das hatte eine so grosse Wichtigkeit, dass zahlreiche angesehene Männer kamen, um das Diplom zu besichtigen. Welchen Eindruck machte erst die Bezeichnung »Verein« auf den Knaben, welche Fülle unklarer, aber die Phantasie füllender Vorstellungen erweckte er! So wohnt denn schon dem Begriffe der Verbindung ein Theil der Macht inne, welche die Vereinigung von Männern zu ernsten Zwecken nachdrucksvoll ausübt. Dieser Verein »zum Schutze entlassener Sträflinge« weckte den Keim der Freiheitsliebe, eröffnete dem Blicke die Wolken und zeigte in unbestimmten Formen den Rath der Vertreter des Volkes. Menschenliebe, Wiedergewinn der verlorenen bürgerlichen Stellung, Menschenwürde, Hilfe und Unterstützung, die That in Ausübung des Guten, das war die Leiter, auf der man, folgernd, zu der Gedankenreihe gelangte: Recht, Wahrung desselben, Selbstbestimmung, Loslösen von der Bevormundung der Gedanken und Gefühle, des gesprochenen und geschriebenen Wortes, Freiheit! Dahin hatte es der übertriebene Druck gebracht, dass selbst harmlose Vereinigungen Warmhäuser der Befreiungsbestrebungen wurden.

Auch in Wien waren schon früh Vereine entstanden: der juridisch-politische Leseverein, der Gewerbeverein u. m. a. Gewerbsleute, welche sich gegenseitig unterstützten und förderten, Advocaten und Professoren, welche zusammenkamen, um Fachzeitschriften zu lesen und wissenschaftliche Bücher aus der anfänglich kleinen, aber rasch zur Bedeutung herangewachsenen Bibliothek zu entlehnen, wer konnte solchen Bestrebungen einen gewissen Grad von Harmlosigkeit absprechen? Und doch wurde späterhin von dem Gewerbevereine durch Beschwerden und Petitionen der Baum herbeigeschafft, um den Absolutismus aus den Angeln zu heben und der juridisch-politische Leseverein ist die Geburtsstätte liberaler Minister geworden. Wie konnte es auch anders sein. Wenn Männer, wie Rudolf von Arthaber und Theodor von Hornbostel im Gewerbeverein über das Knüpfen und Verschlingen der Bänder oder über das im Webstuhle hin- und herschiessende Schiffchen sprachen, so ging man wohl bald auf den Webstuhl der Zeit über, und wenn Dr. Alexander Bach, welcher in England das Verfassungsleben an seiner Geburtsstätte kennen gelernt hatte, mit dem von allen humanen Bestrebungen der Zeit erfüllten Rechtslehrer der Universität, Professor Hye, sich über eine neue Erscheinung in der juridischen Literatur besprach, so endigte naturgemäss das Gespräch mit dem Vergleiche der Zustände Oesterreichs und jener Grossbritanniens, wo Freiheit und Gleichheit, Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung herrschten. Das war nicht sofort am ersten Tage der Fall, man wusste vielleicht selbst nicht, mit welchen kaum die Augen aufschlagenden Hintergedanken an die Gründung dieser Vereine geschritten worden war, allein es stellte sich nach und nach heraus, und der Rauch zeigte, dass in diesem und jenem Hause das Feuer der neuen Ideen brenne. Langsam und still, unscheinbar vorwärts tastend, bewegte sich der Fortschritt von diesen Vereinen in weitere Kreise und nach und nach erfüllte er Hunderte und Tausende, welche auswärtige Mitglieder waren, ohne irgendwie durch Brief und Siegel Anspruch zu besitzen, diesen Namen zu führen.

Die Universität Wiens war voll des neuen Geistes. Man ehrte die Professoren, von welchen man mit einiger Sicherheit annahm, dass sie sich den neuen Ideen zugewendet, und geisselte jene, welche alt und veraltet nicht mit der Neuzeit gleichen Schritt gehalten hatten. Im Grossen und Ganzen waren die Zustände der Universität vor 1848 ein Greuel und im Widerspruche mit der Absicht der Machthaber, jede Demonstration der Bürger im Keime zu ersticken, duldete

man Auftritte abscheulicher Art in den Sälen und Vorräumen der Hochschule. Allerdings musste es jugendliche Gemüther zur Verzweiflung bringen, wenn z. B. der greise Professor der Mathematik, Jenko, mehr als dreihundert Hörern schwierige Rechnungen klar machen wollte, während sein Vortrag kaum von Jenen gehört wurde, welche in der ersten Bank sassen. Häufig ertönten die Rufe: Lauter, lauter! und als der arme, gepeinigte Professor sein Organ anstrengte und nur schrille Töne hervorbrachte, trieb ihm das ausbrechende Lachen der Studenten Schweisstropfen auf die arme, alte, runzelige Stirn. Was hatten aber diese Vorgänge gegen den Tumult zu bedeuten, welchen häufig das Erscheinen des Professors der Naturgeschichte, Braunhofer, erweckte. Der greise gebrechliche Mann bewegte sich nur mit Mühe vorwärts. Er hatte Eigenheiten und Gewohnheiten, welche allerdings den Uebermuth junger Leute hervorzurufen geeignet waren. Man hörte wenig und lernte nichts, sollte aber doch, gleichwie bei dem Professor der Mathematik, die Prüfung den Vorträgen entsprechend ablegen, und wurde geworfen, wenn man den Wortlaut nicht vollständig innehatte. Dagegen rebellirte man hie und da, fing, wenn der unglückliche Professor erschien, mit den Absätzen der Stiefel an, den Generalmarsch zu klopfen und gab dieser Stimmung an dem Namenstage des gepeinigten, recht alt gewordenen Gelehrten dadurch besonders Ausdruck, dass man dem Lehrer bei seinem Erscheinen einen aus Nesseln und welken Feldblumen gewundenen Kranz um den Hals legte! Aehnlich war es mit dem Lehrstuhle der Aesthetik beschaffen, während anderseits ein berühmter Mann, wie der Physiker von Ettingshausen, in das Extrem fiel, sich als Diplomaten und grossen Erfinder gab und die Studirenden bei der Prüfung von seiner geistigen Höhe herab durch Ironie und kühlen Spott auf's Blut peinigte. Das war die Wiener Universität, in welcher die akademische Legion vom Jahre 1848 geboren wurde.

Allerdings gab es auch gelehrte Männer, deren Vorlesungen stark besucht waren, und aus deren Hörsälen eine Reihe von scharfsinnigen Juristen, Lehrern und Staatsmännern hervorgegangen ist. Es waren dies die Rechtslehrer Kudler, Winiwarter und manche Andere. Der beliebteste Professor kurz vor dem Jahre 1848 war aber Dr. Hye, ein noch jüngerer, schöner Mann, mit sprechenden, grossen Augen und einer Beredsamkeit, die zu erwärmen und zu begeistern wusste. Er mochte über welches juridische Thema immer sprechen, es war so viel innere Gluth in dem allen edlen und guten Bestre-

bungen zugewendeten Manne, dass sie sich unmittelbar dem Auditorium mittheilte. Man ahnte, dass Hye's Kopf und Herz von den Ideen und Empfindungen der neuen Zeit erfüllt seien, und dass er mit der heranwachsenden Generation sympathisire, auch wenn er dies nicht laut werden lassen, nur, verdeckt, andeuten durfte. Ein junger Assistent war damals ebenfalls Liebling der Studenten, ein blonder, grosser, starker, grobknochiger Mann, der wie ein junger Hussit aussah, aber trotzdem er das Licht der Welt in Mähren erblickt hatte und einen slavischen Namen trug, sein Deutschthum bei den Versammlungen in der Säulenhalle, vor dem Beginne der Vorlesungen nach rechts und links in dem Kreise der ihn umgebenden Jünglinge kundgab. Er nannte sich Karl Giskra.

Die Wiener medicinische Facultät glänzte weit hinaus gleich einem Leuchtthurme. Ihr Ruhm stand fest in Europa. Männer wie Rokitansky, Skoda und Hyrtl hielten den Namen Wiens aufrecht, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, was dieses auf dem Gebiete ernsten Forschens, strenger Wissenschaft vermag. Rokitansky trug am kranken Leibe die Lehre vom gesunden Geiste vor. Die Worte über pathologische Anatomie erblühten in seinem Munde zur Weltweisheit. Rokitansky war ein Philosoph wie Oesterreich deren wenige besessen. Er konnte im medicinischen Hörsaale freier über Geist und Materie seine Ansichten aussprechen, als es den Weltweisen der philosophischen Facultät erlaubt gewesen wäre, selbst wenn sie sich nicht, wie Herr von Lichtenfels, in trockenen Formalismus eingeschlossen hätten. Von Rokitansky zum Forschen und Denken angehalten, trugen die Studenten seine Methode auf die Zergliederung des Staatskörpers über und das Streben nach Freiheit fand in den Medicinern eine geschlossene und entschlossene Armee.

Fortschritt predigte auch Alles im Polytechnicum. Durch die neuen Erfindungen wurde der Nutzen in das klare Licht gestellt, welchen die Welt aus dem nie rastenden Denken und Sinnen der Forscher zieht. Oesterreich war nicht zurückgeblieben in der Technik und Mechanik, ja es hatte einen Ueberschuss an grossen Lehrern und gab Karmarsch und Redtenbacher an Deutschland ab. Es brachte auch Ressel, den Erfinder der Schiffsschraube, hervor, dessen Gestalt in einem technisch wenig gelungenen, vorzeitig schwarz gewordenen Erzbilde in dem dürftigen Garten vor der technischen Hochschule trauert.

In den Reihen der Männer, welche die Versammlung der niederösterreichischen Landstände bildeten, war der Kampf um

das Recht nie völlig aufgegeben worden. So sehr auch ihr Wirkungskreis eingeengt blieb, verstanden sie es doch zu sprechen und von sich sprechen zu machen. Sie hatten das Recht, sich zu officiellen Sitzungen zu versammeln und nahmen sich die Freiheit, Vorberathungen und Nachberathungen zu halten, heraus. Diese waren bedeutungsvoller, verheissungsvoller als die Vorlagen der Regierung, als die gestattete Debatte darüber. Baron Doblhoff, Graf Breuner, Anton Ritter von Schmerling, Karl von Kleyle u. s. w. in diesem Kreise wurde die Freiheit für Oesterreich ebenso herbeigesehnt und angestrebt als im Bürgerthume, an den Hochschulen und in der Beamtenschaft.

Gedanken und Gefühlen, welchen man im Bureau nicht laute Worte leihen durfte, gab man des Abends im Salon Ausdruck. Hier herrschte schöne Gastlichkeit und edler Josefinismus. Dichter und Schriftsteller bildeten die Zierde dieser Kreise und waren ob mannigfacher Anregung und Förderung geistvoll-anmuthigen Frauen und edlen Männern zu Dank verpflichtet. Zwar Nikolaus Lenau weilte nicht mehr in Wien und die Stätte, an der er so gerne still vor sich hin geträumt, das Haus der Frau von Löwenthal, öffnete nur wenig Auserwählten seine Pforten; aber Schmerling, Sommaruga, Baron Andrian, Pratobevera, Endlicher und wie sie alle hiessen, die Staatsbeamten vornehmer Art, die Blüthe der vormärzlichen Gesellschaft Wiens, Männer vom niederen Adel, aber hoher Gesinnung, übten die Pflichten der Hausherren in reicher Art und edler Form.

Einer der am zahlreichsten besuchten Salons war jener des Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall. Hier wurde wohl am rückhaltlosesten und lautesten den Gefühlen Ausdruck gegeben, welche die leitende Gesellschaft Wiens, man konnte die Kreise, von denen die neue geistige Strömung ausging, wohl so nennen, erfüllten. Baron Hammer, welcher dem Dienste des auswärtigen Amtes angehört hatte, der Geschichtsschreiber des Orientes und Nachdichter persischer Ghaselen, ein Mann von europäischem Rufe, war die Seele des Kreises, der sich um ihn versammelte. Dieser Mann, vor, nehm in der Erscheinung, mit der Nase und den Augen eines Adlers, lebhaft und immer im Eifer, als ob er sich am Feuer in Siedhitze erhielte, war der Repräsentant der Wiener Fronde jener Zeit, und wer zählte in den Kreisen der vorwärts Strebenden, jener, die da sagten, der Quietismus und die Bevormundung würden, wenn das Vaterland der rettenden Männer bedürfe, nur des öffentlichen Lebens

Ungewohnte, in Staatsangelegenheiten Ungeschulte finden, nicht zur Fronde? »Der Wiener schimpft immer!« mit diesen Worten beruhigten sich die Hochmögenden, »ihm ist nur wohl, wenn er seinen Schnabel wetzen kann.« Aber die Spottvögel hatten ihre Schnäbel bereits scharf gespitzt, den Lyrikern waren Tadler und Kritiker gefolgt, welche sich recht derber Prosa bedienten, im Salon, wo die Gefahr des Gehörtwerdens von gefährdender Seite nicht allzu gross war, und in ausländischen Blättern. Zwar Baron Hammer liess es an Eingaben, die er den Kanzlern vorlegte, nicht fehlen. Hauptsächlich betrieb er, was zunächst einige Aussicht hatte, durchgesetzt zu werden, die Gründung der Akademie der Wissenschaften. Welche Schwierigkeiten selbst dieser Institution entgegengestellt wurden, das kann man mit Erstaunen in dem Briefwechsel, den Baron Hammer führte und der vor einiger Zeit veröffentlicht worden ist, lesen. Endlich wurde die Akademie in das Leben gerufen und Fürst Metternich berief in dieselbe als ordentliche Mitglieder auch Grillparzer und Halm, zwei Dichter, und Eduard von Bauernfeld wurde zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Die beiden Dichter Oesterreichs sind todt, Bauernfeld ist heute noch immer nur correspondirendes Mitglied und neuernannt wurde seitens der autonomen Körperschaft Keiner der österreichischen Poeten und Schriftsteller, da die Akademie seither die Ansicht gefasst hat: nur Männer der eigentlichen Wissenschaft hätten Anspruch, in dieselbe aufgenommen zu werden!

Die Schriftsteller, welche ihren Gedanken und Gefühlen ungeschminkt Ausdruck geben wollten, liessen, wie angedeutet, Correspondenzen in auswärtigen Blättern erscheinen und ihre Bücher censurfrei im Auslande erscheinen. Die bedruckten Blätter flatterten auf Umwegen über die Grenze und wurden eifrig gelesen. Die Wirkung, welche Anastasius Grün's »Spaziergänge eines Wiener Poeten« auf jugendliche Gemüther hervorbrachte, wird heute kaum mehr völlig begriffen werden. Wie eine Offenbarung trug man das Buch verborgen bei sich, zog es, wenn man sich unbeobachtet sah, hervor, las mit flammenden Wangen und Augen, las wieder, bei Tag und bei Nacht, lernte die Gedichte auswendig, schrieb sie ab, theilte dieselben den Freunden mit und — dem eigenen Vater in der kleinen Provinzstadt, der tödtlich erschrocken zuerst streng abmahnende und dann herzlich flehende Briefe schrieb, von solchem die Laufbahn eines Studenten vernichtenden Unternehmen abzulassen. Kuranda's »Grenzboten«, die vielgenannten grünen Hefte, wurden gierig gelesen von denen, welche in deren Besitz gelangten, und

Solchen, denen sie leihweise überlassen worden waren. Man jubelte, wenn man es schwarz auf weiss hatte, wie schlimm es mit den öffentlichen Angelegenheiten in Oesterreich bestellt sei! Man jubelte, in der Hoffnung und Erwartung, es werde endlich anders werden, besser, man werde dereinst offen patriotisch denken und sprechen dürfen auch in Oesterreich. Und welches Fest war es für uns Strebende, wenn Einer oder der Andere der im Auslande lebenden und schreibenden Oesterreicher nach Wien kam und man das Glück hatte, in den Kreis zugelassen zu werden, der sich um ihn versammelte. So erzählte uns eines Abends in einem Bierhause Kuranda, der aus Italien zurückkehrend, sich einige Tage vor der Rückkehr nach Leipzig in Wien aufhielt, er habe das Bild gesehen, auf welchem der deutsche Kaiser im Büsserhemde zur Winterszeit kniete und vom Schlosshofe in Canossa zum triumphirenden Papste emporsah, und dabei reckte und streckte sich der kleine, sorgfältig gekleidete, putzige Mann, dass man glaubte, er wachse und theilte unseren Herzen die empörten Gefühle seines Busens mit! Franz Schuselka, der Deutschkatholik geworden war, belehrte uns, ebenfalls im Bierhause zur »grossen Pfeife«, das damals die ersten Tropfen braunen Bieres, welches jetzt in einem grossen Strome aus Bayern nach Wien rinnt, darbot, über die religiöse Bewegung in Deutschland. Namhafte Dichter, wie Gutzkow, Laube und Kühne, Mitglieder des jungen Deutschland, wurden, wenn sie nach Wien kamen, vielfach aufgesucht und angestaunt. Es hielt sich für einen Jünger von einiger Bedeutung der, den diese Männer ihres Umganges würdigten. Sie konnten den Einladungen, die an sie ergingen, kaum nachkommen und waren so entzückt von Wien, ohne deshalb ihre Ansicht über die Art, wie Oesterreich regiert wurde, zu ändern, dass sie das Lob der Donaustadt und ihrer Bewohner in den Reisebriefen laut sangen. Es war in diesem Punkte, der Dankbarkeit für erwiesene Gastfreundschaft, besser geworden, als zu Anfang dieses Jahrhunderts: denn noch August Wilhelm Schlegel schreibt in der Vorrede seines 1809 erschienenen Buches: »Ueber dramatische Kunst und Literatur«:

»Die Bewohner Wiens haben längst die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftsteller des nördlichen Deutschlands von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können.

Ich fand hier die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutschen Ernste versagt ist und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet.«

So keimten und wuchsen die liberalen Ideen und wurden in ganz Oesterreich verbreitet. Geflügelte Worte und scharfe Witze flogen wie Pfeile in der Luft. Ja selbst die Musik machte sich zum Verbreiter der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen. Der neu gegründete Wiener Männergesang-Verein sang in dem »Walde, der hoch oben aufgebaut war«, bei Dornbach, des Böhmen Kaliwoda »Deutsches Lied«, man zog ihm nach, wie dem Spielmanne von Hameln, jubelte ihm zu und murmelte, müde zurückgekehrt, des Nachts noch auf seinem schlechten Lager: »So klinge fort, du deutsches Lied!«

Die Bewegung, welche sich aller strebenden Geister bemächtigt hatte, war auch in Gast- und Kaffeehäusern wahrnehmbar. Allerdings musste man in die Kreise, welche sich da zusammenfanden, eingeführt sein und Vertrauen erwecken. Man sprach offen und laut, so lange man nicht beobachtet wurde — wie der Chor der Gefangenen in »Fidelio« — verstummte aber sofort, wenn ein Fremder den Raum betrat.

In einem kleinen Gasthause in der Singerstrasse, »Amor« benannt, versammelte sich täglich am Mittagstische eine grössere Anzahl von Schriftstellern, Musikern und Künstlern. Es wurden zumeist Erscheinungen der Literatur und Kunst besprochen; wenn aber ein Ereigniss politischer Natur bekannt wurde, scheute man nicht davor zurück, seine Ansicht darzulegen. Diesem Kreise gehörten die drei Componisten Nicolai, Dessauer und J. v. Vesque an; Nicolai, der Autor der Oper: »Die lustigen Weiber von Windsor« und Begründer der philharmonischen Concerte in Wien, Dessauer, ein feingebildeter Lieder- und Operncomponist, dessen Haupt eine Art Gloriole umschwebte, weil er einst mit George Sand freundlich verkehrt hatte und Johann Vesque von Püttlingen, Staatskanzleirath im Auswärtigen Amte, der unter dem Künstlernamen Hoven mehrere Opern componirt, Lieder Heinrich Heine's geistig fein erfasst und mit Grazie und Humor in Musik gesetzt hatte. Nicolai war fast täglich Dessauer's Tischgenosse, Vesque aber nur ab und zu, bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Es waren dies die Tage, an welchen ein neues Werk eines der drei Männer vor die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Sie galten als nicht wenig von sich einge-

nommen und als einmal die Frage aufgeworfen wurde, wer eine höhere Meinung von seinen Verdiensten besitze, Dessauer oder Vesque, erfolgte die Antwort: Nicolai. In diesen Kreis wurde eines Tages ein Mann Namens Messenhauser eingeführt. Er erschien in Civilkleidung, war aber Infanterie-Oberlieutenant und in der letzten Zeit in Linz in Garnison gestanden. Er war nach Lemberg versetzt worden und hielt sich auf der Reise dahin einige Tage in Wien auf. Messenhauser hatte als Schriftsteller Zutritt in diesen Kreis erhalten. Seine Novellen waren bemerkt worden. Für einen grossen, eben beendigten Roman suchte er einen Verleger und in der Reihe der Kritiker und Journalisten, welche beim »Amor« zu erscheinen pflegten, Förderer.

Das Gespräch bewegte sich — es war im Jahre 1846 — um den in Galizien eben ausgebrochenen Aufstand. Messenhauser ergriff das Wort, donnerte gegen die polnischen Revolutionäre, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: »Wehe Denen, welche sich mir entgegenstellen! Ich werde sie niedermähen wie die Aehren des Kornfeldes.« In dieser Art erging er sich einige Zeit hindurch. Die Tischgenossen blickten einander befremdet an, erwiderten kein Wort, erhoben sich aber Einer nach dem Andern. Bauernfeld war der Erste, der seinen Hut nahm und davonging und bald sass Messenhauser mit dem Herrn, welcher ihn eingeführt hatte, allein. Welche Wandlung war mit diesem Manne, der im October des Jahres 1848 in dem eingeschlossenen Wien commandirte, vorgegangen! Man hat gesagt, dass es eine schöne Polin gewesen sei, welcher Messenhauser in Lemberg sein Herz und seine Anschauung zu Füssen gelegt habe. Gewissheit war darüber nicht zu erlangen; allein unmöglich war eine solche Sinnesänderung nicht. Messenhauser besass ein hartes, brüchiges Wesen und solche Naturen pflegen, wenn sie sich wandeln, leicht aus einem Extrem ins andere zu fallen.

Johann Vesque von Püttlingen, den wir genannt, besass ein Landhaus in Penzing. In seinem Salon wurde viel musicirt, aber auch politisirt, wenn die Menge das Haus verlassen hatte und nur die ständigen Gäste zurückgeblieben waren. Es gab da eine bunte Reihe. Alexander Baumann, gerne gesehen und gehört wie überall, stimmte seine Alpenlieder an und Professor Fischhof spielte gleich darauf Fugen von Bach, damals eine seltene Erscheinung. Oft erschien in dem Salon auch J. A. Becher. Er war eine der eigenthümlichsten und interessantesten Erscheinungen des vormärzlichen Wien. Gross, hager, hartknochig, so dass sein Körper beim Gehen

in drei Theile zusammenknickte wie ein Zollstab, in den Knien und um die Mitte herum, schob er sich stets eilig vorwärts, anscheinend ohne die Füsse zu heben. Ein dünner blonder Bart umfloss die Wangen und vereinigte sich unter dem glattrasirten Kinn. Die hohe Stirne wölbte sich aufstrebend und vorspringend. Vom Hinterhaupte fielen spärliche, aber leicht gelockte, lange, blonde, durch Becher's Eilschritt ins Flattern gesetzte Haare. In der kühleren Jahreszeit trug er stets einen Ueberrock welcher kürzer war als der Frack oder der Rock unter demselben. Zumeist sah man ihn im Frack, da er in vornehmen Häusern Unterricht in der Compositionslehre ertheilte. J. A. Becher war ein geistvoller Mann, ein Musikkritiker eigenthümlicher Art. Voll Wissen, mit der musikalischen Literatur aller Länder innig vertraut, strenge in seinen Anforderungen, hart im Ausdrucke, erschien er inmitten der Wiener nur dem sinnlichen Klange und der wohltönenden Melodie sich mit Lust hingebenden musikalischen Welt wie ein seltsamer Fremdling. Er war von Einigen anerkannt und verehrt, von Vielen verspottet, von Allen gefürchtet. Becher schrieb für Frankl's »Sonntagsblätter«. Er war auch Componist und schrieb mehrere Quartette, deren sich die beiden jugendlichen Violinspieler Josef und Georg Hellmesberger mit wahrer Aufopferung annahmen. Ernste Musikkenner sagten diesen Tonstücken eine erstaunliche Gelehrsamkeit und eine besondere Geschicklichkeit in der Instrumentation nach; gefallen aber haben sie Wenigen und von Vielen wurden sie als verrückt bezeichnet. Man war in Musikkreisen mit dem Worte »verrückt« zu jener Zeit überaus freigebig. Auch Berlioz, der in Wien Orchesterconcerte veranstaltete, wurde von Vielen als verrückt bezeichnet. Indessen hatten doch seine Productionen grossen Zulauf und es fanden sich einzelne warme Vertheidiger und Bewunderer der Berliozischen Musik. Zu diesen gehörte natürlich in erster Reihe J. A. Becher, der, wenn er es erlebt hätte, sicher einer der wärmsten Vertheidiger Richard Wagner's geworden wäre. In Wien war er einer der ersten Pfadfinder der neudeutschen Richtung, wie man heute zu sagen pflegt. Becher war aber nicht nur Musiker, sondern auch politisch gebildet, theoretisch und praktisch. Hatte er doch seine Studien in Edinburg gemacht und war er dort zum Doctor der Philosophie promovirt worden.

Bei allem Verstande, bei aller Entschiedenheit seines Wesens besass Becher ein leicht zu entflammendes Herz. Wahrhaft romantisch war seine Liebe zu Fräulein Alma von Reichenbach, der

Tochter des berühmten Chemikers, Erfinders des Creozot, welcher als eine Art »Weiser vom Berge« unfern des Kahlenberges, auf dem Kobenzl, wo er eine Villa und ein Gut besass, wohnte. Reichenbach machte damals durch sein Buch über das »Od« und die mysteriöse Dunkelkammer viel von sich reden; so weit aber ging sein Hinwegsetzen über alle Vorurtheile nicht, dass er die Hand seines Kindes dem armen, von einem Tag zum andern lebenden Schriftgelehrten Becher gegeben hätte. Dieser musste seine Besuche in dem Hause des »modernen Zauberers«, wie man Reichenbach nannte, einstellen. Alma von Reichenbach war eine ätherische Erscheinung, schlank von Gestalt, zart, mit einem schmalen, länglichen, fast durchsichtigen Theerosen-Teint-Gesichtchen, langsam in ihren Bewegungen. Es flackerten Flammen in den dunklen Augen, welche deren unglückliche Trägerin zu verzehren schienen. Das arme, junge, schöne Mädchen blieb unverheiratet und hat kaum den Sommer seines Lebens erreicht.

J. A. Becher wandelte, oder schob sich vielmehr, traurig und melancholisch von Ort zu Ort, von Bekannten zu Bekannten. So erschien er auch öfter als sonst im Vesque'schen Hause und dort hatte ein jugendlicher Schriftsteller, der später ein Wiener Journalist geworden ist, Vertrauen in dem älteren Becher erweckt. Ihm vertraute dieser seinen herben Schmerz an. In dem Nachbarhause wohnte eine Dame, eine fast noch junge Witwe. Der junge Schriftsteller hatte Zutritt in ihr Haus und dieser Dame stellte er J. A. Becher vor, in der Hoffnung, dass die Unterhaltung mit der lebhaften, sprühenden Frau den gebeugten Kritiker, Philosophen, Musiker und Politiker wieder aufrichten werde. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung. Becher wurde mit der Zeit täglicher Gast der fast noch jungen Witwe. Sie hiess Baronin Perin.

In demselben Penzing hatte der Zufall auch drei junge Männer, die sich später einen Namen gemacht, zufällig zusammengeführt. Es waren dies: der Dichter der Deborah, Mosenthal, Erzieher im Hause des Bankiers Goldschmidt, Hans Kudlich, Erzieher im Hause des späteren Bürgermeisters Seiller, und der schon öfter erwähnte jugendliche Schriftsteller und spätere Wiener Journalist, welcher im Hause Vesque Unterricht ertheilte. Wir Drei geleiteten täglich die kleine, muntere Schaar unserer Zöglinge nach der Penzinger Schwimmschule und haben dabei über öffentliche Angelegenheiten eingehender gesprochen, als über Erziehungskunde.

In Wien fand sich der Kreis, welcher Mittags im Gasthause »zum Amor« zusammenkam, in den ersten Abendstunden im Kaffee-

hause Leibenfrost auf dem Mehlmarkte zusammen. Es gesellten sich da auch berühmte Maler Wiens hinzu: der stille, ernste Danhauser, dem die Poesie aus den Augen blickte; der starke, stämmige, wohlbeleibte Raffalt, welcher aussah wie ein Cyklop und in seiner Jugend wirklich den Hammer geführt hatte; der kleine Steinfeld, eine echte Professorengestalt, der mit seinem Bilde: »Die verlassene Mühle« die erste Stimmungslandschaft in Wien geschaffen hat, ein Weg, den Raffalt mit seinen trüben regnerischen Tagen auf wasserreicher Ebene erfolgreich fortsetzte, und Pettenkofen, der in seinen ersten Bildern bereits die Meisterschaft ahnen liess, die er erreichen werde. Hier war auch der Musikenthusiast Graf Laurencin ständig, eine glühende Natur, welche bei jedem Worte, das Beifall fand, den Enthusiasmus etwas unmelodisch laut werden liess.

Der Hauptsprecher im Café Leibenfrost war aber Dr. Tausenau. Halb Feuerseele, halb Spottvogel, konnte er wie ein geübter Schauspieler aus glühender Begeisterung in niederschmetternden Hohn umschlagen. Er war als Redner geübt, hielt er doch jahrelang, da er nach abgelegten Prüfungen keinen eigentlichen Lebensberuf ergriffen hatte, in reichen Häusern Vorträge über Literatur. Dadurch hatte er seine Rednergabe ausgebildet. Er galt als ein grosser Kenner Shakespeare's, welchen er, was in unseren Kreisen angestaunt wurde, im Originale las. Er sprach lebhaft und flüssig, war man unbelauscht, der Kreis geschlossen, laut und leidenschaftlich. Tausenau hielt Vorträge über englische Literatur, auch im Hause Rudolf von Arthaber's, welcher in seiner Villa in Ober-Döbling das erste prachtvolle moderne Glashaus Wiens gebaut und die schönste Wiener Bildergallerie neuerer Zeit, in der sich auch die Hauptgemälde Danhauser's: der »Prasser« und die »Klostersuppe« befanden, angelegt hatte. Dr. Tausenau wohnte damals im höchsten Stockwerke des Hôtel »Munsch«, gegenüber dem Café Leibenfrost, also unfern des Hôtels zur »Stadt Frankfurt« — vor dem er 1848 seine vielbesprochene Rede gehalten hat!

Ein Gast, der selten vorsprach, dessen Erscheinen im Café Leidenfrost aber immer Interesse erregte, war Rudolf v. Eitelberger, ein noch junger Mann. Auch er war aus der Provinz nach Wien gekommen, hatte hier seine Studien vollendet, Unterricht gegeben und an dem Director der kaiserlichen Gemäldegallerie im Belvedere, Herrn Böhm, dem Vater des jetzt in London lebenden und dort zu grossem Ansehen gelangten Bildhauers, einen Gönner

gefunden. Eitelberger hatte zwar kunstwissenschaftliche Studien betrieben, aber es mehr durch eigene unausgesetzte Arbeit und ausserordentlichen Fleiss in der Durchforschung der Bibliotheken und Kunstsammlungen zur Gelehrsamkeit gebracht, als durch an der Universität genossenen Unterricht, wo es für das Fach, dem sich Eitelberger widmen wollte, thatsächlich keinen systematischen Unterricht gab. Er war also eigentlich Autodidakt und das Verdienst, ihm Anschauungs-Unterricht ertheilt zu haben, gebührt Herrn Böhm, dem nicht nur die Obsorge für den grössten Kunstschatz der Monarchie anvertraut war, sondern der sich auch als Sammler und Forscher auf dem Gebiete der Kunstdenkmale des Alterthums und des Mittelalters hervorgethan hatte. Director Böhm war gründlicher Kenner der Gothik und der Renaissance in Oesterreich zu einer Zeit, wo ausser ihm nur wenige Männer sich dem Studium und der Forschung der Kunst und der Kunstindustrie des XV. und XVI. Jahrhunderts gewidmet hatten. Böhm zeugte Eitelberger und Eitelberger schuf später als reifer Mann das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Also auch der Keim zu der Reform und dem Aufschwunge des Kunstgewerbes in Oesterreich wurde in den Jahren des idealen Aufschwunges und Strebens vor 1848 gelegt.

Das Selbstlernen bringt es mit sich, dass man oft viel weiss, das Beste anstrebt, aber nicht immer ganz sicher auf seinen Füssen steht und dass sich Ansichten über schwierige Fragen der Kuns und Kunstgeschichte ändern je nach der Strömung, von welcher die Zeit, in der man lebt, erfasst wird. Auch Eitelberger war mannigfachen Wandlungen seiner Anschauung unterworfen und die Stellung, welche er zu der eben herrschenden Meinung einnahm, ob er sich für oder gegen dieselben erklärte, wurde, wenn er in das Café Leibenfrost eintrat, Gegenstand mannigfacher Erörterung. Sie fand entweder die Zustimmung der anwesenden Maler, von denen einige ebenso gut das Wort als den Pinsel führten, oder Eitelberger's, meist in L. A. Frankl's »Sonntagsblättern« niedergelegte Ansichten wurden, wenn auch artig, aber doch entschieden bekämpft. Eitelberger war eine ausserordentlich lebhafte, nervöse Natur. Er konnte sich so sehr ereifern, dass die hohe, schon in frühen Jahren kahle Stirne blutroth wurde. Er focht dabei mit den Händen wie mit Flügeln umher, wurde aber dadurch etwas in Nachtheil gegen die Angreifer gesetzt, dass seine Worte sich überstürzten und er seine Ansichten mündlich nicht mit jener Klarheit aussprach, mit welcher er dieselben manchmal schriftlich vorzubringen pflegte. Eitelberger war

im Beginne seiner Laufbahn Gegner der akademischen Lehre gewesen. Er hatte das ausschliessliche Studium der Antike sowohl als auch das Stilisiren angegriffen, war zum Anwalte des Studiums nach der Natur geworden und predigte die Einfachheit und Wahrheit in der Kunst, die man nachher Realismus nannte; als aber Waldmüller, der Professor an der Akademie der bildenden Künste gewesen war, diese Stelle später niedergelegt und eine eigene Meisterschule gegründet hatte, eine Schaar von Schülern, von denen Michael v. Zichy der bedeutendste, um sich gesammelt hatte, diese anwies, ausschliesslich nach der Natur zu malen, und zwar, Zug für Zug, nach dem Geschauten, neben einander zu setzen, da wendete sich Eitelberger von dieser Richtung ab, wurde ihr Gegner und trat offen gegen Waldmüller auf. Nicht um das Copiren der Natur handle es sich, rief Eitelberger, nicht darum, dass man nur wahr, sondern dass man wahr und schön sei. Die Schönheit aber erfasse man durch das Studium der Alten und halte sie fest durch den Stil. So allein werde ein echtes Kunstwerk geschaffen. Man warf Eitelberger vor, seine Ansicht stände mit der früher ausgesprochenen im Widerspruche; dem war aber nicht so. Eitelberger wollte nur sagen: Sowohl das Studium der Alten, als jenes der Natur sei für den Schüler erforderlich. Aber von den sich damals schroff gegenüberstehenden Schulen angegriffen oder emporgehoben, nahm Eitelberger, von Haus aus eine polemische Natur, namentlich wenn es galt, eine von ihm vertretene Idee ins Leben zu rufen und hierbei seine Gegner aus dem Felde zu schlagen, scharf Stellung und blieb, statt die gute Seite beider Schulen zusammenzufassen und zu vereinigen, einseitig auf dem ihm aufgedrungenen Parteistandpunkte stehen. Der Streit im Café Leibenfrost zwischen ihm und einigen der anwesenden Maler wurde oft so leidenschaftlich geführt, dass der junge Kunstgelehrte, dem in der Erregung manchmal das Wort versagte, schliesslich aufsprang und davoneilte. Unbefangenheit war damals, wo die Gegensätze sich auf allen Gebieten scharf zugespitzt hatten und kampfgerüstet dastanden, nicht zu verlangen. Hier Führich, der Nazarener, der begeisterte Zeichner der Legenden, dort Waldmüller, welcher wie ein Diplomat aussah und ein Lebemann war, der Dichter der gemalten Dorfgeschichten aus dem Viertel unter dem Wienerwalde, der Maler der Kalkbrenner und ihrer gesegneten Kinderschaar in der Nähe von Kalksburg und Rodaun. Diesen Gegensatz zu überbrücken und die Berechtigung beider Schulen nachzuweisen, das jeder einzelnen innewohnende

Gute hervorzuheben und dem Verständnisse der Zeitgenossen näher zu bringen, dazu war die Zeit nicht angethan und auch nicht ihr Führer auf kunstkritischem Gebiete, Rudolf von Eitelberger.

Ob er wohl damals eine Ahnung hatte, dass er nach Jahren reformirend und umschaffend auf dem Gebiete der Kunstindustrie auftreten werde? Wir bezweifeln es; wir haben wenigstens nie ein Wort von dem geistvollen Manne, der ärmlich und karg in seinem kleinen Studirstübchen zwischen Büchern, Kupferstichen und Radirungen lebte, gehört, das auf derlei Vorhaben hätte schliessen lassen. Hingegen hatten damals schon zwei Männer an der Reform des Kunstgewerbes in Wien werkthätig gearbeitet. Nicht systematisch, nicht in der Absicht, eine Bewegung hervorzurufen, sondern je nach Bedarf, je nach dem Erfordernisse des Marktes von Fall zu Fall, von Stück zu Stück. Es waren dies Professor van der Nüll, der Erbauer des Wiener Opernhauses und Charles Girardet, ein Franzose, der in Paris sich zum Buchbinder ausgebildet hatte und nach Wien gekommen war, um hier sein Gewerbe zu betreiben.

Girardet war eine interessante Persönlichkeit, ein echter Franzose, durch und durch Pariser. Gut gewachsen, mittelgross, untersetzt, trug er stets knappe, anliegende Kleider, wie ein französischer Officier, war elegant, gewandt in allen Uebungen des Körpers, ein guter Reiter und Lenker der an den Wagen gespannten Rosse. Pferde waren seine Leidenschaft und, nebst der Verbesserung des Geschirres und der Wagen zum Selbstkutschiren, der Sport, welchem er huldigte. Girardet verdiente viel als Gewerbetreibender, er gab es aber aus für die unausgesetzten Versuche mit Wagenrädern und Kummeten und für Befriedigung nobler Passionen.

Girardet war es, welcher wieder schöne Bücher-Einbände in Wien erzeugte. Aus seinem Atelier gingen auch die Geldtäschchen, Necessaires von feinem Juchtenleder u. s. w. hervor, wodurch er zuerst den Ruf der sogenannten Wiener Artikel in der Welt begründete. Der Pariser, welcher gelernt hatte, wie nothwendig dem Gewerbe der erfindende Geist des Künstlers und der Geschmack desselben in Zeichnung und Anordnung sei, liess es sich angelegen sein, den Mann zu suchen, welcher Schwung in die Wiener Artikel bringen konnte. Er fand ihn in Professor van der Nüll, dem gründlichen Kenner aller Stilgattungen, dem vortrefflichen Zeichner und Arrangeur. Van der Nüll hat den grössten Theil der Diplomdecken zu jener Zeit, die aus kostbaren Stoffen gebildet und mit Edelsteinen und Halbedelsteinen besetzt waren, gezeichnet, obwohl nur

Eingeweihte davon wussten und darüber sprachen, während die Käufer und das grosse Publicum, das die Werke Girardet's rühmte, geringes Interesse daran hatten, wer der eigentliche Schöpfer dieser Werke gewesen und nur Girardet nannten, wenn von dieser oder jener Aufsehen erregenden Arbeit die Rede war. Zuerst stand Girardet mit diesen Arbeiten allein da in Wien, bald erwuchsen ihm jedoch Mitstreber. So fand denn Eitelberger, später der Reformator des Kunstgewerbes in Wien, den Boden einigermassen durch einen Professor der Akademie der bildenden Künste, den Architekten van der Nüll, geebnet.

Wir haben Becher und Eitelberger als Mitarbeiter der von Ludwig August Frankl redigirten »Sonntagsblätter« vorhin bezeichnet Diese Zeitschrift war damals tonangebend in den gebildeten Kreisen Wiens. Sie war gelesen und geachtet. Mit vollem Rechte. Um L. A. Frankl schaarte sich, was in Oesterreich mit ehrlichem Streben die Feder führte, Jung und Alt. Frankl verstand es, sich Beiträge der Berühmten zu verschaffen und junge Leute von Talent heranzuziehen und zu fördern. Schriftstellerische Arbeiten, deren Erscheinen in Oesterreich möglich war, wurden zumeist den »Sonntagsblättern« übergeben. Ein Artikel, eine kleine Novelle, die in diesem Organe erschien und gefiel, machte dem Verfasser einen Namen in ganz Oesterreich. Ein glückliches Auftreten in dem Blatte und man war berechtigt, Eintritt in die Kreise der Schriftsteller zu verlangen. Und man fand ihn, wurde liebenswürdig und freundlich aufgenommen, fast als Gleicher unter Gleichen. Die Kameradschaft der Schriftsteller und Künstler jener Tage besass einen Zug von wahrer Menschenliebe. War es doch Einer mehr, der nach den höchsten Gütern strebte und es war allgemeine Ansicht, dass es deren nicht zu Viele geben könne. Ein Kämpfer mehr vergrösserte die Armee und machte Hoffnung, dass sie zur gebietenden Macht erstarke. Ausser Frankl war Eduard von Bauernfeld der liebenswürdigste Förderer junger Talente. Es war rührend, wie der als Frondeur und ewig Unzufriedener verschrieene Mann in seinem Verkehre mit jugendlichen Schöngeistern die menschenfreundliche Gutmüthigkeit hervorkehrte. — Alle nun, die sich in Oesterreich später einen Namen erwarben und schriftstellerisch auszeichneten, fand man als Anfänger in der Reihe der Mitarbeiter Frankl's. Stets hat er uns gelehrt, die Ehre des Handwerks hochzuhalten, den Anstand zu wahren, brav zu bleiben, Lob und Tadel je nach Verdienst zu spenden und niemals, unter keiner Bedingung, in keiner Form sich bestechen zu lassen.

Aus Frankl's Schule ging jene Schaar von Wiener Kritikern und Feuilletonisten hervor, welche im Gegensatze zu der zumeist feilen Theaterkritik vor 1848 den Wiener Recensenten den Ruf erworben hat: unbestechlich zu sein.

All' die Kreise, welche wir geschildert, hatten ihre Vertretung bei ersten Vorstellungen von Stücken im Hofburgtheater; fast alle hervorragenden Männer, welche wir genannt, wohnten diesen Aufführungen bei. Das Burgtheater war das Forum Wiens. Hier durfte man offen seiner Gesinnung Ausdruck geben, durch Zustimmung oder Zurückweisung der vorgeführten Werke, durch Beifalls- oder Missfallsbezeugungen. Es geschah dies nicht brutal, nicht gewaltthätig, denn man brachte literarische Bildung und gute Lebensart mit; aber die Zustände hatten eine solche Spannung der Geister hervorgerufen, der langjährige Druck eine so grosse Meisterschaft im aufmerksamen Hören und Sehen, im Auffangen jeder Anspielung, im Erhaschen der Bedeutung jedes doppelsinnigen Wortes herbeigeführt, dass ein leises Murmeln, welches durch das Haus ging, ein leichtes Zischen, das die Lippen kaum bewegte, über die Gesinnung der Versammlung keinen Zweifel liessen. Trotzdem in den Logen der hohe Adel fast vollzählig anwesend war, welcher das Burgtheater seit jeher, trotz Kotzebue und Genossen, als die höhere Bildungsschule der heranwachsenden Jugend, besonders der Comtessen, betrachtete, gaben doch in diesem Hause die Beamtenwelt, das Bürgerthum und die Studenten den Ton an. Die vornehmen Kreise hielten sich, wie stets, verpflichtet, ihrem Wesen gemäss, Zurückhaltung zur Schau zu tragen und überliessen die freie Kundgebung der Meinung dem fortschrittlich eingreifenden Elemente. Die Passivität hat seit jeher im Kampfe diesen Vortheil dem Gegner überlassen und der Gegner stets ausgiebig von seinen Waffen Gebrauch gemacht.

Der literarische Wortführer jener Zeit war Eduard v. Bauernfeld. Er hat das Wiener Lustspiel auf den Bahnen, die Schröder und Kotzebue vorgezeichnet, weitergeführt. Bauernfeld begann mit harmlosen Bildern aus der Wiener Gesellschaft, schilderte die bürgerlichen und romantischen Zeitgenossen, die Banquiers Müller und die kleinen Beamten, die eleganten Lebemänner und verschmitzten Diener. Er begann, sachte, hie und da ein ätzendes Wort in das Publicum zu werfen, wagte sich dann weiter vor, bis er gegen das Ende der vierziger Jahre die politische Anschauung seiner Zeitgenossen den Gestalten auf der Bühne in den Mund

legte. Er hatte, obwohl Beamter, ohne Unterlass, vom Beginne seiner literarischen Thätigkeit an, den Kampf gegen die Censur geführt und war in demselben nicht müde geworden. Statt eines zurückgewiesenen oder arg gestrichenen Stückes legte er ein neues und wieder ein neues vor. Das führte ihn zum Ziele. Die Censur hatte allmälig theils bewusst, theils unbewusst in ihrer Strenge nachgelassen. Vorerst aus Gutmüthigkeit — ja, es gab auch gutmüthige Censoren, waren sie doch Wiener! — um den Autor nicht durch unaufhörliche verdriessliche Störungen seines Strebens zu schädigen; dann war sie wohl auch, unbewusst, der öffentlichen Meinung, welche mit immer höher gehender Strömung die Zeitgenossen erfasst hatte, gewichen. Sie hatte die ersten Schritte, die ersten freien Worte gestattet und damit der Opposition das Thor geöffnet.

Man spielte damals vortrefflich im Wiener Burgtheater. Ohne es zu ahnen, waren Schauspieler: wie der apolloartige Fichtner, der mephistophelische Laroche und Luise Neumann, welche, die Grazie selbst, schelmisches Lächeln mit einem Blicke der Augen verband, das durch die Wimpern wie das Sonnenlicht durch die Blätter schimmerte, beredte und gewandte Dolmetsche der Dichter geworden. Ein Autor wie Bauernfeld, genöthigt, nur anzudeuten, errathen zu lassen, wo er nicht offen, klar und laut sprechen lassen durfte, machte von der Fertigkeit dieser Darsteller den geschicktesten Gebrauch. Leichtes Einhalten vor dem Worte, mit welchem ein Doppelsinn verbunden war, Unterdrücken eines andern, das zu bringen man sich anschickte, ein vielsagender Blick, welcher an die Stelle des mündlichen Ausdruckes trat, das genügte, um im Publicum volles Verständniss zu erwecken. Was heute oft eine lange, mit aller Gluth aus voller Brust vorgebrachte Rede nicht erzielt, bewirkte damals ein mit halber Stimme gelispelter Satz. Nicht ein Athemzug ging verloren, der von dem Sprecher auf der Bühne ausging; jedes Wort wurde im Parterre verstanden, wo die Kunstrichter, die Wortführer der Zeitungen und jene der Salons sassen und im letzten Stockwerke, wo Leute, die wenig Geld, aber den vollen Sinn für das Streben des Zeitalters besassen, sich an die Eisenstäbe klammerten und der Sprache des Dichters wie einer Offenbarung lauschten. Bauernfeld kannte und beherrschte sein Publicum vollständig und hielt die Zeit für reif, um das Lustspiel »Grossjährig«, dessen Hauptperson den »Oesterreicher« darstellte, zu schreiben. Man liess es aufführen, nachdem Allerlei gestrichen worden war. Der Rest schien ungefährlich, die Hälfte wirkte aber

voll; es war ja noch genug übrig geblieben. Bauernfeld gab dem liberalen Theile der Wiener Gesellschaft, welcher sich als eine Art Verein constituirt hatte, das Losungswort. Das Theater in Wien hatte vor dem Jahre 1848 eben grosse politische Bedeutung.

Grossjährig! Das war das Wort, welches mitten in die Herzen der Bevölkerung Wiens traf. Grossjährig, das sind wir und wir wollen zeigen, dass wir es sind! Von da an war Wien wirklich grossjährig geworden, entschlossen, den Besitz, der ihm bisher streitig gemacht worden war, anzutreten und sich dem übermässigen Drucke der Vormundschaft, der auf ihm lastete, zu entziehen.

Es verging zwar noch längere Zeit bis zu den Märztagen des Jahres 1848, allein der Bewegung der Geister konnte nicht mehr Einhalt gethan werden. Umso weniger, als einige Meilen von Wien an dem Ufer der Donau, am Fusse der blauen Berge, die den Horizont säumen, in Pressburg, der ungarische Landtag seine Berathungen hielt, als die Reden, die dort laut wurden, den Wienern kein Geheimniss blieben und man sich sagte: Wie, gehören sie nicht einem Staate an, Ungarn und Oesterreich? Das Recht, welches man wenige Stunden von uns entfernt besitzt und voll ausüben darf, sollte nicht auch unser Recht sein?

Und diese Rechte sind Wien geworden in den Vorfrühlingstagen des Jahres 1848. Was man erwünscht, ersehnt, erfleht hatte, es ging in Erfüllung. Oesterreich erhielt eine Verfassung, es erhielt Pressfreiheit, das Recht, sich zu versammeln und sich zu vereinigen zu gemeinsamer Berathung. Die Vertreter der Völker traten zusammen, um über das Geschick des Reiches zu berathen. Oesterreich war constitutionell geworden. Was wir erstrebt, wir hatten es erreicht.

Wer die Tage des 13., 14. und 15. März des Jahres 1848 in Wien nicht miterlebt, weiss nicht, zu welch' idealer Höhe, zu welcher Grossherzigkeit, welcher Schönheit der Empfindung und welcher Selbstlosigkeit sich Menschen aufzuschwingen vermögen. Wahre Brüderlichkeit herrschte in Wien und der Drang des Herzens führte in dem Augenblicke, als die Constitution in den Strassen Wiens verkündet wurde, Leute, die sich bis dahin nicht gekannt hatten, einander in die Arme.

Schliessen wir diesen Abschnitt mit einer kleinen Episode, wie eine solche ja am Rande von Bildern bescheiden manchmal Platz findet.

In der Reihe der Mitarbeiter dieses Buches erscheinen drei, welche in den Nachmittagsstunden des 15. März auf dem Graben in Wien neben einander standen, als der Verkünder der Constitution

vorbeiritt und die Freudenkunde den Versammelten mittheilte. Es waren dies Robert Zimmermann, Eduard Hanslick und der Schreiber dieser Zeilen. Da trat das Freundeswort »Du« auf unsere Lippen und wir sind einander die ganze Reihe von Jahren hindurch gut und treu geblieben.

Das Jahr 1848 bildete die grosse Wende in dem Völkerleben Oesterreichs. Die Ereignisse dieses Jahres waren auch entscheidend für die Umwandlung der Gesellschaft Wiens. Wie eine Theaterdecoration verschwand fast die ganze Lebewelt der Hauptstadt des Reiches und andere Kreise der Gesellschaft traten, wie aus einer Versenkung, an die Oberfläche. Durch die revolutionäre Bewegung wurde die feudale Aristokratie, welche bis dahin ihren Reichthum in den Mauern der Residenz in glanzvoller Weise ausgebreitet hatte, verscheucht. Die grossen Besitzer von Grund und Boden, der Immobilien, hatten sich zurückgezogen; der mobile Besitz trat in den Vordergrund. Wien war eine Neuriss-Stadt geworden.

Die Umwandlung der Gesellschaft vollzog sich nicht von einem Tage zum andern; sie trat allmälig ein. Es konnte auch nicht anders sein. Die grossen Herren, welche durch die Aufhebung der Robot empfindlich getroffen wurden, hatten mit ihren geminderten Einkünften zu rechnen und ihre Lebensweise darnach einzurichten. Sie mussten den Ausfall in ihrem Einkommen durch den Ertrag erhöhter landwirthschaftlicher Thätigkeit und jenem von Industriezweigen verschiedener Art wettzumachen suchen. Das erforderte grosse Anlagesummen; aber auch eigene Thätigkeit, eigene Arbeit, zum Mindesten das Bemühen, Männer von Talent und Arbeitskraft zu gewinnen, welche die neuen Gründungen durchzuführen im Stande waren. Das erforderte ferner Selbstbeaufsichtigung der Landwirthschaft und Industrie und die Folge davon war verlängerter Aufenthalt auf den Gütern und Abkürzung des vergnüglichen Lebens in der Residenz. Die Wirren in Ungarn, die Ereignisse in Italien hatten überdies den Adel der transleithanischen Länder und die Mailänder Kaufleute bewogen, Wien zu verlassen und dieses bot, in Folge des der Revolution folgenden Belagerungszustandes, auch für Solche keinen anziehenden Aufenthalt, welche sich sonst aus politischen Gründen nicht von der Hauptstadt entfernt hätten. Die Lücken, welche in die Gesellschaft Wiens gerissen worden waren, traten klaffend hervor; denn langsamer als das Werk der Zerstörung

geht das Werk des Aufbaues vor sich, langsamer als der Verlust, das Erwerben und Ansammeln.

Wir haben hier nicht die politischen Ereignisse und Wandlungen, die verschiedenen Phasen der Entwickelung des Verfassungslebens in Oesterreich-Ungarn, die einander ziemlich rasch folgten, mit Betrachtungen zu begleiten, wir haben nur das Leben und die Wandlungen der Gesellschaft Wiens zu beobachten und darüber zu berichten. Wir haben festzustellen, wann die Gesellschaft Wiens sich wieder in auffallenden Gruppen zusammenfand und bestimmtes Gepräge erhielt. Es geschah dies in den Jahren des sogenannten finanziellen Aufschwunges vor 1873. Zu diesem war durch die Stadterweiterung Wiens der Hauptanstoss gegeben. Das Handschreiben Se. Majestät des Kaisers im Jahre 1857, welches die Stadterweiterung verfügte, hatte die langgenährten Wünsche aller Freunde der Reichshauptstadt erfüllt und die rasche Inangriffnahme des Werkes dem Stadtbilde binnen wenigen Jahren ein vollständig verändertes Aussehen gegeben. Aus der alten Festung mit den engen Gassen war eine offene, freundliche, bequeme und moderne Stadt geworden, das Resultat angestrengter mühevoller Arbeit. Schüchtern, fast mit Zagen ging man an das Erbauen der ersten Häuser auf den neugewonnenen Gründen, in den ausgefüllten Stadtgräben und auf dem ehemaligen Glacis. Wo wir noch im Jahre der Bewegung Ziegen weiden und harmlose Spaziergänger, den Unbilden der Witterung preisgegeben, lustwandeln sahen, schloss sich Zeile an Zeile, um die Lücke zwischen Stadt und Vorstädten zu schliessen. Schmucklos, einfach und geschmacklos erhoben sich die ersten Gebäude, anschliessend an die stillose Bauart der vorigen Jahrzehnte, nur Zweckmässigkeitsbauten, Zinshäuser, welche reichlichen Ertrag abzuwerfen bestimmt waren. Immer hat aber noch rege Bauthätigkeit erhöhten Schönheitssinn und Geschmack hervorrufen helfen. So auch in Wien. Statt der landesüblichen Baumeister nahmen die Architekten das Werk der Stadterweiterung in die Hand und so gesellte sich zu dem Nützlichen das Anmuthige, Prachtvolle. Reger Wetteifer ergriff die Bürger Wiens und die reichen jüdischen Banquiers, welche durch die Emancipation, endlich! das Recht erhielten, Menschen zu sein, ein eigenes Haus, ein eigenes Heim besitzen zu dürfen, setzten ihren Stolz darein, Prunkhäuser zu bauen für sich und Zinshäuser überdies. Sie liessen die Prachtbauten auf der Ringstrasse von ersten Künstlern errichten, gleichsam um zu zeigen: Hier sind wir, hier bleiben wir, hier ist es schön, hier wollen wir unsere Paläste bauen! Rothschild,

Todesco und Springer, Wiener und Schey, Königswarter und Epstein und wie sie Alle hiessen, waren Hausherren geworden an der Ringstrasse Wiens, sie, die Männer, welche vor dem Jahre 1848 nicht Grund und Boden besitzen durften. Ihr neues Recht glänzte jetzt förmlich in Prachtausgabe, mit reichem Goldschmuck, in der Auslage. Der Segen des neuerwachenden Kunstsinnes erfüllte auch das Innere dieser Gebäude. Manche wurden nicht nur prunkvoll, sondern auch künstlerisch schön ausgestattet. Hansen und Carl Rahl schmückten einen Prachtsaal im Palais Todesco, der bis heute noch kaum übertroffen worden ist, mit goldenen Decken- und prachtvollen Wandgemälden. Was Wien und das Ausland an Producten der Kunst und Kunstindustrie hervorzuzaubern vermochten, das wurde aufgestapelt in den Sälen und Zimmern der mittlerweile zu Finanzbaronen erhöhten Banquiers.

Die Stadterweiterung verschönerte aber nicht nur Wien, sie bereicherte auch seine Einwohner; alle Gewerbekreise wurden in erhöhte Thätigkeit versetzt. Die Industrie begann zu blühen. Dazu trat die Gewerbefreiheit und das Herabsetzen der Zölle, das fast an Freihandel grenzte. Handel und Gewerbe waren obenan; der mobile Besitz hatte die Herrschaft ergriffen, die Gründung der Creditanstalt für Handel und Gewerbe zog fremde Capitalien nach Wien und gab dem Bankwesen Aufschwung, grossartiges Gepräge. Wien wurde unternehmend, es wurde reich; der Wohlstand breitete sich in weiten Schichten aus; die Börse blühte und schnitt ihren Weizen. Der Zuzug aus den Provinzen war nie so stark gewesen; die Bevölkerung vermehrte sich rasch. Ungarn und Galizien sandten den grossen Ueberschuss, welchen sie an unternehmungslustigen Speculanten besassen. Die Geldwelt Wiens sass in dem Theater, in den Logen, fuhr in glänzenden Carossen in den Prater, baute Villen und Sommerpaläste in Baden und Vöslau bei Wien, in Hietzing und Mödling, in dem schmalen Wienthale, an den Seen Oberösterreichs und in den Thälern Tirols; sie kaufte grosse Herrschaften in Oesterreich, Ungarn und Galizien; die Banquiers wurden Grossgrundbesitzer, kurz, wo ehedem der Geburtsadel geherrscht hatte, gab jetzt der Geldadel zumeist den Ton an. Politisch herrschte der Liberalismus. Die freie Bewegung der Geister hatte die freie Bewegung der Güter hervorgerufen.

Die Gesellschaft Wiens war das Abbild der leitenden Kreise. In den Salons der Finanzwelt erschienen die Minister und hohen Würdenträger. Graf Beust war der Mittelpunkt der Soiréen, welche

die Geldmänner veranstalteten, sein kleiner Fuss der Gegenstand schmeichelhaftester Bewerbung der schönen Frauen, welche die glänzenden Räume schmückten, und der geistreiche, galante Staatsmann erschien selten ohne jene anmuthigen Verse, welche, auf glänzenden Blättern geschrieben, für Frauen die schönen Gaben bildeten, welche er in diesen Räumen wahrhaft unerschöpflich darbot.

Nicht minder häufig erschien als Besucher in den Prachträumen der Finanzbarone Herr Leopold v. Hofmann, später Freiherr von Hofmann, an der Seite des Grafen Beust Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen. Baron Hofmann war eine der bezeichnendsten Gestalten des gesellschaftlichen Lebens in Wien. Stets körperlich und geistig rege, erfüllte er die Hauptstadt mit Staunen über die Universalität seines Geistes und die Gleichzeitigkeit, mit welcher er bald hier, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Theater, in diesem oder jenem Salon im Laufe einer Nacht zur allgemeinen Ueberraschung auftrat. Ausgebreitet war auch die Thätigkeit des Baron Hofmann auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Felde des Wohlthuns und jenem der Förderung der Kunst. Er unterstützte die Bestrebungen den Nordpol zu entdecken, das Innere Afrikas zu erforschen, präsidirte der geographischen Gesellschaft, förderte das orientalische Museum, die Musikschule des Conservatoriums u. s. w. Er interessirte sich lebhaft für die Theater, besonders für die Hoftheater, und seit frühester Zeit war es sein heimlicher Wunsch, das Ziel seines brennenden Ehrgeizes, General-Intendant der kaiserlichen Hoftheater zu werden. Als er Sectionschef im auswärtigen Amte war, wurde ihm die Censur der Stücke, welche auf den Hofbühnen zur Darstellung gelangen sollten, übertragen und da er schon früher ausseramtlich sich um das Schicksal dieser beiden Kunstanstalten und um jenes ihrer Mitglieder gekümmert hatte, so fasste er nun officiell festen Fuss in diesen Kreisen. Auch später, als Reichs-Finanzminister, liess er seine Lieblingsinstitute nicht aus den Augen und als er wirklich General-Intendant wurde, widmete er sich denselben fast ausschliesslich, soweit ihm dies möglich war, denn er legte keine der zahlreichen Präsidentschaften, welche er übernommen hatte, nieder.

Baron Hofmann besass das grosse Talent, sich die Talente Anderer zuzugesellen und dienstbar zu machen. In allen Stellungen, die er einnahm, verstand er es, Männer an sich zu ziehen, welche schwierigen, anstrengenden Arbeiten gewachsen waren und damit die seltene Eigenschaft verbanden, bescheiden zu sein und ihre Ver-

dienste nicht allzusehr an das Licht des Tages zu rücken. So hat er Ernst v. Teschenberg, den vortrefflichen Stilisten und politischen Schriftsteller, zu beschäftigen und wohl auch zu fördern verstanden, so gelang es ihm, Franz v. Dingelstedt an sich zu fesseln und seinen Plänen entsprechend zu lenken. Dingelstedt's Streben ging dahin, Generaldirector beider Hoftheater zu werden; Freiherr von Hofmann hatte ihm zugesagt, beizutragen, dass er dieses Ziel erreiche, und kurz bevor Franz v. Dingelstedt starb, wurde er wirklich artistischer Leiter beider Hoftheater unter dem General-Intendanten Freiherrn v. Hofmann.

Dieser hat sich nie gerühmt, in Theatersachen Fachmann von Erfahrung, ein bahnbrechendes Genie zu sein, aber es hat selten in der Theaterwelt einen Mann gegeben, der mit solchem Eifer, ohne Rast und Ruhe, bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde in dem Berufe, welchem er sich gewidmet hatte, thätig war, als Freiherr v. Hofmann. Da er die Leitung der beiden Hoftheater übernahm, war der Besuch des Opernhauses merklich gesunken. Freiherr v. Hofmann benützte nun all' die Verbindungen, welche ihn an die Gesellschaft Wiens knüpften, um dem Institute Freunde, Abonnenten der Logen und Sitze zu werben. Er empfahl, lud ein, bat, wo es nöthig war, beschwor, wenn es nicht anders ging, und er hat sein Ziel erreicht. Der Besuch der Oper hob sich sichtlich, die Einnahmen stiegen. Auch in künstlerischer Richtung hat Baron Hofmann vielfach anregend und fruchtbringend gewirkt. Er gehörte nicht zu Jenen, welche geduldig ausharren, bis die Taube mit dem Manuscripte eines Schauspieles oder der Partitur einer Oper im Schnabel herniederschwebt, er wartete nicht, bis dieses oder jenes Werk im Auslande oder in der Provinz aufgeführt worden war, um es dann auf die Wiener Hofbühne zu bringen. Ausserdem, dass er sich zum Protector der Sänger und Sängerinnen, der Schauspieler und Schauspielerinnen machte und seine Obsorge auf zarte Berücksichtigung ihrer oft eigenthümlichen Privatverhältnisse ausdehnte, liess er es sich angelegen sein, Schriftsteller und Componisten aufzufordern, Opern und Schauspiele für die Hoftheater zu schreiben. Mündlich und schriftlich ging er dabei an das Werk. Er war unerschöpflich in Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten, wenn es galt, sein Ziel zu erreichen. Er liess, während der Fahrt von der Oper in das Intendanzbureau, wenn er bekannte Autoren erblickte, auf dem Josephplatze den Wagen halten, eilte auf sie zu und sprach diesen Schriftsteller oder jenen Componisten an, um sich zu erkun-

digen, wie weit das begonnene Werk gediehen sei, oder ob er, der Dichter, daran denke, ein neues zu schaffen. Selbst als er schon leidend war, grüsste er mit zwei Fingern seiner rechten Hand bald rechts, bald links aus dem geöffneten Fenster des Wagens, freundlich lächelnd die vorübergehenden Künstler, deren Wirken all' sein Sehnen und Trachten erfüllte. Sie alle arbeiteten ja für seinen Ruhm. Die Künstler wussten, dass die freundlichen Worte des Baron Hofmann in manchen Fällen eben nur freundliche Worte waren, allein wer ist zugänglicher für Schmeicheleien wie sie und nie haben Sänger und Sängerinnen ohne stolzes Lächeln der Genugthuung den Empfangssalon Sr. Excellenz verlassen. Enttäuschungen stellten sich allerdings manchmal ein. Nicht alle Versprechungen, die Baron Hofmann gethan, gingen in Erfüllung. Eine abschlägige Antwort, die man ihm gab, ein Durchkreuzen seiner Pläne, die nicht immer die richtigen Mittel zum guten Ziele in sich schlossen, konnte er nie vergessen, nie vergeben, aber selten vergass Baron Hofmann, völlig, ihm geleistete Dienste, selbst wenn er des Mannes nicht mehr bedurfte, der sich ihm gewidmet hatte. Ein Instrument, dessen sich Baron Hofmann vortrefflich zu bedienen verstand, war die Presse. Er war jahrelang Pressleiter im auswärtigen Amte gewesen und besass seit jener Zeit Verbindungen mit allen Blättern, nicht nur den Leitern derselben, sondern auch fast mit jedem einzelnen Mitarbeiter, politischen Schriftstellern sowohl, als Kritikern der Oper und des Schauspiels. Benahm sich Baron Hofmann gegen Alle, die mit ihm verkehrten, zuvorkommend, so kannte seine Liebenswürdigkeit Journalisten gegenüber keine Grenzen. Er wusste den Werth der öffentlichen Meinung, deren Sprachrohr die Zeitungen sind, zu schätzen.

Die Presse in Wien war im Jahre 1848 ein mächtiger Factor geworden und in den darauffolgenden Jahren noch viel mehr. Sie hatte grossen Aufschwung gewonnen und übte nicht nur Einfluss aus die Gesellschaft, sondern leitete dieselbe geradezu. Die öffentliche Meinung war jene der Zeitungen, das Publicum sprach nach, war es gelesen. Das gedruckte Wort hat immer diesen Einfluss besessen und wird ihn immer besitzen, in Wien, das sich nie skeptisch verhält, mehr als in irgend einer andern Stadt.

Das Zeitungswesen, wie es heute in Wien besteht, hat Charakter und Form in dem Jahre der Bewegung und in der nächstfolgenden Zeit gewonnen. Die Fluth der Tagesblätter, welche das Jahr 1848 gebracht, war verlaufen, einige der Blätter, die damals

gegründet wurden, hatten sich aber, völlig unbeanständet, in die nachmärzliche Zeit herübergerettet; eines davon hiess: »Die Presse«, welche von August Zang gegründet worden war. August Zang, ein Wiener von Geburt, der Sohn eines reichen, angesehenen Professors und Doctors der Medicin, begann seine Laufbahn als Militär und war Lieutenant im Jägercorps, als sein Vater, der den jungen Mann sehr knapp gehalten, sich abstossend, fast hart gegen ihn benommen hatte, starb. Zang gelangte in den Besitz eines ziemlich bedeutenden Vermögens. Er war voll Thatkraft; Ehrgeiz aber, mit einem starken Zuge von Eitelkeit als Kern, herrschte in ihm vor. Sich einen Namen machen, eine Rolle spielen, das hatte er sich vorgesetzt. Er beschäftigte sich anfänglich mit der Erfindung eines neuen Gewehres und bemühte sich nebenbei der Welt zu zeigen, dass er da sei, dass er mitgezählt werden wolle. Das von Zang angefertigte Gewehr-Modell fand aber geringen Anklang und er trat aus den Reihen der Armee.

Mit dem Wissen und Können ging es nicht. Was nun? Ein Apollo war August Zang nicht; seine kleine untersetzte Gestalt, der breite Rücken, der starke Nacken, das runde Gesicht mit den scharf und fragend die Welt anblickenden Augen, die fast an Verbildung streifende aufgestülpte Nase, das gab keine Menschengestalt, die ihrer Schönheit wegen Bewunderung eingeflösst hätte; nicht Frauen und auch nicht Männern. Der erste Eindruck, den Zang hervorrief, war also kein günstiger. Imponiren wollte er aber und versuchte es deshalb mit Entfaltung von Glanz. Er richtete eine Wohnung luxuriös ein, hielt Wagen und Pferde, und zwar so schöne Wagen und so herrliche Pferde, dass es seiner Meinung nach in Wien nicht ihresgleichen gab. Er trat in Wetteifer mit den reichen, adeligen Herren und wollte sie in den Strassen der Stadt und in der Allee des Praters verdunkeln. Es währte nicht allzu lange Zeit, und Zang bemerkte, dass er zwar auffalle, dass aber sein Triumph kein grosser sei, dass er nicht den Wagen und Pferden, welche die vornehmen Herren vorführten, geschadet habe, desto mehr aber sich selbst. Die Erbschaft war zum grossen Theile aufgezehrt und Zang stand abermals vor der Frage: was nun? Die quälende Unruhe, welche ihn zu jener Zeit erfasst hatte, machte ihn endlich auf die reiche Quelle aufmerksam, die in ihm lag: in seinem Kopfe. Zang war voll Geist, Scharfsinn und Witz. Er hatte Manches gelernt und als Bestes erwies sich die Erfahrung der letzten Jahre. Das führte zu ebenso plötzlichem als unerwartetem Umschlage.

Der junge Mann, welcher den Aristokraten gespielt hatte, sagte sich: geht es nicht mit dem vornehmen Wesen, so will ich den Boden des goldenen Handwerkes betreten. Er hatte Reisen gemacht, war in Paris gewesen und dort inne geworden, dass das Wiener Gebäck jenem der grossen Stadt an der Seine weitaus vorzuziehen sei. Die Kipfel und Semmel Wiens waren ein Mundgebäck, von dessen Schmackhaftigkeit die Pariser und Pariserinnen keine Ahnung hatten. Wie wäre es, wenn man eine Wiener Bäckerei in Paris errichtete? Gedacht, gethan. Es ist unrichtig, was vielfach behauptet wurde, dass Zang die Bäckerei gelernt, selbst Bäcker gewesen sei. Allerdings aber liess er es sich angelegen sein, die Einrichtung der Wiener Backstuben, der Oefen genau zu studiren und mit den Leitern der Geschäfte Umgang zu pflegen. Als er hinreichend Kenntniss der Arbeit und der Personen gewonnen hatte, nahm er einen Werkmeister in seinen Dienst und verkaufte in Wien die Einrichtung seiner Wohnung; Wagen und Pferde waren schon früher in andere Ställe und Remisen gewandert. Zang heiratete ein junges, schönes, mit einer nicht unbeträchtlichen Aussteuer ausgestattetes Mädchen aus guter Familie, Marie Wasshuber, und begab sich nach Paris. Der mitgenommene Wiener Bäcker verstand vortrefflich, Brod zu schaffen, August Zang war des Französischen hinreichend mächtig, und so wurde in der Seine-Stadt die erste Wiener Bäckerei gegründet. Man fand Geschmack an den Erzeugnissen derselben, das Geschäft blühte, trug reichlich Lohn und der unternehmende junge Wiener machte zwar nicht grosses Glück in Paris, hatte sich aber eine bürgerliche, anständige Existenz geschaffen, ein seltener Fall, wenn man weiss, wie schwer es einem Fremden wird, in Paris Fuss zu fassen, mit den Franzosen auf deren eigenem Boden zu wetteifern.

Es war vorauszusehen, dass August Zang nicht lange an der die halbe Nacht und den halben Tag in Anspruch nehmenden Arbeit eines Directors der Bäckerei, der er eigentlich war, Gefallen finden werde. Das Geschäft bot nicht hinreichende Nahrung für den regen Geist des beweglichen Wieners.

Die politische Atmosphäre der Seine-Stadt von 1830 bis 1848 war voll Elektricität. Bedeutende Geister erfüllten die Welt mit ihrem Ruhme in der Politik und in der Literatur. Von Tag zu Tag tauchten neue Berühmtheiten auf. Vermögen wurden rasch erworben. Erfindungen drängten einander. Der öffentliche Wohlstand stieg. Politische Fragen wurden ohne Unterlass aufgeworfen in

den Zeitungen und diese nahmen in leitender Weise an den Ereignissen Theil.

Am stärksten imponirte Emil von Girardin, der Director der »Presse«, dem Wiener »Bäcker« und eifrigen Zeitungsleser. Der Politiker, der Nationalökonom, besonders aber der Administrator des grossen Blattes, die geschickte Art, durch Ankündigungen zu wirken und sich durch dieselbe eine grosse Einnahmsquelle zu verschaffen, erweckten die gespannte Aufmerksamkeit des gleichbesaiteten und veranlagten Wiener Industriellen. Er vertiefte sich von da an in das Lesen und Beobachten der Journale und sah dem Erscheinen der frischen Blätter mit grösserer Theilnahme entgegen, als dem Erscheinen der goldbraunen Wiener Kipfel, die aus seiner Backstube hervorgingen. Zang wusste sich Eintritt in die Ateliers der »Presse« zu verschaffen und gewann Einsicht in die Art, wie ein Journal gemacht, wie es gedruckt wird, wie es Absatz findet und hauptsächlich wodurch und wie man bei der Herausgabe einer Zeitung viel Geld verdienen könne. Anfänglich betrieb er dieses Studium wohl ohne die bestimmte Absicht, seine gewonnenen Kenntnisse praktisch zu verwerthen; als aber die Märztage des Jahres 1848 in Wien heranbrachen und die Nachricht davon die Welt überraschte, als die Kunde von dem, was in seiner Vaterstadt vorgegangen war, auch zur Kenntniss August Zang's gelangte, da tauchte plötzlich der Plan in ihm auf, das Geschäft in Paris aufzugeben, nach Wien zu eilen und dort eine Zeitung zu gründen. Gedacht, seiner Umgebung mitgetheilt und gethan, war das Werk eines Augenblickes. Zang fuhr nach Wien, studirte als ehemaliger Militär und jetziger geübter Geschäftsmann den Boden und fand, dass dieser für seine Absicht geebnet sei.

Wien war im Sommer 1848 mit Blättern überfüllt, aber eine eigentliche Zeitung im grossen Stile besass es nicht. Eine Zeitung für ruhige, kluge, gebildete Leute, die Interesse hatten für Politik, aber auch das Bestreben, sich nicht von persönlicher Willkür, Unerfahrenheit und Halbbildung hierhin und dorthin schleudern zu lassen. Nicht um ein Blatt, welches auf der Strasse für die Strasse lebte, zu gründen, war Zang nach Wien gekommen; deren gab es damals in Hülle und Fülle und sie wurden zu allen Stunden ohrenbetäubend ausgerufen. Der Tag brachte sie, der Tag nahm sie. Viele gingen unter, noch mehr traten auf. Zang war kein Radicaler und liberal nur in dem Sinne, als er den Aerger über das Misslingen der Rolle als Cavalier, welche er vor Jahren in Wien gespielt hatte, nicht

verwinden konnte. Er liebte die vornehmen Herren nicht, liebte aber noch weniger den Tumult auf der Strasse, die Flugschriften voll unklarer, gährender, verwirrter und verwirrender Ansichten. Wie war nun die Gründung einer Zeitung in Wien anzufassen im Zang'schen Sinne? Er allein konnte sie nicht machen; das fühlte er. Es galt also Mitarbeiter zu werben, Leute der Feder, welche im Dienste der Tagespresse sich schon jahrelang bemüht hatten. Noch wichtiger war es für Zang, Machthaber des Staates, wie ja durch solche die Pariser Presse zu grosser Geltung gelangt war, für das Unternehmen zu interessiren, wenigstens ihre geistige Mitarbeiterschaft zu gewinnen.

Der Staatsmann, welcher zu jener Zeit Zang Bewunderung abgewann, ein wirklicher Staatsmann von vornehmer Art, eben so patriotisch als weise, war Graf Stadion, Gouverneur von Triest und in Wien als Mitglied des Reichstages thätig. Graf Stadion, welcher die Bewegung im Sommer 1848 ruhig, mit offenem Auge und betrübten Herzens verfolgte, schweigsam und verschlossen der Stunde harrend, die ihn berufen sollte, die Zügel der Regierung zu ergreifen, hatte sich mit einem Stabe von jungen, begabten Beamten umgeben — die späteren Hofräthe Lackenbacher und Lewinsky gehörten dazu — durch welche er in die Blätter, auch des Auslandes, aufklärende Berichte schreiben liess. Zang war mit Lackenbacher befreundet und dieser vermittelte die Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion. Der Staatsmann, von dem lebhaften Wesen, der scharfen Denkweise, der eigenen Art, seine Anschauungen vorzubringen, den plötzlichen, funkelnden Einfällen, dem Witz des Pariser »Bäckers«, welcher in Wien eine deutsche Zeitung gründen wollte, überrascht und eigenthümlich berührt, versprach und gewährte demselben auch seine Unterstützung. Und so wurde mitten in dem Tumulte der hochgehenden Bewegung die »Presse« gegründet, so erschien ein wirkliches politisches Blatt in Wien zur allgemeinen Ueberraschung, zur Freude der besonnenen, klar und ruhig denkenden und zum Aerger der brausenden Elemente, welche mit Lächeln sagten: »Das Blatt ist langweilig, es kann sich nicht halten.«

Indessen sie hatten nicht mit Zang's Kenntniss des Zeitungswesens gerechnet. Das Blatt grossen Formates war nach dem Ebenbilde der Pariser »Presse« geschaffen, es sah aus, wie eine deutsche Auflage des Girardin'schen Journals: der Leitartikel, die Entrefilets, die Tagesneuigkeiten, das Feuilleton, die Anzeigen und Reclamen in zierlich geordneten engen Spalten so geschickt angeordnet, dass

das Wichtige von dem Unwichtigen in Folge Mannigfaltigkeit der Drucksorten leicht unterschieden werden konnte, und an der Spitze des Blattes prangte die Pränumerations-Einladung, war der Spottpreis zu lesen, um welchen die gedruckte Herrlichkeit zu kaufen war.

Die »Presse« fand bald einen zwar nicht übermässig grossen, aber doch hinreichend starken Kreis von Lesern und Abonnenten und mit Zuhilfenahme des Geldes, welches Zang aus Paris mitgebracht hatte, hielt sie sich aufrecht bis über den October 1848 hinaus. Als sich die Wasser verlaufen hatten, und die Zeitung in Folge ihrer gemässigten Haltung fast allein die hundert Blätter, welche mit ihr gleichzeitig aufgetaucht waren, überlebt hatte, stand sie als politisches Journal alleinherrschend da.

Wir haben von Journalisten gesprochen, welche sich Zang beigesellte, um die Artikel seines Blattes zu verfassen. Als solchen, und zwar als Redacteur, hatte er einen Mann gewonnen, welcher ebenfalls mehrere Jahre in Paris gelebt hatte, Dr. Leopold Landsteiner. Es hat wohl selten zwei Journalisten gegeben, welche in ihrem Wesen so grundverschieden waren, als Zang und Landsteiner. Zang, der Geschäftsmann, unruhig, den Kopf voll Projecten, von dem Einen auf das Andere überspringend, beweglich, immer munter, rastlos thätig, und Dr. Landsteiner, der sich an der Lectüre des »Journal des Débats« und der »Revue des deux Mondes« gebildet hatte, diese vornehmen Zeitschriften beständig im Munde führte, bedächtig, langsam las und schrieb, dem die Sprache der Pariser Akademiker als das Ideal auch des deutschen Stiles vorschwebte, der den Tag zur Nacht und die Nacht theilweise zum Tage machte, stundenlang an einem kleinen Artikel bosselte und jeden Satz dreimal hin und her wendete, bis er mit der Rundung desselben und der auf und niederwogenden Melodie zufrieden war. Diese beiden Männer hatte der Zufall aneinander gefesselt, hatte sie mitten in den Sturm des Jahres 1848 gestellt. Landsteiner sollte Redacteur, Zang Herausgeber sein; in Wirklichkeit aber war Zang bald Beides zugleich. Landsteiner schrieb nur hie und da einen Artikel voll Feinheit und Grazie, »Zuckerkrapfen«, eine recht unpassende Kost für die Zeit der Sturmpetitionen und Barrikaden.

Junge Leute von Talent schlossen sich nun August Zang an; die genannten Privat-Attachée's des Grafen Stadion griffen selbst zur Feder und auch Graf Clam-Martinitz schrieb einzelne Artikel für die »Presse« im Geiste des Grafen Stadion. So war das Blatt reich versorgt mit interessanten Nachrichten und leitenden Aufsätzen.

Befand sich Zang im Sommer des Jahres 1848 im Widerspruch mit der Strassenpolitik, so war dem Manne, welcher den Tumult nicht geliebt hatte, der Belagerungszustand, der dem October 1848 folgte und lange andauerte, eben so wenig erwünscht. Der Zeitungseigenthümer und Redacteur bedurfte der freien Bewegung, der Pressfreiheit, um zu erreichen, was er wollte, um ein gelesenes, interessantes Blatt von grosser Verbreitung herzustellen. Gelesen werden, abonnirt werden, actuell sein, melden und besprechen, was der Tag Interessantes bringt, aber nicht verhüllen und verschweigen, unterdrücken oder höchstens ahnen lassen, davon lebt eine Zeitung. Mit dem Schweigen, das der Belagerungszustand auferlegte, war der Zang'schen Presse die Lebensluft in Wien entzogen. Zwar fehlte es Zang nicht an Verbindungen; er hat sie stets eifrig mit den Machthabern anzuknüpfen und zu erhalten gewusst. Er machte Concessionen hier und dort, in diesem und jenem Theile seines Blattes; er erwies und erhielt Gefälligkeiten. Man hatte manchmal Nachsicht, wenn das Blatt sich zu weit vorwagte: bot doch Zang oft die Hand zur Unterstützung der Regierung, wo er konnte und förderte von dieser patronisirte literarische Unternehmungen aller Art.

Zang war — und das muss deutlich hervorgehoben werden — immer, vom Beginn seiner Laufbahn bis zum Schlusse, ein guter österreichischer Patriot, ein Oesterreicher durch und durch, nie kam ein Wort aus seiner Feder, nie, mit seinem Wissen, eine Zeile in das von ihm geleitete Blatt, welche dieser Tendenz nicht entsprochen hätten. Aber der Belagerungszustand ertrug auch jene Art von freier Meinungsäusserung nicht, deren sich Zang's Blatt bediente. Ein Artikel hatte unliebsames Aufsehen erregt, die Entrüstung der Militärbehörde hervorgerufen. Zang's hochmögende Freunde und Gönner konnten trotz ihres Einflusses, das Verbot des Blattes für Wien nicht aufhalten und Zang, um Hilfsmittel nie verlegen, sich aus einer bedrohten Stellung zu retten und auf eine minder unsichere Stelle hinüberzuschwingen, fasste rasch einen Entschluss. Er fuhr nach Brünn, gründete dort eine Druckerei und gab in der Hauptstadt Mährens die »Presse« heraus, welche in der Hauptstadt Oesterreichs verboten worden war. Nur durch Schmuggel konnte das Blatt seinen Eingang in die Häuser Wien's finden, aber es fand sie. War man nicht im Stande eine grössere Anzahl von Nummern herein zu bringen, so wurden interessante Artikel in Brünn aus dem Blatte geschnitten, in Briefe gelegt und an Freunde in Wien gesendet. Das dauerte jahrelang, bis endlich die »Presse« wieder in

Wien erscheinen konnte, noch grösseren Einfluss als früher gewann und von Jahr zu Jahr steigend, August Zang zum reichen Manne machte.

Es ist oft gesagt worden, dass Zang ein gewandter Geschäftsmann, aber nicht im Stande gewesen sei, die Feder zu führen, einen guten Artikel zu schreiben. Das ist nicht wahr. Oft und bei den wichtigsten Gelegenheiten hat Zang Artikel geschrieben und sie waren mit die besten in seinem Blatte, jene, die das grösste Aufsehen hervorriefen. Es war aber eine Qual, Zang am Schreibtische sich quälen zu sehen, wie er mit dem Bleistifte mühsam Satz für Satz, Wort für Wort auf das Papier schrieb, den Satz, das Wort wieder ausstrich, das eine Blatt fortwarf, ein anderes vor sich hinschob, vom Neuen begann, endlich in später Abendstunde mit den 60 bis 80 geschriebenen Zeilen in die Redaction kam und den allzeit anwesenden Mitarbeitern vorlas, was er geschrieben hatte, während noch die Schweissperlen, welche ihm die Arbeit erpresst, auf seiner Stirne standen. Die Art, wie Zang seine aufsprühenden Ansichten und Bemerkungen vorlas, erhöhte die Wirkung. Der Mann war nicht vom Fach, schrieb und las aber wie ein Meister. Zumeist war es das Gebiet der Nationalökonomie, oder, um es scharf zu bezeichnen, das Feld, auf welchem es Geld, viel Geld zu verdienen gab, dem sich das schriftstellerische Talent Zang's widmete. Gelderwerb war der leitende Gedanke des Blattes und Zang führte den Degen der Polemik in kühner Weise. Zang wagte sich in der Politik nie weiter vor, als es der Patriot in ihm gestattete; in Geldangelegenheiten setzte ihm aber auch seine Vaterlandsliebe nie eine Schranke. August Zang betrachtete alles vom Standpunkte des Inserates und der Reclame. Es konnte keine Bank gegründet, kein grosses Geschäft in Wien unternommen werden, ohne dass Zang dabei interessirt war. Nichts ohne ihn, Alles für ihn.

Zang war Cyniker, bewusst und unbewusst und ist es geblieben. Das Blatt warf jährlich Hunderttausende ab, aber, nur durch Drohung ihn zu verlassen, war Zang zu bewegen, den Gehalt seiner Mitarbeiter, den Leistungen derselben halbwegs entsprechend, zu erhöhen. In einer kleinen Kammer des grossen Zang'schen Hauses unter den Weissgärbern sassen Michael Etienne und ein anderer Mitarbeiter des Blattes und besorgten, anderthalb Jahre hindurch allein, das Morgenblatt und Abendblatt der »Presse« bei einem Einkommen, das heute den Mitarbeitern dritten Ranges einer grossen Zeitung als gering erscheinen würde. Dann trat Dr. Max Fried-

länder, der, von Bielitz in Schlesien aus, Correspondenzen für das Blatt geschrieben und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, als Dritter in die Redaction. Jahrelang waren die Drei die einzigen Redacteure der täglich zweimal erscheinenden Zeitung und Zang's Widerstreben, die Mitarbeiter an den Einnahmen entsprechend theilnehmen zu lassen, führte endlich zum Austritte Etienne's und Friedländer's sowie des ökonomischen Leiters des Blattes, des Herrn Adolf Werthner, und zur Gründung der »Neuen Freien Presse«. Zang hat sein Blatt später verkauft, andere Geschäfte gemacht, neue Millionen erworben, aber das Leitmotiv seiner Jugend war ihm nicht abhanden gekommen: Neid und Missgunst, Hass der vornehmen Wiener Gesellschaftskreise. Er knüpfte dort an, wo er begonnen, hatte aber jetzt Mittel genug, um den Wettstreit nicht wieder aufgeben zu müssen. Er erwarb sich den Ruhm, die schönsten Equipagen und Pferde in Wien zu besitzen. So war August Zang beschaffen; dies waren seine guten und minder guten Eigenschaften.

Grossen Antheil hatte die Wiener Journalistik an dem Umbaue und Neubaue der Stadt Wien. Wenn wir Journalistik sagen, so meinen wir in erster Reihe August Zang. Er war aus der Pariser Schule hervorgegangen, an grossstädtische Verhältnisse gewöhnt, besass einen weiten Blick, und Sinn für das Prachtvolle und Schöne, das Anmuthige und Geschmackvolle, so weit seine etwas spröde Natur dazu befähigt war. Allein nicht nur die Verschönerung Wiens, auch die Einrichtung der Stadt mit zweckmässigen und gemeinnützigen Anlagen und diese besonders waren es, welche Zang beschäftigten und den Wunsch in ihm rege machten, thätigen Antheil zu nehmen an dem, was in Wien vorging. Er liess sich in den Wiener Gemeinderath, später in den Landtag wählen, um dort mitzuberathen und Einfluss zu gewinnen auf den Stand der Dinge. In jenen Körperschaften war aber Zang's Platz nicht; er hat dort wenig durchgesetzt, und das war vorherzusehen. Ein Journalist ist gewöhnt, seine Ideen durch sein Blatt zu verbreiten, ohne dass er in die Gefahr geräth, Rede stehen zu müssen, Widerspruch zu erfahren. Was er sagt, das ist gesagt und oft auch gethan dadurch, dass ihm die gläubigen Seelen Folge leisten. Im Gemeinderathe aber, im Landtage oder im Reichsrathe steht es jedem Mitgliede frei, das Gegentheil von dem zu behaupten, was der Journalist vorbringt und zwar in einer Art zu behaupten, die dem Autokraten — und jeder Journalist ist ein Autokrat — das Blut zum Gehirne treibt. Es wird

berathen und wieder berathen, in Comités und Ausschüssen, es kommt zu wiederholten Lesungen, es wird aufgeschoben, kurz der Zeitungsmann ist beengt, weil er herrschen will und sich oft nicht selbst beherrschen kann.

Was Zang für Neuwien hauptsächlich in das Auge gefasst hatte, war die Errichtung von Strassen und Plätzen, Canälen und Wasserleitungen, war bessere Beleuchtung, waren Markthallen, die Anlage von Baumreihen in den Strassen, die Bepflanzung und Umwandlung der Plätze in Squares und endlich die Herstellung eines Gartens im Herzen der Stadt, des Stadtparkes. Die Propaganda für die Schönheitslinien, den Schmuck von Neuwien, liess er in der »Presse« durch andere Kräfte vollführen. Er unternahm nicht allein Reisen nach Paris und in alle grossen Städte, um die Einrichtungen der neuen Zeit kennen zu lernen, sondern nahm auch noch einen Mitarbeiter seines Blattes, den Schriftsteller, welcher damals die »Wiener Chronik« schrieb, mit und so entstanden die Anregungen und Ausführungen, wie Wien gross, zweckmässig und schön gebaut werden solle, welche die »Presse« Jahre hindurch brachte. Grosse Vorliebe besass Zang, der damals noch Mitglied des Gemeinderathes war, für die Herstellung des Stadtparkes. Der Stadtgärtner Siebek hatte einen Plan vorgelegt, der recht dürftig und nüchtern gerathen war. Der Plan gefiel uns nicht und fand auch im Gemeinderathe besonders in Folge von Zang's Gegnerschaft wenig Bewunderer. Was war zu thun? Zang war an der Grenze des Gesichtskreises, welchen er beherrschte, angelangt. Dass die Kunst dem gewerblichen Leben die Hand zu reichen hat, um dasselbe zu sich emporzuheben, dafür besass Zang ein geringes Verständniss. Der Autor der »Wiener Chronik« im Feuilleton der »Presse«, machte nun Zang darauf aufmerksam, dass es stets Architekten von Bedeutung und Künstler gewesen seien, welche grossartige, schöne Gartenanlagen in das Leben gerufen hätten, in Frankreich und anderswo. Josef Seleny war damals ein gefeierter Künstler in Wien. Sein grosses Talent für die Landschaftsmalerei hatte zwar schon früher allgemeine Anerkennung gefunden, aber die Reise um die Welt, welche er an Bord der »Novara« mitgemacht, gab dem Künstler jetzt Autorität. Er hatte die Welt gesehen, die Vegetation in allen Theilen der Erde studirt, die schönsten Anlagen in Europa und dem Oriente durchwandert; er kannte die Wirkung, welche eine sinnreiche, Durchblicke gewährende Zusammenstellung von Bäumen und Pflanzen hervorbringt, kurz Seleny war der richtige

Mann. Zang griff mit Feuereifer den Vorschlag auf. Der Künstler wurde befragt, willigte ein, es fanden eingehende Erörterungen statt und bald befand sich eine Skizze in den Händen des Wiener Gemeinderathes, welche allgemein gefiel, angenommen und dem Stadtgärtner Siebek zur Ausführung übergeben wurde unter der Oberleitung Seleny's. Das ist der wahre Sachverhalt der Gründung des Wiener Stadtparkes, und Wien sollte nicht vergessen des Wiener Kindes, August Zang in Dankbarkeit zu gedenken.

Wenn Zang je ein Werk gefördert, bei welchem er seinen eigenen Vortheil nicht im Auge hatte, so war es die Erweiterung und Verschönerung Wiens. Uns ist wenigstens nicht bekannt, in welcher Art und Weise er Nutzen aus seinen anhaltenden und sogar mit finanziellen Opfern gemachten Anstrengungen hätte ziehen können. Den Ehrgeiz, Orden oder Titel zu gewinnen, besass er nicht, liess wenigstens nicht errathen, dass er ihn besässe.

Zu gleicher Zeit mit Zang gründeten Journale in Wien: Ignaz Kuranda, Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens. War Zang der Meister Vorwärts Wiens, so gab sich Kuranda als Politiker von Esprit und Geschmack, als diplomatischer Journalist, als jener der Wiener Schriftsteller, welcher vorzugsweise berufen wäre, in auswärtigen Angelegenheiten mitzusprechen. Er suchte und fand Verbindungen mit dem Ministerium des Auswärtigen und sein Blatt, die »Ostdeutsche Post«, war, als Graf Buol die Staatsgeschäfte führte, das Organ dieses Ministers. Kuranda, der von Prag nach Belgien und von dort nach Leipzig gegangen war, konnte den Autodidakten nicht verleugnen, trotzdem er sich als Autorität in Völkerfragen gab. Lächelnd, gleichsam bescheiden, auf eine Jünglingsbeschäftigung hinweisend, sprach er in guten Stunden von seinem ersten und einzigen Trauerspiele: »Die letzte weisse Rose«.

Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens waren aus Triest gekommen, der österreichischen Handelsstadt, in welcher sie die Bewegung der Güter kennen gelernt und unter den Augen des Grafen Stadion die Wirkungen gesehen hatten, welche die Verwaltung eines vornehmen Mannes von weitem Blicke, untadelhaften Manieren und grossem Wohlwollen zu erzielen vermochte. Sie waren Stadion nach Wien gefolgt und gründeten hier Zeitungen. Ernst von Schwarzer war ein grosser, starker Mann mit einem Löwenhaupte voll Ideen, die sich oft bis zu den Wolken verstiegen. Er trug sich mit hundert Projecten, die Entbehrungen des nothleidenden Volkes und die Verbesserung der Lage der Arbeiter vielfach erwägend. Ihn inter-

essirte die geognostische Untersuchung der Erde eben so sehr, wie nicht ganz offen daliegende Ereignisse der Weltgeschichte. In ihm arbeiteten alle Bildungselemente, aber seine Gedanken und Projecte glichen dem zerrissenen Gewölke, das ein grosses Stück des Himmels bedeckt. Ihm fehlte einigermassen die Stetigkeit in Verfolgung eines Zieles, die Ausdauer bei der begonnenen Arbeit. Einige Monate, nachdem Schwarzer nach Wien gekommen war, wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten, kehrte aber bald wieder zur Journalistik zurück.

Eduard Warrens, in Schweden geboren, der indessen seinen orientalischen Stammbaum nicht verleugnete, war als junger Mensch nach New-York gegangen und hatte dort die neue Welt, neue Menschen, neue Verhältnisse gesehen und sich dieselben zum Muster genommen. Bei der Wahl eines Präsidenten thätig, erhielt er die Stelle eines amerikanischen Consuls in Triest, lernte dort Graf Stadion kennen und eilte im März 1848 nach Wien, gleich einem General in der Richtung marschirend, von woher Kanonendonner erschallt. So besass denn die Journalistik Wiens eine Wien-Pariser Schule, eine Prager Schule und eine Triester Schule. Eduard Warrens war ein vortrefflicher Redner und Schriftsteller, machte aber von seinen seltenen Gaben in beiden Richtungen nur Gebrauch als Mittel zu seinem Zwecke. Er wollte Millionär werden und ist es geworden; verlor aber öfter eine Million, um bald darauf eine neue sich zufliessen zu sehen. Er spielte, um zu gewinnen, und wenn er gewann, spielte er fort bis er verlor. Der Reiz des Lebens lag für ihn in der Aufregung, er spielte mit Herzen eben so sehr als mit den flatternden Noten der Bank. Warrens war träge wie eine Schildkröte und gleich darauf fleissig wie eine Ameise. Er konnte tagelang ruhen, zu jeder Zeit schlafen, arbeitete aber, wenn er erwachte, in einer Stunde mehr als zwei Menschen in einem Tage. Warrens war Improvisator; er konnte aus dem Stegreife sprechen und schreiben und dabei fielen ihm frappirende Gedanken und farbenreiche Bilder, wahre Sprachfrüchte, in einer Fülle in den Schoss, als ob kräftige Hände einen reichbeladenen Baum geschüttelt hätten.

Wien wäre nicht Wien, wenn die genannten Zeitungsredacteure nicht bald das Bedürfniss gefühlt hätten, auch für den Zierschmuck der Zeitungen, das Feuilleton, Sorge zu tragen. Jede Zeitung enthielt demnach unter dem Striche, im Feuilleton, Aufsätze, die zu allen Zeiten und an allen Orten Perlen der Tagesliteratur genannt worden wären. Die Schriftsteller, welche das Wiener Feuilleton schufen,

die der grossen Stadt die Lieblingslectüre boten, waren Freiherr A. v. Stifft, der Sprachzauberer; Hieronymus Lorm, gesalbt mit mehreren Tropfen des Oeles der Poesie, und Eduard Bauernschmied, welcher mit scharfer Katzenklaue dem lieben Nebenmenschen die Brust zerfleischen und das Gesicht zerkratzen konnte.

Das Burgtheater war nicht mehr wie vor dem Jahre 1848 das Umundauf der hauptstädtischen Gesellschaft; es hatte an politischer Bedeutung verloren, dafür war es besser geworden als Kunstinstitut und damals weitaus die beste Bühne in Deutschland. Es dankte dies zwei deutschen Schriftstellern von Bedeutung, zwei Bühnen-Männern seltener Art: Heinrich Laube und, nach ihm, Franz von Dingelstedt.

Heinrich Laube arbeitete aber für das von ihm geleitete Theater nicht blos in der Directionskanzlei und auf der Bühne, sondern auch in seinem Hause. Er empfing täglich zwischen fünf und sieben Uhr. Man versammelte sich um einen runden Tisch, an dem die Gemalin Laube's, Iduna, schwarzen Kaffee credenzte. Laube hielt offenes Haus, um dem Burgtheater und sich Freunde zu erwerben, Männer, welche die öffentliche Meinung leiteten, bei sich zu sehen und schöne Frauen, welche Einfluss hatten auf diese Männer. Neue Stücke, neue Schauspieler und Schauspielerinnen wurden in Laube's Haus angekündigt, gerühmt und gefördert. Laube bemühte sich, den Erfolg jedes Dramas, das er geben wollte, jedes Künstlers, den er nach Wien berief, zu sichern. Das Burgtheater lag ihm im Herzen und Sinne. Kein Fremder von literarischer Bedeutung betrat Wien, der nicht Laube aufsuchte und von diesem förmlich geheizt wurde zum Enthusiasmus für das Burgtheater und für dessen Director. Manchmal glaubte Laube unerschütterlich selbst daran, dass Alles so vortrefflich sei, wie er es darstellte. Mit einem scharfen Geiste verband er eine Naivität des Enthusiasmus sondergleichen, aber immer nur für Stücke und Darsteller, die sein scharfes Auge als vortrefflich erkannt hatte. Als er Knaack, den Komiker, in Berlin, in einem geselligen Kreise declamiren gehört hatte und nach Wien zurückkehrte, rief er mir, kaum dass ich ihn begrüsst hatte, zu: »Ich habe einen zweiten Ludwig Devrient entdeckt!« Man ist aber nicht dazugekommen, Knaack im Burgtheater zu sehen. In Laube's Salon wurde hauptsächlich über Theater gesprochen, aber es gab noch zwei Angelegenheiten, für welche sich der jungdeutsche Schriftsteller stark interessirte, das Grossdeutschthum und die Strategie. Letzteres in Zeiten, wenn ein Krieg die Welt mit Blut füllte. Täg-

lich ertheilte er da dem abwesenden Feldherrn im Gedanken gute Rathschläge, verfolgte auf der Karte jede Stellung und in solchen Zeiten mussten auch harmlose Theaterfreunde, die vielleicht gekommen waren, um eine Schauspielerin zu protegiren, bei ihrem Eintreten die Frage vernehmen und so weit als möglich beantworten: »Was sagen Sie zu dem Marsche des Marschalls dahin oder dorthin?«

Führte Heinrich Laube das Wort in seinem Salon, so leitete seine Gemalin Iduna, wenn der Director kurz vor sieben Uhr die Wohnung verliess und sich nach dem Theater begab und mehrere Freunde bei Laube's Frau, die nicht täglich das Theater besuchte, zurückgeblieben waren, das Gespräch. Waren Laube's Gedanken fast immer auf Bühnen-Angelegenheiten gerichtet, so befasste sich Iduna Laube zumeist mit jenen geistigen Fragen, welche den Menschen in seinem Innersten berühren. Ihr Verstand war scharf, sie hatte viel gelesen und gelernt, ihr Sinn ging hoch, sie wusste vortrefflich zu sprechen, zu fragen und zu antworten, einen Streit zu führen ohne zurückzuweichen, anzugreifen oder sich zu vertheidigen; dabei aber voll Milde und Freundlichkeit, halblaut, bei kerzengerader Haltung, zu entschuldigen, wenn Irrthümer Abwesender berührt wurden oder zu vermitteln, wenn sich eine hitzige Debatte in ihrer Gegenwart erhob. Oft erschien in diesem Salon Betty Paoli, die Dichterin, und manchmal Julie Rettich, die grosse Meisterin der deutschen Declamation. Betty Paoli, voll Gluth und Leben, die Freundin ihrer Freunde, die glühende Feindin der Feinde Oesterreichs und alles Unedlen in der Literatur, war anregend wie frischer Ost. Julie Rettich mit ihrem wunderbaren, von der Höhe bis zur Tiefe gleich wohllautenden Organe, mit dem schönen Adlerkopfe, dessen Nase nur wie von einem Kobolde an dem Bug etwas schief gewendet worden war, hielt hie und da eine Thronrede wie eine Königin, von einem vornehmen Sonnenlächeln des Wohlwollens verklärt. Iduna Laube, Betty Paoli und Julie Rettich waren die drei geistvollsten Frauen der Wiener Gesellschaft jener Jahre. Iduna Laube und Julie Rettich waren aber auch mit die wohlthätigsten Frauen Wiens. Sie haben sich grosse Verdienste um die Gründung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines erworben, der jetzt mit nicht geringer Aufopferung von der Witwe des Wiederbelebers der Wiener Kunstindustrie, Rudolf v. Eitelberger, geleitet wird.

Franz von Dingelstedt hatte, als er zu uns kam, angekündigt, dass er der Stadt an der Donau »Wiens Nachtigall« wiederbringe. Es war dies Dingelstedt's Frau, die als Jenny Lutzer im Opernhause

durch ihre Glockenstimme jahrelang die Wiener entzückt hatte. Dingelstedt gab im neuen Operntheater, wo er eine Wohnung inne hatte, glänzende Gesellschaften, denen oberste Hofherren und jene Personen der Wiener Gesellschaft beiwohnten, welche Dingelstedt als besonders geeignet, seine Interessen zu fördern, in das Auge gefasst hatte. Frau von Dingelstedt sang einige Male und man überhäufte sie mit Lobsprüchen. Sie war so liebenswürdig und harmlos geblieben, wie sie es als Primadonna gewesen. Bei einem Diner, welchem Baron Hofmann, Graf Herbert Bismarck, der damals der deutschen Botschaft in Wien attachirt war, Paul Lindau und ich beiwohnten und während dessen Baron Hofmann nicht Worte genug fand, um ein Gericht Maccaroni, das Frau Baronin Dingelstedt jedesmal bereiten liess, wenn sie Freiherrn v. Hofmann als Gast bei sich sah, ereignete sich folgendes kleine Intermezzo. Baronin Dingelstedt sass zwischen dem Grafen Herbert Bismarck und mir und richtete bei dem Nachtische an mich laut und vernehmlich die Worte: »Wer hätte gedacht, dass ich einmal den Sohn des grossen Feindes Bismarck an meinem Tische haben werde!« Graf Herbert Bismarck lächelte, ich lächelte und Jenny Lutzer, uns nacheinander anblickend, lächelte dann auch.

Nicht nur in der Theaterwelt, sondern auch in der Gesellschaft Wiens wird man sich noch lange mit Theilnahme der anregenden Kreise erinnern, welche Laube und Dingelstedt zu versammeln verstanden und der beiden bedeutenden geistvollen Schriftsteller, welche eine Zierde der Gesellschaft Wiens Jahre hindurch gewesen sind.

Ein literarischer Salon war zu jener Zeit auch jener zu nennen, in welchem Frau Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter des grössten deutschen Mannes, empfing. Sie wohnte mit ihren Söhnen: Walter, dem Componisten, und Wolf, dem Dichter, zwei ideal angelegten Männern, die sich für ihre Mutter aufopferten, zuerst in dem Hause der Leopoldstadt am Donaucanale, wo sich das »Dianabad« befindet. Deutsche Schriftsteller von Bedeutung, die nach Wien kamen, unterliessen es nie, dem Namen »Goethe« zu huldigen und den Erzählungen der geistreichen Frau, die übrigens eben so fein zu hören, als zu sprechen verstand, zu lauschen. Wir lernten in dem gastfreien Hause Gustav Kühne, Bogumil Goltz, A. v. Sternberg u. s. w. kennen. Dem Freunde Walter v. Goethe, welcher kürzlich gestorben, der edelsten Seele, bewahren wir im Herzensgrunde unvergängliche Liebe. Auch er war ein Achtundvierziger und diente in der Wiener Nationalgarde, Schottenviertel, fünfte

Compagnie, in dem Zuge, dessen Corporal gewesen zu sein wir die Ehre hatten. Er war gewissenhaft auch als Gardist; indessen der kleine, feine, lispelnde, weimaranische Kammerherr wäre für ein wirkliches Heer kaum tauglich gewesen. Er trat als Gardist ein, um seine Pflicht zu thun.

Frau v. Goethe war freundschaftlich auch mit dem Hofschauspieler Karl Laroche und dessen Gemalin, welche zur Zeit des grossen Dichters dem Theater in Weimar angehört hatten, verbunden. Laroche selbst sah gerne Gäste an seinem Tische, dem besten in Wien — und in Gmunden zur Sommerszeit — dessen guter Genius die Hausfrau war, eine Künstlerin mit dem Kochlöffel und der Feder. Wir Alle verdankten ihr Salate, deren Geheimniss sie mit sich genommen und einen recht guten Roman, der am Gestade des Gmundener Sees spielt. Wenn Baron Max Springer, der unterrichtete, gastfreie, liebenswürdige Banquier Ascher, Warrens und Karl Laroche bei einem Mahle vereinigt waren — und das geschah wöchentlich — so vergass man oft das Essen, um nicht die Sternschnuppen der Geister zu versäumen.

Sie sind Alle todt, von denen wir erzählen! Auf dem Friedhofe in Cairo ist innerhalb des Thores zu lesen: »Ich war!« Diese Worte hätten wir als Motto unserer Rückschau vorsetzen können. Am Eingange des Friedhofsthores in Cairo steht aber: »Ich bin!« und das ist tröstlich für die Ueberlebenden. Sie können wenigstens heute erzählen, wie es ehedem gewesen.

Wir haben noch Gustav Heine's zu gedenken, des Gründers des Wiener »Fremdenblatt«. Dieses ist heute ein leitendes Blatt in mancher Richtung und hat sehr klein angefangen. Heine, der seine Jugend in Hamburg verlebte, hatte, als er quittirte — er war Cavallerie-Oberlieutenant gewesen — den Entschluss gefasst, in Wien eine Zeitung in der Art des Hamburger »Fremdenblatt« herauszugeben. Die Fremdenliste war der Hauptinhalt solcher Publication. Nach dem October des Jahres 1848, als die Blätter Wiens spärlich geworden waren, wurden der Rubrik »Angekommene« Notizen beigefügt. Heine predigte damals und später den Mitarbeitern zwei leitende Grundsätze. Erstens: »Ueber Alles, was Aufsehen erregt, muss berichtet werden; denn wenn Jemand einen Menschenknäuel sieht, wird er sagen, ich gehe weiter, was da vorgeht, wird mir morgen das »Fremdenblatt« melden.« Zweitens: »Jede Notiz muss einfach und klar sein, eine andersgeartete nehme ich nicht auf, denn was ich nicht verstehe, verstehen auch meine Leser nicht!« Mit diesen

Grundsätzen und einem stark entwickelten Geschäftsgeiste ist Gustav Heine ein sehr reicher Mann geworden. Doch kehren wir zu dem Wien im Anfange der siebziger Jahre zurück.

Das Wiener Leben blühte und gedieh damals in früher ungeahnter Weise. Die bedeutendsten Architekten: Schmidt, Hansen, Ferstl, Semper und Hasenauer zierten die Hauptstadt mit Meisterwerken. Die Wiener Kunstindustrie, von Rudolf von Eitelberger wieder hervorgerufen, blühte und verbreitete sich bis in die kleinsten Räume der neugebauten Häuser. Die Gesellschaft gab Feste auf Feste: die glänzendsten fanden in den Palästen der Finanzbarone statt. Johann Strauss, der Spielmann Wiens, sang begeistert und entzückend auf seiner Zaubergeige das »Donaulied«, und riss Alles mit sich fort. Als Krönung des wirthschaftlichen Aufschwunges, des üppigen reichen Wiener Stadtlebens, war die Weltausstellung des Jahres 1873 veranstaltet worden. Der Palast im Prater entstand. Die riesige Rotunde, sollte sich wie ein Triumphdach über das Schönste wölben, was Europa, was Wien hervorgebracht.

Der Muth der Wiener Bankwelt und des ihr zufliegenden Publicums war aber zum Uebermuth geworden, das Wagen zur Waghalsigkeit. Statt echter Kaufleute war Wien mit falschen Cavalieren gefüllt. Die Katastrophe konnte nicht ausbleiben. Sie trat ein und die Ausstellungs-Rotunde wurde zu einer Art von Trauerdenkmal der Tage, während welcher das reiche Wien arm geworden ist. Wiens Leben bewegt sich, wie wir im Beginne sagten, in fieberhaften Sprüngen. Dem Uebermuthe folgt stets grosse Niedergeschlagenheit. So trauerte auch Wien wieder einmal, als sich plötzlich der Wechsel der Decoration vollzogen hatte. Im Jahre 1848 wurde das grosse immobile Besitzthum zurückgeschoben und die liberalen Kreise, in ihrem Gefolge der mobile Besitz, gelangten zur Herrschaft; im Jahre 1873 verschwand ein Theil der Welt der Actien und der conservative Hochadel, welcher inzwischen wieder erstarkt war, trat politisch mächtig hervor. Er beherrschte auch wieder die Gesellschaft Wiens.

Wien hat verloren, aber die grosse, schöne, herrliche Stadt ist geblieben, wenn auch die Hauptstädte der Provinzen, in welchen sich ein eigenes politisches und sociales Leben nach und nach entwickelte, der Hauptstadt viele reiche, treibende und schaffende Elemente entnommen haben. Wien wird immer die von der Natur mitten in den österreichischen Staat, mitten in das Herz Europas gestellte Grossstadt sein, die, an dem Ufer eines grossen Stromes

gelegen, von einer aufgeweckten, lebhaften Bevölkerung voll Talent und Freisinn bewohnt, zeitweise, wie es manchmal den Anschein hat, in ihrer Entwickelung stille steht, aber bald wieder, gleichsam aus dem Schlafe erwachend, zu neuem, kräftigen Leben sich aufschwingt. Die Fremden sagen, Wien sei die schönste Stadt der Welt. Wir sagen es ihnen gerne nach. Wenn man daran denkt, was das eingeschlossene Wien im Jahre 1848 gewesen ist und wie es heute einem ausgebreiteten, mit Edelsteinen besetzten Schmuckfächer gleich, von dessen Griff das blaue Band der Donau niederflattert, herrlich erglänzt, so staunt man den Fortschritt an, den Oesterreichs Hauptstadt während der letzten vierzig Jahre gemacht. Und diesen Fortschritt dankt Wien zumeist seinem ritterlichen, edlen und guten Monarchen, Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph.

ENDE.